



Weltgeschichte

von

Prof. Dr. Joh. Bapt. v. Weiss,

k. k. Hofrath, Mitglied des österr. Herrenhauses, Ritter des Ordens der eis. Krone,
Besitzer des k. k. Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft.

Achter Band.

Religionsstreit von 1530–1618. Literatur und Kunst.

Vierte und fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage,

bearbeitet von

Dr. Ferd. Vockenhuber.



Graz und Leipzig.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei und Verlags-Buchhandlung „Styria“.

1905.

Das Recht eines Auszuges oder einer Uebersetzung des ganzen Werkes oder einzelner
Theile wird vorbehalten.

Vorwort.

Der vorliegende achte Band der dritten Auflage enthält die Geschichte der Reformation in England von Heinrich VIII. bis Jakob I., dann den Verlauf des Religionsstreites in Deutschland vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden und wie Karl V., durch die Ereignisse gebeugt, Abschied nimmt vom Thron und Leben. Sein Sohn Philipp II. führt dann das Schwert für die christliche Sache gegen die Türken, für die katholische und monarchische gegen die Calviner in den Niederlanden und in Frankreich, die auf die Republik lossteuern, gegen die Neuerungen in England und Schottland. In Frankreich erringt der Katholicismus nach schweren, langen Kämpfen den Sieg. Indes vertritt Karls Bruder Ferdinand I. und sein Sohn Maximilian II. in schweren Verhandlungen und erbitterten Kämpfen die Sache deutscher Nation gegen die osmanische Großmacht. Österreich wurde der Schild Deutschlands, der Damm gegen die Hochflut aus Asien, welche die Civilisation des Abendlandes bedrohte.

Indes geschah, was wenige ahnten. Die alte Kirche, die dem Tode für verfallen galt, erhob sich aus der Schwäche zur Kraft und stand auf einmal verjüngt in neuem Leben da. Hochbegabte Geister entzündeten eine neue Glut für ihre Lehre. Die Sitte wurde streng, Gebrechen wurden glücklich behoben, gute Schulen wurden gegründet. Die Sturmflut stand still, verlorene Gebiete wurden wieder besetzt, neue gewonnen. Das ist die Gegenreformation.

Der letzte Abschnitt gilt der Kunst und Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Während der Norden Europas in reformatorischer Wuth die Tempel schändet und die Bilder zerstört, ist der katholische Süden wie verklärt durch die höchste Blüte der Kunst. Es ist, als ob der Genius der Schönheit auf die Erde gestiegen wäre, um sich den Menschen in seinem ganzen Zauber zu zeigen. Welthistorisch einzig ist die Fülle schöpferischer, wetteifernder Talente, welthistorisch einzig ist die Empfänglichkeit, die Begeisterung, mit der ihre Leistungen wie Gaben des Himmels aufgenommen wurden. In einer Weltgeschichte darf diese Richtung des sechzehnten Jahrhunderts nicht vergessen werden.

Bei diesem Anlaß sage ich meinem Herrn Collegen Johann Graß, Professor der Kunstgeschichte, den herzlichsten Dank für den Zutritt zu seiner reichen, kunstgeschichtlichen Bibliothek und Sammlung von Photographien. In neunzehn verschiedenen Reisen hat der Glückliche Spanien, Südfrankreich, Dalmatien, Istrien, Italien durchforscht, Bedeutsames sogleich photographirt, hundertdreißig italienische Städte und Orte zum erstenmale geschildert. Ein solcher Eifer ist aller Ehren wert!

Graz, 15. Mai 1892.

Dr. J. B. v. Weiß.

Vorwort zur vierten und fünften Auflage.

In kurzen, aber schwerwiegenden Worten wird der Inhalt dieses Bandes im Vorworte zur dritten Auflage charakterisirt. Besonders die Worte: „Indes geschah, was wenige ahnten. Die alte Kirche, die dem Tode für verfallen galt, erhob sich aus der Schwäche zur Kraft und stand auf einmal verjüngt in neuem Leben da“, geben so recht den Grundgedanken, der den ganzen Band durchzieht.

Wohl muß der gewissenhafte Geschichtschreiber auch diesmal noch so manche Schäden und Schädigungen der katholischen Welt seinen Lesern unumwunden zeigen. Allein es handelt sich diesmal nicht mehr um Dinge, die eine Zeit des Niederganges charakterisieren, sondern um üble Reste einer früheren bösen Zeit, um Nachwehen, wie sie eben zumeist verbunden sind mit dem Proceß der Selbstreform oder mit der beginnenden Gesundung nach schwerer Krankheit. Schwerkrank war ja der „Leib der Kirche“ bis zum Sturme der Reformation, er war in der Lage eines Todkranken, der bei getrübttem Bewußtsein seinen eigenen Zustand nicht erkennt. Jetzt aber mehren sich allenthalben die Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins und der neuerwachten Lebenskraft in allen Gliedern der katholischen Kirche. Der Geist des Christenthums, der einst die Apostel und Jünger des Herrn angetrieben hat, die Religion der Liebe in Wort und That, selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens der irrenden Welt zu verkünden, reifte auch jetzt wieder Erscheinungen, welche die katholische Kirche mit Stolz ihr Eigenthum nennen

darf, Erscheinungen, die auch auf nichtkatholischer Seite Bewunderung erregen. Während so die katholische Welt innerlich geklärt und fest geeinigt aus dem Chaos wieder sich erhob, sehen wir in der Zersplitterung, in dem unsicheren Glauben und Taten der protestantischen Kreise nach dem wahrhaft „reinen Worte“ die verheerende Wirkung, welche die verkehrte Anwendung des Individualitätsprinzips auf Glaubenssachen unfehlbar zur Folge haben mußte. So bildet der Inhalt dieses Bandes die nothwendige und für den Katholiken erst befriedigende Ergänzung zum siebenten Band.

Dass die Bearbeitung auch diesmal zu sehr bedeutenden Änderungen und Ergänzungen führen mußte, ist jedem Kundigen von vornherein schon klar. Zahlreich sind die Ergänzungen besonders in der Geschichte Karls V., noch ausgedehnter in der Geschichte Ferdinands I. und Maximilians II., wobei namentlich das Eindringen des Protestantismus in den österreichischen Erbländern genauer zur Sprache kommen mußte. Ganz ungearbeitet wurde die Geschichte der Königin Maria Stuart; völlig neu aber sind der Rückblick auf die Geschichte Venedigs, die Darstellung der Gegenreformation besonders in Innerösterreich, die Entwicklungsgeschichte der englischen Seemacht und die Charakterisierung der Renaissance. Hinsichtlich des letzteren Stoffes bin ich zu besonderem Danke verpflichtet meinem verehrten Herrn Kollegen Prof. Dr. Johann Hanfkl, Obmanne des Christlichen Kunstvereins der Diocese Seckau, für manche aufklärende Winke und Überlassung wertvoller Werke der neuesten kunsthistorischen Literatur.

Graz, 2. November 1904.

Dr. Ferd. Döckenhuber.

Inhalts-Verzeichniss.

	Seite
Die Reformation in England	1—85
Heinrichs VIII. Anfänge	1
Heinrichs VIII. Ehescheidung	4
Heinrichs VIII. Abfall von Rom und Verfolgungssucht	11
Heinrich VIII. als Religionsstifter	16
Eduard VI. 1547—1553	23
Johanna Gray und Maria	29
Schottland	31
Karl V. und die Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden 1532—1555	36—182
Die Schweiz	36
Calvin	39
Franz I. als Vater der Wissenschaften	52
Franz I. und die Reformation in Frankreich und Deutschland	56
Dritter Krieg zwischen Franz I. und Karl V.	63
Papst Paul III. vermittelt zwischen Karl V. und Franz I.	69
Der Aufstand in Gent	72
Kurze Freundschaft zwischen Karl V. und Franz I.	74
Neue Umtriebe Franz' I. und Türkenkrieg im Jahre 1541	77
Karl V. vor Algier	82
Karl V. vierter Krieg mit Franz 1542—1544 und der Türkenkrieg bis 1547	83
Fortschritte des Protestantismus in Deutschland nach dem Nürnberger Religions- frieden	90
Die Protestanten und die Concilsfrage	92
Wachsthum und Lähmung des Schmalkaldner Bundes	96
Nutzlose Ausgleichversuche und neue Erfolge des Protestantismus	100
Die Schmalkaldner und der Kaiser vor dem Kriege	105
Das Concil von Trient. — Luthers Ende	108
Der Schmalkaldische Krieg in Süddeutschland 1546	113
Der Schmalkaldische Krieg in Sachsen 1547	118
Folgen der Schlacht bei Mühlberg	123
Karl V. und Paul III. in der Concilsfrage	126
Das Augsburger Interim	131
Wer soll Karl V. im Reiche nachfolgen, Philipp II. oder Ferdinand I.?	140
Neue Verwickelungen mit den Türken und mit Frankreich	144
Frankreich. Ubergang von Franz I. auf Heinrich II.	146
Moriz von Sachsen	150
Der Vertrag zu Passau 1552	155
Kriegswirren von 1552—1556	162
England unter Maria der Katholischen 1553—1558	165
Der Religionsfriede zu Augsburg	170
Karl's V. Abschied vom Thron und Ende in San Juste	174
Deutschland unter Ferdinand I. und Maximilian II.	183—220
Ferdinand I. als deutscher Kaiser	183
Ferdinands I. Verhältnis zu Ungarn und der Pforte	186

	Seite
Ferdinands I. Regierung in den Erbländern	188
Maximilians II. Vorleben	193
Maximilians II. Regierung in Deutschland und in den Erbländern	198
Deutsche Zustände. — Literatur	204
Naturwissenschaft. Copernicus	208
Die Hexenproceße	215
Philipps II. Anfänge und Sinken der Osmanenmacht	221—274
Ende des französisch-spanischen Krieges	221
Suleimans II. Familienunglück	227
Suleimans II. Krieg gegen Malta	229
Suleimans II. Tod 1566. — Niklas Brinyi	233
Ältere Geschichte von Cypern	235
Rückblick auf die Entwicklung Venedigs	241
Cypern, Genua und Venedig	251
Die heilige Liga von 1571. — Don Juan d'Autria. — Fall Famagostas	261
Seeschlacht bei Lepanto	265
Don Carlos 1545—1568	269
Der Türkenkrieg bis zum Frieden an der Bsitva-Mündung	275—291
Anfänge Murats III.	275
Die Pforte, Polen und Innerösterreich	278
Die Pforte und Persien	283
Die Pforte, Siebenbürgen und Osterreich	285
Die Hugenottenkriege bis zum Tode Karls IX.	292—326
Franz II. 1559—1560	292
Karl IX. Anfänge	299
Das Blutbad von Wassy und der erste Hugenottenkrieg	304
Karl IX. gewinnt Havre und bereist Frankreich	308
Der zweite Hugenottenkrieg	311
Der dritte Hugenottenkrieg, oder Krieg der vier Heinrichs	314
Coligny im Rathe Karls IX.	317
Die Bartholomäusnacht und vierter Hugenottenkrieg	320
Der Sieg der Reformation in England und Schottland. Elisabeth und Maria Stuart	327—382
Elisabeths Charakter und Bruch mit der Kirche	327
Maria Stuarts Regierungsanfang	335
Maria Stuarts Ehe mit Darnley	342
Darnleys Ermordung	349
Maria Stuarts Ehe mit Bothwell	356
Maria Stuarts Absetzung	361
Maria Stuart vor dem Gericht Elisabeths	364
Anschläge zu Gunsten Maria Stuarts	368
Maria Stuarts Ende	375
Neues Leben in der alten Kirche	383—482
Haltung der romanischen Völker gegen den Protestantismus	384
Selbstreform des Papstthums. — Concil von Trient	392
Der Jesuiten-Orden	405
Die Missionen der Jesuiten	413
Die Jesuiten in Sina	416
Die Missionen in Amerika	423
Wirken des Jesuiten-Ordens in Europa, speciell in Deutschland	436
Die Gegenreformation	441
Die Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl	443
Ende des Protestantismus in Innerösterreich unter Erzherzog Ferdinand	452
Der heil. Philipp Neri und sein Orden der Oratorianer	459
Die heil. Theresia und die Reform des Karmeliter Ordens	464
Der heil. Franz von Sales und die Salesianerinnen	467
Der heil. Vincenz von Paula und seine Gründungen	471
Andere Ordensgründungen und Ordensreformen	477

	Seite
Westeuropa im Zeitalter Philipps II. und Heinrichs IV.	483—722
Philipps II. Regierungsgrundsätze und Charakter	483
Der Aufstand der Moriscos	490
Aufstand der Niederlande	495
Der Silbersturm von 1566	519
Alba in den Niederlanden 1567—1573	524
Albas Mißgriffe. Die Alcabalasteuer	533
Die Niederlande unter Don Luis Requesens, 29. November 1573 bis 5. März 1576	543
Vierter und fünfter Hugenottenkrieg. — Heinrich III.	549
Die Liga und der sechste Hugenottenkrieg	559
Don Juan und Wilhelm von Oranien	562
Alexander von Parma als Statthalter 1578—1589 und Wilhelm von Oranien	582
Eroberung Portugals	591
Der siebente Hugenottenkrieg, die Liga und Philipp II.	596
Der achte Hugenottenkrieg. Die Liga der Sechzehn	602
Heinrich III. und die Pariser	607
Die „unüberwindliche“ Armada	612
Die Stände von Blois und die Ermordung der Guisen	616
Ende Heinrichs III.	619
Kampf um Frankreich bis zum Tode Karls X.	623
Bruch zwischen Mayenne und der Liga	629
Philipp II. und Antonio Perez. — Untergang der Freiheiten Aragoniens	633
Heinrich IV., Philipp II. und Mayenne im Jahre 1592. — Tod Alexanders von Parma	639
Die Generalstände vom Jahre 1593	644
Übertritt Heinrichs IV. zur alten Kirche. — Krönung in Rheims und Einzug in Paris	647
Heinrichs IV. Ausöhnung mit dem Papste. — Das Edict von Nantes	653
Ende Philipps II. 1598. — Philipp III. 1598—1621	658
Ausgang des Freiheitskrieges der Niederlande	671
Verfassung und Streitigkeiten in den Niederlanden	675
England in den letzten Jahren Elisabeths	679
Entwicklung der englischen Seemacht	684
König Jakob I. 1603—1625	692
Francis Bacon	704
Heinrich IV. und Sully. — Der große Plan	711
Literatur und Kunst im sechzehnten Jahrhundert	723—927
England. — Shakspere	725
Spanien	741
Cervantes	746
Lope de Vega	753
Calderon	762
Helbengedichte und Geschichtschreibung Spaniens	767
Spanische Maler. Velasquez, Murillo	791
Italiens Literatur	798
Ende der mittelalterlichen Kunst in Italien	853
Die Renaissance in der italienischen Kunst	860
Die Meister der Frührenaissance	870
Leonardo da Vinci	879
Michelangelo	882
Raffael Santi	894
Correggio	906
Die Venetianer Giorgione, Tintoretto und Paolo Veronese	908
Die Schule der Effektiker	916
Die Schule der Naturalisten	922
Register	928—968

Die Reformation in England.

Der siebente Band schloß mit dem glänzenden Feldzuge Karls V. nach Tunis und wie er 20.000 Christensklaven befreite. Von Tunis zog der Kaiser über Trapani, Palermo und Neapel nach Rom, wo er am 5. April 1536 als der Held der Christenheit empfangen wurde. Ein Theil seiner diplomatischen Verhandlungen daselbst galt England und der Reformation durch Heinrich VIII.

Die englische Reformation geht nicht wie die deutsche aus einer geistigen Bewegung, aus einer tief inneren Überzeugung, sondern aus der Leidenschaft und Herrschsucht Heinrichs VIII. hervor; sie ist darum im Anfange ganz äußerlich, mehr Schisma als Häresie, mehr national-politischer Act, als religiöse That, mehr Losreißung von Rom, als von dem Glauben der alten Kirche.¹⁾ Erst nach und nach geht die Bewegung in die Tiefe.

Heinrichs VIII. Anfänge.

Heinrich VII. starb am 22. April 1509, zweiundfünfzig Jahre alt. Ein kalter Rechner — hatte er schlau alle Parteien niedergehalten, hatte einen Schatz von 1,800.000 Pfund gesammelt, keine großen Schlachten auf französischem Boden geschlagen, Englands Namen im Auslande nicht groß gemacht; auch im Innern entbehrte seine Politik jeder Hochherzigkeit.²⁾ Leicht begreiflich, daß ihm das Volk nicht nachweinte, daß es aber mit Hoffnung seinem achtzehnjährigen Sohne Heinrich VIII. sich zuwandte;³⁾ denn dieser hatte vieles, was die Masse bestechen kann: eine schöne Gestalt, ein feuriges,

Heinrich
VII.

Heinrich
VIII.

¹⁾ Über die religiösen Zustände in England gibt das auf vielen Studien beruhende und ganz objectiv gehaltene Werk eines gelehrten Benedictiners, Franz Aidan Gasquet, „Heinrich VIII. und die englischen Klöster“, deutsch von Thomas Elsässer aus der Beuroner Benedictiner-Congregation, ein farbenreiches Bild in den Abschnitten: „Das monastische England“, „Auftauchende Schwierigkeiten“, „Historische Parallelen von Kloster-Aufhebungen“, Bd. I. S. 1—65. Mainz 1890.

²⁾ Thommes, Geschichte von England zur Zeit der Tudors, I, S. 198—204. Mainz 1866.

³⁾ Brosch, Geschichte von England, VI, S. 21 ff. Gotha 1890. — Stevenson, King Henry the eighth in „The Month“. Jahrg. 1882—1883.

ritterliches Wesen, er war gewandt in allen kriegerischen Übungen,¹⁾ er war für einen König jener Zeit ungewöhnlich gebildet, er verstand sehr gut das Latein, und weil er, während sein älterer Bruder Arthur lebte, zum Erzbischof von Canterbury bestimmt war und demgemäß erzogen wurde, so war er bewandert in der Theologie und war ein Kenner der Musik; hat er doch selbst zwei Messen gesetzt. Seine Genusssucht, seine Leidenschaften, seine tyrannische Natur traten noch nicht hervor.

Der junge König suchte die Liebe des Volkes zu gewinnen. Empson und Dudley, die „Stoßvögel“ seines Vaters, die Werkzeuge seiner Raubgierde, wurden vom jungen König rücksichtslos geopfert: sie hätten sich das Recht der Gerichtshöfe angemäht — Erpressungen sich zuschulden kommen lassen, sie hätten sich der Person des jungen Königs bemächtigen und die Regierung an sich reißen wollen. Sie starben beide nach längerer Untersuchung am 18. August 1509 auf dem Schafott. — Am 11. Juni 1509 vermählte sich der König mit der Witwe seines Bruders Arthur, mit Katharina, der Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabella's: sie war sechsundzwanzig Jahre alt, sehr schön, eine echte Tochter der großen Isabella. Da sie behauptete, daß ihre Ehe mit Arthur nie vollzogen worden sei,²⁾ so schien jedes Hindernis gehoben. Der König war lange sehr glücklich in dieser Verbindung. Überhaupt war statt des grämlichen ernsten Tones jetzt am Hofe eine ununterbrochene Folge von Ballen, Schauspielen, Turnieren, in denen der König meist den Preis davontrug und gern sich bewundern ließ. Er kämpfte in den Schranken mit dem zweihändigen Schwert oder mit der Streitart und war so stark oder seine Gegner so klug, daß er immer siegte.³⁾

Sein Ehrgeiz führte England aus der lauerten Stellung, die es unter Heinrich VII. eingenommen hatte, schnell heraus. Mit Eifer nahm Heinrich VIII. Antheil an den großen Fragen Europas durch seinen Beitritt zur heiligen Liga, wie wir früher sahen. Im allgemeinen hatte er Glück: er siegte im Vereine mit Maximilian 1513 in der Sporenschlacht bei Guinegate und eroberte Therouanne und Tournay; der König Jakob IV. von Schottland, Schwager Heinrichs VIII., aber Verbündeter Ludwigs XII., verlor am 9. September 1513 Schlacht und Leben gegen die Engländer; Spanien, Frankreich, der Papst warben eifrig um die Bundesgenossenschaft Englands; Heinrich VIII. schmeichelte sich, der Schiedsrichter Europas zu sein. Ludwig XII. wußte ihn zu gewinnen. Seine Schwester Maria wurde am 11. October 1514 mit Ludwig XII. vermählt. Mit einem Worte: die englische Politik gieng einen stolzen, hohen Gang. 1516 bis 1519 trug sich Heinrich sogar mit dem Plane, Kaiser zu werden. Sein erster Minister

Heinrich
VIII.
und
Katharina.

Heinrich
VIII.
und die

europäische
Politik.

¹⁾ Lingard, Geschichte von England, VI, S. 5–6. — Polcs Briefe aus dieser Zeit athmen Verehrung. — The history of Pole. Oxford 1704.

²⁾ Heinrich selber bekannte die Wahrheit ihrer Versicherung dem Kaiser. In Spanien glaubte man wegen Arthurs Kränklichkeit dasselbe. Katharina wurde mit den bei Jungfrauen üblichen Ceremonien mit Heinrich getraut: sie war weiß gekleidet und trug fliegendes Haar. Lingard, l. c. VI, p. 6 f. — Thommes, l. c. I, p. 212.

³⁾ Lingard, l. c. VI, p. 9.

Wolsey wollte Papst werden und hatte zweimal bei der Wahl Stimmen für sich.¹⁾

Dieser Wolsey war lange der eigentliche Träger der Politik Heinrichs, denn der König hatte nach den Worten eines Zeitgenossen „so wenig Lust zu Geschäften, als ein Ochse Lust, sich ins Joch spannen zu lassen“. Wolsey war ein Emporkömmling, geboren zwischen 1471 und 1475 zu Ipswich, der Sohn eines Kaufmannes, gebildet in Oxford, Prediger, Erzieher. Er wurde 1501 Kaplan des Erzbischofs von Canterbury, trat dann in den Verwaltungsdienst in Calais unter dem Befehlshaber Richard Ransan, der ihm die Stelle eines königlichen Kaplans bei Heinrich VII. verschaffte. Seine feinen Sitten, seine Heiterkeit, sein reiches Wissen gewannen ihm die Liebe des jungen Königs Heinrich VIII. Obgleich ein Geistlicher, aß, trank, spielte, tanzte Wolsey wie jeder andere in Gesellschaft des Königs; — wurde dieser wieder ernst, so sprach er mit ihm in dem Tone eines Professors über Thomas von Aquin.

Der König war stolz auf sein eigenes theologisches Wissen, und als die Reformation in Deutschland ausbrach, schrieb er eine Abhandlung über die Siebenzahl der Sacramente gegen Luther, wobei natürlich Wolsey und andere nachhelfen. Von dem Werke wurde ein Prachtexemplar feierlich dem Papste überreicht, und Heinrich erhielt dafür den Titel „Verteidiger des Glaubens“,²⁾ den heute noch jeder Monarch Englands führt. Zugleich ließ Heinrich VIII. dem Papste erklären, daß er nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte für die wahre Lehre einzutreten bereit sei und die ganze Macht seines Reiches gegen die Irrlehre aufbieten wolle, — die Lutheraner wurden denn auch mit Feuer und Schwert verfolgt.³⁾

Der gewandte Wolsey stieg nicht bloß in der Gunst seines Königs, sondern auch des Papstes: er wurde 1514 Bischof von Lincoln und noch im selben Jahre Erzbischof von York, am 15. September 1515 Cardinal, bald darauf Vorkanzler und im Jahre 1518 Stellvertreter des Papstes für das Königreich. Fremde Monarchen schmeichelten, sandten Geschenke, fragten ihn um Rath.⁴⁾ Seinem König schien Wolsey unentbehrlich: er war arbeitsam, kannte die inneren und äußeren Verhältnisse und wußte seinen Herrn zu leiten, während er sich doch das Ansehen gab, als werde er von ihm geleitet. Wolsey besaß ein ungeheures Einkommen, bezog er doch bloß aus Spanien einen Jahresgehalt von 7500 Ducaten, aus Frankreich von 12.000 Livres, aber er wandte das Geld an, wie wenn er von königlicher Herkunft wäre, nicht von niederem Stande. Er hatte einen glänzenden Hofstaat, er erschien mit dem Pomp und dem Gefolge eines Königs, aber er sammelte auch Kunstwerke, er errichtete herrliche Bauten,

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 684 f., 688, 692, 694, 696 f., 701, 728, 886, 849 dieses Werkes 5. Auflage.

²⁾ Defensor fidei, Defender of the faith.

³⁾ Wilkins, Conc. m. Brit., III, p. 690. Des Königs Buch führte den Titel: Adsertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum. Der König schrieb mit eigener Hand an das Ende:

„Anglorum rex Henricus, Leo decime. mittit
Hoc opus et fidei testem et amicitiae.“

⁴⁾ Ringard, l. c. VI, p. 41. — Besselheim im Kirchenlexikon, XII, S. 1748 f. — Erasmus lobt ihn sehr in seinen Briefen, schreibt aber 1530 nach seinem Sturze über ihn: „Metuebatur ab omnibus, amabatur a paucis. ne dicam a nemine.“

er unterstützte in glänzender Weise die Wissenschaften.¹⁾ In Oxford allein gründete er sieben Lehrstühle und das Collegium der Christkirche, das heute noch seinem Namen Ehre macht.²⁾ In der äußeren Politik befolgte er den Grundsatz, eine Art Gleichgewicht zwischen Spanien und Frankreich herzustellen. Lange hatte er Karl V. gegen Franz I. begünstigt, bis ihn die Enttäuschung bei der Papstwahl im Jahre 1521 und 1523 auf die Meinung brachte, Karl habe nicht genug für ihn gethan. Da schlug auf einmal die englische Politik um, sie trat auf die Seite Frankreichs.

Wolseys Macht schien für immer fest begründet zu sein, erst die Scheidungsangelegenheit stürzte ihn. Die Königin Katharina verlor nämlich durch Alter und Kränklichkeit die Zuneigung ihres Gemahls, seine Achtung aber nie. Sie hatte dem König drei Söhne und zwei Töchter geboren, alle starben jung hinweg, bis auf Maria. Früher der Königin so zugethan, daß nach den Worten eines Zeitgenossen nie ein Mann seine Frau zärtlicher liebte, daß er sich laut glücklich pries, eine so tugendhafte und vortreffliche Gattin zu besitzen, gab sich Heinrich, als ihre Reize schwanden, andern Frauen hin und dieses hatte unerwartete Folgen.³⁾

Zuerst einer Elisabeth Blount, Witwe des Sir Gilbert Tailbois, die ihm 1519 einen Sohn, Heinrich Fitzroy, gebar, den der König später mit Gunst so überhäufte, daß viele fürchteten, er werde ihn zu seinem Nachfolger ernennen lassen. Heinrich war untröstlich, als der Sohn im achtzehnten Jahre starb. — Dann entflammte Maria Boleyn seine Leidenschaft, bis er ihre jüngere Schwester Anna sah, für die er eine für England verhängnisvolle, fast dämonische Neigung faßte. Sie war Hofdame Katharinas und ebenso schön als lebhaft und gebildet. An einen Percy verlobt, wurde dieses Bündnis auf Befehl des Königs auf einmal gewaltsam getrennt — für sie, nebst einem glänzenden Geschenk von Juwelen, der erste Beweis, welch eine Macht sie über das Herz des Königs übe. Als Heinrich 1525 ihr seine Leidenschaft gestand, erklärte sie, durch das Beispiel ihrer verlassenen Schwester gewißigt, so glücklich sie sein würde, wenn sie die Gattin des Königs wäre, so werde sie doch nie einwilligen, seine Buhlerin zu werden.⁴⁾

Heinrichs VIII. Scheidung.

Heinrichs
VIII.
Bedenken.

Jetzt bekam Heinrich VIII. auf einmal Bedenken, ob seine Ehe mit Katharina auch rechtmäßig sei,⁵⁾ da Moses verbiete,⁶⁾ das Weib des Bruders

¹⁾ So berief er auch den spanischen Humanisten und Rechtsgelehrten Ludwig Vives nach England.

²⁾ Huber, Geschichte der englischen Universitäten, I, S. 422; II, S. 1—97. — Weber, Geschichte der katholischen Kirchen und Secten in Großbritannien, I, S. 159 bis 170. Leipzig 1845.

³⁾ Wood, Hist. et antiquit. Oxon., II, p. 380.

⁴⁾ Zimmermann, Maria die Katholische. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung, S. 1—5. Freiburg i. Br. 1890. — Brodh, l. c. VI, p. 212 f.

⁵⁾ Hanke sagt sehr gut in seiner „Englischen Geschichte“, I, S. 169, man müßte die sehenden Augen verschließen, wenn man in Abrede stellen wollte, daß eine unterdessen erwachte Leidenschaft des Königs den stärksten persönlichen Antrieb zum Wunsche gab, von der bisherigen Gattin sich scheiden zu lassen.

⁶⁾ III. Moses 18, 16.

zu heiraten. Mit diesem Argumente gab sich aber der gekrönte Theolog eine arge Blöße, da ja sein Fall ganz anders lag. Verboten war und ist nur die Heirat mit dem Weibe des noch lebenden Bruders; Heinrich hat aber die Witwe des Bruders geheiratet, und da diese kinderlos war, so war Heinrich nach den Bestimmungen des mosaischen Gesetzes¹⁾ zur Heirat mit der Witwe, zur Levirats-ehe, geradezu verpflichtet. Ubrigens galten für den christlichen König von England die Bestimmungen des christlichen, nicht aber die des mosaischen Gesetzes, und nach jenem stand nach Ertheilung der Dispens von der Schwägerschaft der Heirat nichts mehr im Wege. Man kam denn auch im Rathe des Königs bald ab von dem Gaukelspiel mit alttestamentlichen Bibelstellen und griff nun die Gültigkeit der im Jahre 1509 ertheilten päpstlichen Dispens an, und es ist der große Fehler Wolseys, daß er dem König die Scheidung von Katharina als leicht durchführbar schilderte und seinen Beistand versprach, nur um in der Gunst des Königs sich zu halten.

Wolsey.

Wolsey hielt die Neigung des Königs zu Anna für eine flüchtige, er dachte ihn mit der Tochter Ludwigs XII., mit Renata, zu vermählen und dadurch das Bündnis Englands mit Frankreich festzuschließen. Durch die Scheidung von Katharina wollte er eigentlich ihrem Neffen, Karl V., einen Schlag versetzen. Eine Doppelheirat war sogar im Plane: der wortbrüchige Franz I., der sich eben vor kurzem im Vertrage von Madrid mit Eleonore, der Schwester Karls V., verlobt hatte, unterhandelte damals über eine Verbindung mit Maria, der Tochter Heinrichs VIII. Und bei diesen Verhandlungen stellte der Bischof von Tarbes das Bedenken auf, ob die Legitimität der Prinzessin ganz ohne Makel sei. Wolsey hatte es ihm eingegeben, um einen Grund zu haben, die Frage ernstlich in Anregung zu bringen.

Das ist des Königs „geheime Angelegenheit“, über die jetzt Gutachten bei den ersten Gottes- und Rechtsgelehrten eingeholt wurden. Die Partei des Königs berief sich auf die mosaischen Ehegesetze, die nicht bloß für die Juden, sondern für alle Zeiten und Völker gelten: Christus habe jene Gesetze nicht widerrufen; Johannes habe es dem Herodes streng verwiesen, daß er das Weib seines Bruders geheiratet habe. Die Anhänger der Königin beriefen sich auf das Gesetz des Moses im Deuteronomium 25, 5, wo die Levirats-ehe befohlen wird; Johannes der Täufer habe Herodes die Heirat mit der Schwägerin verwiesen, weil der Bruder noch gelebt oder Kinder hinterlassen habe. Ubrigens hatte Papst Julius II. auf den Wunsch Heinrichs VII. Dispens ertheilt und die Ehe Heinrichs mit Katharina genehmigt, siebenzehn Jahre hatte sie unter allgemeiner Anerkennung gedauert.

Die geheime Angelegenheit.

Diese „geheime Angelegenheit“ kam jetzt wieder an den Papst, an Clemens VII., der damals ein Gefangener der Truppen Karls V. war. Wolsey sollte als päpstlicher Legat die Scheidung aussprechen. Aber wie war Wolsey

1) Deuteronomium, 25, 5.

in Bangigkeit, als ihm der König seinen festen Entschluß erklärte, Anna Boleyn zu heiraten, und nichts von der Ehe mit der französischen Prinzessin wissen wollte! Sprach sich der Minister gegen die Verbindung mit Anna Boleyn aus, so traf ihn der Zorn des Königs — und er kannte durch langen Umgang die unter feinen und freundlichen Formen versteckte tyrannische Art Heinrichs gar wohl; wurde aber Anna Boleyn Königin, so war sein Fall gleichfalls gewiß, denn die Partei der Boleyn haßte Wolsey und sann auf seinen Sturz. So war Wolsey gefangen in seinem Fehltritte, aber nach seiner Weise pflichtete er dem König bei, weil er jeden Widerstand für nutzlos hielt, und suchte durch Eifer seinen Widerspruch gegen des Königs Neigung wieder gut zu machen.¹⁾

Clemens
VII.

In nicht minder großer Verlegenheit befand sich der Papst; in die Scheidung der Ehe konnte er nicht willigen, nachdem Julius II. in die Verbindung eingewilligt hatte. Dem König durfte er nicht schroff entgegentreten, denn England verband sich damals mit Frankreich, um den Papst zu befreien. Clemens VII. fehlte, daß er der Politik zulieb sich nicht gleich entschieden für das Recht und gegen die Scheidung aussprach. Er handelte offenbar in der Meinung, das Beste sei, die Sache hinzuziehen, die Zeit werde den König von seinem Liebeswahnsinn schon heilen. Allerdings hatte man den Papst oft gewarnt, der Mangel eines männlichen Thronerben in England werde innere Kämpfe hervorrufen und auch der Kirche schädlich sein, allein mit Recht sagt Ranke: „Das Schwanken Clemens' VII. ist sehr erklärlich, sehr menschlich, aber dem Begriffe der Würde, die er bekleidete, entsprach es nicht. Eben darum sollte es einen unabhängigen obersten Priester geben, damit in den Streitigkeiten der Fürsten ohne Ansehen der Person nach Befund der Sache Recht gesprochen werde.“²⁾

Karl V.

Die Frage wurde immer verwickelter. Karl V. erklärte: „Kann ich den Schimpf hingehen lassen, mit dem Heinrich VIII. meine Tante durch den Betrieb der Ehescheidung bedroht? Oder die Beleidigung, die er mir angethan, indem er mir zugemuthet, seine Tochter zu heiraten, die er jetzt für einen Bastard erklärt?“ Das Volk in England sprach sich für die Königin aus, insbesondere nahmen die Frauen für sie Partei, und die Männer waren gegen die französische Politik Wolseys, — sie war wider die Erinnerungen aus der Vergangenheit wie gegen die Handelsinteressen in der Gegenwart, denn ein Krieg mit Spanien war zugleich ein Krieg mit den Niederlanden. Wolsey war durch sein Versprechen, die Ehe mit einer französischen Prinzessin durchzusetzen, gebunden, die Ehescheidung um jeden Preis zu erwirken, und wenn er sie erwirkte, das sah er sicher voraus, so heiratete der König nicht die Französin, sondern Anna Boleyn, deren Anhang mit Eifer seine Absetzung betrieb! So war er denn noch mehr als Clemens VII. zwischen Hammer und Amboß.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 130—150.

²⁾ Ranke, l. c. I, p. 177.

Auf neue dringende Bitten bewilligte der Papst gerichtliche Untersuchung über die Ehe. Wolsey und Cardinal Campeggio sollten ent-

Ehe-
gericht.

scheiden. Campeggio reiste sehr langsam, nicht bloß weil er kränklich war, sondern weil man offenbar noch immer der heilenden Kraft der Zeit vertraute. Einen Augenblick schien es auch, als ob diese Berechnung probehaltig sei.

Schweiß-
krank-
heit.

Die Schweißkrankheit brach aus, die im Jahre 1485 schon in England so zahlreiche Opfer gekostet hatte — in London allein zählte man 40.000 Kranke —, allein man kannte jetzt eine einfache Art der Heilung. Auch Anna Boleyn erkrankte. Der König dachte jetzt nicht mehr an „die geheime An- gelegenheit“, er lebte wie früher mit der Königin, er beichtete jeden Tag und empfing jeden Sonn- und Feiertag das heilige Abendmahl.¹⁾ Doch als Anna schnell genesen wieder am Hofe erschien, strahlend in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit, war ihre Macht über den König stärker als zuvor. Sie that pröde, fesselte aber gerade dadurch den König.

Campeggio kam indes am 7. October 1528: er muthete der Königin zu, in ein Kloster zu gehen. An streng asketischem Sinn hätte es Katharina nicht gefehlt, sie lebte ganz den Übungen der Frömmigkeit, sie stand schon nach Mitternacht auf, sie beichtete zweimal, sie fastete zweimal in der Woche, sie trug unter dem königlichen Gewand das Kleid des heil. Franciscus. Aber durfte sie durch ihre Nachgiebigkeit das Recht ihres Kindes an den Thron gefährden! Sollte eine Tochter Isabellas zugestehen, daß sie mit Unrecht gesalbt und gekrönt sei? daß sie seit neunzehn Jahren ein Kebsweib und ihre Tochter ein Bastard sei? Sie forderte darum ihr Recht und Rechtsgelehrte aus dem Gebiete Karls V. zu ihrem Beistande.²⁾

Aus-
sunkts-
mittel.

Auch ein letztes Auskunfts- mittel wollte nichts helfen: der König ließ in Rom anfragen, ob er nicht gleich den alten Patriarchen zwei Frauen zugleich haben könnte, von denen nur eine als Königin öffentlich anerkannt und behandelt wäre? ob der König und die Königin zu gleicher Zeit ins Kloster gehen und der König wieder austreten und heiraten könnte? mit andern Worten, ob der König seine Frau abschütteln könnte.³⁾ — Der Papst antwortete den Gesandten: „Er wolle sich dem König in allem gefällig zeigen, was sich mit Ehre und Billigkeit vertrage, aber Heinrich VIII. solle keine offenbare Ungerechtigkeit von ihm verlangen.“ Am 21. Juni 1529 fand das Gericht über die Königin im Parlamentssaale statt.“

Der
Proceß

¹⁾ Pingard, l. c. VI, p. 156—160.

²⁾ Ibid. p. 160—164.

³⁾ Ibid. p. 167.

Euch dasselbe sagen. Gibt es ein Vergehen, das mir zur Last gelegt werden kann, so will ich mich gern mit Schande bedeckt entfernen; gibt es keines, so bitte ich Euch um Gerechtigkeit.“ — Dann verließ die Königin im Hochgefühl ihres Rechtes den Saal. Der Eindruck ihrer Worte war groß. Heinrich VIII. selber mußte sagen, sie sei stets eine gehorsame Gattin gewesen; sein Verfahren rühre nicht von Mißfallen an ihr, sondern nur von der Zartheit seines Gewissens her.

Die Cardinäle jedoch zogen absichtlich die Angelegenheit in die Länge, und am 23. Juli erklärte Campeggio, die Beklagte habe sie als Richter verworfen, die Sache müsse also an den apostolischen Stuhl. Damit war wicht
vertagt. eigentlich erklärt, man habe alle Rücksicht auf den König genommen, seinem Wunsche könne aber nicht willfahrt werden.¹⁾

Wolseys
Fall. Damit war Wolseys Fall entschieden. Man hatte ihn nicht ohne Grund im Verdacht, daß er den Papst zu diesem Verfahren ermuntert habe. Am 9. October wurde er angeklagt, er habe als Legat das Statut Praemunire²⁾ von 1393 verletzt, welches jeden Antheil am Versuche, zum Nachtheil an der königlichen Hoheit eine kirchliche Pfründe von Rom aus zu besetzen, mit schweren Strafen bedrohe. Geduldig gab Wolsey die Siegel ab; obchon der König seine Würde als Legat genehmigt hatte, erklärte er doch, er habe gefehlt, wenn auch unwissend, er stelle sich der königlichen Gnade anheim; er überließ sein, auf eine Million Kronen geschätztes Vermögen dem König, er behielt sich nur sein Erzbisthum York vor, mit andern Worten: er kannte den harten Sinn seines Herrn und wollte ihn durch Nachgiebigkeit versöhnen. Heinrich VIII. ließ ihm auch wieder Zeichen seiner Gunst zukommen, wahrscheinlich weil er den Mann noch brauchte. Als Wolsey in ein Fieber verfiel, schickte er ihm seine Ärzte, sandte ihm Anna ein goldenes Armband — sie lebte damals schon mit dem König. Aber Wolseys Feinde wollten seine Vernichtung. Am 4. November wurde er des Hochverrathes angeklagt, wahrscheinlich auf Grund seiner Briefe an den Papst, von denen man einige durch List und Gewalt abgefangen hatte. Auf dem Wege von seiner Diocese erkrankte Wolsey tödlich — Wolseys
Tod. der Kummer rieb seine Kräfte schnell auf. Dem Könige ließ er noch sagen, er möge sich alles ins Gedächtnis rufen, was zwischen ihnen vorgefallen, er habe oft vor ihm auf den Knien gelegen und manchmal drei Stunden lang, um ihn von seinen Lüsten abzubringen, aber vergebens, „denn eher werde der König sein halbes Königreich in Gefahr bringen, ehe er seinen Willen in etwas aufgebe. Hätte ich nur Gott so fleißig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen haben in meinen grauen Haaren. Aber das ist der gerechte Lohn dafür, daß ich bei meiner Mühe und bei meinem Nachsinnen nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur meine Pflicht gegen meinen Fürsten vor Augen hatte.“ — Es ist das wahrste Urtheil, das über Wolsey gefällt werden kann. Er war nicht hochsinnig und sittenrein wie Ximenez, er war kein Herrschergeist, kein Riese an Bestand und Wille wie Richelieu, aber er hielt Heinrichs VIII. wilde Natur doch im Zaume, und der Unterschied zwischen dem, was während seiner Regierung und dem, was nachher geschah, ist seine beste Lobrede.³⁾

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 171—174.

²⁾ Über das Statut Praemunire vergl. Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII., S. 15. Freiburg 1887.

³⁾ Cavendish, The life of Cardinal Wolsey, 3. ed. London 1890.

Ein verfehlter Versuch war es, daß Heinrich meinte, durch das Urtheil vieler Universitäten gegen die Ehe mit Katharina, die er nur erlangte durch vieles Geld und die Borspiegelung, ihre Ehe mit Arthur sei schon vollzogen gewesen, könne er einen Druck auf den Papst ausüben.¹⁾ Ebenso verfehlt war das Angebot an Karl V.: 300.000 Kronen für seine Einwilligung und Rückzahlung von Katharinas Heiratsgut und Zusicherung eines lebenslänglichen entsprechenden Unterhalts. — „Ich bin kein Krämer“, sagte Karl, „und werde die Ehre meiner Tante nie verkaufen.“²⁾

Univer-
sitäten.

Heinrich wurde trübsinnig: nie würde er sich um die Scheidung be-
worfen haben, hätte man ihm nicht gesagt, sie gehe leicht. Da verlangte ein
Cromwell Audienz beim Könige, entschlossen, wie er erklärte, die Sache
zum Biegen oder zum Brechen zu bringen. Er war der Sohn eines Walf-
müllers, hatte sich als Soldat und als Kaufmann in Italien herumgetrieben,
und die Grundsätze Machiavellis eingefogen, war dann von Wolsey gehoben
und zum Verweser kirchlicher Ländereien gemacht worden. Der rieth jetzt dem
Könige, die deutschen Fürsten nachzuahmen, welche das römische Joch ab-
geworfen hätten, und sich mit Zustimmung des Parlaments zum Oberhaupt
der Kirche seines Reiches zu erklären; übernehme der König die Autorität,
die der Papst sich anmaße, so sei die obwaltende Schwierigkeit schnell ge-
hoben, der Clerus werde sich schnell seinem Willen fügen.³⁾

Thomas
Crom-
well.Sein
Rath.

Wie lockend war dieser Antrag für Heinrichs Leidenschaft, Herrschsucht
und Habgier! Er ernannte Cromwell sogleich zum Mitglied des geheimen
Rathes, er ließ sogleich die gesammte Geistlichkeit seines Landes vor den
königlichen Gerichtshof vorladen, weil sie in Anerkennung der Gerichtsbarkeit
Wolseys an seinem Vergehen theilgenommen hätte. 100.000 Pfund bot der
geängstigte Clerus an, es wurde ihm aber die Gnade des Königs nur dann
zugestanden, wenn er denselben als Beschützer und alleiniges Ober-
haupt der Kirche und des Clerus von England anerkenne. Der Clerus
that dies am 10. Februar 1531 mit der Clausel „insoweit Christi Gebot
es gestatte.“⁴⁾ Katharina erhielt den Befehl, das Schloß Windsor zu
verlassen, sie that es mit den Worten: „Wohin ich auch gehe, bleibe ich doch
seine rechtmäßige Gattin.“ Clemens VII., der den König vergeblich nach

Supre-
matie.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 191—194. — Bologna, Padua, Ferrara wurden
vermocht, zu Gunsten des Königs Gutachten auszustellen, in Deutschland aber keine
einzigste Universität. Luther schrieb, er würde Heinrich viel eher erlauben, zwei Weiber
auf einmal zu haben, als sich von Katharina zu trennen, um eine andere zu heiraten;
von Seite Frankreichs wurde der Wunsch Heinrichs VIII. begünstigt, um ihn für immer
mit dem Kaiser zu verfeinden. Thommes, l. c. II, p. 209 ff. — Lingard, l. c. VI, p. 198.

²⁾ Lingard, l. c. VI, p. 191.

³⁾ Spillmann, l. c. p. 18. — Für die Geschichte dieser Reformation enthalten
viel Material: Burnet, History of the Reformation. — Amos, Observations of
the Statuts of the Reformation-Parliament in the Reign of King Henry. London
1859. — Vaughan, Revolutions in English history, 3 voll. Vol. II: Revolutions
in Religion. London 1867.

⁴⁾ Sole and supreme head of the church, as far as is allowed by the law
of Christ.

Rom vorgefordert hatte, ermahnte ihn am 25. Januar 1532, die Königin zurückzurufen und ihre Nebenbuhlerin zu entfernen; das sei er sich selbst schuldig, das werde der Papst als die größte Gunst ansehen, die er je dem römischen Stuhle erwiesen habe.

Jetzt wollte der König schrecken. Er ließ im Frühjahr 1532 durch Annaten. Parlamentsbeschluss zunächst die Annaten abschaffen, welche dem römischen Stuhle im Durchschnitte jährlich 4000 Pfund eintrugen. Von der Geistlichkeit verlangte Heinrich VIII. das Versprechen, nie mehr ohne königliche Genehmigung Sakramente zu entwerfen und zu veröffentlichen. Rom antwortete am Entscheidung. 15. November 1532 auf diesen Angriff mit einer öffentlichen Klage, dass Heinrich allem Anstande zum Hohn noch immer mit seiner Buhlerin lebe, und mit der Drohung des Bannes, wenn beide binnen vier Wochen nach Empfang dieses Breves sich nicht voneinander trennten. Vergebens waren die Versuche von Frankreich, eine Versöhnung zwischen Clemens VII. und Heinrich VIII. zu bewirken. Heinrichs Ungestüm übersprang jetzt jede Schranke, und am 25. Januar 1533 vermählte er sich mit Anna Boleyn, aber nur in der Stille.¹⁾

Cranmer. Cranmer ward an Stelle des am 23. August 1532 verstorbenen kirchentreuen Wilhelm Warham zum Erzbischof von Canterbury ernannt, ein Mann nach Heinrichs Herzen: er hatte zu Gunsten der Scheidung ein Buch geschrieben, für dieselbe eifrig zu Rom gesprochen und an allen Universitäten Europas Gutachten gesammelt, sich dabei auch mit der Richte Dsianders in Nürnberg insgeheim vermählt, diese aber vorläufig in Deutschland zurückgelassen. Unbedenklich nahm er desungeachtet jetzt die Würde an, erklärte aber zugleich, dass er durch den Eid des Gehorsams gegen den Papst, den er der Form wegen schwören müsse, sich zu nichts verpflichte, was den Rechten des Königs nachtheilig sei, oder gegen Änderungen, die dieser für die englische Kirche als nützlich erachte. Scheidung. Cranmer war dann auch fest genug, die Scheidung zu vollziehen: die Ehe Katharinas mit Heinrich sei null und nichtig, weil dem göttlichen Gebote zuwider geschlossen und vollzogen, und den König mit allem Ernst zu ermahnen, sich dem Gebote Gottes zu unterwerfen. Zugleich erklärte er die Ehe Heinrichs mit Anna für rechtmäßig und bestätigte sie kraft seiner richterlichen und geistlichen Gewalt. Darauf erfolgte am 1. Juni 1533 Annas Krönung mit Krönung Annas. ungewöhnlicher Pracht — sie schwelgte im Gefühl des Glückes. Am 7. September 1533 wurde sie von Elisabeth entbunden. — Die wahre Königin aber mußte sich nach einer königlichen Proclamation vom 24. Juli 1533 mit dem Titel einer verwitweten Prinzessin von Wales und einem kleinen Einkommen begnügen, wurde auf ein entferntes Landgut gesandt, nicht bloß von ihren getreuen Dienerinnen, sondern auch von ihrer Tochter getrennt. Einige vornehme Frauen, die laut ihre Mißbilligung aussprachen, jaudte der König in den Tower.²⁾

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 206—210. — Spillmann, l. c. p. 20—22.

²⁾ Lingard, l. c. VI, p. 215—222. — Spillmann, l. c. p. 21—23. — Zimmermann, l. c. p. 7.

Heinrichs VIII. Abfall von Rom und Verfolgungssucht.

Der König trat jetzt mit einer Reihe von Beschlüssen hervor, welche das jugliche Parlament anfangs 1534 nach seiner Eingebung fassen mußte: jegliche Appellation nach Rom ward verboten, ein eigenes Gericht sollte über derartige Fälle entscheiden (court of delegates). Ferner sollten die Bischöfe dem Papste nicht mehr zur Bestätigung vorgestellt werden; nur der König sollte bestätigen. Wie alle Zahlungen an die päpstliche Kammer, so sollten auch alle Gnaden und Indulgenzen von Seite Roms aufhören, und solche nur beim Erzbischof von Canterbury angesucht werden. — Damit war die ganze Macht des Papstes über die englische Kirche vernichtet und hatte sich England thatsächlich vom Verbande mit der katholischen Kirche geschieden. — Ein anderer Beschluss des Parlamentes erklärte die Ehe mit Anna Boleyn für gültig, erklärte Vätern dieser Ehe für Hochverrath und schloß die Kinder aus der Ehe mit Katharina von der Thronfolge aus. Bald darauf, am 30. März, wurde allen englischen Unterthanen ein neuer Eid der Treue gegen den König vorgeschrieben, wodurch dieselben sich zum Gehorsam gegen die erwähnten Parlamentsbeschlüsse und namentlich zur Verwerfung des päpstlichen Primates verpflichteten.¹⁾

Bruch
mit
Rom.

Neuer
Ereignis.

Acht Tage später, am 7. April, traf ein römischer Courier in London ein mit der schon am 23. März gefällten Sentenz Clemens' VII. Der Papst erklärte nun endlich die Ehe Heinrichs mit Katharina für rechtmäßig und gültig, das Verfahren wider sie für ungerecht, und befahl Heinrich nochmals, die rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen.²⁾ Das Wort des Papstes war wirkungslos, denn Heinrich VIII. hatte ja durch die erwähnten Parlamentsbeschlüsse sich schon von Rom losgesagt. Durch den Eid der Treue in der vorgeschriebenen Fassung wurde thatsächlich der König als oberstes Haupt der Kirche in England erklärt, wenn auch dieser Titel erst im November 1534 vom Parlamente neuerdings durch den Act of Supremacy gesetzlich vorgeschrieben ward und die Widerstrebenden mit den Strafen des Hochverrathes bedroht wurden.³⁾

Urtheil
des
Papstes
1534.

Heinrich VIII. betrat jetzt die Bahn der Bluttthaten. Jeder Widerspruch erregte seinen Argwohn und seine Leidenschaft. Das erste Opfer seiner Tyrannei war Elisabeth Barton, genannt die Heilige von Kent, eine junge fränkliche Nonne, welche Visionen hatte und ihre Erscheinungen für Winke des Himmels hielt. Viele glaubten an die Weissagungen des Mädchens. Sie hatte gedauert, wenn der König Katharina verstoße, so werde er binnen sieben Monaten sterben und ihm Maria auf dem Throne folgen. Sie ward dafür des Hoch-

Verfol-
gung.

¹⁾ Spillmann, l. c. p. 22 ff.

²⁾ Ibid. p. 24. — Lingard, l. c. VI, p. 225 f.

³⁾ Spillmann, l. c. p. 23—25. — Lingard, l. c. VI, p. 239.

verrathes angeklagt, mit sechs „mitschuldigen“ Priestern verurtheilt und am 21. April 1534 hingerichtet.¹⁾ „Mit der Hinrichtung der Nonne von Kent und ihrer Leidensgenossen war die Schreckenszeit eingeleitet, als welche die noch folgenden dreizehn Regierungsjahre des Königs sich der unbefangenen Betrachtung darstellten.“²⁾

Dann folgten viel edlere Opfer. Zunächst der Erzieher des Königs, Bischof Fisher. Fisher von Rochester, den Heinrich früher selber wie einen Vater verehrt und von dem er gerühmt hatte, kein Fürst in Europa besitze einen Prälaten, der an Gelehrsamkeit und Tugend ihm gleichkomme. Fisher hatte sich immer gegen die Verstoßung Katharinas ausgesprochen und war nicht zu bewegen, den neuen Erbfolge-Eid und den Suprematseid zu schwören. Fisher warnte im Oberhaus: „Mylords! nehmt euch und euer Land inacht! wahr eure heilige Mutter, die katholische Kirche! Das Volk wird Neuerungen unterworfen und das Luthertum verbreitet sich unter uns. Denkt an Deutschland und Böhmen — welches Elend dort zu finden — die brennenden Häuser unserer Nachbarn mögen uns warnen vor dem eigenen Unheil. Widersteht ihr nicht mannhaft diesem Haufen von Unfug, der von den Gemeinen begangen wird, so werdet ihr sehen, wie zuerst die Geistlichkeit, dann ihr selbst herunterkommt.“ — Aber die Lords hatten nicht den nöthigen Muth. Fisher aber wanderte dafür in den Kerker, Ende April 1534. Um Fisher zu retten, ernannte ihn Paul III. am 20. Mai 1535 zum Cardinal. Zornig erklärte Heinrich: „Der Papst mag ihm einen Cardinals-hut senden, aber Fisher soll keinen Kopf mehr haben, um ihn zu tragen“, und sandte den siebenundsiebzigjährigen Greis am 22. Juni 1535 aufs Blutgerüst. Fishers letztes Wort war: „Ich sterbe für den wahren katholischen Glauben, Gott erhalte Königreich und König, und segne diesen mit guten Räten.“³⁾

Thomas
Morus

Noch größeres Aufsehen erregte der Proceß gegen Thomas Morus.⁴⁾ Dieser war eine europäische Berühmtheit, einer der gründlichsten Kenner der Werke des classischen Alterthums, aber auch der kirchlichen Literatur, ein selbständiger, heller Denker und doch wieder von tiefem Glauben an die Wahrheit der Offenbarung befeelt, der gründlichste Kenner des englischen Rechts, früher Advocat, dann Unter-Sheriff der Stadt London, nach Wolseys Fall sogar Kanzler von England; in seinem häuslichen wie öffentlichen Leben makellos, beredt, sprühend von Wig, der doch nie verlegte; Geschichtschreiber und zugleich Meister in der Musik, und eine vielseitige, reiche, harmonische und feine Natur.

als Ge-
lehrter,

Seine Schrift „Utopia“,⁵⁾ eine Art eingebildeter Reise und idealer Staatsverfassung, hatte Morus durch ganz Europa Ruhm erworben, nicht bloß wegen

¹⁾ Gasquet, l. c. I, p. 96—126. — Spillmann, l. c. p. 27—33.

²⁾ Brosch, l. c. VI, p. 273.

³⁾ Spillmann, l. c. p. 34 ff., 51 ff., 80—89.

⁴⁾ Thomae Mori opp. Lovani 1566. — Roper, Vita Mori. Oxoniae 1716. — Vieles enthalten die Briefe des Erasmus. — Campbell, Lives of the lord chiefjustices. — Rubhart, Thomas Morus. Nürnberg 1829. — Walter, Sir Thomas More, his life and times. London 1840. — Spillmann, l. c. p. 36 ff.

⁵⁾ De optimo rei publicae statu, deque nova insula Utopia libri II. Lovano 1516. Die erste französische Uebersetzung erschien 1550, die letzte von vielen „L'Utopie“ 1812. Die erste englische 1551, die letzte 1838; die erste italienische 1538, die spanische 1636; die erste deutsche Leipzig 1612, die letzte von Hermann Rothke mit einem Vorwort von Dtinger 1846.

der feinen, witzigen Form der Darstellung, sondern wegen ganz neuer Ideen, welche vielfach den sittlichen und politischen Ideen der Gegenwart¹⁾ entsprechen — eifert doch der Verfasser gegen Todesstrafe²⁾ bei Vergehungen wider das Eigenthum, gegen Intoleranz, gegen Glaubenszwang, gegen Thierquälerei.³⁾ Heinrich war früher stolz auf den Besitz dieses Mannes, er besuchte ihn öfters, gieng stundenlang mit ihm Arm in Arm in seinem Garten herum und gab ihm solche Zeichen der Güte und Herablassung, daß der Schwiegerjohn des Morus sein Staunen und seine Freude darüber nicht verbergen konnte. Morus beschwichigte ihn mit Worten, welche zeigen, wie sehr er den Charakter des Königs kannte, der alle Menschen nur als Werkzeuge seines Willens betrachtete: „Sei überzeugt, er läßt mir den Kopf herunter schlagen, wenn ihm dieser nur ein Schloß in Frankreich einträgt!“

Menschen-
feind.

Morus ward Ende April 1534 mit Fisher verhaftet. Er wollte die Thronfolge-Ordnung beschwören, denn das Parlament habe ein Recht sie zu bestimmen, aber weder den Suprematseid leisten noch die Ehe mit Katharina für ungiltig erklären. Seine guten Gründe, seine Beredsamkeit, seine Unschuld schützten ihn nicht. Eine niederträchtige Verhandlung endete mit der Verurtheilung wegen Hochverraths. Als der König die Strafe desselben aus Gnade in Enthauptung verwandelte, meinte Morus, Gott möge all seine Freunde vor solchen Gnaden schützen.

„Maje-
statis-
ver-
brecher“

Auch im Gefängnis verließ ihn die sanfte Würde seines Charakters nicht, und die heitere Laune und der harmlose Scherz begleiteten ihn bis auf das Blutgerüst. „Sein Tod“, sagt ein Engländer schön, „war wie sein Leben. Da war nichts Neues, nichts Gezwungenes, nichts Geziertes. Er sah in dem Umstand, daß der Kopf vom Rumpf getrennt werden sollte, nichts, was in seiner Stimmung einen Wechsel hervorbringen könnte: und da er mit einer festen Hoffnung auf Unsterblichkeit in den Tod gieng, so hielt er einen ungewöhnlichen Grad von Trauer und Niedergeschlagenheit über eine Thatjache für unpassend, die ihm weder Furcht

und als
Mensch.

¹⁾ Eine gute Bemerkung über literarisches Treiben in der Gegenwart macht Ottinger: „Unser Zeitalter ist ein rein papierenes. Alle Welt schreibt, und mancher, der nicht schreiben kann, übersetzt das, was andere geschrieben haben. Und so kommt es, daß unser deutscher Büchermarkt jahraus jahrein von einer Sündflut übersehter Schriften überschwemmt wird, deren Masse sich zu jener unserer Originalproduction wie neun zu eins verhält. Zum Glück aber ist der größte Theil dieser Übersetzungen ephemerer Schund, der heute geboren, morgen schon verweset ist. Aber bezungachtet werden von jedem mittelmäßigen Romane, der in Frankreich, England und Schweden auftaucht, oft zwei, fünf und zehn Übersetzungen zu gleicher Zeit gemacht, während manches tiefgedachte Werk gediegener Wissenschaft, das im Auslande erscheint, bei uns kaum dem Namen nach bekannt wird. Das ist traurig, aber leider nur allzu wahr.“ Darum meint Ottinger, man müsse die „Utopia“ aus dem Staube leichtsinniger Vergessenheit hervorziehen. Der Engländer Cayley rühmt an ihr die fesselnde Schreibart, die Reinheit des Stils, die Feinheit der Satire, den Freimuth und die Männlichkeit der Ansichten, die ihr in jedem Zeitalter zum Ruhme gereiche. — Hallam meint, das Zeitalter des Thomas Morus könne stolz sein auf dieses geniale Werk. (Introduction to the literature of Europe.) — Es ist das würdigste Gegenstück zu Platos Büchern „über die Republik“.

²⁾ Der berühmte Criminalist Böhm er sagt in seinem „Handbuch der Literatur des Criminalrechts“: „Eine neue Übersetzung hat unsere Literatur mit einem interessanten Actenstücke zur Geschichte der Rechtsphilosophie jenes Zeitalters bereichert und wird selbst bei neuen Criminalgesetzgebungen mit Nutzen angewendet werden können.“

³⁾ Misprision of treason.

noch Schrecken einflöste.“ Sieben Jahre, erklärte Morus während des Processes, habe er die Frage des Königs wegen der Ehescheidung studiert und müsse die Ehe mit Katharina für gültig halten. Dem Einwand, daß englische Bischöfe, Doctoren, Lords und Gemeine für den König seien, hielt er die Hunderte heiliger Bischöfe auf katholischer Seite und die Übereinstimmung der ganzen Christenheit seit tausend Jahren entgegen. Am 6. Juli 1535 bestieg Thomas Morus das Schafott. Als Morus zum Todesstreich niederkniete, sagte er zum Scharfrichter: „Mein Bart hat dem König nichts zu leide gethan, den will ich in Sicherheit bringen.“¹⁾ — Sein Haupt wurde auf der östlichen Brücke von London aufgestellt, die liebevolle Tochter aber, Margareta, wußte es in ihre Gewalt zu bringen, bewahrte es ihr Leben lang als heilige Reliquie und ließ es sich im Arm mit ins Grab legen. Erasmus nennt sie die Zierde Britanniens. Ein Schrei des Entsetzens tönte über die Hinrichtung dieses Mannes durch ganz Europa.²⁾ Karl V. sagte zum englischen Gesandten: „Wäre ich der Herr eines so treuen und weisen Dieners gewesen, lieber hätte ich die beste Stadt in meinem Reiche verloren, als solch einen Rathgeber aufgeopfert.“³⁾

Marga-
reta
Morus.

Supre-
matie.

Heinrich hatte also sein Ziel erreicht, Anna war seine Gattin, Katharina war entfernt, er selber war Oberhaupt der englischen Kirche, Herr auch über die Gewissen seiner Unterthanen. Cromwell wurde zum königlichen Vize-regenten und Generalvicar ernannt und gieng sogar dem Erzbischof von Canterbury voran. Die Befugnisse aller geistlichen Behörden wurden im September 1535 einen Monat lang suspendiert, alle mußten um ihre Wieder-einsetzung bitten und erhielten dann ihre Bestallung im Namen des Königs. Heinrich brauchte Geld, Cromwell schlug ihm Einziehung des Kirchengutes vor. Man gieng aber sachte voran, um das Oberhaus nicht zu reizen. Zunächst wurden, durch Parlamentsbeschluss vom 4. März 1536, nur 376 kleine Klöster aufgehoben, was der Krone ein Jahreseinkommen von 32.000 Pfund und einen Barbetrag von 100.000 Pfund eintrug.⁴⁾

Kirchen-
raub.

Die
kleinen
Klöster.

Die Mönche, die in ihren Orden bleiben wollten, wurden in größere Klöster vertheilt, die andern sollten nach ihren Fähigkeiten verwendet werden; den Nonnen ward beim Austritt aus dem Kloster nur ein Rock geschenkt und im Namen des Königs der Befehl gegeben, sie sollten sich durch eigenen Fleiß und fremde Barmherzigkeit erhalten.

Tob
Katha-
rina's.

Während die Reformation in England so mit Raub begann, starb Katharina. Seelenleiden hatten ihre Gesundheit untergraben, namentlich glaubte sie, Morus und Fisher hätten bloß ihretwegen das Leben ver-

1) Spillmann, l. c. p. 95–113. — Sein Leben verfaßte sein Schwiegerjohn: „Vita Thomae Mori“, Lond. 1626. Die beste Arbeit ist von Rudhart und Mackintosh, „The life of Sir Thomas Morus“. London 1844. In einem schönen Roman behandelt dasselbe die Prinzessin von Craon. Paris 1833.

2) Zwei Oratorien von Meri 1688 und Orlandi behandeln sein Leben melodramatisch. Eine Tragödie verfaßte 1682 Puget de la Serre; in neuerer Zeit schrieb Dramen darüber Silvio Pellico und Oscar von Redwitz.

3) Erasmus verglich diese Hinrichtung mit der des Seneca durch Nero.

4) Lingard, l. c. VI, p. 255–259. — Spillmann, l. c. p. 114 ff.

loren. Ihr letzter Wunsch, ihre Tochter Maria noch zu sehen, wurde ihr nicht gewährt. Man hatte Maria von ihr getrennt, damit sie die Grundsätze der Mutter nicht einsauge. Sterbend dictierte sie noch einen rührenden Brief an ihren Gemahl, worin sie ihm alles Unrecht, das er ihr angethan, vergab und ihn bat, an sein Seelenheil zu denken, seine Tochter Maria zu schützen und ihre Dienerinnen nicht zu verlassen. Heinrich weinte, als er den Brief las. Er schickte ihr fröhliche Botschaft, aber die Königin war schon eine Leiche, am 7. Januar 1536, als der Bote eintraf.¹⁾

Der ganze Hof mußte Trauer anlegen. Anna Boleyn aber kleidete sich in gelbe Seide, denn jetzt erst sei sie wahre Königin und habe keine Nebenbuhlerin mehr; — sie täuschte sich — der König hatte schon sein Auge auf ihr Hofräulein Johanna Seymour geworfen. Es kam zwischen beiden zu harten Worten. Am 2. Mai 1536 wurde Anna wegen ehelicher Untreue gegen den König verhaftet. Sie schien den Verstand zu verlieren: bald zerfloß sie in Thränen, bald brach sie in unmäßiges Gelächter aus. Die Proceßacten sind nicht mehr vorhanden, wahrscheinlich zur Zeit der Regierung ihrer Tochter Elisabeth vernichtet worden. Es war unter Heinrich ein Verbrechen, nicht an ihre Schuld zu glauben, es war unter Elisabeth ein Verbrechen, ihre Unschuld zu bezweifeln. Gewiß ist, daß Heinrich selber fest an ihre Schuld glaubte, und daß er sie jetzt umso leidenschaftlicher haßte, je mehr er gewagt hatte, um in ihren Besitz zu gelangen. Von den Fünfen, die als ihre Verführer angeklagt waren, hat einer ein vollständiges Bekenntnis seiner Schuld abgelegt; sie wurden insgesammt hingerichtet, auch ihr Bruder. — Lingard, der alle Angaben über Anna aus jenen Tagen genau abgewogen hat, bemerkt: „So viel geht aus ihnen hervor, daß Anna sich unbesonnen betragen und ihren hohen Rang so weit vergessen hat, daß sie mit ihrer männlichen Dienerschaft vertraulich umgieng, ja daß sie schwach genug gewesen, ihre Liebesgeständnisse anzuhören; ob sie aber hierbei stehen blieb oder sich durch die sinnliche Begierde hinreißen ließ, ist eine Frage, die wahrscheinlich nie entschieden werden kann.“

Heinrich wollte Anna nicht bloß tödten, sondern auch entehren, und der Erzbischof Cranmer ließ sich herbei, „Gott allein vor Augen habend“, die von ihm früher eingeseignete Ehe für null und nichtig zu erklären. Damit war Elisabeth, Annas Tochter, für unehelich erklärt wie Maria. Am Tage vor ihrer Enthauptung kniete Anna vor Lady Kyngston nieder und bat sie, in ihrem Namen zur Prinzessin Maria zu gehen und ebenso vor ihr zu knien und sie zu bitten, einer unglücklichen Frau das viele Unrecht zu verzeihen, das sie ihr angethan. Anna Boleyn wurde am 19. Mai 1536 enthauptet. Der König trug sich, um seine Berachtung für sie an den Tag zu legen, an diesem Tage weiß. Am nächsten Morgen vermählte er sich mit Johanna Seymour und ließ durch das Parlament die letzte Thronfolge-Ordnung widerrufen und den Kindern aus der neuen Ehe zuerkennen.²⁾

¹⁾ Thommes, l. c. II, p. 509.

²⁾ Zimmermann, Maria die Katholische, S. 15. Freiburg 1890. — Froude, History of England, II, p. 610 - 654. — Dagegen behauptet Brosch, l. c. VI, p. 302, ohne Beweis, daß die Heirat Heinrichs VIII. mit Johanna Seymour erst am 30. Mai stattgefunden habe.

Anna
Boleyns

Fall,

Neue

und
Ein-
richtung.

Johanna
Sey-
mour.

Die katholische Religion war Jahrhunderte lang aufs innigste mit dem englischen Volk verwachsen — was Wunder, wenn es von den Reformen des Königs nichts wissen wollte, wenn es mit Entrüstung die verjagten Mönche von Haus zu Haus ihr Brot betteln sah! In Lincolnshire erhob sich das ^{Kauf-} Volk zuerst für die alte Religion, im October 1536. Der königliche Befehlshaber des Nordens sah sich genöthigt, zu unterhandeln. Noch bedeutender war die sogenannte Wallfahrt der Gnade,¹⁾ so hieß der Aufstand, weil man auf den Fahnen Christus am Kreuz und den Kelch sammt der Hostie sah; er dehnte sich von der schottischen Grenze bis zum Humber aus, allenthalben wurden die vertriebenen Mönche wieder in ihre Klöster eingesetzt und die Kampffähigen gezwungen, für den alten Glauben in Waffen mit-zuziehen. Bald stand der Anführer, ein Edelmann Robert Aske, an der Spitze von 30.000 Mann. Die Regierung hatte kein Heer entgegenzustellen, sie unterhandelte, bis sie Spaltungen unter den Aufständischen erwirkt und Kriegsmacht gesammelt hatte. Dann wurden die Anführer gefangen und im März 1537 hingerichtet, nachdem ihr Versuch, Hull und Carlisle zu über-rumpeln, mißlungen war.²⁾

Der Sieg beschleunigte die Vernichtung des Alten. Jetzt gieng es an die ^{Die} Aufhebung der großen ^{großen} Klöster. Man stiftete Parteiungen unter den Mönchen an, man durchsuchte die Bibliotheken um Beweise der Untreue und des Hochverrathes zu finden.³⁾ Am 13. Mai 1539 gieng im Parlament eine Bill durch, welche alles bewegliche und unbewegliche Vermögen der Klöster der Krone zusprach. Im Frühjahr 1540 war die Aufhebung der Klöster vollendet. Ein ungeheures Vermögen, die Kirche in England hatte vielleicht ein Viertel des gesammten Grundbesitzes, war in die Hände des Königs gekommen; dennoch war in kurzer Zeit sein Schatz leer. Schnell war alles veräußert, es war kein Stück in dem neuen Besitz.

Heinrich VIII. als Religionsstifter.

Die Reformation in England hatte noch immer keinen dogmatischen Inhalt. Sie hatte ihren Ursprung in der Leidenschaft des Königs, ihr Wesen bestand bisher im Losreißen von Rom, in der Scheidung von der Königin und in der Verfolgung einiger wackeren Männer, die muthig für den alten Glauben eingetreten waren, und in Einziehung des Kirchenvermögens. Über das eigentliche Bekenntnis der Neuerung war noch nichts festgesetzt. Eine ^{Gran-} Partei der Hoftheologen, an ihrer Spitze Cranmer, war im Herzen für die Ansichten Luthers, die andere, an ihrer Spitze Gardiner, hing an den katho-

¹⁾ The pilgrimage of grace. — Spillmann, l. c. p. 119.

²⁾ Lingard, l. c. VI. p. 278—284.

³⁾ Wie Cardinal Wosley selber, um dem König Mittel für seine verschwenderische Hofhaltung zu schaffen, eine Menge Klöster aufhob, ist aus Gasquet, l. c. I, p. 65—96 zu ersehen.

lichen Dogmen. 1535 näherte sich der König den deutschen Reformatoren und lud im Jahre 1536 Melancthon nach London ein.¹⁾ Luther aber überredete den Kurfürsten, ihn nicht aus dem Lande zu lassen.

Nun kamen Abgesandte des Königs nach Schmalkalden, um einen Bund gegen den Papst und den Kaiser zu schließen. Die deutschen Fürsten versprachen, am 25. December 1535, Heinrich als Oberhaupt ihres Bundes anzuerkennen, wenn er ihr Glaubensbekenntnis annehme und 100.000 Kronen herschieße.²⁾ Gardiner rieth dem König davon ab: ob er darum mit dem Papste gebrochen habe, um nur die Knechtschaft zu wechseln und den Nacken in das Joch der deutschen Theologen zu beugen? Nun versprach der König Geld unter gewissen Bedingungen, verlangte aber, daß eine Abordnung deutscher Theologen nach London komme, um gemeinschaftlich die Grundlagen einer gänzlichen Reformation festzusetzen. Schon wollten mehrere deutsche Reformatoren abreisen, als die Kunde von der Hinrichtung der Anna Boleyn, welche am Hofe die Vertreterin der lutherischen Ansichten war, sie abschreckte.

Gar-
diner.

Angli-
kanische
Glaubens-
lehre.

Als Oberhaupt der Kirche verfaßte nun Heinrich selber mit Hilfe seiner Theologen im Jahre 1536 ein Buch der zehn Artikel, die dem Volk in den Kirchen vorgelesen werden mußten. Das apostolische, nikänische und athanasische Glaubensbekenntnis ist nach diesen zur Seligkeit nothwendig. Es gibt nur drei Hauptsacramente: das der Taufe, der Buße und des Altars, als Mittel zur Rechtfertigung vor Gott. Der Gebrauch der Bilder, die Verehrung der Heiligen und die Bewerbung um ihre Fürbitte seien nützlich und müßten beibehalten werden. Auf Grundlage dieser Artikel ließ dann der König den „gottseligen und frommen Unterricht für die Christen“ ausarbeiten.³⁾ Er spricht allen, die außerhalb der katholischen Kirche stehen, die Seligkeit ab und leugnet doch die Oberhoheit des Papstes, predigt dabei den passiven Gehorsam gegen den König: nie dürfe man das Schwert gegen den König ziehen, das einzige Mittel gegen Unterdrückung sei, Gott zu bitten, daß er das Herz des Königs ändere, der König sei nur Gott verantwortlich. Die alte Kirche hatte die Freiheit gebracht, ein Erzbischof von Canterbury hatte die Magna charta verfaßt, die neue Lehre predigte den Grundsatz der Knechtschaft. Daß gewisse Feiertage aufgehoben, daß Reliquien vernichtet, große kirchliche Kunstwerke zerschlagen wurden, ist leicht begreiflich.

Statut
der zehn
Artikel.

Tollhändlerisch ist jedoch das Vorgehen gegen das Andenken des Thomas Bedet, bloß aus Furcht, sein Beispiel möchte manchen reizen, sich der geistlichen Autorität des Königs zu widersetzen. Thomas Bedet ward am 24. April 1538 förmlich aufgefordert, vor Gericht zu erscheinen um sich zu verantworten. Als

Bedet.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 297—300.

²⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 397.

³⁾ The godly and pious institutions of a christened man.

der Heilige nach dreißig Tagen noch immer nicht sein Grab verlassen wollte, in dem er seit dritthalb Jahrhunderten ruhte, gab ihm der König aus Gnade einen Verteidiger, das Gericht war zu Westminster. Thomas wurde der Empörung, Halsstarrigkeit und Verrätherei schuldig befunden, seine Gebeine wurden verbrannt, die Postbarkeiten an seinem Grabe für die königliche Schatzkammer eingezogen und allen Unterthanen im Auftrag des Königs verkündet: Thomas sei kein Heiliger, sondern ein Rebelle und Hochverräther, und darum sein Name und Gedächtnis und alle Bilder von ihm zu vernichten.¹⁾ — Cranmer veranstaltete eine eng-
 lische Ausgabe der Bibel, die in jeder Kirche aufliegen mußte, doch sei das Lesen derselben kein an und für sich den Unterthanen zustehendes Recht, sondern nur eine durch des Königs Güte ertheilte Günst.

Den Vorwurf, daß er nicht rechtgläubig sei, suchte der König durch Verfolgung Andersgläubiger zu entkräften, denn er nannte sich ja Beschützer des Glaubens. Der Kanzler, die Kronbeamten mußten schwören, mit allem Fleiße sämtliche Irrthümer auszurotten. Tindals Bibel-Übersetzung ward als irrig und verleumderisch verdammt. Lollarden, Wiedertäufer, Lutheraner erlagen gleichmäßig der Verfolgung und endeten in den Flammen.

Ein gewisser Lambert appellierte vom Erzbischof an das Oberhaupt der Kirche selber, und Heinrich saß als Oberhaupt des reinen Glaubens, in weiße Seide gekleidet, zu Gericht. Rechts von ihm standen Bischöfe und die Richter, links von ihm die weltlichen Pairs und die Hofbeamten. — Lambert hatte mit acht Gründen den Glauben an die wahrhafte Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl angegriffen. Der König widerlegte in langer Rede den ersten Grund, sieben Bischöfe nach ihm die sieben andern Gründe. Lambert war ganz verblüfft. „Bist du nun zufrieden?“ fragte ihn der König, „willst du leben oder sterben?“ — „Ich stelle mich ganz der Gnade des Königs anheim“, antwortete Lambert. — „Dann mußt du sterben,“ erwiderte der König, „denn ich will kein Beschützer von Ketzern sein.“

Das hielt jedoch Papst Paul III. nicht ab, 1538 den Bann über Heinrich auszusprechen. Karl V. und Franz I. versprachen dem Papste, sofort allen Verkehr mit Heinrich abzubrechen, auch ihren Unterthanen den Verkehr mit Heinrichs Kaufleuten streng zu untersagen.²⁾

Der Tyrann nahm eine schmählische Rache dafür an den Verwandten des
 Cardinals Pole.³⁾ Dieser war der Sohn der Margareta Plantagenet, der Tochter des Herzogs von Clarence, ein Verwandter des Königs, ein junger Mann von hohem Talent, glänzenden Kenntnissen, edlen Sitten. Er hatte seine Studien in Italien und Paris gemacht, nach seiner Rückkehr hatte ihm der König das Erzbisthum York angeboten, wenn er sich für die Scheidung ausspreche. Der junge Pole hatte mit zitternder Stimme und unter Thränen, jedoch mit entscheidenden Gründen erklärt, daß er die Ansicht seines Königs und Wohl-

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 304—306.

²⁾ Ibid. p. 814—816.

³⁾ Beccadelli, Vita Poli Cardinalis. Venet. 1533. — Quirini gab (Brescia 1744—1757) in fünf Bänden seine Briefe heraus, im ersten Bande das Leben Poles. — Epillmann, l. c. p. 148 ff.

thäters nicht theilen könne. Zornig wendete ihm der König den Rücken, erklärte aber, wäre er nur mit ihm einverstanden, so wollte er ihn mehr lieben, als irgend einen Mann im Reiche; er entzog ihm die Unterstützung nicht und erlaubte ihm, seine Studien im Auslande fortzusetzen. 1536 ernannte ihn der Papst zum Cardinal, 1537 sollte er einen Versuch machen, den König zur Umkehr zu bewegen. Jetzt sieng Heinrich an, ihn tödlich zu hassen, er verlangte von Frankreich Poles Auslieferung, er setzte einen Preis von 50.000 Kronen auf seinen Kopf, er erklärte ihn für einen Hochverräther — es war dies zur Zeit, als der Aufstand im Norden der Regierung ernste Verlegenheit bereitete und man dem Aufenthalt Poles in Flandern die Absicht unterlegte, Verbindungen mit den Aufständischen anzuknüpfen und ihre Häupter mit Geld zu versehen. Nicht nur die Mutter, auch die Brüder und Verwandten Poles wurden 1538 verhaftet. Es konnte ihnen keine Untreue nachgewiesen werden, desungeachtet wurden sie zum Tode verurtheilt, Poles Mutter anfangs noch im Gefängnis verwahrt, später aber auch für sie der Befehl zur Hinrichtung gegeben. Ihre Unschuld war so unverkennbar, daß Cromwell die Richter fragen mußte, ob nicht jemand, der des Verrathes angeklagt sei, ohne vorhergegangenen Proceß oder Bekenntnis verurtheilt werden könne? Die Richter verneinten es, erklärten aber, das Parlament sei das oberste Gericht und eine Verurtheilung des Parlaments sei rechtskräftig. Sofort wurde ihr Name mit mehreren andern in eine Verurtheilungsbill eingereiht und am 27. Mai 1541 bestieg die letzte Plantagenet das Schafott. Sie war zweiundsiebzig Jahre alt und behauptete ihre Würde bis zum letzten Augenblick. Als man ihr sagte, sie solle das Haupt auf den Block legen, erwiderte sie stolz: „Das mögen Verräther thun, das bin ich nicht. Wollt ihr meinen Kopf haben, so müßt ihr ihn nehmen, wie ihr könnt.“ — Jetzt riß man sie an den Haaren, in der Angst schlug der Henker mehrmals fehl, bis er ihr endlich den tödlichen Streich versetzte. Ihr letztes Wort war: „Selig sind diejenigen, welche um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden.“¹⁾

Die letzte
Plantagenet.

Bei solchem Wüthen gegen Einrichtungen und hervorragende Vertreter der christlichen Weltordnung mußte Heinrich VIII. bald erfahren, daß man ihn für einen Feind des christlichen Glaubens überhaupt halte. Von neuem wollte daher der König zeigen, daß er der Vertheidiger des wahren Glaubens sei, und so entstand im Juni 1539 das Statut der sechs Artikel, bei denen der König sich selbst in die Debatten des Oberhauses mischte. Natürlich erklärten sich Cranmer und seine Anhänger, obschon insgeheim lauter Gegner der sechs Artikel, für überwunden durch des Königs Geist und Gründe. Die sechs Artikel, die bald den Namen „Blutartikel“ erhielten, lauten: 1. Beim Abendmahl sei der wahre Leib Christi unter der Form und ohne die Substanz von Brot und Wein wahrhaft gegenwärtig. 2. Die Communion unter beiderlei Gestalten sei nicht nothwendig zur Seligkeit. 3. Nach dem Gesetz Gottes dürfe ein Priester nicht heiraten. 4. Die Keuschheits-Gelübde müssen beobachtet werden. 5. Die Seelenmessen seien beizubehalten. 6. Die Ohrenbeichte sei nützlich und nothwendig.

Die sechs
Artikel.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 316—322. — Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII., S. 148—156. Freiburg 1887.

Das
Parla-
ment.

Wie war Cranmer in Angst! Er, der Primas von England, der seine „Gattin“, die Nichte Osianders, im Jahre 1534 heimlich nach England hatte bringen lassen, hatte ja Frau und Kinder. Mit der größten Eile und Heimlichkeit schickte er sie wieder nach Deutschland zurück. Das Parlament war ganz selbisch; erklärte es doch in demselben Jahre, der König könne mit Bezugung seines Rathes Proclamationen erlassen, welche dieselbe Wirksamkeit haben, wie Parlamentsbeschlüsse; erklärte es doch, als ihm der König seine dritte Vermählung, gleichsam wie ein Verdienst um sein Volk, meldete, er sei ein Salomon in Weisheit, ein Simson in Stärke, ein Absolon in Schönheit.

Anna
von
Cleve.

1539 schritt der König schon zur vierten Ehe. Johanna Seymour hatte ihm am 12. October 1537 einen Sohn geboren, den nachmaligen Eduard VI., war jedoch zwei Tage darauf gestorben. Als bald warb Heinrich um eine neue Frau. Die Herzogin von Longueville schlug seine Hand aus. Jetzt ließ sich der König Bildnisse schöner Fürstentöchter bringen und wählte nach einem Gemälde von Holbein Anna, die Tochter des Herzogs von Cleve. Cromwell betrieb diese Verbindung, denn ihre Schwester war die Gemahlin Johann Friedrichs von Sachsen; er hoffte, sie würde für lutherische Ideen am Hofe wirken. Am 31. December 1539 landete Anna in Dover. Heinrich ritt ihr verkleidet entgegen, „um seiner Liebe Nahrung zu geben“, aber erschrak, als er sie sah. Sie war zwar schlank und hochgewachsen, was ihm gleichbedeutend mit schön war, aber ihre regelmäßigen Züge waren ausdruckslos, ihr Anstand erschien ihm schlecht, er nannte sie eine dicke flandrische Stute. Sie beugte das Knie vor ihm, er hob sie auf und küßte sie, reichte ihr aber nicht die Geschenke, die er mitgebracht hatte. In Greenwich hielt er Rath, wie die Ehe rückgängig zu machen sei: „Gibt es keinen Ausweg, daß ich wider Willen meinen Kopf in die Schlinge stecken muß?“ — Cromwell warnte ihn sehr, die deutschen Fürsten zu verlegen. So kam es denn zur Trauung am 6. Januar 1540. Einige Zeit lebte der König mit Anna, aber widerwillig: sie sprach nur deutsch und er nur englisch und französisch; sie konnte nur lesen, schreiben und nähen, nicht französisch tanzen, nicht singen und kein Instrument spielen,¹⁾ während der König ein leidenschaftlicher Freund der Musik war.

Crom-
wells
Sturz.

Cromwell hatte die Ehe betrieben, jetzt fiel er. Am 10. Juni 1540 wurde er mitten im Rathsaal verhaftet wegen Hochverraths und nach demselben Gesetz, ohne daß man ihm sein Vergehen bewiesen, vom Parlament verurtheilt und am 29. Juli hingerichtet.²⁾

Der Adel haßte den Emporkömmling, die Katholiken sahen seinen Tod als Strafe für seine Vergehen gegen die Kirche an. Am schwersten wog beim König Cromwells geheime Correspondenz mit den deutschen Fürsten, weil er darin sein Vertrauen an Fremde verrathen hatte. — Jetzt ward auch Anna vom König geschieden. Cranmer legte die Sache der Convocation vor, und die charakterlosen Geistlichen beschloßen die Scheidung, weil der König erklärte, er sei durch übertriebene Schilderung von Annas Schönheit getäuscht

¹⁾ Wotton schreibt: „For they take it there in Germany for a rebuke and an occasion of lightness, that great ladies should be learned or have any knowledge of music.“

²⁾ Thommes, l. c. II, p. 629 ff., 636 ff. — Brosch, l. c. VI, p. 349—352.

worden, er habe sie nur aus Staatsrücksichten geheiratet, aber nie mit jenem innerlichen Willen, welcher eigentlich dem Vertrage Kraft gebe. Lords und Gemeine erhoben den Beschluß der Convocation am 9. Juli 1540 zum Gesetz. Anna war froh, auf gute Weise vom König loszukommen: — sie erhielt einen Jahresgehalt von 3000 Pfund, einen eigenen Palast und den Titel Adoptivschwester des Königs und lebte, allgemein beliebt, bis 1557.¹⁾

Wenige Tage nach der Scheidung vermählte sich der König mit Katharina Howard, einer Nichte des Herzogs von Norfolk. Sie war zwar klein, aber von seltener Schönheit, und durch einen Schein von Keinheit und jungfräulichem Wesen gewann sie das Herz des Königs, das er stärker in sie verliebt schien, als in alle andern. „Aber seit einmal die Heiligkeit der Ehe gebrochen war, wurde die Stelle einer Gemahlin des Königs gleichsam zurüdnnehmbar. Die Fractionen, die einander entgegenstanden, suchten die zu stürzen, die ihnen unhequem wurde.“²⁾ Die Howard war aus einer katholischen Familie, die Lutheraner wußten ihr Unzüchtigkeit vor ihrer Vermählung mit Heinrich nachzuweisen. Sie gestand es selber ein, behauptete aber, seit sie Königin war, habe sie nie gefehlt. Das Parlament richtete. Katharina, ihr früherer Liebhaber und ein Hoscavalier wurden verurtheilt, und letztere wurden am 30. November 1541, Katharina selbst am 13. Februar 1542 hingerichtet, zugleich verordnet, jedes Frauenzimmer, so auf dem Punkte stehe, den König oder einen seiner Nachfolger zu heiraten, und keine Jungfrau sei, solle ihre Schande offenbaren, sonst ver falle sie der Strafe des Hochverrathes.³⁾

Katharina
Howard.

Jetzt wollte kein Mädchen mehr die Gemahlin des neuen Blaubarts werden. Heinrich heiratete endlich am 12. Juli 1543 eine schöne Witwe, Katharina Parr.⁴⁾ — Im Jahre vorher war das Bibellefen beschränkt worden; nur Lords und Edelleute durften sie im Kreis der Familie lesen, jeder andere Mensch, der das heilige Buch aufschlug, wurde mit einmonatlichem Gefängnis gestraft. Die religiöse Nahrung mußten die Unterthanen aus dem sogenannten Königsbuch⁵⁾ oder der nothwendigen Lehre und Gelehrtheit für jeden Christen⁶⁾ schöpfen. Je älter der König, umso grimmiger wurde er. Katholiken und Protestanten wurden paarweise zusammengebunden und zur Hinrichtung geschleift und die Katholiken als Verräther gehenkt und geviertheilt, weil sie die Oberhoheit des Königs über die englische Kirche nicht anerkannten, die Protestanten als Ketzer verbrannt, weil sie den päpstlichen Glauben verwarfen.⁷⁾

Katharina
Parr.

Selbst die Königin war nahe daran, den Kopf zu verlieren, weil sie, wahrscheinlich durch das Zureden der Prediger gereizt, lutherische Bücher las und die Aussprüche ihres Gemahls, der englischer Papst war, bestritt. Widerspruch konnte Heinrich VIII. nicht vertragen. Er gab Befehl, eine Anklage gegen Katharina

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 334—343.

²⁾ Hanke, Englische Geschichte, I, S. 219.

³⁾ Lingard, l. c. VI, p. 345—349.

⁴⁾ Thommes, l. c. II, p. 694.

⁵⁾ The king's book. — Lingard, l. c. VI, p. 351.

⁶⁾ A necessary doctrine and erudition for any christened man.

⁷⁾ Spillmann, l. c. p. 157—168.

aufzusehen. Als sie dies vernahm, verfiel sie in Krämpfe und erfüllte den Palast mit ihrem Jammergeschrei. Heinrich ließ sich in ihr Zimmer tragen, um sie zu trösten: „Räthe, du bist ein Doctor!“ — „Nein,“ sagte sie, „Herr, ich wünschte nur, Euch in Euren Mähen durch eine Disputation zu zerstreuen, darin Ihr Euch so sehr ausgezeichnet.“ — „Ist's so, süß Liebchen, dann sind wir wieder gute Freunde.“ — Als der Kanzler am andern Morgen die Königin verhaften wollte, schalt ihn der König eine Bestie. Der Reformator Englands hatte sich den Tafelfreunden in solchem Maße ergeben, daß er unförmlich dick wurde: seine Füße trugen ihn nicht mehr, er mußte in einem Kolljessell von einem Zimmer ins andere geschoben werden; er konnte nicht mehr schreiben, drei Kronbeamte mußten seinen Namen in seiner Gegenwart nachzeichnen; er litt an einem ekelhaften Geschwür an einem Bein. Am 28. Januar 1547 endete dieser blutigierigste und gewaltthätigste Herrscher Englands, dieser Henker im Purpurmantel.¹⁾

Tod
Heinrichs
VIII.

Steigende
Verwilderung.

Die Folgen seines Treibens gestand Heinrich VIII. in seiner letzten Rede im Parlament selber ein: „Ich höre mit großem Leidwesen, wie achtungslos das Wort Gottes in allen Wirts- und Bierhäusern bestritten, gereint, gesungen und geklumpert wird, seinem wahren Sinn und seiner Lehre zuwider; und ebenso betrübt bin ich auch darüber, daß dessen Lehrer so kalt sinnig und nachlässig handeln, denn das weiß ich gewiß, daß die christliche Lehre nie schwächer, noch ein tugendhaftes und gottseliges Leben weniger unter euch im Schwang war und daß niemals Christen weniger Gott dienten; — deshalb liebt euch untereinander als Brüder und liebt und fürchtet und dienet Gott, wozu ich euch, euer Oberhaupt und souveräner Herr, ermahne.“ Es war eine merkwürdige Liebe, die dieser Mann predigte, der während seiner achtunddreißigjährigen Regierung 2 Königinnen, 2 Cardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Mönche, 18 Doctoren der Theologie und des Rechts, 12 Herzoge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger, 110 Weiber hat hinrichten lassen. Wir folgen seinem Lebensgang wohl mit Grauen, nie mit Bewunderung.²⁾ So ungeheure Summen er auch eingezogen hatte, alle Cassen waren erschöpft, ein unsichtbarer Abgrund schien alles zu verschlingen. Ungeheure Steuern wurden genehmigt und erhoben, Darlehen erzwungen und zuletzt sprach das Parlament ihm alles eigenthümlich zu, was er von seinen Unterthanen geborgt hätte. Wehe dem, der sich weigerte,

Wahnung zur
Liebe

und
Mord-
lust.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 387–389.

²⁾ Ranke charakterisirt ihn („Englische Geschichte“, I. S. 223 f.): „In Heinrich VIII. bemerkt man keine freie Hingebung, keinen Schwung der Seele, keine wirkliche Theilnahme an einem lebenden Menschen; sie sind ihm alle Werkzeuge, die er gebraucht und wieder zerbricht; aber eine praktische Intelligenz ohnegleichen, eine den allgemeinen Interessen zugewandte kraftvolle Thätigkeit; er verbindet Beweglichkeit der Absichten mit einem jederzeit festen Willen. In neuerer Zeit ist Froude („History of England from the fall of Wolsey to the death of Elisabeth“) bemüht gewesen, diesen Tyrannen zu vergöttern. Vergleiche dagegen Pauli in Sybels „Historische Zeitschrift“, III, S. 97 ff., und in den Aufsätzen „Zur englischen Geschichte“, S. 98 ff. Leipzig 1879. Vergl. Brewer, Letters and papers in den „Record-publications“, und Spillman, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII.

ein freiwilliges Geschenk zu geben! Die Münzen wurden verschlechtert, schon im sechsundzwanzigsten Jahre seiner Regierung wurde verrechnet, daß alle seine Vorfahren zusammen nie so viel behoben, als Heinrich VIII. allein.¹⁾

Eduard VI. 1547—1553.

Kurz vor seinem Tode hatte Heinrich VIII. noch ein Testament abgefaßt, welches seinen Sohn Eduard (geb. 12. October 1537) zum Nachfolger ernannte; da er aber erst neun Jahre und vier Monate alt war, so sollte ein Regentschaftsrath die Autorität der Krone ausüben, bis Eduard das achtzehnte Jahr zurückgelegt habe.

Testament.

Obenan im Verzeichniß der sechzehn Männer stand der Name Cranmers und dann kamen lauter Namen von Emporkömmlingen, die erst Heinrich VIII. zu Ämtern und Würden erhoben hatte, oder die während der letzten Krankheit Zutritt zum König hatten. Es waren Männer, die insgeheim für ein weiteres Vorgehen der Reformation Englands waren, öffentlich aber bisher den Grundsätzen des Königs gehuldigt — und gelegentlich Andersdenkende verfolgt hatten. Schon am 31. Januar 1547 wurde die letztwillige Anordnung Heinrichs VIII., wonach alle Sechzehn gleiche Macht hätten, geändert und der Graf Hertford zum Obersthofmeister seiner Majestät, zum Lordprotector aller seiner Reiche und zum Generallieutenant aller seiner Armeen ernannt und zugleich zum Herzog von Somerset erhoben. Der Kanzler Wriothesley, welcher gegen diese Verletzung des Testaments auftrat, gab durch einen Fehlgriß Anlaß, ihn seiner Stelle zu entheben. Somerset regierte einige Zeit hindurch mit der Macht eines Königs, seine Amtsgenossen gewann er durch Schenkungen, von denen es hieß, der verstorbene König hätte sie den Betreffenden noch zuweisen wollen.

Regentschaftsrath.

Hertford.

Somerset.

Am 20. Februar ward Eduard VI. gekrönt. Der höfische Cranmer sagte ihm dabei: was er soeben versprochen, könne sein Herrscherrecht nicht beeinträchtigen — eine Theorie, die fortan in England eine große Rolle spielen und Ströme von Blut kosten sollte. Zugleich bezeichnete er ihn als Gottes Amtsverweser und als Statthalter Christi.²⁾

Der König war ein sanfter, gelehriger, fleißiger Knabe. Noch sind Briefe und Aufsätze von ihm vorhanden, wobei ihn vielleicht andere leiteten, auch ein Tagebuch, das von einem reinen, eifrigen Streben, seine Pflichten zu erfüllen, Zeugnis gibt. Über die Fähigkeiten Eduards haben wir noch ein glänzendes Zeugnis in den Schriften des originellen Arztes und Selbstbiographen Girolamo Cardano aus Mailand, geboren 1500, welcher den König in dessen fünfzehnten Jahre besuchte. Danach verstand er damals das Latein und das Französische wohl, war nicht unwissend im Griechischen, Italienischen und Spanischen, und nicht ohne zureichende Kenntniß der Logik,

Eduard VI.

¹⁾ Lingard, l. c. VI, p. 399 ff.

²⁾ Madintosh, Geschichte von England, II, S. 333. Hamburg 1832.

Physik und Musik; mit andern Worten, Eduard mußte jung viel lernen, selbständig wurde er aber nie. Cranmer hatte großen Einfluß auf ihn und trieb ihn, in der Reformation weiter vorzuschreiten.

Cranmer.

Neue Reformation.

Jetzt erst bekam die Reformation in England einen Kern. Das Recht zu dieser religiösen Umwälzung und der Aufrichtung neuer Lehriätze entnahm man aus der von Heinrich VIII. festgestellten Prærogative der Krone, nämlich der Oberherrlichkeit über die Kirche, von deren Gütern jetzt noch eine gute Nachlese gehalten ward. In den Neuerungen gieng man vorsichtig, aber mit Festigkeit voran. Zunächst ward nach dem Grundsatze verfahren, mit dem Leben des verstorbenen Königs sei auch die Gewalt der Bischöfe erloschen. Cranmer bat um neue Bestallung, und seine Amtsgenossen mußten ihm folgen. Dann ward eine königliche Visitation der Kirche angeordnet und das Reich zu diesem Zweck in sechs Bezirke getheilt. Sobald die Visitatoren in einen Bezirk kamen, hörte alle Gewalt der Geistlichen auf, bis sie vom Protector und Erzbischof von Canterbury neu bestätigt waren. Natürlich ließ man keinen Geistlichen im Amt, der nicht die Ansichten Cranmers predigte. Jedes Kirchspiel mußte die Sammlung der von ihm verfaßten Homilien und ein Exemplar der Auslegung des Neuen Testaments von Erasmus haben. Bischof Gardiner von Winchester, der gegen diese Neuerungen auftrat, wurde verhaftet. Die Gesetze gegen die Lollarden, das Verbot, die Heilige Schrift zu lesen, das Statut der sechs Artikel und daß die königlichen Proclamationen Gesetzeskraft haben sollten, wurden widerrufen, die Spendung des heiligen Sacramentes unter beiden Gestalten für angemessen erklärt, alle Wahl der Bischöfe der Krone überlassen.¹⁾

Cranmer verfaßte einen Katechismus und eine Liturgie in englischer Sprache, in welcher weggelassen wurde, was ihm im lateinischen Messbuch und Brevier mißfiel. Die Ehe der Priester lag ihm besonders am Herzen. Nach stürmischen Debatten gieng im Parlamente im November 1547 eine Bill durch, welche sagte, daß zwar Ehelosigkeit beim Clerus zu wünschen wäre, weil es dem geistlichen Charakter besser gezieme, ihn vor weltlicher Sorge und Kummer bewahre und zur Erfüllung seiner Pflichten geeigneter mache, daß man aber aus Rücksicht auf viele Nachtheile denen, die sich nicht bezwingen könnten, den gottseligen Gebrauch der Ehe gestatte. In jeder Kirche, so ward ferner verordnet, sollten jährlich vier Predigten gegen das Papstthum gehalten und gegen die Verehrung und Anbetung der Bilder gepredigt werden.

Common-prayer-book.

Mit der im Jahre 1548 ausgearbeiteten neuen englischen Liturgie, dem sogenannten Common-prayer-book, gieng die neue Richtung schon zur Verfolgung über, sie ist eine vom Parlamente im Januar 1549 sanction-

¹⁾ Lingard, l. c. VII. p. 20—28.

nierte Zwangsmaßregel gegen Andersgläubige. Es ward allen Geistlichen befohlen, nur der Liturgie sich zu bedienen, welche der Primas und seine Amtsbrüder ausgearbeitet hätten. Es ward allen Personen geboten, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, den Geistlichen aber ward befohlen, sich genau an die neue Liturgie zu halten, nicht bloß bei Strafe von Kirchenbußen, sondern auch von sechsmonatlichem Gefängnis für die erste, von zwölfmonatlichem für die zweite, von lebenslänglichem für die dritte Übertretung. Wer aber diese Liturgie lächerlich machen oder gar verhindern wollte, mußte das erste mal zehn, das zweitemal zwanzig Pfund Strafe zahlen, das drittemal aber Hab und Gut verlieren und lebenslänglichem Gefängnis verfallen sein. Bald darauf, am 19. Februar, wurde nach stürmischen Verhandlungen auch die besonders von Cranmer gewünschte Aufhebung des Eölibats beschlossen, obwohl es wünschenswert sei, daß die Geistlichen in ehelosem Stande verbleiben.¹⁾

Straf-
bestim-
mungen.

Eölibat.

Die Bischöfe, welche widersprachen, wie Bonner von London, kamen ins Gefängnis. Lady Maria, die Schwester Eduards, eine entschiedene Katholikin, sollte sich auch dem Gesetze fügen, erklärte aber, sie halte es ihrem Gewissen nach nicht für bindend. Der Gejandte Karls V. verwendete sich für sie, und es ward ihr Nachsicht gewährt. 1550 drang man von neuem in sie. Maria erklärte wieder, ihre Seele gehöre Gott, und nie werde sie ihren Glauben ändern oder ihre Gesinnung verheimlichen. Es hieß, man wolle ihrem Glauben nicht Gewalt ant thun, aber sie habe zu gehorchen, wie jeder andere Untertban. Man hinderte ihre Kapläne Messe zu lesen und setzte sie in engen Gewahrsam, man sperrte ihre Diener ein. Maria sagte kühn: ehe sie einem andern Gottesdienste beiwohne, werde sie lieber das Haupt auf den Block legen. Jetzt erklärte der spanische Gejandte den Krieg, wenn man die Prinzessin nicht in Ruhe lasse, und die Politik siegte über den religiösen Eifer. Cranmer selber überredete den jungen König: zwar sei es Sünde, Sünde zu gestatten, doch könne man sie eine Zeitlang hingehen lassen, wenn man sich möglichst spate. Mit Thränen im Auge gab der junge König nach, dem Cranmer den katholischen Gottesdienst als Abgöttereii hingestellt hatte!²⁾

Lady
Maria.Cran-
mer.Hinrich-
tungen.

Auch an Hinrichtungen Andersgläubiger fehlte es dieser Regierung nicht, so wohlwollend auch das Herz des jungen Königs war. Eine Johanna Boker wurde vom Erzbischof aus der Kirche ausgeschlossen und dem weltlichen Arm überliefert, weil sie behauptete, Christus sei nicht Fleisch und Blut von dem äußeren Menschen der Jungfrau, sondern durch die Einwilligung des inneren unbesleckten Menschen; sie sagte nun dem Erzbischof ins Gesicht: „Es ist eine gottfelige Sache, Eure Unwissenheit zu betrachten; es ist nicht lange her, daß Ihr Anna Askew wegen eines Stückes Brot verbranntet, und doch bekanntet Ihr bald darauf selber die Lehre, wegen der Ihr sie verbrannt habt, und jetzt wollt Ihr mich verbrennen wegen eines Stückes Fleisch.“ — Der König verweigerte ein Jahr lang die Unterschrift zur Hinrichtung, denn er meinte, wenn sie im Irrthum und in der Sünde sterbe, so sei auch ihre Seele ewig verloren.

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 33—37.

²⁾ Ibid. p. 77—82. — Zimmermann, l. c. p. 28 f.

bis Cranmer ihm seine Bedenken ausredete. Jetzt unterschrieb Eduard weinend, mit den Worten: „Wenn ich unrecht thue, so müßt Ihr es verantworten.“ Die Arme blieb auch unter den Flammen hartnäckig bei ihrer Überzeugung. Desgleichen wurde 1551 ein Arzt verbrannt, weil er die göttliche Natur Christi gelehret hätte.¹⁾

Unzu-
frieden-
heit.

Ohne jeden Widerstand von Seite des Volkes kam die Neuerung jedoch nicht zum Siege. Die Unzufriedenheit war allgemein, die alte Religion war dem Volke lieb; seit die Klöster aufgehoben waren, hatte man Gelegenheit, die Raubsucht der neuen Besitzer mit der milden Herrschaft der Mönche zu vergleichen. Die Klöster waren die Herbergen der Armen, seit sie aufgehoben waren, zogen die Bettler scharenweis umher. In der Noth erließ die Regierung eine Verordnung, welche jeden, der sich drei Tage lang müßig herumtrieb, nicht nur zur Brandmarkung, sondern auch zur Sklaverei verurtheilte: zwei Jahre sollte er als Sklave dem dienen, der ihn anzeigte, bei Brot und Wasser, ohne Fleisch, durch Schläge, Ketten oder wie immer zu jeder Arbeit gezwungen werden, wie niedrig sie auch sein möge. Entflohen er zum zweitenmale, so verfiel er der schrecklichen Todesart, die auf dem Hochverrath stand.²⁾ Tausende von Ackerleuten waren durch die Einziehung der Kirchengüter, die jetzt für Schafzucht verwendet wurden statt für Getreidebau, ohne Beschäftigung. Ganze Dörfer giengen zugrunde. Als die neue Liturgie begann statt des früheren Hochamtes und der Musik, erhob sich in vielen Grafschaften das Volk gegen „den bloßen Weihnachtsspaß“.³⁾

Auf-
stände.

Es kam zu ernstern Kämpfen: 1549 stand das Volk in Devonshire auf und zwang die Geistlichen, den Gottesdienst wie ehemals zu halten. Ein Arundel stand in wenig Tagen an der Spitze von 10.000 Mann, welche Wiederherstellung der Messe, der geistlichen Güter, der sechs Artikel, und die Zurückberufung des Cardinals Pole verlangten. Die Regierung unterhandelte anfangs, bis sie vollkommen gerüstet war. Die Aufständischen vermochten Exeter nicht zu bewältigen und wurden bei Launceston am 6. August geschlagen. 4000 Mann blieben auf dem Platze, die Führer endeten durch Henkershand. In Norfolk stellte sich ein Gerber Ket an die Spitze: man habe dem Volk einen neuen, mit seinem Gewissen unverträglichen Gottesdienst aufgezwungen, man müsse die Räte vom König entfernen, die Heiliges und Weltliches vermengten und auf Kosten des Volkes schwelgten und sich bereicherten. Erst Warwick vermochte mit Hilfe deutscher Truppen sie in Dussingdale zu bezwingen. 2000 blieben auf dem Platze. Warwick versprach Amnestie, nur Ket und sein Bruder wurden gehenkt.

Stet.

Somer-
set

Somerjet hatte durch List die höchste Gewalt an sich gebracht und herrschte mit einer Willkür, wie ein geborener König. Natürlich fehlte es

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 84—87.

²⁾ Ibid. p. 29.

³⁾ Ibid. p. 49—56.

nicht an Nebenbuhlern von gleich starkem Ehrgeiz. Zunächst ward ihm sein eigener Bruder gefährlich, Sir Thomas Seymour, der Admiral von England, an Geistesgaben dem Protector überlegen. und
Seymour.

Einst hatte Katharina Parr ihn geliebt, aber Heinrichs Hand der seinen vorgezogen; jetzt wiederum Witwe, mochte sie ihre Leidenschaft nicht zu bemeistern und reichte ihm die Hand, kaum die Leiche des Königs noch zu Grabe getragen war. Seymour aber war es weniger um ihr Herz, als um das Wittum der Königin von England zu thun und um durch sie in die Nähe des Königs zu kommen und dessen Gunst zu gewinnen. Allein nun brach Eifersucht aus unter den Frauen der beiden Brüder: die Protectorin sollte der ehemaligen Königin den Vortritt lassen. Bald kam der Protector darauf, wie sein jüngerer Bruder ihn zu stürzen trachtete. Der Protector schickte den Bruder in den Tower, diesem sank der Muth, und es kam wieder zu einer Ausöhnung, aber sie war nicht von Dauer. Katharina starb am 30. September 1548 im Wochenbett und jetzt bewarb sich Seymour um die Prinzessin Elisabeth, und gewann ihre Liebe und sieng wieder an, die Maßregeln der Regierung zu tadeln und dem Protector gefährlich zu werden. Somerset beschloß, sich seiner zu entledigen, ehe der Plan zur Reise gelangte. Am 25. Februar 1549 brachte er auf ein wahrscheinlich falsches Zeugnis hin eine Bill wegen Hochverraths gegen ihn ein und diese wurde am 27. Februar einstimmig angenommen. Seymour ward verurtheilt, ohne daß man nur seine Vertheidigung hörte. Nur die Gemeinen leisteten Widerstand wider das Verfahren gegen Recht und Gesetz und verlangten, daß man ihn seinen Anklägern gegenüberstelle und seine Vertheidigung höre. Am 20. März wurde der Unglückliche, der noch auf dem Schafott laut seine Unschuld behauptete, hingerichtet.¹⁾

Ende der
Katharina
Parr.

Doch eben jetzt fiel der Protector, da er fest zu stehen wähnte. Die Katholiken grollten ihm wegen seiner Thätigkeit für die Reformation; der Adel grollte ihm, weil er ganz wie ein König sich benahm, ministerielle und bürgerliche Stellen ganz willkürlich besetzte, das Volk gegen den Adel schützte. Somerset
fällt.

Warwick, der Sieger über den Bauernaufstand, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Anfangs October 1549 zogen die mißvergnügten Lords an der Spitze ihres bewaffneten Gefolges in London ein, bemächtigten sich des Towers, der Protector floh mit dem König nach Windsor, um dort Streitkräfte zu sammeln. Allein die Seinen fielen von ihm ab, ihm selber fehlte es an wahrem Muth der Beschuldigung schwerer Verbrechen und großer Veruntreuung gegenüber: er ergab sich 14. October 1549 und wurde in den Tower gesetzt. Warwick, der an seine Stelle trat, schonte sein Leben und ließ ihn bloß mit Verlust eines Theils seines Vermögens und aller seiner Ehrenämter strafen. Die Katholiken sahen sich aber in ihrer Hoffnung auf Warwick getäuscht, wahrscheinlich fühlte er sich nicht stark genug hiezu seinen Standesgenossen gegenüber. Die Regierung versicherte, daß das protestantische Interesse durch die Reformation nicht solle gefährdet werden, und mahnte die Bischöfe, die Reformation fortzusetzen. Der Graf von Southampton, die Stütze der Katholiken, mußte den Hof verlassen. Auch die äußere Politik blieb im gleichen Geleise. Das gab Somerset Grund, auf den Sturz den Machthabers zu finnen, er

Warwick.

¹⁾ Lingard, l. c. VII. p. 37—44.

verjammelte bewaffnetes Gefolge. Warwick kam ihm aber zuvor, ließ ihn wegen Felonie festnehmen, verurtheilen und am 22. Januar 1552 enthaupten. Viele seiner Anhänger wurden ihm in den Tod nachgeschickt.¹⁾

Das Parlament, das sich am Tage nach Somersets Hinrichtung versammelte, beschloß eine Anordnung zu Gunsten der Armen und eine wichtige Veränderung zu Gunsten derer, die des Hochverraths angeklagt waren: niemand solle fürder wegen was immer für einer Verrätherei vor Gericht gestellt und verurtheilt werden, ausgenommen auf eidliche Aussage zweier rechtschaffenen Kläger, die vor Gericht mit ihm confrontirt werden und daselbst die Beschuldigung öffentlich behaupten sollen. Kaum war das Parlament aufgelöst, so traf die Regierung eigenmächtig einige wichtige Anordnungen in Sachen der Religion: 1. Die irischen Unterthanen sollten, obschon die wenigsten sie verstanden, dennoch dem Gottesdienst in englischer Sprache beiwohnen. 2. Cranmer erhielt den Auftrag, eine Sammlung der Glaubenspunkte und ein geistliches Gesetzbuch zu vollenden. Jenes vollbrachte er in den sogenannten zweiundvierzig Artikeln, dieses in der *Reformatio legum ecclesiasticarum*. Es ist derselbe Cranmer, der jeden Glaubensartikel vertheidigte, welchen Heinrich VIII. aufstellte, und jetzt nicht bloß von denselben Lehren abwich, sondern auch eine Norm des Glaubens aufstellte, also der Vernunft und freien Forschung anderer Fesseln anlegte. Der König ließ durch alle Kirchenvögte, Geistlichen und öffentlichen Lehrer dieses Glaubensbekenntnis unterschreiben.²⁾

Die
Iren.

Neuer
Glaube.

North-
umber-
land.

Es war dies kurz vor seinem Tode, denn die Tage des schwächlichen Knaben waren gezählt. Eduard VI. litt an Lungenschwindsucht, und Warwick oder — wie er damals hieß — Northumberland war hart genug, den Armen an den baldigen Tod zu erinnern. Angst, Herrschucht trieben ihn; wenn er die Macht verlor, brachten ihn seine Freunde so gewiß auf das Schafott, als er den volksbeliebten Somerset gezwungen hatte, das Haupt auf den Block zu legen. Dagegen half nur, wenn er die Krone an sein eigenes Haus brachte. Heinrich VIII. hatte jedoch in seinem Testament Maria und Elisabeth als nächste Erben erklärt, im Falle Eduard VI. kinderlos mit Tod abgehe. Aber Northumberland stellte dem König vor, wie das Werk seines Lebens und sein Ruhm, nämlich die Einführung des reinen Glaubens, bedroht sei, wenn die katholisch gesinnte Maria den Thron besteige; überdies seien Maria und Elisabeth durch ein Statut für unehelich erklärt.

Maria
Stuart.

Waren Maria und Elisabeth erbunfähig, so kam der Thron an die Nachkommen der ältesten Schwester Heinrichs VIII., Margareta's, die einst an Jakob von Schottland vermählt war, also jetzt an ihre Enkelin Maria Stuart. Allein diese sei nun einmal an den Erben von Frankreich vermählt und England dürfe nicht an Frankreich kommen;³⁾ dann sei auch

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 58—66, 89 f., 95—99.

²⁾ Ibid. p. 100—109.

³⁾ Ibid. p. 109—115. — The chronicle of Queen Jane, ed. by Nichols. Jahrgang 1850.

das Erbrecht Margaretens im Testamente Heinrichs VIII. gar nicht erwähnt. Also komme nur Maria, die Gemahlin Ludwigs XII., und ihre Erben in Betracht.¹⁾ Marias Tochter war Francisca Gray, die aber ohne Lust nach einem streitigen Thron ihr Recht an ihre älteste Tochter Johanna übertrug, und diese vermählte Northumberland am 25. Mai 1553 mit seinem Sohne Guilford Dudley. Der franke Eduard VI. war sogleich entschlossen, die Rechte seiner Schwester dem Interesse seines Glaubens zu opfern, und änderte im Juni eigenmächtig die Thronfolge-Ordnung; er wollte keine Einwendung der Richter hören, welche in gesetzlicher Form das Instrument ausfertigen sollten, denn nur das Parlament konnte dem Actenstück Gesetzeskraft geben. Auch Cranmer unterschrieb die neue Thronfolge-Ordnung, wie er später eingestand, aus Schwäche.²⁾

Francisca und Johanna Gray.

Alles war vorbereitet, um alsbald nach Eduards VI. Tode Johanna Gray als Königin auszurufen, aber auch um Maria in den Tower zu setzen. Sie erhielt Befehl, unverzüglich an den Hof zu kommen; sie brach auf, unterwegs aber bekam sie einen Wink von der Gefahr und sie kehrte wieder um. Karl V. war für sie thätig. Eine Gesandtschaft von ihm war unterwegs, um ihr Recht an den Thron zu wahren. Der französische Gesandte aber war im entgegengesetzten Sinne thätig. Indes hauchte der schwindfüchtige Knabe am 6. Juli 1553 sein Leben aus. Sein letztes Wort war: „Herr, rette dein erwähltes Volk Englands, bewahre dieses Reich vor dem Papstthum und erhalte den rechten Glauben!“

Tod Eduards.

Johanna Gray und Maria.

Drei Tage verhehlte man den Tod des Königs, verdoppelte die Wachen im Palast, ließ die Thüren schließen. Am 10. Juli gieng Northumberland mit andern vom Geheimen Rath zu Johanna Gray und eröffnete ihr, indem sie vor ihr niederknieten, daß im Testament der verstorbene König sie für die Krone bestimmt habe. Johanna zitterte, stieß einen Schrei aus und fiel

Johanna Gray.

¹⁾ Stammtafel der Tudors (vergl. Bd. VI, S. 639 dieses Werkes. 5. Aufl.):
Heinrich VII.

Margareta, Gemahl: Jakob IV.	Heinrich VIII.	Maria, 1. Gem.: Ludwig XII. 2. Gem.: Brandon, Herzog von Suffol
Jakob V., vermählt mit Maria von Lothringen	Maria. Elisabeth. Eduard VI.	Francisca, Gem.: Gray, Herzog von Suffol
Maria Stuart.	Johanna.	Katharina. Maria.

²⁾ Zimmermann, l. c. p. 38.

in Ohnmacht; die Lords schworen, ihr Blut für sie zu vergießen. Indes wurde sie in London durch die Herolde als Königin ausgerufen, das Volk äußerte keinen Beifall. Aber da kam auch ein Schreiben von Maria an den Geheimen Rath, worin sie sich beschwerte, daß man ihr den Tod ihres Bruders nicht gemeldet habe, und befahl, ihre Thronbesteigung sogleich zu proclamieren. Man achtete wenig darauf, fürchtete bloß, sie möchte nach den Niederlanden entfliehen.¹⁾

Bald sollte sich aber zeigen, daß sie mächtiger war als der Geheime Rath. Der Adel der Umgegend stieß mit seinen Mannen zu ihr und bald stand sie an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Northumberland mußte sich auf den Kampf gefaßt machen; er brach am 14. Juli von London auf.²⁾ Maria. Bischof Ridley mußte indessen über Marias Bigotterie predigen und die Sanftmuth und Frömmigkeit der Johanna herausstreichen. Allein die Katholiken wurden dadurch nur anhänglicher an Maria, die Protestanten aber wurden dadurch nicht von dem Erbrecht Johanna's überzeugt. Übrigens kam Johanna. die Entscheidung sehr schnell. Je weiter Northumberland vorrückte, umso mehr sah er überall die Begeisterung des Volkes für Maria und mußte den Namen Rebell sich gefallen lassen. Die Truppen merkten seine Unentschlossenheit und liefen davon. In London hatten sich viele Lords mit ihren Anhängern am 19. Juli versammelt, und unter unendlichem Jubel ward Maria als Königin ausgerufen. Johanna legte die Krone nieder. Sie war zehn Tage Königin³⁾ und diese waren Tage voll Angst und Trauer gewesen.⁴⁾

Ihr Gemahl verlangte die Krone und mied ihren Umgang, als sie ihn bloß zum Herzog machen wollte; ihre Schwiegermutter ließ sie bitter fühlen, daß sie eigentlich nur Northumberland die Krone verdanke; sie fürchtete vergiftet zu werden. Übrigens war sie, obschon erst sechzehnjährig, eines Thrones nicht unwürdig; sie war nicht bloß schön, sondern tugendhaft, reich gebildet: las sie doch den Plato in der Ursprache. Ihr Unglück war es, daß sie, dem Drängen ihrer Verwandten nachgebend, eine Krone annahm, zu der sie kein Recht hatte. Jetzt war sie von allen verlassen, Northumberland rief selber unter heißen Thränen Maria als Königin aus. Es half ihm aber nichts mehr, er wurde am 22. Juli verhaftet und in den Tower gesetzt.

Anfänge
Maria's.

Am 3. August zog Maria, ihre Schwester Elisabeth zur Seite, in London ein. Sie war klein und mager, und die Spuren des Kummers und langen Leidens waren deutlich auf ihrem Antlitz zu lesen. Gardiner hielt die Anrede an sie; er wurde ihr erster Rathgeber und Kanzler. Die ersten Maßregeln gefielen: sie stellten den ursprünglichen Wert der Münzen wieder her, sie erließ dem Volk eine drückende Steuer, statt des düsteren Ernstes am

1) Ringard, l. c. VII. p. 125—132. — Zimmermann, l. c. p. 39—41.

2) Zimmermann, l. c. p. 42.

3) Tytler, England under the reigns of Edward and Mary. London 1887.

4) Zimmermann, S. J., Maria die Katholische, S. 38—48. Freiburg 1890.

Hofe trat wieder ein heiteres, farbenreiches Leben ein. Am 1. October wurde Maria gekrönt und erließ eine allgemeine Amnestie, von der nur sechzig Namen ausgenommen waren. Ihr eigentlicher Rathgeber, da sie niemanden in ihrer Umgebung trauen konnte, war Karl V. und dessen Gesandter Renard. Er rieth, die Häupter der Empörung zu strafen, den übrigen aber zu verzeihen: so that sie. Northumberland mit sechs andern wurde wegen Empörung vor Gericht gestellt. Johanna ihnen beizugesellen, konnte Maria weder mit ihrem Herzen noch mit ihrem Gewissen vereinbaren, weil sie weniger Mitschuldige als Puppe in den Händen der Partei gewesen sei.¹⁾ Northumberland beklagte auf dem Schafott, am 22. August, seinen Ehrgeiz, der ihn verleitet habe, einem Gottesdienste beizutreten, den er im Inneren verdamme; sein letztes Gebet sei, dass seine Landsleute zur katholischen Kirche zurückkehren.²⁾

North-
umber-
lands
Ende.

Schottland.

Der Gedanke, Schottland mit England zu vereinigen, war unter Heinrich VIII. und Eduard VI. maßgebend für die äußere Politik.

In Schottland war das Königthum noch immer ohne Macht, zwei Gesellschaften bestanden nebeneinander, im Norden die gälische, in den Niederungen des Südens die germanische. Im Norden lebte die alte Clanverfassung fort, alle Mitglieder eines Stammes hatten denselben Namen, folgten treulich ihrem Häuptling und stritten sich todesmuthig für seine und des Stammes Ehre. Im Süden bestand das germanische Lehenssystem. Kämpfte man nicht gegen England für die Unabhängigkeit, so kämpfte im Innern Stamm gegen Stamm. Die Könige hatten keine stehenden Truppen, keine bedeutenden finanziellen Hilfsquellen,³⁾ während einzelne Häuptlinge, wie zum Beispiel die Douglas, 40.000 Mann ins Feld zu stellen vermochten. Aller Kampf der Könige gegen den Adel war darum nur ein Versetzen der Macht, ohne sich zu schwächen; man bekämpfte eine Partei des Adels mit der andern, man

Schott-
land.

Mon-
archie
und
Adel.

¹⁾ Als Suffolk die Johanna Gray ermahnte, ihren Sturz mit Festigkeit zu ertragen, entgegnete sie gefasst: „Das ist mir ein willkommeneres Wort als jenes, welches mich auf eine Höhe berief, zu welcher ich nicht berechtigt, noch geschickt bin. Aus Gehorsam gegen Euch und meine Mutter that ich mir selber Gewalt an; dies ist meine eigene, freie Handlung, und gerne enttage ich der Krone.“

²⁾ Lingard, l. c. VII, p. 138—146. — Zimmermann, l. c. p. 47—55.

³⁾ Die Jahreseinnahme des Königs belief sich auf 50.000 Pfund Sterling aus Domänen, Ein- und Ausgangszöllen, Einkünften erledigter Bisthümer, aus freiwilligen Gaben des Adels und Clerus und aus Gerichtsgefällen. Mit einer so geringen Summe ließ sich allerdings kein stehendes Heer von Fremden halten, um den Adel zu bändigen. Auch fehlte in Schottland die Macht der Städte, die das Königthum hätte stützen können. Brach ein Krieg aus, so mußte sich der König an den Adel wenden und ihm immer wieder das gewähren, was er selbst oder sein Vorfahr ihm abgerungen hatte. So wurde denn die Geschichte der Nachkommen Bantós eine fortwährende Sisyphusarbeit, und die meisten endeten tragisch. Pinkerton, History of Scotland. London 1792. — Robertson, History of Scotland, London 1824. — Tytler, History of Scotland.

vertheilte die Güter der Besiegten an die Sieger, die bald darauf selber Feinde des Königthums wurden. — Der Gedanke, den hohen Adel zu demüthigen und die monarchische Gewalt zu stärken, lebte namentlich in den Herrschern aus dem Hause der Stuarts, welches nach dem kinderlosen Tode Davids II. (1329—1370), des letzten männlichen Sprossen aus dem Hause Bruce, in den Besitz der schottischen Krone gelangte.

Robert II.

Robert II. ist der erste Stuart, welcher im Jahr 1371 den schottischen Thron bestieg, und zwar als Nachkomme einer Tochter Roberts I. Sein Vater Walter Stuart hatte die Hand von Robert I. Bruces Tochter Marjory erhalten. Robert II. suchte mit Rücksicht auf den durch langjährige Kriege erschöpften Zustand des Reiches den Frieden möglichst zu wahren und beobachtete genau die Bedingungen, welche im Jahre 1365 zwischen David II. und Eduard III. beim Abschluß eines fünfundzwanzigjährigen Waffenstillstandes bestimmt worden waren.¹⁾ Er starb 1390 nach einer neunzehnjährigen, ob ihrer Weisheit im In- und Auslande geachteten Regierung. — Sein Sohn Johann folgte ihm, aber nicht mit der gleichen Energie. In seiner Jugend hatte er sich als tapferer Kämpfer in den Schlachten bewährt, als König suchte er in Anbetracht des großen Menschenverlustes in den bisherigen Kriegen den Frieden zu erhalten. Weil der Name Johann an den verhassten Johann Baliol erinnerte, nannte sich dieser älteste Sohn Johann von der Krönung an Robert III. (1390—1406); er war fromm und sanft, aber durch einen Unfall gelähmt. Die keltischen Häuptlinge benutzten seine Schwäche und tobten ihre Kampflust in steten Fehden aus. Sein Sohn Jakob wurde auf dem Meer, als er Frankreich besuchen wollte, im April 1405, von englischen Piraten gefangen und nach England gebracht, wo er noch gefangen war als sein Vater am 4. April 1406 starb. Roberts III. Bruder, Herzog von Albany, übernahm die Regentschaft, nicht zum Heil Schottlands.

Robert III.

Der Herzog von Gloucester schenkte erst 1423 dem schottischen Thronfolger gegen 40.000 Pfund die Freiheit. Im Unglück der Gefangenschaft hatte Jakob gründliche Studien gemacht, und durch schwere Erfahrungen gekräftigt, bewies er sich als einen der tüchtigsten Könige. Durch Chaucers Dichtungen angeregt, pflegte er auch die Poesie. Sein Hauptabsichten war aber, die Kirche und den Thron zu stärken, jene durch Niederhaltung der Vassallen und Heranbildung eines tüchtigen Clerus, diesen durch unerbittliches Vändigen des übermüthigen fehdelustigen Adels. Der vormalige Regent, der Herzog von Albany, endete mit zwei Söhnen und dem Grafen Lennox durch das Schwert des Henkers.²⁾

Jakob I.

Jakob I., der Sohn Roberts III. (1424—1437), verbot die Bündnisse der Barone,³⁾ theilte das schottische Parlament in zwei Kammern, weil in der bisher einen Kammer der große Adel vorherrschte, und suchte die Macht des Adels zu brechen. Da erlag er einer Verschwörung. Ein Robert Graham drang 1437 in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar in Perth in das Gemach des Königs mit den Worten: „Grausamer Tyrann, nie hattest du Mitleid mit deinen edlen Verwandten, erwarte deshalb auch kein Mitleid in diesem Augenblicke!“ —

¹⁾ Lingard, l. c. IV, p. 98 f. — Velleßheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, I, S. 263.

²⁾ Velleßheim, l. c. I, p. 264, 270—273. — Lingard, l. c. IV, p. 356 f. — Pauli, l. c. V, p. 41 f., 188, 257.

³⁾ Die Bounds of manrent.

„So gestatte mir“, erwiderte der wehrlose Monarch, „wenigstens einen Beichtvater zum Heil meiner Seele.“ — „Keinen sollst du haben,“ brüllte Graham, „sondern nur dieses Schwert!“ — und gab ihm den Todesstreich.¹⁾ — Kaum war sein Sohn Jakob II. (1437—1460) volljährig (1448), so nahm er die Pläne seines Vaters auf; er ermordete mit eigener Hand den größten Baron des Südens, den Grafen von Douglas, er schlug das Heer des Douglas an den Ufern des Flusses Carron. Desungeachtet hätte Jakob II. wahrscheinlich das gleiche Schicksal wie sein Vater gehabt, wäre er nicht am 29. Januar 1460 in Roxburgh durch das Springen einer Kanone getödtet worden. — Jakob III. (1460—1488) handelte im gleichen Geiste, aber er besaß nicht die gleiche Thakraft: 1482 hieng der verschworene Adel seine Günstlinge auf, 1488 schlug und tödtete er ihn selbst auf der Flucht.

Jakob II.

Jakob III.

Jakob IV., sein Sohn (1488—1513), ist einer der größten Könige Schottlands; an Stärke, Seelengröße, an Weisheit übertraf er alle seine Vorgänger. Er verständigte sich mit dem schottischen Adel und lebte mit England in Eintracht; die englischen Könige suchten nicht mehr Schottland mit dem Schwerte zu England zu schlagen, sondern durch Heiraten mit ihm zu verbinden. Heinrich VII. vermählte seine Tochter Margareta mit dem schottischen Könige. Das Ungestüm Heinrichs VIII. war schuld, daß Schottland zu seiner alten Verbindung mit Frankreich zurückkehrte; zwischen Engländern und Schotten kam es 1513 bei Flodden zur Schlacht, und Jakob IV. wurde mit 10.000 der Seinen erschlagen. Man konnte den von Wunden entstellten Leichnam mit Mühe aus der Menge der Gefallenen herausziehen. Wegen seiner strengen Gerechtigkeit, seines Eifers für Ackerbau und Handel, seiner unermüdblichen Thätigkeit liebte ihn das Volk. Viele mochten nicht glauben, daß er gefallen sei, sie ließen ihn nach Jerusalem wallfahren, von dort werde er zum Heil seines Volkes zurückkehren.²⁾

Schlacht bei Flodden.

Jakob IV.

Hinsichtlich der Kirche Schottlands unter den vier ersten Jakobem sei noch bemerkt, daß zuerst die Wicklifiten sich des Landes zu bemächtigen suchten, dann die Husiten einen Apostel sandten — doch vergebens, die Sendlinge wurden hingerichtet; dann daß Heinrich Wardlaw, Bischof von St. Andrews, 1410 in seiner Residenzstadt eine Universität gründete und daß Benedict XIII., den Schottland noch anerkannte, 1414 sie bestätigte, daß ein feierlicher Dankgottesdienst dafür stattfand, daß Freudenfeuer über die Bestätigung der ersten schottischen Hochschule die ganze Stadt beleuchteten, daß bei Wein, Musik und Tanz die ganze Bevölkerung dies freudige Ereignis feierte, daß alle Stände tief von der Bedeutung sich durchdrungen zeigten; daß an der Festproceßion 400 Geistliche Antheil nahmen.³⁾ — Lange beharrte Schottland in der Anhänglichkeit an Benedict XIII., erst 1418 anerkannte es Martin V. als Papst. — Unter der Regentschaft des Herzogs von Albany (1420) hören wir von einem Recht der schottischen Bischöfe, die Testamente der Diöcesanen zu bestätigen: „Wenn

Universität St. Andrews.

¹⁾ Bellesheim, l. c. I, p. 272—275.

²⁾ Buchanan, Rerum Scotticarum hist., XIII, p. 40. — Bellesheim, l. c. I, p. 304—306.

³⁾ Bellesheim, l. c. I, p. 278 f.

jemand ohne Testament stirbt, so bestellt der Bischof die Executoren. Die Güter der Verstorbenen belegen sie mit Sequester, bis das Testament vom Ordinarius gebilligt ist. Von den Executoren der mit oder ohne Testament verstorbenen Personen nehmen sie einen Eid entgegen, gewissenhaft ihres Amtes zu walten und dem Bischof Rechnung abzulegen.“ Die Mobilien des Verstorbenen wurden in drei Theile getheilt: ein Drittel erhielt die Frau, ein Drittel die Kinder, ein Drittel wurde für die Legate und die Kosten des Begräbnißes und der Exequien verwendet.¹⁾ — Unter Jakob I. hören wir von einem Bischof der Hebriden, nachdem der König ihren Beherrscher der schottischen Kirche unterworfen. Der Oberhirte wohnte in Jona neben dem von ihm unabhängigen Abte.²⁾ Papst Nikolaus V. bestätigte 1451 die 1447 von Bischof Dunkeld gegründete Universität Glasgow, an der Theologie, Philosophie und andere freie Künste, Naturlehre und Kirchenrecht gelehrt werden sollten. 1472 wurde St. Andrews Metropolitansitz von ganz Schottland. Als Suffragan-sitze sollten dem Primas unterworfen sein: Glasgow, Dunkeld, Aberdeen, Moray, Brechin, Dunblane, Ross, Caithness, Candida Casa, Argyll, die Hebriden und Orkaden, während Schottland bisher unter York stand und die Orkaden unter dem Erzbischof von Drontheim.³⁾ Innocenz VIII. hingegen erhob 1492 Glasgow zu einem Erzbisthum mit den Suffraganen Dunkeld, Dunblane, Galloway und Argyll.⁴⁾

Univer-
sität
Glas-
gow.

Glasgow
Metro-
pole.

Jakob V.

Jakob V. (1513—1542) war zwei Jahre alt, als der Vater fiel; die Großen stritten sich um die Macht; die einen hingen an England, die andern an Frankreich, und die Vormundschaft des Prinzen blieb indes einer Gefangenschaft. Eine tiefe Abneigung gegen den Adel bemächtigte sich des Prinzen, und kaum hatte er die Regierung selbst übernommen (1528), so bekämpfte er die Vormünder mit der Leidenschaft des Hasses, bändigte die Großen; den Raub bestrafte er so streng, daß das Sprichwort galt: „Zeit hütet der Busch die Kühe.“ Der König blieb der Kirche treu. Patrick Hamilton, der im Jahre 1527 als erster Prediger im Sinne Luthers in Schottland auftrat, wurde festgenommen und am 29. Februar 1528 zu Saint-Andrews als Ketzer verbrannt;⁵⁾ das gleiche Los hatte ein Heinrich Forrest am 27. August 1534. Andere mußten aus Schottland fliehen.⁶⁾ Vergebens mahnte ihn Heinrich VIII., sein Beispiel zu befolgen und durch Annahme der Reform seine Macht zu verstärken.⁷⁾

Hein-
richen-
stein.

Jakob sah zu gut ein, daß nur der Adel durch Aufhebung der Klöster gewinnen würde, der sich auch sogleich der Reformation aufs eifrigste annahm. Weil er zur alten Kirche hielt und England protestantisch geworden war, so mußte Jakob sich wieder Frankreich nähern. Nach kurzer Ehe mit Magdalena,

1) Bellesheim, l. c. I, p. 281 f.

2) Ibid. p. 285.

3) Ibid. p. 296—299.

4) Ibid. p. 309 f.

5) Ibid. p. 326 f.

6) Ibid. p. 332—336.

7) Ibid. p. 306—309. — Mignet, Geschichte der Königin Maria Stuart, S. 9.

im Jahre 1537, der Tochter Franz' I., verband er sich mit Maria, der Schwester des Herzogs von Guise. Aufrechthaltung der Kirche, Bändigung des Feudaladels und Verbindung mit Frankreich war seine Politik; natürlich kam er deshalb mit Heinrich VIII., der ihn vergebens für die Reformation zu gewinnen suchte, in Streit, der Adel ließ sich aber absichtlich von den Engländern bei Solwaymoor schlagen, nur um den König zu demüthigen. Das brachte den König zur Verzweiflung; er starb, einunddreißig Jahre alt, am 13. December 1542. Kurz vor seinem Tod erhielt er die Nachricht, daß ihm eine Tochter geboren sei, es war dies Maria Stuart, geboren am 8. December 1542. In tiefer Trauer rief der König aus: „Durch ein Mädchen ist die Krone an uns gekommen, durch ein Mädchen wird sie wieder fortgehen!“¹⁾

Maria Stuart.

Die ganze Arbeit der fünf Jakobe für Stärkung des Königthums war vergebens, der Adel war mächtiger als je; das schottische Parlament bestand wieder aus einer Kammer, worin die weltlichen und geistlichen Lords, die Abgeordneten der Flecken und die Beamten des Königs gemeinsam tagten. Ein Ausschuss aus zweiunddreißig Mitgliedern, die Lords der Artikel benannt, bereitete die Gegenstände vor, über die verhandelt werden sollte.

Parlament.

Sechs Tage war Maria Stuart alt, als sie Königin wurde; am 9. September 1543 wurde sie in der Kirche von Stirling gekrönt. Vergebens versuchte die Mutter die Regentschaft zu erlangen; diese Würde ward dem Grafen von Arran vom Parlamente ertheilt und er bekleidete sie 1543 bis 1554. Der Adel herrschte, unter dem es wieder eine englische und eine französische Partei gab. Heinrich VIII. hoffte Britannien durch eine Vermählung Marias mit Eduard VI. friedlich zu vereinen und hätte sein Ziel erreicht, hätte er nicht die Aufsicht über die junge Königin und mehrere feste Plätze verlangt; allein dies verletzete den schottischen Nationalstolz, und der Regent schloß eine neue, innige Verbindung mit Frankreich. Jetzt kam es zum Krieg: Somerset, der Protector, schlug die Schotten bei Pinkie am 10. September 1547, über 8000 fielen im Kampf.²⁾

Pinkie.

Dennoch erreichten die Engländer ihren Zweck nicht; in Schottland beschloß man, Maria mit dem jungen Dauphin von Frankreich zu verloben und sie auf das Festland zu senden; der König von Frankreich hingegen versprach, die junge Königin an seinem Hofe erziehen zu lassen und die Gesetze und Freiheiten Schottlands in Ehren zu halten. Am 7. August 1548 wurde das schöne Kind nach Frankreich eingeschifft und von Heinrich II. wie eine Tochter aufgenommen. Französische Truppen kamen nach Schottland, die Engländer verloren alle ihre Eroberungen, erst 1550 ward Friede geschlossen. 1554 bekam Arran für die Abtretung der Regentschaft an Maria Guise das Herzogthum Chatellerault in Frankreich.³⁾

Maria Stuart nach Frankreich.

Maria Guise.

¹⁾ Wellesheim, l. c. I, p. 337—341. — Mignet, l. c. p. 12.

²⁾ Mignet, l. c. p. 13—18. — Wellesheim, l. c. I, p. 365. — Lingard, l. c. VII, p. 18 f.

³⁾ Wellesheim, l. c. I, p. 365 f. — Mignet, l. c. p. 19.

Karl V. und die Reformation vom Nürnberger bis zum Augsburger Religionsfrieden (1532—1555).

Von England kehren wir in die Heimat der Reformation, nach Deutschland, zurück. Indes der Kaiser nicht in Deutschland war, schwankte die Macht der Parteien hin und her.

Die Schweiz

Schweiz. wurde zunächst der Schauplatz des Streites zwischen den Katholiken und Reformierten. Die fünf alten Orte — Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern — blieben nicht bloß katholisch, sondern wollten die neue Lehre auch in jenen Gebieten nicht dulden, in welchen die Regierung beiden Theilen gehörte. Die Züricher beschloffen, das nicht zu leiden, Stimmenmehrheit solle auf den gemeinsamen Gebieten über den Bestand eines Bekenntnisses entscheiden. Beide Theile wandten sich an ihre Unterthanen, von denen ein großer Theil der Reform beitrug. Dadurch minderte sich die Macht der fünf alten Cantone, sie suchten jetzt Hilfe bei Oesterreich. Ferdinand und die fünf Orte gaben einander 1529 in Waldhut das Wort, bei dem alten Glauben festzuhalten, einen jeden, der denselben in ihrem Gebiete antaste, zu züchtigen, sich im Falle eines Angriffes gegenseitig Hilfe zu leisten; alles, was innerhalb der Eidgenossenschaft erobert werde, solle den fünf Orten verbleiben, alles, was außerhalb, an Ferdinand kommen, namentlich solle Constanz dem König überlassen werden. Infolge davon kam es 1529 zwischen den fünf Orten und den Bürgerstädten zum Bruche.¹⁾

Bund mit Bern.

Bruch mit Zürich.

Schnell und mit überlegener Macht brachen die Züricher auf, Zwingli als Freiwilliger dabei zu Pferd, mit der Hellebarte auf der Achsel: er wollte von keinem Frieden etwas wissen, man sei den ungerüsteten Gegnern überlegen, der Sieg über sie werde die Reform über die ganze Schweiz verbreiten. Bern aber war eifersüchtig auf die aufsteigende Macht Zürichs, und es ward der Friede

¹⁾ Joh. von Müller (Gottinger), l. c. VII, p. 223 ff. — Bögelin-Escher, l. c. II, p. 349. — Sanfisen-Pastor, l. c. III, p. 161 f.

von Kappel am 25. Juni 1529 vermittelt; die fünf Orte lieferten das Friede
an
Kappel. Ferdinandische Bündnis aus, erstatteten die Kriegskosten und genehmigten, dass in den gemeinsamen Herrschaften die Mehrheit in einem Kirchspiel über das Bekenntnis entscheide. — Die Reform machte neue Fortschritte. In Schaffhausen wurden Messe und Bilder abgeschafft, in Neuenburg entschied die Mehrzahl für die Lehre Zwinglis.

Während somit die katholischen Urcantone gezwungen wurden, ihre Verbindung mit auswärtigen Fürsten aufzugeben, blieben die Städtecantone in enger Beziehung zu den schwäbischen Städten und nahmen im Januar 1530 Straßburg in ihr Bürgerrecht auf.

Der Plan, auch die schwäbischen Städte ins Bürgerrecht aufzunehmen und besonders der Anschluss an den Schmalkaldner Bund scheiterte an dem confessionellen Unterschied besonders in der Abendmahlslehre. Ein Versuch, die Zwinglianer und Lutheraner zu versöhnen, gieng von Straßburg, und zwar von Bucer aus. Dieser glaubte, die lutherische und zwinglische Ansicht in der Formel der „Tetrapolitana“ zu vereinigen: „Der Herr gibt in dem Sacramente Sacro-
mentis-
streit. seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken als Speise der Seelen zum ewigen Leben.“ Luther war nicht entgegen, Oskampad in Basel dafür, aber Zwingli war nicht dazu zu bringen. Es kam nicht zur religiösen Vereinigung, auch nicht zu engem Anschluss der Oberländer an den Schmalkaldischen Bund.¹⁾

Aber auch in der Schweiz selber bestand kein wahrer Friede. Nur mit Ingrimm hatten die Urcantone den Städtecantonen bei Kappel nachgegeben. Die religiösen Gegensätze dauerten in der alten Stärke fort, kein Theil erkannte die Eidesformel des andern als bündig. — Zwingli sann auf eine Umgestaltung der Verfassung der ganzen Schweiz: die Stimmen sollten nach dem wahren Verhältnis der Macht und nicht nach dem Herkommen vertheilt sein; auch in den fünf Orten sollten die neuen Glaubenslehren geduldet werden. Als letzteres verweigert wurde, betrieb Zürich auf Zwinglis Antrag den Krieg, Bern aber, dass man die fünf Orte durch Entziehung der Zufuhr bekämpfe; die Noth werde die Masse des Volkes gegen seine Führer aufbringen.²⁾ Zwingli
und
die fünf
Orte.

Die Zufuhr wurde gesperrt, aber gerade durch die Noth die ganze Masse Sperrt. der Bevölkerung zum Hass entflammt: das sei das neue Christenthum, dass man dem gemeinen Manne die Früchte entziehe, die Gott frei wachsen lasse, sogar dem Vieh entziehen die Reformierten auf unmenschliche Weise das Salz. Auf der andern Seite regte sich Mitleid mit den hungernden Brüdern. Auf einer Tag-satzung zu Luzern, Mitte September 1531, beschlossen die fünf Orte den Krieg, denn man könne nicht Hungers verderben, man müsse sich Leibesnahrung holen, man werde Leib und Leben daran setzen. Die fünf Orte handelten einig, klug Die fünf
Orte.

¹⁾ Ranke, Deutsche Geschichte, III, S. 246—251. — Janßen-Pastor, l. c. III, p. 164. — Hezold, Geschichte der deutschen Reformation, S. 633. Berlin 1886.

²⁾ Ranke, l. c. III, p. 253—264.

und entschlossen, die Gegner in ihrem Übermuthen waren überrascht und verwirrt. Am 9. October überschritten die Luzerner die Grenze, am 11. October sammelten sich im ganzen 8000 Mann in Zug, beschworen die Kriegsregel, verrichteten das Gebet und brachen auf. Die Züricher hatten versäumt, den Pass über den Albis zu besetzen, sie hatten jetzt keine Zeit mehr, sich zu rüsten. 1200 Mann standen bei Kappel dem ersten Angriff ausgesetzt, eilig brach eine Abtheilung von Zürich auf, sie zu unterstützen, mit ihr Zwingli: ¹⁾ „Ich einmal,“ sprach er in Todesahnung, „will im Namen Gottes zu diesen biederen Leuten hin und mit oder unter ihnen sterben oder sie retten helfen.“ — Göldlin, der Führer der Züricher bei Kappel, hatte den Kopf verloren und versäumt, wichtige Punkte zu besetzen, auf einmal waren die Züricher umgangen. Um vier Uhr am 11. October 1531 begann der Kampf, in zwei Stunden waren die Züricher erschlagen oder auf der Flucht, ihr Verlust betrug 512 Tödtete, die Sieger verloren 80 Mann.

Treffen
bei
Kappel.

Zwingli's
Ende.

Einer der letzten auf der Walfstatt war Zwingli, er kämpfte und feuerte zum Kampfe an, bis ihn ein Stein zu Boden warf. Die Sieger fanden ihn, als sie plündernd das Schlachtfeld durchzogen, schwerverwundet unter einem Apfelsbaume liegen, die Hände im Gebete gefaltet, — sie kannten ihn nicht. Sie fragten, ob er beichten wolle und einen Priester begehre, und ermahnten ihn, die Heiligen anzurufen. Zwingli schüttelte schweigend den Kopf. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief Hauptmann Volkinger, und durchbohrte ihn mit dem Schwerte. Zwingli war achtundvierzig Jahre alt. Im gleichen Gefechte mit ihm fielen fünf- und zwanzig seiner Amtsbrüder. „Welcher auch dein Glaube war,“ sagte am andern Tag, als man die Leiche erkannte, der Conventherr zu Kappel, „ich weiß, du warst ein redlicher Eidgenosse. Gott sei deiner Seele gnädig!“ ²⁾ — Das gemeine Volk war aber über den Anstifter all der Noth und des Krieges so empört, daß es ein Ketzengericht über die Leiche verlangte; sie wurde vom Scharfrichter von Luzern geviertheilt und verbrannt. So endete Ulrich Zwingli, mehr zum Soldaten und Staatsmann als zum Theologen begabt, denn hier fehlte es an speculativer Tiefe und an feinem Gefühl; in einem Freistaate und in kriegerischen Gefühlen aufgewachsen, vertraute er in religiösen Dingen auf die Kraft des Schwertes, Luther bloß auf die Kraft des Wortes. ³⁾

Der Krieg war noch nicht zu Ende, die Berner rüdten aus. Zürich, in welchem viele über Zwingli als den Urheber all der Irrungen schalteten, bot all seine Kräfte auf. Bald stieg das Heer der Städtecantone auf 24.000 Mann. Die Katholiken mußten sich zurückziehen bis Zug, dort nahmen sie feste Stellung am Berg Gubel und schlugen einen Angriff ihrer Gegner am 24. October 1531 glücklich zurück. Geschick und Glück waren bei ihnen, sie kämpften für Herd und Altar. Bei den Gegnern fehlte es an Einigkeit, an Kriegszucht, das Ausreißen nahm überhand, der Krieg wurde zur Last.

Sieg am
Gubel.

¹⁾ Joh. von Müller (Gottinger), l. c. VII, p. 347—415.

²⁾ Ibid, p. 372.

³⁾ Die letzten Schriften Zwingli's, in denen sein ganzes Lehrsystem klar darliegt, sind: „De vera et falsa religione commentarius“ und „Christianae fidei brevis et clara expositio“ an König Franz I. gerichtet. Die Lutheraner ärgerten sich nicht wenig über seine Weitherzigkeit, die in der Lehre vom ewigen Leben dem König die Aussicht eröffnet, er werde dort nicht bloß mit Adam, den Patriarchen, Propheten und Aposteln, dem heil. Ludwig und den Pipinen, sondern auch mit Hercules, Theseus, Sokrates, Antigonus, Camillus, den Catonen und Scipionen zusammentreffen.

So kam es, daß das kleine Häuflein der fünf Orte einen günstigen Friede. Frieden erlangte mit Zürich am 16. November, mit Bern acht Tage darauf.¹⁾ Danach mußten jetzt auch die evangelischen Cantone ihr „christliches Burgrecht“, das heißt ihre Verbindung mit andern in- und ausländischen Gemeinden aufgeben und den an Kirchengütern angerichteten Schaden ersetzen. Man versprach gegenseitige Duldung, so daß die Katholiken bei ihrem „wahren ungezweifelten christlichen Glauben“, die Reformierten auch bei „ihrem Glauben“ bleiben konnten. In den Gemeinden, Vogteien sollte gestattet sein, zum alten Glauben zurückzukehren; die eigenen Orte, die von ihnen abgefallen waren, behielten sich die Katholischen vor, dafür zu züchtigen. — Jetzt begann an vielen Orten eine Restauration des Katholicismus,²⁾ in Gaster, Wesen, Glarus, Rapperschwyl, im Aargau, in Bremgarten, Mellingen, Solothurn. — Von Karl V. war Franz I. gemahnt worden, die fünf Orte zu unterstützen, um so dem Katholicismus zum Siege in der ganzen Schweiz zu verhelfen. Franz aber erklärte, der Kaiser habe ihm überall die Hände gebunden, wo etwas zu gewinnen sei; nur wo man Schläge holen könne, treibe er ihn, nämlich gegen die Türken und Schweizer.

Was der Protestantismus durch diesen Krieg in der Schweiz verlor, gewann er zur selben Zeit wieder in Genf, das durch Calvin der Herd einer folgenschweren Bewegung und für die Reformation die heilige Stadt, ein neues Jerusalem wurde. Damit kommen wir an

Calvin,

in welchem ein drittes Haupt der Reformation emporstieg, das Luther und Zwingli an systematischem Geiste überragen sollte.

Jean Calvin oder Caulvin oder Chauvin war der Sohn des Calvin. Fiscalprocurators Gerard Calvin, geboren am 10. Juli 1509 zu Noyon, und genoß eine strenge und sorgfältige Erziehung.³⁾ Früh schon zeigte er einen männlichen Ernst, von seiner Neigung zu tadeln nannten ihn seine Kameraden den Accusativ, — Calvin hatte eigentlich nie eine wahre Jugend, nie scheint Jugend. der Hauch der Dichtung ihn angeweht zu haben. Der Vater bestimmte ihn zur geistlichen Laufbahn, und so machte Calvin seine theologischen Studien in Paris und eilte bald seinen Jugendgenossen voraus. Die Güte seines Bischofs verschaffte ihm schon 1521 das Einkommen einer Kaplanei und 1527 noch dazu

¹⁾ DeJold, l. c. p. 636. — Janssen, Pastor, l. c. III, p. 260 f. — Wögelin-Escher, l. c. II, p. 410—415.

²⁾ Hanke, l. c. III, p. 266.

³⁾ Sein Leben beschrieb 1564 Theodor Beza. In neuerer Zeit Henry, Leben Calvins. 3 Bde. Berlin 1835—1844. — Bungenier, Calvin, sa vie, ses œuvres. Etude historique de la vie de Calvin. — Kampfschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. Leipzig 1869. — Mignet, Établissement de la réforme religieuse à Genève in den „Mémoires historiques“. Paris 1854. — Stähelin, Johannes Calvin. Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1863.

einer Pfarrstelle zur Fortsetzung seiner Studien ohne vorausgehende Weihe. Der Vater änderte dann wieder den Plan, das Recht schien dem talentvollen Sohne eine schnellere und glänzendere Laufbahn zu eröffnen, Calvin kam 1527 an die Studien. Rechtsschule zu Orleans, wo Peter Stella (Pierre de l'Étoile), und nach Bourges, wo Alciati glänzte. Das neue Studium sagte seinem scharfsinnigen Geiste zu, er machte solche Fortschritte, daß er in Orleans oft die Stelle des Lehrers in der Vorlesung vertreten mußte, daß er bald das Doctorat erlangte. In Bourges lernte er den deutschen Professor der griechischen Sprache, Melchior Wolmar, aus Nottweil kennen, der ihn zu einem genaueren Studium der Bibel vermochte und ihn mit der neuen Lehre bekannt machte.

Der Gedanke an Gott erfüllte Calvin mit Schrecken, der Wunsch, sich mit ihm zu söhnen, beherrschte seine Seele. Naturgemäß kehrte er zum Studium der Theologie zurück und, als des Vaters Tod (1531) ihn frei stellte, gieng er wieder nach Paris und gab die Jurisprudenz ganz auf. Schnell errang er unter den Anhängern der Neuerung, die sich damals unter dem Schutze der Königin Margareta von Navarra in Paris sammelten, durch seine Vorträge ein hohes Ansehen: damals gab er Senecas Schrift „De clementia“ mit einem Commentar heraus; er verfaßte die Rede, welche der Rector Nikolaus Copus wie üblich am Feste aller Heiligen 1533 an den König halten sollte. Die Rede war so stark gegen die alte Kirche, so kühn für die Neuerung, daß der Rector und der Verfasser aus Frankreich fliehen mußten.

Flucht. Calvin floh unter dem falschen Namen d'Espéville auf das Gebiet der Margareta von Navarra, später (1535) nach Basel, wo er bald darauf sein Hauptwerk „Institutio religionis christianae“ veröffentlichte, an dem er sein ganzes Leben besserte und zusetzte, und das den „Loci theologici“ des Melanchthon an Wert gleichgestellt wurde. Das Werk ist an König Franz I. gerichtet, um diesen von der gegen die religiösen Neuerer innerhalb Frankreichs geübten Strenge abzubringen.

Franz I. Franz I. entschuldigte bei den deutschen Fürsten, mit denen er sich gegen den Kaiser verband, die Hinrichtung der Protestanten damit, daß er nur Wiedertäufer gestraft habe. Calvin wollte die Verfolgten von dieser Schmach befreien und widmete dieses Werk als Glaubensbekenntnis der französischen Protestanten unter dem angenommenen Namen Alcuin, gleichsam als wolle er einen andern Karl den Großen belehren, dem König; denn die Lehre sei würdig, von ihm genannt zu werden; es sei eine neue Religion nur für diejenigen, welchen Christus und sein Evangelium etwas Neues sei.

Renata. Um das Schicksal seiner Glaubensbrüder zu erleichtern, begab sich Calvin nach Ferrara, wo Renata, eine Tochter Ludwigs XII., Herzogin war; die Reise war ohne Erfolg wie das Buch. Dieses hatte — von ihm selber ins Französische übersetzt — nur die Wirkung, daß es die Bekenntnisschrift der französischen Protestanten wurde, und auf die französische Literatur durch die Klarheit und Schärfe der Darstellung einen großen Einfluss ausübte. Es enthält wenig Neues.

Calvin ist nicht schöpferisch, sondern ein ordnender, systematischer Geist: er entlehnt seine Sätze von Luther, von Zwingli, selbst von den Wiedertäufern,

bringt sie aber in logischen Zusammenhang. Eigen ist ihm bloß die Art, wie er die Kirche organisierte. Luther kam mit seiner Lehre vom Priesterthum jedes Christen zuletzt zur Folgerung: jeder Fürst ist Papst; in den Gebieten, die Zwingli's Lehre folgten, ordneten die Gemeindebehörden das Kirchenwesen, gieng also die Kirche gleichfalls im Staate auf.

Kirche
und
Staat.

Calvin dagegen sucht die Kirche aus dieser unwürdigen Stellung emporzuheben. Sein Ideal ist eigentlich die Theokratie, sein Vorbild der mosaische Staat. Ein republikanischer Geist weht durch seine Lehre, und auf Freiheit unter der Herrschaft Gottes arbeiten die Calvinisten ein Jahrhundert hindurch in mehreren Staaten Europas los, während ihnen der Glaube an die Vorherbestimmung eine Kühnheit einflößt, welche an die Tapferkeit der Kämpfer Gottes in den ersten Zeiten des Islam erinnert.

Republi-
kanischer
Geist.

Alles, was geschieht, geschieht nach Calvin mit Nothwendigkeit. Der Mensch glaubt frei zu handeln, wird aber von Gott dazu getrieben; auch beim Sündigen thut er eigentlich nur, was er thun muß.¹⁾ Der Tod ist eine Frucht der Sünde Adams, der Fall der ersten Menschen aber von Ewigkeit vorherbestimmt. Calvin findet ungemein viel Tröstliches in der Überzeugung, daß Gott nicht bloß im allgemeinen, sondern auch im einzelnen alles lenke, daß nichts sich ereignen könne ohne die ausdrückliche Anordnung Gottes, denn jetzt fühle der Mensch sich sicher in der Hand eines allwissenden, allbestimmenden, allmächtigen und allgütigen Vaters. — Folgerichtig fährt Calvin fort: auf Antrieb Gottes thut der Mensch, was ihm nicht erlaubt ist, durch eine geheimnisvolle göttliche Inspiration wendet sich das Herz des Menschen zum Bösen. Calvins Schüler und Nachfolger Beza drückte, nur in anderer Weise, denselben Gedanken mit den Worten aus: Gott erschafft einen Theil der Menschen als seine Werkzeuge zu dem Zwecke, damit er durch sie Böses wirke. In ähnlicher Weise hatte Melancthon 1525 geschrieben, Gott wirke alles, das Gute wie das Böse, er sei der Urheber des Davidischen Ehebruchs und des Verrathes des Judas wie der Befehrung Pauli, — und der geistreiche Symboliker M^öhler macht dazu die richtige Bemerkung: „Sollte sich auch jemand die besangenste und seltsamste Vorstellung von den Verirrungen der katholischen Kirche gebildet haben, möchte er die Behauptung wagen, daß alle dieselben zusammengenommen diese einzige nicht aufwiegen.“

Prädesti-
nation.

Beza.

Möhl-
er.

Wie Luther, so sucht auch Calvin sich mit einem verborgenen Willen Gottes zu helfen, da der geoffenbarte mit dieser Lehre im schneidenden Widerspruche steht.

1) Cadit ergo homo Dei providentia sic ordinante.

Prädesti-
nation.

Die Vorausbestimmung bezeichnet Calvin als „jenen ewigen Rathschluss Gottes, durch welchen er bei sich festgesetzt hat, was aus jedem Menschen werden soll. Denn nicht zu gleichem Schicksale sind alle geschaffen: den einen ist das ewige Leben, den andern die ewige Verdammung beschieden. Je nachdem also jemand zu dem einen oder dem andern Ende geschaffen ist, nennen wir ihn auch zum Leben oder Tod vorherbestimmt. Bei der Unwandelbarkeit des göttlichen Wesens gibt es auch keinen Wandel im Besitz der göttlichen Gnade, denn Gott verschwendet seine Gnade nicht an solche, die zur Verdammung vorausbestimmt sind. Wem Gott einmal seine Gnade zugewendet hat, der verliert sie niemals wieder. — Hinsichtlich der Erwählten ist dieser Beschluss in seiner unverdienten Barmherzigkeit gegründet ohne Rücksicht auf menschliche Würdigkeit; die aber, welche er der Verdammung überantwortet hat, sind durch ein gerechtes und untadelhaftes Gericht vom Zugange zum Leben ausgeschlossen.“ — Der Gläubige ist seiner Rechtfertigung und seiner Seligkeit gewiss. Zweifel an dieser Gewissheit wäre Versuchung des Satans. Nur die Auserwählten empfangen die Gnade Gottes im Sacramente, die Nichterwählten werden in der Taufe nur abgewaschen und empfangen im Abendmahl nur Brot und Wein. Calvin nimmt bei seinen zwei Sacramenten, Taufe und Abendmahl, neben dem sinnlichen Elemente ein göttliches Aliment an, welches im Momente des Empfangens dem Gläubigen zufließt. Brot und Wein bleiben Brot und Wein, aber eine göttliche Kraft strömt zugleich beim Genuß des Abendmahles auf den Gläubigen herab.

Sacramente.

Idee der
Kirche.

Die Kirche sucht Calvin zu heben: es ist zunächst eine unsichtbare Kirche, eine Schar von Auserwählten, die, obgleich sie sich nicht von Angesicht zu Angesicht kennen, dennoch in einem Glauben, in einer Hoffnung, in einer Liebe unter dem einen Christus, dem gemeinsamen Haupt, vereint sind; der wahrhaft Gläubige ist überzeugt, daß er zu dieser unsichtbaren Kirche gehöre. Die Kirche ist unsere Mutter, unsere Lehrerin, darum sollen wir sie verehren. Sieht Luther die wahre Kirche dort, wo das Evangelium recht verkündet wird, so findet Calvin die wahre Kirche dort, wo die Predigt des göttlichen Wortes mit Gehorsam angehört wird. Der Beruf zum Lehren und zur Verwaltung der Sacramente wird von Gott durch die Stimme der Gemeinde ertheilt; die Ältesten aber, das Presbyterium, geben die Ordination. *Ecclesia est sui juris*. Fürsten wie Volk sind der Kirchenzucht unterworfen; das Consistorium, die Versammlung der Ältesten und der Prediger, hat das Recht, zu mahnen und zu rügen; die Kirche hat Schlüsselgewalt und Bannrecht.

Presby-
terium.

Außer der Kirche ist kein Heil. Losfagung von der Kirche erscheint Calvin als Verleugnung Gottes und Christi, als das abscheulichste Verbrechen. „Selbst wenn der wahre Glaube verdunkelt wird und selbst wenn

sittliches Verderben in ihr überhand nimmt, dürfen wir uns nicht von der Kirche trennen; diejenigen, welche allzustreng sind und zum Abfalle aufreizen, sind meist nur von Hochmuth aufgeblasen und von verderblicher Selbstgefälligkeit getrieben.“ — Wenn wir nun fragen, warum Calvin von der katholischen Kirche sich getrennt hat, entschuldigt er sich damit, daß diese nicht die Merkmale der wahren Kirche an sich trage.

Dies ist der Kern der Lehre Calvins.¹⁾ Er ist der am meisten logische unter allen Reformatoren, er zieht aus Prämissen Luthers und Zwinglis nur folgerecht seine düstern Schlüsse und hat den Muth, auch die Rehrseite der Münze zu zeigen, und nicht bloß von Gnadenwahl, sondern offen von Vorausbestimmung zur Hölle zu reden. „Der Wille Gottes ist so sehr das höchste Gesetz alles Rechtes, daß man alles, was er will, sobald er es will, für gerecht halten muß.“ Ein willkürlicher despotischer Gott! Der alte Bengel bemerkte gut: „Die Menschen sind häufig so, wie sie sich Gott vorstellen. Die Reformierten aber haben zufolge der Prädestinationslehre einen despotischen Gott.“ — Ein Rigorismus in sittlichen Dingen, ein harter und düsterer Zug, aber auch außerordentliche Thätigkeit charakterisiert die Anhänger Calvins.

Auf der Rückkehr aus Italien berührte Calvin Genf. Diese alte Stadt der Allobroger, vielleicht die älteste der Schweiz, welche unter römischer Herrschaft blühte, welche im fünften Jahrhundert zum burgundischen, dann zum fränkischen, dann zum neuburgundischen Reiche gehörte, 1032 an das deutsche Reich zurückfiel, stand schon im zehnten Jahrhundert auch politisch unter der Leitung seines Bischofs, neben welchem aber die Grafen von Genf die alte Burg und gewisse Rechte in der Stadt besaßen. Die Grafen suchten ihre Rechte auszudehnen, in ihren Streitigkeiten mit den Bischöfen zogen sie selber den kürzeren, erstarkte aber die Bürgerschaft. Seit dem dreizehnten Jahrhundert suchten die Grafen von Maurienne, die durch List und Gewalt allmählich sich zu Herren Savoyens, Piemonts und der Waadt aufgeschwungen hatten, die Stadt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Im Jahre 1250 entriß Peter II. von Savoyen den Genfer Grafen die alte Königsburg, trat dann auf als Schützer der Bürgerschaft gegen den Bischof.²⁾

Im Streite der drei Gegner erhob sich das Selbstgefühl der Bürgerschaft: sie hatte bis zum Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Antheil an der Wahl des Bischofs, ohne ihre Einwilligung durfte er in wichtigen Angelegenheiten der Stadt nicht entscheiden. Im dreizehnten Jahrhundert gieng das Wahlrecht auf das Domcapitel über, während die Bürgerschaft dafür eine selbständige Organisation mit Versammlungsrecht und freier Wahl der politischen Obrigkeit sich errang. Sie wählte vier Syndiks oder Verwalter und diese den Kleinen Rath.

¹⁾ Vergl. Kampfschulte, l. c. I, p. 251—278.

²⁾ Schuler, Versuch einer politischen Geschichte von Genf bis zum Frieden von St. Julien 1530. „Selvetia“, Bd. IV. Jahrg. 1828. — Mignet, Etablissement de la réforme religieuse à Genève, p. 266—275. — Kampfschulte, l. c. I, Buch 1 und 2.

Despotischer Gott.

Genf

Die Bischöfe und Grafen von Genf

und die Herren von Savoyen.

Aufschwung der Bürgerschaft.

In dem Hader zwischen den geistlichen und weltlichen Herren um das Regiment in der Stadt, gieng dieses für beide verloren und auf die Bürgerschaft über, denn jeder Theil verstärkte deren Rechte und suchte dadurch, sie für sich zu gewinnen. Der Wohlstand stieg, Genf war der Mittelpunkt eines großen Verkehrs zwischen Deutschland, Italien und Frankreich, seine Messe war berühmt; es war nicht mehr Frankreich und noch nicht Schweiz, hatte aber den Geist des einen und die Freiheit der andern.

Savoy-
ische
Bidoms

Umso misslicher aber wurde die Lage des Bischofs, als der Graf Amadeus V. von Savoyen sich im Jahre 1290 des Bidomats bemächtigte — der Bidom eigentlich Vice Dominus (Statthalter) sprach das Recht im Namen des Bischofs —, dann als 1394 das Geschlecht der Grafen von Genf mit dem Avignoner Gegenpapst Clemens VII. erlosch und ihr Erbe, ein Otto von Billars, ihre Besitzungen im Jahre 1401 an Amadeus VIII. von Savoyen verkaufte. Dieser Amadeus VIII. ist derselbe, der im Jahre 1416 von Kaiser Sigismund den Herzogstitel erhielt, im Jahre 1418 Piemont erbt und später 1439 als Felix V. vom Concil zu Basel zum Papste gewählt wurde und sich selbst die bischöfliche Würde von Genf beilegte.

und
Bischöfe.

Nun folgten Bischöfe aus dem herzoglichen Hause Savoyen. Genf wäre ganz savoyisch geworden, wären in diesem Hause selber nicht Zwistigkeiten ausgebrochen, und hätte die Bürgerschaft sich nicht gegen jede Veräußerung verwahrt. Der Genfer Bischof Johann Ludwig von Savoyen schloß 1477 für die Unabhängigkeit mit Bern und Freiburg ein Burgrecht oder Schutzbündnis.¹⁾ Der Bischof Johann „Bastard“ von Savoyen dagegen übertrug 1515 seine weltliche Gerichtsbarkeit über Genf an den Herzog Karl III. von Savoyen.

Damit stieg die Gefahr für Genf aufs höchste. Die Bürgerchaft parteite sich, die reicheren (Mameluken) waren für Savoyen, ihre Gegner nannten sich Eidgenossen. 1519 hielt der Herzog Karl III. seinen Einzug in Genf, die Freiburger aber zwangen ihn, wieder heimzukehren durch den Haringskrieg, so genannt, weil er in die Fastenzeit fiel. Als der Herzog im Jahre 1523 unter freundschaftlichem Vorwande, im Jahre 1525 aber mit Heeresmacht wiederkehrte, mischte sich in Sorge vor dem Umsichgreifen der savoyischen Macht auch Bern ein und 1526 ward zwischen Bern, Freiburg und Genf der Bund zu gegenseitiger Hilfe, zu Schutz und Schirm für Eigenthum und Freiheiten abgeschlossen. Jetzt zog Genf die Rechte des Herzogs an sich, ordnete selber seine Verfassung, vertrieb 44 Mameluken und schaffte auch die Rechte des Bischofs ab, als dieser Savoyen sich geneigt zeigte; von da an hörte die Gewalt eines Bidomes oder Statthalters auf. In den Präliminarien von Saint-Julien am 19. October 1530 und im definitiven Vertrag von Payerne (Peterlingen) am 9. Januar 1531 versprach der Herzog den Eidgenossen, Genf in Ruhe zu lassen, und verpfändete seinen Antheil an der Waadt dafür.²⁾

Städte-
bund
gegen
Savoyen.

Der Streit mit dem Bischof und besonders die enge Verbindung mit dem reformfreundlichen Bern, wo seit 1526 der rücksichtslose Farel wirkte, beför-

¹⁾ Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, l. c. II, p. 248. — Kampfschulte, l. c. I, p. 29.

²⁾ Kampfschulte, l. c. I, p. 83—85.

derte die Neuerungen in Genf. Dieser Franzose Farel,¹⁾ aus guter Familie, geboren zu Gap 1489, der die Heilige Schrift ins Französische zu übersetzen begonnen hatte und auch in Basel dem Walten des Bischofs entgegengetreten war, überhaupt eine leidenschaftliche Natur, unermüdblich an Leib und Seele, stand seit October 1532 an der Spitze der Reformirten, der Chorherr Werly an der Spitze der Katholiken. Farel mußte zwar noch vor Ende 1532 aus Genf weichen, aber die neuen Ideen wirkten: es kam zu Ausläufen und Kämpfen in der Stadt am 4. Mai 1533, Werly wurde erschlagen. Der Rath wollte zwar nicht selbst den Bruch mit der Kirche vollziehen, that aber auch nichts gegen die Neuerer. Das ermunterte Farel kam 1534 wieder und bemächtigte sich mit seinem Anhang am 1. März 1534 der Aebtekirche.

Der Bischof gedachte nun im Verein mit Karl III. von Savoyen Gewalt anzuwenden, Genf hingegen kündigte den Gehorsam auf. Am 8. August 1535 bemächtigten sich die Neuerer der Kathedrale und zerstörte das Volk die Bilder, am 27. August erklärte der Rath aber den Übertritt Genfs zur reformirten Religion und Verbannung über die, welche die Reform nicht annehmen wollten, und das Bisthum für aufgehoben. 1536 schworen die Bürger in einer Versammlung (conseil général), alle vorhergegangenen Beleidigungen zu vergessen, dreimal des Jahres das Abendmahl zu nehmen, nach der Regel des Evangeliums zu leben.²⁾ Indessen wurde aber die Stadt durch den Bischof und Karl III. von Savoyen hart bedrängt und konnte nur bei den schweizerischen Nachbarn Hilfe erwarten.

Bern hatte von Genf den Übertritt zur Reform gefordert, Freiburg aber den Bundesbrief zurückgeschickt. Im Kriege gegen Savoyen leistete jetzt auch Bern alleinig Hilfe. Der Herzog hatte Frieden und Handelsfreiheit angeboten, wenn Genf die alte Religion wieder herstelle. Des weigerte sich Genf: der Bischof könne nur dann wieder in die Stadt kommen, wenn er ein Bischof nach Gottes Wort sein wolle. Schon litt Genf Hungersnoth, da half Bern, es erklärte 1536 an Savoyen den Krieg und eroberte in elf Tagen einen großen Theil der Waadt — machte aber auch Anspruch auf Herrschaft über Genf. Dieses aber erklärte, bloß um frei zu bleiben, habe es das Protectorat Frankreichs abgelehnt, und jetzt erneuerte Bern mit dem nunmehr freien Genf den Bund vom Jahre 1526 auf die weiteren fünf und zwanzig Jahre.³⁾

Farel war damals der Leiter in Genf.⁴⁾ Von seinem Eifer, die Bilder zu zerstören, hat er den Beinamen „der Wilde“, in seiner Jugend hatte er ebenjo

¹⁾ Kirchofer, Das Leben Wilhelm Farel's, aus den Quellen bearbeitet. 2 Bde. Zürich 1831—1833. — Schmidt, W. Farel und P. Viret. Ebersfeld 1860.

²⁾ Mignet, Etablissement de la réforme religieuse et constitution du Calvinisme à Genève in den „Mémoires historiques“, p. 252—425. Paris 1854. — Schuler, Versuch einer politischen Geschichte von Genf bis zum Frieden von St.-Julien 1590. Bd. IV der „Helvetia“. Jahrg. 1828. — Kampfschulte, l. c. I, p. 107—168. — Bögelin-Escher, l. c. II, p. 417.

³⁾ Bögelin-Escher, l. c. II. p. 455.

⁴⁾ Kirchofer, l. c. 2 Bde. Zürich 1831—1833. — Schlosser, Leben des Theodor Beza und des Peter Martyr Vermigli. Jahrg. 1809.

eifrig die Bilder mit Blumen geschmückt und zu ihren Füßen gebetet. Er war eine jener Naturen, die in allem ganz und ungetheilt sein wollen. Seine Rücksichtslosigkeit hatte ihm viele Mißhandlungen zugezogen, in Nulen, in Olon, in der Waadt, in Balangen. In letzterem Ort fieng er an zu predigen, während ein Priester die Messe las, und sein Genosse riß dem Priester die Hostie aus den Händen; begreiflich, daß das andächtige Volk die Störer halbtodt schlug. Seine Vorträge wurden oft durch Schreien, durch Steinwürfe unterbrochen, öfters kam er blutspieend von seinen Ausflügen zurück. Seit 1533 wirkte er in Genf unermülich im Zerstoren. Die Reformpartei hatte gesiegt — jetzt sollte aufgebaut werden, und dazu reichten seine Kräfte nicht aus, und ein tüchtiger Mitarbeiter war ersehnt.

Calvin
und
Farel in
Genf

Da kam Calvin durch Genf.¹⁾ Ein französischer Prediger erkannte ihn und meldete Farel seine Ankunft. Farel, um einen Gehilfen gegen den ausbrechenden Sturm besorgt, denn viele Bürger waren über sein Treiben empört und wollten in Freiheit leben, eilte sogleich zu Calvin, um ihn für Genf zu gewinnen. Calvin lehnte ab, er wollte den Studien leben — „aber da hielt er mich mittelst einer fürchterlichen Beschwörung, so daß mir vorkam, als hätte Gott selbst seine Hand über mich ausgestreckt, um mich festzuhalten. Weil er sah, daß er mit Bitten nichts ausrichtete, steigerte er seine Rede bis zur Verfluchung, daß es Gott gefallen möchte, die Ruhe und Muße zum Studieren, die ich suchte, zu verfluchen, wenn ich mich weigerte, in so großer Noth Hilfe zu leisten. Erschreckt und erschüttert nahm ich die Stelle an“. Es war im Juli 1536.²⁾

als
Eiferer.

So kamen Calvin und Genf in Beziehung zueinander. Calvin fieng an im Dom zu St. Peter öffentlich die Schrift zu erklären; er gab einen Katechismus in französischer Sprache heraus, er unterstützte Farel im Predigeramt. Er war eine despotische Natur, er eiferte gegen das Fluchen, Lästern, gegen Hazardspiele, Maskeraden, Kleiderpracht. Er bewirkte, daß ein Spieler mit dem Kartenspiel am Hals an den Pranger gestellt wurde, daß eine Putzmacherin drei Tage ins Gefängnis kam, weil sie eine Braut zu sehr geschmückt hatte, und die Braut, dann ihre Mutter und zwei Freundinnen, die dabei geholfen. Die freien Geneser spürten in dem schwächtigen, blassen Prediger mit den durchdringenden Augen, der gebogenen Nase und hohen Stirn, der scharfen Rede bald den kommenden Herrscher heraus und suchten ihn zu stürzen. Calvin und Farel strebten die junge Kirche von der Staatsgewalt unabhängig zu machen, die Bürger aber wollten nicht das Joch eines Bischofs abgeschüttelt haben, um sich einer viel härteren clericalen Autorität zu fügen.³⁾

Gegner.

Rein äußerliche Dinge, wie die Abschaffung der Taufsteine und die Abschaffung aller Festtage außer dem Sonntag, gaben den Anlaß zum Kampf. Die Berner wollten eine Uniformität der Gebräuche und klagten bei Genf, und der

1) Vita Calvini a Theodoro Beza accurate descripta. — Henry, Das Leben Calvins. 2 Bde. Berlin 1835—1814. — Kampfschulte, Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf, I, S. 278 ff. Leipzig 1869. — Lettres de Calvin par Jules Bonnet. Paris 1854.

2) Audin, Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin, I, S. 219 f. Paris 1841. — Kampfschulte, l. c. I, p. 280 f.

3) Kampfschulte, l. c. I, p. 278—300.

Rath verlangte, daß Calvin und Farel sich fügen, bis eine Synode darüber entschieden. Calvin weigerte sich, den Berner Ritus anzunehmen — da wurde ihm das Predigen verboten. Er bestieg dennoch die Kanzel, denn man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; er erklärte stolz, das Abendmahl könne nicht geopfert werden, solange in der Bürgerschaft keine würdigere Stimmung herrsche. Die Bürgerversammlung aber beschloß am 23. April 1538, Calvin und Farel hätten innerhalb zweier Tage die Stadt zu verlassen.¹⁾

Calvin
ver-
bannt.

Calvin zog nach Straßburg, wo er als Prediger der reformierten Gemeinde französischer Flüchtlinge Beschäftigung fand, seine „Institution chrétienne“ überarbeitete, seine Auslegung des Briefes an die Römer schrieb und von wo aus er die Reichstage zu Frankfurt (1539), Hagenau und Worms (1540) und Regensburg (1541) als Abgeordneter Straßburgs besuchte und da Freundschaft mit Melancthon schloß.²⁾ — In Straßburg vermählte er sich im Herbst (1540) mit der Witwe eines ehemaligen Wiedertäufers, Zdelette von Büren. Das einzige Kind aus dieser Ehe starb früh, die Gattin starb nach neunjähriger Ehe. So lösten sich schnell die zarten Bande, welche die censorische Strenge dieser stolzen, herrischen Seele mildern konnten. Die Härte und Schroffheit seines Sinnes traten bald schrankenlos hervor, die Blut seines Eifers war eine verzehrende; wehe dem, der sie hemmen wollte: er wurde verbrannt!

in
Straß-
burg.

Da bat ihn eine Gesandtschaft aus Genf, zurückzukehren und die verlassene Stellung wieder einzunehmen. Seine vier mächtigsten Gegner waren nicht mehr, dagegen war Genf daran, den Vorstellungen des Cardinals Sadolet weichend, in den Schoß der alten Kirche zurückzukehren. Niemand außer Calvin war diesem Manne gewachsen. Das zog bei Calvin, er nahm an, aber unter stolzen Bedingungen: „Wollt ihr mich in eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg. Meint ihr es redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannet die Laster, mit denen ich nicht zusammen in euren Mauern wohnen kann. Mit einer verfallenen Kirchenzucht und ungestrafter Frechheit im Bessethun kann ich nicht zugleich haushalten!“ — Nahm aber Calvin nicht selber ein Laster mit, den Hochmuth? — Am 13. September 1541 zog Calvin wie ein Triumphator ein und war fortan der Herrscher, der Chalife der Schweiz. Der Rath gab ihm die Stelle eines Pfarrers und Professors der Theologie, ließ ihm einen neuen Rock um „acht Sonnenthaler“ machen, gab ihm eine vollständig eingerichtete Wohnung mit Garten und einen anständigen Gehalt, 500 Gulden nebst einigen Naturalien.³⁾

wieder
in Genf.

Calvin, „der Lykurg von Genf“, organisierte alsbald die Kirche von Genf; eine Theokratie im biblischen Sinne war sein Ideal, sich selber hielt er von Gott zur Einrichtung berufen, ließ nach seinem Sinne die Geistlichen wählen — der Rath und die Gemeinde bestätigten die Wahlen. Den Geistlichen gab er Älteste aus dem Laienstande bei, die gleichfalls von den Geistlichen bezeichnet

ordnet
Genf.

¹⁾ Kampfschulte, l. c. I, p. 303—314.

²⁾ Ibid. p. 320—342.

³⁾ Ibid. p. 342—388.

und von dem Rathe und der Gemeinde bestätigt wurden. Diese Geistlichen und Ältesten bildeten das *Consistorium*, welches sich zur Handhabung der Kirchenzucht alle Donnerstage versammelte; es verurtheilte Flucher, Lasterer, Hurer, Tänzer, Verächter des Gottesdienstes ohne Rücksicht auf Stand und Person. Ehebruch wurde mit dem Tode bestraft. Ein Kind wurde gepeitscht, weil es seine Mutter Teufelin genannt hatte; ein Kind wurde enthauptet, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte. Eine Dame aus Ferrara mußte bei Todesstrafe binnen vier- undzwanzig Stunden Genf verlassen, weil sie gegen Calvin gesprochen hatte. Oft trat Calvin vor den Rath und verlangte schärfere Strafen. Ein neuer Geist kam über Genf, es wurde eine strenge, fromme Stadt. „In allen Tempeln und Häusern“, sagt ein Zeitgenosse, „wird das Evangelium verkündet, nie verstummt der liebliche Gesang der Psalmen.“ Nur Psalmen wurden gesungen in schwerwiegenden, langgezogenen Noten, keine Lieder. Das stehende Gebet war ein Bußgebet. Die Geistlichen giengen in die Häuser, um den religiös-sittlichen Zustand der Familie zu untersuchen, prüften die Leute aus dem Katechismus.

Aber viele rüttelten vor Ingrimme an den Ketten. Calvin nennt sie „*Libertiner*“, „*widerbellende Hunde*“, wie er denn gegen seine Widersacher meist grober Ausdrücke sich bedient. Es waren Leute darunter, die zum Guten nicht gezwungen sein wollten, aber auch Leute von lockeren Grundsätzen. Calvin forderte aber auch sammt seinem ganzen Presbyterium den Widerspruch geradezu heraus durch fanatisches Wüthen gegen die „*Sünder*“ einerseits, und durch feiges Verhalten während der Pestzeit 1542 und 1543. Calvin selber „*mußte*“ natürlich von den Kranken sich fernhalten, weil er ja für die ganze Gemeinde nothgedrungen sich erhalten müsse. „Während mehrere Laien ihre Hilfe anboten, war unter den Geistlichen Pierre Blanchet der einzige, der sich bereit finden ließ, den Erkrankten religiösen Trost zu spenden.“ Nach dessen Tod im Jahre 1543 sträubten sich alle und schlugen vor, einen Fremden auf diesen gefährlichen Posten zu stellen, bis endlich der Prediger Geneston sich bereit erklärte. Der Rath aber beschloß damals, Gott zu bitten, daß er den Predigern seines Evangeliums „für die Zukunft einen besseren Muth verleihen möge“. Unter solchen Umständen ist es nicht zu wundern, wenn die Opposition gegen diese feigen Eiferer sich regte.¹⁾

Einige gaben ihren Hund den Namen Calvin, den Nachstellungen anderer entgieng der Reformator nur durch sein Glück. Schroff trat er hin und wieder dem Widerstand entgegen oder lähmte ihn dadurch, daß er die Verfassung Genfs aristokratisch umbildete. Die große Versammlung der Bürger oder der Generalrath durfte fortan nur noch zweimal des Jahres zusammentreten, um unbedeutende Dinge, wie den Preis des Weines, zu bestimmen. Nichts durfte da vorge schlagen werden, was nicht der Rath der Sechzig vorher und noch früher der Kleine Rath der Fünfundzwanzig genehmigt hatte. Dabei wirkte Calvin durch klare, bündige Darstellung seiner Lehre: er predigte jede zweite Woche alle Tage. Nahm man seine Grundsätze an, so mußte man all

¹⁾ Kampfschulte, l. c. I, p. 484—487.

seine Folgerungen zugeben; Logik ist die Stärke Calvins. Für die Erwachsenen hielt er jeden Freitag eine Congregation, mit den Unerwachsenen wurden eifrige Katechisationen abgehalten. Mit dem Sündenbekenntnis ward der Gottesdienst eröffnet. Die Prediger wurden zu musterhaftem Leben angehalten, zu häufigem Krankenbesuch; die Verwandten sollten mit dem Kranken das Abendmahl genießen.

Zuzug von eifrigen Fremden half Calvin den Widerstand der Genfer Fremde. brechen. Massen von Flüchtlingen aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus England, aus Spanien, aus Italien wanderten in Genf ein, einmal wurden zusammen 300 neue Bürger aufgenommen, meist Franzosen. Sie waren Calvins Stütze, ohne sie wäre er den Genfern erlegen; sie verbreiteten hinwieder seinen Namen und seine Lehre durch ganz Europa. Hier wurden die Einfluß auf Europa. Prediger für den ganzen Westen gebildet. Calvin hielt dreimal in der Woche exegetische Vorträge, öfters alle Tage, er hatte oft tausend Zuhörer. 1559 wurde hier eine Akademie gestiftet.¹⁾ „Schicket uns Holz, so wollen wir Heile daraus schnitzen und euch zusenden.“ Auf Frankreich übte Calvin den größten Einfluß aus, stand mit dem aufständischen Adel, mit Coligny in Verbindung, in England mit Eduard VI., mit Cranmer, mit Somerset, in Schottland mit dem Adel; Knox, der Reformator Schottlands, wurde 1554 bis 1559 in Genf gebildet; auch auf Mähren, Ungarn, Polen erstreckte sich der Einfluß Calvins. Er gedachte sogar, ein protestantisches ökumenisches Concil zustandezubringen. In der Schweiz stieg sein Einfluß seitdem auf einer Zusammenkunft in Zürich im Jahre 1549 eine Vereinbarung in der Lehre vom Abendmahle, der sogenannte Consensus Tigurinus, erzielt war. Con-sensus Tigurinus.

In unmittelbarer Nähe fehlte es nie an Feinden. „Diese Hunde von Franzosen“, sagte ein Libertiner, „sind Ursache, daß wir Sklaven sind und vor Calvin Bücklinge machen und die Sünden bekennen müssen.“ Sie wurden gebragt, vertrieben oder vernichtet. Abweichen von seiner Ansicht ward als Staatsverbrechen behandelt. Ver-folgung.

Bolsec, der öffentlich die Prädestinationslehre gottlos und falsch nannte, zumal sie Gott zum Urheber der Sünde mache, wurde gefangen gesetzt, dann, am 22. December 1551, aus Genf verbannt unter Drohung der Prügelstrafe, wenn er das Gebiet der Republik wieder betrete. In Frankreich gab er dann 1577 eine Geschichte Calvins heraus, worin er behauptete, der Reformator sei in seiner Jugend wegen lasterhaften Wandels gebrandmarkt worden.²⁾ Der Schul-rector Castello mußte, weil er sich Calvins Ansichten, zum Beispiel in Betreff des Hohen Liedes, nicht anschloß,³⁾ im Jahre 1544 Genf verlassen. Um seine zahlreiche Familie zu erhalten, fischte der gelehrte Savoyarde in Basel herab-schwimmendes Holz im Rhein auf, bis er die Professur der griechischen Sprache Bolsec. Castello.

¹⁾ Zur Bildung von Theologen. Der erste Rector war Theodor Beza. Schon im ersten Jahre waren 900 Männer fast aus allen Nationen Europas eingeschrieben.

²⁾ De la vie, moeurs, actes, doctrine et mort de Jean Calvin. Lyon 1577.

³⁾ Er erklärte es für ein erotisches Lied im orientalischen Stile, für „ein fleischlich Vuhllieb“, wie Pottinger sagt; er nannte die Lehre von der Gnadenwahl anstößig, bezugleich die von der Höllefahrt Christi. — Mähly, Seb. Castellio. Basel 1863.

erlangte. Gruetius, der angebliche Verfasser eines Placates gegen Calvin, wurde nach monatelanger Tortur 1547 enthauptet; er hatte es für ein Unrecht erklärt, daß die ganze Stadt einem einzigen melancholischen Menschen gehorche, der die Leute um alle Freude bringe; er hatte ihn einen Papst, einen Heuchler genannt.

Am schreiendsten ist die Behandlung Servets.

Servet

Michael Servet, ein kühner, feuriger Aragonese, geboren 1509 oder 1511 zu Villa Nueva oder Tudela in Aragonien, hatte in seiner Jugend Italien und Deutschland bereist und 1531 zu Hagenau ein Buch, „De trinitatis erroribus“, herausgegeben, welches eine pantheistische Darstellung der Trinitätslehre enthält. Der Vater ist ihm der alleinige Gott, die göttliche Substanz, Sohn und Geist sind die verschiedenen Formen der sich an und in uns kundgebenden Gottheit. Sohn und Geist sind nicht innerlich und nothwendig am Wesen des Vaters, sondern schlechtthin zufällig, richten sich bloß nach der Welt, in einer anders geordneten Welt hätte sich ebenso leicht eine Quaternität statt einer Trinität geltend machen können. Servet kennt Philo und gibt dessen Anschauungen oft mit den gleichen Worten: Alle Creaturen kommen aus der Substanz Gottes, alles ist Gottes voll, nur gibt es verschiedene Wesen des göttlichen Seins und Lebens. — Christus erhält alle Prädicate, die Philo dem Logos beilegt: er ist die ideale Welt, die Weltidee, das Meer der Ideen, das Urbild des allgemeinen Lebens, der Welt schöpfer und Weltleiter; der Heilige Geist ist die Weltseele und der Mensch Jesus Christus der Sohn Gottes.¹⁾

in Genf.

In Basel, dann in Straßburg gerieth Servet in Streit ob dieser Lehren; um der Gefahr zu entfliehen, gieng er unter dem angenommenen Namen Bille-neuve²⁾ nach Paris, wo er sich insbesondere den Naturwissenschaften widmete, medicinische Schriften und auch den Geographen Ptolemäus herausgab. Zur selben Zeit studierten Ignatius von Loyola und Calvin in Paris, mit letzterem gerieth Servet oft in Streit. Diesen wollte er später in Genf fortführen und schrieb deshalb an Calvin, der aber meinte: „Ich verspreche ihm keine Sicherheit; wenn ich aber Macht habe, so lasse ich ihn nicht mehr lebendig aus der Stadt.“ — Indes schrieb Servet gegen Calvins „Institutio“ seine „Restitutio Christianismi“, die insgeheim in Vienne gedruckt wurde. Servet bespricht darin schon die Circulation des Blutes.³⁾ Die katholische Inquisition ignorierte das Buch, da bekam sie von Genf aus Anzeige über dasselbe, über den wahren Verfasser, und als sie nach Beweisen fragte, bekam sie den Brief Servets an Calvin. Also der Reformator machte sich zum Büttel der Inquisition!

vor Gericht.

Servet ward nun verhaftet, entfloh aber aus Vienne. Er wollte nach Neapel, traf unter falschem Namen und verkleidet Mitte Juli 1553 in Genf ein, wurde jedoch erkannt und als Ketzer vor Gericht gestellt. Vergebens war die Verwahrung des Unglücklichen, er habe auf Genfer Boden nichts Böses gethan, Genf habe kein Recht, ihn vor Gericht zu stellen. Man fragte ihn, ob er nach Vienne wieder zurück wolle, von wo aus man auf ihn fahndete. Servet zog vor, in Genf gerichtet zu werden. Die Libertiner hatten ihm Muth gemacht, die ganze Existenz Calvins stand damals auf dem Spiel, man wollte ihn zum

¹⁾ Staudenmaier, Die Idee des Christenthums, S. 714—720.

²⁾ Das catalonische Dorf Villanova war nämlich der Stammsitz seiner Familie.

³⁾ Flourens, Histoire de la découverte de la circulation du sang. Paris 1854.

zweitenmale verbannen, das Consistorium stürzen, vielleicht wäre Servet dann an Calvins Stelle getreten. Allein Calvins Kühnheit siegte, die Gegner verloren den Muth. Servets Appellation von den Richtern an den Großen Rath wurde nicht beachtet, am 26. October 1553 wurde das Urtheil gefällt, das den Aragonesen sammt seinen Schriften zum Feuer verdammt. Jarels Versuche, den Unglücklichen zu belehren, waren umsonst: man solle ihm einmal beweisen, daß Christus vor seiner Menschwerdung in der Schrift Sohn Gottes genannt werde; Calvin wollte er übrigens um Verzeihung bitten, wenn er ihn persönlich beleidigt habe. Die Bitte um eine mildere Todesart war umsonst. Am 27. October bestand Servet sein schweres Schicksal¹⁾ nach langem Todeskampf; das grüne Holz wollte nicht brennen, man mußte feurige Reißbündel auf ihn werfen. „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes,“ rief er in einmüthiger Stille, „erbarme dich meiner!“ — weigerte sich aber zu rufen: „Jesus, du ewiger Sohn Gottes!“ — Das Buch, das mitverbrannt werden sollte, die „Restitutio“, das einzige, noch vorhandene Exemplar, von den Flammen befecht, befindet sich auf der Nationalbibliothek zu Paris. — Die Gegner Calvins schrien über die neue Inquisition. Der „sanfte“ Melancthon aber schrieb an Calvin: „Die Kirche dankt Dir und wird Dir in Zukunft danken. Eure Richter haben mit Recht diesen Gotteslästerer zum Tod verurtheilt.“²⁾

Versuch,
Calvin
zu
führen.

Servet
ver-
brannt.

Zwei Jahre später fand noch ein Versuch statt, diese Predigerherrschaft zu brechen: Calvin sollte mit seinen französischen Freunden ermordet werden. Die Verschwörung kam an den Tag, vier Häupter wurden hingerichtet. Fortan herrschte Calvin unbestritten.³⁾

zweiter
Versuch.

Seine letzten Jahre waren durch schwere körperliche Leiden gedrückt: durch Asthma, Sicht, Nierenleiden, Migraine, denen er mit seltener Seelenstärke Widerstand leistete, thätig bis zum letzten Augenblick. Als er sein Ende nahe fühlte, wollte er sich in den Rath tragen lassen, um feierlich seine letzten Mahnungen zu ertheilen, der Rath kam jedoch in das Haus des Sterbenden. Unauslöschlich war der Eindruck, der Rath sprach von der Majestät seines Charakters. Calvin starb am 27. Mai 1564. Kein Stein durfte auf seinem einfachen Grabe errichtet werden; 225 Thaler war seine ganze Hinterlassenschaft. Nicht Besitz, sondern Herrschaft war die Leidenschaft dieser kräftigen, stolzen, düsteren Seele. „Ich will lieber rasen als nicht zürnen“, sprach er offen aus. Calvin hatte weder Sinn für Poesie und Musik wie Luther und Zwingli noch Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur. Er war der Mann des Systems und der größte Theologe der Reformation bis auf Schleiermacher.

Calvins
Cha-
rakter.

Calvins Nachfolger in Genf, Theodor Beza,⁴⁾ rechtfertigte die Hinrichtung Servets unter anderem mit den Worten: „Ist ein größeres Verbrechen denkbar, als wenn die Irrlehre zur Gotteslästerung und Religionschändung wird, das heißt: wenn jemand Gottes Wort und der Kirche Ordnung hartnäckig verachtet und er, wie von einer tollen Wuth ergriffen, auch die andern zu ver-

Beza.

¹⁾ Auf dem Plage Champel, einer kleinen Anhöhe vor Genf.

²⁾ Corpus Reformatorum, VIII, p. 362. — Beza schrieb zur Vertheidigung Calvins das Buch „De haereticis a civili magistratu puniendis“, das 1560 ins Französische übersetzt wurde. — Kampfschulte, l. c. II, p. 167—203.

³⁾ Kampfschulte, l. c. II, p. 258 ff.

⁴⁾ Hepp, Theodor Beza, Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1861.

führen und verderben trachtet? Mord, Ehebruch, Diebstahl und dergleichen Verbrechen vergreifen sich an der Gesellschaft, doch nur so, daß der Schaden etwa geschätzt werden kann; wer dagegen irgendwo den wahren Gottesdienst zu verderben strebt, der zündet ein Feuer an, das kaum mit dem ewigen Verderben vieler Tausende gelöscht werden kann. Soll die christliche Obrigkeit, welche die Ehre des lebendigen Gottes unter den Menschen zu wahren hat, hinter den Heiden, den Athenern zum Beispiel zurückstehen, welche die Gottlosigkeit mit dem Tode bestrafen, obgleich es sich bei ihnen doch nur um Gößen und Aberglauben handelte? Oder soll etwa derjenige, welcher Gottes Majestät beleidigt, nicht mit dem Tode bestraft werden, wenn schon der gewöhnliche Majestätsverbrecher diese Strafe erleidet!“¹⁾ — Diese Worte wurden Norm für die Reformierten und haben vielen das Leben gekostet. — Beza ist aus Bezelay, geboren 1519, machte seine Studien in Orleans, Bourges, Paris, bewies in seinen Jugendgedichten („Juvénilia“) poetisches Talent, aber auch eine besleckte Phantasie, ward durch Wolmar für die Neuerung gewonnen und kam nach allerlei Irrfahrten nach Genf und zu einflussreicher Stellung, in der aber sehr oft sein Benehmen mehr politisch als christlich war.

Franz I. als Vater der Wissenschaften.

Nach den langen Kriegen um Italien bedurfte Frankreich der Ruhe, um seine Kräfte wieder zu sammeln; der König selber war nicht mehr kriegslustig, darum längere Waffenruhe nach außen. Diese Zeit des Friedens erwarb dem König den Namen des Vaters der Wissenschaften (*père des lettres*). Frankreich gab dem Ausland damals nicht den ersten Anstoß, es empfing denselben vom Ausland. Franz I. hatte aus seinen Kriegen viele Italiener mitgebracht, die an Lehranstalten zu Stellen kamen, die ihm seine Schlösser bauten, seine Statuen gossen, seine Bilder malten. Auch für Frankreich kam jetzt die Zeit der Renaissance.²⁾

Renaissance.

Die religiösen Neuerungen fanden auch in Frankreich Boden, und die Regierung war lange unsicher, wie sie sich zu denselben verhalten solle, daher ihr Schwanken zwischen Duldung und blutiger Verfolgung. Meist hieng ihr Benehmen mit der äußeren Politik zusammen. War Karl V. mit den Protestanten gespannt, so kokettierte der französische Hof mit den Neuerungen; ver-
 Franz I. trug sich der Kaiser mit den Neuerern, so näherte sich Franz I. dem Papste und geberdete sich als erster Sohn der Kirche und Schützer des Glaubens. Mit dem Frieden von Cambrai war es ihm nie recht ernst: Genua, Mailand, Neapel, den Frieden zu Madrid konnte er nie vergessen; wo es eine Gelegenheit gab, Habsburg zu schädigen, ergriff er sie mit Eifer, und einzig sein Geld gab das Mittel, um Ferdinand I. Württemberg zu entreißen. Mit der Rückkehr des alten Fürstenhauses siegte dann die Reformation in Württemberg.

¹⁾ Heppe, l. c. p. 40.

²⁾ Martin, Histoire de la France, VIII, p. 124 ff.

Viele Italiener, welche für Franz I. Partei genommen hatten, kamen als Flüchtlinge nach Frankreich. Der Florentiner Strozzi und der Neapolitaner Caraccioli wurden Marschälle. Insbesondere kamen viele Künstler, Kaufleute, Fabrikanten. Der Aufschwung der Seidenweberei in Lyon beginnt seit dem Fall von Florenz. Der Handel nahm, durch bessere Grundsätze geschützt, eine hohe Aufschwung, dadurch auch die Schifffahrt: 1504 schon holen die Franzosen selbst in Brasilien das Färbeholz. 1529 fahren sie nach Madagaskar und Sumatra, 1509 entdeckten Bretonen das Cap Breton und besuchen es fortan wegen des Stöckfischfanges. 1524 besuhr der Florentiner Verazzano¹⁾ die Küste von Cap Breton bis Florida und nahm Besitz davon im Namen Franz' I., 1534 fuhr der Bretoner Jacques Cartier aus St. Malo den Lorenzstrom hinaus und entdeckte Canada. Der Norden Amerikas hieß Neu-Frankreich (Nouvelle France). 1540 gieng Roberval als Vizekönig mit fünf Schiffen nach Canada, um Ansiedlungen zu gründen. Jean Ango aus Dieppe kämpfte mit seinen Kaperschiffen glücklich gegen die Portugiesen.²⁾

Der König wetteiferte mit seinen Großen im Bauen und begründete den Stil François I. oder die französische Frührenaissance, deren Formenschatz sich als eine Mischung spätgothischer Elemente mit solchen der italienischen Renaissance darstellt. In der Decoration siegte der italienische Geschmack über den französischen. Leonardo da Vinci schmückte den Hof wie Andrea del Sarto, Sebastian Serlio, Benvenuto Cellini, der Florentiner Rosso, der Bolognese Primaticcio, der Architekt Bignole. In Fontainebleau sammelte sich um 1532 eine Colonie italienischer Künstler, und diese „Schule von Fontainebleau hat auf die Entwicklung der französischen Renaissancekunst einen weitgehenden Einfluss ausgeübt.“³⁾ — In der Sculptur behauptete sich durch Jean Goujon die französische Schule gegen die italienische. Zu den vorzüglichsten Werken aus der Zeit Franz' I. gehört die Vollendung des Schlosses zu Blois, der im Jahre 1526 durch Pierre Nepveu, genannt Trinqureau, begonnene Bau des phantastisch üppigen Schlosses Chambord sowie die Erbauung des Schlosses Madrid bei Paris und der Lieblingsresidenz Franz' I. zu Fontainebleau. In die allerletzte Zeit Franz' I. aber fällt die Erbauung des Louvre in Paris durch Pierre Lescot und Jean Goujon. Einzelne Theile dieses Palastes sind der vollendetste Ausdruck französischen Geistes, welcher Klarheit der Disposition mit reichstem Schmuck und zierlichster Ausführung zu vereinigen weiß.

Zur Kirchenbau wurde nur wenig geleistet; einige Tempel im gothischen Stile wurden noch beendet, die andern blieben für immer Torfos, es ist die letzte Zeit der Gothik, sie endete mit dem Mittelalter. In den Hugenottenkriegen ist unsäglich viel zerstört worden, und der französische Geschichtschreiber Henri Martin spricht⁴⁾ die berechtigte Klage aus: „Wer kann ohne Bedauern

¹⁾ Kuge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 505.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 130 f.

³⁾ Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte. 12. Auflage, bearbeitet von Semrau, S. 64—68. Stuttgart 1903. — Martin, l. c. VIII, p. 135.

⁴⁾ Martin, l. c. VIII, p. 140.

Reich-
thum.

sich die monumentale Pracht Frankreichs in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vor dem Ausbruch der unglückseligen Religionskriege vorstellen, welche die Lösung zu unersehbaren Verlusten gaben? Alle Kathedralen, die jetzt noch meist verstümmelt und verwüstet fortbestehen, strahlten damals im prachtvollen Schmuck der gemalten Fenster und der Bildsäulen; rings um sie drängte sich eine unsägliche Menge von Klosterkirchen, Klöstern und Kapellen, Häusern mit Thürmen in allen Tonarten der Kunst von dem romanischen Stil bis zu dem der Renaissance. Die Felder, die Wälder, die Ufer waren belebt durch Tausende von kirchlichen oder ritterlichen Bauten. Die Städte, eingeschlossen von den hohen Thürmen ihrer malerischen Ummauerung, waren voll von eigenthümlichen Palästen und Häusern. In seltsamem Gegensatz dazu war die Kunde vom materiellen Wohlbefinden, von den Bequemlichkeiten des Lebens noch in ihrer Kindheit, aber der Sinn für die Kunst durchdrang alles wie bei den Alten; die Kunst war von den ekstatischen Höhen des dreizehnten Jahrhunderts herabgestiegen zu den Dingen des Lebens und veredelte ihren Gebrauch; die Tracht so edel, so elegant, so anmuthsvoll, ausgesucht und eigenthümlich, die Waffen wunderbar eiseliert und damasciert: alles war in Harmonie, jeder Handwerker war ein Künstler, das Stoffliche war von der Seele, von der Einbildungskraft beherrscht. Du schönes Zeitalter der Kunst, wie bist du leider so schnell verschwunden! Europa wird dich nicht mehr sehen.“

Kunst-
liebe.Rechts-
wissen-
schaft.

Auch die Rechtswissenschaft nahm einen neuen Aufschwung. Acciati aus Mailand gründete mit Hilfe Franz' I. die Schule zu Bourges 1529. Eine gründliche Erklärung des römischen Rechtes wurde angestrebt; unter Acciatis Schülern haben Pierre de l'Estoile, Duaren, Ferrier, Chasseneux einen Namen; der größte, der aus der Schule hervorging, ist Cujas. Auch in den Naturwissenschaften und in der Heilkunde traten mit Hilfe der Italiener an die Stelle der Araber und Juden Hippokrates und Galenus, das heißt Beobachtung der Natur und Induction. Vertreter dieser Richtung waren Brijsot und Ruell, einer der Begründer der Botanik, Wilhelm Kopp aus Basel und Günther aus Andernach. Günther und Dubois lehrten in Paris die Anatomie.¹⁾

Natur-
wissen-
schaft.Rabe-
lais.

Franz Rabelais²⁾ veröffentlichte den gereinigten Text des Hippokrates, es ist derselbe Rabelais, welcher den „Gargantua und Pantagruel“ verfaßte, der Homer als Poffenreißer (Homère bouffon), ein Mann von reicher Phantasie, von umfassendem Wissen, der die Wahrheit in grotesken Spässen zu geben liebte, Sohn eines Schenkwirts zu Chinon, geboren um 1483, lange Bruder in einem Franciscaner-Kloster, und wurde 1511 zum Priester geweiht. Hier betrieb er das Studium der lateinischen, griechischen, italienischen, spanischen, deutschen, hebräischen und arabischen Sprache, konnte sich aber an die Lebensordnung daselbst nicht gewöhnen und entfloh schließlich. Nach kurzem Aufenthalt in einem Benedictiner-Kloster, zog er das Ordenskleid eigenmächtig ganz aus und verlegte sich seit 1530 auf das Studium der Medicin zu Montpellier, wo er schon nach Ablauf eines Jahres medicinische Vorträge über Hippokrates hielt. Ein Bischof unterstützte ihn in seinen Studien der Classiker und der Naturwissenschaften. Rabelais war eine universelle Natur: je umfassender das Wissen, umsomehr lerne man Gott und seine Geschöpfe kennen: man muß lernen, um zu nützen, war sein Wahlspruch.

¹⁾ Martin. l. c. VIII, p. 141.

²⁾ Fleury, Rabelais et son oeuvre. 2 vol. Paris 1877.

Von 1532 bis 1534 war Rabelais Spitalsarzt in Lyon, arbeitete aber zugleich an dem satirischen Roman: „Das Leben des großen Riesen Gargantua und seines hochberühmten erlauchten Sohnes Pantagruel, Königs der Durstleider, gewaltige Heldenthaten.“ Schon die erste Skizze zum Pantagruel begründete seinen Ruhm und gewann ihm die Gunst des Cardinals du Bellay. Er begleitete diesen auch auf der Reise nach Rom, als derselbe in Sachen Heinrichs VIII. beim Papste vermitteln sollte. In seinen burlesken Erzählungen predigte er allgemeines Wissen, Wohlwollen, Fortschritt, Menschlichkeit, Duldung, Achtung vor dem Gedanken, gleiches Recht für alle. Er ist ein Weiser im Gewand eines Narren. Für die französische Schriftsprache war er von Bedeutung wie Dante für die italienische, er studierte alle Dialecte und sammelte die besten Ausdrücke — an Kraft der Sprache ist er von keinem Franzosen seither übertroffen. — Gott ist ihm die unendliche Sphäre, deren Mittelpunkt an jeder Stelle des Universums, deren Grenze nirgends ist. Die Fortdauer der Seele betonte er oft, sterbend aber soll er 1553 gesagt haben, er gehe jetzt, um das große Vielleicht zu suchen. Rabelais, der um 1537 zu Montpellier Doctor der Medicin wurde, war in der letzten Zeit Pfarrer in Meudon, und die Päpste Clemens VII. und Paul III. hatten ihm Begünstigung erwiesen, Diana von Poitiers ihm die Pfarrerstelle verschafft. Hier schrieb er den vierten und fünften Theil seines großen satirischen Werkes, des „Gargantua und Pantagruel“. Hier lebte er noch lange in der Liebe des Volkes fort, denn bei all seinem kaustischen Wesen war Rabelais uneigennützig, aufrichtig, ein treuer Freund.¹⁾

Für Naturwissenschaften zeigte Franz I. ein lebhaftes Interesse. Manches Naturwissenschaftliche geschah. Fernel war gegen den Götzendienst, den man mit den Griechen trieb, und wies über sie hinaus. Die Chirurgie hob sich mit Paré, seit Vesalius, der Leibarzt Karls V., Großes leistete in der Anatomie. Rondelet schrieb über die Fische, Pellissier, Bischof von Montpellier, über die Botanik, über die „Naturgeschichte“ des Plinius. Finé übersetzte den Euklid, Duhamel commentierte den Archimedes. Simon Grnāus aus Basel gab in Paris eine Sammlung der Entdeckungsreisen heraus.

Auch die Philologie nahm einen Aufschwung, Balsgrave gab 1530 die erste französische Grammatik heraus. Robert Etienne (Stephanus) 1535 den „Thesaurus linguae latinae“, Budé 1529 seinen „Commentaire de la langue grecque“; er war es, welcher den König 1529 zur Gründung des Collège royal bewog mit eigenen Lehrkanzeln für die griechische und hebräische Sprache. Die Vorurtheile dagegen, als führe das Griechische zur Kezerei, das Hebräische zu jüdischer Gesinnung, schwanden bald. 1534 wurde die Lehrkanzel für lateinische Beredsamkeit, 1538 für die arabische und chaldäische Sprache gegründet, 1530 ein Lehrstuhl für Mathematik, 1542 für Medicin, 1543 für griechische Philosophie. Die Wissenschaft war an dieser Anstalt ganz in den Händen der Laien. — Mit dem Collegium stand eine königliche Buchdruckerei in Verbindung. Ein Haus für 600 Jünglinge gedachte Franz I. dabei zu errichten, die in die Tiefe der Wissenschaften eingeführt werden sollten; allein die Kriege und die religiösen Neuerungen untergruben diesen Plan.²⁾

Naturwissenschaften.

Philologie.

Collège royal.

¹⁾ Einige interessante Notizen über ihn bei Michelet, Réforme, p. 354—364. Paris 1879.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 141—146.

Franz I. und die Reformation in Frankreich und Deutschland.

Geistige Bewegungen wie die Reformation kennen keine Landesgrenzen, sie zünden mit Blitzesschnelle in der größten Entfernung. Auch Frankreich hat seine Geschichte der Reformation, wenn diese auch entsprechend dem Geiste der Nation einen andern Charakter hat. Leo macht¹⁾ die bedeutame Bemerkung: „Es ist im allgemeinen einiger Unterschied zwischen Geisteskämpfen in Deutschland und Frankreich, wenn es auch einige Deutsche geben mag, die sich wie Franzosen, und einzelne Franzosen, die sich wie Deutsche gebärden; — es ist einiger Unterschied, und zwar ein dem alten Unterschied des germanischen und keltischen Wesens entsprechender. Die keltische Rasse, wie sie in Irland, Frankreich und anderwärts erscheint, hat in sich eine Art thierischen Triebes zum Handeln, eine Energie, die zu einer äußeren Bethätigung kommen muß. — Petulanz in allen Adern zeichnet sie aus. Während wir in Deutschland nur handeln, wenn uns eigene Noth oder die Gefahr, die einem uns heiligen Gedanken droht, dazu zwingt, und wir sonst gern Ruhe haben, uns unserer Verhältnisse und Gedanken zu freuen, haben unsere gallischen Nachbarn an dem Handeln allein schon Freude genug, um nicht Ruhe halten zu können. Sie nehmen alles, was andere zum Handeln zwingt, selbst auf, um ihrer Unruhe einen Titel, eine Maske geben zu können.“ — Das mag für die späteren Hugenottenkämpfe gelten, im Anfang treten jedoch echte Motive auf.

Lefèvre d'Étables (Faber Stabulensis) lehrte schon 1493 in Paris, daß der Glaube allein selig mache; er hatte viele Anhänger, nicht bloß unter den Gelehrten, wie Julius C. Scaliger, Ropp, sondern auch in der hohen Geistlichkeit. Der Eifer für theologische Lehrsätze war jedoch nicht stark genug, das Studium der Classiker kam soeben recht in Schwang und fesselte die Geister und nahm ihre Zeit in Anspruch. Man glaubte zu einem neuen Leben erweckt zu sein, die Zeit heißt bei den Franzosen auch die der Wiedergeburt, La Renaissance. Man schwelgte in den vielen neuen Ideen und Formen, die ganze hierarchische und feudale Vergangenheit trat in den Hintergrund. Der Hof legte diesem Leben nicht nur kein Hindernis in den Weg, sondern machte anfangs mit.

Um die Schwester des Königs, Margareta von Valois, seit 1509 Gemahlin des Herzogs Karl von Alençon, sammelten sich die Gelehrten; sie verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, dichtete in ihrer Muttersprache „L'heptaméron ou l'histoire des amants fortunés“, eine Art Dekameron, nur ohne die Schönheit und Erfindungskraft des Boccaccio. Ihr didactisches Gedicht „Miroir de l'ame pécheresse“ ist von lutherischen Anschauungen durchdrungen.²⁾ —

¹⁾ Leo, Universalgeschichte, III, S. 192.

²⁾ Michelet, l. c. p. 152—167.

Franzosen
und
Deutsche.

Renaissance.

Margareta
von
Valois.

Clemens Marot (1495—1544), der die Form der französischen Poesie veredelt und beflügelt hat, war in Margaretens Diensten, zugleich ihr Bewunderer und Verehrer, ihr geistig verwandt auch in der Neigung für den Protestantismus. Die Psalmen, wie sie Marot übersetzt hat, wurden von den Protestanten bei ihrem Gottesdienste gebraucht. Die Sorbonne, welche 1521 die Lehren Luthers verurtheilte und Lesèvre angriff, ward vom Hofe scheinbar angesehen. Briçonnet, Bischof von Meaux, war Lesèvres Freund und Margaretens Beichtvater, und sie suchte den König und ihre Mutter für die Lehre Luthers zu gewinnen.¹⁾ Es wurde am Hofe Mode, das Neue Testament zu lesen.

Aber Franz I. war zu leichtsinnig, einen religiösen Gedanken zu verfolgen; seine Mutter war auch nicht geeignet, die Stütze irgend einer geistigen Richtung zu werden. 1523 klagte die Sorbonne den Hofbeamten Berquin an, weil er katholische Lehren angriff und lutherische Schriften verbreitete. Das Parlament ließ ihn verhaften, Franz I. jedoch befahl seine Freilassung.

Als der König bei Pavia gefangen wurde, bat die Regentin den Papst und die Sorbonne um Hilfe zur Ausrottung der Keterei, für welche Gott Frankreich strafe. Jetzt begannen Verfolgungen. Einige wurden in Paris hingerichtet. Briçonnet, der Bischof von Meaux, das ein Herd der neuen Bewegung, ein Wittenberg für Frankreich geworden war, schwor ab. Marot und Berquin wurden verhaftet. Die Rückkehr des Königs aus der Gefangenschaft rettete beide. Franz I. sprach sich heftig gegen diejenigen aus, welche die ersten Gelehrten, die Zierden seiner Regierung verfolgten, berief Lesèvre, der sich nach Straßburg geflüchtet hatte, zur Erziehung seines Sohnes und verbot der Sorbonne, etwas ohne Genehmigung des Parlaments drucken zu lassen. Erasmus war auch von ihr angeklagt worden, und ein Schreiben von ihm an den König hatte diesen gegen die Sorbonne sehr aufgebracht. Die Neuerer wollten sogar den zum Protestantismus übergetretenen Capiteldecan Hohenlohe von Straßburg berufen, um den König zu ihrer Ansicht zu belehren. Zwingli widmete Franz I. damals sein Buch über die wahre und falsche Religion.²⁾

Die Frage nahm aber bald eine andere Wendung. Der Kanzler Duprat bewog Louise, dem Einflusse Margaretens auf den König entgegenzutreten, und wußte Franz selber zur Überzeugung zu bringen, daß die Neuerung den Untergang der Kirche und der Monarchie zur Folge hätte. Margareta, deren Gemahl Alençon im Jahre 1525 gestorben war, vermählte sich 1527 mit Heinrich d'Albret, König von Navarra, und hier war bald die Hochburg der religiösen Neuerung. Heinrich IV. ist Margaretens Enkel. Zu gleicher Zeit mit ihr schied ihr Hoffräulein Anna Boleyn aus Paris, eingeweiht in die neue Richtung und dadurch für England bedeutsam. Aber es regte sich auch durch ganz Frankreich ein Gefühl der hohen Gefahr für die Katholiken.

¹⁾ Génin, Lettres de Marguërite, II, p. 273—274. — Michelet, l. c. p. 160.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 149—157.

Eifer der
Rathho-
stiken.

Ein Provincial-Concil nach dem andern ward abgehalten; einstimmig waren alle darin, Mißbräuchen zu steuern, den Clerus an strenge Zucht und namentlich zu häufigem Predigen anzuhalten. Es ward aber auch jedem andern das Predigen verboten und das Lesen jedes religiösen Buches, das ohne Genehmigung des Bischofs der Diöcese gedruckt sei. Das Concil zu Paris im Februar 1528 mahnte den König an seine Pflicht als Schützer der Kirche. Das wirkte auf den König, nicht minder die nächtliche Verstümmelung eines Muttergottesbildes in Paris am 1. Juni 1528. König und Volk zeigten sich gleich entrüstet; eine Sühnprocession ward veranstaltet und ein silbernes Bild an die Stelle des mißhandelten gethan. Der Proceß gegen Berquin wurde erneuert, Schriften, die er einem Freunde anvertraut hatte, widerlegten seine Bertheidigung, er wurde zu ewiger Haft verurtheilt. Berquin appellierte gegen den Rath seiner Freunde an das Parlament, das ihn zum Feuertode verurtheilte am 17. April 1529 und am gleichen Tage hinrichten ließ, damit der König, der gerade in Blois war, ihn nicht mehr begnadigen könne.¹⁾

Franz I.
und
Heinrich
VIII.

Franz I. war jedoch immer schwankend. Bei einer Zusammenkunft mit Heinrich VIII. in Boulogne im October 1532 machte dieser Versuche, den König von Frankreich dahin zu bringen, daß er sich zum Oberherrn der Kirche erkläre und mit Rom breche. Der Plan hatte sein Verführerisches, — allein Franz dachte immer an sein Italien und versprach darum Heinrich VIII. bloß, beim Papste zu vermitteln, wenn er bis dahin den Bruch nicht un-

Franz I.
und
Clemens
VII.

versöhnlich mache. Franz I. näherte sich damals dem Papste, ja es fand zwischen beiden am 12. October 1533 zu Marseille eine Besprechung statt. Zwischen den Häusern Medici und Valois kam sogar eine Familienverbindung zustande.

Ratharina
Medici.

Am 28. October vermählte nämlich der Papst den fünfzehnjährigen Sohn des Königs, Heinrich von Orleans, den späteren Heinrich II., mit seiner dreizehnjährigen Nichte, Katharina von Medici. So kam Katharina nach Frankreich, sie brachte ihrem Gatten 200 000 Thaler als Aussteuer mit, und, wie wenigstens die Franzosen glaubten, obchon der Papst sich durch keine Besprechung band, die Anwartschaft auf drei Edelsteine von unschätzbarem Wert, Genua, Mailand und Neapel.²⁾ Zog diese Verbindung den König zur Kirche hin, so reizte ihn die Verdammung des Buches seiner Schwester durch die Sorbonne gegen die Katholiken. Nach Paris zurückgekehrt, zeigte Franz I. sich entrüstet und ließ sogar Gerhard Roussel³⁾ nach Paris kommen, um da frei das Evangelium zu predigen.

Maraviglia.

Gegen Oesterreich immer feindselig und eroberungsfüchtig, machte Franz I., auf die Verbindung mit dem Papste bauend, aus der Hinrichtung seines Agenten Maraviglia in Mailand am 6. Juli 1533 großen Lärm und

1) Michelet, l. c. p. 325. — Martin, l. c. VIII, p. 157—161.

2) Franz selber sagte dagegen: „Nous avons pris une tille toute nue.“ Michelet, l. c. p. 336. — Der Papst versprach ihr Pisa, Livorno, Modena, auch Parma und Piacenza, wenn der König dafür einen Ersatz gebe. Vergl. Martin, l. c. VIII, p. 179. — Hanke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III. S. 317 ff.

3) Charles Schmidt, Gérard Roussel, Prédicateur de la reine Marguërite de Navarre. Strassburg 1845.

klagte Karl V. vor ganz Europa des Bruches des Völkerrechtes an. Maraviglia war Italiener, aber Agent Franz' I. bei Sforza; prahlerisch mit seinem Einflusse, hatte er durch Bravi einen Edelmann ermorden lassen und wurde darum in Mailand hingerichtet. Franz erklärte ihn jetzt auf einmal für seinen Gesandten und that, als ob er sich zum Kriege gegen Karl rüste. Darum gieng er auch gern auf den Antrag Philipps von Hessen ein, den Habsburgern Wirtemberg zu entreißen und das alte Fürstengeschlecht wieder ins Land zu bringen.

Der vertriebene Ulrich lebte seit 1520, da der Schwäbische Bund sein Land für Bezahlung der Kriegskosten und Übernahme der Staatsschuld an die Habsburger übertragen hatte, bald in der Schweiz, bald in Wimpelgard, bald in Hessen, und behelligte die Fürsten mit Klagen über sein Loos, und wenn es galt, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen, so war Landgraf Philipp immer dabei. In Bar-le-Duc verhandelte Philipp im Januar 1534 persönlich mit Franz I. Dieser nannte sich einen Freund der deutschen Unabhängigkeit und bewilligte 125.000 Kronenthaler für das Unternehmen. Weil er aber im Vertrage von Cambrai versprochen hatte, die Feinde des Kaisers nicht zu unterstützen, so wurde ein Kaufcontract über Wimpelgard aufgesetzt und so der Wortbruch verdeckt. Sofort rüstete sich der Landgraf, um Wirtemberg zu überfallen.¹⁾

Auch die bayrischen Fürsten hatten sich in der wirtembergischen Sache zu regen angefangen, jedoch nicht eigentlich für Ulrich, den sie haßten, sondern für dessen Sohn Christoph. Dieser war fünf Jahre alt, als er nach Vertreibung seines Vaters aus Wirtemberg weggeführt wurde: er kam nach Innsbruck und Wien und genoß unter der Fürsorge Ferdinands eine treffliche Erziehung; er war fünfzehn Jahre alt, als ihn Ferdinand zum Reichstag nach Augsburg mitnahm. Da gewann der Jüngling durch sein munteres und verständiges Wesen so sehr die Zuneigung des Kaisers, daß ihn Karl V. in sein Gefolge und in seine Kammer aufnahm und ihm Gelegenheit gab, sich in Staatsangelegenheiten ein Urtheil zu bilden. Das zeigt gewiß nicht von bösen Absichten gegen den Prinzen, eher davon, daß ihn Karl bilden, heben und später befördern wollte. Allein der Anblick der Fahnen seiner Heimat weckte doch eigenthümliche Erinnerungen in ihm, es fehlte nicht an Einflüsterungen gegen den Kaiser, und als ihn dieser einlud, mit ihm nach Spanien zu gehen, fürchtete Christoph, es möchte ihm die Heimkehr nie mehr möglich werden. Als sich der kaiserliche Hof 1532 durch die Alpen nach Italien begab, suchte Christoph Gelegenheit zu entfliehen. Sein Hofmeister Tiferneus war ihm behilflich, sie blieben zurück, und als man es bemerkte, waren sie schon zu weit, um sie noch einzuholen; man meinte, sie seien verunglückt.²⁾

Auf einmal, im October 1532, erschien aber der Prinz am bayrischen Hofe und forderte Hilfe von seinem Oheim, um sein Land Wirtemberg wieder zu gewinnen; denn, wenn auch sein Vater geschlt habe, so sei er frei von Schuld. Nun begannen neue Unterhandlungen.

¹⁾ Janssen-Pistor, l. c. III, p. 288, 292—297. — Ranke, l. c. III, p. 320—326.

²⁾ Stälin, Wirtembergische Geschichte, IV, S. 340 f. Stuttgart 1875.

Bayerns
Eifer-
sucht
gegen
Öster-
reich.

Bayern stand aus Eifersucht gegen Österreich schon seit 1531 wegen der Zurückgabe Württembergs in Verhandlung mit Philipp von Hessen. Sein Ziel war neben Schwächung der Habsburger der eigene Vortheil. Daher verlangte es, daß beim Rückfalle Württembergs an Ulrich die Herrschaft Heidenheim an Bayern fallen, beim Aussterben der männlichen Nachkommen Ulrichs nur die Hälfte Württembergs an die von Ulrichs Bruder Georg begründete Seitenlinie kommen, die andere Hälfte aber zwischen Bayern und Hessen getheilt werden sollte. Ferner sollte Ulrich der religiösen Neuerungen sich enthalten. Diese Bedingungen schienen Ulrich selbst in der äußersten Nothlage unannehmbar, wenn ihm auch der Landgraf den sonderbaren Rath gab, immerhin alles zu versprechen, nach Wiedergewinnung seines Herzogthums aber zu handeln nach dem Grundsatz: Ein gezwungen Eid ist Gott leid. Ulrich verschmähte diesen Weg und suchte jetzt im August 1532 durch eine ganz eigenthümliche Schwentung die Habsburger für sich zu gewinnen. Ulrich selber hat Ferdinand auf das Bündnis Bayerns gegen Habsburg und auf die Unterhandlungen mit Frankreich und Dänemark gegen Österreich aufmerksam gemacht, konnte sich aber mit dem deutschen König über eine Entschädigung nie einigen.¹⁾ Jetzt sprach der junge Christoph vor aller Welt sein Recht an. Ferdinand ließ ihn fragen, warum er ohne kaiserliche Erlaubnis vom Hofe weggegangen, und wollte ihn zur Rückkehr bewegen. Der Schwäbische Bund befürwortete, daß man den Prinzen mit andern Gütern, und zwar fern von Württemberg entschädige; die Verhandlungen führten aber zu keinem Ziele und wurden vom Schwerte Philipps zerschnitten.

Auf-
lösung
des
Schwäbi-
schen
Bundes.

Solange aber der Schwäbische Bund bestand, war an eine Eröberung Württembergs für Ulrich oder Christoph nicht zu denken, denn dieser Bund bewährte sich seit seiner Gründung 1488 als festeste Stütze der katholischen und kaiserlichen Sache in Süddeutschland. Daher galt es vor allem, diesen Bund zu zerreißen. Der protestantische Philipp von Hessen und die zwar katholischen, aber habsburgfeindlichen Herzoge von Bayern wetteiferten mit dem allerchristlichsten König Franz I. in der Verhetzung der Bundesmitglieder, von welchen die oben erwähnten protestantischen Städte schon 1531 dem Schmalkaldischen Bunde beitraten. Den gemeinsamen Bemühungen gelang es, die Erneuerung des Schwäbischen Bundes, welche am 2. Februar 1534 erfolgen sollte, zu hintertreiben: der Bund war also gesprengt, die Bahn war frei für die Feinde des katholischen Hauses Habsburg.²⁾

Schlacht
bei
Lauffen.

Frühjahr 1534 war der Landgraf gerüstet, um Pfingsten sammelte er sein Heer im Odenwald, 20.000 Mann zu Fuß, 4000 Reiter. Bei Lauffen am Neckar kam es am 13. Mai 1534 zum ersten Zusammenstoß. Die Gegner, überrascht, waren nur 10.000 Mann stark, obschon sie unter tüchtigen Führern standen. Ihr Anführer, der Pfalzgraf Philipp, wurde verwundet, übrigens ward tapferer Widerstand geleistet. In der Nacht beschloß man den Rückzug, um Verstärkung an sich ziehen zu können. Philipp aber griff am Morgen mit seiner Reiterei an, bis sein Geschütz zur Stelle kam, und so wurde der Rückzug un-

¹⁾ Bucholz, l. c. IV, p. 211—214. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 293. — Kiezler, Geschichte Bayerns, IV, S. 258.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 291 f. — Stälin, l. c. IV, p. 354 ff.

möglich und der Kampf allgemein, und in kurzer Zeit hatte die Übermacht die kleine Anzahl der Truppen Ferdinands zersprengt, das Land war für Ferdinand bis auf wenige Festungen verloren. Auch diese mußten sich in kurzer Zeit ergeben, der Asperg am 2. Juni. Auf der Wiese vor Cannstatt huldigte schon am 15. Mai die Bürgerchaft von Stuttgart dem Herzog Ulrich.¹⁾

Ulrich
wieder
Herzog.

Ferdinand stand allein, er war von den Fürsten verlassen, seine Macht war in Ungarn durch die Türken beschäftigt, Karl konnte ihm im Augenblicke keine Hilfe senden, und als er sich um Unterstützung an Rom wandte, hieß es hier, eine bedeutende Geldhilfe zu leisten, sei man außerstande, eine unbedeutende nütze ihm nichts. Franz I. war entzückt über den Erfolg und forderte die deutschen Fürsten auf, nur weiter zu gehen, und erneuerte zu gleicher Zeit bei dem Kaiser seine Ansprüche an Mailand und Neapel. So blieb Ferdinand nichts übrig, als auf Württemberg Verzicht zu leisten.

Franz I.

In Raaden kam 29. Juni 1534 ein Friede zustande, worin Ferdinand dem Herzog Ulrich Württemberg als ein Pfsterlehen von Österreich, jedoch mit Sitz und Stimme im Reiche abtrat, zugleich den Protestanten mit Ausnahme der Sacramentierer (Zwinglianer) Zusicherung gegen die Verfolgungen des Reichskammergerichtes ertheilte. Dagegen anerkannte ihn nun auch Sachsen als König und brachen die Deutschen zunächst ihre Verbindung mit Frankreich wieder ab. — Ferdinand bestand anfangs, als er Württemberg abtrat, insbesondere darauf, daß in der Religion nichts geändert werde, die Gegner strichen jedoch diesen Artikel, und nun ließ sich auch Ulrich am 15. Februar 1535 zur Anerkennung des Raadner Vertrags herbei.²⁾ — Der zurückkehrende Herzog bekannte sich zur Lehre Luthers, berief Blarer und Schnepf, jener übernahm die Reformation des Landes oberhalb, dieser unterhalb der Steig. Im Lande ob der Steig hatte die schweizerische Lehre Fuß gefaßt, das Land unter der Steig war lutherisch. In Stuttgart vereinigten sich jedoch Blarer und Schnepf am 2. August 1534 auf eine Formel, welche die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi als eine wirkliche und wahrhaftige betonte, gleichwohl aber materielle und räumliche Vorstellungen ausschloß. Das ist die Stuttgarter Concordia.³⁾ Die Klöstergüter wurden, da der Herzog sich in der größten Geldverlegenheit befand, zur Bezahlung der Landesschulden eingezogen. Doch geschah manches für die Schulen, besonders für Tübingen, und die Universität wurde eine Pflanzstätte protestantischer Gelehrsamkeit. Überhaupt war der Sieg Philipps bei Lauffen nicht bloß ein Schlag für Habsburg, sondern auch für die katholische Sache überhaupt.

Friede zu
Raaden.

Stutt-
garter
Con-
cordia.

Augsburg trat jetzt im Juli 1534 dem Bekenntnis der Protestierenden bei, desgleichen Frankfurt und Weißenburg im Elsaß sowie die anhaltischen Länder. Wugenhagen ward 1534 nach Pommern berufen, um

Pom-
mern.

¹⁾ Stälin, l. c. IV, p. 358—371.

²⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 301 f. — Rante, l. c. III, p. 334 f., 345.

³⁾ Hagenbach, Reformation, II, S. 491. Brenz wurde 1535 nach Stuttgart berufen, um die Reformation im lutherischen Sinne durchzuführen.

die Reformation daselbst vorzunehmen. Dort waren die Landesfürsten, die Brüder Georg I. und Barnim XI. bisher getheilter Ansicht gewesen: Barnim hatte immer „Auf“ geboten, wo sein Bruder „Nieder“ gebot. Jetzt war Georg seit 9. Mai 1531 gestorben, und sein Sohn Philipp I. der Reformation zugänglich.¹⁾

Franz I.
gegen
die fran-
zösischen,

Verhalf die Unterstützung Franz' I. dem Lutheranismus 1534 zum Siege in Süddeutschland, so führte die Verwegenheit eines Neuerers, welcher im October eine Schmähschrift gegen die Kirche an das Schlafgemach des Königs im Schlosse zu Blois anschlug, wieder zur Verfolgung der Lutheraner. Der Aufstand in Münster, mit welchem man die Erregung in Paris in Zusammenhang brachte, regte Bedenken in ihm über die politische Tragweite der Neuerung auf. Man sprach von Plänen der Wiedertäufer, den Louvre anzuzünden, ein allgemeines Gemetzel anzustellen. Im November wurden mehrere Neuerer verbrannt als Wiedertäufer.²⁾ Der König wohnte am 21. Januar 1535 einer Sühnproceßion in Paris bei und sagte am Schlusse derselben, er würde seine eigenen Kinder opfern, wenn sie so unglücklich wären, auf die neuen Lehren zu verfallen. Auch denen, welche Häretikern Obdach und Schutz gewährten, wurde am 29. Januar die gleiche Strafe wie den Irrelehrern, der Feuertod, angedroht. „Sire, da müssen Sie mit Ihrer Schwester anfangen“,³⁾ sagte Montmorency zum König. „Ach, die hat mich zu lieb,“ antwortete Franz, „als daß sie etwas glaubte, was ich nicht will.“⁴⁾

aber
mit den
deutschen
Protes-
tanten.

Bald jedoch siegte wiederum die Politik über die religiöse Aufwallung des Königs. An die deutschen Fürsten, die über die Hinrichtungen der Lutheraner und über die Ankunft eines türkischen Gesandten in Paris stutzig waren, schrieb der König 1. Februar 1535:⁵⁾ die türkische Gesandtschaft sei nur zum Besten der Christenheit, die Hingerichteten seien Auführer, welche unter dem Schilde der Religion das Reich zu unterwühlen trachteten; kein Deutscher sei seines Wissens unter denselben. Am 16. Juli wurde das Edict vom 29. Januar widerrufen. Der König verordnete jetzt, die Verdächtigen sollten nicht weiter beunruhigt, die Gefangenen frei werden, die Flüchtigen binnen sechs Monaten heimkehren, wenn sie da als gute Katholiken leben wollten. Der französische Gesandte forderte die Schmalkaldner zu einem förmlichen Bunde mit dem König gegen den Kaiser auf, und Melanchthon erhielt ein eigenhändiges Schreiben des Königs, welches ihn zum Reformieren nach Paris einlud.⁶⁾

Melanch-
thon.

Alein der Kurfürst von Sachsen traute der Rechtgläubigkeit des Melanchthon nicht genug und verweigerte den Urlaub. Melanchthon sandte bloß ein Gutachten⁷⁾ ab, in welchem er sich in der That ziemlich katholisch aussprach: kein Einsichtiger könne die Regierung der Kirche durch die Bischöfe und die Bischöfe

1) Ranke, l. c. III, p. 348—351.

2) Bourgeois de Paris, ad 1534.

3) „Commencez-donc par votre sœur.“

4) Martin, l. c. VIII, p. 222 f.

5) Freher, Rerum Germ. Script., III, p. 295.

6) Wilhelm du Bellay, französischer Gesandter in Deutschland, befürwortete insbesondere die Verfassung Melanchthons, dessen Sanftmuth den König gewinnen müßte.

7) Melanchthonis Consilia, ed. Pezel, I, p. 224.

durch den Papst und das Wachen über die Reinheit der Lehre mißbilligen; man müßte diese Gewalten stiften, wenn sie nicht schon vorhanden wären. Die Monarchie des römischen Stuhles sei nützlich, um bei der Menge der Nationen die Übereinstimmung der Lehre zu erhalten. Die Tradition sei zuzulassen, aber nothwendig sei sie nicht; auch die Beichte, aber ohne Bekenntnis der einzelnen Sünden. Über die Rechtfertigung könne man sich einigen; der Papst solle niemand zu Privatmessen anhalten, den Kelch gestatten, die Feste der Heiligen möge man feiern und dabei ihre Geschichte als Beispiel zur Nachahmung vortragen; die Klöster solle man wegen der Erziehung der Jugend beibehalten, aber Freiheit des Austrittes gestatten. Die Ehe der Geistlichen sei erlaubt, aber nur Eheleute sollen zu Bischöfen erwählt werden, um die Zerspaltung des Kirchengutes zu verhindern. — Die Sorbonne verwarf dieses Gutachten.

Dritter Krieg zwischen Franz I. und Karl V.

Während Karl V. als Vorkämpfer der Christenheit zum Kriege gegen die Seeräuber rüstete, bat Franz I. den Großtürken um eine Million und um einen Kriegszug gegen die habsburgischen Brüder, und schloß ein Bündnis mit Chaireddin Barbarossa: dieser sollte ihm zur Eroberung Genuas, Franz wollte ihm zu andern Unternehmungen behilflich sein. Das hieß das arme Italien dem Seeräuber preisgeben! Durch seinen glücklichen Zug gegen Tunis durchriß Karl V. diesen ruchlosen Plan. Die Italiener, die bisher unter der Angst vor den Seeräubern lebten, waren jetzt entzückt über Karl, unter dessen Waffen 30.000 Muselmänner erlegen, 20.000 gefangene Christen befreit worden waren.¹⁾

Franz I.
und
Barbarossa.

Franz konnte die Niederlage bei Pavia und seine Pläne auf die schöne Halbinsel nicht vergessen und hat von Karl V. schon im August 1534 außer Mailand, dessen Herzog Franz Sforza mit einem Jahrgeld von etwa 25.000 Thaler abgefunden werden sollte, auch noch Genua und Asti für seinen zweiten Sohn Heinrich von Orleans verlangt. Darüber kam es zu keiner Einigung. Als nun nach Francesco Sforzas Tod (24. October 1535) Karl ruhig von Mailand als einem anheimgefallenen Reichslehen Besitz nahm und die Ansprüche, die Frankreich machte, weiter nicht berücksichtigte, rüstete Franz zu neuem Krieg um Italien. Zu diesem Zwecke mußte er vor allem das nicht mehr, wie früher, franzosenfreundliche Savoyen-Piemont überwältigen.

Karl V.

Grund
des
Krieges.

Bisher war Savoyen ein Vorposten Frankreichs; Beatriz von Portugal aber, Karls V. Schwägerin, leitete ihren schwachen Gemahl, Herzog Karl III., im Sinne der kaiserlichen Politik, und darum galt Savoyen der erste Angriff der Franzosen. Um einen Vorwand zum Angriff war Franz I. nicht verlegen.

Savoyen.

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 959—961 dieses Werkes. 5. Auflage. — Zinkeisen, I. c. II, p. 762.

Franz' I.
Bor-
wand.

Der Herzog Karl III. wolle, so erklärte Franz I. zu seiner Entschuldigung, dem Kaiser gegen ein anderes Gebiet in Italien Savoyen abtreten, die Franzosen könnten aber den Kaiser nicht auch hier als Nachbar dulden. Franz I. reizte zuerst Genf und Bern, das dem Herzog die Waadt wegnahm, dann schritt er selber ein. Zuerst machte er Ansprüche von seiner Mutter her an Savoyen im allgemeinen, dann an Asti und Vercelli von Ludwig XII. her. Karl V. suchte Zeit zur Rüstung zu gewinnen und schlug dem König vor, er wolle seinem dritten Sohne, dem Herzog von Angoulême, eine Nichte zur Gemahlin und Mailand als Lehen geben, wenn Franz mit ihm halte gegen die Türken, gegen die Protestanten, mit ihm wirke für das Zustandekommen eines Concils und für die Rechte Marias, der Tochter Heinrichs VIII. Franz wollte Mailand für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, aber gerade diesen mochte Karl nicht in Italien sehen, weil er durch die Gemahlin Katharina von Medici seine Stellung verstärken und Italien vollständig den Spaniern entwinden könnte.¹⁾ Ueberdies verlangte Franz aber auch Zuerkennung von Savoyen und Piemont.

Gerang
Karl III.

Aller Bögierung müde, gab Franz I. am 11. Februar 1536 Befehl zum Einmarsch in Savoyen; in wenig Tagen war er im Besitze des Landes, das Herzog Karl III. nicht zu vertheidigen verstand, am 3. April auch Herr in Turin, ja in ganz Piemont bis auf Vercelli. Antonio von Leyva war kaum stark genug, die Lombardei zu decken.

Karl V.
in Rom.

Karl V. kam von Tunis über Neapel her am 5. April nach Rom, wo er dreizehn Tage verweilte. Am 10. April hatte er eine siebenstündige Unterredung mit dem Papste. Am 14. erklärte dieser, daß er in dem Kriege, den Franz in Piemont begonnen, gänzlich neutral bleiben werde.²⁾ Am 17. hielt der Kaiser über die Lage Europas vor dem versammelten Consistorium eine merkwürdige Rede,³⁾ bei welcher sein Unmuth wider Franz I. über alle diplomatischen Rücksichten siegte.

Klagt
wider
Franz I.

Zuerst dankte Karl dem Papste für seinen Eifer, ein Concil zustandezubringen, welches für das Heil der Christenheit nothwendig sei. Wegen des Wohles der Christenheit wünsche er die Freundschaft des Königs von Frankreich, der sich aber immer so hartfönnig und außer aller Vernunft benommen, daß er, Karl, hier die Sache vor dem Oberhaupte der Kirche zur Sprache bringen müsse. Und nun zählte er alle falschen Streiche des Königs gegen ihn auf, von seiner Jugend bis zur Kaiserwahl und von da bis zur Schlacht bei Pavia und bis zum schmähhchen Bruch des in Madrid beschworenen Friedens, und zählte all seine Hefereien in Deutschland auf bis zum neulichen Einbruch in Piemont. Desungeachtet sei er, der Kaiser, auch jetzt noch bereit, Frieden zu schließen, wenn der König sogleich seine Mannschafft aus Piemont zurückziehe, bereit, dem Herzog

¹⁾ Ranke, l. c. IV, p. 15—20. — Martin, l. c. VIII, p. 230—232. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 320 f.

²⁾ Bucholz, l. c. IV, p. 306.

³⁾ Vergl. die wichtige Depesche des französischen Gesandten in Rom, Dodeus de Vely an Franz I. bei Charrière, *Négociations de la France dans le Levant*, I, p. 295—308.

von Angoulême Mailand zu verleihen, aber nicht dem Herzog von Orleans. Endlich sagte er: könne der Friede in keiner Weise geschlossen werden, so scheine ihm das Beste, daß er selbst persönlich, Mann gegen Mann, mit dem König zur Entscheidung aller Zwistigkeiten kämpfe, um dadurch größeres Übel zu verhüten. Der Kampf könne, um beiderseits alles Mißtrauen auszuschließen, auf einer Insel des Meeres oder in der Mitte eines Flusses auf einem Schiffe oder auf einer Brücke stattfinden. Wer dann in solchem Kampfe Sieger sei, solle dem Papste Dienste leisten zur Haltung eines allgemeinen Conciliums und Zurückführung der Lutheraner zum Nutzen der Christenheit, zum Widerstand gegen den Türken; ferner sollten die beiden Herzogthümer Burgund und Mailand in Sequester gegeben werden und beide dem Sieger zufallen und für diese Leistungen Bürgschaft gestellt werden. Seine Heiligkeit möge untersuchen, welcher von beiden Theilen unrecht habe; finde sie ihn, Karl V., im Unrecht, so möge Seine Heiligkeit dem König beistehen; zeige sich aber das Gegentheil, so rufe er, Karl, wider Franz die Hilfe des allmächtigen Gottes, des Papstes und der ganzen Welt an.¹⁾

erbietet
sich zum
Zweikampf.

Paul III. antwortete, wie er als Vater aller Gläubigen nicht anders konnte: er dankte dem Kaiser für seine Bemühungen um den Frieden, erklärte, daß er seine Zustimmung zum Zweikampfe nie geben könne und mit seinen Cardinälen neutral bleiben werde. — Am andern Tage schilderte der Kaiser den französischen Gesandten wieder in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle die Folgen der falschen Politik ihres Königs: seine Feindseligkeit gegen den Kaiser öffne dem Türken das Thor, gebe den Lutheranern und andern Häretikern Mittel, ihren Irrthum zu vervielfältigen, verhindere das Concilium und die Unterwerfung der Ungläubigen unter dasselbe, bringe in die Angelegenheiten Europas die größte Verwirrung: die Unterthanen werden sich gegen ihre Herren erheben, die Kirche werde ohne Ansehen und die Welt ohne Glauben und Gottesfurcht sein.²⁾

Antwort
des
Papstes.

Bei der Hartnäckigkeit Franz' I. war der Krieg unvermeidlich. Franz I. beschloß, Piemont zu vertheidigen, auch in der Provence, wenn Karl einen Einfall mache, sich bloß auf die Defensiv zu beschränken. Karl gieng zum Angriffe über. Antonio von Leyva überschritt am 8. Mai die Sesia, umschloß Turin und griff Fossana an, das die Franzosen nach muthigem Widerstande am 24. Juni übergeben mußten. Vor Turin ließ Karl dann bloß eine Abtheilung; mit dem Kern des Heeres wandte er sich gegen Nizza und die Provence, zu gleicher Zeit griff ein kaiserliches Heer von den Niederlanden aus die Picardie an und rückte ein deutsches gegen die Champagne vor. Am 23. Juli, dem Feste San Jago's, dem Jahrestage seines Einzuges in Tunis, überschritt Karl V. an der Spitze von 50.000 Mann den Var. Das Heer theilte die Zuversicht des Kaisers auf Sieg.³⁾

Sug.
in die
Provence
1566.

Karl V. hatte gesagt, wenn Franz Soldaten hätte wie er und er Soldaten wie Franz, so würde er mit auf den Rücken gebundenen Händen den König um

¹⁾ Henri Martin muß zugeben (l. c. VIII, p. 233): „Il y a moins de chevalerie chez François I. et plus de passion et de Roman (ritterliches Wesen) dans Charles-Quint, qu'on ne le croit communément.“

²⁾ Aus Dодиев's Depesche wird klar, aus welch guten Quellen du Bellay's Langanz schöpfte.

³⁾ Martin, l. c. VIII, p. 234—236.

Gnade bitten. Diese Worte zündeten, besonders bei den stolzen Spaniern. Franz I. opferte die Provence, sein Heer unter Montmorency nahm feste Stellung bei Avignon; Arles und Marseille erhielten starke Besatzung, alle andern Festungen aber wurden als unhaltbar aufgegeben, die Mauern, die Backöfen, die Mühlen, die Brücken wurden niedergedrückt, alle Lebensmittel, welche die Bevölkerung nicht in die Wälder und Berge mitnehmen konnte, wurden zerstört, die Weine ausgegossen, die Brunnen zugesüttet. Karls Heer traf allenthalben eine Wüste. Auch Aix, wo Karl das alte Königreich Arles neu begründen wollte, sah aus wie eine geplünderte und verheerte Stadt.¹⁾ Hunger und Krankheiten räumten im kaiserlichen Heer auf, vereinzelt kleine Abtheilungen wurden von den erbitterten Landleuten unbarmherzig vernichtet; Antonio de Leyva erlag am 10. September der Lagerpest. Als eine Reconoscierung gegen Arles und Marseille unübersteigbare Hindernisse fand, wurde Karl sorglich, zuletzt blieb ihm nichts übrig, als auf demselben Wege zurückzuziehen, nämlich entlang des Meeres, um eine letzte Zuflucht auf der Flotte zu haben. Sechzig Bauern hatten sich verschworen, am Kaiser für die Verödung ihres Landes Rache zu nehmen; sie verfehlten sich aber in der Person; der berühmte Dichter Garcilasso de la Vega, welcher mit Karl V. Ähnlichkeit hatte, fiel unter ihren Streichen. Karl erreichte am 23. September, gerade zwei Monate nach seinem Einmarsch in die Provence, wieder den Var und gelangte über Genua nach Spanien, um, wie Spötter sagten, dort seinen in der Provence gestorbenen Ruhm zu begraben. 20.000 bis 30.000 Mann blieben todt oder krank in der Provence zurück.²⁾

Des Kaisers Verlust wäre noch größer gewesen, wenn der König ihm rasch nachgezogen wäre; allein Nachrichten aus dem Norden hemmten ihn: Peronne war durch das kaiserliche Heer unter Nassau in die höchste Noth gebracht, sein Fall hätte den Weg nach Paris geöffnet.

Es gelang, Verstärkung in die Stadt zu werfen, und die Kaiserlichen zogen sich am 11. September zurück. Auch in Piemont waren die Kaiserlichen nicht glücklich, sie mußten sich von Turin zurückziehen und die ganze Markgrafschaft Saluzzo räumen. So glücklich Karl im Jahre 1535 war, so unglücklich war er 1536, er verlor die Früchte seines Sieges vor Tunis; er kam in die höchste Bedrängnis, wenn Franz und Suleiman gemäß des Vertrages, den sie 1536 abschlossen,³⁾ zum Angriff übergiengen, Franz auf Mailand, Suleiman auf Neapel; den Papst wollte der Sultan schonen, sofern er gegen den Kaiser auftrate.

Alein ein Rest von Scham oder der Einfluss der Katholiken am Hofe oder seiner Gemahlin hielten Franz I. von diesem Außersten zurück: er griff nicht Mailand an, sondern warf seine Macht nach dem Norden: Hespden, Saint-Pol und Saint-Benant wurden genommen.⁴⁾ Als Gegenpiel gegen des

¹⁾ Vergl. Karls Schreiben über den Feldzug bei Lanz, Correspondenz Karls V., Bd. II, S. 248 f.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 236—241. — Guillaume du Bellay, l. c. lib. VI et VII.

³⁾ Vergl. Bd. VII, S. 956 f. dieses Werkes. 5. Auflage.

⁴⁾ Martin, l. c. VIII, p. 236—247. — Charrière, l. c. I, p. 285.

Kaisers Rede in Rom wurde am 15. Januar 1537 eine Versammlung der Prinzen, Pairs und Bischöfe abgehalten, Karl wegen Flandern und Artois und begangener Felonie vorgeladen, und, da er zur Verantwortung nicht erschien, als lebenskräftig verurtheilt. Noch schimpflicher war der Verdacht, den man auf den Kaiser warf, als der Dauphin am 10. August 1536 infolge eines unvorsichtigen Trunkes starb. Im ersten rasenden Schmerz beschuldigte der König einen Grafen Montecuculi der Vergiftung, unter den Qualen der Folter nannte dieser Antonio da Leyva, mit andern Worten Karl V. als Anstifter. Montecuculi wurde von vier Pferden in Stücke zerrissen.¹⁾ Karl wies voll Berachtung den Verdacht von sich: die Seinen meinten, Katharina von Medici hätte viel eher Grund zur Vergiftung gehabt, da ihr Gemahl dadurch Thronfolger wurde. — In der That hieß Heinrich von Orleans fortan der Dauphin und Karl von Angoulême wurde Herzog von Orleans.

Tob des Dauphin.

Im Jahre 1537 war das Glück den kaiserlichen Waffen günstiger. Der Graf Büren nahm Saint-Pol am 15. Juni im Sturm, Montreuil durch Verhandlung, und lagerte vor Therouanne. Man erwartete eine Schlacht um diesen Platz, als durch Bemühung Marias von Ungarn, der Statthalterin der Niederlande, zuerst für diese und Frankreich ein Waffenstillstand auf drei Monate abgeschlossen wurde.²⁾

1537.

In Piemont hatte der Statthalter von Mailand, del Guasto, wieder Fortschritte gemacht, Turin schwer bedrängt; da brachte ein neues französisches Heer Entsatz. Der König kam selber über die Alpen. Barbarossa war in Castro³⁾ gelandet und verwüstete das Gebiet von Otranto, eine französische Flotille stieß zu seinen Schiffen. Ein ernster Kampf begann aber im Jahre 1537 zur See. Venedig ward aus der bewaffneten Neutralität, die es seit fünfundsiebzig Jahren mit vielem Aufwand beobachtet hatte, herausgerissen. Im ganzen osmanischen Reiche wurden die venetianischen Güter und Schiffe in Beschlag genommen. Papst Paul III., der sich in Rom nicht mehr für sicher hielt, befestigte alle Hafenplätze des Kirchenstaates. Korfu ward von den Türken mit 40.000 Mann angegriffen, aber von den Venetianern mit Glück vertheidigt. Chaireddin und die Franzosen unter Blancard kreuzten dann in den griechischen Inseln,⁴⁾ welche unter Venedig standen. Ägina ward schrecklich verheert, über 6000 Bewohner als Sklaven weggeschleppt. Viele der Republik oder einzelnen venetianischen Edelleuten gehörige Inseln, wie Skhros, Nagos, Paros, kamen jetzt unter die Botmäßigkeit der Türken.⁵⁾

Benedig.

Korfu.

Griechische Inseln.

Der Papst, der Kaiser und die Republik schlossen einen heiligen Bund gegen Suleiman: man wollte den Krieg mit 200 Galeeren, 50.000 Mann zu Fuß und 4500 Reitern führen. Andrea Doria sollte die Flotte befehligen, Karl war bei der Theilung des Osmanenreiches das ehemalige Kaiserthum

Heilige Liga.

¹⁾ Granvella, Papiers d'état, tom. II, p. 500.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 247.

³⁾ Charrière, l. c. I, p. 329—340.

⁴⁾ Das „Journal de la croisière“ des Baron de Saint-Blancard in Charrière, l. c. I, p. 340—353.

⁵⁾ Zinkeisen, l. c. II, p. 762—773.

von Constantinopel zugebracht. Der Feldzug zur See begann 1538 mit großen Hoffnungen; man brachte Barbarossa beträchtliche Verluste bei, man hatte mehrmals Gelegenheit, seine Flotte gänzlich zu vernichten; nur die Uneinigkeit unter den Anführern der Liga rettete sie. Der greise, aber an Geist und Muth jugendfrische venetianische Befehlshaber Capello wurde krank vor Unmuth. Das machte Venedig dem Bunde abgeneigt, zum Frieden mit der Pforte gelangte die Republik übrigens erst 1540 gegen das Opfer von Napoli di Romania, Malvasia und 300.000 Ducaten, von Radino und Laurana in Dalmatien und von allen Inseln, welche Barbarossa erobert hatte.¹⁾

Öster-
reich.

Auch Österreich hatte die Folgen dieser Verwickelungen zu tragen. — Das Verhältnis zu Zápolya war eine immerdar offene Wunde. Zu Ferdinands Gesandten Schepper hatte Suleiman 1534 gesagt: „Ungarn gehört mir und ich habe in demselben meinen Sklaven Janus Rral eingesezt, der nichts ohne mich thun kann; ich habe ihm dieses Reich gegeben, ich kann es ihm auch wieder nehmen, wie ich will. Ferdinand hüte sich also, etwas dagegen zu unternehmen.“²⁾

Ferdi-
nand
bebrängt.

Durch die Ermordung Grittis wurde Zápolya der Pforte verdächtig; vom Plan, ihn durch Gift aus dem Weg zu räumen, wurde sie durch die Rücksicht abgehalten, daß man ihn gegen Ferdinand noch benutzen könne; aber auch Ferdinands Stellung zur Pforte wurde durch die kleinen Grenzkriege immer bedenklicher. Kazianer zog auf Ferdinands Befehl 24.000 Mann zusammen und schob sie gegen die Drau vor, verlor aber bei einem Ueberfall durch die Türken bei Essek Ende November 1537 derart den Kopf, daß er keine rechte Aufstellung mehr anzuordnen vermochte und mit andern sein Heil in der Flucht sah. Die Tiroler und Kärntner, die unter Lodron wenigstens die Ehre der österreichischen Waffen zu retten suchten, wurden zusammengehauen.

Essek.

Kazian-
ner.

Kazianer, Schlick und Hunyadi gab man in Wien schuld, daß sie durch voreilige Flucht die Niederlage des Heeres verschuldet. Kazianer entkam der Haft in Wien, floh nach Kroatien und erhob die Fahne des Aufruhrs; beim Versuch, Kostajnica den Türken auszuliefern, ward er durch Niklas Zrinji, 27. October 1539, erdolcht.³⁾

Niklas
Zrinji.

Barba-
rossa.

Also die Waffen der Türken waren glücklich in Ungarn, glücklich zur See. Chaireddin Barbarossa rühmte sich gegen Ferdinands Gesandten, Schepper, in Constantinopel, er allein reiche hin, die Könige von Spanien, Frankreich, England und Portugal, ja selbst die Venetianer zu Boden zu werfen, er werde dafür sorgen, daß in kurzem alle Christen die Kopfsteuer nach Constantinopel einsenden. Und das alles, weil die Macht des Kaisers durch den Krieg mit Frankreich gelähmt war. Dabei schritt in Deutschland die Reuerung fort, und Karl V. erlag unter der Last der Aufgaben, die er sich gestellt:

¹⁾ Zinkeisen, l. c. II, p. 777 ff., 803.

²⁾ Gevay, l. c. II, 2, p. 57.

³⁾ Bucholß, l. c. V, p. 99—106; Urkundenbuch, S. 277—278. — Zinkeisen, l. c. II, p. 828 f.

Erhaltung der Einheit des Glaubens, Kampf gegen die Türken, ferner Kräftigung der Kaisergewalt, Krieg gegen Frankreich, das ihm überall hemmend entgegentrat.

Unter solchen Umständen mahnte Karl V. seinen Bruder Ferdinand, wenigstens mit Johann Zápolya eine Verständigung zu suchen. Eine solche kam nach schwierigen Verhandlungen endlich am 24. Februar 1538 zu Gröszwarden in zustande. Dieser Friede bestätigte den Johann Zápolya im lebenslänglichen Besitze des Königstitels mit Siebenbürgen und dem angrenzenden Ungarn unter der Bedingung, daß er jede Verbindung mit den Feinden Karls und Ferdinands aufhebe. Nach Zápolyas Tode sollte das ganze Gebiet an Ferdinand übergehen. Zápolyas Töchter sollten als königliche Prinzessinnen geziemend versorgt werden. Ein etwaiger Sohn Zápolyas aber sollte alle Erb- und Pfandgüter des Vaters als „Herzogthum Zips“ erhalten. — All diese Bestimmungen wurden aber vorläufig geheim gehalten aus Sorge vor dem Unwillen Suleimans, und nur der Abschluß eines Waffenstillstandes auf ein Jahr öffentlich verkündet.¹⁾

Nun wünschte der Kaiser allen Ernstes auch einen Ausgleich mit Franz I. Die Aussicht war aber bei dem tiefgewurzelten Haß des Franzosen, der ja stets der eigentliche Heizer bei allen Bewegungen gegen das Haus Habsburg war, sehr gering. Da gelang es dem Papste, eine Ausöhnung des Kaisers mit dem König von Frankreich zustande zu bringen.

Papst Paul III. vermittelt zwischen Karl V. und Franz I.

Auf dem heiligen Stuhle saß Paul III. (1534—1541), ein Jarneße, geboren in Rom 1468, classisch gebildet in Florenz, Vater eines Sohnes und einer Tochter aus einer Verbindung, bevor er die Weihen erhielt — einstimmig gewählt am 13. October 1534; er hatte ganz den feinen politischen Sinn seines Vorgängers, aber mehr Willenskraft und Klarheit des Geistes und Folgerichtigkeit in seinem Handeln. Er suchte das Ansehen des apostolischen Stuhles zu heben und ernannte ausgezeichnete Männer wie Sadolet zu Cardinälen und gewährte ihnen volle Freiheit der Ansichten; er suchte die Abgefallenen wieder zu der Kirche zurückzuführen und gab sich alle Mühe, eine allgemeine Kirchenversammlung zustandezubringen; aber katholische Mächte waren es, welche diesem Plane entgegenwirkten aus Haß gegen das Haus Habsburg, das beim Gelingen der Concilspläne freilich an Macht und Ansehen gewaltig wachsen mußte. Bayern arbeitete durch den Kanzler Eck entgegen, indem es in scheinbar katholischem Eifer zu Über-

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 62 f. — Bucholz, l. c. V, p. 108 f.

Friede
zu Grösz-
warden.

Herzog-
thum
Zips.

Paul
III.

Cha-
rakter.

Sadolet.

Bayern.

Es verlangte in hinterlistigem Scheineifer, daß der Kaiser schon im vorhinein verpflichtet werde, die Concilsbeschlüsse gegen jedermann auch mit Gewalt durchzuführen. Der ebenso klar denkende als concilseifrige Nuntius Peter Paul Bergerius, Bischof von Capo d'Istria, durchschaute aber diese Hinterlist und warnte davor. Nicht minder heimtückisch benahm sich der allerchristlichste König Franz I., der in Rom seinen Eifer für ein allgemeines Concil melden ließ, während er gleichzeitig den protestantischen Fürsten erklärte, daß er nie in die Berufung eines solchen willigen werde, sondern ein deutsches Nationalconcil anstrebe! Natürlich wurde jetzt auch von Seite der deutschen Protestanten die Beschiedung eines solchen allgemeinen, von Paul III. auf den Mai 1537 nach Mantua berufenen Concils abgelehnt; erklärte doch Luther damals, die Protestanten seien „durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß und bedürfen gar keines Concils“. ¹⁾ So wurde das Concil hintertrieben.

Paul III. suchte auch die Christenheit gegen die Türken zu schützen und bemühte sich darum, endlich die zwei mächtigsten Fürsten zu versöhnen. Er schlug Karl V. und Franz I. vor, sich in seiner Gegenwart zu vergleichen. Der Antrag ward angenommen, obwohl Franz I. kurz vorher erklärt hatte, „er wolle den Kaiser so klein machen, wie noch kein Kaiser gewesen, und dazu alle Türken und Teufel zum Beistande aufrufen“. ²⁾ Nizza ward als Ort der Zusammenkunft bestimmt; sie fand statt am 21. Mai bis 18. Juni 1538. Die beiden Herrscher mochten sich anfangs nicht sehen, sondern brachten abwechselnd ihre Beschwerden an den Papst. Dieser wohnte im Kloster der Franciscaner, der Kaiser auf seiner Galeere, Franz I. in Villafranca. Der Papst bewies den Zürnenden gegenüber außerordentliche Ruhe, Geduld und Eifer zu versöhnen; desungeachtet führte einzig seine Drohung, abzureisen, zum Abschluß eines Waffenstillstandes auf zehn Jahre, währenddessen beide im Besitz dessen bleiben sollten, was sie im Augenblick innehatten. ³⁾

Da aber die letzten Kämpfe sich hauptsächlich um Savoyen-Piemont drehten, und der größte Theil dieses Landes von Franz I., das übrige aber von den kaiserlichen Truppen „zur Vertheidigung“ besetzt worden war, so wurde durch den Vertrag von Nizza eigentlich nur Karl III. von Savoyen beraubt. Um sich diesen Raub für immer zu sichern, wünschte Franz zu Nizza einen zwanzigjährigen Frieden, während Karl V., dem Rechte Rechnung tragend, einen dreijährigen vorschlug. Man einigte sich auf einen zehnjährigen. ⁴⁾ Thatsächlich gelangte der Herzog von Savoyen erst 1559 wieder in den Besitz seines Landes. ⁵⁾

¹⁾ Janßen = Pastor, l. c. III, p. 376—382.

²⁾ Ibid. p. 399.

³⁾ So berichtet der venetianische Gesandte Niccola Tiepolo, der den Eifer und die Geduld des Papstes preist. Vergl. Ranke, Die römischen Päpste, I, S. 160 f. 8. Aufl.; Deutsche Geschichte, IV, S. 85. — Charrière, l. c. I, p. 353—359, 363—369.

⁴⁾ Ranke, Deutsche Geschichte, IV, S. 85.

⁵⁾ Leo, Geschichte der italienischen Staaten, V, S. 490.

Die versöhnenden Worte des Papstes wirkten, in Nizza wurde eine neue Zusammenkunft zu Niguesmortes verabredet.¹⁾ Als Karls Galeere hier am 14. Juli in Sicht kam, bestieg Franz ein Boot und kam mit den Worten zum Kaiser an Bord: „Mein Bruder, da bin ich noch einmal Ihr Gefangener.“ Beide umarmten sich so herzlich, als ob nicht Jahre erbitterten Kampfes zwischen ihnen eine unübersteigliche Kluft gegraben hätten. Am 15. Juli kam Karl zu Franz. Eleonore weinte vor Freude, als sie den Bruder und Gatten umarmen konnte. Nicht bloß Orden und Geschenke wurden ausgetauscht, auch wichtige, aber geheime Besprechungen fanden statt. Franz versprach, seine Verbindung mit den Schmalkaldnern aufzugeben, mit Karl für eine Kirchenversammlung und gegen die Türken thätig zu sein, Karl dagegen verhieß, dem Herzog von Orleans, der eine Nichte des Kaisers heiraten sollte, Mailand abzutreten. Franz verpflichtete sich in aller Förmlichkeit, den Aufstand der Genter nicht zu unterstützen.²⁾ — Am 16. Juli abends kehrte Karl auf seine Galeere zurück, am 18. Juli schrieb Franz in Nimes: in Zukunft sei die Sache des Kaisers auch seine Sache. Am 10. Januar 1539 unterzeichnete Karl in Toledo einen Vertrag mit Franz, wonach keiner ohne Vertrag die Zustimmung des andern einen Allianz- oder einen Familienvertrag mit Heinrich VIII. abschließen sollte. 1538 erließ Paul III. die Bannbulle gegen Heinrich VIII. Bald darauf schlug der französische Gesandte eine Theilung Englands zwischen Karl V. und Franz I. und Schottland vor. In Bezug auf die Genter hielt Franz I. sein Versprechen,³⁾ sonst aber setzte er sein gewohntes Spiel der Treulosigkeit fort, indem er insbesondere den protestantischen Gegnern des Kaisers in Deutschland seine ungeminderte Theilnahme zusicherte und erklärte, daß er besonders einem allgemeinen Concile widerstrebe und für den Fall des Zustandekommens eines solchen die Protestanten im Widerstande gegen dessen Beschlüsse durch thätige Hilfe zu unterstützen.⁴⁾

¹⁾ Martin du Bellay schreibt, Karl habe um die Zusammenkunft gebeten; Sandoval berichtet, Franz habe den ersten Schritt gethan. Mémoires de Martin du Bellay in der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle jusqu'à la fin du XVIII. par Michaud et Poujoulat“, V, p. 467. Paris 1838. Nach du Bellay kam der Kaiser zuerst ans Land und speiste bei dem König unter großer Bezeugung von Freundschaft und Brüderlichkeit und dann kam erst Franz zum Kaiser auf die Galeere (auquel lieu ils eurent ensemble de grands propos).

²⁾ Michelet, Histoire de France, VIII, (Réforme), p. 454—456. — Martin, l. c. VIII, p. 250—254.

³⁾ Martin, l. c. VIII, p. 254—257.

⁴⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 400 f.

Der Aufstand in Gent.¹⁾

Als die Franzosen 1537 gen Artois zogen, verlangte die Regentin Maria Hilfe von den Ständen zur Vertheidigung des Landes, 1,200.000 Gulden zur Erhaltung von 30.000 Mann auf sechs Monate: 400.000 von Brabant, die gleiche Summe von den andern Staaten und 400.000 von Flandern. Ohne Widerrede wurden die ersten 800.000 Gulden bewilligt und bezahlt; zu den 400.000, die auf Flandern entfallen sollten, erklärten sich Ypern, Brügge und Freiland bereit, nur Gent wollte nicht bezahlen, sondern seine Kriegersleute selber stellen. Aber die Kriegsführung war nicht mehr wie im Mittelalter, mit einem zusammengelaufenen Haufen ließen sich keine Siege mehr gegen die Gendarmen, die Landsknechte und die Artillerie der Franzosen gewinnen. Maria lehnte deshalb ein unter dem Commando des Genter Magistrates stehendes Bürgerheer ab und bestand auf der Geldforderung. Die Genter beharrten auf ihrer Weigerung, sintemal Karl ihnen versprochen, keine neue Steuer aufzulegen, bis die Fristen der letzten Anleihe verfloßen seien. Die Summe war nicht zu hoch für ihr Vermögen, einzelne Reiche wären sie zu bezahlen imstande gewesen, aber die Genter waren ein auf ihre Freiheiten stolzes, leicht reizbares und zum Trügen geneigtes Geschlecht.²⁾

Böswillige sagten von ihnen, sie machten alle vierzig bis fünfzig Jahre von sich sprechen, um ihre alten Sitten nicht zu vergessen und ihren Namen als Meuterer nicht zu verlieren. Die Stadt, in der einst Artevelde erstand, zählte noch immer 200.000 bis 300.000 Einwohner, 53 Zünfte, 55 Gotteshäuser; sie war ein Hauptsitz des Handels und der Industrie und so groß, daß die Spanier sie nicht eine Stadt, sondern einen Staat nannten. Von Flandern überhaupt sagen sie, es sei nur eine Stadt mit unzähligen Gassen. Erasmus behauptet, keine Stadt der Christenheit lasse sich an Glanz, an Macht, an Bildung und Freiheit mit Gent vergleichen.

Regentin
Maria.

Maria bat nochmals in Anbetracht der dringenden Umstände und bot an, die Genter sollen wenigstens die Hälfte ihres Antheils sogleich bezahlen, von der andern dann entbunden sein. Vom Kaiser kam ernstliche Mahnung vom 31. Januar 1538 aus Barcelona, ihn, der ein Genter sei, nicht zu verlassen, wo es das Beste des Landes gelte; aber die Genter verharrten nicht bloß bei ihrer Weigerung, sondern mahnten auch die drei

¹⁾ Sanderi, Gandavum sive Gandavensium rerum libri sex. Bruxelles 1627. — Steur, Insurrection des Gantois sous Charles-Quint. Hayez 1839. — Relation des troubles de Gand sous Charles-Quint par un Anonyme suivie de 330 documents inédits sur cet événement par Gachard. Bruxelles 1846. — Ferner die Bände 14 und 17 der „Mémoires de l'Académie Royale de Belgique“. — Gachard, Relations des ambassadeurs Vénétiens sur Charles V et Philippe II. Bruxelles 1836. — Sacher-Masoch, Der Aufstand in Gent unter Kaiser Karl V. Schaffhausen 1857.

²⁾ Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, S. 660 f. Gotha 1879.

andern Glieder von Flandern, sich ihnen anzuschließen. Die Regierung ordnete nun Executionen an, fand aber gewaltsamen Widerstand; das Land kam in Gährung, falsche Gerüchte klagten über Unterschlagung von Privilegien, über Falschheit der Abgeordneten. Am 19. und 20. August 1539 wogte die Menge durch die Straßen und suchte nach den Gegenständen ihres Zornes.

Reiche flüchteten schon vor dem zügellosen Pöbel aus der Stadt. Lieven Rym, ein wackerer Bürger von fünfundsiebzig Jahren, wurde fast zu Tode gefoltert. Fremdes Gesindel trieb sich nach Gewaltthat lustern in der Stadt umher, Wiedertäufer tauchten auf. Als Lieven Rym trotz gräßlichen Folterns nichts zu gestehen vermochte, hieß es, sein Leugnen sei verhezt; am 28. August ward er hingerichtet, nachdem er noch feierlich seine Unschuld betheuert und die Leute vom Amt der Feigheit angeklagt hatte, weil sie aus lauter Angst den Aufruhr nicht verhindert hätten. — Es gieng in Gent wie so oft bei Revolutionen, die höhern Classen hatten den Widerstand gegen die Regierung begonnen und dabei Kräfte entfesselt, die ihnen jetzt drohend gegenüberstanden.¹⁾

Viele Reiche starben aus Angst. Creesers, das heißt Schreier, ver-
zweifelte Leute, hieß die neue Partei, welche jetzt herrschte; begabte, aber ver-
kommene Leute waren ihre Führer, wie der Goldschmied Wilhelm de Mey, Creesers.
der Tapezierer Jooris und der Handwerker Kortryk. Allgemeine Theilung lag in der Absicht der Creesers: „Wir wollen einmal verkosten, was es heißt, ein reicher Mann zu sein und schöne Kleider anzuziehen; die Reichen sollen auch einmal unsere gemeinen und geringen Kleider tragen.“ — Die Menge suchte nach Waffen, forderte von Brügge das Geschütz. Man wollte die Königin Maria absetzen und in ein Kloster stecken. Der Bailly Scharbau konnte trotz alles Muthes und aller Umsicht zuletzt in Gent nichts mehr wirken, sein Leben war bedroht, er floh. Im Auftrag des Kaisers kam Graf Roelz, er forderte, die Genter sollten die Rechtspflege dem Amte überlassen, die Waffen ablegen, an ihre Arbeit und Geschäfte gehen und die nöthigen Auflagen und Steuern dulden; doch er predigte tauben Ohren.

Nur die Ankunft des Kaisers konnte die Getreuen einigen, den vielen Unentschlossenen Muth machen, die Verbreitung des Aufstandes hemmen; die Meuterei ist ansteckend. Maria beschwor ihren Bruder, seine Ankunft zu beschleunigen; sie fürchtete die Einmischung Frankreichs, und in der That hatten die Creesers sich an den König von Frankreich gewendet und ihm die Überlieferung ihrer Stadt versprochen, wenn er ihnen zuhülfe käme; auch die andern Städte Flanderns hofften sie für ihn zu gewinnen. Welche Ausichten für Franz! Doch er hielt diesmal sein Wort, nicht einmal eine Vermittlung, was ihm doch als oberstem Lehensherrn zustand, wollte er übernehmen: er theilte das Angebot der Genter dem Kaiser mit und lud ihn ein, zur Beschleunigung der Reize den Weg durch Frankreich zu nehmen: wahrscheinlich wollte Franz ihm den Nutzen einer innigen Verbindung seiner weitentlegenen Länder recht fühlbar machen, zugleich widerte ihn die Gemein-

¹⁾ Wenzelburger, l. c. I, p. 663 f.

heit der Genter Bewegung an. Die Freunde warnten, Karl aber nahm den Antrag dennoch an, nur bat er, man möge ihn unterwegs mit keinem Antrag belästigen, ein Versprechen zu geben oder eine Familienverbindung zu schließen, da solches nachher als erzwungen erscheinen könnte; sobald er in der ersten Stadt seines Gebietes sei, werde er den König gewiß zufriedenstellen.¹⁾ Karl selber schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß die Ablehnung des Antrages als Zeichen des Mißtrauens in Paris Verdruß erregt hätte.

Kurze Freundschaft zwischen Karl V. und Franz I.

Karl V.
in Frank-
reich.

Karl verließ Madrid am 10. November 1539, am 28. November empfingen ihn in Bayonne der Dauphin und der Herzog von Orleans. Montmorency bat ihn, sie als Geiseln zu behalten. „Nein,“ sagte Karl, „ich sende meine Vettern nicht nach Spanien, sondern nehme sie als Reisegefährten an.“

Karl V.
und das
Volk.

Franz hatte befohlen, Karl V. wie ihn, den König, selber zu empfangen; der Kaiser theilte auch Gnaden aus, befreite Gefangene wie im eigenen Lande. Aber das Volk kam über das königliche Gebot hinaus, dem Kaiser mit einer Freude und Bewunderung entgegen, die aus dem Herzen gieng und die dem Helden der Christenheit galt. „Es war,“ sagt ein Zeitgenosse, „als ob Gott aus dem Paradiese gestiegen wäre.“ — „Der ist die Stütze der Christenheit und des heiligen Glaubens!“ riefen die Leute, wenn Karl vorbeizog. Kam der Kaiser in eine Stadt, so begrüßte ihn das Geläute aller Glocken, so kamen ihm die Geistlichkeit im Ornat, die Zünfte mit ihren Fahnen, der Adel im Waffenschmud entgegen; Blumen wurden gesendet und die Häuser mit Teppichen geschmückt; Spiele, Vorstellungen wurden gegeben, Jagden veranstaltet — man kannte seine Leidenschaft dafür, sein Glück darin —, selten kehrte er ohne Beute heim. Die Städte machten Geschenke, Bourdeaux 300 Fässer Wein, Paris eine silberne manns- hohe Statue des Herkules mit dem Löwenfell von Gold. Die Schilderungen der Reise Karls geben eine hohe Vorstellung vom damaligen Reichtum der Städte Frankreichs. In Loches wurde Karl am 12. December vom König und der Königin empfangen. Die Reise gieng dann zusammen, Orleans schenkte zwanzig Stücke von vergoldetem Silber. Im Wald von Fontainebleau wurden Scheingefechte veranstaltet. Am 1. Januar ritt der Kaiser zwischen beiden Prinzen in Paris ein, der Connetable trug das gezückte Schwert vor ihm her, das Parlament, die Universität, alle Behörden in Amtstracht waren ihm entgegen gezogen. „Öffne deine Thore, Paris,“ lautete eine Inschrift in goldenen Buchstaben über dem Eingang, „es will einziehen der größte der Christen.“ — „Friede sei immer zwischen dem Kaiser und dem König und ihren Kindern!“²⁾ rief die Menge. Der Zug gieng nach Notre-Dame zum Tedeum. Die Feste, die nun folgten, überboten einander an Glanz.

Karl, so sehr er sich als heiteren Gast zu zeigen verstand, wußte dennoch ganz gut, daß er sich auf einem sehr glatten Boden bewegte. Eines Tages

¹⁾ Martin, l. c. VIII, p. 257 f.

²⁾ Martin du Bellay, l. c. p. 469.

schwang sich des Königs jüngster Sohn hinter dem Kaiser aufs Pferd, umschlang ihn mit den Worten: „Majestät, Sie sind mein Gefangener.“ Als Karl kam, Gefahr. schrieb Brusquet, des Königs Hojnarr, der ein Narrenbuch hielt, des Kaisers Namen hinein und, als ihn Franz frei abziehen ließ, den Namen des Königs. Franz stellte ihm eines Tages die Herzogin von Stampes vor: „Diese schöne Dame rieth mir, mein Bruder, Sie nicht abziehen zu lassen, bis Sie den Vertrag von Madrid widerrufen haben.“ Karl machte gute Miene zum bösen Spiel: „Wenn die Meinung gut ist, muß man ihr folgen!“ — Wie zufällig ließ er einen kostbaren Ring fallen; als die Herzogin ihn aufhob, weigerte er sich, ihn „von so schönen Händen“ zurückzunehmen. Gerade die Herzogin wußte er zur Agentin seiner Politik am französischen Hof zu machen durch Pläne zu Gunsten des jungen Orleans, dessen diese scharfblickende Frau sich umso eifriger annahm, als sie den König altern und den Dauphin ganz ihrer Feindin, der Diana von Poitiers, ergeben sah. Auch den Connetable Montmorency, der immer für eine katholische Politik war, gewann Karl vollständig für sich. Montmorency soll allein den Plan des Dauphin, des Heinrichs von Navarra und des Herzogs von Vendôme, Karl in Chantilly festzunehmen, als eine Schandthat vereitelt haben. Selbst Margareta wußte Karl durch Ausfichten für Johanna d'Albret zu gewinnen.¹⁾

Aber begreiflich, daß ihm der Boden unter den Füßen brannte. Der König geleitete ihn bis Saint-Quentin, dessen Söhne bis Valenciennes. Gemahnt, sein Versprechen zu erfüllen, verwies Karl auf die Zustimmung seiner Stände, wenn der Aufruhr bezwungen sei.²⁾

Den Gentern entsank jezt, da der Kaiser nahte und alles sich ihm anschloß, der Muth; sie ließen ihn demüthig bitten, in ihre Stadt zu kommen Gent. und diejenigen zu strafen, die etwa gefehlt hätten. Karl erwiderte kurz, er werde kommen, so daß man an sein Kommen denken werde. Am 14. Februar hielt Karl seinen Einzug in die Stadt, der sechs Stunden währte, der Adel, die Truppen kampfbereit, alle wichtigen Punkte wurden besetzt. Auch Ferdinand erschien mit großem Gefolge. Man sprach von 60.000 Fremden mit 15.000 Pferden. Erst am 17. Februar fanden Verhaftungen der Häupter statt. Das Gericht wurde in aller Förmlichkeit und bei offenen Thüren gehalten, Gericht. so daß jeder hinein konnte. Die Verhandlungen währten lange, den Gentern ward ihr Unrecht, ihre Böswilligkeit sonnenklar bewiesen. Das Urtheil des Großen Rathes von Mecheln lautete: die Genter hätten Leib und Gut und Privilegien verwirkt, sowohl die der Stadt als die der einzelnen Zünfte, und der Kaiser möge Sorge tragen, daß ihnen keine Macht bleibe, Ähnliches zu thun. Am 17. März fielen neun Häupter.³⁾

Die Genter sagten jezt laut, es reue sie, daß sie nicht in den Waffen geblieben wären und alles daran gesetzt hätten, Herren in Flandern zu werden. Am 31. März flehten sie das Erbarmen des Kaisers an. Karl sagte, er habe keinen andern Wunsch, als Barmherzigkeit, Gnade, aber auch Gerechtigkeit zu

¹⁾ Henri Martin, l. c. VIII, p. 260—261.

²⁾ Martin du Bellay, l. c. p. 468—469.

³⁾ Wenzelburger, l. c. I, p. 670.

üben; er bitte Gott jeden Tag darum, in diesem Geiste zu handeln. Aber er sei erstaunt, daß das Murren und die schlechten Absichten in der Stadt kein Ende nehmen; man bitte um Nachsicht und setze doch das Vergehen fort. Am 29. April erfolgte im großen Saale des Grafenstein's öffentlich der Endspruch Urtheil. (Concessio Carolina): die Genter wurden des Aufruhrs und Hochverrathes für schuldig erklärt, alle ihre Privilegien für verwirkt; alle Jahre werde der Magistrat am 10. Mai durch die Regierung erneuert, die Zahl der Zünfte ward von 53 auf 21 herabgesetzt, die Decanate mit ihren alten Privilegien aufgehoben, jede ungesetzliche Versammlung der Bürger bei Todesstrafe verboten, der Gemeinde ihre alte Jurisdiction über die Städte und Flecken ihres Gebietes genommen. Alle alten Freiheitsbriefe wurden zerrissen, die Grafen von Flandern brauchten in Zukunft nur die Concessio Carolina zu beschwören. Die Gemeinde mußte ihren Antheil im Betrag von 400.000 Gulden bezahlen, dann 150.000 Gulden sogleich, endlich jährlich 6000 Gulden zur Erhaltung einer Zwingsburg, zu welcher Karl den Grundstein legte.¹⁾ Alles unbewegliche Gut der Gemeinde, die Renten, das Geschütz wurden weggenommen, auch die Aufruhrglocke, der große „Roland“ Roland, auf welcher der Spruch stand: „Ich heiße Roland. Wenn ich klopfe, so ist Brand; wenn ich läute, so ist Sturm im Flandernland.“ — Am 3. Mai war feierliche Abbitte im Hofe des Schlosses: die Schöppen, die Decane, die Geschworenen der Zünfte, schwarz gekleidet, entblößten Hauptes, die Creesers im Hemd, barhaupt und barfuß, einen Strick um den Hals, knieten, angesichts unzähliger Fremden und umstanden von Bewaffneten, vor Karl nieder, bereuten ihre Schuld, baten um Gnade. Viele weinten. Lange schwieg der Kaiser. Da bat Königin Maria um Vergeben und Vergessen „in der Ehre und im Gedächtnis an des Kaisers Geburt in der schönen Stadt“. — Jetzt versprach der Kaiser wieder ihr guter Herr und Fürst zu sein und mit Gottes Hilfe ihnen Frieden und Gerechtigkeit zu erhalten. Am 11. Mai trat die neue Verfassung in Kraft. Dudenarde und Courtray theilten die Strafe wie das Vergehen mit Gent.

Gent war bezwungen, die Franzosen verlangten, Karl solle jetzt sein Versprechen erfüllen.²⁾ Karl antwortete, er habe nichts versprochen. Versprochen in der That nicht, aber Hoffnungen erweckt, wobei es ihm übrigens Karl V. und Franz I. Ernst und sein Plan war: Franz I. solle Savoyen räumen, auf Mailand verzichten wie auf Hesdin, auf die Oberhoheit von Flandern: dafür wolle er, Karl, alle Ansprüche auf Burgund aufgeben und seine älteste Tochter dem jüngsten Sohn des Königs, dem Herzog von Orleans, und dazu die Niederlande, Franche Comté und Charolais, die zu einem Königreich erhoben werden könnten, als Aussteuer geben. Einstweilen sollten die Gatten bloß die Verwaltung, nach dem Tode des Kaisers den Vollbesitz des Königreichs haben. Um dem alten Hader von Navarra ein Ende zu machen, sollte Karls Sohn, Philipp, sich mit Johanna d'Albret, der Tochter Margaretas, vermählen.³⁾

¹⁾ Nach Strada habe Alba dem Kaiser gerathen, Gent von Grund aus zu zerstören. Karl soll ihn auf einen Thurm geführt haben, von dem man die weite Ausdehnung der Stadt überblicken konnte und dann gefragt haben: „Wieviel spanische Häute sind wohl nöthig, um einen solchen Handschuh (Gant) zu machen?“

²⁾ Martin du Bellay, l. c. IX, p. 471.

³⁾ Granvella, Papiers d'état, II, p. 562. — Martin, l. c. VIII, p. 269.

Das waren vielverheißende Vorschläge, die aber Franz I. nicht gefielen: er sah nur eine Schwächung Frankreichs in einem Wiedererstehen des Königreichs Burgund; er verlangte Burgund sogleich; falls der Herzog von Orleans oder seine Gemahlin sterbe, verlangte er Mailand für sich, weigerte sich Savoyen zu räumen und die Oberhoheit über Flandern abzutreten. Karl aber wollte die Franzosen um keinen Preis mehr in Italien sehen, und Franz konnte Mailand nicht vergessen. Hier war die wunde Seite. Je auffallender man sich vor kurzem genähert hatte, umso rascher war jetzt die Entfremdung: Franz folgte nicht der Einladung nach Brüssel, er verlobte Johanna d'Albret mit Karls Gegner Wilhelm von der Mark, Karl dagegen belehnte am 11. October 1540 seinen Sohn Philipp mit Mailand. Montmorency, der Vertreter einer Habsburg freundlichen Politik, wurde entlassen.

Neue
Entfrem-
dung.

Neue Umtriebe Franz' I. und Türkenkrieg im Jahre 1541.

Franz knüpfte wieder Verbindungen an mit den lutherischen Fürsten in Deutschland und suchte sich wieder dem Großtürken zu nähern. Rincon, ein vom Kaiser geächteter Spanier, ein gewandter Mann und Franz' I. Agent beim Sultan, war gerade über Venedig, wo er zu einem Krieg gegen Habsburg stachelte, nach Paris gekommen und sollte im Juli 1541 mit neuen Depeschen und Geldbriefen über Venedig mit Fregosi, der Venedig aufzuwiegeln berufen war, nach Constantinopel zurückkehren. Seiner Bequemlichkeit wegen wollte Rincon — er war sehr dick — auf dem Po nach Venedig fahren. Der französische Statthalter von Piemont warnte, nahm wenigstens die Geldbriefe in Verwahrung.

Rincon

Del Guasto, der Statthalter von Mailand, bekam Wind von den bedeutamen Reisenden, die unter falschem Namen in feindseliger Absicht das Land seines Kaisers durchzogen, und ließ ihnen aufslauern, um ihre Depeschen abzufangen. In der Nähe von Pavia wurde das Boot Rincons angegriffen, Rincon und Fregosi im Widerstand getödtet und in den Fluss geworfen.¹⁾ — Aus diesem jedenfalls ungerechtfertigten Vorgange schlugen nun die Franzosen politisches Capital; sie warfen die That auf Del Guasto und, obwohl dieser sich für unschuldig erklärte und eine Untersuchung durch ein päpstliches Gericht verlangte, machten sie doch den Kaiser dafür verantwortlich, daß er den Statthalter nicht bestrafte. — Franz wandte sich, über Karls Verletzung des Völker- und Gesandtenrechtes klagend, an die öffentliche Meinung — und die Franzosen erhoben sich zum Rachekrieg. Ein neuer, ernster, wechselreicher Krieg entspann sich. Ungarn und Algier, Italien und die Grenze Frankreichs im Osten, Norden und Westen waren der Schauplatz des-

wird er-
mordet.

¹⁾ Charrière, l. c. I, p. 504. — Zausen-Pastor, l. c. III, p. 523.

selben.¹⁾ Franz I. verband sich sofort mit Chaireddin Barbarossa, schloß im November 1541 mit Christian III. von Dänemark, im Juli 1542 mit Gustav Wasa von Schweden einen Kriegsbund gegen Karl V., und der Sultan, von Franz I. aufgestachelt, rüstete zu neuem Angriff.²⁾

Ungarn. Die Verhältnisse in Ungarn kamen den Untrieben Franz' I. sehr zu
Lafzki. statten. Hieronymus Lafzki, der im Jahre 1537 aus dem Dienste Zápolyas in den Dienst Ferdinands getreten war, sollte 1539 als Gesandter in Constantinopel die Gutheißung des Vertrages erwirken, den Ferdinand mit Zápolya zu Großwardein dahin abgeschlossen hatte, daß nach dem Tode des letzteren Ungarn ganz an Ferdinand zurückfalle.³⁾ Da starb unerwartet am 21. Juli 1540 Zápolya, einen nur neun Tage alten Sohn, Johann Sigismund, zurücklassend.⁴⁾

Zápolyas
Tod.

Drei Parteien standen sich nun in Ungarn gegenüber: die eine wollte unbedingte Erfüllung des Vertrages, die andere Vereinigung mit Ferdinand, wenn er ein so starkes Heer sende, daß man sich von den Türken losmachen könnte; die dritte war für das Erbrecht des nachgelassenen Prinzen unter der Vormundschaft seiner Mutter Isabella von Polen. Unterwerfung unter die Türken, innere Parteiung, das war es, was der schwache, aber ehrgeizige Mann während seines Lebens hervorbrachte und bei seinem Tod noch als Erbgut der Nation vermachte. Die Magyaren haben allen Grund, dem Andenken Zápolyas zu fluchen.⁵⁾

An der Spitze der Partei, welche von Ferdinand nichts wissen und im Namen des kleinen Johann Sigismund unter türkischer Oberhoheit fortregieren wollte, stand Georg Utjeschenitsch, nach seiner italienischen Mutter meist Martinuzzi genannt, Bischof von Großwardein, ein ungemein begabter ehrgeiziger Mann.

Martinuzzi

Martinuzzi war einst Küchenjunge in Diensten des Johann Corvinus, dann Laienbruder im Orden der Pauliner, bis ein Mönch sein seltenes Talent entdeckte und ihm den ersten Unterricht beibrachte. Die Fortschritte waren so glänzend, daß „Bruder Georg“ nicht nur bald Mönch, sondern auch Prior des Klosters wurde. Auf seiner Flucht nach Polen fand ihn König Johann im Sajolader Kloster und ward so von seinen Fähigkeiten entzückt, daß er ihn an seinen Hof zog, den klugen und zugleich entschlossenen Mann zu seinem Rath, Schatzmeister, sogar zum Bischof machte. Jeder Erfolg steigerte nur den Ehrgeiz des Emporkömmlings.

und die
Fortie.

Kaum war Zápolya todt, so sandte Martinuzzi im Herbst 1540 den Fünfkirchner Bischof Eszely und Werböczy nach Constantinopel mit 300.000 Thaler für Suleiman und Geschenken für die Großen, damit Zápolyas Sohn

¹⁾ Martin du Bellay, Mémoires, IX. — Reusner, l. c. IX, p. 79. — Lanz, Correspondenz Karls V., Bd. II, S. 315. — Charrière, l. c. I, p. 498—519.

²⁾ Der Hilfe des Herzogs Wilhelm von Cleve hatte Franz I. sich schon früher versichert. Janssen-Pastor, l. c. III, p. 526 f.

³⁾ Gévañ, Urkunden und Actenstücke, III, 2; Gesandtschaft König Ferdinands an Sultan Suleiman I. 1539—1540.

⁴⁾ Huber, l. c. IV, p. 65—69.

⁵⁾ Bucholz, l. c. V, p. 131 f.

Johann Sigismund als König bestätigt werde und damit, im Fall er ohne Nachkommen sterbe, es den Magnaten freistehet, einen andern zum König zu wählen.¹⁾

Das erstere wurde sogleich gegen einen jährlichen Tribut von 100.000 Ducaten zugestanden, das letztere vorbehalten, zumal die französischen Agenten — damals noch Rincon — für die Wahl des Herzogs von Orleans zum König von Ungarn sprachen.²⁾ Indeß hatte Ferdinand bei Isabella und ihrem Vater, dem Polenkönig Sigismund, die Erfüllung des Großwardeiner Vertrages gefordert und, als beider gute Worte mit ihrem Handeln in Widerspruch erschienen, den Leonhard Bels (October 1540) zur Belagerung Ofens abgeschickt, zugleich um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Allein Ofen ward weder durch Verständigung gewonnen, noch durch Gewalt bezwungen, dagegen Pest, Wisegrad und Waizen besetzt.³⁾

Die Nachricht von der Belagerung Ofens kam mit der Bitte Isabellas um Hilfe an den Sultan und reizte ihn zum Zorn gegen Ferdinand.

Als Laszki endlich am 31. October 1540 in Constantinopel eintraf, sagte man ihm sogleich, es wäre besser, wenn er gar nicht gekommen wäre, Johann Sigismund sei vom Großherren schon zum König ernannt. Am 7. November fuhr ihn der Sultan zornschraubend an: „Dein König will mich nur schön betrügen; er verlangt so lange Waffenstillstand, daß der Sommer darüber hingehe, und indeß rüstet er und greift Ofen an; jetzt ist freilich Winter, aber der Sommer wird wieder kommen.“ Laszki wurde bis zum 20. Juni 1541 in strenger Haft gehalten, aus der er aber mit den Großen immer noch unterhandelte. Die Antwort am 27. Mai lautete jedoch: auch wenn Ferdinand eine Million Ducaten zahle, würde ihm der Sultan Ofen und ganz Ungarn nie und unter keiner Bedingung geben.⁴⁾

Sulei-
man.

Am 20. Juni 1541 brach Suleiman von Constantinopel auf und am nämlichen Tage erklärte er an Ferdinand förmlich den Krieg: nicht mehr bloß um Ungarn, sondern um Osterreich, bis zur Brücke Alexanders (bis Regensburg) hoffte er diesmal zu dringen.⁵⁾ Sieben Jahre währte der schlachtenreiche Krieg, welchen diese Erklärung Suleimans eröffnete.⁶⁾

Sieben
Jahre
Krieg.

Zunächst wurde anfangs Mai 1541 von etwa 20.000 Mann⁷⁾ unter dem alten schwachen Roggendorf Ofen von neuem belagert, zugleich die Unterhandlung mit Isabella fortgesetzt: sie war schwankend, je nachdem ihr der Genuß der Herrschaft süß vorlam oder der Ehrgeiz Martinuzzis sie belästigte oder ihr vor ihrem Schutzherrn Suleiman ein Grauen aufstieg. Einmal versah sie Ferdinand die Auslieferung von Ofen und die Niederlegung der Gewalt

Ofen.
Isabella.

1) Zinkeisen, l. c. II, p. 886.

2) Charrière, l. c. I, p. 453.

3) Huber, l. c. IV, p. 70—72.

4) Géban, l. c. III, 3, p. 1 ff., 8—11, 56, 101 f. — Zinkeisen, l. c. II,

p. 889, 842.

5) Géban, l. c. p. 18. — Charrière, l. c. I, p. 453—460.

6) Zinkeisen, l. c. II, p. 843 ff.

7) Buchholz, l. c. V, p. 154.

unter dem Beding, daß der König ihrem Sohne Pressburg, Tyrnau, Neutra überlasse und eine jährliche Abgabe von 24.000 Gulden leiste. Aber Martinuzzi stellte Isabella selber unter Aufsicht, als sie mit List die Stadt in Roggen dorfs Hände spielen wollte.

Ferdinand wandte sich dann noch im Mai 1541 um Hilfe an den seit 5. April tagenden Reichstag zu Regensburg:¹⁾ „Es handelt sich nicht darum, Fremden beizustehen, sondern in Ungarn Deutschland zu retten. Ahmet die starkmüthige Tugend der Römer nach, in deren Nachfolge ihr eingetreten seid, setzet endlich ein Maß euren unzeitigen Zwistigkeiten.“²⁾

Allein man stritt hier über Glaubenssäge und Besitzrecht bezüglich der von den Protestanten angeeigneten Kirchengüter sowie über die Wahl der Führer, des Pfennigmeisters der „eilenden Hilfe“, als schon die Heeresmassen des Sultans sich heranwälzten. Erst am 29. Juli einigte man sich auf einen Reichstagsabschied. Darin ward zwar eine „eilende Hilfe“ in der Höhe von 12.000 Mann beschlossen, diese aber derart langsam ins Werk gesetzt, daß es zum Eingreifen zu spät war. Da auch der Kaiser Karl V. die bedeutenden Streitkräfte, die er damals beisammen hatte, nicht in Ungarn, sondern gegen Algier verwendete, so war Ferdinand ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Roggen dorf schloß zwar Dresche, aber der günstige Augenblick zum Sturm wurde versäumt; als dann die Deutschen am 2. Juni anrückten, trieb sie Bruder Georg, welcher statt der Kutte den Panzer trug, mit Verlust von 800 Mann zurück. Die Belagerung zog sich in die Länge, indes rückten drei türkische Heere heran, beim dritten war der Großherr selber. Unglücklicherweise verschmähte Roggen dorf den Rath, sich in eine feste Stellung zurückzuziehen. Zuerst kamen 30.000 Mann unter Mohammed Pascha am 21. Juli vor Ofen an; in kleinen Gefechten verloren die Deutschen viele Tapfern. Ein Reischach fiel in einem solchen Gefechte nach heldenmüthiger Gegenwehr; sein Vater sah ihm zu, ohne zu wissen, daß er der Sohn sei, und rief bewundernd: wer der Gefallene auch sein möge, er sei einer feierlichen Bestattung würdig. Als der Leichnam herbeigebracht, sah ihn der Vater mit starren Augen an und sank vor Schmerz todt zusammen.³⁾ Als die Deutschen endlich in der Nacht vom 21. August den Übergang nach Pest bewerkstelligen wollten, weil das „gewaltige Unthier“ (Suleiman) schon nahe sei und das Heer verschlingen wolle, wurde der Anschlag verrathen und ein großer Theil der Krieger aufgerieben. Roggen dorf wollte die Niederlage nicht überleben und im Zelte den tödlichen Schlag empfangen, wurde aber mit Gewalt von den Seinen nach der Insel Schütt gebracht, wo er an seinen Wunden starb. „Es ist ein unersehlicher Verlust und Schaden“, schreibt Ferdinand über diese Niederlage an seine Schwester Maria.⁴⁾

Am 26. August kam Suleiman selber vor Ofen an, die 800 Gefangenen ließ er niedermachen. An Isabella jandte er am 28. August Boten mit kostbaren Geschenken: da ihm das Gesetz der Osmanen verbiete,

1) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 498 ff., 514 ff.

2) Bucholz, l. c. V, p. 150 f.

3) Ibid. p. 156.

4) Katona, l. c. XIX, p. 43—93.

unter das Dach einer fremden Frau zu gehen und er den jungen Prinzen sehen und seinen Söhnen zeigen wolle, so möge sie denselben zu ihm ins Lager senden. In der Wiege, auf vergoldetem Wagen, wurde das Kind in das Lager geführt. Suleiman sah das Kind gnädig an, das lustig schrie, hieß seine beiden Söhne es umarmen und küssen, unterdes aber in kleinen Abtheilungen ohne Aufsehen, wie um die Stadt kennen zu lernen, seine Soldaten nach Dfen gehen und sie besetzen und dann den Bürgern bei Todesstrafe die Ablieferung der Waffen befehlen. Im Kriegsrath wurde beantragt, Ungarn zur Türkei zu schlagen, den kleinen König in Constantinopel zu erziehen, seine Mutter zu ihrem Vater heimzuschicken, die vornehmen Ungarn nach Asien zu versetzen, dann würden die Deutschen für Oesterreich und Steiermark zittern müssen.

befiehlt
Dfen.

Suleiman machte das Land an der Donau mit Dfen zur türkischen Provinz, überließ aber das Land jenseits der Theiß der Königin mit ihrem Kind und befahl ihr, nach Lippa zu ziehen; bis ihr Kind zwanzig Jahre alt sei, sollten Martinuzzi und Petrowitsch regieren. Weinend verließ sie Dfen, das sie seinem rechtmäßigen Herrn nicht hatte überliefern mögen. Am 2. September 1541 zog Suleiman selber in Dfen ein; die Marienkirche ward in eine Moschee umgestaltet; zwanzig Tage verweilte der Sultan in Dfen — Wien mochte er nicht mehr angreifen — dann brach er in seine Heimat auf.

lehrt
heim.

So hatte denn die „nationale“ Erhebung der Magyaren gegen das Haus Habsburg zu der unseligen Dreitheilung Ungarns geführt, welche anderthalb Jahrhunderte dauerte, die Nation aber auf Jahrhunderte wieder zurückschleuderte in den Zustand der Barbarei. Nur ein Streifen im äußersten Westen — von Bengg über Güns, Bressburg, Waagthal und Gran — blieb dem Hause Habsburg, der äußerste Osten — das heutige Siebenbürgen und das obere Flußgebiet der Theiß — wurde dem „christlichen“ Hause Zápolya gelassen, aber unter der Oberhoheit und thatsächlichen Herrschaft des Sultans, der den mittleren Theil — die Donau-Theißtiefebene mit Dfen — zu eigen behielt. Jetzt giengen freilich manchen „nationalen Patrioten“ die Augen auf über das Unheil, das sie angerichtet, und auf dem von Ferdinand im Februar 1542 versammelten Landtag zu Neusohl erschienen viele Wenige — als es zu spät war.

Auch Martinuzzi war bekehrt und schon am 29. December 1541 schloß er im Namen Isabellas mit dem Bevollmächtigten Ferdinands einen Vertrag auf Grund des Großwardeiner Friedens, wonach Ferdinand als rechtmäßiger König von Ungarn anerkannt wurde — als es eben zu spät war. Das magyarische Volk aber hatte jetzt, was es nach der Behauptung seiner Führer gewünscht haben soll: Freiheit von der „deutschen Fremdherrschaft“, dafür aber türkische Barbarei.

Unfehr
Martini-
uzzi.

Karl V. vor Algier 1541.

Karls V.
Kreuzzug
gegen
Algier.

Zur selben Zeit, als die Dinge in Ungarn eine so verhängnisvolle Wendung nahmen, war Kaiser Karl V. nach einer gerade entgegengesetzten Richtung hin in Anspruch genommen. Er wollte das im Jahre 1535 durch den Zug gegen Tunis glücklich begonnene Werk vollenden durch ein ähnliches Unternehmen gegen Algier, von wo aus ein gewisser Hassan Aga die Rolle Chaireddins gegen die christlichen Mittelmeerländer fortsetzte.

Das
Heer.

Aber auch Karl V. hatte in diesem Jahre kein Glück gegen die Ungläubigen. Er wollte schnell Algier erobern und dann als Sieger nach Ungarn ziehen und dieses Land von den Türken befreien. Karl V., der immer in großen Anschauungen sich bewegte, hielt es für seine Pflicht, als Kaiser die Christenheit von dieser Geißel zu befreien. In gleicher Gesinnung erließ der Papst eine Bulle wie zu einem Kreuzzug und ertheilte dem Kaiser bei einer Zusammenkunft in Lucca den Segen zu dieser Unternehmung. Majorca war zum Sammelplatz bestimmt. Man zählte 45 Galeeren, 200 Transportschiffe, 22.000 Fußgänger, erlesen aus den besten Soldaten Spaniens, Deutschlands und Italiens; überdies eine kleine Reiterchar. Die Blüte des spanischen und italienischen Adels und die Ritter von Malta drängten sich zum Zuge, sogar viele spanische Damen, gleich als gelte es nur Siegespreise zu vertheilen. Befehlshaber der Flotte war Andrea Doria, des Landheeres Alba; jener warnte den Kaiser: die Zeit der herböftlichen Stürme war schon eingetreten — und die Küsten von Afrika sind immerdar gefährlich — und rieth, das Unternehmen auf das nächste Frühjahr zu verschieben. Allein Karl mochte ein so großes Heer nicht nutzlos auseinander gehen lassen, die Flut der Ereignisse drängte ihn, das Wetter war gerade ruhig und er vertraute auf sein Glück.¹⁾

Doria
und
Alba.

Algier.

Am 19. October bekam das Heer Algier in Sicht und begann zu ankern in der Nähe des Vorgebirges Matifus. Aber erst am 23. October konnte die Ausschiffung beginnen, und man beschäftigte sich unglücklicherweise nur mit Mannschaft und Geschütz und dachte nicht an die Lebensmittel. Barbarossa war gerade im Osten abwesend, aber sein Stellvertreter Hassan Aga gab, obschon er nur über 1000 Türken und 4000 Mauren verfügte, doch die Antwort, als man ihn zur Übergabe aufforderte: er habe nicht nur tapfere Leute und feste Mauern, sondern auch ein ungestümes Meer zu seinem Schutz. Am Abend des 24. October lagerte man vor der Stadt, am Abend brach ein Sturm aus, der ungeheure Verwüstung anrichtete. Als am 25. October die Sonne aufging, war das Meer bedeckt mit Leichen und Trümmern von Schiffen: 17 Galeeren und 130 Lastschiffe mit 8000 Mann waren in einer Nacht verjuncten. Zu gleicher

Sturm.

¹⁾ Charrière, l. c. I. p. 521. Rapport d'un agent à François I. sur l'expédition d'Alger. — Vergl. Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II, S. 177 f., und Zinkeisen, l. c. II, p. 852. — Martin, l. c. VIII, p. 276 ff.

Zeit stürmten aus den Thoren der Stadt Türken und Mauren und Wolken von beduinischen und kabyllischen Reitern aus der Wüste her auf das Lager Karl's V. Man kämpfte unter dem Heulen des Sturmes, unter strömendem Regen, mit Schwert und Lanze, denn das Geschütz war unbrauchbar, dennoch schlug Karl die Feinde zurück. Allein wo man war, konnte man aus Mangel an Lebensmitteln und weil die Flotte eine geraume Strecke weit davon erst sicheren Ankergrund traf, nicht bleiben. Drei Tage dauerte der Marsch unter fortwährendem Sturm und Regen und steten Angriffen der berittenen Söhne der Wüste, unter fürchterlichen Leiden, frierend und hungernd kämpfte sich die Armee dennoch glücklich durch. Karl V. war überall voran, wo die Gefahr am höchsten stand. Der Krieg war seine Lust, im Felde unter Gefahren war er immer fröhlich und zeigte den Soldaten ein heiteres Gesicht. Ferdinand Cortez war mit beim Zug und rieth zur Umkehr und zu neuem Angriff, allein der Verlust so vielen Geschützes und der meisten Lebensmittel ließ es Karl für einen Gewinn achten, den Rest einzuschiffen, zumal das abgemattete Heer sich nur von Wurzeln und Pferdefleisch nähren konnte. Am letzten October gieng man wieder zur See gen Bugia. Allein das Unglück schien sich diesmal an die Fersen Karl's zu heften. Ein neuer Sturm brach aus. Viele Schiffe versanken, viele Soldaten und Matrosen retteten sich nur ans Land, um den Tod oder die Sklaverei zu finden. Am 1. December landete Karl V. in Cartagena, besiegt, gedemüthigt, aber nicht von den Feinden, sondern von den Elementen.¹⁾

Karl's V. Krieg mit Franz I. 1542—1544 und der Türkenkrieg bis 1547.

Für Franz I. war dies Unglück die Lösung zum Krieg gegen den Kaiser: nach allen Seiten schickte er seine Boten, nach Kopenhagen, nach Stockholm, nach Constantinopel, nach Schmalkalden, um einen großen Bund gegen die Habsburger zustandezubringen. Frankreich rüstete eifriger als je. Mit Bängen schaute Europa, wohin das Gewitter, das sich sammelte, sich zuerst entladen werde!

120.000 Mann brachte Franz I. zusammen, theils Franzosen, theils Schweizer, Dänen und Gelderer; die Steuern, um die Soldner zu bezahlen, waren ungeheuer. Der Krieg begann in Piemont und, wenn Franz recht nachdrücklich den Plan seines geschickten Statthalters befolgte, so konnte er vielleicht Karl V. ganz Italien entwinden; denn durch alle größeren Städte waren Verbindungen zu einer allgemeinen Erhebung angeknüpft und die Italiener, ein gents inconsolabile, haßten ihre spanischen Herren jetzt ebenso sehr, wie sie früher die Franzosen gehaßt hatten. Jedoch der König beschloß, in Italien sich nur zu vertheidigen, in Luxemburg und Roussillon

¹⁾ Charrière, l. c. I. Impression produite à Venise par le désastre de l'expédition d'Alger, p. 525 ff. Als beste Darstellung dieses Zuges gilt die im Bd. II, S. 241—333 der „Histoire de la fondation de la régence d'Alger“ par Sander Rang et Ferd. Denis.

aber anzugreifen. Der Plan war gut, das Gelingen hätte Frankreich abgerundet und gedeckt, in Koussillon hoffte Franz seinen Gegner Karl V. zur Schlacht zu zwingen und endlich Rache zu nehmen für Pavia.¹⁾

Zum Unglücke stellte der König an die Spitze der beiden Angriffsheere seine zwei im Kriege noch unerfahrenen Söhne. Am 12. Juli 1542 erließ Franz I. das Kriegsmanifest, worin er Karl V. Falschheit, Mäuke, Schuld am Gesandtenmorde vorwarf und die dunkle Geschichte Rincons für die Leidenschaft des Nationalgefühls ausbeutete, wie später die französische Republik den Raftatter Gesandtenmord. Der Herzog von Orleans befehligte das Heer im Norden, anfangs nicht ohne Glück. Mehrere Festungen wie Arlon, Luxemburg, Montmédy wurden genommen. Im ersten Anlaufe hätte er ganz Belgien wegnehmen können, wäre er nicht plötzlich mit der Post nach dem Süden abgereist, um an der Entscheidungsschlacht theilzunehmen, welche nach einem falschen Gerüchte in Koussillon bevorstand. Kaum hatte er sich entfernt, so nahmen die Truppen der Maria, der Statthalterin der Niederlande, das wichtige Luxemburg wieder weg.

Im Süden hätten die französischen Waffen vieles erreichen können, wenn das Heer rasch vorangeschritten wäre. Aber die Brunksucht des Dauphin und die Krankheit des Königs (ein beleidigter Ehemann hatte dafür gesorgt, daß er mit einem unheilbaren Gift angesteckt wurde²⁾) — Franz konnte nicht mehr reiten und fahren, er mußte sich in einer Sänfte tragen lassen) waren schuld an der langsamen Bewegung des Heeres: erst am 26. August kam er vor Perpignan an. Die Spanier hatten indes Zeit gehabt, diese wichtige Stellung fast uneinnehmbar zu machen. Alba leitete die Vertheidigung. Die Festung war mit Kanonen gespickt, wie ein Stachelschwein mit Spigen. Kein Angriff wollte gelingen, das Belagerungsheer litt durch gelungene Ausfälle, durch Krankheiten, durch Herbstregen; am 4. October befaß der König, die Belagerung aufzuheben.

Franz I. mußte nach La Rochelle, Stadt und Umgegend hatten sich wegen einer ihre alte Freiheit verletzenden Erhöhung der Salzsteuer erhoben, die Sache konnte gefährlich werden. Franz rückte am 30. December in La Rochelle ein und verhandelte die Sache öffentlich, aber in ganz anderem Sinne als Karl V. zu Gent, um sich als milde und Karl als blutigierig hinzustellen. Als die Aufständischen um Erbarmen schrien, rief Franz: „Ich will weder eure Person zugrunde richten noch eure Güter wegnehmen, wie es der Kaiser wegen geringerer Beleidigung den Gentern gemacht hat, wovon seine Hände noch mit Blut besudelt sind; ich will ganz eure Herzen erobern und verzeihe euch allen!“ — Unermeßlich war der Jubel.³⁾

So milde sich aber Franz I. gegen La Rochelle erwiesen hat, so sehr zeigte er sich bald darauf als blutiger Verfolger. Er eröffnete im Jahre 1542 Blutgerichte, begann die strengste Verfolgung über die Lutheraner, und doch hatte dies bei der moralischen Haltlosigkeit des Königs keinen andern Zweck, als durch Zurschaustellung seines Eifers für Religion seine

1) Martin, l. c. VIII, p. 278—280.

2) Gaillard, Histoire de François I., tome I, p. 354 f.

3) Martin, l. c. VIII, p. 280—286.

Verbindung mit den deutschen Protestanten, mit dem Seeräuber Chaireddin (Barbarossa) und mit dem Großtürken Suleiman zu verdecken.

und Ber-
rättheri.

Während desselben Jahres 1542 vertheidigte der Sultan mit Erfolg seine Eroberungen vom Vorjahre gegen die endlich von Seite des deutschen Reiches versuchten Angriffe. Diese waren aber auch danach. Wohl erkannten die deutschen Fürsten auf dem Reichstag zu Speier, Februar bis 11. April 1542, die Nothwendigkeit, Deutschland in Ungarn zu vertheidigen, und beschloffen eine Reichshilfe von 40.000 Mann zu Fuß und 8000 zu Pferd zur Vertreibung der Türken aus Ungarn bis zum Anfang des Mai bei Wien zu versammeln. Allein nur zu sehr hörten auch diesmal die Deutschen auf die hinterlistige Warnung des Franzosen, einen so mächtigen Feind wie den Sultan nicht zu reizen. Manche Contingente blieben ganz aus, andere waren unvollständig, ohne Sold und nöthige Ausrüstung. Mitte Juni war noch nicht die Hälfte beisammen und mehr als 30.000 Mann zählte die Reichshilfe auch beim endlichen Aufbruch gegen Ungarn am 8. Juli nicht. Mit den Truppen aus den österreichischen, böhmischen und ungarischen Gebieten, sowie aus Italien, belief sich die Armee immerhin noch auf 55.000 Mann. An der Spitze stand aber Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, ausgezeichnet durch seine Spielwuth und als „Kriegsmann in der Weiberstube“. Langsam gieng's voran, erst am 27. September kam die Armee vor Pest an. Am 5. October misklang ein Sturm infolge von Uneinigheit, am 6. October wurde der Rückzug angetreten, die Armee aufgelöst! Geleisiet war thatsächlich gar nichts, außer daß Suleiman gereizt wurde.¹⁾

Reichs-
tag zu
Speier
1542.

Joachim
II.
von
Branden-
burg.

Der Sultan wurde aber zu gleicher Zeit auch von Franz I. gegen Österreich gehezt, um gegen Karl V. leichteres Spiel zu haben. 300.000 Ducaten zahlte damals der allchristlichste König an den Großtürken, um ihn zum Krieg gegen des Kaisers Bruder Ferdinand zu bewegen! In der That eröffnete Suleiman schon im April 1543 den Feldzug gegen Ungarn. Zur selben Zeit landete Barbarossa mit der türkischen Flotte in Calabrien, um die dortigen Küstenstriche zu verheeren und dann mit der französischen Flotte sich zu vereinigen. Zur selben Zeit schlug auch ein anderer Bundesgenosse der Franzosen los, Herzog Wilhelm von Cleve-Zülich.

Franz I.
und
Sulei-
man.

Dieser Wilhelm heißt mit Recht „der Reiche“, da er von seinem Vater Johann III. dem Friedfertigen im Jahre 1539 das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark, von seiner Mutter aber Zülich, Berg und Ravensberg erbt, nachdem er schon 1538 von den Ständen im Herzogthum Geldern, ohne Rücksicht auf die näheren Ansprüche Karls V., als Erbe und Herr anerkannt worden war. Schon wegen der Geldern'schen Frage, dann aber auch als Anhänger der religiösen Neuerung und der Schmalkaldner, war Wilhelm der Reiche ein Gegner des Kaisers und seit 1542 offener Bundesgenosse Franz' I.²⁾

Wilhelm
von
Cleve.

Was Wunder, wenn einem solchen feindlichen Bündnisse gegenüber, Karl V. sich jetzt, am 11. Februar 1543, selbst mit Heinrich VIII. gegen

Karl V.
und
Heinrich
VIII.

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 84—87. — Zanjßen-Pastor, l. c. III, p. 510—525.

²⁾ Ranke, l. c. IV, p. 127 ff.

Frankreich verband, welcher wegen Schottland den Franzosen grösste! Nach dem gemeinsamen Plane sollte Heinrich von Calais aus gerade auf Paris vorrücken, Karl von Nordosten her, vor der französischen Hauptstadt sollten sich beide Armeen zu deren Eroberung vereinigen.

Lehre
für
Philipp
II.

Karl verließ Spanien mit dem Gedanken, es vielleicht nie wieder zu sehen oder nur als Sieger: er gab seinem sechzehnjährigen Sohne Philipp die Anweisung, was er im Falle seines Todes zu thun habe: Gottesfurcht und Schutz der Kirche sei die erste Pflicht eines Königs von Spanien und Reinhaltung des Reiches vor jeder Ketzerei. Gerechtigkeit und Milde solle Philipp üben, aber mit Maß, nicht so, daß die eine der andern schade, sondern unnachlässiglich strafen, wenn es zur Abschreckung der Verbrecher und Ketzer nöthig sei. Dem apostolischen Stuhle möge er alle Ehrfurcht erweisen, aber keine Mißbräuche dulden, keine Verletzung der Gesetze Spaniens, und nicht bloß seiner Stellung als römischer Katholik, sondern auch seiner Pflichten als König von Spanien gedenken.

Karl
nach
Deutsch-
land.

Über Italien zog der Kaiser nach Deutschland und sammelte um Speier eine stattliche Armee von 35.000 Mann, Ende Juli 1543. — Franz I. hatte sich schon im Juni nach dem Hennegau gewendet¹⁾ und sich Landrechts bemächtigt. Karl V. warf im August seine Macht zuerst gegen Wilhelm von Cleve, der schon im März, verstärkt durch kursächsische Hilfstruppen, über eine kaiserliche Armee einen Sieg bei Sittard errungen hatte. Der neuen kaiserlichen Armee war aber Wilhelm nicht gewachsen und von Franz I. ward er im Stich gelassen.²⁾

Krieg
mit
Clebe.

Düren wurde am 26. August von den Kaiserlichen mit Sturm genommen, nachdem die Spanier und Italiener viermal zurückgetrieben waren. Diesem erbitterten Widerstande und dann dem Hasse, daß Düren im Bunde mit Frankreich gegen den Kaiser kämpfte, ist die harte Behandlung zuzuschreiben. „Von den Mannsbildern“, sagt ein Theilnehmer an der Eroberung, „sind nur hundertfünzig davongekommen und, hätte der Kaiser sie nicht gerettet, so wären alle Weisbilder erwürgt worden.“ Jülich, Roeremonde, Ockelen öffneten ihre Thore. Der alte Herzog Wilhelm von Cleve warf sich am 7. September in Venloo zu den Füßen des Kaisers und bat um Gnade, die er für Rückkehr zur katholischen Kirche mit seinem Lande, für Verzicht der Erbschaft von Geldern, für Abfall vom Bunde mit Frankreich, Dänemark und Schweden, und für Vereinigung seiner Truppen mit den kaiserlichen erhielt. Der junge Herzog Johann Wilhelm that ebenfalls einen Fußfall vor Karl. Die evangelischen Prediger wurden aus dem Lande vertrieben. Der König von Frankreich rächte sich an dem jungen Herzog für den Abfall dadurch, daß er die ihm bestimmte Braut Jeanne d'Albret zurückhielt; sie vermählte sich später mit dem Herzog von Vendôme, Anton von Bourbon. Die alte Herzogin von Cleve, die Mutter Wilhelms des Reichen, starb vor Gram. Ihre Tochter ist Anna, die vierte Gemahlin Heinrichs VIII.

¹⁾ Über diesen Feldzug Martin du Bellay, Mémoires in „Nouvelle collection des mémoires par Michaud et Poujoulat“, V, p. 507 ff.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 567 f.

Bald darauf stand der Kaiser vor Landrecy, nachdem er durch Vereinigung mit englischen und niederländischen Truppen seine Armee auf 40.000 Mann zu Fuß und 13.000 Reiter vermehrt hatte. Die Stadt wurde auf das tapferste vertheidigt; es gelang Franz I., Lebensmittel hineinzubringen, und Karl V. mußte im November die Belagerung wieder aufgeben. Dagegen gelang es dem Kaiser, Cambrai zum Bau einer Citadelle und zur Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung zu bewegen.¹⁾

Landrecy.

Der Sultan Suleiman hatte unterdessen in Ungarn während des Jahres 1543 freie Bahn, denn die protestantischen Stände Deutschlands verhinderten auf dem Reichstage zu Nürnberg, vom Januar bis 23. April 1543, jede Reichshilfe gegen die Türken, weil man nicht alle ihre weitgehenden Forderungen befriedigte. Suleiman eroberte am 22. Juni Balpo und am 10. Juli das zähe vertheidigte Siklós an der Drau. Unterdessen hatte sich Fünfkirchen schon ergeben. Gran, von 1500 Spaniern, Deutschen und Italienern vertheidigt, mußte am 10. August capitulieren, und die dortige Kathedrale wurde sofort in eine Moschee umgewandelt. Die Greuelthaten der Türken bei der Einnahme von Gran verbreiteten solchen Schrecken, daß Totis (Tata) sich auf die erste Aufforderung ergab. Stuhlweißenburg, die alte Krönungs- und Begräbnisstätte der ungarischen Könige, wehrte sich seit 20. August mit verzweifelmtem Muth; selbst Frauen und Kinder nahmen am Kampfe theil. Am 4. September aber wurde die Stadt erobert und fast die ganze Bevölkerung niedergemetzelt. — Jetzt endlich, im September, als der Sultan befriedigt den Feldzug beendigte, brachte Ferdinand etwa 40.000 Mann bei Pressburg zusammen, konnte sie aber, da nichts mehr auszurichten war, bis auf geringe Besatzungstruppen, sogleich wieder entlassen.²⁾

Fort-
schritte
der
Türkenin
Ungarn.

Am gleichen Jahre kam Barbarossa, gemäß des Vertrages von Constantinopel, mit seiner Flotte, nachdem er die Küsten von Calabrien geplündert hatte, im Juli nach Marseille, fand aber die französische Flotte noch nicht hinlänglich gerüstet. Die türkische und die französische Flotte wandten sich dann vereint gegen Nizza; die Stadt mußte am 20. August sich ergeben, das Schloß aber war nicht zu bezwingen; die vereinigten Flotten zogen sich dann, als Del Guasto nahte, in die Provence zurück. Die türkische Flotte überwinterte in Toulon, von wo sie bisweilen kleine Streifzüge nach der spanischen Küste unternahm; sie wurde eine so drückende Last für die französische Bevölkerung, daß Franz I. 800.000 Thaler an Barbarossa schenkte, nur um seiner wieder loszuwerden.³⁾ Am 4. Juli 1546 starb Barbarossa in hohem Alter, aber sein Geist lebte in einer Schule von Seeräubern fort.⁴⁾

Die
Türken
in der
Pro-
vence.Barba-
rossa.

¹⁾ Martin, l. c. VIII, p. 290.

²⁾ Huber, l. c. IV, p. 89. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 557 ff. — Zin-
eisen, l. c. II, p. 850 f. — Hammer, l. c. II, p. 186—192.

³⁾ Actes relatifs au séjour de la flotte turque en Provence bei Char-
rière, l. c. I, p. 567—574.

⁴⁾ Zinzeisen, l. c. II, p. 854—856.

Die Verbindung des französischen Königs mit den Türken schadete ihm bei den Deutschen: der Reichstag von Speier, von Februar bis Juni 1544, erklärte Franz I. für einen gemeinen Feind der Christenheit. Ein Gesandter des Königs durfte gar nicht kommen, sondern mußte in Nancy bleiben. Der Herold, den er sandte, wurde eingesperrt. Gering war aber trotzdem die dem Kaiser bewilligte Reichshilfe gegen Frankreich. In Piemont wurde im Jahre 1544 tapfer gestritten.

Der Herzog von Savoyen gewann durch Del Guasto Mondovi und Carignan. Enghien brachte 10.000 Mann Verstärkung und erlangte auf die dringende Vorstellung Montluc's die Erlaubnis, zum Angriff überzugehen. So kam es am 14. April zur heißen Schlacht bei Cerisola: sie war in ihrem ersten Theile für die Kaiserlichen so günstig, daß der junge Enghien sich schon den Tod geben wollte. Allein der Umstand, daß der kaiserliche Heerführer Del Guasto verwundet und die Reserve nicht zur rechten Zeit ins Feuer geführt wurde, entschied die Schlacht zu Gunsten der Franzosen: 13.000 Kaiserliche waren todt oder gefangen. Geschütz, Fahnen und Gepäck kamen in die Hände der Franzosen. Wenn diese den Sieg rasch benutzten, so konnten sie ganz Italien gewinnen. In Mirandola sammelten sich schon Freiwillige, um eine allgemeine Erhebung gegen die Spanier zu bewirken. Allein Franz I. sandte kein Geld, keine Verstärkung; die Schweizer giengen, weil sie nicht bezahlt wurden, unzufrieden nach Hause. Del Guasto bekam Zeit, ein neues Heer zu sammeln, und zuletzt waren die Franzosen froh, mit ihm einen Waffenstillstand abschließen zu können. Der Sieg von Cerisola war fruchtlos.¹⁾

Umso besser wußte Karl seine Kräfte zu gebrauchen und seine Erfolge auszubeuten. Nach dem Plane, den er mit Heinrich VIII. abgeschlossen hatte, drang er durch die Champagne rasch vor: die Festungen sollten nicht belagert werden, man wollte sich schnell vor Paris vereinigen.

Heinrich VIII. hielt sich aber an die Verabredung nicht — er ließ Montreuil belagern und legte sich selber vor Boulogne — er hatte 30.000 Engländer und ungefähr 25.000 Niederländer und Deutsche unter sich. Karl V. sammelte etwa 40.000 Mann in der Gegend von Metz, mußte aber vom verabredeten Plane abgehen, weil ihn die englische Kriegsführung dazu zwang. Luxemburg mußte sich ergeben, desgleichen Commercy, Ligny; Saint-Dizier mußte er als Stützpunkt haben. Die tapfere Besatzung hielt ihn aber vierzig Tage auf und ergab sich erst am 17. August, in Folge eines falschen Briefes, nach welchem der König die Übergabe gestattete. — Granvella war in den Besitz der französischen Chiffreschrift gekommen. Französische Geschichtschreiber sagen, die Herzogin von Etampes habe das Geheimnis Granvella mitgetheilt, weil sie ein Ende des Krieges, eine Verbindung Franz' I. mit Karl V. und eine Verwirklichung der Pläne von 1540 wollte. — Karl kam in Verlegenheit durch die Art der Kriegsführung des Königs von England. Die Lebensmittel giengen ihm aus, und ein französisches Heer von 50.000 Mann stand ihm gegenüber, seine Lage wurde bedenklich. Da gelang es ihm, durch eine

¹⁾ Martin, l. c. VIII, p. 293—298.

ichnelle Bewegung sich Epernais und Château Thierrys, wo große Vorräthe lagen, zu bemächtigen; der Schrecken darüber in Paris war groß. Schon streiften Karls Reiter bis in die Nähe der Hauptstadt, aus der nicht bloß die Reichen, sondern auch die Armen flüchten wollten. Der Wirwar und die Angst waren unsäglich. Der König eilte selber von Fontainebleau herbei, um die Angst zu beschwichtigen. Seine feste Haltung gab Muth, Paris rüstete sich zum verzweifeltsten Widerstand, das französische Heer zog sich zum Schutze gegen die Hauptstadt zurück. Unter diesen Umständen, da Heinrich eigenwillig vor Boulogne blieb, konnte Karl nicht an die Eroberung von Paris denken und zeigte sich geneigt zu unterhandeln. Der König sandte Befehl, alle Bedingungen anzunehmen und schleunigst abzuschließen, denn er wußte schon, daß Boulogne sich am 14. September an den König von England ergeben hatte, und fürchtete, wenn Karl es erfahre, möchte er härtere Bedingungen aufstellen.¹⁾

Angst
in
Paris.

So kam am 18. September 1544 der Friede von Crespy zustande: beide gaben ihre Eroberungen zurück, der König verzichtete auf Neapel, auf die Oberhoheit über Flandern und Artois. Beide versprachen, für die Einheit der Kirche zu wirken, das heißt Franz versprach, seine Verbindungen mit den Protestanten aufzugeben, auch die mit dem Türken, ja sogar dem Kaiser zum Kriege in Ungarn 10.000 Mann und 600 Lanzen zu stellen. Hinsichtlich einer Familienverbindung kam man auf die Pläne von 1540 zurück. Der Herzog Karl von Orleans solle sich mit Maria, der Tochter des Kaisers, vermählen, und als Aussteuer die Niederlande und Franche-Comté erhalten, oder mit der zweiten Tochter Ferdinands und als Aussteuer Mailand. Franz dagegen sollte seinem Sohne nicht bloß das Herzogthum Orleans, sondern auch Bourbonnais, Chateauleraut und Angoulême geben.²⁾

Friede
zu
Crespy.

Mit dem Türken wurde erst 1547 Friede geschlossen. 1544 nahmen die Türken Bilegrad, Neograd, Hatvan, Dombovar, Belika in Slavonien, Monoslo in Kroatien. Da bei der damaligen Stimmung der deutschen Protestanten an eine Reichshilfe nicht zu denken war, der Kaiser aber alles ausbieten wollte, um endlich Deutschland zu beruhigen, so begann Ferdinand mit Suleiman schon Ende 1544 zu unterhandeln, aber sein erster Botschafter starb bei seiner Ankunft in Constantinopel, sein zweiter wurde sogleich gefangen gesetzt. Erst als auch Karl V. durch einen eigenen Gesandten im Sommer 1545 ernstlich den Frieden betrieb und Franz I. vermittelte, giengen die Unterhandlungen vorwärts.

Am 10. November 1545 wurde Ferdinand ein Waffenstillstand von eineinhalb Jahr bewilligt. Unterdeßsen aber hatte Franz I. seine Haltung schon wieder geändert. Als nämlich der Herzog von Orleans am 8. September 1545 starb und Franz I. keinen Nutzen vom Frieden zu

Friede
mit den
Türken.

¹⁾ Mémoires de Martin du Bellay in der „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le XIII. siècle jusqu'à la fin du XVIII.“ par Michaud et Poujoulat, V, p. 528—549. Paris 1838.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 305 f.

Sulei- **man.** Crespy erntete, stachelte er Suleiman zu neuen Feldzügen, dieser aber lehnte ab, und am 19. Juni 1547 wurde gegen einen jährlichen Tribut von 30.000 Ducaten Ferdinand der gegenwärtige Besitzstand in Ungarn in einem fünfjährigen Waffenstillstand zugesichert.¹⁾

Fortschritte des Protestantismus in Deutschland nach dem Nürnberger Religionsfrieden.

Karls V. **Haupt-** **siehl.** Im Frieden zu Crespy hatte Karl V. vieles zugestanden, er hatte vieles aufgeboten, um mit dem Großtürken in ein erträgliches Verhältnis zu kommen. Mit andern Worten: Franz I. und Suleiman hatten ihm bisher die Hände gebunden, jetzt hatte er sie frei und wollte sie gebrauchen, um das Kaiserthum der aufsteigenden Übermacht der Fürsten gegenüber neu zu kräftigen und zugleich die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Es war hohe Zeit, die Reformation gieng in Deutschland mit Riesenschritten vorwärts; noch einige Jahre zuwarten, hieß die geistlichen Güter insgesammt den Fürsten opfern und die Reichsverfassung ändern, das Kaiserthum bodenlos machen. Darum beschloß Karl, jetzt allen Ernstes einzuschreiten.

Kleine **Päpste.** Die erste Begeisterung für die Reformation war schon erloschen, aber die praktischen Folgen derselben traten mit jedem Tage schroffer hervor. Von Freiheit der Bewegung war keine Rede mehr. An die Stelle der alten war eine neue „Rechtgläubigkeit“ getreten und die neuen kleinen Päpste geboten viel unbedingter den Glauben als der alte.

Schwenk- **feld.** Luther geberdete sich als wittenbergischer Papst in seinem Glauben, daß er ein von Gott besonders berufenes Werkzeug sei. Schwenkfeld zum Beispiel, ein Schlesier, Rath des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz,²⁾ spricht von einer neuen Tyrannei, welche die Menschen an eine bestimmte Lehre binden und dem Amt des Heiligen Geistes sich entgegensetzen wolle; Luthers Geist der Zerstörung und des Eifers haben wie ein rauschendes Wasser aller lutherischen Prädicanten Herzen durchstrichen; die meisten blieben in Wütherei, Zorn, Grimm und Bitterkeit wider diejenigen stecken, welche dem, was vor Gott nicht gehen möge, widersprechen, und strebten wider den Aufgang der ewigen, göttlichen Wahrheit, damit sie vielleicht ihrer vorigen Lehre halber nicht möchten zuschanden werden. Schwenkfeld war eine geistreiche, regsame Natur, seine Lehre aber im ganzen doch nur versteckter Pantheismus: die Gottheit in der Entwicklung vom göttlichen Ansich zum göttlichen Fürsich, erst in Christus sei die Schöpfung vollendet worden. In Adam war das göttliche Ebenbild nur angelegt. Die Reformation war ihm nicht geistreich, nicht frei genug. In Liegnitz sollte eine Universität gegründet werden und von da, als einem höheren Wittenberg, eine bessere Lehre

¹⁾ Katona, l. c. XXI, p. 530—633. — Hammer, l. c. II, p. 188—203.

²⁾ Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen, I, S. 236 ff. 2. Auflage. Regensburg 1851. — Padelbach, Ausführliche Geschichte Kaspar von Schwenkfelds. Lauban 1861. — Hampe, Zur Biographie Schwenkfelds. Programmarbeit. Jauer 1882.

ausgehen. Luther nannte ihn „einen unsinnigen Narren, vom Teufel besessen“! Er verstehe nichts und wisse nicht, was er lasse. Schwenkfeld verlor seine Stellung und starb, von allen Parteien schwer verfolgt, in Ulm 1561. Die wittenbergische Lehre wollte keine andere neben sich dulden, und die kleinen Pastoren sogar übten das Recht, das früher nur den Bischöfen zustand, den Binde- und Löseschlüssel, das heißt das Bannrecht in Anwendung zu bringen. Allein dem Aufkommen einer neuen Hierarchie stand entgegen, daß die Geistlichen von der Gemeinde abhängig, mit Weib und Kindern und geringem Einkommen versehen, daran gewiesen waren, der Gemeinde zu gefallen, zumal der Gebrauch aufkam, Geistliche nur auf eine bestimmte Zeit anzustellen. So hatte denn die Widerstandskraft, wie sie der ehelosen Geistlichkeit der katholischen Kirche eigen ist, ein Ende.

Bannrecht.

Im Nürnberger Religionsfrieden waren alle wider die Protestanten schwebenden Prozesse in Sachen des Glaubens niedergeschlagen worden. Die Neuerer deuteten aber diese Bestimmung dahin, daß der Glaube auch auf die Kirchengüter Bezug habe, — mit andern Worten: daß, wenn ein Proceß wegen Einziehung eines Kirchengutes schwebte, derselbe ebenfalls niederzuschlagen sei. Das Kammergericht aber war der Ansicht, daß die Protestanten mit dieser Auslegung das ganze Kirchengut der Katholiken sich zueignen könnten, ohne eine Klage wegen Raubes fürchten zu müssen, und nahm Klagen von Katholiken an, lud vor und sprach die Nacht aus.

Die Protestanten und das Kammergericht.

Nachdem der Kaiser am 26. Januar 1533 von Bologna aus den Frieden dahin erklärt hatte, daß nur Religions- und Glaubenssachen, nicht aber Rechtsachen gemeint seien, welche letztere in gewöhnlicher Art zu behandeln seien, kündigten die Protestanten dem Kammergericht am 30. Januar 1534 förmlich den Gehoriam auf; das Reich war also in die alte Verwirrung, wie sie vor Maximilian bestand, zurückgeworfen.¹⁾ Weder der Kaiser noch der König Ferdinand konnten dies im Augenblick hindern; verlor doch Ferdinand im Jahre 1534 durch den schlagfertigen Landgrafen, und weil 1533 der Schwäbische Bund sich aufgelöst hatte, das Herzogthum Württemberg und mußte sich den Frieden von Raaden gefallen lassen. Es bestand also neben der kaiserlichen eine ihr trotzen- de Bundesmacht im Reiche, welche, je mehr sie an Ausdehnung zunahm, umso gebieterischer auftrat.

Zwist in Deutschland.

Diese Bundesmacht war der Schmalkaldner Bund, der stets nach Verstärkung strebte und eine solche im großen Maßstabe auch erreichte. Im December 1535 fand nämlich eine große Zusammenkunft zu Schmalkalden im Hessenlande statt. — Hier wurde — im Widerspruch mit der Bestimmung des Nürnberger Friedens — am 24. December beschlossen, daß alle und jede in den Bund aufgenommen werden sollten, welche Gott und sein Evangelium rein, frei und öffentlich bekennen. Zugleich ward beschlossen, ein Heer von 2000 Reitern und 10.000 Mann zu Fuß zur Vertheidigung

Bund zu Schmalkalden.

¹⁾ Ranke, l. c. III, p. 342—344. — Weizolb, l. c. p. 654.

ihrer Sache bereit zu halten. In den Bund wurden hierauf im April 1536 bei einer neuen Versammlung in Frankfurt neu aufgenommen: der Herzog von Württemberg, die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern, die Fürsten Johann Georg und Joachim von Anhalt, und die Städte: Augsburg, Frankfurt, Rempten, Hamburg und Hannover.

Die Protestanten und die Concilsfrage.

Karl
will ein
Concil.

Diese Schmalkaldner spielten auch die wichtigste Rolle in der Frage wegen einer allgemeinen Kirchenversammlung. In Zeiten der Spaltung war die Berufung eines allgemeinen Concils das letzte Hilfsmittel; eine solche hatten auch die Protestanten auf den Reichstagen zu Speier und Augsburg wiederholt gefordert. Clemens VII. war anfangs gar nicht geneigt, darauf einzugehen, sicher im Gefühl, daß die gemeinsame Grundlage, auf die hin eine allgemeine Kirchenversammlung zustande kommen könne, schon verloren sei. Karl V. drang jedoch auf die Berufung eines Concils: es erschien ihm unerläßlich, wenn die Kirche wieder geeinigt werden sollte; er forderte vom Papste, daß er eine solche Versammlung ausschreibe; er forderte von den Protestanten, daß sie dieselbe besuchen; er glaubte in seinem Berufe zu handeln, wenn er, wie Constantin, wie Karl der Große, wie andere Kaiser vor ihm, einerseits auf Abstellung der Mißbräuche dringe, andererseits nöthigenfalls mit der Gewalt des Schwertes die Einheit der Kirche erhalte.¹⁾

Clemens
VII.

Clemens VII. erklärte sich endlich zur Berufung eines Concils bereit, wenn die Fürsten, insbesondere die Reichsfürsten, die Bedingungen annehmen, welche das Ansehen einer solchen Versammlung sichern. Am 2. Juli 1533 erschien sein Gesandter, Hugo Rangone, am Hofe des Kurfürsten von Sachsen mit der Erklärung, der Papst wolle ein Concil halten, um den Frieden der Kirche herzustellen; das Concil solle ein freies und allgemeines sein, wie vor alters, damit die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen könne: „So ihrer zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, will ich mitten unter ihnen sein.“ Die Mitglieder der Versammlung müßten aber erklären, daß sie die Beschlüsse derselben annehmen und halten wollen, denn sonst sei eine solche Versammlung zwecklos; wer nicht selbst kommen könne, solle Botschafter und Anwälte senden. Bis zur Vollendung des Concils dürfen aber keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden; zur Malstatt schlage der Papst Mantua, Piacenza oder Bologna vor.²⁾

gelteht
es zu,

schlägt
Stäbe
vor.

¹⁾ Staudenmaier, Die Idee des Christenthums, I. S. 713—714.

²⁾ Herborn de Lettenhove, Aufzeichnungen Kaiser Karls V. Deutsch von Warkönig, S. 83. Leipzig 1862. — Raynaldus, Annales ad an. 1533, n. 8. — Buchholz, Ferdinand II., Bd. IV, S. 273 ff. — Pastor, Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V., S. 72 ff. Freiburg 1872. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 373 f.

Diese Forderungen waren gerecht, waren nothwendig; die deutschen Reformatoren und Fürsten hatten sich ja auf das Urtheil der gesammten Christenheit berufen. Der Papst gieng nun auf ihre Forderung ein und berief die deutsche Bewegung vor das Gericht der gesammten Christenheit. Jetzt aber begannen die Reformatoren zu ahnen, welche Gefahr über ihrem Haupte schwebte: — wie, wenn die versammelte Christenheit den Stab über sie brach? Luther erklärte jetzt auf einmal, „man brauche kein Concil“. Melancthon meinte: der Papst habe das Recht, ein Concil zu berufen und auf demselben den Vorsitz zu führen, nur sei die Forderung nicht anzunehmen, dass man dem Ausspruche des Concils Gehorsam schulden müsse! Luther meinte schließlich: man dürfe die Beschuldigung nicht auf sich kommen lassen, dass man kein Concil wolle, man solle ein solches noch immer verlangen, aber mit der Bedingung, dass die Sachen nach Gottes Willen und nicht nach den päpstlichen Gesetzen gerichtet werden. Dahin lautete auch die Erklärung der Schmalkaldner Fürsten.¹⁾ — Wer legte aber Gottes Wort aus? Der eine deutete ja die Bibel so, der andere anders! Die Protestanten fühlten sich also in ihrer Machtstellung so sicher, dass sie an ihrer früheren Entschuldigung nicht mehr festhielten. Auf der andern Seite war der reformatorische Trieb schon so erloschen, dass sie den Glauben aufgaben, die ganze Christenheit in ihre Bewegung hineinzuziehen. Sie forderten also ein freies Concil, weil sie kein Concil wollten.

Die Protestanten dagegen.

Clemens VII., der übrigens, von Franz I. beeinflusst, selber große Scheu vor einem Concil hegte,²⁾ starb aber am 25. September 1534. Der neue Papst Paul III. betrieb ernstlich die Vereinigung der Christenheit und gieng in die Forderung der Protestanten nach einem freien Concil ein. Sein Botschafter, Paul Bergerius, erschien am 6. November 1535 in Wittenberg und lud Luther zu einer Besprechung ein. Luther kam mit Bugenhagen auf das Schloss. Er ließ sich vorher barbieren und schmücken: „Ich muss mich schmücken lassen, dass ich jung scheine, so wird der Legat denken: ei, der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er denn noch thun!“

Der Papst an Luther.

Über die Zusammenkunft haben beide berichtet. Bergerius schreibt:³⁾ „Bruder Martin brauchte allein die Höflichkeit, dass er beim Reden in meiner Gegenwart mit dem Barett in der Hand stand und auch irgend ein Wort zum Lob meines Herrn, des Papstes, redete: er habe gehört, er sei gelehrt und gut, als er in Rom war und auch solche Messen las — wobei er böshaft lächelte. Aus Antlitz, Haltung, Geberden und Worten, mag er nun begeistert sein oder nicht, leuchteten Anmaßung und Unklugheit hervor. Das erste, was er mir sagte, als er mich schweigen sah, war: ob man ihn in Italien auch einen betrunkenen

Luther beim Legaten.

¹⁾ Pastor, l. c. p. 88 f.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 375.

³⁾ Laemmer, Analecta Romana, p. 128—136.

Deutschen nenne. Am Schluß sagte er: „Ich will hinkommen aufs Concilium und will meinen Kopf verlieren, wenn ich nicht meine Sätze gegen die ganze Welt verteidige: das, was aus meinem Munde geht, ist nicht mein Zorn, sondern der Zorn Gottes.“ So der feine Italiener.

Ab-
lehnung.

Der lutherische Bericht über die Zusammenkunft lautet so: Luther habe dem Legaten gesagt: „Es ist nicht euer Ernst, daß ihr ein Concilium halten wollet, es ist nur euer Spott; und wenn ihr gleich ein Concilium haltet, so würdet ihr doch von nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderen Narrenwerk und um anderer unnützer und unnöthiger Dinge halber, da wir vorhin wohl wissen und des gewiß sind, daß sie nichts sind. Aber von dem Glauben und von der Rechtfertigung und andern nützlichen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten in einträchtigem Geist und Glauben stehen, da gedenkt ihr nicht eines zu handeln. Eines wäre nicht für euch. Wir sind durch den Heiligen Geist der Dinge aller gewiß und bedürfen gar keines Concilii, sondern andere arme Leute bedürfen desselben, so durch eure Tyrannei unterdrückt werden: denn ihr wisset nicht, was ihr glaubet. Nun, wohlan, habt ihr Lust dazu, so machet eines; ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet!“

Dem Kurfürsten sagte Bergerius: Papst und Kaiser hätten Willen und Herz zum Concil, welches man am besten in Mantua abhalten könnte, wozu auch der König von Frankreich¹⁾ seine Zustimmung gebe. Der Papst stelle gar keine Bedingungen, weil er durch gar keinen Artikel die Freiheit des Concils binden wolle. Würde nun der Kurfürst in dieses Concil nicht willigen, so würde klar sein, daß er weder ein freies noch ein verbundenes Concil wolle. Der Kurfürst antwortete, er müsse diese Sache mit seinen Glaubensverwandten berathen.²⁾

Hatten die Protestanten unter Clemens VII. sich gegen eine bestimmte Form und Ordnung des Concils ausgesprochen, weil das Concil frei sein müsse, so sprachen sie sich jetzt, da ihnen ein freies Concil angeboten wurde, dahin aus: man müsse früher Form und Ordnung bestimmen, und zwar in der Art, daß dem Papst gar kein Einfluss auf die Versammlung gestattet werde; er dürfe nicht als Richter, er müsse höchstens als Angeklagter erscheinen. Überdies müsse das Concil in Deutschland abgehalten werden. Mit andern Worten: man wollte kein allgemeines Concil, man wollte in abgeordnetem Kirchenwesen beharren. Trotzdem erließ nun der Papst am 2. Juni 1536 eine Bulle, wonach im Mai 1537 eine allgemeine Kirchenversammlung in Mantua beginnen sollte.³⁾

Ein-
ladung
zum
Concil.

Reform
in Rom.

Kurz darauf erschien eine Bulle zur Reformation Roms und des päpstlichen Hofes, weil die Reinigung im eigenen Hause beginnen müsse, ehe man an ein anderes Hand anlegen könne.⁴⁾

¹⁾ Wir wissen, daß Franz I. im geheimen gegen ein allgemeines und für ein Nationalconcil agitirte. Sieh S. 70 f. dieses Bandes.

²⁾ R. A. Menzel, l. c. II, p. 78.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1536, n. 35. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 382.

⁴⁾ Vergl. Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III, 2, S. 491.

Eigene Abgeordnete wurden noch einmal in der Concilsangelegenheit an alle christlichen Fürsten gesandt. Der Gesandte an die deutschen Fürsten war Peter van der Vorst, Bischof von Acqui. Als dieser zum Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen kam, um diesen als Haupt der protestantischen Partei zum Concil einzuladen, wurde er schändlich behandelt.¹⁾ Der Nuntius gieng nach Schmalkalden, wo der Bund sich gerade im Februar 1537 versammelte; der Landgraf empfing ihn nicht, weil er keine Zeit habe, gieng aber zu derselben Zeit an der Wohnung des Nuntius vorbei, um Luther zu besuchen.

Van der Vorst.

Luther setzte damals ein Glaubensbekenntnis, die sogenannten schmalkaldischen Artikel, zusammen. Darin heißt es vom Papst: „So wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn und Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Papst oder Antichrist, in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden, denn Lügen und Mord, Leib und Seele zu verderben ewiglich, das ist sein päpstliches Regiment eigentlich.“ Luther schied von Schmalkalden mit der Ermahnung an die Prediger: „Gott erfülle euch mit dem Haße des Papstthumes.“²⁾ Als der kaiserliche Gesandte Held ebenfalls die Besichtigung des Concils betrieb, hieß es, der Papst sei der Antichrist, weder ihm noch den Cardinälen dürfe man eine Stimme auf dem Concil geben; der Papst wolle den Kaiser nur täuschen. Schon in der Ausschreibungsbulle habe er die Lutheraner zum voraus verdammt. Melancthon war anderer Ansicht.³⁾ Er fürchtete, daß diese Zwietracht bis auf die Nachkommen dauern und eine schreckliche Barbarei und Zwietracht in dem deutschen Volke hervorbringen werde, — allein er war schon längst als halber Papist verdächtig.

Luther gegen das Concil.

Wegen so kühnen Brechens aller Bande mußten die Protestanten sich auf einen Kampf gefaßt machen. Wie natürlich war da der Gedanke, die Zwinglianer wieder an sich zu ziehen und durch Vermehrung der Kräfte ihre Macht zu stärken! Man fieng darum wieder Unterhandlungen mit den Oberdeutschen an.

Sacramentsstreit.

Der Vermittler war der aalglatte kirchliche Diplomat Bucer; er beredete in Basel die Geistlichen zu einem Bekenntnis, nach welchem Brot und Wein nicht bloß symbolische, sondern wahrhaft mittheilende Zeichen des Leibes und Blutes Christi seien. Nun reiste er nach Wittenberg mit vielen andern oberländischen Predigern, um Luther für diese Formel zu gewinnen, welche dann gemeinsame Formel für alle von der Kirche Abgefallenen sein sollte. Aber Luther empfing ihn wie ein Herrscher, fuhr ihn mit einer Strafpredigt an, weil sie von ihm abgefallen seien, und forderte Widerruf ihrer Lehren, — und Bucer war so angedonnert, daß er Luthers Bekenntnis nachsprach: der wahre Leib Christi werde im Abendmahl empfangen von den Würdigen mit

Bucer bei Luther.

¹⁾ Sein Reisebericht ist noch in Löwen. Vergl. De Ram in den „Mémoires de l'Académie Royale de Bruxelles“, XII, 1839, und Arendt in Naumers „Historisches Taschenbuch“, Jahrg. 1839, S. 465 ff.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 386—389.

³⁾ D. Klopp, Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit, S. 88 ff.

Wittenbergische Concordie.
 Herzen und Mund zur Seligkeit, von den Unwürdigen mit dem Mund zum Gericht und zur Verdammnis. Am 25. Mai 1536 wurde von Luther die sogenannte wittenbergische Concordie verkündet. — Aber wer waren die Unwürdigen? Bucer sagte den Schweizern: die nicht in der rechten Fassung des Glaubens wären. Die Oberdeutschen nahmen die Formel an, aber die Schweizer nicht, weil sie ihre politische Furcht nicht theilten. Und den Schweizern gegenüber gab zuletzt auch Luther nach, er gestand, er sei zu weit gegangen und man könne sich auch bei abweichender Glaubensmeinung doch mit gegenseitiger Liebe vertragen. Ja, den Schweizern zulieb gab man jetzt in der lutherischen Liturgie auch die noch immer beibehaltene Elevation der Hostie auf.¹⁾

Wachsthum und Lähmung des Schmalkaldner Bundes.

Schmal-
kaldner.
 Das heißt: die Schmalkaldner wünschten den Beitritt der Eidgenossen, weil sie sich im Augenblick vor dem Kaiser fürchteten. Denn der kaiserliche Gesandte Held hatte ihnen entschieden erklärt, daß ein Unterschied sei in Religions- und Kirchensachen, und daß sie sich darum in letzteren auf den Nürnberger Frieden nicht berufen dürften. Sie hatten darauf wieder Verbindungen mit Frankreich und England angeknüpft, und hatten dem Kaiser und dem König Ferdinand jede Beihilfe zum Türkenkrieg verweigert.²⁾

Schmal-
kaldischer
Bund.
 Am 10. Juli 1537 wurde der Schmalkaldische Bund auf zehn Jahre erneuert, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen wurden zu Häuptern erwählt. Die Reformation umfaßte nach abermaliger Verstärkung des Schmalkaldner Bundes durch Beitritt neuer Mitglieder bald den ganzen Norden von Deutschland.

Bran-
denburg.
 Im Jahre 1535 starb nämlich der streng katholische Joachim I. von Brandenburg. Der neue Kurfürst, Joachim II., war ein Anhänger der lutherischen Lehrmeinung. Doch hatte er seinem Vater eidlich versprochen, die katholische Religion im Lande zu bewahren. Nicht lange hielt er sein Versprechen. Schon im Jahre 1537 erklärte er dem Landgrafen Philipp, daß er sich „durch niemand schrecken lassen“ werde und 1539 trat er offen zum Protestantismus über, wenn er auch in seiner neuen Kirchenordnung für Brandenburg vom Jahre 1540 die äußeren Formen des Katholicismus beibehielt. Joachims II. Bruder, Hans von Brandenburg-Cüstrin, war schon im Jahre 1537 in der evangelischen Umgestaltung seiner Neumark vorangegangen. Im selben Jahre 1537 trat auch der Herzog Heinrich von Sachsen für sich und seinen Sohn Moriz dem evangelischen Bunde bei, während der damals noch regierende Herzog Georg von Sachsen katholisch blieb und 1538 ward auch die Herzogin Elisabeth von Rochlitz und Graf Konrad von Tecklenburg in den Bund aufgenommen.³⁾ Die völlige Protestantisierung des ganzen Herzogthums Sachsen blieb nicht lange aus. 1539 starb der Herzog Georg von Sachsen, sein protestantischer

1) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 390—396.

2) Ibid. p. 397 ff.

3) Ibid. p. 403 ff., 437 ff.

Bruder und Nachfolger Heinrich vollzog die Umwandlung. Im ganzen Land mußte das alte Religionswesen dem neuen Platz machen. Den Mönchen und katholisch gesinnten Geistlichen wurde Messhalten und Predigen verboten. Auch die Universität Leipzig bekam Befehl, zu lehren und zu bekennen, was in der Augsburgerischen Confession gelehrt und bekannt werde.¹⁾

Uni-
versität
Leipzig.

Dabei giengen natürlich der Reihe nach auch norddeutsche Bisthümer und Klöster der alten Kirche verloren. Der im Jahre 1539 zum Erzbischof von Riga gewählte Wilhelm von Brandenburg, Bruder Albrechts von Preußen, war von vorneherein lutherisch gesinnt und sträubte sich auch eine Zeit lang gegen die Weihe, bis er sich im Jahre 1540 entschloß, diese „Nummerei“ über sich ergehen zu lassen, aber nur um unter diesem Deckmantel das „reine Wort“ umso besser fördern, das heißt seine Diöcesanen um den katholischen Glauben betrügen zu können. Gegen die Bischöfe von Meissen und Merseburg, welche sich nicht freiwillig dem „Evangelium“ angeschlossen, wurde Gewalt angewendet, da sie ja doch ebenso vergeblich „auf den Kaiser hofften, wie die Juden auf den Messias“. Die Bisthümer Brandenburg, Lebus und Havelberg wurden nach dem Ableben der gegenwärtigen Inhaber zum Anfall an das kurfürstliche Haus bestimmt. Geistliche, die sich in die neue Ordnung nicht fügten, wurden ohne Schonung weggejagt und alles Kirchengut dem Landesherrn zur Verfügung gestellt, der dasselbe in seinem ebenso zuchtlosen wie verschwenderischen Leben verprasste. Genau so machte es auch Philipp von Hessen, der zum Beispiel im Jahre 1539 die Elisabethkirche zu Marburg dem Predicanten Adam Krafft übergab und bei dieser Gelegenheit das Grab seiner Ahnfrau, der heil. Elisabeth, beraubte und deren Gebeine mit gemeinster Roheit behandelte.²⁾

Evange-
lisation
der
nord-
deutschen
Bis-
thümer.

Reli-
quien der
heil. Eli-
sabeth.

Diesem Treiben sah der Cardinal-Erzbischof und Primas von Deutschland, der bekannte Albrecht von Mainz, in Gemüthsruhe zu und tröstete sich darüber sowie über das Eindringen des Protestantismus ins Gebiet von Mainz selbst damit, daß auch Kaiser und Papst nicht imstande seien, die Sachlage zu ändern.³⁾ All diese Veränderungen geschahen aber auch gegen die klaren Anordnungen des Nürnberger Religionsfriedens, und die Schmalkaldner mußten erwarten, daß der Kaiser endlich mit Gewalt gegen sie vorgehen werde. Daher waren bei den Schmalkaldnern schon seit dem Jahre 1537 kriegerische Rüstungen in vollem Gange.⁴⁾

Das veranlaßte aber naturgemäß Gegenrüstungen auf Seite derjenigen, die noch entschiedene Katholiken waren. Schon im Jahre 1537 hatte Held einen Gegenbund gegen den Schmalkaldischen angeregt und endlich, am 10. Juni 1538, die sogenannte christliche Einigung auf elf Jahre in Nürnberg gegründet. Mitglieder waren Kaiser und König, die Erzbischöfe von Mainz

Christ-
liche
Eini-
gung.

¹⁾ Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 430—437.

²⁾ Ibid. p. 427—447.

³⁾ Ranke, l. c. IV, p. 118.

⁴⁾ Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 405 f.

und Salzburg, die Herzoge von Bayern, der Herzog Georg von Sachsen und die Herzoge Erich der Ältere und Heinrich der Jüngere von Braunschweig. Alle sollten für einen und einer für alle in Bedrängnis wegen des alten Glaubens einander beistehen.¹⁾

Ein blutiger Zusammenstoß, ein Bürgerkrieg in Deutschland schien ganz unvermeidlich. Aber Karl V. wie sein Bruder Ferdinand setzten mit Rücksicht auf die stets drohende Türkengefahr alles daran, um eine friedliche Lösung zu ermöglichen, und daher wurden neue Vermittlungsversuche auf den 20. Februar 1539 in Frankfurt a. M. angekündigt. Hier wurde in der That am 19. April ein Stillstand von fünfzehn Monaten verabredet, während dessen der durch den Nürnberger Frieden bestimmte Zustand für alle bis jetzt beigetretenen Mitglieder des Schmalkaldner Bundes gelten und fort-dauern und über einen weiteren Vergleich bezüglich strittiger Glaubens-sätze durch einen Ausschuss gottesfürchtiger, friedliebender und verständiger Männer gerathschlagt werden sollte.

Während dieses Stillstandes sollte weder der Schmalkaldner noch der Nürnberger Bund durch Aufnahme neuer Mitglieder sich verstärken. Der Stillstand sollte aber erst dann seine volle Geltung auf fünfzehn Monate erlangen, wenn er binnen sechs Monaten vom Kaiser bestätigt sei. — Diese Bestätigung blieb aber aus, weil der Kaiser den katholischen Nürnbergerbund nicht einschränken wollte und zugleich auf den Papst Rücksicht zu nehmen hatte, der gegen den Versuch, Religionsfragen durch Laienversammlungen zu entscheiden, protestierte. — Es war somit der Frankfurter „Stillstand“ ein todgeborenes Kind; keine Partei traute, die Schmalkaldner verstärkten sich durch die erwähnten Beitritte, Katholiken wie Protestanten rüsteten zum Krieg, und der Kaiser wäre trotz aller Friedensliebe diesmal wohl kaum imstande gewesen, den blutigen Zusammenstoß der Parteien zu verhindern, wenn nicht ein unerwarteter Umstand zuhülfe gekommen wäre. Der sonst immer zum Kampf geneigte Bundeshauptmann der Schmalkaldner, Landgraf Philipp von Hessen, ward plötzlich seltsam friedensliebend: er war nämlich infolge seines liederlichen Lebenswandels schwer erkrankt und vollständig beherrscht von dem Gedanken an die schon längst gewünschte Doppelhehe.²⁾

Landgraf Philipp war nämlich eine höchst sinnliche, derbe Natur: aus sechzehnjähriger Ehe mit Christina, der Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, hatte er acht lebende Kinder, daneben aber hatte er eine Menge anderer Verhältnisse angeknüpft; schon 1539 litt er an der Luftpseuche. Bei einer Krankheit bekam er plötzlich Hölleangst, daß ihn die Strafen gegen Ehebrecher treffen. Nun kam er wie Heinrich VIII. auf den Gedanken, ob er nicht wie die Erz-

1) Janßen-Pastor, l. c. III. p. 410—414.

2) Ibid. p. 424 f. — Bezold, l. c. p. 686 f.

väter noch ein Eheweib sich beilegen könnte, — er liebte nämlich damals ein Hofräulein seiner Schwester, die Margareta von der Saal. Rom hat eher ganz England aufgegeben, als daß es Vielweiberei gestattete. Die neue Kirche war jedoch nicht so strenge. Der Diplomat Bucer wurde an Luther und Melancthon geendet; auf der Reise bat er noch dringend, daß die Sache ja recht geheim bleibe und alles zum Lob Gottes gehe. Der Herr Jesus gebe seine Gnade dazu, Amen. Er sprach nun für das Vorhaben Philipps: Philipp möge seine Gattin nicht mehr, auch habe er ihr nicht drei Wochen die eheliche Treue gehalten. Bei seiner starken Leibesbeschaffenheit und seinem oftmaligen Aufenthalt auf Reichs- und Bundestagen, wo weidlich gelebt werde, könne er nicht allein bleiben. Nun komme ihm bei diesem sündhaften Leben oft der Gedanke: „Wenn du durch eine Kugel oder durchs Schwert fällst, dann fährst du zum Teufel.“ Darum wolle er ein zweites Weib nehmen, wie er auch in den Schriften des alten Bundes gefunden, daß die Erzväter mehr als ein Weib gehabt, — so allein mache er sich aus den Banden des Teufels und eines sündhaften Lebens frei. Darum möchten die Theologen ihm gestatten, eine zweite Frau zu nehmen, — sie dürften deshalb nicht fürchten, daß er die erste übel behandeln, oder sich ihrem Umgang entziehen werde, auch solle die Sache geheim bleiben; sie sollten ihm schriftlich bezeugen, daß dieses nicht wider Gott sei, sonst müßte er zum Kaiser abfallen. Die Mutter Margaretas wollte dem Landgrafen ihre Tochter nicht überlassen ohne Zustimmung der Theologen; überdies war die Polygamie durch das Reichsgesetz verpönt. Also die Lehrer des Evangeliums sollten die Vorwürfe seines Gewissens durch ein falsches Zeugnis beschwichtigen!

Die
Doppel-
ehe des
Land-
grafen

Was thaten Luther und Melancthon? ¹⁾ — Sie schrieben am 10. December 1539, daß die Sache eigentlich nicht gestattet werden könnte, daß sie es ihm aber doch gestatteten aus Rücksicht auf seine Thätigkeit für das Evangelium, dessen tapferer Vertheidiger er sei; nur möge er die Sache heimlich halten, außer ihm und der von ihm Erwählten sollte nur wenigen Zeugen unter dem Siegel der Beichte die Sache bekannt werden!

von
Luther
erlaubt.

Adolf Menzel sagt bei dieser Gelegenheit: ²⁾ „Die Reformatoren hätten bemerken können, daß die kirchliche Gewalt zuweilen mehr durch das Bedürfnis derer, welche dieselben zur Veruhigung ihrer Gewissen in Anspruch nehmen, als durch die Bestrebungen ihrer Inhaber erhoben worden war und daß den letzteren eine hohe und unabhängige Stellung nothwendig gewesen, um unerfüllbare Zumuthungen in ihre Schranken zu weisen. Bloß Rücksicht auf äußere Verhältnisse bestimmte die Reformatoren, eine Handlung zu genehmigen, die ihr Gewissen verdamnte, und das so oft behauptete Vertrauen, daß Gott sein Evangelium nicht sinken lasse, war doch nicht stark genug für die Probe, des Landgrafen zu dessen Beschützung entbehren zu sollen.“

In Gegenwart Melancthons, Bucers und anderer Zeugen wurde die Ehe am 4. März 1540 zu Rothenburg an der Fulda abgeschlossen. ³⁾

¹⁾ A. A. Menzel, l. c. I, p. 321—323. 2. Auflage. Breslau 1854.

²⁾ Rommel, Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, II, S. 411 ff. — „Historisch-politische Blätter“, XIV, S. 337, 393; XVI, S. 81; XVIII, S. 224.

³⁾ Melancthon hatte schon Heinrich VIII. auf eine ähnliche Anfrage in der „geheimen Angelegenheit“ geschrieben: „Polygamiam non esse prohibitam jure divino.“ Cap. Ref. II, p. 526. — Janssen Pastor, l. c. III, p. 450 ff.

Wirkung
der
Doppel-
ehe.

Es war ein sauberes Paar. Als Margareta vor der Ehe scheu wurde, so drohte ihr Philipp mit Veröffentlichung ihrer Briefe, niemand würde sie dann haben wollen. Die Sache blieb nicht lange geheim, die Eitelkeit der Neuvermählten war schuld am Bekanntwerden, und sie machte das peinlichste Aufsehen.¹⁾ Die Mutter Margaretens wurde in Dresden verhaftet und bekannte auf der Folter, was sie wußte. Der Landgraf bekam Angst, als Übertreter göttlicher und kaiserlicher Gesetze vom Kaiser gerichtet zu werden, und suchte überall um Hilfe. Melancthon ward krank vor Scham, Luther aber schrieb dem Kurfürsten: die Sache könne allerdings nicht vertheidigt werden, er wolle aber sein Gutachten entweder ableugnen oder, wenn dieses nicht gehe, bekennen, daß er geirrt und genarrt habe. Aus der Ehe mit Margareta stammten sechs Söhne, die Grafen von Diez; die Landgräfin aber ward noch mit zwei Söhnen und einer Tochter gesegnet. Er hatte ihr, daß sie einwillige, versprochen, daß sie erste und oberste Gemahlin bleiben und ihre Söhne Erbfolge haben sollen.

Melancthons Krankheit wurde ernstlich, man glaubte an seinen baldigen Tod. Es zeichnet Luthers Überzeugung von seiner Unfehlbarkeit und seinem besondern Verkehr mit der Gottheit, wenn er erzählt, wie er, zum Lager des Sterbenden gerufen, ihn durch sein Gebet gerettet habe: „Wida mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack für die Thür und rief ihm die Ohren mit all seinen Zusagen, daß er das Gebet erhören wolle, da ich aus der Heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.“

Die Pro-
testanten
ver-
langen
Reli-
gions-
gespräche.

Die friedliche Stimmung des Landgrafen Philipp hinderte zwar den Ausbruch des Bürgerkriegs, ohne aber die Schärfe des Gegensatzes zwischen Katholiken und Protestanten zu mildern, und es war durchaus nicht Friedensliebe, was die Protestanten veranlaßte, „einen Ausgleich“ anzustreben in sogenannten Religionsgesprächen. Dadurch wollten sie den Katholiken nur den festen Boden entziehen, indem sie erstens dieselben zu dem falschen Schritte verleiteten, Glaubensfragen in Laienversammlungen zu entscheiden, und zweitens ein allgemeines Concil zu verhindern suchten. Sie rechneten dabei auf die bekannte Friedensliebe der habsburgischen Brüder Karl und Ferdinand, welche durch Karls V. Minister Granvella noch gesteigert wurde zum weitesten Entgegenkommen gegen die Protestanten. Diese rechneten ferner auf die Uneinigkeit der Katholiken untereinander und mit dem Kaiser. So kam es, daß trotz aller Warnungen von Seite des Papstes doch die Religionsgespräche zustande kamen.²⁾

Auslöse Ausgleichsversuche und neue Erfolge des Protestantismus.

Ein solches Religionsgespräch ward vom Kaiser auf den 6. Juni 1540 nach Speier ausgeschrieben, da aber eine Krankheit ausbrach, ward es in Sagenau abgehalten.³⁾ Auf katholischer Seite spielte Johannes Cochläus,

¹⁾ Des Landgrafen Schwester Elisabeth von Rochlitz fieng an zu weinen und warf alles hin, als sie die Sache erfuhr und schalt auf Luther und Bucer, sie wären Buben in der Haut. Unter dem Volke wurde diese Ehe die Ursache arger Verwilderung. Janissen-Pastor, l. c. III. p. 467—461.

²⁾ Janissen-Pastor, l. c. III, p. 467—473.

³⁾ Pastor, l. c. p. 184 ff.

Domherr zu Breslau, eine Hauptrolle. Es führte, wie voraussichtlich, zu keinem Resultate. Die Protestanten glaubten überhaupt nicht, daß es den Katholiken mit diesen Unterhandlungen wahrer Ernst sei, und als eine Ausschreibung des Kaisers zu einem neuen Gespräch auf Ende October in Worms bewies, daß es dem Kaiser bei dieser Vergleichshandlung dennoch ernst sei, als die zu Vermittlern bestellten Fürsten forderten, man solle mit Beiseite-Setzung der in Augsburg verglichenen Dinge nur über unverglichene handeln, als selbst der Papst, des Friedens wegen, einen Nuntius zu diesem Religionsgespräch sandte, so begannen die Häupter der Protestanten die Einigung zu fürchten, weil die Fortdauer des Zwiespaltes ihnen nützlich war, und gaben ihren Theologen den Wink, daß sie in keinem Punkte nachgeben dürften. Der Kurfürst von Sachsen erklärte: Stimmenmehrheit habe in diesem Punkte keine Kraft, und der Kurfürst von Brandenburg gab seinen Abgesandten den Befehl, das Wörtlein „sola“ mitzubringen oder nicht mehr heimzukommen.

Des Kaisers Minister, Granvella, eröffnete am 25. November 1540 das Gespräch mit einer Schilderung der Übel, die über die Nation kommen werden, wenn sie im Zwiespalt bleibe, und der Nuntius sprach über die Liebe, als das Band der Vollkommenheit und der Gesetzeserfüllung. Am 14. Januar begann die Disputation zwischen Eck und Melanchthon. Granvella meinte, alles gehe auf Wortstreit hinaus. Am 17. Januar kam Befehl vom Kaiser, die Verhandlung jetzt aufzuheben, um sie in seiner Gegenwart auf dem nächsten Reichstag zu Regensburg fortzusetzen.¹⁾

Gepräch
in
Worms.

Karl mußte ins Reich kommen, denn schon drohte der innere Krieg. Goslar war im Streit mit Herzog Heinrich von Braunschweig. Das Reichskammergericht gab dem Herzog recht und betraute ihn mit Vollziehung seines Beschlusses. Goslar rief nun bei den Schmalkaldnern um Hilfe, diese rüsteten. Der Kaiser mußte also kommen, um den innern Krieg zu verhindern.

Heinrich
von
Braun-
schweig.

Es waren acht Jahre, seit Karl nicht mehr im Reich gewesen — am 5. April 1541 eröffnete er den Reichstag. Der Kurfürst von Sachsen erschien, trotz freundlicher Einladung, nicht bei demselben, weil entschlossen, keinen Reichstag mehr zu besuchen. Als päpstlicher Legat war Contarini anwesend, der bei den Protestanten für einen Eiferer gegen Mißbräuche und bloßen Ceremoniendienst galt. Der Kaiser bestimmte zu Hauptstreitern Eck und Melanchthon. Granvella legte einen Vorschlag vor mit den Artikeln, über die man sich vereinigen sollte. Bald fand man, daß man sich näher stand²⁾ als man geglaubt hatte, und in dreizehn Tagen verglich man sich über die vier ersten Artikel. Das war aber weder dem Kurfürsten noch Luther ge-

Reichs-
tag zu
Regen-
burg.

¹⁾ Pastor, l. c. p. 198 ff.

²⁾ Gegen Ranke's Darstellung der Rechtfertigungslehre Contarinis: Döllinger, Die Reformation, III, S. 309—312. — Lämmer, Vortribentische katholische Theologie, S. 148—196. — Kerker, Tübinger Quartalschrift 1859, S. 35. — Pastor, l. c. p. 245 bis 249.

nehm.¹⁾ Zener äußerte heftigen Unwillen und sandte Ansdorf, der noch lutherischer war als Luther, damit er Melanchthons Schritte bewache und jedes weitere Nachgeben verhüte. Dieser nannte die Vergleichung ein neues Tuch auf den alten Rock gelappt, von welchem der Rijs ärger werde.²⁾ Als Ansdorf kam, zeigte sich Melanchthon auf einmal störrig, der Kaiser jedoch bewies unfägliche Geduld, selbst gegen Ansdorf, ob schon er dessen Hezereien kannte.³⁾ Schließlich sah man ein, daßs das Beste sei, dem Gespräch ein Ende zu machen. Man gab dem Kaiser den Aussatz mit den verglichenen Artikeln zurück.

Es war schmerzlich für Karl. Jetzt gieng man im Eifer für den Frieden so weit, eine Gesandtschaft von Fürsten an Luther nach Wittenberg zu schicken, um ihn zur Versöhnung zu gewinnen! Der Kurfürst warnte ihn vor Versuchung,⁴⁾ eilte nach Wittenberg und erklärte ihm, wenn er, Luther, auch nachgebe, er, der Kurfürst, werde nie darein willigen. — Was erklärte Luther? — es sei unmöglich, die Gegenpartei mit der seinigen zu vertragen. Contarini sagte die Wahrheit, als er an den Papsjt schrieb: „Wenn auch Luther selbst, oder alle ihm anhangenden Doctoren entweder todt, oder gar zum rechten Glauben zurückgebracht wären, so würden doch Fürsten und Völker die Hezerei nicht verlassen, um nicht die weltlichen mit derselben zusammenhängenden Vortheile, namentlich den Gewinn, der aus dem Kirchengute gemacht worden, zu verlieren. Die Theologen selbst, von denen die Sachen ausgegangen, hätten jedoch an dem Gewinn keinen Antheil und seien so arm, daßs einer der protestantischen Collocutoren, Bucer, ihn um eine Geldunterstützung angesprochen, deren Gewährung er (der Legat) jedoch verweigert habe, um nicht den Schein einer angewandten Bestechung zu veranlassen.“

Luther verlangte sogar, die katholischen Theologen sollten förmlich bekennen, daßs sie bisher falsch gelehrt hätten, und der Kurfürst solle die Schuld, daßs alles rückgängig werde, nur auf ihn schieben. Die Lage des Kaisers war umso schmerzlicher, als die strengkatholischen Reichsstände ihn unziemlicher Nachgiebigkeit gegen die Protestanten beschuldigten, und namentlich die Herzoge von Bayern ihn zur Ergreifung der Waffen drängten.⁵⁾ Die Bank der Bischöfe und Fürsten sprach sich gegen den kaiserlichen Antrag vom

¹⁾ Auch Franz I. nicht. Einer seiner Gesandten stellte bei den Katholiken den wahren Glauben als bedroht dar, der andere hezte die Protestanten auf, ja in Nichts nachzugeben. Die deutsche Uneinigkeit war Frankreichs Nutzen.

²⁾ De Wette, Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, V, S. 383.

³⁾ Schmidt, Melanchthon, S. 385, 396. — Corpus Reformatorum, IV, p. 293—295. — Pastor, l. c. p. 256—259.

⁴⁾ Corpus Reformatorum, IV, p. 343—346, 385—388. — De Wette, l. c. V, p. 365.

⁵⁾ In Rom wußte man übrigens, daßs es den Bayern um andere Dinge als die religiöse Einheit zu thun sei. Raynaldus, Annales ad an. 1541, n. 4.

Stein
Ausg.
gleich.

Gründe
des
Wider-
standes.

Die
katho-
lischen
Stände.

12. Juli aus, die vier verglichenen Artikel bis zur weiteren Entscheidung gegen ein Concil vorläufig anzunehmen. Wenn Karl V. ſie also im Reichstagsabſchied zum Geſetz erhob, ſo folgten weder die Proteſtanten noch die Katholiken. Auf der andern Seite trieb ihn der Krieg in Ungarn, den Streit auf kürzeſtem Wege zu Ende zu bringen.

Unter ſolchen Umſtänden kam es also dahin, daß Karl V. im Reichstagsabſchied, am 29. Juli, den Nürnberger Frieden wieder beſtätigte, aber mit dem Zuſatze, daß keine Kloſterkirchen weiter zerbrochen und abgethan und alle in Religions- und andern Sachen ergangenen Achten und Proceſſe ſiſtiert werden ſollen.¹⁾ Aber auch das war den Proteſtanten nicht genug, ſie drangen dem Kaiſer die weitere Erklärung ab, daß ſie zwar keinem Stande ſeine Unterthanen abpracticieren ſollten, wenn ſich aber jemand ſonſt zu ihrer Religion begeben wolle, ſo ſollte es demſelben unbenommen ſein. Unter die ſiſtierten Proceſſe wurde die Goſzlarer Acht mit einbezogen.²⁾

Reichstagsabſchied 1541.

Dieſe Nachgiebigkeit ſollte Ferdinand im Kampf gegen die Türken helfen und half gar nichts! — Das deutſche Heer löſte ſich, wie wir oben ſahen,³⁾ ſchnell auf und als ſich große Furcht vor den Türken über Deutſchland verbreitete, wagte Luther über des Kaiſers Nachläſſigkeit zu klagen und zu behaupten: er und der Papſt ſtänden im Bündniß mit den Türken und wollten den Untergang Deutſchlands. Das hieß doch die Sache auf den Kopf ſtellen, während gerade Ferdinand alle Kräfte aufbot, um die türkiſche Sturmflut zurückzudrängen, und Karl auf dem Boden von Algier gegen den Iſlam kämpfte und unter den letzten ſich befand, welche die Küſte verließen, als die Sache unglücklich gieng!

Keine Türkenhilfe.

Gerade das Unglück der Habsburger ermuthigte die Proteſtanten zum Trotz und zum Umnſichgreifen. Am 9. Februar 1542 eröffnete Ferdinand einen Reichstag zu Speier. Ein päpſtlicher Legat, Morone,⁴⁾ kündigte den Entſchluß des Papſtes, im Jahre 1543 ein allgemeines Concil zu berufen, an, und zwar ſollte es, weil die Proteſtanten nicht nach Italien gehen wollten, in Cambrai oder in Trient abgehalten werden. Da erklärten die Geſandten des Kurfürſten: die Proteſtanten würden nur zu einem Concil kommen, das der Kaiſer ausſchreiben und zu welchem der Papſt als Partei vorgeladen werde. Der Erzbischof von Mainz könne als katholiſcher Geiſtlicher nicht mehr Reichskanzler ſein, in Raumburg müſſe ein lutheriſcher Geiſtlicher Biſchof werden.

Reichstag zu Speier.

Als nämlich der alte Biſchof Philipp von Raumburg — einem reichsunmittelbaren Stift, das aber zu den ſächſiſchen Fürſten in einem gewiſſen

Biſthum Raumburg.

1) Corpus Reformatorum, IV, p. 455—456.

2) Franz I. ermuthigte die Proteſtanten zum Widerſtand. Corpus Reformatorum, IV, p. 622—625. — Döllinger, Beiträge, I, S. 36—38. — Baſtor, I, c. p. 275—278.

3) Vergl. S. 80 dieſes Bandes.

4) Buchholz, Ferdinand I., Bb. IV, S. 390 ff. — Laemmer, Mon. Vat., p. 393 ff.

Schutzverhältnisse stand, — am 6. Januar 1541 gestorben war, erklärte der Kurfürst sogleich, daß ohne seine Zustimmung keine Bischofswahl gültig sein könne. Um seinen Plänen zuvorzukommen, erwählte das Domcapitel schon am 19. Januar den durch Gelehrsamkeit und edlen Charakter wie gemäßigte Denkart ausgezeichneten Domherrn Julius von Pflug; diese Wahl verwarf aber unberechtigterweise der Kurfürst von Sachsen, besetzte die Stiftskirche und erklärte im Januar 1542 Amsdorf zum Bischof. Das Ziel dieses alles Recht, alle Rücksicht auf den Kaiser verletzenden Verfahrens wird sogleich klar, wenn man hört, daß Amsdorf nur 600 Gulden freien Gehalt erhielt, das heißt der Kurfürst warf seinem getreuen Diener ein Bettelgeld hin und steckte das Einkommen der Stiftslande in seinen Sack, wobei er jedem Befehle des Kaisers zu Gunsten des rechtmäßigen Bischofs verwegenen Trotz bot.¹⁾

Dieser Gewaltstreich sollte vom Speirer Reichstag gutgeheißen werden. Selbst dem nachgiebigen und durch die Türkengefahr so hart bedrängten Ferdinand riß die Geduld! Er erklärte, man solle doch nicht Unmögliches verlangen. Das schreckte die Protestanten nicht. Sie benutzten vielmehr die Türkennoth, um die abermalige Einstellung aller Reichskammergerichts-Processe, also die Sicherung ihres Raubes, auf weitere fünf Jahre zu ertropfen. Der Reichstagsabschied vom 11. April gestand dies zu, und die Stände bewilligten die bekannte nutzlose „Türkenhilfe“ unter Joachim II. Die Katholiken waren neuerdings preisgegeben, die Protestanten zu weiteren Gewaltstreichern ermuntert,²⁾ und sie handelten danach.

Kurfürst Johann Friedrich und sein Vetter Herzog Moriz von Sachsen verbanden sich eben damals, am 10. April, zur Vergewaltigung des Bisthums Meißen, nachdem sie kurz vorher einander in Waffen gegenübergestanden waren. Der junge Herzog Moriz, der im Jahre 1541 seinem Vater Heinrich gefolgt war, sah sich nämlich gegen Oßern 1542 genöthigt, seinem kurfürstlichen Vetter mit Truppenmacht entgegenzutreten, weil dieser Meiene machte, allein des Bisthums Meißen sich zu bemächtigen, und daher schon am 22. März das militärisch wichtige Wurzen besetzte. Dieser „Krieg“, der Fladenkrieg genannt, weil die Gegner ihre Osterfladen schon wieder in Ruhe zu Hause genießen konnten, endete unter Vermittlung Luthers und des Landgrafen Philipp in dem Vertrag von Grimma, am 10. April 1542, wonach der Kurfürst im Gebiet von Wurzen, Moriz aber im übrigen Theile des Bisthums freie Hand haben sollte. Beide „reformierten“ nun, wobei besonders Moriz im Dom von Meißen große Schätze in „Verwahrung“ bekam. Zu gleicher Zeit erzwang Moriz von dem Capitel zu Merseburg das Versprechen, keinen Bischof mehr ohne seinen Willen zu erwählen.³⁾

Noch größeres Aufsehen erregte das Verfahren der Schmalkaldner gegen den katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig zum Schutze der evangelisch gewordenen Städte Braunschweig und Goslar gegen den Herzog. Sie überzogen sein Gebiet, sie hießen ihn einen Friedensbrecher und jagten ihn im Juli 1542 durch Übermacht aus dem Lande, weil er dasselbe schlecht verwaltet,

¹⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 528—533.

²⁾ Ibid. p. 516—521.

³⁾ Ibid. p. 533—537.

Schulden gemacht und den Frieden gebrochen habe; kurz, sie handelten, als gebe es keinen Kaiser. In Cleve wurde damals das Halten der Messe bei Geldstrafe und Verlust alles Schutzes verboten.¹⁾

Ganz ungeheures Aufsehen erregte aber der Versuch, das Erzbisthum Köln für den Protestantismus zu gewinnen. Der Erzbischof Hermann von Wied neigte schon seit Jahren der Neuerung zu, berief gegen Ende 1542 Bucer aus Straßburg zur Predigt des „reinen Evangeliums“ nach Bonn, trat in enge Beziehung zu den Schmalkaldnern, ließ von Bucer und Melancthon eine protestantische Kirchenordnung entwerfen und zeigte sogar trotz seiner sechsundsiebzig Jahre Lust, ein Weib zu nehmen. Allein der Widerstand der Geistlichkeit und des Stadtrathes von Köln brachte diesen Reformversuch im Jahre 1543 zum Scheitern.²⁾ Dafür wurde aber Franz von Waldeck, Bischof von Münster-Minden-Osnabrück, zugleich mit Otto Heinrich von Pfalz-Neuburg im Jahre 1543 protestantisch und Mitglied des Schmalkaldischen Bundes.³⁾

Das „Evangelium“ in Köln.

Die Schmalkaldner und der Kaiser vor dem Kriege.

Wohin anders konnte all das führen, als daß der Katholicismus in Deutschland vollständig unterdrückt und der Kurfürst von Sachsen oder der Landgraf von Hessen zum Kaiser ausgerufen wurde! Wären beide wahrhaft kühne Männer gewesen, die Habsburger wären ihnen vielleicht unterlegen. Aber keiner war aus dem Holz geschnitten, aus dem man große Märtyrer macht: statt kühn zu handeln, waren sie schwankend.

Der Schmalkaldner Bund

Granvella hatte schon im Jahre 1541 durch Aussichten auf die Grafenschaft Ragenellenbogen den Landgrafen zum Versprechen gewonnen, dem Herzog von Cleve keine Hilfe zu leisten, und Cleve erlag dem Kaiser im Jahre 1543. Gerade auf seiner höchsten Höhe begann der Schmalkaldische Bund zu zerbröckeln. Viele Mitglieder wollten nichts mehr zahlen.

beginnt zu zerbröckeln.

Schon der erwähnte Fladentrieg war ein bedenkliches Zeichen für den inneren Zusammenhalt des Schmalkaldischen Bundes. Luther sagte darüber: „Der Satan sucht aus diesem Funken ein Feuer auszublasen zur Freude der Feinde, zum Gelächter der Türken. Wie wird die Welt spotten, daß die Evangelischen, die ihr den Weg zum Himmel zu weisen vorgeben, eine so geringe Sache nicht in Frieden auszumachen verstehen.“ Dann wandte er sich an die Mannschaften der beiden Gegner und forderte sie auf, denjenigen Fürsten zu verlassen, der sich weigere, die Hand zum Frieden zu bieten.⁴⁾

Philipp von Hessen klagt im Jahre 1543 sehr über die Zerfahrenheit unter den Bundes- und Confessionsverwandten und daß zwischen den Bundes-

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 538—556.

²⁾ Ibid. p. 562 ff.

³⁾ Ibid. p. 560 f.

⁴⁾ De Wette, l. c. V, p. 456.

häuption und den Städten „ein freundlich Verständniß“ nicht mehr vorhanden sei. „Es ist gut, daß unsere Widerwärtigen nicht wissen, wie gar vieles bei uns uneins und verworren; denn ansonsten könnten sie uns, wenn sie fecklich zugriffen, in ein böses Spiel bringen. Das ganze Haus bei uns ist morisch geworden.“ So klagten zur selben Zeit auch andere Bundesmitglieder.¹⁾

Auf kaiserlicher Seite war man keineswegs in völliger Unkenntnis dieser misslichen Verhältnisse des Schmalkalderbundes, aber in diesen Kreisen dachte man überhaupt noch nicht an Gewaltmaßregeln. Karl hoffte noch immer auf das Concil, das ja Paul III. schon auf den 1. November 1542 nach Trient einberufen hatte, das aber wegen des inzwischen ausgebrochenen vierten Krieges zwischen Karl V. und Franz I. fast gar nicht besucht war. Der Kaiser suchte nun vor allem, seinen Krieg mit Frankreich zu Ende zu bringen. Auf dem Wege durch Italien sprach er den Papst am 24. Juni 1543 in Busseto. Paul III. suchte zwischen ihm und Franz I. Frieden zu stiften; als dies nicht gelang, vertagte er durch eine Bulle vom 6. Juli 1543 das Concil auf „bessere Zeit“. Zugleich trat aber auch eine bedenkliche Entfremdung zwischen Papst und Kaiser ein, da der erstere bei seiner Friedensvermittlung mehr auf die Wünsche Franz' I. bezüglich Mailands Rücksicht nahm als auf die des Kaisers. Es regte sich am Hofe der Verdacht, daß der Papst weder den Frieden noch das Concil ernstlich wolle, und das erzeugte Verbitterung im Kaiser. Daß aber der Papst den Franzosen begünstigte, der seinerseits wieder mit dem Erbfeind der Christenheit, dem Türken, verbündet war, empörte die Gemüther in den weitesten Kreisen Deutschlands und machte selbst die Protestanten dem Kaiser geneigter.

Unter solchen Umständen begab sich Karl V. zum Reichstag nach Speier. Um die Fürsten zur Reichs- und Türkenhilfe zu bewegen, zeigte sich Karl V. äußerst huldvoll. Am 18. Februar 1544 zog er in Speier ein, am 20. Februar eröffnete er den Reichstag, es war einer der glänzendsten, alle sieben Kurfürsten waren zugegen. Doch reisten schon im Mai der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ohne Einwilligung des Kaisers wieder ab. Gegen Frankreich wurde von Seite des Reiches der Krieg erklärt und 20.000 Mann zu Fuß und 4000 zu Ross gegen beide Erbfeinde der Christenheit bewilligt. Große Zugeständnisse mußten jedoch im Reichsabschiede vom 10. Juni dafür gemacht werden: die Entscheidung des Religionsstreites ward auf den nächsten Reichstag verschoben, zu welchem jede Partei ihre Reformentwürfe bringen sollte; indes solle der bisherige Friedensstand gelten, bis der Streit durch eine christliche Vergleichung eines gemeinen freien Concils in deutscher Nation oder einer Nationalsynode beigelegt sei; bis dahin sollten das Augsburger Edict und die Prozesse in Religionsachen suspendiert sein.²⁾

In einem Breve vom 24. August an den Kaiser sprach der Papst seinen Schmerz darüber aus, daß Karl V. die Ordnung der religiösen Wirren auf einem Nationalconcil oder Reichstag versprochen und ganz des Namens dessen

¹⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 572 f.

²⁾ Bucholtz, l. c. V, p. 32.

vergeßen habe, dem durch alle göttlichen und weltlichen Rechte mit Zustimmung von so vielen Jahrhunderten die höchste Gewalt gegeben sei, sowohl Concilien auszuschreiben als über die Dinge, die der Kirche zur Einigkeit und zum Nutzen gehören, zu handeln und beschließen. Zu niemand als zu Petrus habe der Herr gesagt: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre, und wenn du dermaleinst belehrt bist, so stärke deine Brüder.“¹⁾ — Auf die Kunde von diejem päpstlichen Schreiben verfaßte Luther seine von Lästerungen tiefende Schrift: „Wider das Papstthum, so zu Rom vom Teufel gestiftet“,²⁾ worin er den Papst nur seine Allerhöllischheit und Rom die höllische Grundsuppe nennt. Frei, christlich und deutsch seien dem Papste und römischen Hofe nichts denn eitel Gift, Tod, Teufel und Hölle. Die ganze haßerfüllte Schrift, welche sich um die drei Sätze dreht: 1. es sei nicht wahr, daß der Papst zu Rom das Haupt der Christenheit, über Concilien, Kaiser, Engel und alles sei; 2. es sei nicht wahr, daß ihn niemand urtheilen und absetzen könne, wie er brüllet; 3. es sei nicht wahr, daß er das römische Reich von den Griechen an uns Deutsche gebracht habe, wie er über alle Mäßen davon stolziert und pocht, schließt mit dem Wunsche: „Sterbe ich indes, so gebe Gott, daß es ein anderer ärger macht.“ — Übrigens erntete der Kaiser von keiner Seite Dank für seine vermittelnde Politik.³⁾ In Bayern raunte man sich ins Ohr, der Kaiser sei lutherisch geworden.

Luthers
Schrift
„Wider
das
Papst-
thum“.

Indes machte der Friede mit Frankreich — zu Crespy am 18. Septem-
ber 1544 — dem Kaiser die Hände frei, und jetzt erst kam er auf den Ge-
danken, mit Gewalt des Schwertes Ruhe in Deutschland herzustellen, und
schreibt er selber in seinen Aufzeichnungen: „Der Kaiser traf in Deutschland
mit der Absicht ein, um dem, was da vorgieng, abzuhelpen, was er jetzt ver-
mittels eines guten Abkommens leichter zu erwirken hoffte, weil er mit Frank-
reich im Frieden war. Weil er aber den großen Hochmuth der Protestanten
kannte, so fürchtete er, man werde doch nicht zu einem befriedigenden Resul-
tate gelangen. Er hatte stets die Überzeugung, es sei unmöglich, diese Hart-
näckigkeit und eine so große Macht — auf dem Wege der Strenge zu beugen.
Aber Gott, welcher diejenigen, so ihre Zuflucht zu ihm nehmen, nie im Stiche
läßt, begnügte sich nicht damit, dem Kaiser die Gnade zu erweisen, ihm
Geldern so schnell zu beschaffen; die Wahrnehmung dessen, was sich zutrug,
öffnete dem Kaiser die Augen und erleuchtete seinen Verstand dermaßen, daß
es ihm nicht bloß nicht mehr unmöglich vorkam, durch Gewalt einen solchen
Hochmuth zu bändigen, sondern daß dies ihm im Gegentheile leicht erschien,
wenn er es unter günstigen Umständen und mit den geeigneten Mitteln
unternehme.“

Anfang
des
Kriegs-
ge-
dankens.

1) Raynaldus, Annales ad an. 1544, n. 7—8.

2) Auf dem Titelblatt ist der Papst mit Felsöhren und von Teufeln umgeben dargestellt.

3) Vergl. Pastor, l. c. p. 201—206. — Nieß, Canisius, S. 170.

Das Concil von Trient. — Luthers Ende.

Concil
zu
Trient.

Der bisherige Friedensstand war ausbedungen bis zum Zustandekommen eines Concils. Der Papst erklärte am 19. November 1544 die Suspension des Concils zu Trient für aufgehoben und lud den Kaiser, den König von Frankreich und alle Fürsten der Christenheit ein, sich zu demselben in Person oder durch Botschafter auf den 15. März 1545 zu verfügen, „um zu berathen und zu beschließen in Streitigkeiten der Religion, zur Besserung der Sitten und zur Ausführung eines allgemeinen Zuges gegen die Ungläubigen“.

Reichs-
tag zu
Worms
1545.

Auf dem im Januar 1545 eröffneten Reichstag zu Worms mahnte Ferdinand — Karl lag noch krank zu Brüssel — am 24. März, zunächst nicht über die eingebrachten Reformationsentwürfe zu berathen, sondern den Fortgang des Concils abzuwarten. Die Protestanten entgegneten darauf, sie könnten die gegenwärtige papistische Versammlung in Trient für kein Concil erkennen.¹⁾ Am 16. Mai kam der Kaiser selbst nach Worms und ließ die Kurfürsten dringend bitten, selbst zu erscheinen, um den Wirren endlich einmal ein Ende zu machen. Der Kurfürst von Sachsen erschien nicht, ließ aber Luthers Schrift über die Concilien und „Wider das Papstthum, so zu Rom vom Teufel gestiftet“ unter die Reichsstände austheilen. Umsonst wurde den Protestanten versprochen, daß der Kaiser sein, des Reiches und der Stände Recht dem Papste gegenüber wahren werde, daß aber nicht er ein Concil ausschreiben könne, sondern der Papst, auf dessen Ruf allein auch die nicht-deutschen Völker hörten. Der Kaiser ließ sich im Abschied vom 4. August herbei, ganz im Geiste des Speirer Abschieds ein neues Religionsgespräch und einen neuen Reichstag zur Schlichtung der Religionsfrage auszuschreiben, bis dahin sollten vier vom Kaiser und vier von den Protestanten gewählte Theologen einen Vereinigungsentwurf ausarbeiten.

Braun-
schweiger
Frage.

Auf dem Reichstag zu Worms hat der Kaiser auch in der Braunschweiger Frage dahin entschieden, daß dieses Land einstweilen in kaiserliche Verwaltung durch zwei Reichsstände genommen werde. Der vertriebene Herzog kehrte jedoch gegen des Kaisers Verbot mit einem kleinen Heere im September 1545 in sein Land zurück. Sachsen und Hessen brachen nun mit überlegener Macht jogleich in sein Land, umzingelten ihn bei Kalesfeld und zwangen ihn, sich am 22. October zu ergeben. Heinrich ward als Gefangener in die Festung Riegenhain gebracht. Die Fürsten handelten, als wäre kein Kaiser vorhanden.²⁾

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 586 ff. — Bucholz, l. c. V, p. 42. — K. A. Menzel, l. c. I, p. 357.

²⁾ Lenz, Geschichte der Einführung des evangelischen Bekenntnisses im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel 1830. — Koldewey, Die Reformation des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regiment des Schmalcaldischen Bundes, 1542 bis 1547. Hannover 1869.

In gleichem Sinne handelte Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, indem er neuerdings mit seinen lutherischen Reformationsplänen hervortrat. obwohl der Kaiser noch 1545 mündlich und schriftlich ermahnte, von seinem Vorhaben abzustehen, da er sonst das Erzbisthum verlieren müsse. Doch Hermann hörte nicht darauf, er gedachte, dem kaiserlichen Mahnwort sowie dem von Rom gegen ihn eingeleiteten Proceß zu trotzen. Die Schmalkaldner versprachen ja bei ihrer Versammlung zu Frankfurt, December 1545 bis Februar 1546, ihn mit Waffenmacht zu unterstützen.

Köln
Frage.

Um dieselbe Zeit wurde das Bisthum Merseburg „evangelisch“ gemacht, indem Herzog Moriz von Sachsen seinen Bruder August, um ihn von seinen lästigen Erbauungsprüchen abzubringen, schon im Jahre 1544 zum Administrator wählte, am 2. August 1545 aber zum „evangelischen Bischof“ daselbst consecriren ließ. Am 3. Januar 1546 aber trat auch der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz öffentlich zum Protestantismus über und versprach dem Kölner Erzbischof seine Unterstützung.¹⁾

Merse-
burgund
Pfalz.

In diesen Erscheinungen zeigte sich wohl deutlich genug, daß es den Protestanten um ein Verhandeln über Glaubensfragen nicht mehr zu thun war, und daß an ein Wiedergewinnen derselben für die römisch-katholische Kirche nicht zu denken war. Trotzdem kam das in Worms angekündigte Religionsgespräch zu Regensburg²⁾ im Januar 1546 zusammen. Der Kaiser hatte freilich Mühe, katholische Theologen dafür zu bekommen, und in Wittenberg war die Abneigung gegen Nachgiebigkeit nicht minder groß. Das Gespräch wurde am 27. Januar eröffnet, führte aber nicht zur Vereinigung, sondern nur zur schärferen Betonung der Gegensätze und fand sein Ende, als die sächsischen Gesandten abberufen wurden noch vor der Ankunft des Kaisers am 10. April. Mit Disputationen war nicht mehr zu helfen. Alles nahm einen kriegerischen Anstrich. Die Schmalkaldner rechneten bei dem bevorstehenden Zusammenstoß auf die Hilfe von Frankreich, England und Schweden.

Gespräch
zu
Regens-
burg.

Indes starb der Mann, der die gewaltige Bewegung erregt hatte, um die jetzt die Schwerter gezückt wurden, Martin Luther.

Luthers
letzte
Tage.

Seine letzten Jahre verfloßen in bitterer Stimmung.³⁾ „Ich habe die Welt satt und die Welt meiner,“ sagte er, „sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quitiert.“ — Seine Stimmung war oft sauer, jetzt schien sie aber nur Eiskig zu sein. Ihn quälte die Bemerkung, daß die Lehre Calvins vom Altarsacramente auch in Wittenberg Beifall gewinne, daß ihr auch Melancthon insgeheim anhängen und man nur seinen Tod abwarte, um sich völlig für sie zu erklären. Der langverhaltene Unmuth brach 1544 los. Luthers Sprache war maßlos, die Antwort der Schweizer derb. Niemand rührte für Luther die Feder, selbst Melancthon nicht, obschon ihn der Kurfürst auf-forderte; er klagte vielmehr über Luthers Eigensinn und Gewaltthätigkeit und ver-

¹⁾ Zanfssen-Pastor, l. c. III, p. 609—614.

²⁾ Ibid. p. 616 f.

³⁾ Ibid. p. 595 ff.

glich ihn mit dem Demagogen Kleon. Nicht minder ärgerten Luther die Juristen mit ihrem Entscheiden in Kirchensachen und doch hatte er selber ihnen in die Hände gearbeitet.

Im Unmuth verließ Luther im Mai 1545 Wittenberg. „Es wird“, schreibt er an seine Räte, „mit seinem Regiment nicht den Beitzstanz, sondern den Bettlertanz und Beelzebubstanz kriegen. Nur weg aus diesem Sodoma! Ich will eher das Bettelbrot essen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen zu Wittenberg martern und beunruhigen will, mit Verlust meiner sauren, theuren Arbeit.“¹⁾ Viele waren froh, dass er gieng. Er sprach am liebsten vom Teufel und dessen satanischen Einwirkungen: man erlebe nur Wucherei, Säuferei, Ehebruch, Mord, Todschlag; aber noch ärger sei des Teufels Braut, die Vernunft; sie sei die ärgste Hure, die der Teufel habe. Erst im August kehrte er auf Einladung des Kurfürsten zurück. In solcher grimmigen Stimmung entlud sich sein Hass auch auf die Juden: „Man stecke ihre Synagogen mit Feuer an, und was nicht brennen will, überhäufe man mit Erde und beschütte es, dass kein Mensch einen Stein oder Schlacke davon sehe ewiglich. Solches soll man thun unserm Herrn und der Christenheit zu Ehren, damit Gott sehe, dass wir Christen seien.“

Grimm
wider die
Juden

und die
Katholiken

Getreu blieb sich Luther bis zur letzten Stunde in seinem Hass gegen die Katholiken: „Das soll mein Ruhm und meine Ehre sein, will's auch so haben, dass man hinfüro von mir sagen soll, wie ich voll böser Worte, Scheltens und Fluchens über die Papisten gewesen sei. — Ich will auch hinfort mich mit den Bösewichtern zerfluchen und zerschelten bis in meine Grube und sollen kein gut Wort von mir hören. Ich will ihnen mit meinen Donnern und Blitzen also zu Grab läuten. Denn ich kann nicht beten, ich muss dabei fluchen. Soll ich sagen: Geheiligt werde dein Name, muss ich dabei sagen: verflucht, geschändet, verdammt müsse werden der Papisten Namen. Wahrlich, so bete ich alle Tage mündlich und mit dem Herzen ohne Unterlass.“ — Seine letzte Bethuerung war, als er am 18. Februar 1546 zu Eisleben starb, dass er stets den Christus geglaubt und gepredigt habe, den der Papst mit allen Gottlosen schände und verlästere. Luther hinterließ drei Söhne und eine Tochter (sein Mannsstamm erlosch 1759), aber wenig Vermögen. Die Witwe des Mannes, der den Fürsten unzählige Millionen aus dem Kirchengut in den Sack gejagt hatte, war später in Leipzig dem bittersten Mangel ausgesetzt und musste Kostgänger halten, um ihr Leben zu fristen. Das war der Dank der Fürsten, „die immer für das reine Evangelium glühten“.

Luthers
Tod.

Witwe.

Luther starb mit der Ahnung des heraufsteigenden Religionskrieges: „Wer sterben kann, sterbe nur balde; es will nicht gut werden in der Welt. Unsere Sünden drücken uns. Deutschland ist gewesen, was es gewesen ist.“ — Ja, die Einheit, die Machtstellung Deutschlands war an ihrem Ende! Der innere Krieg begann, weil die Protestanten das einzige Mittel der Verständigung ohne Waffengewalt, das allgemeine Concil, verwarfen.

Das
Concil.

Am 13. December 1545 wurde das Concil von Trient eröffnet. Die Protestanten beschlossen in Frankfurt, die Theilnahme daran in aller Form zu verweigern und ihre Gründe hiefür zu veröffentlichen. Karl hoffte

¹⁾ De Wette, l. c. V, p. 22—86.

noch immer, den Sinn der Protestanten zu ändern, bat den Landgrafen bei einer Zusammenkunft Ende März 1546 in Speier, das Concil zu beschicken. Philipp bestand aber auf einem Nationalconcil. Der Kaiser bat ihn nun, wenigstens den bevorstehenden Reichstag zu Regensburg zu besuchen: er begehre nichts als Vergleichung in der Religion; wo diese nicht möglich, sei Schweres zu besorgen. Er selber habe weder Heller noch Pfennig vom Reich, sehe auch nicht auf die Beschwerden seiner Person, sei trotz seiner Krankheit gekommen, um Ruhe und Frieden zu schaffen. Kämen die Fürsten nicht, so könne er nichts ausrichten. Alles schreie um Hilfe und keiner wolle die Hand anlegen. Der Landgraf aber verweigerte zu kommen, denn sein Gewissen verbiete es und er habe kein Geld.¹⁾

Als der Kaiser am 10. April 1546 nach Regensburg kam, fand er gar keinen Fürsten vor; auf neues Bitten erschienen einige, darunter Moriz, aber kein Schmalkaldner. Am 5. Juni eröffnete Karl V. die Reichsverhandlung mit Klagen über die Säumnigkeit der Fürsten, über Abbruch des Religionsgesprächs. Die Katholiken beantragten, er solle die ganze religiöse Frage dem Concil überlassen und die Protestanten bewegen, es zu besuchen. Die Protestanten verlangten ein Nationalconcil und Fortdauer des Speierer Zugeständnisses von 1544 für alle, die weiter zu ihnen treten wollten. Die Pforten der Hölle würden übrigens das Augsburger Bekenntnis nicht überwältigen. Da lachte der Kaiser — das machte die Protestanten sorglich.²⁾

Was in Karls V. Seele damals vorging, enthüllt ein vertrauliches Schreiben des Kaisers vom 9. Juni 1546 an seine Schwester Maria:³⁾ „Du weißt, meine Schwester, was ich Dir bei meinem Abschiede in Mairicht sagte, daß ich alles aufbieten würde, um auf irgend eine gütliche Weise die deutschen Angelegenheiten zu ordnen und zum Frieden zu bringen, und dabei den Weg der Gewalt bis zum äußersten zu vermeiden. Es hat mir nicht gelingen wollen. Die Fürsten kommen nicht mehr zum Reichstage. Ihr Streben ist dahin gerichtet, die kaiserliche Autorität gänzlich zu entkräften und eine Ordnung der Dinge aufzurichten, in welcher die geistlichen Fürsten nicht mehr Raum haben. Diese überschütten mich mit Klagen und Beschwerden. Darum habe ich mich mit meinem Bruder und dem Herzoge von Bayern berathen. Sie sind der Meinung, daß es kein anderes Mittel gibt, als den Abgewichenen mit Gewalt zu widerstehen, und sie dadurch zu erträglichen Bedingungen zu bringen, damit, wenn man nichts mehr thun kann, man doch wenigstens dem Unheile entgegenrete, alles unrettbar zu verlieren. Sie glauben ferner, daß die Umstände günstig sind. Denn die besagten Abgewichenen sind bereits sehr abgemattet und erschöpft durch die Kosten ihrer Kriege. Ferner ist der Unwille und die Unzufriedenheit in den Ländern Sachsen und Hessen groß, sowohl bei dem Adel als bei den Untertanen, weil diese

¹⁾ Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, I, S. 14. — Buchholz, l. c. V, p. 88—95. — Pastor, l. c. p. 329—344. — H. A. Menzel, l. c. I, p. 440—450.

²⁾ Seckendorf, Commentarius historicus et apologeticus de Luthernismo, III, p. 663.

³⁾ Lang, Correspondenz Karls V., tom. II, p. 486. — Duno Klopp, Studie über Karl V. in den „Historisch-politischen Blättern“, LX, S. 232, 347.

Fürsten sie ausmergeln bis auf die Knochen und sie in ärgerer Knechtschaft halten, als je zuvor. Namentlich jedoch ist der Adel gegen sie ergrimmt. Dazu sind sie geschwächt durch ihre Theilung in verschiedene Secten. Es ist sogar Hoffnung, einige dieser Fürsten zu bewegen, daß sie sich in Religionsfachen dem Concil unterwerfen, wie der Herzog Moriz, der ausdrücklich hieher zu mir gekommen ist, der Markgraf Albrecht von Brandenburg und andere. Ferner bietet mir der Papst Unterstützung auf sechs Monate für 12.500 Mann. Er gewährt mir in Spanien zu diesem Zwecke den Verkauf klösterlicher Jurisdictionen. Nachdem ich dies alles wohl überlegt, auch einigen der deutschen An-
Karls V. Entschluß gelegenheiten wohl kundigen Personen mitgetheilt habe, bin ich ihrem Rathe gemäß entschlossen, gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen als Verstörer des Landfriedens den Krieg zu beginnen und dies zu rechtfertigen durch ihr Verfahren gegen den Herzog von Braunschweig. Dieser Vorwand wird die Gegner nicht hindern zu denken, daß die Sache in Wahrheit die Religion betreffe: aber jedenfalls werde ich dadurch die Gegner trennen.“

zum Krieg gegen die Schmalkalbner. Karl blieb nur eine Wahl, der Krieg. Er hatte sich den Protestanten gegenüber verbindlich gemacht, ein Concil zustande zu bringen — es war zustande gekommen. Er hatte sich dem Papst gegenüber verbindlich gemacht, die Protestanten zum Concil zu bewegen — wie stand er der Christenheit gegenüber da, wenn sie nicht kamen! War er noch ein Kaiser, wenn die Fürsten nicht mehr zu den Reichstagen kamen, die er entbot, wenn sie unter dem Vorwand des freien Evangeliums Bündnisse mit dem Auslande schlossen, im Innern Krieg führten, Fürsten verjagten, Bisthümer einzogen? Also Krieg!

Moriz von Sachsen. Karl bereitete ihn umsichtig vor, er schloß am 7. Juni einen Bund mit dem Papst und gewann am gleichen Tage noch den Herzog Wilhelm von Bayern dafür. Der Papst verhiess in der Bestätigung dieses Bündnisses am 26. Juni 1546 100.000 Ducaten bar, 100.000 in Venedig zu hinterlegen, 12.000 Mann zu Fuß und 500 Reiter auf sechs Monate. Karl V. versprach, die Protestanten zur Anerkennung der alten Kirche mit Waffengewalt zurückzuführen, wobei er aber auch mildere Wege versuchen könne.¹⁾

Bündnisse Karls V. Der Kaiser gewann die brandenburgischen Markgrafen; ein Meistertreich war, daß er am 19. Juni 1546 durch das Versprechen der Kur, des Schutzrechtes über das Erzbisthum Magdeburg und das Bisthum Halberstadt, Moriz von Sachsen für sich gewann.²⁾

Der junge Fürst hatte sich 1542 in Ungarn gegen die Türken als tüchtiger Streiter erwiesen, dem Kaiser gefiel sein kluges und kühnes Wesen, er nannte ihn Sohn, Moriz nannte den Kaiser Vater; im letzten französischen Krieg hatte ihn Karl selber vor einer Festung aus dem Bereich der Kugeln herausgeholt: er verstehe noch nicht im Kugelregen sich zu drehen und zu wenden.³⁾

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1546, n. 94. — Janßen-Pastor, l. c. III, p. 621 f. — Bucholz, l. c. V, p. 477.

²⁾ Ranke, l. c. IV, p. 289—292. — R. A. Menzel, l. c. I, p. 451—459. — Janßen-Pastor, l. c. III, p. 622 f.

³⁾ R. A. Menzel, l. c. II, p. 202.

Der Schmalkaldische Krieg in Süddeutschland 1546.

Als die Rüstungen des Kaisers offenbar wurden, ließen die protestantischen Fürsten am 16. Juni nach dem Grunde derselben fragen.¹⁾ Die Antwort lautete: der Kaiser suche immerdar den Frieden und werde gegen alle, die sich gehorsam zeigen, sich gnädig und väterlich erweisen, gegen die Ungehorsamen aber sein kaiserliches Ansehen gebrauchen und nach dem Rechte verfahren.²⁾ Danach mußten die Schmalkaldner wohl wissen, was bevorstand, und es fragte sich jetzt nur, ob sie den Kriegsgedanken, mit dem sie schon so lange gespielt haben, auch rasch und thatkräftig ins Werk zu setzen verstanden.

Die Oberländischen Mitglieder hielten noch im Juni einen Tag in Ulm und hatten binnen einer Woche ein Heer von 12.000 Mann unter Waffen, ehe noch der Kaiser gerüstet war. Ihr Anführer, Sebastian Schärtlin von Burtenbach, sprengte eine kaiserliche Abtheilung am 9. Juli bei Füssen auseinander, nahm am 10. die Ehrenberger Klause und wollte rasch nach Trient vor, um das Concil auseinanderzujagen. — Da kam vom Kriegsrath in Ulm Gegenbefehl: am 20. Juli nahm er dann mit Heideck, dem Führer der Wirtemberger, Donauwörth.³⁾ Die beiden fürstlichen Häupter der Schmalkaldner erließen am 4. Juli aus Jächtershausen ein Manifest, worin sie darthun wollten, nicht ihrem Ungehorsam, sondern der Unterdrückung ihres Religionsbekenntnisses gelten die Rüstungen des Kaisers. Dieser aber erklärte sie am 20. Juli „als ungehorsame, untreue, pflicht- und eidbrüchige Rebellen, aufrührerische Verächter und Verlezer der Majestät, auch als Verlezer des gemeinen Landfriedens“ in des Reiches Acht und Aberacht. Sofort wurde in Sachsen gegen den Kaiser, den Papst und den Türken, als gegen „die Feinde des göttlichen Wortes“, gepredigt und gebetet.⁴⁾

So war also der Kampf des Kaiserthums gegen unbändige Fürsten erklärt. Was sollte werden, wenn sie siegten?⁵⁾ Dann gieng das Reich auseinander. Ein unabsehbarer innerer Krieg stand bevor. Die Sorge um die Zukunft trieb manchen Protestanten in das Lager des Kaisers. Das Gefühl, daß sie gegen den höchsten Inhaber der Reichsgewalt sich erhoben, lähmte diejenigen, welche gegen den Kaiser in Waffen standen. Wären sie übrigens schnell und planmäßig vorangegangen, so wäre der Kaiser unfehlbar erlegen, denn am 4. August 1546 hatte sich die schmalkaldische Kriegsmacht bei Donauwörth zusammengezogen und betrug etwa 30.000 Mann zu Fuß mit 100 Geschützen und 4600 Reitern, lauter erlesene Truppen.⁶⁾

1) Bucholz, l. c. V, p. 478 ff., 479—481. — Bezold, l. c. p. 771.

2) Ranke, l. c. IV, p. 304. — Bezold, l. c. p. 766—771.

3) Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 625—627. — Ranke, l. c. IV, p. 308 f. — Bucholz, l. c. V, p. 520.

4) Ranke, l. c. IV, p. 307. — Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 629 ff., 633.

5) Bucholz, l. c. V, p. 489—492, 504—507. — Vergleiche die Betrachtung des Sepulveda über den Krieg, l. c. I, p. 448—500.

6) Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 638. — Ranke, l. c. IV, p. 312, sagt: 35.000 Mann zu Fuß und 6000 Mann zu Pferd. — Bezold, l. c. p. 776, spricht von 50.000 Mann.

Tag in Ulm.

Manifest.

Acht.

Stand der Parteien.

Dem Kaiser waren indes am 20. Juli 12 Fähnlein Spanier, die bisher in Ungarn gedient hatten, mit 500 Reitern in Regensburg zugezogen. Diese Macht war freilich noch klein, allein der Kaiser war überzeugt von dem Recht seiner Sache, er war entschlossener, er war ein Meister in den Schachzügen des Krieges wie der Politik. Ein Wille lenkte seine Kräfte. Die Gegner aber hatten einmal keinen rechten moralischen Muth, waren mehr Maulhelden als wirkliche Soldaten, und nicht eines Sinnes. Was der Kurfürst wollte, mißfiel dem Landgrafen, und was Schärtlin von Burtenbach anrieth, mißfiel ihnen beiden. Schärtlin war ein bewährter Landsknechtführer, scharfblickend und willensstark. Er rieth ganz richtig, man solle über die einzelnen Truppenabtheilungen des Kaisers herfallen, ehe sie sich gesammelt hätten, man solle sich der Städte an der Donau bemächtigen und dadurch den Strom in seine Gewalt bringen, desgleichen den Inn, die Isar und andere Flüsse, Bayern solle man zur Bundesgenossenschaft zwingen oder als Feind behandeln.

Schärtlin.

Bayern.

Allein Rücksichten überwogen: man solle Bayern aus dem Spiel lassen, man könne den Herzog vielleicht noch gewinnen.¹⁾ Der Herzog erklärte, er wolle sich neutral halten, und so geschah im Moment, wo rasch gehandelt werden sollte, nichts von Bedeutung. Man konnte mit der vereinigten Bundesarmee Befehle vorschreiben, statt dessen erließ man am 11. August einen Aufruf an die Glaubensverwandten: „Der Kaiser habe des Reiches Ordnungen verlegt, nur um die Religion zu unterdrücken und die deutsche Nation in seinen spanischen, burgundischen und österreichischen Gehorsam zu bringen.“ Der Kaiser nahm jedoch die Erklärung gar nicht an. Alba drohte demjenigen, der noch einmal einer ähnlichen Sendung sich unterziehe, mit dem Strick.²⁾ Indes verstärkte sich der Kaiser mit jedem Tag, während seine Gegner unschlüssig zwischen Donau und Vech hin- und herzogen. Am 3. August brach er von Regensburg nach Landshut auf, dort stießen am 12. August die Truppen aus Italien zu ihm — die ganze Halbinsel war in kriegerischer Bewegung; wie einst die Kaiser Deutsche nach Italien geführt, so kamen jetzt Italiener zum Kaiser, 11,000 Mann Päpstliche unter Ottavio Farnese mit 500 Reitern, Soldaten des Großherzogs von Florenz und des Herzogs von Ferrara, 8000 Spanier aus dem Mailändischen und aus Neapel. Donauaufwärts kam Geschütz, Mannschaften aus Oesterreich und Brandenburg rückten an zum Kampf der Entscheidung. Die gesammte Streitmacht des Kaisers betrug jetzt etwa 34,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter.³⁾

Nun zeigte sich so recht der Mangel an Einsicht, Einigkeit und Thatkraft auf Seite der Schmalkaldner. Schärtlin rieth anzugreifen bevor der Kaiser seine Truppen zusammengezogen habe, er rieth die Eroberung des

¹⁾ Bucholz, l. c. V, p. 514—516.

²⁾ Hortleder, Von den Ursachen des deutschen Krieges Kaiser Karls V. wider die Schmalkaldischen Bundesverwandten, II, S. 412. Gotha 1645. — Bucholz, l. c. V, p. 496.

³⁾ Bucholz, l. c. V, p. 521. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 642. — Ranke, l. c. IV, p. 310 f.

festen Ingolstadt. Allein dem Landgrafen Philipp waren alle Furten zu tief und alle Moräste zu breit, „er hat den Fuchs nit beißen wollen“, wie Schärtlin sich ausdrückte.¹⁾ In Wirklichkeit scheuten aber die Schmalkaldner einen Gewaltstreich gegen das bayerische Ingolstadt, da sie ja den Bayernherzog Wilhelm III. noch immer für sich zu gewinnen hofften. Endlich entschlossen sie sich, am linken Donauufer nach Regensburg zu ziehen, um nach dem Wunsche Johann Friedrichs dem Kaiser den Übergang über die Donau, also den Weg nach Sachsen zu verlegen, um ferner sich dieses kaiserlichen Standlagers zu bemächtigen, eventuell auch den Kaiser selbst zu schlagen. Dazu war es aber jetzt zu spät.

Unerreich-
barkeit der
Schmal-
kaldner.

Der Kaiser war nämlich nach der Vereinigung bei Landshut sofort am 15. August wieder nach Regensburg zurückgekehrt, hatte die Vorposten gesichert und war dann am rechten Ufer donauaufwärts gezogen. Es gelang ihm der Übergang über die Donau, und nun nahm er feste Stellung bei Ingolstadt am 26. August. So war also der Kaiser doch nördlich von der Donau, was die Schmalkaldner verhüten wollten, und zugleich bedrohte er jetzt das Gebiet ihres Verbündeten Ulrich von Württemberg. Eilig zogen sie daher wieder nach Ingolstadt, wo sie am 28. August den Kaiser in fester Stellung fanden zwischen der Stadt und dem Schlosse Kassenfels. Schärtlin drang darauf, des Kaisers Lager zu erstürmen, ehe die Befestigung vollendet sei. Schärtlin erzählt: „Der Kaiser ist sein lebenlang in größeren Nothen nie gewesen, aber sobald der Mittag vergangen und er gesehen, daß wir nicht schlagen wollten, hat er erst Nachts thun sich verschanzen und ist ihm wieder das Herz gewachsen.“ Die Fürsten waren dagegen: sie hätten Land und Leute zu verlieren. „Und ich“, entgegnete Schärtlin unmuthig, „habe Burtenbach zu verlieren.“²⁾

Stellung
bei
Ingol-
stadt.

Man beschloß also eine Beschießung des kaiserlichen Lagers, um den Kaiser dadurch zu zwingen, zu offener Feldschlacht herauszurücken. An Geschütz dem Kaiser sehr überlegen, begannen die Verbündeten am 30. August eine furchtbare Kanonade, etwa 1700 Kugeln flogen in Karls Lager. Der Zweck wurde nicht erreicht, Karl war klug genug, sich nicht aus der festen Stellung locken zu lassen, und blieb unerschütterlich im dichten Kugelregen. Eine Kugel zerriß sein Zelt, eine andere tödtete einen Reiter an seiner Seite. Als ihn seine Umgebung warnte, sich bloßzustellen, entgegnete er: „Ist denn je ein römischer Kaiser im Dreffen geblieben?“ — Am 1. September nahm Schärtlin eine wichtige Anhöhe, die Karls Lager beherrschte. Schon wollte er Sturm laufen lassen, da hemmte ihn der Landgraf: die ganze Armee könnte zugrunde gehen! Schärtlin wundert sich, daß er an jenem Tage nicht von Sinnen gekommen. Es blieb beim Kanonieren, und Karl ließ ruhig sein Zelt wieder fliegen.

Größe
Kämpfe.

¹⁾ Schärtlin von Burtenbach, Lebensbeschreibung, aus dessen eigenen und Weichseltsnachrichten, S. 102. Frankfurt 1777.

²⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 642 f. — Ranke, l. c. IV, p. 316 f. — H. A. Menzel, l. c. II, p. 9 f.

Umso eifriger waren die Bundeshäupter im Schreiben. Am 30. August machte der Kurfürst die abenteuerliche Nachricht bekannt, der Papst habe „etliche vil und geschwinde Gift in Deutschland geschickt, um Brunnen, Teich und stehende Wasser zu vergiften“, woraus genugsam zu ersehen, daß der Kaiser und Papst einmal entschlossen, uns und unsere Unterthanen allein um Gottes Wort und wahrer Religion willen gänzlich zu vertilgen.¹⁾ In einer Anklageschrift vom 2. September gegen Karl, der sich römischer Kaiser nenne, warfen sie ihm vor, „sein ganzes Sinnen sei vom Anfange an dahin gegangen, Deutschland in Unfrieden, Zerstörung und Verderben zu setzen, und die neue Erbmonarchie in ewige Sklaverei zu bringen.“ Karl ließ sie schreiben.

Graf
von
Büren.

Indes trat von seinem weit angelegten Plane ein Theil nach dem andern ins Leben. Der Graf Maximilian von Büren kam aus den Niederlanden bei Mainz glücklich über den Rheinstrom. Die Verbündeten waren froh, unter gutem Vorwande von Ingolstadt wegziehen zu können, brachen auf, um seine Vereinigung mit dem Kaiser zu verhindern; auf Umwegen erreichte er jedoch am 15. September das Lager des Kaisers glücklich. Jetzt hatte Karl 50.000 Mann zu Fuß und 14.000 Reiter beisammen und rückte am 19. September gegen Neuburg, das sich sofort ergab, und nun beherrschte der Kaiser die Donaulinie. Das Loß der Schmalkaldner war unter solchen Umständen schon nahezu entschieden, zumal da auch die von Frankreich, England und Dänemark erhoffte Hilfe ausblieb.²⁾ Schärtlin zerfiel mit den Fürsten, weil sie sich nicht schlagen wollten, und war froh, als ihn die Augsburger zum Schutze ihrer Stadt abriefen. Karl und die Verbündeten standen sich dann bei Lauingen und Giengen sechs Wochen, im October und November, gegenüber.

Moriz
in
Sachsen.

Da gieng plötzlich eine andere Mine los: Herzog Moriz erklärte am 27. October 1546, am gleichen Tage, da der Kaiser ihm die Kurwürde von Sachsen urkundlich übertrug, seinem Vetter Johann Friedrich den Krieg und vollzog die Acht gegen den abgesetzten Kurfürsten, nicht ohne anfänglichen Widerstand seiner Stände. Diesen beschwichtigte er auf dem Landtag zu Freiberg durch eine Erklärung des Kaisers, daß er den Herzog und dessen Unterthanen und Landschaft nicht von ihrer Religion und dem Worte Gottes bringen, sondern gänzlich dabei lassen wolle, weiters durch die Vorstellung, wenn er, Moriz, die Acht nicht vollziehe, so werde sie, zum Schaden des Gesamthauses, Ferdinand vollziehen, und also vieles vom Haus Sachsen in fremde Hände kommen. Ferdinands Truppen rückten in der That am 30. October aus Böhmen in das Kurfürstenthum³⁾ und zersprengten das kurfürstliche Aufgebot bei Adorf am 1. November 1546. Alle Städte des Kurfürstenthums, außer Wittenberg und Gotha, ergaben sich jetzt dem Herzog Moriz ohne Widerstand.

1) Bucholz, l. c. V, p. 523. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 643.

2) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 644.

3) Ibid. p. 646 f. — Ranke, l. c. IV, p. 324—327. — Voigt, l. c. p. 206—242.

Auf die Kunde davon hielten die Verbündeten Kriegsrath im Lager bei Giengen. Der Kurfürst verlangte entweder stärkere Hilfe und das Versprechen, daß man nie mit dem Kaiser Frieden machen wolle, ohne daß er seine verlorenen Länder wieder habe, oder er werde umkehren, um seine Gattin, Kinder und Unterthanen in so trüben Zeiten nicht allein zu lassen.¹⁾ Vom Entschlusse, eine Hauptschlacht zu wagen, gieng man ab, dagegen bot man dem Kaiser Unterhandlungen und Frieden an. Sie kannten aber ihren Mann wenig: nachdem er so lange gezaudert, bis er handelte, wollte jetzt der Kaiser endlich einmal zur Entscheidung kommen; den Antrag seiner Gegner, in welchem er nur den Beweis ihrer Verzagtheit sah, ließ er vor der Schlachordnung verlesen²⁾ und beantwortete ihn dahin: auch er wolle Frieden und Ruhe im Reiche, wisse aber keinen andern Weg hiezu, als wenn der Kurfürst und der Landgraf mit ihrem ganzen Heere sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben.³⁾ Karl handelte als Kaiser, seine Gegner als Leute, die keinen rechten Muth und kein gutes Gewissen haben. Neuer Kriegsrath: statt den Kurfürsten zu bitten, daß er ja bei ihnen in Oberdeutschland bleibe, zeigten die Städte nicht undeutlich ihren Wunsch, seiner loszuwerden. Auch der Landgraf bekam jetzt Heimweh.⁴⁾ Man beschloß, 8000 Mann zur Deckung Wirtembergs dazulassen, wofür der Herzog 100.000 Gulden zahlen sollte, und sandte an die Könige von Frankreich und England um Hilfe, oder wenigstens um eine Anleihe.⁵⁾

Verhandlungen.

Energie Karls V.

Rückzug der Schmalkaldner.

Brand- schätzung.

Der Pfälzer.

Am 23. November 1546 trennten sich die Verbündeten. Um es nicht an „Heldenthaten“ fehlen zu lassen, erpresste der Kurfürst in Aschaffenburg, Frankfurt und vom Kurfürsten von Mainz eine Brandschätzung von je 40.000 Gulden, 30.000 Goldgulden vom Abt von Fulda und verhältnismäßige Summen von anderen Prälaten. Das waren schwache Reichsgenossen, an denen er seinen Muth kühlen konnte.

In Süddeutschland war jetzt Karl Herr der Lage, ein Schrecken fuhr in seine bisherigen Gegner.

Eine Reichsstadt nach der andern suchte sich mit dem Kaiser zu vertragen. Ulrich von Wirtemberg floh nach Hohentwiel. Nach Schwäbisch-Hall kam der Kurfürst Friedrich von der Pfalz,⁶⁾ um sich wegen seiner Verbindung mit den Schmalkaldnern zu entschuldigen und zugleich um Fürbitte einzulegen für den flüchtigen Herzog Ulrich. Karl sagte dem Pfalzgrafen, daß er ihm in Erinnerung an ihre Jugendfreundschaft verzeihe. Die Gesandten von Ulm baten am 22. December auch auf den Knien um Gnade. Ulm zahlte 100.000 Goldgulden Strafe und zwölf Stück Geschütze. Als wichtiger

¹⁾ Bucholz, l. c. V, p. 534.

²⁾ Ibid. p. 537.

³⁾ Ibid. p. 538. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 647, Anm. 5.

⁴⁾ Es entstand das Wortspiel, der Landgraf habe den Kaiser nach Laufen schicken wollen, der Kaiser habe ihn nach Giengen geschickt. Bucholz, l. c. V, p. 539 f.

⁵⁾ A. A. Menzel, l. c. II, p. 21 f. — Hauke, l. c. IV, p. 331.

⁶⁾ Bucholz, l. c. V, p. 540.

Die Ober-
deutschen. Waffenplatz in Süddeutschland lähmte Ulm durch seine Unterwerfung den Widerstand der andern Städte. Der Kaiser konnte dem Handel der Ulmer so schwere Verluste beibringen und hinwiederum, wenn er gut mit ihnen stand, demselben in seinen weiten Landen so große Vortheile gewähren, daß die Ulmer den kranken Karl V. sogar haten, wegen der gesunden Luft Aufenthalt bei ihnen zu nehmen, und ihn, als er am 18. Januar 1547 einzog, aus Schmeichelei in spanischer Sprache begrüßten.¹⁾

Augs-
burg. Jetzt unterhandelten auch die Augsburger. Sie mußten Schärtlin aus der Stadt ausweisen, einige Fähnlein deutscher Knechte des Kaisers aufnehmen, 150.000 Gulden nebst zwölf Kanonen ausliefern und durch ihre Abgesandten am 29. Januar den Kaiser mit gebogenen Knien um Vergebung bitten.²⁾ Auch Straßburg unterwarf sich am 19. Februar und zahlte 30.000 Gulden als Beitrag zu den Kriegskosten, welche der Kaiser gegen die Rebellen hatte aufwenden müssen.³⁾

Wirtem-
berg. Der Herzog Ulrich⁴⁾ wurde als Sichtkranker, in einem Stuhle sitzend, am 4. März in den Audienzsaal getragen, sein Kanzler und seine Rätthe legten in seinem Namen reuiges Sündenbekenntnis ab und flehten um Gnade. Der Kaiser gewährte sie, und der Herzog sprach seinen Dank aus, daß ihm in Rücksicht seines Alters und seiner Krankheit der persönliche Fußfall erlassen worden sei, aber er mußte 200.000 Gulden zahlen und Hohenasperg, Kirchheim und Schorndorf dem Kaiser einräumen. — Zu gleicher Zeit rückte ein Heer aus den Niederlanden durch Westfalen gegen Köln. Der Erzbischof Hermann mußte seine Stelle am 25. Februar niederlegen, der Coadjutor Adolf von Schaumburg wurde Erzbischof, die Diocese verblieb bei der Kirche, von einer Unterstützung der Schmalkaldner konnte keine Rede mehr sein.⁵⁾

Köln.

Der Schmalkaldische Krieg in Sachsen 1547.

Moriz
und der
Kurfürst.

Indessen war der Kurfürst mit etwa 20.000 wohlgeübten Landsknechten wider Erwarten des Herzogs Moriz Mitte December nach Sachsen gekommen und hatte nicht bloß sein Land wieder gewonnen, sondern war auch in das Gebiet des Moriz eingebrochen. Am 1. Januar 1547 hatte er Halle besetzt, während Moriz sich nach Dresden zurückzog, am 5. Januar sich vor Leipzig gelagert, in welches er binnen drei Wochen über 12.000 Kugeln warf, während Moriz um Dresden, Freiberg und Annaberg seine Truppen sammelte. Es war ein Fehler, daß Johann Friedrich sich so lange vor Leipzig aufhielt und nicht sogleich Moriz zu einer Schlacht nöthigte.⁶⁾

Der
Branden-
burger.

Karl V. sandte den Markgrafen Albrecht von Brandenburg dem Moriz zuhülfe. Albrecht rühmte sich, er wolle den Kurfürsten dahin

1) Bucholz, l. c. VI, p. 562.

2) Der Vertrag bei Bucholz, l. c. V, p. 563.

3) Janßen-Pastor, l. c. III, p. 655.

4) Über ihn und die ihm gehässige Stimmung seiner Unterthanen vergleiche den Bericht Ferdinands an den Kaiser bei Bucholz, l. c. V, p. 546—550.

5) Bucholz, l. c. V, p. 564—566. — Ranke, l. c. IV, p. 340—344.

6) Bucholz, l. c. VI, p. 1—18. — Voigt, l. c. p. 242 ff., 267 ff.

bringen, daß er sich schlagen oder um Frieden bitten müsse, ließ sich aber, ob schon vor der Circe gewarnt, dennoch verleiten, in Hochliß Stellung zu nehmen und bei der üppigen Fürstin Elisabeth, einer Schwester des Landgrafen, den Fasching zu feiern. Er war verrathen: unter Festlichkeiten wurde er am 2. März vom Kurfürsten überrascht, gefangen genommen, sein kleines Heer zersprengt oder erschlagen.¹⁾

Dieser Erfolg schien auf einmal den Dingen eine Wendung zu Gunsten der Schmalkaldner zu geben, zumal die Böhmen sich für sie zu erheben Böhmen. begannen: der Husitismus regte sich von neuem, man sah in dem Kurfürsten den Glaubensverwandten, in seinem Schicksale das Schicksal des Königreichs. Von Wittenberg aus wurde natürlich geschürt, Karl als ein neuer Diocletian bezeichnet, als rasender Löwe, Ferdinand als Leopard; der Zweck des Krieges sei nur, die Communion unter beiden Gestalten zu vertilgen.

Ferdinand hatte im August 1546 Geld und Mannschaft zur Vertheidigung verlangt und ein Heer unter Sebastian von Weitmühl gesammelt. Als dieses jetzt in Sachsen einbrechen sollte, kehrten die Utraquisten um. Mit dem Reste schlug Weitmühl die kurfürstlichen bei Adorf am 1. November 1546. Mitte November löste sich aber das böhmische Heer ganz auf, die Prager verlangten nach Frieden. Als Ferdinand am 12. Januar 1547 ein Aufgebot nach Leitmeritz erließ, um dem Herzog Moriz gegen den geächteten Johann Friedrich zuhülfe zu ziehen, hieß es, dieser Feldzug habe nur die Vertilgung des Wortes Gottes und des Abendmahles zum Zwecke, und überdies sei ein solches Aufgebot nicht kurzweg vom König, sondern von einem eigens dazu einberufenen Landtage anzuordnen. Vergeblich wies Ferdinand darauf hin, daß im Drange der Verhältnisse ein Landtag ja unmöglich sei. Auch die wenigen Stände, die anfangs Februar wirklich in Leitmeritz erschienen, verlangten zunächst einen Landtag, bis Ferdinand erklärte, daß er unter allen Umständen mit den Seinen und jenen, die ihm folgen wollen, zu Felde ziehen werde, die andern aber „mögen bedenken, was ihnen daraus entstehen könne“. Das wirkte; und am 10. Februar entschied sich die Leitmeritzer Versammlung zum Feldzug. Anders kam es in Prag.²⁾

Die
Prager
gegen
den
Kaiser.

Gute und ernste Worte waren unisonst bei den Pragern, die Stadt war in gewaltiger Gährung, die Glocke vom Lein, das Zeichen des Aufbruchs, wurde am 8. Februar geläutet. Die feurigsten Utraquisten hatten sich in Prag versammelt, und die drei Prager Städte Altstadt, Neustadt und Kleinseite gelobten am 10. Februar, für die Freiheit nebeneinander stehen zu bleiben und einander zu helfen, wenn sie wegen ihres rechtmäßigen Widerstandes gegen das königliche Aufgebot von irgend jemand beschwert werden sollten.

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 33—34. — Voigt, l. c. p. 292 ff., 325—331.

²⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 352.

Diesem Bunde traten am 15. Februar noch gegen 400 Herren und Ritter aus zehn böhmischen Kreisen bei, und zugleich wurde vom König die Einberufung des Landtages auf den 17. März verlangt, widrigenfalls die Verbündeten selbst als Landtag sich betrachten und als solcher handeln würden. Ferdinand verbot eine solche Parteiversammlung und schrieb wirklich selbst einen allgemeinen Landtag auf den 18. April nach Prag aus. Die Verbündeten waren auch damit nicht zufrieden, und als gar der Kurfürst ihnen Nachricht gab von dem gelungenen Überfall bei Rochlitz und sie an die alte Einigung zwischen Böhmen und Sachsen mahnte, hielten die utraquistischen Stände und Städteboten im März eigenmächtig die geplante Versammlung und beschloffen am 23. März eine Ordnung gemeinsamer Bereitschaft der drei Stände der Krone Böhmen, ernannten Caspar Pflug von Rabenstein zum Feldhauptmann über das Kriegsvolk und übertrugen acht „Verordneten“, vier aus dem Herren- und vier aus dem Ritterstande, das Directorium des Bundes. — Das war volle Empörung, wenn sie auch an Ferdinand schrieben, dies alles geschehe nur, um das Königreich gegen den Herzog Moriz sicherzustellen, der mit Kriegsvolk über die Grenze gerückt sei und sich vor Brügg gelagert habe. Zugleich sandten sie Boten nach Mähren und Schlesien, um zur Theilnahme am Aufstande zu verleiten.¹⁾

Wenn der Kurfürst Johann Friedrich jetzt gleich mit einem Heere nach Prag zog und die Kräfte des Widerstandes geschickt verwendete, so bekam der Krieg einen ganz neuen Schauplatz, die ganze Bewegung gegen den Kaiser einen neuen Schwung, und konnten Karl und Ferdinand erliegen und der Kurfürst protestantischer Kaiser werden. Aber der phlegmatische, immer zur Auflehnung gegen den Kaiser geneigte, doch nie genug verwegene Kurfürst hatte nichts vom Holze, aus dem man große Männer schneidet. Er sandte Mannschaft unter Thumshirn, aber nicht genug, um den Böhmen rechten Muth zu machen, und doch genug, um seine eigene Kriegsmacht zu schwächen. Ferdinand war in größter Noth, allein Böhmen, Mähren und Schlesien blieben doch im ganzen treu.

Karl V., obschon den ganzen Winter hindurch krank, brach jetzt eilig nach Eger auf, weil er fühlte, daß alles in Gefahr sei. Dort vereinigten sich am 6. April Ferdinand und Moriz mit ihm, von dort brachen sie am 13. April 1547 gegen Meissen auf. Bald standen sie an der Elbe. Am 23. April kamen sie in die Nähe des Kurfürsten: die Sachsen zogen am rechten Ufer, die Kaiserlichen am linken Ufer der Elbe hinunter. Johann Friedrich wollte Wittenberg stark besetzen und war mit Magdeburg in Unterhandlung, wohin er nöthigenfalls mit dem Kerne seines Heeres sich zurückziehen wollte. Der Kurfürst war schlecht durch Rundschafter bedient: er wußte

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 363—387. — Huber, l. c. IV, p. 123—128.

nicht, daß ihm der Kaiser so nahe auf der Ferse war. Karl aber wollte seinen Feind sich diesmal nicht entgehen lassen, und in der Sehnsucht nach raschem Entscheid — zehn Tage war er ohne Rast fortgezogen — klagte er am Morgen über den dichten Nebel, der die Elbe bedeckte, über das Wetter, das ihm immer zuwider sei, wenn er den Feind angreifen wolle. Da zerriß um acht Uhr die Sonne den Nebel, man sah den Strom und die erschreckten Feinde in günstiger Stellung.¹⁾

24. April
1547.

Wie hinüber kommen? Es war keine Brücke da und sächsische Schützen fuhren am jenseitigen Ufer in Rähnen auf und ab. Das Feuer begann auf die Sachsen. Man fieng an, Brücken zu schlagen, hatte aber nicht Rähne genug. „Wir sollten die Rähne da drüben haben!“ rief Karl. Sogleich stürzten einige Spanier, den Säbel im Munde, ins Wasser, schwammen über die Elbe, tödteten die Sachsen und nahmen die Rähne. In diesem Augenblick hatte man aber auch eine Furt brauchbar gefunden, welche ein sächsischer Müller, namens Strauch, Alba angezeigt hatte: Alba und Moriz setzten durch das Wasser unter dem Feuer der Schützen ans jenseitige Ufer, mit ihnen die Reiter, von denen jeder einen Schützen hinter sich auf dem Ross hatte. Auch Ferdinand und der Kaiser ritten durch die Elbe. Ranke sagt schön:²⁾ „Die Protestanten hatten den Kaiser, der in der Pein der Krankheit ins Feld gegangen, noch in Nürnberg ungern jemand vor sich ließ, beinahe als einen Verstorbenen betrachtet: wie ein einbalsamierter Leichnam, wie ein Gespenst rückte er gegen sie an. Aber sie kannten diese kranke, schwächliche, scheinbar verkommene Natur nicht, die sich dann mit einemmale wieder in aller ursprünglichen Energie erhob, und das Ziel, das sie vor sich sah, unaufhaltsam verfolgte. Im Felde war der Kaiser gesund und munter. Täglich stand er früh um vier Uhr auf; auch heute erschien er noch einmal, sehr ritterlich anzusehen, ganz in blanken Waffen, mit dem rothen goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, begierig sich zu rächen und des Sieges im voraus gewiß.“

Schlacht
bei
Mühl-
berg.Karl's V.
Energie.

Die Masse des Heeres zog über die Schiffbrücke. Als bald begann das Gejecht. — Andächtig hörte der Kurfürst in Mühlberg in der Kirche die Predigt, als ihn die Kunde, daß der Übergang erzwungen werde, zum Aufbruch trieb. Es geschah mit Hast. Die Reiterei deckte die Flucht. Auf der Lohauer Heide stellte sich der Kurfürst, um die Truppen des Moriz, wie er meinte, abzuwehren. Auf einmal erschien aber das ganze Heer des Kaisers, das mit dem Rufe: „Hispania und das Reich!“ sich stürmisch zum Angriff stürzte. Jetzt kam zuerst die Reiterei des Kurfürsten in Verwirrung, dann warf die Mannschaft zu Fuß die Gewehre weg und suchte ihr Heil in der Flucht. „Es war keine Schlacht,“ sagt Melancthon, „sondern ein Davonlaufen.“ — Über 2000 Mann zu Fuß und 500 Reiter wurden erschlagen, 800 gefangen, 21 Geschütze, alle Fahnen, 600 Wagen mit Pulver und Gepäc erbeutet. Von den Kaiserlichen fielen nur fünfzig.³⁾

Flucht
bei
Mühl-
berg.

1) Descriptio pugnae, qua Johannes Fridericus Elector Saxoniae a Caesare non procul a Mühlberg die 24. Aprilis anno 1547 captus est in Schardii Script. rerum Germanicarum, II, p. 506. — Ranke, l. c. IV, p. 367—375.

2) Ranke, l. c. IV, p. 376.

3) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 659. — Ranke, l. c. IV, p. 375—378.

Der
Kurfürst
gefangen.

„Ich kam, ich sah und Gott siegte!“ rief Karl, als er die Größe seines Erfolges gewahrte.¹⁾ Der Kurfürst ward auf der Flucht verwundet und gefangen. Blutend im Gesichte, zu Pferd sitzend, ward er von Alba zu dem Kaiser geführt, der mit Ferdinand unter einer Baumgruppe stand und dem Kurfürsten, der auf die Knie sinken wollte, winkte, sitzen zu bleiben. — „Großmächtigster, allernädigster Kaiser!“ hub der Verwundete an. — „Bin ich nun Euer Kaiser?“ fiel ihm dieser ins Wort, „so habt Ihr mich lange nicht geheißt.“ — „Ich bin Euer Majestät Gefangener und bitte um fürstliches Gefängnis.“ — „Ich will mich so gegen Euch halten, wie Ihr Euch gegen mich gehalten habt,“ antwortete der Kaiser. — „Ihr seid ein feiner Mann,“ fiel Ferdinand ein, „Ihr habt mich und meine Kinder von Land und Leuten bringen wollen.“ — Der Kurfürst ward sodann dem Herzog von Alba zur Verwahrung übergeben.

Witten-
berg.

Am 5. Mai stand der Kaiser vor Wittenberg; es war fest, mit dem Nöthigen wohl versehen. Als der Kurfürst sich weigerte, die Übergabe zu befehlen, sah der Kaiser darin strafbaren Troß und ließ ihm das Todesurtheil verkünden, „zur Bestrafung für seine Empörung und für andere zum Beispiele.“ — „Der Kaiser wird gnädiger mit mir verfahren“, sagte der Kurfürst und fuhr ruhig in der Schachpartie fort, die er gerade spielte. Er war im Rechte, Karl wollte nur schrecken, sein Sinn war zur Milde geneigt. Die Hinrichtung hätte ohnehin den Kurfürsten zum Märtyrer und für Karl erst gefährlich und viele Protestanten, die jetzt mit ihm hielten, ihm abwendig gemacht. Der Schreck wirkte aber bei der Familie. Am 19. Mai 1547 kam der Wittenberger Vertrag zustande.²⁾ Die Festungen Wittenberg und Gotha wurden übergeben, der Markgraf Albrecht von Brandenburg wurde frei, der Kurfürst verzichtete auf Magdeburg, Halberstadt und Halle, versprach dem Kaiser zu gehorchen. Seine Güter kamen größtentheils an Moriz, der aber den Kindern des Gefangenen so viele Städte, Flecken, Ämter lassen mußte, daß sie ein jährliches Einkommen von 50.000 Gulden hatten; es blieb ihnen Eisenach, Weimar, Jena, Gotha, nach Einreichung der Festung Koburg; der Kaiser erläßt die Lebensstrafe, der Gefangene bleibt aber an seinem Hofe, oder am Hofe des Prinzen von Spanien, solange es dem Kaiser gefällig ist. Wittenberg wurde nun am 19. Mai übergeben.

Witten-
berger
Kapitu-
lation.

Wenige Tage darauf durfte die Kurfürstin ihren Gemahl besuchen, weinend fiel sie vor Karl auf die Knie; er hob sie auf, als wäre sie eine Königin. „Mein Mann hat gefehlt, meine Kinder sind unglücklich!“ rief sie. Karl tröstete sie, für das Leben ihres Gemahls habe sie nichts zu fürchten, ihre Kinder könnten anständig leben, ihr selbst bleibe ihr Leibgebing. Tags darauf besuchte der Kaiser Wittenberg, den Herd der neuen Bewegung. Lange stand der Kaiser in der Schloßkirche in tiefem Nachdenken am Grabe Luthers, des Mannes, der ihm so viel Kummer und Verdrießlichkeiten bereitet, der die Kirche

Karl V.
in
Witten-
berg.

¹⁾ „Vine, y vi, y Dios vencio.“ Bucholz, l. c. VI, p. 39—42. — Fiedler, Relationen venetianischer Botschafter über Deutschland und Oesterreich im 16. Jahrhundert, S. 106, 109, 115. Wien 1870.

²⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 43—50.

und das Reich zerrissen hatte. Als Alba meinte, man solle die Gebeine des Erzfürstern verbrennen, antwortete Karl: „Ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!“ — Als Karl hörte, daß kein Gottesdienst mehr feinetwegen in Wittenberg gehalten werde, rief er: „Wer richtet uns das an? Geschieht solches in unserem Namen, so thut man uns keinen Gefallen daran. Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberdeutschen Landen, warum sollten wir es hier thun!“ — Und es wurde wie vorher gepredigt und gesungen. Der Krieg sollte nicht als Religionskrieg erscheinen, auf Karls Seite kämpften ja protestantische Fürsten. Der brandenburgische Hofprediger Agricola verglich sogar den Ubergang Karls V. über die Elbe mit dem Ubergange Josuas über den Jordan, obschon er früher die Schulkinder gelehrt hatte, wider den Kaiser und den Papst zu beten. Als Alba später gefragt wurde, ob es wahr sei, daß an jenem Tage die Sonne still gestanden sei, antwortete er witzig, er habe so viel auf Erden zu thun gehabt, daß ihm nicht Zeit übrig blieb, gen Himmel zu schauen.¹⁾

Karl's V.
Dulb-
samkeit.

Folgen der Schlacht bei Mühlberg.

Bei dem Falle des Kurfürsten verlor der niedersächsische Kreis den Muth. Noch anfangs April hatten die niedersächsischen Städte Magdeburg, Braunschweig, Hamburg und Bremen neuerdings sich verbündet zum Widerstand gegen den Kaiser. Sie stellten selbst unter Christoph von Oldenburg und Albrecht von Mansfeld eine Bundesarmee auf und wurden noch im Mai von Heinrich II. von Frankreich unter schönen Versprechungen zu kräftigem Widerstand ermunthigt. In der That widerstand Bremen den Angriffen der kaiserlichen Feldherren Erich von Braunschweig-Calenfeld und Christoph von Wirtemberg, und Erich erlitt sogar am 23. Mai beim Rückzug von Bremen eine schwere Niederlage bei Drakenburg an der Weser. Die Nachricht von der Capitulation Wittenbergs wirkte lähmend, die Bundesstruppen ließen auseinander, die Bundesmitglieder unterwarfen sich der Reihe nach. Hamburg bat um Gnade und kam mit einer Geldbuße davon, Lübeck zahlte 200.000 Gulden, nur Magdeburg wollte sich nicht fügen. Der Kaiser mochte sich aber vor dieser Stadt nicht aufhalten und überließ es Moriz, sie zum Gehorsam zu bringen. Der Argwohn gegen französische Untriebe trieb nach Oberdeutschland. Am 10. Juni 1547 zog Karl in Halle ein, von dort setzte er in Naumburg den rechtmäßigen Bischof Julius von Pflug ein.

Nieder-
sachsen.

Magde-
burg.

In Halle unterwarf sich am 19. Juni der Landgraf Philipp. Dieser war von Giengen sehr kleinmüthig nach Hause gekommen, und hatte in einemort bei dem Kaiser um Ausöhnung unterhandelt, selbst sich erboten, im Zuge gegen Sachsen mit Kriegsvolk zu Ross und zu Fuß Beistand zu leisten, — die Verhandlungen waren aber stets an der Forderung einer unbedingten

Philipp
unter-
wirft
sich.

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 51—52.

Unterwerfung gescheitert. Die Schlacht bei Mühlberg schlug ihn vollends danieder; er hatte den Kaiser schwer gereizt und fürchtete nicht bloß das Todesurtheil, sondern auch den Vollzug. Moriz und der Brandenburger unterhandelten und schrieben dem Geängstigten bald, daß seine Sache nicht so schlimm stehe. Der Kaiser forderte Ergebung auf Gnade und Ungnade, süßfällige Abbitte, Verpflichtung zu künftigem unbedingtem Gehorjam, 150.000 Gulden Strafgeld, Schleifung aller Festungen außer Ziegenhain oder Kassel, Auslieferung aller Geschütze, Entlassung des Herzogs Heinrich von Braunschweig, Zurückstellung alles dessen, was er andern Ständen widerrechtlich entrißen hatte. In der Übereilung schrieben aber die Vermittler noch mehr: Philipp solle weder an Leib noch Gut, weder mit Gefängnis noch mit Bestrafung und Schmälerung seines Landes bestraft werden. Am 19. Juni trat der Landgraf in Halle vor den Kaiser und kniete am Throne nieder, während sein Kanzler Günderoode sein Schuldbekennnis ablas.¹⁾

Wie der
Landgraf
abbittet

Nach Art roher Menschen lachte Philipp in Verlegenheit oder aus knabenhaftem Troß. Der Kaiser hob drohend den Finger auf: „Wart, ich will dich lachen lehren!“²⁾ Nachdem das Sündenbekenntnis und Versprechen des Gehorjams, wie es einem treuen Fürsten gebürt, verlesen war, sprach der Vicekanzler Seld im Namen des Kaisers, daß, weil der Landgraf ihm zu Füßen gefallen und etliche Fürsten Fürbitte für ihn eingelegt, der Kaiser die Racht gegen ihn aufgehoben habe und die durch seine Empörung verwirkte Lebensstrafe ihm erlassen werde; desgleichen solle er auch weder mit ewigem Gefängnis noch mit Confiscation oder Entsetzung seiner Güter Mehreres oder Weiteres, als die Artikel der Abrede enthalten, beschwert werden. Der Kanzler dankte. Der Landgraf wartete, daß der Kaiser ihm das Zeichen zum Aufstehen gebe, — endlich stand er ungeheiß auf und wollte dem Kaiser die Hand reichen, doch dieser hielt sie zurück. Das Handreichen wäre das Zeichen der Veröhnung gewesen. Alba nahm die Hand des Landgrafen. Mit andern Worten: im Herzen war der Kaiser weder veröhnht noch hatte er Vertrauen in die Aufrichtigkeit der Gesinnung Philipps. Dieser entfernte sich mit Moriz und dem Kurfürsten von Brandenburg, sie speiseten am Abend bei Alba in der Morizburg.

Philipp
bleibt in
Sast.

Als der Landgraf aufbrechen wollte, hieß es, er sei ein Gefangener; spanische Wache zog vor seine Thür. Die Fürsten beschwerten sich, man verwies sie auf den Vertrag, in dem nur von ewigem Gefängnis gesprochen war; später gestanden die Fürsten offen ein, daß sie Philipp in der

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 53—67.

²⁾ „Wel ik sal u leeren lachen.“ Und roh war Philipp, hatte er doch 1559 das Grabmal seiner großen Stummutter, der heil. Elisabeth, aus dem Dome bei Marburg, bloß um Geld zu gewinnen, mit eigener Hand gewaltsam geöffnet und die heiligen Gebeine mit den Worten herausgenommen: „Das walte Gott! das ist St. Elisabethen Heilighum! Mein Gebeines ihre Knochen! Komm her Ruhme Els! Das ist mein Stummutter! Es ist schwer, ich wollte wünschen, daß es lauter Kronen wären; es werden die alten ungarischen Gulden sein.“ Die Reliquien steckte sein Knecht in einen Habersack und trug sie aufs Schloß. Ebenso nahm er das Haupt der Heiligen weg, mit der von Kaiser Friedrich II. geschenkten Krone, die von da an nicht mehr gesehen wurde. Janssen, l. c. III, p. 428.

Übereilung mehr versprochen hätten, als ihnen verheißen war. Karl V. hielt Philipp gefangen, weil der Vertrag noch nicht erfüllt war und weil er an Franz I. gelernt hatte, was fürstliche Versprechungen bedeuten.

Es ist eine Lüge, die Thuanus ausbrachte, daß der Kaiser gegen Philipp treulos gehandelt und seine Rätbe in dem Übergabvertrage das Wörtchen „ohne einiges Gefängnis“ in „ewiges Gefängnis“ gefälscht hätten. Gewiß ist aber, daß der Landgraf härter behandelt wurde als der Kurfürst: dieser hatte seinen Kanzler, sein Gefinde, seine Küche und glänzendes Quartier, und Karl pflegte zu sagen, er wisse nicht, ob der Kurfürst ihn oder er den Kurfürsten als Gefangenen mit sich führe. Den Landgrafen hingegen verließen nie seine spanischen Wachen, sie schauten mit ihm zum Fenster hinaus, sie führten ihn auf dem Zuge wie einen Missethäter in ihrer Mitte: sein Schwert war an der Scheide so befestigt, daß er es nicht ziehen konnte. Nach einem vereitelten Fluchtversuch kam der Landgraf in harte Haft nach Mecheln.¹⁾

Ein neuerer anonymen Schriftsteller²⁾ bemerkt jedoch über das Gefangenhalten beider Fürsten mit Recht, daß es ein großer politischer Fehler war: „Es nutzte dem Kaiser gar nichts. Vielmehr durfte er, wenn es einmal wieder zum Schlagen kam, schwerlich hoffen, unfähigere Köpfe als jene beiden an der Spitze seiner Gegner zu sehen. Ferner verschaffte er der Partei den wohlfeilen Ruhm, eine Art von fürstlichen Märtyrern zu haben. Dieser Ruhm ist beiden Häuptern in reichlichem Maße zutheil geworden. Ja bis auf den heutigen Tag gewährt die Geschichte des Landgrafen von Hessen ein merkwürdiges Beispiel, wie die Popularität einer Partei auch einen in sich haltlosen Menschen mit einem unverdienten Strahlenkranz zieren kann. Machiavellis Rath, den überwundenen Feind nicht nutzlos noch zu erbittern, nicht ihm noch eine Demüthigung aufzulegen, die er nicht erwinden kann, war an Karl vorübergegangen. Die deutschen Fürsten jedoch vergaßen nicht, wie der Kaiser zwei aus ihrer Genossenschaft behandelte, gleich als wollte er die Zeiten Friedrich Rothbarts wieder herstellen. Die Reibe konnte auch an sie kommen.“

Und wie Philipp, so war auch den Böhmen durch die Schlacht bei Mühlberg der Mutb entjunken, das Heer der Ultraquisten unter Caspar von Flug lief auseinander. Die Böhmen suchten ihr Verfahren bei Ferdinand zu entschuldigen, er verwies sie an den Kaiser und auf seine Ankunft in Prag. Die Parteihäupter wollten doch das Schloß noch besetzen, wenn er nicht unbedingt Verzeihung gewähre, Ferdinand kam ihnen aber in Besetzung des Schloffes zuvor. Als am 6. Juli die Bürgermeister nebst den Rathsherrn und 240 Bürgern zur Verantwortung auf das Schloß geladen wurden, brach ein Aufstand aus, die Sturmglocke ertönte, der Rath forderte am Tage des „heiligen Johannes Hus“ die Kreise Böhmens zur Hilfe auf, die Bauern kamen, erhielten Waffen, griffen das Schloß an, wurden aber mit einem

¹⁾ H. A. Menzel, l. c. II. p. 92—96.

²⁾ Der Verfasser der „Studien über Catholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit“ (S. 143—145) ist Duno Kloppe. — Druffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, I, S. 163—167.

Verlust von 70 Todten zurückgeschlagen. Am 8. Juli erschienen die Bürgermeister mit den 240 Bürgern auf der Burg und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Es ward ihnen erklärt, daß sie ihre Freibriefe auszuliefern, Buße alle Einkünfte, Zölle und Schöffner in des Königs Hände zu stellen, die nur auf drei Jahre bewilligte Biersteuer für immer zu zahlen und all ihre Waffenvorräthe auszuliefern hätten, dann werde ihnen der König mit Ausnahme einiger weniger verzeihen. Solches geschah.¹⁾

Die Städte und Herrschaften folgten dem Beispiel von Prag und kamen meist mit Geldbußen davon. Am 22. August wurden auf dem Hradschin Caspar von Pflug starb im Gefängnisse. Die gescheiterte Empörung verstärkte nur die Macht der Krone und der alten Kirche. Der nächste Landtag, im August 1547, erkannte dem König allein das Recht zu, Landesämter zu verleihen und Landtage zu berufen; der König ward als Erbherr erklärt mit dem Recht, noch bei seinen Lebzeiten seinen Erben krönen zu lassen. Wider die Pikarditen, die dagegen sprachen, ergieng der Befehl, sie hätten sich zum katholischen oder utraquistischen Bekenntniß zu halten. Viele wanderten nach Polen aus.²⁾

Karl V. und Paul III. in der Concilsfrage.

Der Sieg war errungen, der Schmalkaldische Bund war gesprengt, die beiden Häupter waren gefangen, Karl V. war mächtiger als irgend ein Kaiser seit 300 Jahren in Deutschland! Welche Lockung, diese Macht zur wahren Einigung Deutschlands zu benutzen und eine Monarchie zu errichten so schrankenlos, wie es die französische damals war! Versucher traten auch an den Kaiser und wiesen auf Julius Cäsar hin. Doch Karl V. antwortete: „Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen, die Ehre; wir Christen haben deren zwei, die Ehre und das Heil der Seele.“ Der Kaiser bewies eine seltene Mäßigung; er hatte keine Neigung, die deutsche Reichsverfassung zu stürzen, er wollte bloß seinem Krönungseid getreu die Einheit auf den gegebenen Grundlagen und den Frieden in der Religion herstellen.

Dies zeigte sich auf dem glänzenden Reichstage zu Augsburg, den der Kaiser am 1. September 1547 eröffnete! Alle Kurfürsten waren anwesend. Der Vortrag des Kanzlers erinnerte an die väterliche Liebe des Kaisers zu dem heiligen Reiche deutscher Nation, zu dem geliebten Vaterlande, und wie er unter Mühen aller Art und Gefahren ihm die Wohlthaten des Friedens, des Rechtes, der Einheit und Ordnung zu erhalten gesucht habe, und mahnte, wie nöthig der rasche Austrag der religiösen Frage sei. Die religiöse Frage nahm denn auch die meisten Verhandlungen dieses Reichstages in Anspruch.

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 396—406.

²⁾ Ibid. p. 406—439. — Huber, l. c. IV, p. 130—136. — Hanke, l. c. IV, p. 388—391.

Was der Kaiser sonst verlangte, war einmal, daß die vereinigten Niederlande als burgundischer Kreis in den Reichsverband aufgenommen werden, wenn auch frei vom Reichsgerichte; für den Anspruch auf Hilfe, den sie dadurch vom Reiche erhielten, übernahm der Kaiser die doppelte Beisteuer, die sonst ein Kurfürst dem Reiche bezahlte. Dann schlug der Kaiser vor, um das Reichskammergericht wieder in Gang zu bringen, ihm diesmal die Wiederaufrichtung und Besetzung desselben zu überlassen, wobei wegen Anwachsens der Zahl der Prozesse die Zahl der Beisitzer um zwölf vermehrt wurde. Um Prozesse wegen der eingezogenen und nach Beendigung des Krieges wieder zurückzustellenden geistlichen Güter zu vermeiden, wünschte der Kaiser diesmal selber die Vermittlung zu übernehmen. Eine Reichscasse sollte errichtet werden, die Stände sie aber in Verwahrung haben. Lauter gemäßigte Forderungen, alle inner der Schranken der Reichsverfassung. Der Wunsch, den Schwäbischen Bund zu erneuern und über das ganze Reich auszudehnen, konnte nicht mehr in Erfüllung kommen.¹⁾

Anträge
des
Kaisers.

Am meisten lag dem Kaiser an dem religiösen Frieden. Aber wie diesen herstellen! Die katholischen Kurfürsten verlangten, die religiöse Frage solle dem Concil zu Trient, die protestantischen forderten, sie solle einem freien Nationalconcil anheimgestellt werden. Die Reichsstädte, welche die Fortdauer der Spaltung wünschten, verlangten wieder einmal ein Religionsgespräch und erklärten, dem Concil sich nur dann fügen zu können, wenn es „nach göttlicher Lehre handle“, den dort schon gefassten Beschlüssen könnten sie sich jedoch nicht fügen. Das Princip des Landeskirchentums wagte jetzt niemand als berechtigt auszusprechen.²⁾ Der Kaiser beharrte auf christlich-nützlicher Reformation der Geistlichen und Weltlichen und daß die Stände dem Concil Folge leisten. Die beiden oberen Reichscollegien bejahten dies, nur der gefangene Kurfürst wollte zuerst die Decrete des Concils sehen. Der Kaiser glaubte aber am 9. November dem Papst mittheilen zu können, „was er mit soviel Arbeit und Eifer herbeizuführen gesucht, das sei nunmehr geschehen: Kurfürsten, geistliche und weltliche Fürsten sowie die Städte hätten sich dem nach Trient ausgeschriebenen und daselbst begonnenen Concil unterworfen.“³⁾

Er
wünscht
den
religiösen
Frieden.

Das Concil war aber schon von Trient nach Bologna verlegt. Zwischen dem Kaiser und Papste waren Irrungen entstanden. Frankreich war bemüht, die Liga zwischen Karl V. und Paul III. zu sprengen. Jener wünschte die Reform der Kirche zuerst in Angriff genommen, das Concil hatte aber zuerst sich mit der Feststellung der Lehre den neuen Meinungen gegenüber befaßt.⁴⁾

Ber-
legung
des
Concils.

1) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 675, 692—695.

2) Pastor, l. c. p. 349.

3) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 677.

4) Vergenröther, Katholische Kirche und christlicher Staat, S. 218 ff. Freiburg 1872. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 670—675.

Vor-
würfe.

Wir sahen bisher, wie Karl V. eine tiefreligiöse Natur, ein treuer Sohn der Kirche war. Welches sind nun die Vorwürfe, welche Paul III. dem Kaiser zu machen hatte? Der Kaiser hatte sich verpflichtet, die gegen das Concil von Trient protestierenden Reichsstände, wenn alle Mittel gütlichen Verfahrens schlagelassen, mit den Waffen in der Hand, von päpstlichen Truppen und Hilsgeldern unterstützt, zur Anerkennung des Concils und zum Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl zu nöthigen, und mit selbigen Ständen und dem Schmalkaldischen Bunde ohne Erlaubnis des Papstes keinen dem Glauben und der Kirche nachtheiligen Vertrag einzugehen. Diesen Verpflichtungen sei Karl nicht nachgekommen; er habe die oberländischen Städte nur auf die Unterwerfung unter die Anordnungen des Reichstages und unter die Gebote des Kammergerichtes verpflichtet, er habe ihnen ohne Zustimmung des Papstes oder seines Nuntius die Zusicherung ertheilt, sie bei habender Religion zu belassen; in den Verträgen mit den schmalkaldischen Fürsten sei von Sachen der Religion gar keine Rede.¹⁾

Die Vertheidiger Karls können auf die Schwierigkeit seiner Aufgabe hinweisen, auf den gefährvollen Ernst seiner Lage, die ihn zwang, zunächst mit dem, was erreichbar war, sich zu begnügen, um nach und nach sein Ziel zu erreichen und auch die Zeit wirken zu lassen. Das Kaiserthum und die Kirche zusammen zu heben, war ja sein stetes, sein schönes Ziel.

Ein Hauptgrund des Mißtrauens war allerdings des Kaisers Stellung in Italien: er war im Besiz Neapels und Siciliens und des Herzogthums Mailand — seine Macht drückte also von zwei Seiten auf den Kirchenstaat. Es war dieselbe Lage, welche den Streit zwischen den Stauern und der Kirche verschärfte.

Mail-
land.

Allerdings wendete er seinem Sohne Philipp das Herzogthum Mailand zu, aber er arbeitete ja auch für die Kaiserwahl seines Sohnes Philipp. Der Kaiser mußte eine große Macht besitzen, sollte er in dieser gährenden Zeit ein nützlicher Schutzherr der Kirche sein. Man erschrak allerdings in Rom über die Höhe seiner Geldforderungen: aus allen Reichen und Staaten, von allen Kirchen und Klöstern die Hälfte ihres Besitzes an Gold, Silber und Wertgegenständen, und von den kirchlichen Genossenschaften die Hälfte ihres jährlichen Einkommens. Aber seine Nothlage erforderte dies; man bekam damals Landsknechtregimenter nicht ohne vieles, vieles Geld. Man vergeße nicht, daß die deutschen Fürsten stets von Frankreich aus mit Geld und Mannschaft unterstützt wurden und daß in Ungarn der mit Frankreich verbündete Sultan mit seinem Heere stand.

Das
Concil
verlegt
nach
Bologna.

Ein Unglück für die Kirche war aber die Verlegung des Concils von Trient nach Bologna.²⁾ Als der Schmalkaldische Krieg ausbrach und Schärtlin durch Tirol auf Trient losgehen wollte, wurde beantragt, das Concil nach Bologna zu verlegen. Der Papst befahl jedoch die Fortsetzung des Concils aus Furcht, den Kaiser zu beleidigen. Dieser erklärte, wenn das Concil verlegt werde, so sei alles umsonst, was er gethan habe, um die Lutheraner zur Anerkennung deselben zu bewegen.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 670.

²⁾ Ibid. p. 674.

Weil einer der Legaten dennoch die Verlegung betrieb, ob aus Gewissensbissen, daß die Kirche gleichsam dem Kaiser unterthan sei, oder aus Furcht, das Concil möchte bei dem nahen Ende Pauls III. die Papstwahl nach Art der Synode zu Constanz in Anspruch nehmen, so wurde Karl so unwillig, daß er ihm drohen ließ. Als am 13. Januar 1547 die Synode sich feierlich über die Rechtfertigung gegen die lutherische Lehre aussprach, blieb der kaiserliche und aus Rücksicht auf Karl V. auch der französische Gesandte von der Sitzung weg, denn der Kaiser fürchtete, die Protestanten unzeitig zu reizen. Seit der Kaiser den Schmalkaldischen Krieg nicht als Religionskrieg führte, rief der Papst nach Ablauf der ausbedungenen sechs Monate seine Truppen zurück und verweigerte weitere Unterstützung. Am 11. März machten die Legaten von der Vollmacht Gebrauch, das Concil im Nothfall zu verlegen, weil zwei Mitglieder und einige von ihrer Dienerschaft rasch wegstarben und zwei berühmte Ärzte dies dem Ausbruch einer Seuche zuschrieben. 38 Mitglieder zogen nach Bologna, 15 blieben in Trient zurück. Bald aber zeigte sich, daß die Seuche keine ansteckende Krankheit war.

Karl V.
gegen die
Ver-
legung.

Karl erfuhr in Nördlingen die Verlegung und schickte sogleich an seinen Gesandten Mendoza Befehl, die Rückkehr des Concils nach Trient zu erwirken. Der Papst dagegen verlangte, die Väter in Trient sollten sich mit denen in Bologna vereinen.

Als ein Legat Karl die Gründe der Verlegung vortrug und daß das Concil frei sein müsse, entgegnete dieser unmuthig: „Der Papst macht, was er will; er ist ein hartnäckiger alter Mann, der die Kirche zugrunde richtet. Aber es soll an einer Synode nicht fehlen, die allen Genüge thun und alles zurecht bringen soll.“ — Dagegen sagte Paul III. zu Mendoza: „Nicht zum Cäsar, sondern zum Petrus hat der Herr gesagt: auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“ — Auf die Kunde von der Schlacht bei Mühlberg verlangte Paul III. nur noch, die Väter in Trient sollten sich nach Bologna verfügen und dann mit denen von Bologna gemeinsam die Rückkehr nach Trient beschließen. Allein Karl beharrte bei seiner Überzeugung, der Papst wolle das Concil nicht mit vollem Ernste, und drohte, er werde schon kommen; nicht nur nach Bologna, sondern auch nach Rom werde er seine Prälaten zum Concil senden, aber selber mitkommen.¹⁾

Kaiser
und
Papst.

Also Spaltung im Concil, Spaltung zwischen Kaiser und Papst. Karl V. faßte sein Verhältnis zum römischen Stuhl nach Art des großen Karl und der Ottonen auf, und der Papst begann von der Kaisermacht für die Freiheit des römischen Stuhles zu fürchten.

Übrigens hatte die Synode zu Bologna nur am 21. April eine Sitzung gehalten nur um sich zu vertagen, was am 2. Juni und 14. September neuerdings, zuletzt auf unbestimmte Zeit geschah. — Auf der andern Seite erklärte Karl den Reichsständen am 18. October in Augsburg, er werde als Schutzherr der Kirche dafür sorgen, daß das zu Trient angefangene Concil fortgesetzt, von andern Potentaten und Bischöfen und auch von den Anhängern der

Concil
zu
Bologna.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 674.

Die Augsburgischen Confession besucht werde, und am 24. October erklärten die Reichsstände, daß man sich dem Beschlusse des Kaisers in Religionsfachen vollständig anheimgebe. Die deutschen Bischöfe sandten am 14. September ein Schreiben an den Papst, in welchem sie ihm alle Gefahren schilderten, welche die Verlegung des Concils nach Bologna zur Folge habe.

Gerade damals entstanden jedoch zwischen Kaiser und Papst neue Irrungen wegen Parma und Piacenza.

Streit
um
Parma
und
Piacenza

Parma und Piacenza waren am 8. October 1512 durch Papst Julius II. von dem damals stark umstrittenen Herzogthum Mailand losgerissen und dem Kirchenstaate einverleibt worden unter dem Vorwande, daß sie zur Schenkung Pipins und Karls des Großen gehörten. Nach dem Tode Julius' II. (1513) sind beide Städte für Maximilian Sforza von Mailand besetzt, jedoch bald wieder dem Papste Leo X. übergeben worden. Nach der Schlacht bei Marignano (1515) aber beanspruchte Franz I. von Frankreich als nunmehriger Herr von Mailand beide Gebiete und erhielt dieselben von Leo X. im Vertrag zu Bologna im December 1515 wirklich zugesprochen. Als dann Karl V. mit Leo X. den Bundesvertrag vom 8. Mai 1521 gegen Franz I. schloß, versprach er, nach der Vertreibung der Franzosen aus Italien Parma und Piacenza dem Kirchenstaate zu überlassen. Thatsächlich wurden damals beide Gebiete von den päpstlichen Truppen besetzt und blieben nun im Besitze des heiligen Stuhles, obwohl das Reich deren Losrennung vom Herzogthum Mailand niemals förmlich anerkannte. Paul III. endlich übertrug dieselben im Jahre 1545 sogar seinem natürlichen Sohne Pier Luigi Farnese als eigenes Herzogthum trotz des heftigsten Widerspruchs im Cardinals-Collegium und gegen den Wunsch des Kaisers. Letzterer unterließ damals einen förmlichen Protest wohl nur deswegen, weil er den ersehnten Zusammentritt des Concils nicht durch neuen Streit in Frage stellen wollte. Pier Luigi, ein tyrannischer Wüstling, erwies sich jedoch überdies sofort als verhassten Feind des Kaisers und als Vorkämpfer französischer Politik.¹⁾

zwischen
Karl V.
und
Paul III.

Als sich das Verhältnis zwischen Karl V. und Paul III. im Jahre 1547 gänzlich geändert hatte, beschloß der Kaiser, Parma und Piacenza, diese beiden wichtigen Posten in Italien, im Namen der nur ruhenden, aber nie aufgegebenen Rechte des Reiches an sich zu bringen. Pier Luigi sollte vertrieben werden, ward aber am 10. September 1547 auf Anstiften des kaiserlichen Statthalters von Mailand, Ferdinand Gonzaga, von Verschworenen ermordet. Der kaiserliche Statthalter Gonzaga in Mailand, der mit Wissen des Kaisers die Verschwörung zum Sturz Farneses geleitet, eigenmächtig aber den Mord veranlaßt hat, besetzte sofort Piacenza als kaiserliches Eigenthum, der Papst aber nahm es für den Sohn des Ermordeten und Eidam des Kaisers, Octavio Farnese, in Anspruch. Der Kaiser verweigerte die Herausgabe, der Papst aber schwor, „Rache zu nehmen, wenn es ihm selbst auch den Märtyrertod einbringen sollte“.²⁾

¹⁾ Gregorovius, l. c. VIII, p. 102, 175, 195, 259—264. — Reumont, l. c. III, 2, p. 85—88, 119 ff., 500 ff. — Hefele-Hergenröther, l. c. IX, p. 264 ff.
²⁾ Maurenbrecher, Karl V. und die deutschen Protestanten, S. 161. — Ranke, l. c. V, p. 8 f. — Zausen-Pastor, l. c. III, p. 671.

Unter solchen Umständen war an eine gütliche Verständigung zwischen Papst und Kaiser in der Concilsfrage kaum zu denken und als der Kaiser in der erwähnten Botschaft vom 9. November verlangte, daß die Concilsväter von Bologna jetzt wieder nach Trient zurückkehren sollten, hütete sich Paul III. wohl, auf die Bologneser Synode einen Druck in diesem Sinne auszuüben. Die Bologneser aber erklärten am 20. December, daß sie nur dann nach Trient zurückkehren werden, wenn die Trientiner zuvor in Bologna sich mit ihnen vereinigten, wenn ferner die schon in Trient gefassten dogmatischen Beschlüsse auch von den Protestanten angenommen werden und endlich der Majorität der Concilsväter das Recht zugesichert werde, über Verlegung oder Auflösung des Concils zu entscheiden. — Diese Erklärung brachte den Kaiser in Harnisch, und seine Gesandten protestirten am 16. Januar 1548 in Bologna in scharfen Worten gegen die Verlegung des Concils als eine widerrechtliche. Der Präsident des Concils dagegen behauptete, er wolle lieber ein Märtyrer werden, als jemals zugeben, daß eine weltliche Gewalt sich herausnehme, Concilien zu versammeln oder den Versammelten ihre Freiheit zu rauben; der Kaiser sei ein Sohn, nicht aber der Herr und Meister der Kirche.¹⁾ Als endlich der Papst sich bereit erklärte, durch vier Cardinäle untersuchen zu lassen, ob das Concil rechtmäßig nach Bologna verlegt worden sei, war Karl V. schon zu selbständigem Vorgehen hinsichtlich der deutschen Religionswirren entschlossen; am 15. Februar 1548 reiste sein Botschafter von Rom ab.

Die Bologneser

und Trientiner.

Protest des Kaisers.

Das Augsburger Interim.

Unter diesem Drange der Umstände lag dem Kaiser der Gedanke nahe, eine Formel zu suchen, unter welcher das katholische und protestantische Bekenntnis sich vereinigen ließen, um, bis das Concil in Trient wieder zustande käme, den Religionsstreit im Reiche beizulegen. Er erinnerte die Stände des Reichstages, der am 1. September 1547 zu Augsburg eröffnet wurde, daß Deutschland einst das blühendste aller Länder, das Muster für alle Völker gewesen sei und daß der religiöse Zwiespalt es jetzt zerrütte.²⁾ Man solle darum durch gelehrte Männer ein Glaubensbekenntnis entwerfen lassen, das einstweilen (interim) gelten solle. Die Stände³⁾ überließen die Wahl dem Kaiser, welcher diese Arbeit dem Bischof von Raumburg, Julius Pflug,

Reichstag zu Augsburg.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1548, n. 5—15.

²⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 219 f.

³⁾ Nur Bayern verlangte völlige Restitution der alten Kirche, mit der die Zurückgabe der Kirchengüter Hand in Hand gehen müsse, — nicht aus religiösem Eifer, sondern es wollte den Kaiser in Schwierigkeiten verwickeln, um sich dann von ihm für Unterstützung theuer bezahlen zu lassen. Duffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 15. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus, III, S. 66—75. München 1876.

dem Weibbischof von Mainz, Michael Helding,¹⁾ und dem brandenburgischen Hofprediger Michael Agricola²⁾ übertrug. Immer erspriechlichen Ansichten huldigend, einst lutherischer als Luther, segelte Agricola auch jetzt mit dem Wind, war den Katholiken im meisten nachgiebig und war froh, für die Lutheraner die Priesterehe und den Laienkelch zu retten.

Das
Augs-
burger
Interim

So entstand das Augsburger Interim, der Vergleichsentwurf in 26 Artikeln, die meist den Katholiken günstig oder in denen katholische Grundanschauungen unter lutherischen Redewendungen versteckt sind. Die sieben Sacramente nach dem katholischen Lehrbegriff, die heilige Messe, Fasten, Frohnleichnamsfest, Verehrung Marias und der Heiligen, Klostergelübde, Papst und Bischöfe sind darin als rechtmäßig zugestanden, auf der andern Seite die Priesterehe, das Abendmahl unter beiden Gestalten, und stillschweigend auch der weitere Besitz der eingezogenen Kirchengüter.³⁾

will nicht
die
Katho-
liken
binden,

Karl meinte anfangs, das Interim solle für Protestanten und Katholiken zugleich gelten. Jedoch wurde infolge des Widerstandes der geistlichen Stände gegen die Behandlung kirchlicher und religiöser Fragen auf einem weltlichen Reichstage endlich erklärt, „das Interim gehe nicht die Katholiken an, sondern nur die Protestanten und sei vom Kaiser in keiner andern Meinung gestellt worden, als daß durch die darin begriffenen Mittel und Wege die abgefallenen Stände zu der heiligen Religion wieder gezogen und gebracht würden.“⁴⁾

sondern
die Pro-
testanten
ge-
winnen.

Der Kaiser glaubte nämlich, hätten die Protestanten nur einmal gewisse katholische Grundanschauungen, so würden sie die Folgerungen von selber ziehen und alle in der von Mißbräuchen gereinigten Kirche sich wieder finden und Jahrhunderte der Einheit, des Friedens, des Glückes, das schönste Denkmal seiner Regierung sein.⁵⁾

¹⁾ Über Helding vergl. Mousfang im „Katholik“, S. 20 ff. Jahrg. 57, 1877.

²⁾ Über den Antheil der einzelnen vergl. Pastor, l. c. p. 357–362. — Janssen in den „Neueren Mittheilungen“, X, 2, S. 68–72, und Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes, III, S. 675 ff.

³⁾ Pastor, l. c. p. 362–368.

⁴⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 236. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 687.

⁵⁾ Pastor gibt ihm (l. c. p. 368) recht: „Die Dinge lagen in der That für die Wiederbelebung der Jurisdiction der Bischöfe nicht unquintig. Das Landeskirchentum der Fürsten hatte die Collegiatstifte, Abteien und Klöster fast alle aufgehoben: die Bisthümer waren bis auf diejenigen in Thüringen noch bei den meisten Führern der Neugläubigen. Die vor einigen Jahren von Melancthon entworfene sogenannte Wittenberger Reformation, welche überhaupt einer der merkwürdigsten Beweise ist, wie wenig tief die kirchliche Spaltung damals noch selbst bei den Führern ihre Wurzel eingesenkt, hatte sich offen für die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiction ausgesprochen, nur sollte letztere „die reine Lehre des Evangeliums pflanzen und christliche Reihung der Sacramente gestatten“. Es konnte für die Bischöfe so gar schwer nicht sein, die Bande wieder anzuknüpfen, wenn in der Lehre keine Abweichung mehr bestand und dann die Fürsten des Landeskirchentums dies offen anerkannten. Der Zweck des Interims war, die Brücke zu erbauen. Die Verschiedenheit des Neuen Kirchentums von dem alten trat für das Auge des Volkes hauptsächlich an zwei Dingen hervor: der Priesterehe und der Communion unter beiden Gestalten. Das Interim gestattete sie. Ferner war der Hauptvorwand der Neuerer die Verderbnis

Karl irrt sich! Diese Gegenätze ließen sich überkleistern, aber nicht mehr versöhnen. Die entschiedenen Protestanten und Reformierten waren geradejo eingenommen wider den Vergleichsentwurf wie die Katholiken. Dreißig Jahre war den Protestanten in Rede und Schrift der Papst als Antichrist dargestellt worden und jetzt sollte das Geschlecht, welches in diesen Anschauungen herangewachsen war, ihn wieder als dem Statthalter Christi huldigen! Blisthschnell flog durch Deutschland der Spruch: „Hütet euch vor dem Interim, es hat den Schalk hinter ihm.“

In Komödien ward Agricola (sein Vater war ein Schneider) dargestellt, wie er ein vom Papst bestelltes Hemd zur Deckung der Blöße Luthers zuschneidet und auf die Frage eines Spaniers, was er da mache, antwortet: „Ein Unterhemd“, woraus dieser aus Mißverständnis das Wort „Interim“ gemacht habe. Der aaglatte Bucer, der doch sonst zu schweren Stücken zu haben war, flog lieber heimlich aus Augsburg nach England, als daß er seine Zustimmung zum Interim gab, so stark fand er unter seinen Glaubensgenossen die Stimmung dagegen. Moriz von Sachsen weigerte sich der Annahme, ehe er mit seinen Theologen und Ständen Rücksprache genommen. Als Melancthon von Carlowitz, dem Kanzler des Moriz und Liebling des Kaisers, zur Nachgiebigkeit aufgefordert wurde, schrieb er diesem: „Ich werde schweigen oder weichen oder tragen, was kommen mag. Ich habe ja auch vorher eine beinahe scheußliche Knechtschaft ertragen, als Luther oft mehr seiner Gemüthsart, in welcher keine geringe Streitsucht einheimisch war, als seiner Rolle und dem gemeinen Nutzen diene. Bestimmten kann ich nicht.“¹⁾ — Nicht minder mißfiel das Interim den Katholiken. In Rom fand man es unausstehlich, daß ein weltlicher Fürst Anordnungen in Glaubenssachen gebe. Die geistlichen Kurfürsten bedeuteten dem Kaiser, daß das Interim nur für die Abgewichenen, nicht aber für die Katholiken gelten könne; wollte man den Katholiken das Interim aufzwingen, so würde ein allgemeiner Aufruhr und Abfall erfolgen; auch habe die Rückkehr zum Besseren zunächst mit der Zurückstellung der entriessenen Kirchengüter zu beginnen.²⁾ Von Frankreich kam die heuchlerische Meldung nach Rom, daß es seine Bischöfe von der allgemeinen Kirchenversammlung zurückrufen werde, wenn die Interessen der Kirche denen des Kaisers geopfert würden.³⁾ Der Franzosenkönig, dessen „allerchristlichstes“ Gewissen sich nicht auflehnte gegen die Thatsache, daß in seinem Lande die Grundsätze der „Gallicanischen Artikel“ ungeschwächt fortwirkten, eiferte jetzt gegen das Interim, weil die Möglichkeit doch nicht ganz ausgeschlossen erschien, daß durch dasselbe dem selbstmörderischen Bruderkrieg in Deutschland ein Ende gemacht werde.

des geistlichen Standes gewesen. Auch diese mußte der Kaiser, wenn er einen Erfolg erreichen wollte, zu bewältigen suchen. Am Schluss des Interims kündigte er Maßregeln zu einer Reform der Geistlichkeit und des Volkes an.“

¹⁾ Vergl. Corpus Reformatorum, VI, p. 853—885.

²⁾ Karl antwortete den geistlichen Fürsten: „Ihr wißt, daß ich seit meiner Jugend allezeit für die Religion eingestanden bin. Meine Absicht war immer, daß die Gegner zurückgeführt werden möchten zu unserer wahrhaften Religion, nicht so jedoch, daß ihnen etwas von euch concediert werden müßte.“ — Dann warnt er sie vor Hekern und meint offenbar den bayerischen Kanzler Leonhard Ed darunter. Bucholtz, Ferdinand II., Bd. VI, S. 225—244. — Druffel, l. c. III, p. 102.

³⁾ Pallavicino, Vera oecumenici Concilii Tridentini historia, I, X, c. 17, n. 4.

Ber-
gliche
Hoff-
nung.

Über-
spruch
der Pro-
testanten

und der
Katho-
listen.

Frank-
reichs
Heuche-
lei.

Rom
gegen das
Interim

In Rom nahm man denn auch das Vorgehen Karls V. recht übel auf; das zeigte sich schon während des Schmalkaldner Krieges, indem der Papst seine Hilfsstruppen im Januar 1547 vom Kriegsschauplatz abberief, weil Karl nicht den förmlichen Religionskrieg proclamierte. Seine Haltung in Augsburg aber wurde aufgefaßt als Eingriff in die geistliche Gerechtsame, als ob er die höchste Autorität in Glaubenssachen sich angemäht hätte. Das lag ihm aber vollkommen fern. Karl handelte auf dem Augsburger Reichstage nicht als Papst oder Prophet, sondern als König, der gewissenhaft bestrebt war, dem lähmenden Bruderstreit in Deutschland ein Ende zu machen, und dabei mit Verhältnissen rechnen mußte, die er selbst weder geschaffen hatte noch ändern konnte. Nicht er hat die religiöse Bewegung verursacht, nicht er war schuld daran, daß diese Bewegung so mächtig anwachsen konnte, nicht seine Schuld war es, daß der Ruf nach einem allgemeinen Reformconcil fast durch ein Menschenalter nicht erhört ward, so daß während dieser langen Zeit die Neuerung in den weitesten Kreisen mit allen Lebensverhältnissen sich verquickten, in Fleisch und Blut übergehen konnte. Karl stand jetzt nicht mehr einem einzelnen Keger gegenüber, sondern einem großen Volke, das geführt ward von angesehenen Fürsten und Gelehrten. Da nun alle katholisch-geistlichen Kräfte dieses Volk durch Belehrung nicht zu erhalten oder wieder zu gewinnen vermochte, Karl V. aber weder Wunder wirken noch das Volk vertilgen konnte, so blieb nichts anderes mehr übrig, als der Vertrag, der einen modus vivendi schaffen sollte, wie er der neuen Zeit entsprach, deren Anbrechen niemand mehr verhindern konnte. Ubrigens sollte durch diesen Vertrag kein definitiver Zustand, sondern eine Ordnung ad interim geschaffen werden, und er verpflichtete endlich nicht die Katholiken, sondern die Protestanten zur vertragsmäßigen Einschränkung ihrer sonst ja ungemessenen Prätenzionen.

mit Ver-
kennung
der Ver-
hältnisse

und der
Absicht
des
Kaisers.

Des
Kaisers
zweifel-
hafte
Macht

Man könnte sagen, der Sieger von Mühlberg habe ja damals Macht gehabt, um der religiösen Neuerung überhaupt ein Ende zu machen. Das ist eine Täuschung. Karl V. hatte die Macht zum Sieg von Mühlberg, aber nur unter der Voraussetzung, daß seine protestantischen Bundesgenossen mit ihm hielten. Diese giengen aber mit ihm nur nach dem Versprechen, daß sie um des Glaubens willen nicht behelligt werden. Nur unter der Voraussetzung hat Karl V. siegen können, daß er nicht den Religionskrieg proclamierte, sondern als weltliches Reichsoberhaupt den Kampf eröffnete gegen unbotmäßige Vasallen. Sollte er jetzt sein Wort brechen?

ge-
schwächt
durch
Frank-
reich.

Es blieb dem Kaiser nichts übrig, als zu hoffen, daß vielleicht einmal die Zeit kommen werde, wo er von den katholischen Ständen Deutschlands nicht im Stiche gelassen, von den katholischen Mächten außerhalb Deutschlands nicht verhindert, seine Macht auch ohne Wortbruch gegen die Protestanten werde verwenden können. In jener Zeit aber war dies unmöglich. Frankreich rüstete sogar gegen den Sieger bei Mühlberg und heßte zugleich in Constantinopel.

„In kurzem standen 12.000 Mann deutscher Truppen dem Franzosenkönig zu Gebot, und er könne, verlautete am Hofe zu Paris, wohl 24.000 Mann erhalten; sogar auf das halbe Deutschland könne er rechnen.“¹⁾ Ja freilich konnte er darauf rechnen, sobald der Kaiser Miene machte, die Protestanten offen um des Glaubens willen anzugreifen.

Das hat man in Rom nicht beachtet, und die gewaltige, gegen Rom und römisches Priesterthum gerichtete Verbitterung in Deutschland pflegte man in Rom zu verachten, obwohl oder weil man hier an dem Entstehen dieser Verbitterung nicht unschuldig war. Was die geistliche Autorität durch viele Menschenalter her gesündigt hat, das sollte das weltliche Schwert mit einem Schlag jetzt wieder gutmachen. Man kannte oder verstand in Rom nicht die verzweifelte Lage, in welche Karl V. durch die unglückselige Übertragung des Concils von Trient in das völlig italienische Bologna versetzt wurde. Dem Kaiser war es heiliger Ernst, die Protestanten zum Besuch des Concils zu bewegen; nach Italien aber konnte er sie nie und nimmer bringen. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, zu untersuchen oder zu streiten, ob das Concil rechtmäßig nach Bologna verlegt worden sei, sondern nur mehr um die Zurückverlegung nach Trient. Davon war man aber weit entfernt und die Hintertreibung des Interims galt in Rom als Hauptsache. Zu diesem Zweck wurde ein Legat nach Augsburg geschickt, wo er am 11. Mai anlangte, aber von dem Kaiser nicht vorgelassen wurde, bis das Interim schon publiciert war.

Das damalige Verhalten Karls V. zum heiligen Stuhle hat mitunter scharfe Mißbilligung erfahren. Janssen zum Beispiel, der doch die Verlegung des Concils von Trient nach Bologna mit Recht „ein Unglück für die Kirche“ nannte,²⁾ findet für Karls Verhalten in der mit dieser Verlegung zusammenhängenden Interimsfrage nur harte Worte der Verurtheilung. „Die Zwietracht zwischen den Oberhäuptern der Christenheit wurde jetzt wie zwanzig Jahre früher für die Nation ein Verhängnis. Damals hatte das Recht auf Seite des Kaisers gestanden gegen die weltliche Politik des Papstes Clemens VII. In jugendlicher Kraft, im ersten Feuereifer für die Sache der Kirche, in rückhaltlosem Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl hatte Karl sich angeschlossen, nach der Niederwerfung des friedlosen, eroberungsjüchtigen Franzosenkönigs und nach Bewältigung der socialen Revolution in eigener Person die Angelegenheiten des Reiches zu regeln und die Einheit des Glaubens im Reich wieder herzustellen. Er hatte gedrungen auf ein Concil, als das beste Heilmittel für die Ausrottung der Irrlehren und die nothwendige Reformation des gesammten Kirchenkörpers, aber an eine Beeinflussung des Concils durch weltliche Gewalt hatte er nicht gedacht. Clemens VII. durchkreuzte in medicaischer Politik die edlen Absichten des Kaisers. Er trug wesentlich Schuld an den Kriegen, in deren Folge Karl noch jahrelang aus dem Reiche ferngehalten wurde und die politisch-kirchliche Revolution freien Spielraum

durch die Abneigung der Deutschen gegen Rom

und durch die Verlegung des Concils.

Janssens Urtheil.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 661.

²⁾ Janssen, Geschichte der Deutschen, II, S. 603. 4. Auflage.

gewann.“ — „Ganz anders“, so fährt Janßen fort, „war die jetzige Lage der Dinge. Der Kaiser behauptete gegen Paul III. und das Concil eine Stellung, die ihm keineswegs gebürte. Er wollte jetzt aus reichsobrigkeitlicher Gewalt den religiösen Angelegenheiten vorläufig Maß und Form geben; ohne kirchliche Vollmacht wollte er Verfügungen treffen, nach welchen bis zum Schluß des Concils die Katholiken wie die neugläubigen Protestanten sich richten sollten. Eine kaiserliche Interimsreligion sollte im Reiche entstehen. Anfangs beabsichtigte Karl hiezu den Weg ständischer Berathung einzuschlagen, den Reichstag über religiöse Fragen wie über politische Dinge verhandeln und entscheiden zu lassen.“ Später ernannte er eine gemischte Commission von Theologen zur Ausarbeitung eines Interims. „Auf Rom nahm der Kaiser keine Rücksicht.“ — Nebenher wird wohl der Umstand erwähnt, das Interim gehe nicht die Katholiken an, die ganze Darstellung ist aber doch im Tone des Vorwurfs gehalten.¹⁾

Urtheil
Paulus'.

Mit diesen Vorwürfen hat Janßen insofern recht, als Karl V. wirklich anfangs an ein Interim als Reichsgesetz für Katholiken und Protestanten, und nicht als provisorisches Ausnahmsgesetz für die Neugläubigen gedacht zu haben scheint. Sicher ist aber Karl V. rasch von solchem Irrweg abgekommen. Paulus kommt zu den wichtigen Sätzen:²⁾ „Erstens ist wohl zu beherzigen, daß die dogmatischen Bestimmungen sämmtlich im Sinne der katholischen Lehre, wenn auch in den mildesten, hie und da etwas vagen Ausdrücken, abgefaßt sind.“ „Zweitens darf nicht vergessen werden, daß das Interim nur für die Protestanten, nicht für die Katholiken Geltung haben sollte.“

Das
einzigste
Mittel.

War nun aber das Interim an und für sich nicht verwerflich, so darf man dem Kaiser auch keinen schweren Vorwurf machen deswegen, weil er daselbe auch gegen den Willen des Papstes durchzusetzen suchte in der festen Überzeugung, daß es das einzige Mittel sei, um den innern Frieden herzustellen. — Daß Karl V. in diesem Mittel sich täuschte, ist ja sehr zu bedauern. Doch muß man fragen, ob wohl das Vorgehen des Papstes und der Concilsväter von Bologna imstande gewesen wäre, den Frieden herzustellen und den Protestantismus niederzuschmettern, während gerade dieser Protestantismus in dem katholischen „allerchristlichsten“ König von Frankreich von jeher und in der unmittelbaren Folgezeit seinen eifrigsten Bundesgenossen fand.³⁾

Durch-
führung
des In-
terims.

Karl wollte das Friedenswerk, auf das er so viel Mühe gewendet hat, nicht wieder von Italien her in Frage stellen lassen, und erreichte sein vorläufiges Ziel, das Augsburger Interim am 15. Mai 1548. Als in der Reichsversammlung das Interim als kaiserliche Erklärung, wie es der

¹⁾ Janßen, l. c. III, p. 607—616. 4. Aufl.

²⁾ Paulus, im „Katholik“, S. 417 ff. Jahrg. 2, 1894.

³⁾ Vergl. zur richtigen Würdigung des Interims die neue Auflage von Janßen-Pastor, l. c. III, p. 679, Anm. 2, und p. 684, Anm. 1.

Religion halber bis zum Austrag des gemeinen Concils gehalten werden solle, verlesen ward, dankte der Erzbischof von Mainz im Namen der übrigen Reichsstände für Karls Mühe und seine Liebe zum Vaterlande.¹⁾ Einige Stunden nach der Verkündigung des Interims empfing Karl V. den päpstlichen Legaten und erklärte ihm, er habe den Reichstag nicht weiter in die Länge ziehen können, in der Sache des Interims aber habe er nichts gethan, als was einem rechtschaffenen und katholischen Fürsten zu thun gebüre.²⁾

Dank des
Mainz-
zerk.

Karl V. war überzeugt, recht gehandelt und das unter jenen Umständen richtige Mittel gewählt zu haben. Allein auch dieses Mittel versagte seinen Dienst; Karls Ziel, der Friede, wurde nicht erreicht, das Interim nicht durchgeführt.

Gegen dasselbe klagte vor allem Moriz von Sachsen schon am 18. Mai, weil dasselbe ja ganz römisch-katholisch und gegen die Evangelischen sei und er müsse sich erst mit seinen Ständen und Theologen im Kurfürstenthum ins Einvernehmen setzen. Der Markgraf Hans von Cüstrin verweigerte die Annahme dieses „giftigen Gemengsels“, und Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken erklärte die Durchführung des Interims für unmöglich. Am entschiedensten protestierte der gefangene Johann Friedrich gegen das Interim. Nur aus Noth fügte sich Ulrich von Württemberg.³⁾ — Für das Interim sprachen sich die Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und Friedrich II. von der Pfalz aus. Jener bewog sogar die Stadt Nürnberg, dem Kaiser gefällig zu sein. In Augsburg wurde das demokratische Regiment aufgehoben und der Rath aus einunddreißig von den alten Geschlechtern und zehn von der Gemeinde gebildet; ähnlich gieng auch zugleich mit Begünstigung der alten Geschlechter das Interim in Ulm und andern Städten durch. Einige protestantische Geistliche, die sich nicht fügen wollten, wurden verjagt, wenige ins Gefängnis geleift. Der gefangene Landgraf Philipp sprach sich für das Interim aus und verhiess dem Kaiser, wider den Türken auch in deutscher Nation zu dienen, wenn man ihn um der Mutter Gottes willen ledig lassen wolle. Dabei tröstete er aber heimlich die hessischen Prädicanten, er werde sie schon zufriedenstellen, wenn er einmal daheim sei. Die Stadt Constanz wehrte einen Anfall spanischer Truppen ab, als sie das Interim annehmen sollte, unterwarf sich dann aber am 14. October 1548 der österreichischen Herrschaft, damit die Nacht nicht an ihr vollzogen werde.⁴⁾

Haltung
der
Stände.

Con-
stanz.

Von der größten Bedeutung ward aber die Haltung des neuen Kurfürsten Moriz von Sachsen, der bei seinen neuen Unterthanen den heftigsten Widerspruch gegen das Interim erwartete und auch fand. Moriz

Moriz
von
Sachsen

¹⁾ In Kraft trat es erst vom Tage des Reichstagsabschiedes, vom 30. Juni 1548. Vergl. Goldast, Const. imp., II, p. 326. Formula reformationis per Caesaream Majestatem statutis ecclesiasticis in comitiis Augustae ad deliberandum propo-
sita.

²⁾ Pallavicino, l. c. I. X. c. 17, n. 7.

³⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 688 ff. — Bezold, l. c. p. 807.

⁴⁾ H. H. Menzel, l. c. II, p. 134—147. — Druffel, l. c. I, p. 130. — Bucholz, l. c. VI, p. 252—266, 308 f. — Janßen-Pastor, l. c. III, p. 689 ff. — Ranke, l. c. V, p. 39—45.

ver-
kündet
das
Leipziger
Interim.

wollte jetzt sich den Sachsen als echten Protestanten zeigen und doch wieder dem Kaiser nicht schroff entgegentreten: den Weg sollten ihm die sächsischen Theologen bahnen, welche, Melancthon an der Spitze, im November 1548 zu Celle erklärten, daß die Protestanten jenen Bestimmungen des Interims sich fügen können, welche nur *Adiaphora* betreffen, das heißt solche Dinge, die den Protestanten gleichgiltig, bloße äußere Formen des kirchlichen Lebens seien. Als solche *Adiaphora* wurden unter anderm auch Fasten, Firmung, Beichte, letzte Ehung und Messe, letztere als eine annehmbare Form der Abendmahlsreichung, bezeichnet. Auf dem Landtag zu Leipzig am 22. December ließ nun Moriz das auf Grund dieser theologischen Erklärung abgeänderte Interim als Landesgesetz für Sachsen verkünden. So entstand das sogenannte Leipziger Interim.¹⁾

Flacius
Illiricus.

Aber gegen Melancthon richtete sich jetzt der Zorn der strengen Lutheraner, zumal er eingestanden hatte, man habe bei der Reformation Fehler begangen, manche an sich nützliche Dinge übereilterweise abgeschafft und die Freiheit mißbraucht. Der heftigste seiner Gegner wurde ein feuriger, aber beschränkter Kopf, Flacius Illiricus, dem er das Lehramt der hebräischen Sprache in Wittenberg verschafft hatte. Flacius, Amsdorf und andere Eiferer, die, wegen ihrer Heterieen verwiesen, sich als „Verbannte um Christi Willen“ geberdeten, regten durch Brandschriften und Schandbilder, die sie von Magdeburg aus verbreiteten, gegen das Interim auf.²⁾

Magde-
burgs
Wiber-
band.

Magdeburg, über das der Kaiser übrigens schon am 27. Juli 1547 die Reichsacht ausgesprochen hatte, war so recht der Mittelpunkt der Opposition gegen jedes Interim. Auch andere Städte, besonders im niedersächsischen Kreise, protestierten entschieden gegen jede Einschränkung des „Evangeliiums“ und in mehreren Städten, zum Beispiel Marburg, Straßburg, Frankfurt a. M., kam es beim Versuch der Einführung des Interims zu „greulichen Auftritten des Böbels“. „Die Verwirrung in der Religion, die geheilt werden sollte“, so sagt der Carmeliter Westhof, „ist noch größer geworden als sie war. Der erhoffte Rechtschutz für die Katholiken ist nicht gewährt. Die Protestanten eifern gegen die kaiserlichen Decrete oder fügen sich denselben nur scheinbar.“ Der Kaiser selbst äußerte zu seinem Bruder Ferdinand im October 1548 die Besorgnis: Das Unternehmen des Krieges und alle seine Bemühungen für die Beruhigung Deutschlands könnten vergeblich gewesen sein.³⁾

Erst-
löser Zu-
band.

In der That war an ein Wiedergewinnen der Protestanten für die römisch-katholische Kirche damals nicht mehr zu denken. Der Versuch mit

¹⁾ Vergl. Fleib, Das Interim in Sachsen, im Neuen Archiv für sächsische Geschichte, XV, S. 193 ff. Dresden 1894.

²⁾ Voigt in Kaumers „Historisches Taschenbuch“, S. 128 ff. Jahrg. 1838. — Liliencron, Historische Volkslieder, IV, S. 458. — Preger, Matthäus Flacius Illiricus. Erlangen 1859. — Janssen-Pastor, l. c. III, p. 700.

³⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 696—701. — Ranke, l. c. V, p. 48 f. — Weizold, l. c. p. 810 ff.

dem Interim wenigstens war gescheitert, und so wandte sich Karl V. mit neuem Eifer der Concilsfrage zu. Hierin hatte er die Freude, endlich im Herbst 1549 ein freundlicheres Entgegenkommen von Seite des Papstes Paul III. zu erfahren, welcher die Rückkehr des Concils nach Trient dadurch einleitete, daß er im September 1549 das Concil zu Bologna auflöste. — Umso zäher erwies sich aber Paul III. im Streit um Parma und Piacenza. Letzteres ward von den Kaiserlichen festgehalten. Octavio Farneje, der Sohn des ermordeten Pier Luigi und Schwiegerjohn des Kaisers, war in Parma als Erbe seines Vaters und als Herr anerkannt worden, wurde aber von den Kaiserlichen fortwährend bedroht. Da gedachte Paul III., wenigstens Parma einigermaßen sicherer zu stellen, indem er es wieder unmittelbar mit dem heiligen Stuhl verband, während Octavio sich mit Camerino begnügen sollte. Dagegen wehrte sich Octavio und verband sich sogar mit dem kaiserlichen Statthalter Ferdinand Gonzaga, um etwa durch das Reich wieder in den Besitz von Parma und Piacenza zu gelangen. Dieses undankbare Auftreten seines stets verhätschelten Enkels, vielleicht auch eine Spottschrift des einstigen päpstlichen Nuntius und Bischofs von Capodistria, Bergerius, der, weil er nicht Cardinal geworden, in der Schweiz zu den Reformierten übergieng, verursachten den Tod Pauls III.: „Hätte ich meine Verwandten nicht zu Fürsten gemacht,“ waren seine letzten Worte, „so könnte ich ohne einen schweren Vorwurf vor Gott treten.“¹⁾

Die Cardinäle wollten anfangs den Cardinal Pole wählen; als dieser aber abgeneigt schien, erkoren sie am 7. Februar 1550 Johann del Monte, der sich Julius III. nannte. Bisher Präsident des Concils, das er nach Bologna geführt, sah del Monte als Papst, daß der Kaiser ohne Zurückführung der Versammlung nach Trient die protestantischen Kurfürsten und Stände nie zur Anerkennung desselben bewegen könne. Voll Freude über diese Gesinnung und müde der Händel des Interims, schrieb Karl aus den Niederlanden, wo er die letzte Zeit sich aufgehalten hatte, einen Reichstag nach Augsburg auf den 25. Juni 1550 aus: alle Reichsstände sollten in Person erscheinen, — der Papst verlangte nämlich vor der Verlegung die Zusage des Reichstages, daß die Stände den Beschlüssen des Concils sich auch unterwerfen würden, auch denen, welche schon erlassen wären. Als der Kaiser auf die Bitte, er möge das päpstliche Ansehen schützen, erklärte: Verwerfung des päpstlichen Ansehens sei auch Verminderung des kaiserlichen, schrieb Julius III. die Wiedereröffnung des Concils zu Trient auf den 1. Mai 1551 aus.

Am Reichstag zu Augsburg verlangte zwar ein Theil der Protestanten, der Papst müsse sich des Vorsizes und der Leitung des Concils

¹⁾ „Si mei non fuerint dominati, tunc immaculatus ero“, Psalm XVIII, v. 14. Bergl. Raynaldus, Annales ad an. 1549, n. 48.

Bieber
die
Concils-
frage

und
Streit
um
Parma.

Pauls
III.
Tod.

Julius
III.

Reichs-
tag zu
Augs-
burg
1550.

Concil
nach
Trient.

begeben und zuerst sich den Bischöfen desselben unterwerfen; als aber der Kaiser bemerkte, daß die andern Nationen nur den Papst als Oberhaupt, nur auf seine Mahnung das Concil anerkennen, überließ man die ganze Concilsache dem Kaiser, welcher im Reichstagsabschied vom 14. Februar 1551¹⁾ versprach, daß alles gebürlich und ordentlich zugehe, und als Schirmvogt der Kirche die feierliche Zusicherung ertheilte, daß jeder, wenn er auch bisher gegen die alte Kirche gelehrt, frei und ungehindert zum Concil kommen und dort vorbringen möge, was er zur Beruhigung seines Gewissens für gut und nöthig erachte, und wiederum frei und sicher von dannen ziehen möge. — Jetzt rüsteten sich die Protestanten zur Reise und zur Theilnahme am Concil.²⁾

Es hatte nun wirklich den Anschein, als ob ein gänzlicher Umschwung in Deutschland, eine friedliche Auseinandersetzung der religiösen Parteien eintreten wollte. Herzog Heinrich von Braunschweig kehrte in Folge des Sieges bei Mühlberg wieder in sein Land zurück und begann hier mit aller Entschiedenheit das Interim durchzuführen. Albrecht von Mansfeld aber, der Bundesfeldherr der niedersächsischen Vereinigung, wurde durch die Ritterschaft der Stifte Bremen und Verden wieder um alle schon errungenen Vortheile gebracht. Magdeburg jedoch verharrete trotzig im Widerstand gegen Reichsacht und Interim, auch als der junge Herzog Georg von Mecklenburg im Verein mit dem vertriebenen Magdeburger Erzbischof Johann Albrecht von Brandenburg und mit dem stiftischen Adel sich im Herbst 1550 daran machte, die geächtete Stadt zu züchtigen. Gerade dieses Eingreifen des Mecklenburgers aber rüttelte die unmittelbaren Nachbarn, die Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und Moriz von Sachsen auf zum Eingreifen, um nicht den Mecklenburger hier stark werden zu lassen. Die beiden theilnahmen daher am Unternehmen gegen Magdeburg seit October 1550, arbeiteten aber zugleich darauf hin, daß Kaiser und Reich die Kosten des Krieges auf sich nehmen. Dies gelang, indem der Reichstag zu Augsburg den Kampf gegen Magdeburg zum Reichskrieg machte und den Kurfürsten Moriz zum Reichsfeldherrn ernannte. Die Niederwerfung des trotzigen Magdeburg schien unmittelbar bevorzustehen.³⁾

Wer soll Karl V. im Reiche nachfolgen, Philipp II. oder Ferdinand I.?

Alles schien Karl zu gelingen, er hoffte sogar, seinem Sohne Philipp die Nachfolge im Kaiserthum zuzuwenden,⁴⁾ und hatte ihn deshalb aus Spanien

1) Janßen-Pastor, l. c. III, p. 709.

2) Raynaldus, Annales ad an. 1550, n. 18—20.

3) Ranke, l. c. V, p. 126—131.

4) Ibid. p. 81 ff.

kommen lassen. Allein noch nie hat jemand eine solche Stellung eingenommen, ohne den ernstesten Widerstand zu erfahren. Zunächst scheiterte Karl mit seinem Plan hinsichtlich Philipps, nicht ohne Schuld des Sohnes, den wir hier zunächst ins Auge zu fassen haben.

Philipp¹⁾ war geboren zu Valladolid am 21. Mai 1527, der Sohn Isabellas, der Tochter Emanuels des Großen von Portugal; seine Mutter verlor Philipp im zwölften Jahre; sie war eine Frau von hohen und edlen Eigenschaften, schön, muthig, seelenstark, arbeitsam, der Palast war eine Schule der Thätigkeit: die Königin saß mit ihren Damen am Webstuhl. Karl liebte sie innig: als sie am 1. Mai 1539 starb, war er kaum von der Leiche zu trennen; ihr Todestag war ihm fortan ein Trauertag, der Kaiser blieb stundenlang allein, sein Antlitz war bleich, sein Auge glühte, wenn er dann wieder unter die Seinen trat. Karl heiratete nie wieder. — Bei seinen steten Zügen durch Europa konnte er sich wenig selber mit der Erziehung Philipps befassen, er gab ihm aber gute Lehrer. Philipp wurde in den alten Classikern unterrichtet und sprach und schrieb das Latein fehlerfrei, dem Französischen und Italienischen gewann er jedoch wenig Geschmack ab; er hatte Sinn für die Wissenschaft. Sein Hofmeister Zuniga übte ihn in den Waffenkünsten. Philipp entwickelte sich langsam; nur sein Verstand zeigte frühe Reife und sein ganzes Wesen einen großen Ernst. Seinem Vater ähnlich in der Gestalt — gelbes Haar, blaues Auge, weiße Gesichtsfarbe und österreichische Lippe — war er im Charakter sehr von ihm verschieden. Karl war beweglicher Natur, unter Spaniern ganz Spanier, unter Niederländern ein Niederländer; Philipp, obschon dem Blute nach nur ein halber Spanier, war seiner Neigung nach ein ganzer; nur Spaniens Sprache, Sitte war für ihn schön. Karl liebte Krieg und Jagd, Philipp Ruhe und Verkehr mit wenigen im Zimmer. Arbeitsam war Philipp, aber mehr am Schreibtisch als auf dem Schlachtfelde oder im offenen, freien Verkehr mit seinem Volke. Übrigens suchte ihn Karl früh aus Schlachtfeld zu führen und in die Kunst der Regierung einzuweihen. Im französischen Krieg leitete Philipp einen Zug zum Entsat gegen Perpignan und wurde dann mit der Regentschaft über Spanien betraut. Noch ist ein Schreiben Karls an ihn vorhanden mit Ermahnungen und genauer Schilderung der dem Prinzen nahestehenden Persönlichkeiten: „Der Herzog von Alba ist der fähigste Staatsmann und beste Soldat, den ich in meinen Beizungen habe. Ziehe ihn vor allen in militärischen Angelegenheiten zurathe; aber verlaß Dich in diesen und andern Dingen nicht auf ihn. Verlaß Dich auf niemanden, als auf Dich selbst. Die Granden werden nur allzu froh sein, wenn sie sich Deiner Gunst versichern und durch Dich das Land regieren können. Indes wird es Dein Ruin sein, wenn Du Dich also regieren lässest. Schon der bloße Verdacht, daß dies sei, wird Dir unendlichen Schaden bringen. Mache von ihnen allen Gebrauch, aber lehne Dich an keinen ausschließlich an. In Deinen Verlegenheiten vertraue immer Deinem Schöpfer. Laß ihn Deine einzige Sorge sein.“ — 1543 vermählte sich Philipp mit Maria, der Tochter Johanns III. von Portugal; sie starb 8. Juli 1545, nachdem sie Don Carlos geboren.

Im Jahre 1548 berief der Kaiser seinen Sohn nach Deutschland, um ihn gleichsam den deutschen Wählern vorzustellen und dann nach den

¹⁾ Prescott, Geschichte Philipps II. Deutsch von Scherr, Bd. I, S. 18—58. Leipzig 1856.

Philipp
II.

Philipps
Er-
ziehung.

Charakter.

Rath
des
Vaters.

Erste
Ehe.

Don
Carlos.

Maxi-
milian
II.

Niederlanden, um ihn mit seiner Heimat bekanntzumachen. Maximilian, der Sohn Ferdinands, übernahm indes die Regentschaft über Spanien, bei der Ankunft am 18. September 1548 vermählte er sich mit Maria, der Tochter Karls V.¹⁾

Philipp
auf
Reisen.

Mit glänzendem Gefolge trat Philipp die Reise an, in Barcelona hatte seiner eine Flotte, die ihn nach Genua brachte. Über Pavia, wo er alle Bedingungen der großen Schlacht auf dem Schlachtfelde sich erklären ließ, gieng die Reise nach Mailand, das sich in Huldigungen überbot, dann zu Pferd über Trient, Innsbruck, München, Heidelberg, unter steten Festlichkeiten, nach Brüssel, dessen Bevölkerung den Sohn des Kaisers, auf dessen Thatenruhm sie stolz war, mit stürmischem Enthusiasmus begrüßte. Ähnlich ergieng's auf der Rundreise durch die Provinzen.

Philipp
und die
Deut-
schen.

Doch gefiel Philipp nicht wie der Vater, sein abgemeßenes Wesen stieß den freien, geselligen Niederländer ab. Auch bei den Deutschen gefiel Philipp wenig.

Der Augenzeuge Sastrou macht die scharfe Bemerkung: „König Philippus ließ die Kur- und Fürsten, ungeachtet sie eines Theiles alte Herren, fleißig aufwarten und folgen. Wann sie sämmtlich vor der Kirche von den Säulen stiegen, sah er sich nach ihnen nicht eines um, sondern stracks vor sich, jedoch vom Rücken zu winket er ihnen wohl mit beiden Händen, daß sie neben ihm gehen sollten; sie blieben aber hinter ihm gehen. Auch wenn sie ihn nach Haus geleiteten, gieng er die Stiege hinauf und ließ sie bleiben, ohne einige Anzeige von Freundlichkeit. Als ihn der Bischof von Trient auf den Unterschied eines spanischen und deutschen Fürsten und auf das Beispiel seines Vaters aufmerksam machte, meinte Philipp, es wäre ein großer Unterschied zwischen ihm und seinem Vater, denn der wäre nur eines Königs, er aber eines Kaisers Sohn.“²⁾

Ferdi-
nand
und
Karl.

Aber auch in der eigenen Familie erhoben sich Schwierigkeiten gegen den Plan, Philipp zum Kaiser wählen zu lassen. Ferdinand hielt das Kaiserthum zu der Behauptung seiner Länder für unumgänglich nöthig. Aus seinem Briefwechsel mit der Statthalterin der Niederlande, welche in wichtigen Familien-Angelegenheiten die tactvolle Vermittlerin machte, ersehen wir, daß schon 1548 im Plane war, auf Karl sollte Ferdinand im Kaiserthum folgen, Philipp römischer König sein, und Maximilian römischer König, wenn Philipp Kaiser wäre.³⁾ Die spanischen Staatsmänner mögen wohl die Ansicht gefaßt haben, daß die Vereinigung des Kaiserthums mit der spanischen Macht in derselben Person auch in der Zukunft nöthig sei, um die Einheit der Kirche zu erhalten, um der Eroberungssucht der französischen Könige und der Türken mit Erfolg entgegenzutreten zu können. Vielleicht be-

¹⁾ Holtzmann, Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung (1527 bis 1564), S. 75 f., 79 ff. Berlin 1903.

²⁾ Sastrou, Verkommen, Geburt und Lauf seines ganzen Lebens. Herausgegeben von Mohnike, II. S. 629. Greifswalde 1823.

³⁾ Ranke, I. c. V, p. 81—85.

stärkten Maximilians II. protestantische Ansichten und eifriger Verkehr mit den Protestanten sie in diesem Plan.¹⁾

Auf einmal schreibt Ferdinand am 29. März 1549 bestürzt an seine Schwester, man rede öffentlich davon, daß ihm nicht bloß das Kaisertum dereinst entzogen, sondern daß Philipp auch jetzt schon römischer König werden solle und daß der Kurfürst von Brandenburg auf das Geld hin, welches er für seine Zustimmung zu diesem Plane erhoffe, jetzt schon ein Anlehen machen wollte. Er liebe den Kaiser wie seinen Bruder, ja wie seinen Vater, wolle ihm in allem willfährig sein, nur in diesem Punkte sei es ihm unmöglich. Maria beruhigte ihn, sie wisse nur vom Plane von 1548.²⁾

Ferdinands
Sorge.

Von den Successionsplänen Karls V. war aber auch dessen Nefse, Erzherzog Maximilian, der damals in Spanien weilte, wohl unterrichtet. Maximilian war fest entschlossen, sich nicht zu Gunsten des Prinzen Philipp umgehen zu lassen, selbst um den Preis eines offenen Scandals. Er begnügte sich nicht mit dem Titel eines Königs von Böhmen, dessen Ertheilung Karl V. eifrig betrieb und im Februar 1549 auch durchsetzte. Er mahnte vielmehr seinen Vater, die gefährdeten Ansprüche auf die deutsche Krone energisch zu vertreten, und Ferdinand erwies sich denn auch dem Kaiser gegenüber zäh. Bei dem am 26. Juli 1550 eröffneten Reichstag zu Augsburg kam es nun zwischen den Brüdern zu eingehenden Verhandlungen. Maximilian mußte noch im December 1550 aus Spanien nach Augsburg kommen, weil Ferdinand ohne ihn nicht abschließen wollte, Maria eilte zweimal aus den Niederlanden herbei, um zu vermitteln. Erst am 9. März 1551 kam es zu einem Familienvertrage.³⁾

Familiens-
vertrag
vom
Jahre
1551

Nach den glücklichen Tagen des Kaisers Karl sollte Ferdinand zum Kaiser gekrönt und Philipp zum römischen König erwählt werden, hiezu wolle man die Zustimmung der Kurfürsten nachsuchen, auch das Versprechen erwirken, daß, wenn nach Ferdinands Tod Philipp zum Kaiser gekrönt sei, Maximilian römischer König werde, um ihm später im Kaisertume nachzufolgen. — Philipp solle bei einer Empörung im Reiche oder in den Erblanden, desgleichen zur Durchführung der Beschlüsse der allgemeinen Kirchensammlung Ferdinand mit seiner Macht beistehen.⁴⁾ — So weit der Vertrag; wie stand es um dessen Wirkung? Die geistlichen Kurfürsten bestanden nur noch durch des Kaisers Macht, ihrer Zustimmung glaubte Karl V. also gewiss zu sein, man bedurfte nur der Einwilligung des Moriz von Sachsen und des Brandenburgers. Moriz gab keine Antwort. Joachim aber erwiderte auf vertrauliche Anfrage: Ferdinand möge sich mit dieser ganzen Sache ferner nicht befassen, um sich und seine Nachkommen nicht bei den deutschen Ständen

Wirkungslös.

¹⁾ Bucholz, l. c. VI, p. 461.

²⁾ Ibid. p. 457—464; IX, p. 726 ff. — Hanke, l. c. V, p. 84.

³⁾ Maurenbrecher, l. c. p. 239—248. — Hofmann, l. c. p. 75 f., 90—135.

⁴⁾ Maurenbrecher, l. c. Anhang, S. 136*—140*.

gehässig zu machen. Mit andern Worten: von Philipp wollten die Deutschen nichts wissen, dagegen waren die protestantischen Fürsten entschieden für den protestantenfreundlichen Maximilian eingenommen, und Philipp reiste mit sehr geringen Aussichten im Mai 1551 wieder nach Spanien ab. Der ganze Plan ward übrigens bald von den Ereignissen in den Hintergrund gedrängt.¹⁾

Neue Verwickelungen mit den Türken und mit Frankreich.

Von einer andern Seite drohte dem habsburgischen Machtbestand Gefahr: Frankreich und die Türken regten sich wieder. Trotz des fünfjährigen Friedens vom Jahre 1547 und trotz des jährlichen Tributes, über welchen die Ungarn, als über die tiefste Erniedrigung der Nation klagten, hörten die Raubzüge an der Grenze nie auf. Der herrschsüchtige Martinuzzi, welcher sich mit Isabella durch Beschränkung ihrer Macht verfeindet und zugleich in Constantinopel allen Credit verloren hatte, näherte sich Ferdinand und es kam im September 1549 zu Båthor bei Tokaj zu Verhandlungen, wobei Martinuzzi vorschlug, daß der junge Johann Sigismund Zápolya auf Siebenbürgen und die Krone zu Gunsten Ferdinands verzichtete, dafür aber die väterlichen Besitzungen behalten sollte. Darauf gieng der kaiserliche Bevollmächtigte Graf Salm nicht ein. Suleiman II. war über diese Verhandlungen, von welchen er durch einen mit Isabella verbündeten Verräther Petrovich Kunde erhielt, so aufgebracht, daß er die Hinrichtung Martinuzzis verlangte im Juli 1550. Martinuzzis Anhang war aber noch stark genug, um sowohl die Partei Isabellas niederzuhalten als auch die zu ihrer Hilfe eingedrungenen türkischen Scharen aus dem Lande zu drängen. Engster Anschluß an den österreichischen Ferdinand erschien nun als unumgänglich nothwendig, wenn Siebenbürgen nicht türkisch werden sollte. Daher neue Verhandlungen, insolge deren Ferdinand im Mai 1551 seinen Feldherrn Castaldo mit etwa 8000 Mann in Siebenbürgen einrückten ließ. Isabella war nun zu Verhandlungen bereit, und so kam es zum Vertrag von Weißenburg am 19. Juli 1551.

Alle Besitzungen der Familie Zápolya in Ungarn und Siebenbürgen wurden dem Kaiser Karl V. und dem König Ferdinand als erblicher Besitz sammt der ungarischen Krone übergeben. Johann Sigismund Zápolya erhielt dafür das Herzogthum Opperlitz als böhmisches Lehen und ein Jahreseinkommen von 25.000 Ducaten und die Hand einer Erzherzogin zugesichert. Für Isabella wurde die Summe von 140.000 Ducaten sichergestellt. Für Isabella wurde der Sohn am 6. August Siebenbürgen, das dem neuen Landesherren Ferdinand ohne Schwierigkeit die Huldigung leistete. Der Urheber dieser Erfolge, Marti-

¹⁾ Ranke, l. c. V, p. 89—92. — Bucholz, l. c. VI, p. 465—467.

nuzzi, wurde von Ferdinand zum Wojwoden von Siebenbürgen erhoben und auf Ferdinands Betreiben vom Papste im October zum Cardinal ernannt.¹⁾

Martinuzzi

Ferdinands Herrschaft über Siebenbürgen schien nun für immer gesichert. Allein, da brach Zwiespalt aus zwischen Martinuzzi und Castaldo, welcher letzterer es offenbar bitter empfand, von dem hochangesehenen Bischof verdunkelt zu werden, und in seiner Verbitterung nur zu sehr geneigt war, jedes schlimme Gerücht gegen Martinuzzi zu glauben. Als nun dieser ganz offen bestrebt war, ein gutes Einvernehmen mit dem türkischen Nachbar herzustellen, wohl in der guten Absicht, dem Lande auch von dieser Seite Ruhe zu verschaffen, fand Castaldo darin schon hinlänglichen Beweis dafür, daß Martinuzzi das Land an den Sultan verrathen wolle, um mit dessen Zustimmung selbst Herr von Siebenbürgen zu werden. Zur festen Überzeugung wurde bei Castaldo diese Ansicht während des Kampfes gegen die auf Suleimans Gebot eingebrochenen Türken.

und
Castaldo.

Suleiman war über den Vertrag vom 19. Juli aufs höchste ergrimmt, ließ Ferdinands Geschäftsträger in Constantinopel namens Malvezzi in den schwarzen Thurm am Bosphorus werfen, weil „Gesandte für das gegebene Wort ihres Herrn Bürge seien“, und gab dem Beglerbeg von Rumelien, Mohammed Sokolli, den Befehl, mit Heeresmacht in Siebenbürgen einzurücken und das ganze Land unter die Botmäßigkeit der Pforte zu bringen.²⁾

Suleiman II.

Allein Martinuzzi verstand es, zuerst ihn durch Unterhandlungen bis zum September hinzuhalten, dann alle Mittel des Widerstandes zu sammeln, das Volk aufzuregen und vereint mit den kaiserlichen Truppen unter Castaldo und Markgrafen Sforza Pallavicini ein Heer von 100.000 Streitern zusammenzubringen. Als nun aber am 16. October Martinuzzis Secretär dem kaiserlichen General die scheinbar aufrichtige Mittheilung machte, daß sein Herr die kaiserliche Armee und das ganze Land den Türken in die Hände spielen wolle, als ferner Martinuzzi schon Ende October dafür eintrat, man solle die von den Türken besetzte Burg von Lippa nicht länger vergeblich bestürmen, sondern der Besatzung freien Abzug gewähren,³⁾ als endlich der Bischof auch jetzt wieder mit den Türken im geheimen verhandelte, schwand in Castaldo der letzte Zweifel, und er entschloß sich jetzt — wie er meinte — im Sinne Ferdinands zu handeln. Er hatte nämlich schon früher an Ferdinand gemeldet: solange der Mönch lebe, werde er nie in den ruhigen Besitz von Siebenbürgen gelangen. Ferdinand hatte ihm sagen lassen, wenn dies der Fall sei, so möge er thun, was ihm am besten dünke zum Wohle des Staates.

Castal-
dos Ver-
dacht.

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 165—167.

²⁾ Bucholtz, l. c. VI, p. 260 f. — Zinkeisen, l. c. II, p. 869.

³⁾ Ein Rath, der zunächst heftig bekämpft, am 28. November aber wegen der Unbillen des Wetters und wegen Mangels im Belagerungsheere endlich doch noch befolgt werden mußte.

**Waffen-
stillstand
1553.** Castaldo glaubte, dem Verräther zuvorkommen zu müssen, und ließ am 17. December 1551 den Mönch niederstoßen.¹⁾

Der Krieg begann nun von neuem; im Jahre 1552 siegten die Türken bei Szegedin und Beszprim, nahmen am 27. Juli Temesvár nach mühsamer Belagerung und bald auch Lippa und Szolnok; Erlau aber widerstand ihrer Übermacht heldenmüthig unter Dabo. Selbst Frauen und Mädchen vollbrachten Wunder der Tapferkeit auf den Zinnen, wenn ein Sturm abzuschlagen war. Nicht weniger als 12.000 von den Türken geschleuderte Kugeln wurden nach der Befreiung aufgegeben.²⁾ Die Erhebung des Moriz von Sachsen zwang Ferdinand, einen Waffenstillstand mit Suleiman zu suchen, und er erlangte im April 1553 einen Waffenstillstand, der dann wiederholt erneuert wurde.³⁾

**Waffen-
stillstand
1553.** Auch an der Küste von Nordafrika hatte der Kampf wieder begonnen. Karl hatte Afrika oder Mehdije am 10. September 1550 mit Hilfe einiger Galeeren des Papstes und der Rhodiser dem Seeräuber Dragut weggenommen. Der französische Gesandte stellte dies der Pforte als Bruch des Waffenstillstandes dar, und der Großherr sandte 1551 eine Flotte aus, um Afrika wieder zu nehmen. Dies gelang nicht, auch ein Angriff auf Malta war umsonst, aber die Malteser vertheidigten Tripolis zu schwach und mußten es am 14. August 1551 übergeben. Der französische Gesandte war auf der türkischen Flotte. 1552 machten die Türken Streifzüge an der neapolitanischen Küste. 1553 eroberten sie Bastia auf der Insel Corsica.⁴⁾

Frankreich. Übergang von Franz I. auf Heinrich II.

**Frank-
reich.** Frankreich hatte seine feindselige Politik gegen den Kaiser mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Franz I. lebte nicht mehr, er war am 31. März 1547 im Schlosse zu Rambouillet den Folgen seiner Ausschweifung erlegen. Das Schwanken zwischen der Verbindung mit den Protestanten und der grimmigen Verfolgung derselben, zwischen Freundschaft und Feindschaft mit Karl, bezeichnet auch die letzten Jahre seiner Regierung. Ein Schandfleck ist die Vernichtung der Waldenser in der Provence.

**Walden-
ser** Diese Waldenser waren stille, fleißige Landwirte, nördlich von der Durance, hatten drei kleine Städte: Merindol, Cabrières und la Coste, ungefähr dreißig Dörfer, zahlten regelmäßig ihre Steuern, übten ihre Religion mit ihren Barbas oder Ältesten in der Stille und wurden nie ernstlich unruhigt. Als sie aber hörten, daß ganze Völker mit Rom gebrochen hätten, kamen sie in Aufregung, glaubten, der Tag des Herrn sei gekommen, und schickten zwei Barbas, um mit den Reformirten der Schweiz und des Elsasses in Verbindung zu treten. Sie fanden die Lehre von der Prädestination sehr sonderbar, desgleichen die von der gänzlichen Ohnmacht des Menschen zum Guten: jedes Wesen, jede Pflanze habe ja ihre eigene Kraft, warum nicht der Mensch? Wogu

¹⁾ Zinkeisen, l. c. II, p. 871. — Charrière, l. c. II, p. 172.

²⁾ Huber, l. c. IV, p. 173 ff.

³⁾ Ibid. p. 177 ff.

⁴⁾ Zinkeisen, l. c. II, p. 875 f. — Charrière, l. c. II, p. 140 ff.

die Lehren und Mahnungen des Evangeliums zum Guten, wenn den zur Seligkeit Bestimmten nichts schaden, den zur Hölle Bestimmten nichts nutzen können! Dennoch nahmen sie, durch Farel bewogen, 1532 auf einer Synode im Thale Angrogne die Lehre Calvins an, nur zwei Barbas wollten den Glauben der Väter gewahrt wissen; 1535 erschien ihre Bibel in Neuschätel. Seit sie ihre kluge Zurückhaltung aufgegeben hatten, wurden die Waldenser auch verfolgt; sie sollten ihren Glauben abschwören, und griffen zu den Waffen.¹⁾

und Calviner.

Schon 1540 verurtheilte sie das Parlament zur Strafe der Ketzerrei: nur Chasseneux, der Präsident, und Sadolet, Bischof von Carpentras, ein Mann von edlem Geist und Herzen, hemmten die Vollziehung des Urtheils, das zuerst vom König bestätigt werden müsse. Im Jahre 1541 bewilligte Franz I. den Waldensern drei Monate Frist, um ihre Irrthümer abzuschwören. Unter Sadolets Leitung fügten sich viele einfach dem Befehle des Königs. Die Verfolgung hörte auf, im Kriege gegen den Kaiser hatte der König auf die Protestanten Rücksicht zu nehmen. Seit dem Frieden zu Crespy war es anders.

Parlaments-
beschluss
1540

Sadolet war in Rom und Chasseneux todt, ein Baron von Oppede, ein glühender und habgüchtiger Feind der Waldenser, war Präsident des Parlamentes der Provence; er schilderte dem König den meuterischen Geist der Leute, die sich Marseilles bemächtigen und eine Republik in der Provence errichten wollten. Da befahl Franz I. die Vollziehung des Urtheils von 1540 und im April 1545 wurden die Waldenser, die nicht abschwören wollten oder in die Schweiz fliehen konnten, vernichtet oder zu den Galeeren verdammt oder in die Sklaverei verkauft. Franz I. pries durch Erlass vom 18. August 1545 das Geschehene und nahm die Verantwortlichkeit für die schreckliche That auf sein Gewissen!²⁾

voll-
zogen
1545.

Als sein Sohn Karl, Herzog von Orleans, am 8. September 1545, wegiarh, forderte der König von Karl V. einen andern Vertrag, namentlich die Abtretung von Mailand, und rüstete sich zum Kriege, als er die erwünschte Antwort nicht erhielt, und suchte die kirchlichen Pläne des Kaisers zu durchkreuzen, hegte und unterstützte namentlich die Schmalkaldner. Um gegen Karl V. die Hände frei zu bekommen, schloß er am 7. Juni 1546 Frieden mit Heinrich VIII., der für zwei Millionen Thaler Boulogne zurückzustellen versprach. Als Franz I. zum offenen Krieg gegen den Kaiser bereit war, ereilte ihn der Tod.³⁾

Franz I.
und
Karl V.

Sterbend mahnte der König seinen Sohn Heinrich, Montmorency nicht wieder ins Amt zu rufen, sich vor den Guisen inacht zu nehmen, weil sie ihm und seinen Kindern das Wams und dem Volke das Hemd wegnehmen würden. Die Guisen waren ein Seitenzweig des lothringischen Hauses; sie zählten Gottfried von Bouillon unter ihren väterlichen Ahnen auf und führten

Franz' I.
Tod.

Die
Guisen.

1) Alexis Muston, Histoire des Vaudois, I, p. 77 ff.

2) Martin, l. c. VIII, p. 326 ff. — Michelet, Réforme, p. 340 ff., 477 ff.

3) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 614 ff., 629, 632 ff., 644 f., 656 f.

ihr Geschlecht bis auf eine Tochter Karls des Großen zurück.¹⁾ Während die Herzoge von Lothringen in ihrer schwierigen Stellung zwischen Frankreich und Deutschland sehr bescheiden und umsichtig sich benahmen, waren die Mitglieder dieses Seitenzweiges ihres Hauses kühne, hochstrebende, meist auch reichbefähigte Männer, strahlend von Geist, Kraft, Schönheit und Muth. Von einer ihrer Ahnmütter her nannten sie sich Grafen von Anjou, sprachen Anjou, die Provence, Neapel mit Sicilien und Jerusalem an. Der Dauphin soll seinem Jugendfreunde Franz Guise die Zurückgabe der Provence versprochen haben. Kurz, der sterbende König sah im Ehrgeiz der Guisen eine Gefahr für seine eigene Familie.²⁾

Heinrich
II.

Heinrich II. (1547—1559) war schön wie der Vater, aber ohne ihm an Geist und Lebendigkeit zu gleichen: er war der beste Tänzer, der geschickteste Reiter am Hof, ein anmuthiger Gesellschafter, aber nichts war ihm mehr zuwider, als selber zu denken; sein Geist war ebenso träg als sein Auge ohne Feuer, er überließ sich ganz und beharrlich seinen Günstlingen. Das erste, was der neue König that, war, daß er die Mahnungen seines Vaters in den Wind schlug: die alten Rätthe wurden entlassen, Montmorency und Guise berufen, sie mußten jedoch die Herrschaft theilen mit Diana von Poitiers, welche, einst die Geliebte Franz' I., jetzt, obschon achtundvierzigjährig, noch immer schön, seinen achtundzwanzigjährigen Sohn, Heinrich II., durch ihren Geist und ihre Anmuth beherrschte. „Dem Beispiele Franzens folgend,“ sagt Ribier, „machte sich der König kein Gewissen daraus, Frau und Beischläferin an einem Tische neben sich zu haben, als sei er verpflichtet, jeden Tag seines Lebens zugleich im Ehestand und Ehebruch hinzubringen. Diana konnte in einer Nacht die jahrelangen Arbeiten der Staatsbeamten zugrunde richten. Sie mischte sich in alles, war von unersättlichem Geize und hielt zwölf Jahre lang den Himmel so verschlossen, daß nicht ein einziger Tropfen Gerechtigkeit, es sei denn verstopfen, auf Frankreich herabfiel.“ Die sechszwanzigjährige Königin Katharina von Medici mußte dulden und schweigen und den Schmerz, der ihre Brust durchwühlte, unter einem Lächeln verbergen. Diana bekam eigentlich die Schlüssel zum Schatz. Nur

Diana
von
Poitiers.

Katha-
rina von
Medici.

1) Stammtafel der Familie der Guisen:

Claudius von Guise, † 1550

Franz, † 1563	Maria, Gemahl: Jakob V. von Schottland	Karl, Cardinal, † 1574.	Claudius von Aumale, † 1573.	Ludwig, Cardinal, † 1578.	Renatus von Esboeuf, † 1566.
Maria Stuart.					
Heinrich, † 1588	Katharina von Montpensier, † 1597.	Karl von Mayenne, † 1611.	Ludwig, Cardinal, † 1588.		

Karl.

²⁾ So berichtet Aubespine in seinen „Memoiren“. — Martin, l. c. VII, p. 357, 363 f.

durch Montmorency und die Guisen, sagt Vieilleville, konnte man zum König gelangen. Ihre Verwandten bekamen die Statthalterschaften und Befehlshaberstellen, und so wenig den Schwälben eine Mücke, so wenig entgegen ihnen eine einträgliche Stelle.¹⁾

Montmorency war für Frieden und Sparsamkeit, die Guisen waren für Krieg gegen den Kaiser, dem sie als Erben der Anjou Neapel und Sicilien entreißen wollten. Auf ihren Rath sandte Heinrich an Karl V. die Aufforderung, am 27. Juli 1547 in Rheims als Graf von Flandern und Pair von Frankreich pflichtgemäß der Krönung beizuwohnen. Karl antwortete, er werde kommen, aber mit 50.000 Mann. Nur die Schnelligkeit seines Sieges über die Schmalkaldner war schuld, daß die Franzosen sich nicht in den deutschen Krieg einmischten.²⁾

Aber in Italien zeigte sich schnell die Wendung der französischen Politik. Des französischen Rückhaltes sicher, suchte Gian Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, die Herrschaft der Doria in Genua zu stürzen. Andrea Doria war alt, sein Neffe Gianettino, der Sieger über Dragut und Befehlshaber der kaiserlichen Flotte, trat mit hohem Stolze auf und reizte dadurch das Gefühl der alten Familien, namentlich des Fiesco. Dieser rüstete unter dem Schein eines Zuges gegen die Türken, riß bei einem Fest am Abend des 1. Januar 1547 die Eingeladenen zum Kampfe hin, Dorias zwanzig Galeeren wurden überrumpelt, Gianettino Doria selber beim Thomasthor getödtet; der alte Andrea Doria floh. Die Empörer sahen sich am Morgen als Sieger, aber ohne Anführer: Fiesco war, als er eben eine Galeere besteigen wollte, ins Meer gestürzt und ob der Schwere seiner Rüstung ertrunken. Mit ihm fehlte die Einheit und Planmäßigkeit, die Verschworenen wagten nicht mehr, den Regierungspalast anzugreifen und gaben alle Vortheile auf gegen Zufage der Amnestie.³⁾

Bald darauf mischte sich Heinrich II. in die Angelegenheiten von Parma und Piacenza und kam mit 400 Gendarmen und 5000 Mann nach seinen Plätzen in Piemont, um zu recognoscieren. Allein ein Aufstand in den Provinzen des Südwestens rief ihn zurück: die drückende Art der Einhebung der Salzsteuer (Gabelle) hatte die Bevölkerung erbittert.

Unter dem Rufe „Mort aux gabelleurs!“ wurden, im Sommer 1548, die Beamten erschlagen oder ins Wasser geworfen mit dem Witzwort: „Geh, ihr Herren, und salzet die Fische der Charente!“ Montmorency zog gegen Bourdeaux, den Herd des Aufstandes. Die Bevölkerung erschrak vor der Macht, die gegen sie anrückte, und ergab sich am 9. October widerstandslos. Hundertvierzig Personen wurden hingerichtet, mehrere gerädert und dann verbrannt mit den Worten: „Geh hin, Canaille, und brate die Fische der Charente, die du mit den Körpern von meines Königs Dienern gesalzen hast!“ — Ganz Bourdeaux mußte auf den Knien um Gnade bitten. Die Empörung, welche das Verfahren der Regierung in edleren Gemüthern erregte, spricht sich in der Schrift: „Dis-

¹⁾ Martin, l. c. VIII, p. 360 ff. — Michelet, Guerre des religions, p. 43.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 372 f.

³⁾ Leo, Geschichte der italienischen Staaten, III, S. 479 f.

cours de la servitude volontaire ou Contr'un“ des Etienne de la Boetie aus, sie ist eine glühende Vertheidigung der republikanischen gegen die monarchische Regierung.¹⁾

Die Politik der Guisen England und Schottland gegenüber hatte Glück: Maria Stuart, die durch ihre Mutter Maria von den Guisen stammte, kam nach Frankreich und wurde dem Dauphin verlobt zum größten Verdruß des englischen Regenten Lord Somerset, welcher eine Heirat Marias mit dem jungen Eduard VI. im Plane hatte. Gleich unglücklich war England auch im Kriege mit Frankreich. Die Franzosen bemächtigten sich einer Reihe von festen Plätzen im Gebiete von Boulogne, im Jahre 1549, und endlich verzichteten die Engländer im Frieden vom 24. März 1550 gegen eine Entschädigung von 400.000 Goldkronen statt der früher bedungenen zwei Millionen Thaler sogar auf Boulogne selbst. Der junge Eduard VI. wurde anfangs 1551 mit Elisabeth, der Tochter des Königs von Frankreich, verlobt.²⁾

Eduard VI.

Octavio Farnese.

Das gab Muth, an einen Krieg sogar gegen den Kaiser zu denken. Das Bündniß von 1521 wurde 1549 mit der Schweiz erneuert und die Jahrgelder der Cantone erhöht; beim Sultan wurde gestachelt zu einem Einfall in Ungarn und mit Octavio Farnese, der im Jahre 1550 vom Papst Julius III. wieder mit Parma befehrt worden war, wurde 1551 ein Vertrag geschlossen, wonach der Herzog dem König all seine Städte und Festungen öffnete, der König dagegen den Herzog in seinen besonderen Schutz nahm und ihm ein Jahrgeld zahlte. Der Papst erklärte den Herzog jetzt für einen Empörer, und der Krieg begann im Juni 1551 zwischen Frankreich, als Verbündetem des Herzogs, und dem Kaiser, als dem Schutzbvogt der Kirche — von beiden Seiten wollte man den allgemeinen Krieg noch vermeiden.

Plan zum Kaiser-mord.

Übrigens war schon 1550 der Plan beschossen, den Kaiser auf der Reise durch Italien nach Spanien zu ermorden. Heinrich II. rieth, ihn von dieser Reise ja nicht abzuhalten, alles geheim zu thun, damit er nicht mißtrauisch werde, dann aber gut zu handeln. Die geistlichen Reichsfürsten und „die gesammte katholische Pfaffheit“ sollten zugleich von den Schmalkaldnern abgethan werden.³⁾ Allein bald wurde das Bisier gehoben, zunächst in Piemont der Krieg als von Macht gegen Macht offen geführt. Den Muth dazu gab ein Bündniß, am 5. October 1551 mit deutschen Fürsten abgeschlossen — und wir kommen jetzt an eine Geschichte von Verrath und Mordank, wie eine solche schmachvoller in den deutschen Jahrbüchern nicht gefunden wird.

Moriz von Sachsen.

Moriz von Sachsen.

Alle feindseligen Kräfte gegen Karl vereinigte zum Angriff auf seinen Kaiser und Wohlthäter auf einmal kein Geringerer — als Moriz von Sachsen.

1) Martin. l. c. VIII, p. 379—386. Contr'un = contre le pouvoir d'un seul.

2) Ibid. p. 391—395, 404. — Lingard, l. c. VII, p. 66 ff., 91.

3) Voigt, Der Fürstenbund gegen Kaiser Karl V. in Raumer's „Historisches Taschenbuch“, S. 37 f. 3. Folge. VIII. Jahrg. Leipzig 1857.

Sonst ein so scharfblickender Menschenkenner, hat sich Karl V. zweimal folgenreich getäuscht: in Moriz von Sachsen und in Wilhelm von Oranien; beide wurden ihm durch ihr verständiges, rasches, kühnes Wesen lieb, beide hat er geliebt, beide haben ihm mit Undank gelohnt: der eine hat die Arbeit seines Lebens zerstört, der andere hat seinem Sohne Philipp die Niederlande entzogen. Reichen Naturen geschieht es hin und wieder, daß sie das, was sie in sich tragen, auch in andern zu sehen wähnen. Karl, das geben seine Feinde zu, war ein Mann von Ehre, und es war ihm nicht möglich, Moriz oder Wilhelm eine Ehrlosigkeit zuzumuthen.

Es ist schwer zu sagen, was Moriz zum Abfalle vom Kaiser trieb, denn er gehört zu jenen verschlossenen Naturen, für welche die Sprache nur da ist, um die Wahrheit zu verhüllen.¹⁾ War es das drückende Gefühl, daß seine Glaubensgenossen ihn als Verräther betrachteten? — aber Moriz hatte keinen Glauben; waren es die Vorwürfe in der Familie, daß er die Befreiung seines Schwiegervaters, des Landgrafen Philipp, vom Kaiser nicht erwirken konnte? — aber Karl wußte ja, daß Moriz nur zum Scheine für Philipp Fürsprache einlegte, und die eigene Frau umgab den Kurfürsten mit Spionen, weil sie ihm nicht traute; war es Sorge um sein Kurfürstenthum, Überzeugung, daß das Werk des Kaisers doch scheitere, Unwille über ein voraussetzliches Kaiserthum Philipps II.? oder dachte Moriz, selber Kaiser zu werden? — hochfliegende Pläne hegte der junge Fürst! Wirkten alle diese Rücksichten zusammen? Sein letztes Wort hat Moriz nie gesprochen, und alle, die mit ihm verkehrten, betrogen, den Kaiser wie den König von Frankreich, seine Glaubensgenossen wie Ferdinand I. und Maximilian II.²⁾

Gewiß ist nur, daß Moriz sich vom Kaiser entfernte, seit er durch ihn sein Ziel, die Kur, erreicht hatte. Die religiöse Einigung wollte er so wenig als irgend ein protestantischer Fürst, denn dann hörten sie auf Landesbischöfe zu sein und verloren die Kirchengüter und die Herrschaft über die Seelen ihrer Unterthanen. Aber Moriz wußte seine Absichten besser zu verdecken als irgend ein anderer. Als daher das Concil in Trient am 1. Mai 1551 wieder zustande kam, wies Moriz seine Theologen an, sich zur Reise zu rüsten,³⁾ und beauftragte Melancthon, ein neues Bekenntniß der evangelischen Lehre abzufassen.⁴⁾

Grund
des
Abfalls.

Melancthon.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 702 ff., 715 ff. — Vergl. seine Charakteristik bei Ranke, l. c. V, p. 161 f., 238.

²⁾ Voigt, Der Fürstebund gegen Kaiser Karl V., in Räumers „Historisches Taschenbuch“, Jahrg. 1857. — Cornelius, Kurfürst Moriz gegenüber der Fürstenschwörung in den Jahren 1550—1551. Abhandlungen der Münchener Akademie, X, 3, S. 637 ff. — Zur Erläuterung der Politik des Kurfürsten Moriz, „Münchener historisches Jahrbuch“, Jahrg. 1866. — Langenn, Moriz, Herzog und Churfürst von Sachsen, I, S. 457. Leipzig 1841.

³⁾ Druffel, l. c. I, p. 838 ff.

⁴⁾ Es ist dies die „Repetitio confessionis Augustanae sive confessio doctrinae Saxonicarum ecclesiarum“, Corpus Reformatorum, XXXIII, p. 328.

Melanch-
thon's
"Con-
fessio."

In diesem Bekenntnis trat nun der sonst immer zur Vermittlung geneigte Melanchthon förmlich vom Leipziger Interim zurück, hob die Gegensätze recht scharf hervor, führte überhaupt eine Sprache, welche die Kirchenversammlung nur schwer beleidigen konnte.¹⁾ Ferner verlangte der Kurfürst ein freies unabhängiges Concil, was der französische Gesandte mit Recht dahin auslegte: der Kurfürst deute dadurch an, daß jeder bis zum Altflücker und Schuster zugelassen werden müsse, was soviel heiße, als den endlosen Schluß der Versammlung bis zum jüngsten Gerichte zu vertagen. — Der Kaiser, welcher nicht Moriz, sondern Melanchthon darüber grollte, kam dadurch der Kirche gegenüber in Verlegenheit; denn man glaubte, er habe mit Willen solche Forderungen dem Papste verschwiegen und die Sache in einem Halbdunkel gelassen, um Papst und Protestanten in Streit zu verwickeln und sich selbst dadurch zu heben. In dieser Absicht suchte der französische Gesandte den Papst zu bestärken. Was half es da, daß der Kurfürst Joachim von Brandenburg den Papst durch seine Gesandtschaft als Heiligsten Vater und Herrn in Christo anerkannte, daß auch ein Gesandter der Herzogs von Württemberg Ende October in Trient erschien und im November der Geschichtschreiber Johann Sleidan als Bevollmächtigter der Städte Straßburg, Eßlingen, Ravensburg, Reutlingen, Biberach und Lindau?²⁾

Magde-
burg.

Moriz lag indessen noch immer vor Magdeburg, um die Aecht zu vollziehen, aber absichtlich betrieb er die Belagerung lässig, gewährte schließlich am 3. November 1551 der Stadt gegen formelle Unterwerfung unter Kaiser und Reich einen Frieden, wie sie ihn nicht besser erwarten konnte, nahm ihre Truppen in seinen Dienst, benutzte überhaupt keine Stellung als kaiserlicher Befehlshaber, um ein Heer gegen den Kaiser zu sammeln. Vier Wochen vorher hatte Moriz mit dem König von Frankreich ein hochverrätherisches Bündnis gegen Kaiser und Reich geschlossen.³⁾

Bund
mit
Frank-
reich.

Nach den Worten des Marschalls Vieilleville⁴⁾ hat nicht der König den Kurfürsten, sondern dieser den König dabei aufgesucht. Im Rathe war der König bedenklich. Montmorency entschied gegen den Krieg: als aber Vieilleville von Metz, Toul und Verdun sprach, welche Frankreich für seine Hilfe erhalten sollte, hörte jedes Bedenken auf.

Lothauer
Vertrag.

Am 5. October 1551 wurde auf dem Schlosse Lochau der Vertrag abgeschlossen, welcher den Franzosen den Weg nach Deutschland bahnte. Am Anfange ward natürlich gesagt, daß die Fürsten alles der Religion wegen unternehmen; dann, daß sie darüber nachgedacht, wie der Kaiser theils heimlich, theils öffentlich bedacht sei, nicht nur die Kurfürsten und Fürsten, sondern auch die Grafen, Freiherren und Städte und Unterthanen des geliebten

¹⁾ Bucholtz, l. c. VI, p. 470. — H. A. Menzel, l. c. II, p. 178 ff. — Pastor, l. c. p. 431.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1551, n. 41—42. — Bucholtz, l. c. VI, p. 467 ff.

³⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 715—721. — Bucholtz, l. c. VII, p. 18 f.

⁴⁾ Vieilleville, Mémoires, livre IV, chap. 1—12, in Michaud et Poujoulat, Nouvelle collection, tome IX, p. 112—128.

deutschen Vaterlandes aus ihrer alten Freiheit und Libertät in eine bestialische, unerträgliche und inneverwährende Knechtschaft zu versetzen; dann, daß der Landgraf von Hessen ungerechterweise schon fünf Jahre gefangen gehalten sei. Darum hätten die Fürsten — Moriz unterschreibt für den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und den Landgrafen Wilhelm von Hessen — mit dem allerchristlichsten König, Heinrich II. von Frankreich, sich verbündet, das tyrannische Joch bestialischer Knechtschaft von ihren Häuptern zu schütteln und das geliebte Vaterland und die deutsche Nation mit gewaffneter Hand in die alte Freiheit einzusetzen und die Verfassung wiederherzustellen, zu gleicher Zeit den Landgrafen zu befreien, wozu ihnen Gott den Heiligen Geist geben möge. Diejenigen, welche sich ihrem edlen Unternehmen widersetzen, werden sie natürlich mit Feuer und Schwert verfolgen. Ohne Wissen und Zustimmung des Königs von Frankreich werden sie keinen Frieden schließen. Dafür wird ihnen der König von Frankreich für die drei ersten Monate 240.000, für jeden folgenden Monat 60.000 französische Thaler zahlen. Dagegen soll der König von Frankreich Metz, Toul und Verdun und andere Städte nehmen und unter dem Titel eines Reichsvicars behalten. Auch soll dieser König ein Feuer in den Niederlanden anzünden. Zum Danke dafür werden die Fürsten bestrebt sein, ihm die Franche-Comté sowie Flandern und Artois zu verschaffen und ihn bei einer künftigen Wahl zum Kaiser erklären, wenigstens seinen wählen, der nicht Seiner Majestät genehm ist! ¹⁾ — Auch Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach machte sowohl mit Moriz als mit Heinrich II. den Waffenbund. Am 15. Januar 1552 wurde von Heinrich II. dieser Vertrag im Schlosse Chambord beschworen. ²⁾

Metz,
Toul und
Verdun.

Reichs-
vertrath.

Karl V. hatte sich, um dem Concil näher zu sein, Ende October 1551 von Augsburg nach Innsbruck begeben und ward durch ein Meisterstück von Verstellung und Tücke bis zum letzten Augenblick sicher gemacht. Moriz sandte wiederholt feierliche Gesandtschaften, um die Freiheit des Landgrafen zu erbitten. ³⁾ Der Kaiser verschob die Gewährung, bis Moriz, wie er versprochen, selbst komme. Moriz ließ Quartier in Innsbruck für sich bestellen, und Melancthon und zwei Leipziger Theologen machten sich auf den Weg nach Trient. ⁴⁾ Der Kurfürst begann selber seine Reise nach Innsbruck in kleinen Tagmärschen, bekam aber unterwegs Seitenstechen, kehrte um und schickte Boten an den Kaiser, die Zögerung zu entschuldigen. Er wandte sich anfangs März an seine Stände in Torgau, sie warnten ihn vor einem Unternehmen gegen den Kaiser. Melancthon bekam Kunde vom Plane des Kurfürsten und beschwor ihn, vom Werke des Anrührens und der Gewalt abzustehen: diese Sache sei so hoch und groß, daß kein menschliches Herz genügend den Schaden betrachten könne, der daraus folge.

Moriz
sündigt
den
Kaiser.

¹⁾ Pünig, Reichsarchiv, VIII, S. 293—296.

²⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 718 f. — Ranke, l. c. V, p. 164.

³⁾ Die letzte war noch am 27. März 1552. Ranke, l. c. V, p. 171.

⁴⁾ Ueber das bereitwillige Entgegenkommen des Concils vergl. Pastor, l. c. p. 440

Drohende Gerüchte, Warnungen kamen schon Ende 1551 nach Innsbruck.¹⁾ Karl beschwichigte: er habe als ein milder Kaiser seines Verhoffens niemandem Ursache zum Ungehorsam oder Widerwillen gegeben; von Moriz versehe er sich nichts denn alles Gehorsams und Guten, wo anders noch Treue und Glauben auf Erden zu finden. Er, der Kaiser selber, sei deutschen Stammes und ein solcher Treubruch wäre bei einem deutschen Fürsten unerhört.

Moriz
steht
gegen
ihn.

Indes zogen sich im März 1552 die sächsischen, brandenburgischen und hessischen Heerhaufen zusammen. Am 1. April standen die Verbündeten, etwa 30.000 Mann stark, vor Augsburg. Hier wurden Proclamationen erlassen, die da strohen von Heuchelei und Lügen.

klagt ihn
an.

Moriz wirft dem Kaiser Treulosigkeit, Bruch der Wahlcapitulation vor, er habe Deutschland zum Spotte der Völker gemacht, er wolle es in eine unerträgliche viehische, erbliche Knechtschaft bringen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg hob als einen der Gründe seiner Empörung hervor, daß „Don Luis de Avila, ein verlogener hispanischer Erzbube, in seiner ‚Geschichte des Schmalkaldischen Krieges‘ die deutsche Nation, die vornehmste der Christenheit, mit Unwahrheit abconterfeit habe, als ob es eine barbarische Nation ohne ehrliche und mannhafte Tugend wäre“. Am 5. April änderten die Fürsten das Religionswesen in Augsburg zu Gunsten der Protestanten.

Heinrich
II.

Zu gleicher Zeit brach der König von Frankreich auf, in einer deutschen Proclamation nannte er sich Rächer der deutschen Freiheit: er unternehme den Krieg in göttlichem Antriebe, auf Anrufen der Fürsten, aus Theilnahme an der deutschen Nation, um die Fürsten aus der erbärmlichen Dienstbarkeit zu befreien und die Freiheit der deutschen Nation zu retten und sich nichts als einen unsterblichen Namen wie Flaminius in Griechenland zu erwerben. Die Uneigennützigkeit war jedoch nur auf dem Papiere, in der That aber suchten die Franzosen das ganze alte Aufrasien, alles Land bis an den Rhein zu gewinnen.²⁾

Meß.

Als der König zur Armee abzog, ernannte er Katharina von Medici zur Regentin, sie war es aber nur dem Namen nach und klagte bitter darüber unter ihren Vertrauten, so daß einer ihr das Anerbieten machte, ihrer Nebenbuhlerin Diana die Nase abzuschneiden, um das „Unglück Frankreichs und des Königs“ einmal unschädlich zu machen.³⁾ Am 10. April standen die Franzosen vor Meß, nachdem Toul ohne Widerstand die Schlüssel übergeben hatte und nachdem die verwitwete Herzogin Christine der vormundschaftlichen Regierung über Lothringen enthoben und der neunjährige Herzog nach Paris geschickt war. Bei Meß bat man bloß um Gestattung des Durchzuges; kaum war er gewährt, so bemächtigten sich die Franzosen der Thore und Werke, entwaffneten die Bürgerschaft, die dann dem Könige huldigen mußte, der am 18. April seinen Einzug

¹⁾ Druffel, l. c. I, p. 852. — Corpus Reformatorum, VII, p. 908. — Bucholz, l. c. VII, p. 23—29.

²⁾ Duno Klopp, Studie über Karl V., in den „Historisch-politischen Blättern“, LX, S. 362.

³⁾ Martin, l. c. VIII, p. 413 f.

hielt, und aus Metz eines der Bollwerke Frankreichs zu machen gedachte. Dann brach Heinrich gegen die Vogesen und das Elsass auf. Bienville hatte gerathen, Metz gut zu behandeln, sonst mache man Straßburg, Speier und Worms mißtrauisch. Montmorency aber meinte, man werde einziehen wie in Butter. Bienville hatte recht, das Volk im Elsass widersetzte sich; als Montmorency für Gesandte mit Gefolge den Durchzug durch Straßburg verlangte, gaben Kanonenkugeln deutliche Antwort. Der Einmarsch in Zabern wurde erzwungen, Hagenau und Weißenburg dagegen öffneten freiwillig ihre Thore. Speier rüstete sich zur Vertheidigung. Gesandte aus der Schweiz und aus Württemberg forderten den König auf innezuhalten. Moriz zeigte Heinrich an, daß am 26. Mai Unterhandlungen in Passau beginnen würden.¹⁾

Elsass.

Der Vertrag zu Passau 1552.

Der Kaiser war überrascht, als die Fürsten in Augsburg erschienen, und nicht gerüstet. Dennoch nahm Moriz das Angebot Ferdinands an, um Frieden zu unterhandeln, und reiste nach Linz. Der Grund seiner Bereitwilligkeit war, „daß der Kaiser einen Bären bei sich hatte, den er nur in Freiheit setzen durfte, um Moriz in die Flucht zu jagen“, das heißt wenn der Kaiser die Verleihung der Kur an Moriz widerrief und den gefangenen Kurfürsten in sein Land zum Kriege gegen Moriz sandte. Bei der Zusammenkunft in Linz vom 18. bis 30. April²⁾ forderte Moriz Befreiung des Landgrafen, Begnadigung der Geächteten, Ende der Religionsstreitigkeiten, neue Ordnung im Reiche, Frieden mit Frankreich.

Moriz und Ferdinand.

Was Moriz fordert.

Diese Forderungen schickte Ferdinand nach Innsbruck an seinen kaiserlichen Bruder, welcher umgehend am 25. April antwortete, daß er bereit sei, den Landgrafen freizulassen, wenn man die Waffen niederlege, daß er ferner, so schwer es ihm ankomme, dem Kurfürsten Moriz gestatte, mit dem König Heinrich II. zu verhandeln, unter welchen Bedingungen dieser zum Frieden bereit sei, daß er aber die Sachen der Reichsordnung einem künftigen Reichstage vorbehalte, die Religionsfrage dagegen nicht einem National-, sondern nur dem allgemeinen Concile anheimstelle.³⁾ Eine Verständigung erfolgte daraufhin zu Linz nicht, es wurde nur ausgemacht, daß vom 11. Mai an Waffenstillstand herrschen, am 26. Mai aber eine neue Zusammenkunft behufs vollständigen Ausgleiches stattfinden solle. Man trennte sich anfangs Mai; Moriz gieng ins Lager seiner Verbündeten, Ferdinand aber nach Innsbruck.

Salung Karls V.

Die Verbündeten jedoch, die im Lager bei Gundelfingen standen, wollten den Waffenstillstand erst vom 26. Mai an gelten lassen und unternahmen vorher noch einen Handstreich gegen den Kaiser. Über Mindelheim, Kauf-

¹⁾ Martin, l. c. VIII, p. 413—417.

²⁾ Druffel, l. c. III, p. 396—415.

³⁾ Ibid. p. 427—430.

Gefahr
des
kaiserl.
beuren gieng's in Eilmärschen auf Neutte, dort wurde ein kaiserlicher Heer-
haufen zersprengt, am 19. Mai die Ehrenberger Klause erstürmt. Nur
noch zwei Tage hatte man nach Innsbruck — aber da empörte sich das
Regiment Reiffenberg, weil ihm Moriz den Sturmsold versagte, — darüber
vergieng ein Tag und dies rettete den Kaiser vor Gefangenschaft.¹⁾

Der
Kaiser
flüchtig.

Karl V. hatte am 6. April in Berkleidung versucht, nach den Nieder-
landen zu entkommen, fand aber alle Wege mit Soldaten bedeckt und war darum
nach Innsbruck zurückgekehrt.²⁾ Am Abend des 19. Mai brach er auf dem
Wege über den Brenner auf und schlug dann den Weg über Toblach nach
Kärnten ein; wegen heftiger Gicht unfähig, zu reiten oder zu fahren, wurde
er in einer Sänfte getragen. Der Kurfürst ward seiner Haft entbunden gegen
das Versprechen, dem Hofe freiwillig zu folgen. Sein gefasstes charaktervolles
Benehmen während der Gefangenschaft hatte ihm wieder die Achtung des Kaisers
erworben; ihm wurde erklärt, daß seine Haft jedenfalls zu Ende sei, welschen
Lauf auch die Ereignisse nehmen. Er haßte Moriz und versprach dem Kaiser,
treu zu helfen. Am 24. Mai, in einer Felspartie, reichte der Kaiser dem Kur-
fürsten huldvoll die Hand und versprach ihm, seinen Söhnen und der Landschaft
jeine Gnade. Darauf setzten sie die Reise nach Villach in Kärnten fort.³⁾ Hinter
ihnen wurden alle Brücken abgebrochen. „Ich habe es mit Deutschland gut ge-
meint,“ sagte der Kaiser zu Lazarus Schwendi, „aber freilich bei keinem
Theile Dank verdient, bei den Katholiken nicht, bei den Lutheranern auch nicht.
Darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen.“⁴⁾ — Indes hatte
Moriz Innsbruck besetzt und die Habe des Kaisers geplündert. Der Kaiser
war ihm entkommen, Moriz setzte den Zug nicht weiter fort, sondern fuhr den
Inn hinab nach Passau zur Fürstenversammlung.

Fürsten-
congress
in
Passau.

Der am 1. Juni 1552 eröffnete Fürstencongress in Passau,
an welchem Ferdinand und Moriz, sowie der Erzbischof von Salzburg, die
Bischöfe von Passau und Eichstätt und der Herzog Albrecht V. von Bayern
persönlich theilnahmen, die Kurfürsten aber sowie die Herzoge von Wirtem-
berg, Mecklenburg, Jülich und andere durch Gesandte vertreten waren,⁵⁾ be-
gann mit den Forderungen und Beschwerden des Kurfürsten Moriz. Dieser
verlangte außer der Freilassung des Landgrafen, daß sogleich ein Religions-
friede gemacht werde, der bis zur gänzlichen Beseitigung aller Streitigkeiten,
an die natürlich nicht mehr zu denken war, keinerlei weiterer Bestätigung be-
dürfe — das heißt Anerkennung des Landeskirchentums und des Raubes
an katholischen Gütern — und daß die Beschwerden wegen Verletzung der
Reichsverfassung sogleich untersucht und entschieden werden sollten durch Fer-
dinand und die Fürsten.

¹⁾ Bucholz, l. c. VII, p. 54—74. — Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 739 ff.

²⁾ Bucholz, l. c. VII, p. 60—66. — Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 740.

³⁾ Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 741. — Huber, l. c. IV, p. 189.

⁴⁾ Auch hier wurde der Hof erschreckt, man fürchtete einen Überfall der Vene-
tianer, so berichtet Englands Vertreter am Hofe Karls V. — Vergl. „Roger Asham. Sein
Leben und seine Werke“, von Katterfeld, S. 177—178. Straßburg 1879.

⁵⁾ Druffel, l. c. III, p. 455.

Diese Forderungen waren bedeutend zahmer als die von den protestantischen Verschwörern ursprünglich gehegten Absichten, welche ja gänzliche Abschaffung des geistlichen Reichsfürstenthums, Einziehung der Kirchengüter und Vertilgung der katholischen Religion und Geistlichkeit bezweckten. Man mußte die Forderungen herabstimmen, weil der Kaiser nicht gefangen und noch immer in der Lage war, den früheren Kurfürsten Johann Friedrich gegen Moriz auszuspielen, und weil man der Hilfe Frankreichs zwar wohl sicher war, gegen das Haus Habsburg, aber doch nicht gegen die katholische Religion.¹⁾

Im allgemeinen fand Moriz die Zustimmung der versammelten Fürsten, auch Ferdinand trat bei Karl V. für die Annahme der Forderungen ein, weil er kein anderes Mittel sah, um die nothwendige Reichshilfe gegen die Türken zu bekommen. Umso fester zeigte sich Karl V., indem er erklärte: „Auf keinen Fall und für nichts in der Welt werde ich wider Pflicht und Gewissen handeln.“²⁾

Moriz
und
Ferdinand.

Ob dieser Weigerung wird Karl meist angeklagt. Der geistreiche Verfasser der Studie über Karl V. vertheidigt ihn aber mit Recht in den Worten:³⁾ „Karl war das Oberhaupt der Gesamtheit der Deutschen, der berufene Schutzherr der Rechte aller und jedes einzelnen; der sogenannte Friede, den man von ihm forderte, die Anerkennung des Besitzstandes, konnte nur gemacht werden zu Gunsten derer, die ihn überfallen, auf Kosten derer, die stille geessen. Nicht bloß von seinem eigenen Rechte als Oberhaupt sollte Karl etwas nachlassen: er, der als das höchste Ziel der weltlichen Regierung immer die Rechtspflege emporgehalten, sollte nun freigebig sein mit den Gütern kirchlicher Stiftungen, die das Recht hatten auf seinen Schutz! Er, der als Kaiser gelobt und geschworen, die Kirche zu schützen und zu vertheidigen, sollte nun anerkennen, daß den Fürsten des Reiches das Recht zustehe, von ihren Untertanen, ob willig oder unwillig, ein Religionsbekenntnis zu fordern nach ihrem eigenen Sinne! Und das alles sollte er thun, weil einige dieser Fürsten alle Bande der Ehre, Pflicht und Treue zerrissen, weil sie ihn und das Reich an den auswärtigen Feind verrathen, ihm selber nach Leben und Freiheit getrachtet —, er sollte es thun, nur damit sie ihn nicht mehr hinderten, das Reich und sie selber mit auf seine Kosten (Karl bezog aus dem Reiche 10.000 Gulden, aus seinen Erblanden 7,000.000 Gulden in Gold) und durch seine Mittel zu vertheidigen gegen den Feind, welchen sie gerufen, welchem sie die Thore des Reiches geöffnet, welcher selbst sie für ihren Treubruch gegen den Kaiser bezahlte!“

Stellung
Karl's V.

In einem Schreiben vom 30. Juni an seinen Bruder, einem der wichtigsten, bezeichnet Karl seinen Standpunkt mit den Worten: „Ich verzichte gern darauf,“ schreibt der Kaiser, „von diesen Fürsten Hilfe zu fordern zum Schutze

Karl V.
an Ferdin-
and I.

¹⁾ Pastor, Reunionsbestrebungen, S. 425.

²⁾ Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 747.

³⁾ Dnno Klopp in den „Historisch-politischen Blättern“, LX, S. 434.

von Deutschland gegen Frankreich. Auch will ich anderes nachgeben. Allein man verlangt von mir noch mehr. Man verlangt nicht bloß die Freilassung des Landgrafen: man verlangt auch, daß ich die Klagen am Reichskammergerichte gegen ihn niedererschlage. Ich kann es nicht; denn es ist gegen die Ordnung des Reiches. Überhaupt ist das der Grundzug der Forderungen an mich: die Partei verlangt von mir, daß ich mit absoluter Gewalt verfare gegen die Ordnung und Abschiede des Reiches, insoweit nämlich ein solches Verfahren ihnen beliebt, ihrem Particular-Interesse auf Kosten des Gemeinwohles entspricht. So ist es namentlich mit ihrem Verlangen in Betreff der Religion. Die Beilegung des Streites derselben soll verwiesen werden auf den nächsten Reichstag. Damit bin ich einverstanden. Allein, man macht den Zusatz, daß auch im Falle der Nichteinigung der Stillstand bleiben solle. Und dieses kann ich nicht gewähren.

Karl V.
für
einen
Reichs-
tag.

Es ist nicht meine Absicht, Krieg gegen sie zu erheben. Auch habe ich ja gegenwärtig dazu nicht die Mittel. Ja, sie sehen, daß ich ungeachtet des Schimpfes, den sie mir angethan, noch nicht die Waffen gegen sie ergriffen habe. Und ich möchte sogar ihr Verfahren gegen mich entschuldigen, wenn ich das irgendwie vermöchte. Dennoch kann ich, wie immer die Dinge liegen, nicht in den Zwang einwilligen, daß ich niemals das Heilmittel versuchen soll. Eine solche Einwilligung wäre wider meine Pflicht. Sie würde ohne Rücksicht auf die Reichsstände, welche dabei hochbetheiligt sind, die Abschiede der beiden letzten Reichstage umstürzen. Ich habe dazu nicht das Recht. Und auf keinen Fall und für nichts in der Welt werde ich, wie ich Euch so oft gesagt und geschrieben, etwas wider Pflicht und Gewissen thun, noch dasjenige halten, was in meinem Namen so versprochen würde; denn es wäre wider meinen Willen und würde mich zu nichts verbinden. Aber damit jene Stände ersehen, daß nicht ich bei irgend einer Gelegenheit in Deutschland einen Krieg erregen will: so bin ich bereit, mich auf jede Weise, welche sie verlangen mögen, in der Religionsache zu allem zu verpflichten, was auf dem nächsten Reichstage beschloffen wird. Überhaupt ist dies das einzige Mittel. Die Versammlung in Passau hat nicht das Recht, sich über den Reichstag hinwegzusetzen. Was von meinem Willen allein abhängt, das werde ich thun, und zwar ohne Born gegen diejenigen, welche mich persönlich gekränkt haben. — Ich sehe freilich wohl, daß die Mehrzahl bemüht ist, die kaiserliche Autorität zu schwächen. Wenn sie dem untergehen soll — und dies ist ja das Ziel, auf welches sie steuern, trotz aller ihrer Worte —, so will ich doch nicht, daß es geschehe unter mir.

Karl V.
in der
Reli-
gions-
frage.

„Aber ich will gern jegliche Sicherheit geben und versprechen, wie ich es genau erfüllen will, daß, wenn jemand etwas gegen mich hat, ich ihn auf dem nächsten Reichstage von jetzt an in sechs Monaten bereitwillig hören und ihm Rede stehen will auf das, was man mir zur Last legt. Ich werde in allem, was sie mir vorwerfen wollen, so handeln, daß sie anerkennen sollen: ich sei mehr bemüht um das Gemeinwohl des heiligen Reiches und die Wohlfahrt der Stände desselben, als um mein besonderes Interesse.

Die geist-
lichen
Reichs-
stände.

„Das Verhalten der geistlichen Reichsstände, wie Ihr in Passau bei den Vermittlern seht, ist so, daß ich von ihnen eine Hilfe gegen die Rebellion nicht zu erwarten habe. Ihre Vermittlung ist zu Gunsten des Moriz und seiner Partei.

„Ich möchte nicht, daß Ihr von mir dachtet, meine Weigerung gehe hervor aus der Abneigung, dieser Partei das Unrecht gegen mich zu verzeihen und dadurch mir das Verdienst zu erwerben, welches Ihr mir ausmalet. Ihr sagt, das Nachgeben sei keine Schande für mich. Gewiß, ich versichere Euch, wenn es

sich nur um die Schande handelte: so würde ich, wenn dafür der innere Friede Deutschlands zu erlangen wäre, sie zu überwinden wissen und um des Gemeinwohles willen das mir persönlich angethane Unrecht zu verzeihen. Aber hier ist mehr als Schande: hier ist Beschwerung des Gewissens, die ich nicht auf mich nehmen kann.

„Auch ist es nicht so leicht, wie Ihr sagt, daß ich durch die Annahme dieses Artikels volle Freiheit erhalte, mich gegen den König von Frankreich zu wenden, um ihn zu züchtigen. Ich erkenne an, daß dies das beste Heilmittel wäre: denn er ist der Urheber aller unserer Verwirrungen. Allein meine Macht reicht nicht aus. Eher erkenne ich an, daß der Vertrag Euch vortheilhaft sein würde für die Befreiung Eurer Königreiche und Länder von den Türken. Um diesen Preis könnte ich mich darein ergeben, die Schande hinunterzuschlucken. Allein dann wieder tritt es mir vor die Seele, daß er wider Pflicht und Gewissen ist. So wie er ist, kann ich ihn nicht annehmen. Lieber noch will ich die geringe Macht, welche mir zu Gebote steht, um mich sammeln und mit derselben die Gegner aufsuchen. Und wenn ich nicht so viele zusammenbringen kann, daß mit Grund auf einen Erfolg zu hoffen ist, so will ich lieber Deutschland verlassen und nach Italien oder Flandern gehen. Vielleicht werden sie in meiner Abwesenheit zur Vernunft kommen. Denn ich wiederhole es, ich will mich nicht verpflichten, die Religionsache für immer rettungslos zu lassen.“¹⁾

Der
wahre
Ruhe-
förder.

Dann jedoch erneuert der Kaiser seinem Bruder die Vollmacht: „Wenn Ihr aber glaubt, um Eurer eigenen Angelegenheiten willen den Vertrag so annehmen zu müssen, wie er ist: so stelle ich Euch anheim, Euch der gegebenen Vollmacht zu bedienen, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung meinerseits, daß ich nicht weiter als bis auf den nächsten Reichstag gebunden sein will.“²⁾

An die Stände zu Passau schrieb der Kaiser am gleichen Tage: „Ich berufe mich auf meine ganze Laufbahn. Ich fordere Euch alle zu Zeugen, mit welcher väterlichen Liebe und Neigung ich je und alleinig das heilige Reich deutscher Nation, mein geliebtes Vaterland, auf Kosten meiner Erbkönigreiche und Länder, mit Gefahr und Wagnis meiner eigenen Person, gemeint und bedacht, wie ich für des Reiches Nutzen und Aufnehmen keine Mühe, keine Arbeit, keine Kosten gespart. So auch ferner zu handeln ist mein Entschluß, mein Wille. Dann wieder rufe ich Euch alle zu Zeugen, wie ich in dem verfloffenen Winter nur des Friedens willen mich abgemüht, wie geduldig ich dann während dieser Handlung mich benommen, in der Hoffnung, daß die Urheber der Empörung und der Spaltung dadurch zum Frieden bewogen würden. Nun aber ist es billigerweise an Euch, nicht bei mir Euch zu bemühen, daß ich nachgebe, sondern daß sie ablassen von ihrer ungerechten Forderung, damit ein wirklicher und wahrer Vertrag abgeschlossen werden könne, der dem Reiche den Frieden und die Ruhe wieder gibt, damit man nicht unter dem Scheine eines Vertrages und des Friedens in der Unruhe und der Empörung stecken bleibe, oder vielleicht gar für die Zukunft noch größerem Jammer das Thor öffne.“³⁾

Karl
an die
Fürsten.

Doch die Katholiken waren in ihrer Angst ebenso matt als die Protestanten in ihrer Überzeugung fest, man dürfe um keinen Preis den Kaiser

Die
Fürsten
matt.

¹⁾ Lanz, Correspondenz Karls V., Bd. III, S. 318—327.

²⁾ Ibid. p. 327 ff.

³⁾ Ibid. p. 333 ff.

wieder zur Kraft kommen lassen. Die zu Passau versammelten Fürsten und Botschafter baten den Kaiser, durch Nachgiebigkeit sie und ihre Unterthanen vom Verderben zu erretten.¹⁾ Ferdinand aber entschloß sich, zu Karl nach Willach zu einer persönlichen Besprechung zu reisen, und wünschte für diese Zeit allgemeinen Waffenstillstand. Ein solcher bis 3. Juli war auf dem Passauer Tag schon von Anfang an in Vorschlag gebracht worden, allein die protestantischen Bundesfürsten waren nicht damit einverstanden, und schon Ende Juni brach Albrecht von Brandenburg-Culmbach mit dem Grafen Christoph von Oldenburg „seugend, brennend und mordend“ ins Mainzer Erzbisthum ein. Gegenvorstellungen wurden von den evangelischen Nordbrennern, auch von Moriz, mit Hohn beantwortet. Vor seiner Abreise zu Karl V., am 6. Juli, machte nun Ferdinand dem Kurfürsten Moriz neuerdings Vorstellungen wegen der Waffenruhe. Dieser versprach zwar, bei seinen Verbündeten, in deren Feldlager er sich begab, auf einen Waffenstillstand anzutragen, richtete aber, wahrscheinlich mit Absicht, nichts aus, ja er selbst rückte am 13. Juli von Mergentheim plündernd und brennend durch das Deutschordensgebiet gegen Frankfurt, das dem Kaiser anhänglich und von 16 Fähnlein kaiserlicher Fußtruppen und 1000 Reitern besetzt war. Am 17. Juli begann der Kampf gegen die Stadt, bei den Stürmen am 25. und 26. Juli erlitten aber Moriz und Albrecht von Brandenburg-Culmbach empfindliche Niederlagen, wodurch ihr Troß gegen die ebendamals, am 24. Juli abends, eingelangte Erklärung des Kaisers bedeutend herabgestimmt wurde.²⁾ Ferdinand war nämlich unterdessen am 8. Juli wirklich nach Willach gekommen, konnte aber den Kaiser von seiner Festigkeit nicht abbringen.

Karls V.
Ent-
schluß.

Der Kaiser sagte zu Ferdinand am 10. Juli, er sei bereit, alles zu bewilligen, was nicht gegen Pflicht und Gewissen ist. Zwei Punkte aber könne er niemals zugestehen. Die indirecte Anerkennung eines Rechtes der Reichsstände zur kirchlichen Spaltung für immer sei wider seine Pflicht und sein Gewissen. Er könne sie nicht gewähren. Und ferner wolle er in Betreff der Reichsbeschwerden, abgesehen von dem, was ihn persönlich angeht, von seinen Nachfolgern im Reich nicht den Vorwurf auf sich laden, daß er das Thor zur Verringerung ihrer Ehre, Würde und Hoheit geöffnet und sie dem absoluten Urtheil derer unterworfen hätte, über welche sie regieren sollen.³⁾ „Wenn“, setzte der weitblickende Staatsmann am 15. August 1555 hinzu, „wenn die Hand Gottes nicht hilft, wenn nicht er den Fürsten und Ständen des Reiches die Augen öffnet: so möchte man urtheilen, daß sie selbst ihren eigenen Untergang sich bereiten wollen“ — das heißt, daß an die Stelle des Kaisertums das Kleinfürstenthum treten, die Gaukönige aber schließlich den republikanischen Ideen zum Opfer fallen würden.⁴⁾

¹⁾ Lanz, l. c. III, p. 345.

²⁾ Janßen=Pastor, l. c. III, p. 749—751. — Ranke, l. c. V, p. 198 f.

³⁾ Lanz, l. c. III, p. 358. — Bucholz, l. c. VII, p. 100.

⁴⁾ Lanz, l. c. III, p. 674.

Unerchütterlich fest blieb also Karl V. in den beiden Punkten Religion und Reichsbeschwerden. Diese beiden, erklärte er, können und dürfen nicht in seiner Abwesenheit von der Passauer Fürstenversammlung entschieden werden, sondern nur auf einem regelrecht berufenen nächsten Reichstage, dem er persönlich beiwohnen werde. In allen übrigen Punkten dagegen zeigte er sich entgegenkommend und nachgiebig mit Rücksicht auf die bestehenden schwierigen Verhältnisse.

Die Türken schritten nämlich vor in Ungarn, die Franzosen in den Niederlanden, die Feinde standen im Herzen Deutschlands, der König von Frankreich bot erhöhten Sold. Karls Rüstungen giengen langsam voran, er selber war krank in Villach. Auf der andern Seite waren aber auch Moriz und Genossen durch die Niederlage bei Frankfurt eingeschüchtert. Unter diesen Umständen war Nachgiebigkeit unumgänglich und kam am 2. August 1552 der Vertrag von Passau¹⁾ zustande. Danach sollte Moriz die Waffen niederlegen, Karl aber seine Gegner nicht bekriegen, der Landgraf, nachdem er die Capitulation von Halle von neuem bestätigt, frei werden. Der Kaiser sollte zur Ausgleichung der Religions-Angelegenheit innerhalb eines Jahres einen Reichstag halten, mittlerweile aber keinen Fürsten oder Stand der Augsburgerischen Confession wegen der Religion beschweren oder vergewaltigen, sondern jeden ruhig bleiben lassen. In gleicher Weise hätten sich die Lutheraner gegen die Katholiken zu verhalten, die Beschwerden über Verletzung der deutschen Reichsverfassung sollten auf dem nächsten Reichstag verhandelt werden. Die Geächteten werden gegen Angelobung des Gehorsams begnadigt. Die in diesem Kriege eroberten Güter werden zurückgestellt.

Vertrag
von
Passau.

Den Satz des Nebenvertrags: „Wenn auf dem nächsten Reichstag der Vergleich in Religions-Angelegenheiten nicht zustande komme, solle der Friede stand dennoch bis zu endlicher Vergleichung bleiben“, nahm Karl nicht an, denn er schien ihm die ewige Spaltung in der Nation und die Guttheißung des Kirchenraubes zu bestätigen. Unter den Beschwerden des Moriz war der Hauptpunkt bezeichnend: „das deutsche Reich sei ein freies Reich, die Kurfürsten die vornehmsten Glieder desselben, die Säulen des Reiches; ein jedes Reich sei durch Personen seiner Nation zu regieren, denen die Wohlfahrt derselben nahe zu Herzen geht.“

Neben-
vertrag.

Moriz führte dann seine Truppen nach Ungarn gegen die Türken, richtete aber, wahrscheinlich absichtlich, nichts aus.²⁾ — Johann Friedrich wurde in seinem Lande wie ein Märtyrer mit Ehrung und Liebe empfangen,³⁾ seine Söhne

¹⁾ Lehmann, De pace religionis, I. p. 8. Francof. 1707.

²⁾ Sein treuloses Wesen bezeichnet ein Zeitgenosse mit dem Distichon:

„Jurgurtham Maurus prodit. Mauritius ultra
Henricum, patruum, socerum cum Caesare, Gallum.“

³⁾ Ranke, I. c. V, p. 202—205.

hatten während seiner Abwesenheit, als Ersatz für Wittenberg, die Universität Jena gestiftet, sie erhielt aber erst 1558 von Ferdinand I. ihre Bestätigung.¹⁾ Die Rückkehr des Landgrafen Philipp erregte wenig Theilnahme, um auswärtige Kirchen- und Staatshändel nahm er sich wenig mehr an. Zu Bajiuz, dem Gesandten Ferdinands, sagte er eines Tages: „Nichts schmerze ihn von jener Gefangenschaft mehr, als daß ihm unterdes die Schelmen von Bauern seine Wildbahn ruiniert hätten; alles übrige getraue er sich wieder gut zu machen, nur dies eine nicht.“²⁾

Kriegswirren von 1552 bis 1556.

Wahren Eifer für das Reich zeigte der Kaiser. Der Gedanke, daß während seiner Regierung so wichtige Gebiete, wie Metz, Toul und Verdun, dem Reiche sollten entrißen sein, war ihm unerträglich. Allmählich kamen die Mittel aus seinen weiten Staaten zusammen und der Kaiser, der eben noch machtlos bei Nacht und Regen vor Moriz aus Innsbruck über die Alpen geflohen, stand schon im August an der Spitze von 116 Fähnlein zu Fuß und 10.000 Reitern und brach über Augsburg, wo er das Geschlechterregiment wieder herstellte, Ulm, Straßburg, von den Segenswünschen aller Guten begleitet, gen Metz auf, um diese wichtige Grenzfestung den Franzosen zu entreißen.

Aber die Franzosen kannten die Bedeutung der Stadt und hatten sich auf eine verzweifelte Vertheidigung eingerichtet; alle Einwohner, mit Ausnahme einiger Priester und der Handwerker, welche die Vertheidigung unterstützen konnten, wurden verjagt; die Mauern waren besetzt mit Kanonen, Kerntuppen standen unter dem entschlossenen Befehlshaber Franz von Guise.³⁾ Alba rieth, die Belagerung auf das nächste Frühjahr zu verschieben, allein Karl V. brannte der Boden unter den Füßen. Er fühlte seine Hinfälligkeit und wollte seine Regierung mit Ehren schließen. Karl erschien vor Metz am 20. November 1552. Die Belagerung und Vertheidigung ward nach allen Regeln der Kriegskunst mit einem ungeheuren Aufgebot von Geschütz — bis über den Rhein hörte man den Kanonendonner — und mit hoher Tapferkeit geleitet. Aber der Winter und Typhus rafften ein Drittel des Belagerungsheeres weg, und mit den Worten: „Fortuna ist ein Weib und liebt die Jugend“ brach Karl anfangs Januar 1553 die Belagerung ab.⁴⁾

Heinrich II. hat es aber, nach dem Muster seines Vaters, verstanden, die Streitkräfte der Habsburger an mehreren Punkten zugleich zu beschäftigen. Französische Aufstachelung hat auch einen Aufstand in Neapel gegen die spanische Herrschaft hervorgerufen und einen neuen Angriff des Sultans auf diesen Besitz Karls V. bewirkt.

1) Biedermann, Die Universität Jena. 1858.

2) Janssen-Pastor, l. c. III, p. 757.

3) Martin, l. c. VIII, p. 422.

4) Bucholz, l. c. VII, p. 111—114. — Martin, l. c. VIII, p. 423—425.

123 türkische Galeeren, geleitet von Dragut und dem französischen Gesandten Aramont, erschienen plötzlich im Juli 1552 vor Neapel und zwangen den Admiral Karls V., den alten Seehelden Andrea Doria, zum eiligen Rückzug mit Verlust von neun Galeeren unter vierzig. Dennoch zogen die Türken im August wieder ab, da die französische Flotte zu spät erschien.¹⁾ Merkwürdig, aber wahr, ist die Äußerung des französischen Gesandten Lavigne im Jahre 1557 in Constantinopel:²⁾ „Glaubt denn ihr Türken, daß ihr Ofen, Gran, Stuhlweißenburg und die übrigen Städte in Ungarn durch eure eigene Kraft gewonnen habt? Wahrlich, ihr täuscht euch. Wenn nicht Frankreich beständig Zwietracht und Krieg mit dem Hause Habsburg unterhalten hätte, so wären nicht bloß jene Orte nicht in euren Besitze, sondern ihr wäret vor dem Kaiser Karl auch in Constantinopel nicht sicher gewesen.“

Habs-
burgs
Ruhm.

Mit dem riesigen Feuerwerk von Mez endete das ereignisreiche Jahr 1552. Der Schauplatz des Krieges hatte sich von Flandern bis nach Ungarn und Neapel erstreckt, Habsburg den Angriff Deutschlands, Frankreichs und der Türken bestanden.

Frankreich schürte auch in Siena zu einem Aufstand gegen Karl V. schon im Jahre 1552. Don Pedro von Toledo, der Vizekönig von Neapel, hatte sich schon zum Kampfe gegen die Aufständischen gerüstet, als er starb. Sein Sohn Garcia zog im Frühjahr 1553 gegen Siena und hatte schon manche Vorthetheile errungen, als eine Flotte von 60 türkischen und 36 französischen Schiffen in Unteritalien erschien und ihn zur Rückkehr nach Neapel zwang. Die türkisch-französische Flotte hielt sich in Unteritalien nicht lange auf, sondern suchte den Genuesen Corsica zu entreißen. Die Erfolge auf Corsica waren nun freilich nur vorübergehend, aber Siena erhielt unterdes eine französische Besatzung.³⁾

Aufstand
in
Siena.

Heinrich II. hielt des Kaisers Macht für gebrochen und ihn selber für kampfunfähig. Doch war dem nicht so. Die Kaiserlichen nahmen am 20. Juni 1553 Therouanne und am 18. Juli Hesdin mit Sturm. Selbst als der König mit einem neuen Heere auf dem nördlichen Kriegsschauplatz erschien, hatten die französischen Waffen kein Glück mehr.⁴⁾

Auch das folgende Jahr brachte den Franzosen keine Erfolge. Heinrich II. selbst griff im Sommer 1554 Artois, Namur und Hennegau an. Karl eilte zur Vertheidigung herbei. Vom Reiche erhielt er keine Hilfe, die Kräfte Ferdinands waren in Ungarn beschäftigt und so war der Kaiser auf seine Niederländer und Spanier beschränkt. Bei Renti kam es am 15. August zu einem ersten Zusammenstoß, doch gelang es Karl V. die von Heinrich II. belagerte Festung zu retten. — In Italien dauerte der Kampf um Siena fort. Heinrich II. sandte unter dem republikanisch gesinnten Florentiner Strozzi Hilfe. Erst am 21. April 1555 ergab sich die Stadt den Kaiserlichen und zogen die Franzosen ab.⁵⁾

Krieg
1554.

1) Charrière, l. c. II, p. 201, 209, 227, 245, 265, 275 ff. — Martin, l. c. VIII, p. 426.

2) Charrière, l. c. II, p. 385.

3) Martin, l. c. VIII, p. 427.

4) Ibid. p. 428 f.

5) Ibid. p. 436—439.

Zu hervorragenden Ereignissen in diesem letzten Kriege Karls V. gegen Heinrich II. kam es nicht mehr. Im Winter 1555 auf 1556 ward vielmehr um einen Waffenstillstand verhandelt, der endlich am 5. Februar 1556 zu Buelles auf fünf Jahre abgeschlossen wurde. Was Karl V. durch diesen Krieg bezweckt hat, wurde nicht erreicht, denn Metz, Toul und Verdun blieben bei Frankreich. Dafür versprach Heinrich II. dahinzuwirken, daß auch zwischen dem Sultan und Ferdinand eine Waffenruhe zustande komme.¹⁾

Unterdessen fand Kurfürst Moriz von Sachsen sein Ende im Kampfe gegen seinen früheren Waffenbruder Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach.

Dieser wollte vom Passauer Frieden nichts wissen, Sengen und Brennen war seine Freude, die Pechfadel hing an seinem Schwert. Moriz galt ihm nur mehr als Judas, dessen Truppen verleitete er größtentheils zum Übertritt in seinen Dienst, anfangs August 1552. In schrecklicher Weise brandschatzte dieser evangelische Nordbrenner die Stiftsgebiete von Bamberg, Würzburg, Worms, Speier, Frankfurt, Mainz und Trier. Kein Verbrechen wurde versäumt, um Deutschland von den „Paffen“ und dem „tyrannischen Kaiser“ zu befreien. In offenem Reichsverrath nannte er Heinrich II. von Frankreich „seinen jetzigen Herrn“, bis dieser „Herr“ die Geldforderungen des Nordbrenners zu hoch fand und dessen Truppen in seinen unmittelbaren Dienst zu locken begann. Dann war's freilich aus mit der Freundschaft und Albrecht schimpfte nun weiblich über französische Treulosigkeit. In dieser Stimmung war er gegen Ende 1552 sogar bereit, unter Vermittlung des Herzogs Alba mit seinen Scharen in den Dienst Karls V. gegen Heinrich II. zu treten. Karl V. entschloß sich dazu, um nicht zu gleicher Zeit gegen Heinrich II. und Albrecht kämpfen zu müssen, zog sich aber dadurch schwere Vorwürfe von vielen Seiten zu. Er vertröstete die durch Albrecht Geschädigten auf eine Gelegenheit zur Schadloshaltung in der Zukunft. Die unnatürliche Verbindung dauerte übrigens nicht lange. Nach dem Abzug vor Metz wurde auch Albrecht aus dem kaiserlichen Dienste entlassen, wandte sich aber gleich wieder gegen Bamberg und Würzburg, um die Ausführung der früher erzwungenen Verträge durchzusetzen. Sein Treiben war wieder entsetzlich. Im Gebiete von Würzburg wurden „17 Städte, 34 Klöster, 6 Schlösser und beiläufig 250 Dörfer ausgeplündert, ganz oder zum Theil niedergebrannt. Als einmal ein Bauer den Markgrafen bat, einen von seinen drei Söhnen am Leben zu lassen, fragte Albrecht, welchen er am liebsten erhalten wissen wolle. Gerade diesen ließ er zuerst und hierauf die andern und zuletzt den Vater selbst erwürgen“. Auf wiederholten Fürstentagen suchte der Kaiser zwischen dem Wütherich und seinen Opfern zu vermitteln, allein bei der Uneinigkeit der deutschen Fürsten und Stände vergeblich. Vielmehr traten gerade damals deutsche Stände, geführt von Moriz mit Heinrich II. „auf ein Neues in Handlung wider den Kaiser“. Heinrich II. sollte die deutsche Krone erhalten. Da ereilte aber der Tod den Hauptverräther Moriz.²⁾

¹⁾ Ganz, l. c. III, p. 696 f. — Martin, l. c. VIII, p. 440—446.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 752—766.

Als Markgraf Albrecht in Thüringen einfiel, glaubte Moriz mit recht, es sei auf sein Kurfürstenthum abgesehen, und brach gegen ihn auf. Bei Sievershausen kam es am 9. Juli 1553 zu einem heißen Kampfe, der anfangs für den Markgrafen glücklich war. Die Verluste waren beiderseits groß. Die Feldzeichen beider Theile waren roth, im Gedränge wußte niemand, wer Freund, wer Feind sei, ein Freund erschoss den andern. Eine Reiterabtheilung, die Moriz in den Hinterhalt gelegt, entschied gegen Abend den Sieg. Im Getümmel wurde der siegende Moriz durch eine Kugel zum Tod verwundet. 63 eroberte Banner, stellten die Genossen um ihn, nachdem sie ihn vom Rosse gehoben und unter einen Baum gesetzt. Nach zwei Tagen voll großer Schmerzen starb Moriz, zweiunddreißig Jahre alt. „Absalon, mein Sohn!“ rief Karl V. schmerzlich bewegt, als er das Ende seines Todfeindes erfuhr, der Zeit gedenkend, da Moriz seinem Herzen nahe gestanden.¹⁾

Schlacht
bei
Sievers-
hausen.Karl V.
und
Moriz.

Durch Vermittlung des Kaisers erhielt Johann Friedrich wieder den Titel geborener Kurfürst für sich, seine Erben aber die Ämter Altenburg, Sachsenburg, Herbitzleben und Eisenberg. Er starb 1554. — Die Kurwürde von Sachsen verblieb aber dauernd der Familie des gefallenen Moriz. Es folgte zunächst dessen Bruder August, der mit Karl V. und Ferdinand sich gut stellte und mit dem Markgrafen Albrecht ein leidliches Abkommen traf. Letzterer setzte, neuerdings in französischem Dienste, sein Treiben fort, zunächst gegen Braunschweig, ward hier am 12. September von Herzog Heinrich geschlagen, am 1. December vom Reichskammergericht geächtet und endlich im Juni 1554 aus Deutschland nach Frankreich verjagt.²⁾

Karl
V.
und
Ferdinand.

Während Karl in Deutschland die Spaltung nicht hemmen konnte, gewann er seinem Hause und der Kirche England.

England unter Maria der Katholischen, 1553—1558.

Die Engländer hatten sich durch Heinrich VIII. zwar vom Papst losgesagt, aber noch nicht ganz vom katholischen Glauben; unter Eduard VI. hatte man die Reformation weiter geführt, unter Maria kehrte man jetzt zur katholischen Kirche wieder zurück. Der Wille des Herrschers entschied damals die Religion. „Die Engländer von heute scheinen ganz anderer Natur“, schreibt der venetianische Gesandte aus jenen Tagen an die Signoria. „Das Beispiel und die Autorität des Herrschers sind dem Volke dieses Landes in Glaubenssachen ihr Eins und Alles. Wie er glaubt, glauben Er und Sie; Judenthum oder Mohammedanismus, alles ist ihnen eins, sie schmiegen sich leicht seinem Willen, wenigstens insoferne, als die äußere Form in Betracht kommt; am

¹⁾ Wichtig bemerkt Pastor (l. c. p. 454): „Sein jäher Tod in der Schlacht bei Sievershausen verhinderte wahrscheinlich allein den Ausbruch einer neuen Verschwörung gegen Kaiser und Reich.“

²⁾ Zanjßen-Pastor, l. c. III, p. 768—770.

leichtesten aber thun sie es, wo es mit ihrem eigenen Vergnügen und Nutzen zusammenfällt.“ — Derselbe Gesandte gibt die Seelenzahl von London auf Handel. 180.000 an, die Zahl der Kriegsschiffe auf 40, die der Handelsmarine aber auf 2000, das Einkommen der Krone bloß auf 200.000 Pfund. Maria war nach seiner Schilderung mittlerer Größe, in ihrer Jugend sehr schön, damals Maria. aber zeigte ihr Antlitz Spuren früher Bekümmernis und Krankheit; ihr Geist sei reich gebildet, ihr Sinn erhaben und großmüthig, ihre Frömmigkeit aufrichtig und tief, ihr Gewissen rein. Sie war entschlossen, der Kirche die ent-rissenen Güter zurückzustellen. Die Minister entgegneten: die Krone sei zu verarmt, um so etwas zu erlauben; die Königin aber erwiderte: „Ich will lieber zehn Kronen verlieren, als meine Seele in Gefahr bringen.“ Ihr Geist sei reich, ihre Fassungskraft schnell, sie spreche außer der englischen die fran-zösische, spanische und lateinische Sprache geläufig, ihre Stimme habe einen männlichen Klang, ihr Wille sei fest.¹⁾

Die Frage, wen Maria zum Gemahl nehmen würde, war natürlich hoch-wichtig für England. Einst war sie mit Karl V. verlobt worden, allein sie war damals noch jung und Spanien wünschte einen Thronerben und so vermählte sich Karl mit Isabellla von Portugal, doch hielt er immer seine schützende Hand über seiner bedrängten Verwandten. Einige Zeit glaubte man in London, daß die Königin eine Neigung für ihren jungen Vetter Courtenay habe, den Earl von Devonshire, den sie aus dem Gefängnisse befreit, dem sie seine Güter zurückgegeben und den sie mit Gunst überschüttet hatte. Allein das leichtfertige Benehmen des Jünglings brachte sie von diesem Plane ab, wenn sie ihn je hegte. Philipp. Als der spanische Gesandte auf Philipp als einen passenden Gemahl anspielte, erklärte Maria, daß sie keine Lust habe, einen Spanier zu heiraten, daß sie nie den Schmerz gefühlt, den die Leute Liebe heißen, noch je aus Heiraten ge-dacht, bis die Vorkehrung sie auf den Thron erhoben habe, und daß, wenn sie jetzt einwillige, dies geschehe mit Rücksicht auf das öffentliche Wohl ihren eigenen Gefühlen entgegen. Sie versprach, dem Kaiser wie ihrem Vater gefällig zu sein. Als nun Karl ihr erklären ließ, wenn er nicht zu gebrechlich wäre, würde er selber als Bewerber auftreten, jetzt könne er nur die seinem Herzen theuerste Person, seinen Sohn Philipp, empfehlen, zeigte sich Maria dieser Bewerbung sogleich geneigt.²⁾

Widerstand. Welch ein Schrecken für den französischen Gesandten Noailles! Er bot alles auf, um die Verbindung zu vereiteln, man sprach von den Schrecken der spanischen Inquisition, die jetzt nach England komme; die Gemeinen richteten an die Königin die Bitte, daß sie zum Besten des Reiches heiraten möge, aber keinen Fremden, sondern einen Engländer. Gerade der Gegensatz vermehrte Marias erwachende Neigung für Philipp; sie ließ am 30. October 1553 den spanischen Gesandten Renard abends in ihren Betstahl kommen, kniete vor der Hostie nieder, sagte das „Veni creator“ her,³⁾ und

¹⁾ Prescott, Philipp II., Bd. I, S. 51—56.

²⁾ Lingard, l. c. VII, p. 146—149.

³⁾ Mignet, Charles-Quint, p. 78.

verpflichtete sich feierlich, keinen andern Mann zum Gemahl zu nehmen, als Don Philipp; sie erklärte am 16. November den Gemeinen in eigener Person: sie habe ihre Krone von Gott, und was ihre Heirat betreffe, so wolle sie die Freiheit eigener Wahl haben, die jede gemeine Engländerin besitze, und man dürfe versichert sein, daß sie bei ihrer Wahl ebensoviel Rücksicht auf das Wohl ihres Volkes, als auf ihr eigenes nehme.¹⁾

Bald erfolgte die Werbung. Im December 1553 gieng eine glänzende Gesandtschaft von Brüssel ab, Graf Egmont an der Spitze, und warb um die Hand der Königin, die in der That im Heiratsvertrage das Wohl Englands nicht vergaß. Philipp mußte darin versprechen, die Freiheiten und Rechte Englands nie anzutasten, fremde Truppen nie nach England zu bringen, die Königin nie außer Landes zu führen, England nicht in die spanischen Kriege hineinzuziehen, Ausländer nicht in Amt zu bringen. Der Sprößling der Ehe solle Burgund und die Niederlande an England bringen, und im Falle Don Carlos, der Sohn Philipps II., sterbe, Spanien mit all seinen Königreichen; im Falle aber Maria früher sterbe, solle Philipp keinen Einfluss haben auf die Regierung des Reiches.²⁾

Der Heiratsvertrag war ein Schlag für die protestantische Partei; kaum war er bekannt, so erregte sie einen furchtbaren Aufstand und suchte Maria zu stürzen. Courtenay sollte mit Elisabeth den Thron besteigen. Thomas Wyatt stand an der Spitze. Die Rätbe der Königin waren muthlos, aber Maria allein bewies Geistesgegenwart und Unererschrockenheit; sie berief die Bürger nach Guildhall, hieß sie als rechte Männer zu ihrer geseglichen Fürstin halten und versicherte sie, von der Heirat abzusehen, wenn diese nicht zum Nutzen des Reiches gereichen sollte. Und ihr Muth, ihre gedankenvolle, mit kräftiger Stimme vorgetragene Rede, ihre Schönheit rissen die Zuhörer hin, 20.000 Bürger traten unter die königlichen Fahnen; der Aufstand wurde niedergeschlagen, ob schon Wyatt bis in die Nähe des königlichen Palastes mit seinen Rebellen kam, und der Sieg, in dem Maria mehr Gnade als Gerechtigkeit gegen die Rebellen bewies, befestigte ihren Thron. Es gibt keine kläglichere Rebellion, als die nach Wyatt benannte. Man weiß nicht, soll man mehr über die Kopflosigkeit der Führer oder die Ehrlosigkeit der Mannschaften staunen; selbst die königliche Garde lief im ersten Treffen davon. Nur die Königin zeigte einen festen, kühnen Geist.³⁾

Nun trat aber an Maria die Nothwendigkeit heran, strafend einzugreifen. Sie mußte strafen, wenn sie nicht durch unzeitige Milde zu weiteren Verschwörungen aufmuntern wollte; sie mußte aber auch strenge scheiden zwischen den eigentlichen Schuldigen und den von diesen vorgeschobenen Figuranten; sie mußte sich strenge hüten vor jeder Straffentz, die den

¹⁾ Zimmermann, Maria die Katholische. Eine Skizze ihres Lebens und ihrer Regierung, S. 60 f. Freiburg 1890.

²⁾ Lingard, l. c. VII, p. 151—165, 169. — Prescott, l. c. I, p. 65—67. — Strickland, Lives of the Queens of England, vol. III, 1853.

³⁾ Lingard, l. c. VII, p. 171—184, 202. — Zimmermann, l. c. p. 59—68.

Borwurf der Gehässigkeit begründen konnte. Leider hat Maria diesmal zu viel auf die Vorstellungen des spanischen Gesandten Renard gehört, und das Schicksal der noch wegen der Juli-Ereignisse gefangen gehaltenen Johanna Gray mit diesen Januar-Ereignissen verquickt, weil deren Vater, der Herzog von Suffolk, eines der Häupter in der Januar-Verschwörung war.

Johanna
Grays
Tob.

In einem Augenblick, wo das Gefühl der Gefahr noch recht lebhaft in ihr war, ließ sich Maria verleiten, den Befehl zur Hinrichtung der Johanna Gray und ihres Gemahls Guildford Dudley zu unterzeichnen. Sie hätte es besser nicht gethan, wenn sie auch formell in vollem Rechte war, denn nicht für Johanna, sondern für Elisabeth hatten sich die Aufständischen erhoben. Johanna bereute auf dem Schafott, in Northumberlands Verrath eingewilligt zu haben. Ihr Haupt fiel am 12. Februar 1554. Ihr Vater, Suffolk, endete unbemitleidet auf dem Schafott, am 23. Februar, zugleich mit Wyatt und zwei andern Häuptern der Verschwörung.

Elisa-
beth.

Gegen Elisabeth lagen schwere Inzichten vor, so sehr sie auch unter Thränen und Schwüren betheuerte, nichts von der Verschwörung gewußt zu haben. Wyatt bekannte im Verhör, sie habe von der Verschwörung gewußt, Briefe des französischen Gesandten stellten sie bloß. Sie war mit ihrer Falschheit und ihren Verbindungen gefährlich; sie betrat den Tower in der Überzeugung, bald das Schafott zu besteigen, die Fürsprache Gardiners und Philipps retteten sie.¹⁾

Ber-
mählung.

Anfangs März 1554 kam Graf Egmont mit der Bestätigung des Ehevertrags von Seite des Kaisers Karl V. Philipp verließ Spanien, wo seine Schwester Juana, Witve des Erben von Portugal und Mutter des Dom Sebastian, eine kluge und tugendhafte Frau, die Regentschaft übernahm. Am 18. Juli landete er in Southampton, wurde von den Engländern freundlich empfangen, die er wieder durch Herablassung und leutseliges Benehmen, wie durch glänzende Geschenke zu gewinnen suchte. In Winchester wurden der König und die Königin am 25. Juli getraut, im August hielten sie ihren Einzug in London. „Philipp“, sagt der Venetianer Michaelo Oriano, „zeigte nichts von jenem Sosiego, der hochmüthigen Gleichgiltigkeit der Spanier, sondern war allen zugänglich und bemüht, sich mit den Angelegenheiten bekannt zu machen; er sprach wenig, aber seine Bemerkungen waren treffend, er ist ein Fürst von ausgezeichnetem Talent, lebhafter Einbildungskraft und frühreifem Urtheil; die Geistlichen preisen laut seine Frömmigkeit.“²⁾

Reconci-
liations-
Parla-
ment.

Noch wichtiger war, daß im November des gleichen Jahres der Cardinal Pole als Legat des Papstes landete; am 30. November 1554 fand in Whitehall jene merkwürdige Sitzung statt, in welcher das Volk von England seine Rückkehr zur katholischen Kirche wieder vollzog. Philipp und Maria saßen auf ihrem Throne, rechts vor ihnen saß der Legat des Papstes. Der Kanzler Gardiner überreichte im Namen der Lords und Gemeinen eine Bitte um Ausöhnung mit dem päpstlichen Stuhle. Die ganze Versammlung kniete nieder und erhielt Absolution und den Segen vom Legaten. Die Kirche ver-

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 188 f. — Zimmermann, l. c. p. 82 ff.

²⁾ Prescott, l. c. I, p. 71—86.

zickte auf Zurückforderung der entrißenen Güter. So kehrte England in die Gemeinschaft der katholischen Kirche zurück.¹⁾

Leider begannen bald darauf, dem Geiste jener Zeit entsprechend, auch die Verfolgungen gegen Andersdenkende, jedoch nicht ohne daß von katholischer Seite dieses Verfahren als dem Geiste des Christenthums zuwider gerügt worden wäre.

Verfolgungen.

Ein spanischer Mönch, Alfonso del Castro, mahnte feurig, daß Liebe und Vergebung und nicht Rache vom Evangelium vorgeschrieben werden, daß man die Irrenden aufklären und nicht tödten müsse.²⁾ Und einige Zeit hindurch hörten die Verfolgungen in der That auf, bald begannen sie aber wieder. Wer Maria verleitete zu diesen Verfolgungen (die ihr den Namen der blutigen, the bloody, le sanglante Marie eintrugen, obgleich ihre Gegner das Beispiel gegeben hatten), ist nicht mehr sicher zu ermitteln.

Gewiß ist, die Evangelischen haben die Verfolgung selber verschuldet. Hoß predigte in London, Gott möge die Königin befehlen oder von der Welt hinwegnehmen; eine neue Verschwörung ward entdeckt, die sich in mehrere Grasschaften verzweigte. Jetzt nahm die Verfolgung einen größeren Maßstab an, im ganzen fielen 270 Opfer, darunter aber viele Staatsverbrecher.³⁾

Die bekanntesten sind Cranmer, Ridley und Latimer; sie hatten selber verfolgt und erlitten jetzt nur das Loß, das sie früher über andere verhängt hatten: alle drei waren charakterlose Männer, alle drei hatten gegen Marias Recht an den Thron gesprochen und ihr und ihrer Mutter unsägliches Leid zugefügt. Der charakterloseste war Cranmer; um das Leben zu retten, bekannte er, er sei ein größerer Verfolger gewesen als Saul, und wünsche gleich Paul wieder gutzumachen, was er gefehlt habe; er sei keiner Gnade würdig, er verdiene nicht nur zeitliche, sondern auch ewige Strafe. Als er sah, daß all diese Heuchelei ihn doch nicht vom Tode rette, erklärte er auf dem Holzstoß, er habe nur widerrufen, um sein Leben zu retten, 21. März 1556.⁴⁾ — Pole, der jetzt Erzbischof von Canterbury wurde, hatte die richtige Ansicht, daß Milde in solchen Dingen der Strenge vorzuziehen sei.⁵⁾ Die Verfolgungen erreichten ihr Ziel nicht, viele Vornehmen heuchelten katholische Gesinnung, Arme starben mit Überzeugung, manche flüchteten aufs Festland. Bekehrt wurde niemand durch den Anblick von Hinrichtungen.

Cranmer.

Maria liebte Philipp, der damals jung und schön war, zärtlich, und vom König heißt es, er sei der liebreichste und beste Gatte gewesen. Die Hoffnung der Königin jedoch auf einen Sohn erwies sich als falsch, sie

Maria und Philipp II.

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 200—210. — Lee, Reginald Pole, an historical sketch. London 1888.

²⁾ Lingard, l. c. VII, p. 217—222. — Zimmermann, l. c. p. 92—108.

³⁾ Zimmermann, l. c. p. 92 ff.

⁴⁾ Lingard, l. c. VII, p. 229—234. — Weber, Geschichte der katholischen Kirchen und Secten von Großbritannien, II, S. 234—304.

⁵⁾ Beurtheilung Poles bei Zimmermann, l. c. p. 145 ff.

litt an der Wassersucht, und ihren Schmerz erhöhte, daß Philipp am 29. August 1555 England verließ. Er zog nach Brüssel, wo Karl V. ihm die Regierung seiner Staaten übergeben wollte.¹⁾

Der Religionsfriede zu Augsburg.

Naumburger
Convent.

In Deutschland kam der entscheidende, im Passauer Vertrag angekündigte Reichstag wegen der Unruhen und Karls V. Krankheit erst 1555 in Augsburg zusammen. Die protestantischen Theologen hielten im Mai 1554 zu Naumburg eine Vorberathung für denselben, bei der sie die Wiederannahme der päpstlichen Lehre oder des Interims im voraus verwarfen — Melancthon, der Verfasser des Leipziger Interims, war dabei — und auf Einheit in Lehre und Cult drangen und, um solche zu erhalten, die Dahingabe der Kirche an die Fürsten als göttliches Gebot erklärten. Es sei Sache der Obrigkeit, dafür zu sorgen, daß die rechte Lehre in den Kirchen gepredigt und Zucht und Einigkeit erhalten werde. Angst vor den kirchlichen Demagogen und Anarchisten war schuld an dieser Opferung der Freiheit.²⁾

Karl V. wurde durch den fortgesetzten Krieg mit Frankreich und durch seine Krankheit vom persönlichen Besuche des Reichstages abgehalten.

Karl V.

Karl war ernstlich krank. 1554 ließ er sich in einer Säule an die Spitze seines Heeres tragen. In seiner durch den Gang der Ereignisse verdüsterten Stimmung nahm der Hang zur Einsamkeit zu; er, der einst so leutselige Herrscher, ließ niemand mehr vor sich, stundenlang lag er in einem schwarz ausgeklageten und mit Jackeln erleuchteten Zimmer auf den Knien. Die religiöse Stimmung nahm zu. Zu dem auf den 13. November 1554 angeetzten aber wegen Mangel an Theilnehmern auf Februar 1555 verschobenen Reichstag gab er streng die Weisung, daß Kirchengut nur zu geistigen und frommen Zwecken dürfe verwendet werden. Zuletzt ertheilte Karl seinem Bruder volle Macht und Gewalt in Angelegenheiten des Reichstages.³⁾ — So wichtig auch die Angelegenheiten waren, so mußte doch Ferdinand den Dr. Zasius bei den Reichsfürsten herumsenden und flehentlich bitten, doch ja zu erscheinen. Desungeachtet erschienen nur Bischöfe und die Herzoge von Bayern, Wirtemberg und die Markgrafen von Baden in Person. Die übrigen wurden nur durch Gesandte vertreten. Und doch war der innere Friede so dringend nothwendig.

Reichs-
tag zu
Augs-
burg.

Ferdinands Eröffnungsrede am 5. Februar 1555⁴⁾ schilderte die überhandnehmende Verwilderung, wie das arme Volk irrig gemacht werde, was

¹⁾ Zimmermann, l. c. p. 128 ff.

²⁾ Zanssen-Pastor, l. c. III, p. 781. — Melancthon schreibt am 28. Mai 1554: „Wenn ich so viel Thränen vergießen könnte, als die Saale Wasser enthält, so könnte mein Schmerz doch nicht gelindert werden.“ Corpus Reformatorum, VIII, p. 237. Die Fürsten nannte er kurz vorher Centauren — und doch überließ er ihnen jetzt die Kirche. Viel klarer sah Karl, daß nämlich mit dem Landeskirchentume die Spaltung eine ewige werde.

³⁾ „Als ob er, Karl, in Spanien wäre.“ Panz, l. c. III, p. 622.

⁴⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1555, n. 4 ff.

es glauben solle, wie viele gar nichts mehr glauben, sondern in einem rohen und gottlosen Leben ihre Zeit verzehren, und wie Deutschland, einst gepriesen ob christlicher Zucht und Gottesfurcht, jetzt „in eine so viehische Art gekommen sei, daß es vor den Zeiten bei den Heiden und jetzt bei den Türken nicht ärger ist“. ¹⁾ Das fühlten alle, und der erste Punkt, über den man sich einigte, war, daß der Friede bei Kräften bleiben solle, wenn auch die gesuchte Friede
nötig. Vereinigung der Religion nicht zustande käme. Dieser Beschluß wurde durchgesetzt auf das Verlangen der protestantischen Fürsten Joachim II. von Brandenburg, August von Sachsen, Philipp von Hessen, der Söhne Johann Friedrichs von Sachsen und der Fürsten des fränkisch-brandenburgischen Hauses, welche statt nach Augsburg zu kommen, im März 1555 eine Art Gegenreichstag in Raumburg hielten. Die Gegenvorstellungen des Cardinal-Bischofs Otto von Augsburg und des päpstlichen Legaten Morone, gegen eine derartige Sanctionierung des religiösen Zwiespaltes wurde nicht beachtet. Beide verließen hierauf den Reichstag. ²⁾

Aber, wie zum Frieden kommen, da jede Partei ihre Religionsform für die allein wahre, die der Gegner für eine völlig falsche und gottlose hielt! Die Protestanten verlangten, daß der Besitz der occupierten Kirchengüter ihnen ausdrücklich zugesichert werde, daß sie von der bischöflichen schwierig. Jurisdiction ausgenommen und daß es allen geistlichen oder weltlichen Reichsständen freistehen solle, sammt ihren Unterthanen entweder in die alte Religion oder in die Augsburgische Confession sich zu begeben. Die Katholiken dagegen verlangten wenigstens, daß jeder Geistliche, der von der alten Religion abtrete, auch seines Standes und Amtes verlustig werde, denn sonst möchten es manche Prälaten, bloß um heiraten oder geistlicher Zucht sich entziehen zu können, machen wie der Herzog von Preußen. ³⁾ — Das wollten sich wieder die Protestanten nicht gefallen lassen, man dürfe keinem Menschen den Himmel zuschließen.

Ein anderer Streitpunkt war der: die Protestanten versagten in ihren Gebieten den Anhängern der alten Religion alle Religionsübung, verlangten aber, daß in katholischen Gebieten die Religion den Unterthanen freigelassen werde. ⁴⁾ Die katholischen Fürsten erklärten, daß sie dieses nimmermehr eingehen würden; sie seien ebenso überzeugt von der Wahrheit ihrer Religion und wollten ebensowohl für ihre Person, als für ihre Kinder und Unterthanen der ewigen Seligkeit theilhaftig werden. — Schon wollte Ferdinand den Reichstag auf ein anderes Jahr verlegen, als die Reichs-

¹⁾ Lehmann, De pace Religionis, I, p. 7 ff. — St. A. Menzel, l. c. II, p. 259 ff. 2. Auflage. — Pastor, l. c. p. 461—462.

²⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 786—789.

³⁾ Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, II, S. 46—58.

⁴⁾ Wenn man statt „Religion“ „Kirchengut“ setzt, so werden alle Verhandlungen dieses Reichstages klar.

stände verlangten, vor Abschluß eines förmlichen Friedens nicht auseinander zu gehen.

Reservatum
ecclesiasticum.

Nach vielen Verhandlungen willigten endlich die Katholiken in die Cession der Kirchengüter und in die Befreiung der Protestanten von der bischöflichen Jurisdiction, die Lutheraner aber gaben zu, daß Ferdinand über die Frage bezüglich des Übertrittes geistlicher Stände aus königlicher Machtvollkommenheit entscheide, und er entschied sich für den geistlichen Vorbehalt (Reservatum ecclesiasticum), das heißt für die den Prälaten aufzulegende Verpflichtung, bei Strafe der Amtsentsetzung und des Verlustes der mit dem Amte verbundenen Güter bei ihrer Kirche zu verbleiben. — Die Frage nach der Religionsfreiheit von Protestanten in katholischen und von Katholiken in protestantischen Ländern erregte noch erbitterteren Streit, nur Ferdinands Geduld und Umsicht hielt den Reichstag beisammen und einen neuen Krieg ab. Man stellte schließlich den Ständen frei, zu einer Confession überzugehen, aber nicht den Unterthanen; diese haben nur das Recht, wenn sie das Bekenntnis ihres Herrn nicht theilen wollen, nach Verkauf ihrer Güter mit einem angemessenen Abzug auszuwandern. Also nur die Stände haben das Recht, frei ihr Bekenntnis zu wählen, die Unterthanen müssen das Bekenntnis ihres Herrn annehmen oder auswandern! *Cujus regio, ejus religio* — ist der Zauberspruch, mit dem man den inneren Krieg, den Wirrwar in jedem Lande beschwichtigen wollte.

Cujus
regio,
ejus
religio.

Be-
schän-
kung.

Der Friede, unterschrieben am 25. September 1555, galt aber nur für die Katholiken und die Anhänger der Augsburgerischen Confession. In einem Nebenabschied bewilligte Ferdinand trotz des Protestes der katholischen Stände, daß die einem geistlichen Stande unterstehenden Adligen, Städte und Unterthanen, welche seit Jahren her dem Augsburgerischen Bekenntnis anhängig gewesen und noch desselben Glaubens und derselben Kirchenceremonien waren, durch ihre Obrigkeiten nicht bedrängt, sondern bis zu christlicher Vergleichung der streitigen Religion belassen werden sollten.¹⁾ Bezüglich der Reichsstädte aber wurde bestimmt, daß in denselben die katholische wie die Augsburger Confession nebeneinander zu dulden seien.²⁾

Wert des
Reli-
gions-
friedens.

So war denn durch diese Nebenbestimmungen der Reichstagsabschied in herkömmlicher Weise wieder durchlöchert und damit zugleich auch erklärt, daß im heiligen römischen Reiche deutscher Nation wohl die Fortschritte der Augsburger Confession, aber nicht die Rehabilitierung der römisch-katholischen Religion gestattet sei. Das ist ja der Sinn des Nebenabschieds, und nur mit Mühe konnten es die katholischen Stände durchsetzen, daß die Bestimmung wenigstens nicht in den officiellen Reichstagsabschied aufgenommen wurde. Dieser officiële Reichstagsabschied selbst blieb aber auch nicht ohne

¹⁾ Janßen-Pastor, l. c. III, p. 799.

²⁾ Druffel, l. c. IV, p. 743.

Durchlöcherung, indem die Protestanten es durchsetzten, daß den Bestimmungen des Reservatum ecclesiasticum die Erklärung beigefügt wurde, es hätten die katholischen und protestantischen Stände über diesen Punkt sich nicht vereinigen können. — Also konnten die katholischen Stände über den Nebenabschied sich hinwegsetzen, weil ja im officiellen Abschiede nichts stand, die Protestanten konnten sagen, das Reservatum ecclesiasticum gehe sie nichts an, weil sie ja nicht zugestimmt hätten.¹⁾

Doch wie stellte sich der Kaiser Karl V. zu diesem Religionsfrieden? Er wollte nichts davon wissen. Auf die Anfrage Ferdinands erklärte er zu Brüssel am 19. September, daß er um des Gewissens willen sich nicht mehr in die Religionsfrage verwickeln lassen wolle. Ferdinand solle selbst den Umständen entsprechend entscheiden. Und Ferdinand entschloß sich zum Abschluß dieses Friedens, schrieb aber am 24. September dem Kaiser: „Ich sehe mich gezwungen, abzuschließen. Ich habe dem Andrängen der Reichsstände einerseits und andererseits aus Rücksicht auf die Türkengefahr weichen müssen.“²⁾

Salbung
Karls V.

Dies ist der wichtige Religionsfriede von Augsburg. Er bildet einen Markstein, er zeigt, wie die Bewegung, die anfangs über so ungeheure Mittel verfügte, gescheitert ist. Man hatte eine größere Einigung des Reiches angestrebt und jetzt war es in zwei Heerlager gespalten. Der Religionsfriede sicherte in Wirklichkeit nur den Bestand des Protestantismus, begünstigte aber mit seinen Durchlöcherungen nur neue Übergriffe, neue Streitigkeiten. Die Kaiser- macht war gebrochen, die Fürstenmacht gestiegen, Metz, Toul und Verdun waren dem Reiche entrisen, Esthland, Livland und Kurland, Preußen für das Reich verloren, der Türke stand in Osn. Man hatte Freiheit des Gewissens angestrebt und jetzt hatten die Fürsten das Recht, den Glauben ihrer Unterthanen zu bestimmen, diese hatten bloß das Recht, zu gehorchen oder auszuwandern. Man hatte ein erhöhtes, freies, geistiges Leben gewollt — und jetzt sank alles, Freiheit des Gedankens, wie Schönheit der Darstellung.

Die
Reform
ist
gescheitert.

An Roheit in literarischen Fehden gieng Martin Luther allen voran. An Heinrich VIII. schrieb er: „Du Stodnarr, lügenhafter, giftiger Thomist, du grober Esel, fette Sau, verfaultes Nas“; an Karl V.: „Bestie, toller Narr, Teufelsknecht, Tyrann, der von männiglich erschlagen werden sollte“; die Fürsten nannte er „durchlauchtige Säue“, die Juden „junge, zur Hölle verdamnte Teufel“, die Schweizer „eingeteufelte, durchteufelte und übereteufelte Herzen“, die heilige Messe „einen Drachenschwanz“, die Priesterweihe „eine Schmiererei“, den Papst „ein Vieh“ und dergleichen mehr. — Als er im „Schwarzen Bären“ zu Jena mit Karlstadt über die Auffassung des tiefsten Mysteriums des Christenthums stritt, sagte er: „Ich fordere dich heraus, über die wirkliche Gegenwart wider mich zu schreiben, und will dir selbst diesen Goldgulden geben, wenn du dich

Robur
Ton
jener
Zeit.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. III, p. 801. — Bucholz, l. c. VII, p. 213.

²⁾ Lanz, l. c. III, p. 681—686.

dessen unterfängt.“ Karlstadt steckte den Goldgulden ein. Sie gaben sich die Hand zur Herausforderung und leerten einen Humpen darauf. Der geniale Engländer Moore sagt spöttisch über diese Scene: „So ward das anbetungswürdige Geheimniß, vor welchem die Heiligen knien, von diesen Klopffechtern wie ein Wild zur Hege aufgetrieben.“

Der Mann, der nahezu ein halbes Jahrhundert gegen die Neuerung vergebens gekämpft hatte, Karl V., bereitete sich in dieser Zeit vor — all seine Kronen niederzulegen.¹⁾ Das Scheitern seiner Pläne und körperliche Gebrechlichkeit lasteten schwer auf ihm, der Tod seiner Mutter verstärkte seine Schwermuth, er glaubte ihre Stimme zu hören, die ihn zu sich rufe. Tief zum Herzen gieng ihm das Wort eines alten Kriegsobersten, der seinen Abschied begehrte, „weil man zwischen der Welt und dem Tod noch auf sich selbst Zeit verwenden müsse“. — 1554 übergab Karl V. seinem Sohne die Regierung von Neapel und Mailand, ja selbst über das noch gar nicht bezwungene Siena, 1555 berief er ihn aus England, am 22. October übergab er ihm das Großmeisteramt des goldenen Vlieses — die Einleitung zur Abdankung.²⁾

Karls Abschied vom Thron und Ende in San Juste.

Die Abdankung als Herr der Niederlande fand am 25. October 1555 statt im Schlosse Caudenberg zu Brüssel und war mehr als ein bloßes Schauspiel, die Herzen waren tiefbewegt.

Die Stände der siebenzehn Staaten, die Ritter vom goldenen Vlies, die fremden Gesandten, die Beamten des Hofes hatten sich um drei Uhr nachmittags im großen Saale versammelt, Volk füllte die hinteren Räume. Da kam der Kaiser, in Trauer gekleidet, mit der rechten Hand auf einen Stoc sich stützend, die linke ruhte auf der Schulter Wilhelms von Oranien. Hinter dem Kaiser kam Philipp in königlicher Kleidung, dann Maria, die Witwe des unglücklichen Königs von Ungarn, die nach dem Tode ihres Gemahls das Gelübde gethan, sich nie wieder zu vermählen, und seitdem mit Geschick und Muth die Niederlande regierte; hierauf Leonore, die Lieblingschwester Karls und doch das Opfer seiner Politik, zuletzt an den leichtfertigen Franz I. vermählt und von diesem gegen seine Buhlerinnen zurückgesetzt, dennoch zärtliche Mutter seiner Kinder aus erster Ehe und unermüdete Friedensstifterin zwischen den Häusern Valois und Habsburg; dann kam des Kaisers Nichte Christine, die von Heinrich II. vertriebene Herzogin von Lothringen — die Geschichte der Welt in den letzten vierzig Jahren hestete sich an diese vier Persönlichkeiten, die jetzt alle wie untergehende Sonnen in das Meer der Ruhe tauchen wollten. Hinter ihnen kam, was die Niederlande Großes und Glänzendes hatte.³⁾

¹⁾ Buchholz, l. c. VII, p. 220. — Weiss, Papiers d'état du Cardinal de Granvella. — Alle nöthigen Stellen bei Mignet, l. c. p. 1—70.

²⁾ Prescott, Geschichte Philipps II., Bd I. S. 7 ff. — Mignet, l. c. p. 95.

³⁾ Gachard. Retraite et mort de Charles-Quint. Bruxelles 1854. — Stirling, Das Klosterleben Kaiser Karls V. — Mignet, Charles-Quint, son abdication, p. 96 ff. Paris 1856. Die Neben in Ponti Heuteri, Rerum Austriac., lib. 14 et 15.

Karl V.
regie-
rungs-
müde.

Rücktritt
Karls am
25. Octo-
ber 1555
in
Brüssel.

Nachdem der Kaiser den Thron bestiegen, setzte der Rathspräsident von Flandern den Zweck der Versammlung, die Beweggründe des Kaisers auseinander, die Regierung niederzulegen, und bat sie in seinem Namen, die Treue auf seinen Sohn Philipp zu übertragen. Dann erhob sich Karl, um von seiner Heimat nicht ohne einen Liebesgruß zu scheiden. Seine Rede, anfangs schwach, wurde bald feurig und jedes Wort verstanden: Vierzig Jahre sei es, seit an derselben Stelle Maximilian ihm die Regierung anvertraut habe; bald darauf habe er die Regierung Spaniens und des Reiches übernommen und immer sei er der Interessen seines theuren Heimatlandes und der Christenheit eingedenk gewesen und, wenn er nicht alles vollführt habe, was er gewollt, so seien die religiösen Wirren und die Eifersucht der benachbarten Mächte daran schuld gewesen. Nie habe er sein persönliches Wohlbefinden befragt in seiner bewegten Regierung, neunmal sei er in Deutschland, sechsmal in Spanien, siebenmal in Italien, zehnmal in Flandern, viermal in Frankreich, zweimal in England, zweimal in Afrika gewesen, achtmal habe er das Mittelländische, dreimal das Atlantische Meer befahren, kleinere Züge gar nicht gerechnet. „Und jetzt will ich zum viertenmale den Ocean befahren, um mich in Spanien zu begraben. — Mein größter Schmerz ist, daß ich euch nicht den Frieden zurücklassen kann. Doch kann ich, gebrochen durch Krankheit, nicht ohne euch zu schaden, die Regierung länger führen. Die Last eines solchen Amtes und meine Schwäche machen es mir unmöglich. Wenn hätte ich schon längst die Regierung niedergelegt, aber die Krankheit meiner Mutter, die Unmündigkeit meines Sohnes hinderten mich daran. Wieder trug ich mich mit diesem Gedanken, als ich das letztemal nach Deutschland zog, allein der unglückliche Zustand der Kirche, die Wirren im Reiche und die Hoffnung, daß ich die Dinge zu gutem Ende führen und den Frieden herstellen könnte, hielten mich zurück. Ich wagte meine Ruhe, meine Kräfte, mein Vermögen, mein Leben. — Ich habe vollbracht, was mir Gott gestattete, denn die Ereignisse hängen vom Willen Gottes ab. Wir Menschen handeln nach unserer Kraft und Einsicht, aber Gott gibt den Sieg oder verhängt die Niederlage. Ich that immer, was ich vermochte, und Gott hat mir geholfen. — Ich bin ihm unendlichen Dank schuldig, daß er mir in meinen größten Unternehmungen und in all meinen Gefahren beigestanden ist. — Jetzt bin ich aber, wie ihr selbst sehet, so gebrochen, daß ich euch nicht mehr helfen kann. Ich könnte es vor Gott und den Menschen nicht verantworten, wenn ich die Zügel der Regierung nicht niederlegte. Darum trete ich den Besitz aller meiner Staaten an meinen Sohn und das Kaisertum an meinen Bruder ab. Ich bitte euch, beweiset meinem Sohne die Liebe und Treue, welche ihr immer mir erwiesen habt. Wahret die Reinheit des Glaubens! — Was meine eigene Regierung anlangt, so bekenne ich, daß ich oft in Fehler gefallen bin durch Unerfahrenheit in meiner Jugend, durch Ehrgeiz im Mannesalter oder durch andere Fehler der menschlichen Gebrechlichkeit. Doch kann ich euch versichern, daß ich nie aus Wissen und Willen einem Unterthan Gewalt angethan habe; geschah einem unrecht, so war es gegen meinen Willen, und erkläre ich hiemit vor aller Welt, daß ich es von Herzen bedauere, und ich bitte die Gegenwärtigen und Abwesenden um Verzeihung.“

Als Antwort auf diese Bitte des Kaisers, auf dessen Thaten sie stolz waren, glänzten Thränen der Rührung in aller Augen. Dann wandte sich Karl an Philipp: „Herrsche über sie so, daß mich die Menschen segnen und mich nicht um meiner jetzigen Handlung willen tadeln werden. Fürchte Gott, lebe

Rede.
Karl's V.

Müdigkeit.

Er-
gebung.

Philipp
II.

rechtichaffen, achte die Geseze, begünstige vor allem die Interessen der Religion, und möge dich der Allmächtige mit einem Sohne segnen, welchem du, wenn du alt und von Krankheit getroffen bist, dein Königthum mit dem nämlichen guten Willen zu übergeben vermagst, wie ich jezt das meinige an dich übergebe.“ — Philipp II. wollte sich zu den Füßen des Vaters werfen. Karl umarmte ihn zärtlich, während große Thränen ihm über die bleichen Wangen rollten. Die ganze Versammlung weinte laut. „Das starke Schluchzen brachte auch den Kaiser und die Königin zum Weinen und mein eigenes Gesicht war ganz naß,“ sagt Pontus Heuterus. „Segne euch Gott!“ rief Karl vor Anstrengung erschöpft und auf den Thron zurücksinkend, „segne euch Gott!“ — Philipp sprach: „Ich verspreche euch, so mir Gott hilft, euch gerecht zu regieren, muthig zu vertheidigen, die Geseze zu handhaben, die Religion zu schützen und jedem in seinem Rechte zu wahren.“ — Nach ihm sprach Granvella; dann legte Maria förmlich die Regierung der Niederlande nieder.

Bergich:
auf
Spanien. Am 16. Januar 1556 legte der Kaiser in Gegenwart vieler spanischer Großen die Regierung über Castilien, Aragonien, Sicilien und alle zu Spanien gehörigen Länder in die Hände seines Sohnes nieder.

Am 17. Januar schrieb er dem alten Seehelden Doria, der ihn noch einmal sehen wollte: „Mein Entschluß steht fest, den Rest meiner Tage in Spanien zuzubringen und dort Buße zu thun für einige Dinge, mit denen ich Gott schwer beleidigt habe.“ — Karl wohnte bis zur Abfahrt nach Spanien in einem kleinen Hause im Park von Brüssel.¹⁾

Kaiser-
krone. Ferdinand I. bat ihn, aus Gründen der Politik die Kaiserkrone noch zu behalten, deshalb sandte Karl erst am 7. September 1556 aus Sudburg in Seeland Dranien und den Kanzler Seld mit der Reichskrone und dem Reichscepter und der Weisung an die Stände, seinem Bruder und unzweifelhaften Nachfolger, Ferdinand, der die schwere Last der Reichsregierung schon lange getragen, wie ihm selbst zu gehorchen.

Mit Seld vertiefte sich der Kaiser bis Mitternacht in ein Gespräch über Staatsangelegenheiten; als er ihn entlassen wollte, waren schon alle Diener schlafen gegangen. Da leuchtete der Kaiser dem Kanzler selber die Stiege hinunter! „Das sei Euch eine Erinnerung an den Kaiser Karl, dem Ihr so viele Jahre gebient habt, daß er zu guter Letzt auch Euch ein Diener gewesen.“

Karl in
Spanien. Am 13. September schiffte sich der Kaiser ein, am 28. landete er nach türmischer Fahrt im Hafen von Laredo in Biscaya. Es wird erzählt, bei der Landung sei der Kaiser niedergetrnen und habe gerufen: „Sei gegrüßt, Mutter Erde! Naht bin ich geboren worden, um die Schätze der Erde zu empfangen, und naht bin ich bereit, an die Brust der allgemeinen Mutter zurückzukehren.“²⁾ — Von da gieng es in langsamen Tagesmärschen über Burgos nach Valladolid. Die Edlen kamen zu huldigen, das Volk den großen Kaiser zu sehen, die Glocken wurden geläutet. In der alten Königsstadt empfing ihn seine fromme Tochter Juana, die Witwe des portugiesischen Prinzen Juan und Mutter Dom Sebastians, welche Spanien mit Umsicht und Festigkeit regierte. Bei ihr war

¹⁾ Mignet, l. c. p. 111.

²⁾ Ibid. p. 140 f.

Don Carlos, der aber durch sein eigensinniges, trotziges Wesen einen so üblen Eindruck auf den Kaiser machte, daß dieser es für zweifelhaft erklärte, ob je ein rechter Mann aus dem Knaben werde, und größere Strenge in der Zucht empfahl. Hier nahm Karl Abschied von seinen Schwestern, wie als ob er sie nimmer sehen würde, froh, nun aus dem Bereiche des Staatsgepräuges und der Ceremonien zu sein, keine Besuche mehr machen und keine Bewillkommungen mehr annehmen zu müssen. In kurzen Tagreisen gieng es dann aufwärts in die Bera von Plasencia, eine neun Meilen lange Strecke von Waldungen und Triften, die von einer Bergmauer begrenzt, von Bächen durchzogen und mit Dörfern und Klöstern besäet ist. Die Frische, die Waldblust wirkten wohlthuend auf den Kaiser, er konnte wieder gehen, er beantwortete fleißig die einlaufenden Depeschen: er konnte wieder heiter sein. Nach längerem Aufenthalt in Jarandilla traf er am Ziel seiner Reise, im Kloster ein am 3. Februar 1557.¹⁾

Don Carlos.

San Juste gehörte dem strengen Orden der Hieronymiten, der im Jahre 1373 in Spanien entstand und die Regel des heil. Augustin annahm und den heil. Hieronymus zum Schutzpatron wählte. Das Ordensgewand war ein weißwollener Rock mit Ledergürtel und braunwollenem Scapulier. Gregor XI. hatte den Orden bestätigt. Von den Bergen stiegen die Hieronymiten bald in die Ebenen und Städte hinab: ihr Leben war streng, ihr Gottesdienst prachtvoll, ihre Mildthätigkeit gegen die Armen groß, das Ansehen stieg, Mitglieder der ältesten Familien traten in den Orden.²⁾ — An einem der schönsten Punkte Spaniens lag San Juste. Wann Karl es zum erstenmale sah und den Entschluß faßte, den Rest seiner Tage da zuzubringen, läßt sich nicht mehr bestimmen. Nach einer Nachricht kam er schon 1523 auf einer Jagd in diese Berge und äußerte, überrascht von den Reizen der Landschaft, das sei ein Ort, wohin sich Diocletian mit Freuden würde zurückgezogen haben. 1553 gab er in der Stille Befehl, anschließend an das Kloster ein Haus für ihn zu bauen. Der Orden hatte seine besten Redner und Sänger nach dem Kloster gesandt, wo der Kaiser den Abend seines Lebens zubringen wollte; der Vorstand desselben war der gelehrte und befähigte Juan de Ortega, der nach Einigen in seiner Jugend den „Lazarillo de Tormes“, das Urbild aller komischen und Schelmenromane, geschrieben haben soll. Hier traf der Kaiser am 3. Februar 1557 ein, die Brüder begrüßten ihn als Paternidad am Eingang der Kirche. Karl warf sich vor dem Altar nieder, während sie das Te Deum sangen.

Hieronymiten.

San Juste.

Das Haus, in das er nun eintrat, war an das Kloster angebaut, hatte nur acht Zimmer, im obern Stock wohnte der Kaiser. Ein Fenster seines Zimmers gieng in die Kirche, so daß Karl von seinem Bett aus auf den Hochaltar sah und auch frank der heiligen Messe beimohnen und in schlafloser Nacht den Horengesang anhören konnte. Karl hatte eine gute Stimme und begleitete oft von seinem Zimmer aus den Gesang der Mönche, und äußerte seinen Unwillen, wenn er einen Mißton hörte. Die Einrichtung war im ganzen einfach, denn Karl hatte ja allen Prunk des Kaiserthums abgelegt, nur die Tapeten und einige Gemälde seines Lieblings Titian, von dessen Hand gemalt — er wünschte, daß sein Bild auf die Nachwelt gelange — waren von besonderem Wert. Das Gefolge bestand aus achtundfünfzig Mann, darunter sein Beichtvater, sein Arzt und zwei Uhrenmacher.

¹⁾ Mignet, l. c. p. 150—201.

²⁾ Siguença, Historia de la orden de San Gerónimo, part. II, p. 38 ff.

Karl
und Dio-
cletian.

Hier verlebte Karl den Rest seiner Tage, deshalb vielfach mit Diocletian verglichen. Aber zwischen beiden ist ein großer Unterschied. Diocletian legte zu Nikomedia die Augustuswürde nieder, im Glauben, die neue Monarchie, wie er sie geordnet, habe Bestand, das Werk seines Lebens sei gelungen, er sei nicht mehr nothwendig; satt des Druckes der Geschäfte, wollte der Cäsar das Leben genießen und kehrte zu den Erinnerungen, zu den Arbeiten der Jugend zurück — er war ja der Sohn eines Bauern — und pflanzte, als lebensmüder Kaiser, neun Jahre Kohl in seinen Gärten zu Salona. Karl schied von der Krone im Gefühl, das Ziel seines Lebens — die Einheit der Kirche und des Reiches — nicht erreicht zu haben: er schied im demüthigen Gefühl, daß seine Kraft für die Höhe der Aufgabe nicht mehr ausreiche. Diocletian drückte das Bewußtsein, daß er nutzlos Christenblut in Strömen vergossen; Karl hob das Gefühl, daß er alles, was in seiner Macht lag, für die christliche Sache gethan hatte. Diocletian wollte das Leben genießen, Karl sich mit Gott ausöhnen und seiner Seele leben. Diocletian war nur durch das Leben, Karl auch durch die Schule gebildet.

Wenn nicht wichtige Depeschen kamen, die augenblicklich beantwortet werden mußten, so verfloß der Tag regelmäßig zwischen Übungen der Frömmigkeit, Anhören von Vorträgen, Beschäftigungen im Garten und mechanischen Arbeiten. Karl war sehr fromm, als Kaiser hatte er jeden Tag zwei heiligen Messen beigewohnt, wovon die eine immer eine Seelenmesse für seine Eltern und seine Gattin war. Auch im Kloster that er so. Einst waren Thukydides, Machiavelli, Comines und Cäsar seine Lieblingsbücher, jetzt nahm er in das Kloster vorzugsweise religiöse Werke mit, Augustin, Hieronymus, Erklärungen der Heiligen Schrift, aber auch des Boëthius' Buch „Über den Trost der Philosophie“, den „Almagest“ des Ptolemäus, Cäsars „Commentare“, die „Geschichte Spaniens“ von De campo, die „Geschichte des schmalkaldischen Krieges“ von Luis de Avila, die unter seinen Augen entstanden war, „Zuniga“ und den „Caballero determinado“; eine poetische Geschichte seines Ahnherrn Karls des Kühnen, welche der Kaiser früher selber übersetzt und in Druck hatte legen lassen. Karl hatte selber einen Abriss seiner Kriegsthaten abgefaßt.¹⁾

Karl
schrift-
stellert.

Neben Vorträgen beschäftigten ihn mechanische Arbeiten: mit Hilfe des Ingenieurs Torriano fertigte er einige Figuren, welche militärische Übungen durchmachten, eine Handmühle, so klein, um sie in dem Armel eines Mönches zu verbergen, und doch imstande, an einem Tage so viel Mehl zu mahlen, als ein Mönch in der Woche braucht. Viele Zeit verwendete der Kaiser auf seinen Garten, er legte eine Terrasse an mit einem Springbrunnen, mit Orangenbäumen. Er war ein Freund der Blumen und Vögel, aus Tunis hat er die indianische Nelke nach Europa verpflanzt. Beim Kloster waren schöne Kastanien- und Eichenwälder, gerne schlenđerte Karl mit der Flinte auf die Jagd. Sein Garten bot eine herrliche Aussicht auf die Vega. Das Meer, sagt der Grieche, macht alles rein. Aber auch der Wald macht das Herz frei und gibt der Seele

Mechani-
ker.

Gärtner.

¹⁾ Kerwyn de Lettenhove, Aufzeichnungen Kaiser Karls V. Ins Deutsche übersetzt von Warnkönig.

wieder Frische und Schwung. Karl V. sagte, er habe an einem Tage in San Juste mehr wahres Glück genossen, als ihm all seine Triumphe eingebracht hätten.

Karl wurde wieder heiter. Besuche wurden angenommen: der Geschichtschreiber Sepulveda, ob seines reinen Latein und fließenden Stiles der spanische Livius genannt, früher mit der Erziehung Philipps, jetzt mit einer Geschichte des Kaisers beschäftigt; Don Luis, der Quintus Curtius des Kaisers, ein Staatsmann und zugleich tapferer Soldat, der in Afrika, in Italien, in Frankreich und Deutschland für den Kaiser gekämpft hatte und von ihm zum Großmeister von Alcantara ernannt worden war. Sepulveda kam, um den Kaiser über etwas zu fragen, was ihm viele zum hohen Ruhm anrechneten. Karl erklärte ihm aber, es sei reine Erdichtung, kein Wort daran wahr, er solle darüber schweigen. Karl liebte historische Wahrheit und schrieb darum selber über seine Kriegsthaten. Als Karl die Schrift dem Franz Borgia zeigte, sagte er: „Ich habe all meine Unternehmungen mit ihren Ursachen und Beweggründen hier erzählt, weder Ehrgeiz, noch Hochmuth hat mich dabei geleitet, sondern die Sorge, die Wahrheit bekanntzumachen, welche die Geschichtschreiber unserer Zeit entweder aus Unwissenheit oder aus Liebe oder Haß entstellen.“ — Der Kaiser nannte Paul Jovius, der ihn in den Himmel erhob, und Sleidan, der ihn in den Noth zog, seine beiden Lügner.

Dieser Franz Borgia, geboren am 28. October 1510 zu Gandia, war einst der Stolz des spanischen Adels, Herzog von Gandia, ein tapferer Soldat, der in Italien und Afrika mit Auszeichnung diente, ein tüchtiger Staatsmann, der als Vizekönig von Catalonien ein ausgezeichnetes Talent für Verwaltung entwickelte, dabei leicht und gefällig lateinisch und castilianisch schrieb, Messen componierte und nicht bloß durch seinen Geist, seine Anmuth, sondern auch durch seinen edlen Charakter aller Herzen gewann. Auf der Höhe des Glückes in der Vollkraft des Lebens, in der Blüte der Jugend ward er aber oft ergriffen vom Gedanken der Nichtigkeit aller Dinge. Als Borgia, neunundzwanzig Jahre alt, die Leiche der Kaiserin Isabella von Toledo nach Granada geleiten und die Identität derselben beschwören, also den Sarg öffnen mußte, ward er durch die Entstellung der einst so schönen Züge der Kaiserin so ergriffen, daß er den Entschluß faßte, der Welt zu entsagen. Der Tod der eigenen Gattin befestigte ihn in diesem Gedanken. Kaum war 1548 sein Sohn zum Herzog von Gandia ernannt, so trat Borgia in den Jesuiten-Orden, dem er in Gandia ein Collegium gestiftet hatte. Als Prediger, als Lehrer hatte er außerordentlichen Erfolg. Der Kaiser wünschte seinen ehemaligen Vertrauten zu sprechen und jetzt nahte Bruder Franz, der Sünder, dem Kaiser, der, wie er, der Welt entsagt hatte. Karl hätte ihn gern für den Hieronymiten-Orden geworden, man hatte ihm Abneigung gegen die Jesuiten eingesflößt, allein Franz vertheidigte seine Wahl mit so gewichtigen Gründen, daß der Kaiser der neuen Gesellschaft eine freundliche Achtung zuwendete. Ihr Gespräch drehte sich um ihre neue Lebensweise. Der Kaiser staunte über die Askese des ehemaligen Herzogs von Gandia und bedauerte, daß seine Pränklichkeit ihm gewisse Buhübungen unmöglich mache. Franz entgegnete: „Euer Majestät sind nicht imstande, in Ihrem Kleide zu schlafen, weil Sie so viele Nächte in Ihrem Harnisch gewacht haben. Wir wollen Gott dafür danken, daß Sie durch besagte Vigilien in Waffen Gott besser gedient haben, als so mancher Klosterbruder, der in seinem härenen Gewande schläft.“ — Als Karl sich wunderte, wie Franz so ganz aller Sorgen um seine Familie sich entschlagen konnte, meinte dieser, Gott habe seit dem Tage, da er von seinem Herzen

Beiz genommen, sich so sehr zum Herrn desselben gemacht, daß keine Creatur, ob lebend oder todt, dasselbe fortan trüben könne. So weit hatte es Karl nicht gebracht.

Arbeit
und
Politik.

Die Politik beschäftigte immer noch sein Herz. — Wenn auch nicht mehr für sich, so war Karl V. doch noch ehrgeizig für seinen Sohn. — Mit seinem Beichtvater Juan Regla konnte er schlaflose Nächte hindurch von Staatsangelegenheiten sprechen und dieser schrieb einem seiner Freunde nach einer solchen vertraulichen Eröffnung dieser sonst so verschlossenen Seele: „Mir vergieng das Gehör und ich zittere noch bei der Erinnerung an die Dinge, die er mir sagte.“ — Zu den vielen falschen Behauptungen über Karls Aufenthalt in San Juste gehört auch die, er habe sich jeder Thätigkeit in der Politik enthalten. — Im Gegentheil! ¹⁾ Philipp versäumte bei keinem wichtigen Anlaß, bei des Vaters erprobter Staatsklugheit sich Rath zu erholen. Im Frühjahr 1557 sandte sogar Philipp an seinen Vater insgeheim die dringende Bitte, die Regierung Spaniens und des Reiches wieder in die Hand zu nehmen, um ihm aus seinen Verlegenheiten zu helfen. Karl gab wirklichen Rath, erklärte aber bestimmt, daß er in San Juste bleiben und nicht mehr regieren wolle. — Einmal kamen auch die Schwestern Leonore und Maria zu Besuch.

Don
Juan.

Nahel stand dem Kaiser noch ein anderer Besuch, der des jungen Don Juan, seines unehelichen Sohnes von der Augsburgerin Barbara Blomberg. ²⁾ Das Geheimnis zu wahren, hatte Karl sein Kind als den Sohn eines königlichen Kammerherrn unter dem Namen Geronimo nach Leganos in Spanien bringen und dort erziehen lassen. Der muntere, schöne Knabe lernte beim Pfarrer lesen und trieb sich mit den Buben des Dorfes in Feld und Wald umher. 1554 wurde er nach Villagarcia der Magdalena da Ulloa, der Frau von Karls Haushofmeister Quixada, eines alten Kriegsmannes, übergeben. Magdalena war kinderlos und schloß den gewekten Knaben mit den goldenen Locken und blauen Augen bald in ihr Herz und er widmete ihr bis zu seinem Tode eine kindliche Liebe. Donna Magdalena kam mit Geronimo zu Quixada nach San Juste und hier sah der Kaiser seinen Sohn und fand Freude an seiner Schönheit und seinem Betragen. Wer sein Vater war, erfuhr Don Juan erst nach des Kaisers Tod und es erfüllte ihn mit Heldensinn: „Wenn er wüßte, daß jemand auf Erden sei, dem es mehr als ihm nach unsterblichem Ruhm gelüste, so würde er sich aus dem Fenster stürzen.“ Er war bald Meister im Kampf und Streit, geschickt, das wildeste Roß zu tummeln.

Tod der
Schwe-
ster.

In den ersten zehn Monaten hatte sich des Kaisers Gesundheit gekräftigt, allein im Frühjahr kehrten die Gichtanfalle wieder, welche Karls Sorglosigkeit im Essen vermehrte. Hart traf sein Herz der Tod seiner Lieblingschwester Leonore: „Sie war eine gute Christin,“ sagte er, „wir haben uns immer geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter als ich und, ehe soviel Zeit verfloßen ist, werde ich bei ihr sein.“ Die religiösen Übungen wurden eifriger, Karl geißelte sich sogar. Die Welt trat vor dem Gedanken an Gott und die Ewigkeit immer mehr zurück. Nach der Leichenfeier für seine Verwandten fragte Karl, ob er nicht sein eigenes Leichenbegängnis begehren, und das für sich thun solle,

¹⁾ „Summis enim de rebus,“ sagt Sepulveda, „ut de bello et pace, se consuli, deque fratris, liberorum et sororum salute et status rerum certiorum fieri non recusabat.“

²⁾ Mignet, Charles-Quint, p. 375 f. — Prescott, Philipp II., Bd. I. S. 217 bis 219.

was andere bald für ihn thun würden. Der Beichtvater meinte, es könne für die Seele nur von Nutzen sein. So ward denn am 30. August 1558 ein Traueramt für den Kaiser abgehalten; die Kirche war schwarz ausge schlagen, der Katafalk flammte von Kerzen, die ergreifende Musik der Todtenmesse hallte durch die Wölbung.¹⁾ Karl in einfachem, schwarzem Gewande trat während des Todtenamtes zu dem Priester, übergab ihm seine Kerze, als Zeichen seines Verlangens, seine Seele in die Hände des Schöpfers niederzulegen. Die Anwesenden schluchzten.²⁾

Todten-
feier.

Karl V. selbst war tief ergriffen. Am Nachmittag saß er im Freien und wärmte sich an der Sonne. Er verlangte, daß man ihm das von Titian gemalte Porträt seiner Gemahlin bringe, gleichsam als wolle er die Kaiserin ansehen, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten, dann das Bild des in Gethsemane betenden Heilandes, dann das jüngste Gericht von Titian. Lange sah er starc die Bilder an, er schien Abschied nehmen zu wollen von der Kunst, wie einst von den Kronen seiner vielen Reiche. Der Arzt merkte, daß der Kaiser fiebere, und man brachte ihn zu Bett, von dem er sich nicht mehr erhob. Der Kaiser bereitete sich auf den Tod vor, wie ein frommer Christ. Der Wunsch, nicht besinnungslos zu sterben, gieng in Erfüllung. Am 21. September mittags um zwei Uhr verlangte der Kaiser die Sterbekerze und das Crucifix, das einst seine Gattin und später auch sein Sohn Philipp sterbend in den Händen hielt; er drückte letzteres an die Brust und endete, nachdem er noch einmal laut den Namen Jesus gerufen hatte. — Be-
graben wurde der Kaiser zuerst nahe beim Altar in San Yuste, dann im Escu-
rial. Als 1795 der Sarg geöffnet wurde, waren die Züge des Kaisers noch wohl erhalten und der Thymian aus San Yuste, den man ihm auf die Brust gelegt hatte, duftete noch.³⁾

Tod
Karls V.

Das ist das Ende Karls V., bei dem wir eingehender verweilen, weil es einzig in seiner Art und das Ende eines Mannes ist, der vierzig Jahre hindurch die Welt mit seinen Plänen umspannte und bewegte, der ein Mann von seltener Begabung war. Der Franzose Mignet macht die richtige Bemerkung:⁴⁾ „Karl V. war der mächtigste und größte Herrscher des sechzehnten Jahrhunderts. Hervorgegangen aus den Häusern Aragon, Castilien, Osterreich und Burgund, hat er ihre verschiedenen und in mancher Hinsicht entgegengesetzten Eigenschaften dargestellt, wie er die verschiedenen und weit entlegenen Länder besessen hat. Der immer staatsmännische und findige Geist seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen, der edle Schwung seiner Großmutter Isabella, mit dem sich die melancholische Traurigkeit seiner Mutter Johanna paarte, die ritterliche und waghalsige Tapferkeit seines Ahnherrn, Karls des Kühnen, dem er im Gesichte glich, der emsige Ehrgeiz, der Sinn für die schönen Wissenschaften und mechanischen Künste seines Großvaters,

Charak-
ter.

¹⁾ Robertson läßt Karl in einem Sarge liegend der Leichenfeier beiwohnen, was Übertreibung ist.

²⁾ *Retraite et mort de Charles-Quint*, Mignet, I. c. p. 402 ff.

³⁾ So erzählt Stirling am Schlusse seines auf gründlichen Studien beruhenden und mit großer Kunst der Detailschilderung geschriebenen Buches.

⁴⁾ Mignet, *Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au monastère de San-Yuste*, p. 451. Paris 1854.

des Kaisers Maximilian, waren mit ihren Ländern und ihren Plänen wie auf ihn vererbt worden. Die Größe und das Glück, das der Zufall der Thronfolgen und die Weisheit mehrerer Fürsten auf ihn gehäuft hatten, ertrug er in ihrem Vollgewicht. Lange Zeit hindurch machten es ihm seine starken und verschiedenen Fähigkeiten möglich, nicht ohne Erfolg so verschiedenen Aufgaben, so mannigfachen Unternehmungen zu entsprechen. Jedoch die Aufgabe war zu ungeheuer für die Kraft eines Menschen.“

Ja, es waren viele Aufgaben! Als Herr von Aragonien hatte Karl dessen Ansprüche an Italien zu wahren, hat ihm Neapel erhalten und Mailand gewonnen. Als König von Castilien hat er Mexiko und Peru gewonnen, colonisiert, die Grundzüge der Menschlichkeit in Behandlung der Eingeborenen zur Geltung gebracht, die Indianer Mexikos und Perus sind nicht hingeschwunden wie die Indianer Nordamerikas. Als Herr beider Reiche und Italiens hat er ihre Küsten gegen die Seeräuber geschützt und um die Herrschaft über das Mittelländische Meer gerungen. Als Herr der Niederlande hat er ihrem wie dem deutschen Handel neuen Aufschwung verliehen, hat er sie um Geldern, Bütphen, Cambrai vergrößert, und Flandern und Artois von der Zugehörigkeit zu Frankreich frei gemacht. Als Erbe Habsburgs hat er Österreich geschaffen, den Schild Deutschlands. Als Kaiser hat er Deutschland vor den Türken geschützt wie vor Frankreichs Übergriffen. Große Staatsmänner und Feldherren unterstützten ihn, weil er Talente zu erkennen, zu verwenden und unterworfen zu halten wußte. Allen Anforderungen, welche die Höhe seiner Stellung und seines Glaubens stellten, suchte er zu genügen. Als streng katholischer Spanier faßte er nie ein Herz für die Lehren der Reformation; noch in San Juste machte er sich Vorwürfe, daß er nicht gegen sie im Beginne mit allen Mitteln eingeschritten sei. Bei aller Überzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens hatte Karl doch ein offenes Auge für die damaligen Gebrechen der Kirche und fühlte sich verpflichtet, sie abzustellen. Aber, klagten die Protestanten über Bedrückung der Freiheit des Gewissens, so klagten die Katholiken über Eingriffe des Imperiums in die Selbständigkeit der Kirche. Durch Undank verletzt, durch Krankheit gebrochen, suchte Karl nur noch mit Ehren von der Regierung zu scheiden. Haben andere schon oft einer Krone zulieb Ehre, Gewissen, Verwandte und ihr eigenes Leben geopfert, so stand Karl hochsinnig über aller irdischen Herrlichkeit und verwendete die letzten Jahre, um Fehler, die er begangen, zu büßen und seine Seele, durch Reue gereinigt, Gott zurückzugeben.¹⁾

¹⁾ Die Literatur über Karl V. ist reich an Schriften über einzelne Ereignisse seines thatenreichen Lebens. An einer Sammlung aller Acten wie sie z. B. Duillard-Préholles über Kaiser Friedrich II. veranstaltete, fehlt es. Auch historisch-episch ist sein Leben behandelt worden: „Kaiser Karl V.“ von Karl Guntram (Camille Wagner von Freynsheim, f. l. Hofrath, Wien 1866). Der Zug nach Tunis gab dem um den Jugendunterricht und die Kirchenzucht verdienten Ladislaus Pyrker den Stoff zu seiner „Tunisia“. Wien 1818.

Deutschland unter Ferdinand I. und Maximilian II.

Ferdinand I. als deutscher Kaiser.

Als Karl V. im September 1556 die schriftliche Erklärung gab, daß er auf das Kaiserthum verzichte und dasselbe seinem Bruder Ferdinand übertrage, war der Zustand Deutschlands „zum Erbarmen“. Der Augsburger Religionsfriede hatte keinen Frieden gebracht. So scharf wie jemals dauerte der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten fort, unter den Protestanten herrschte Zank um theologische Lehrmeinungen. Ein neues Religionsgespräch zu Worms, im September 1557, bewirkte dasselbe, wie alle früheren: neuen Hader. Der Zersplitterung des Protestantismus suchten die Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Pfalz, die Pfalzgrafen Friedrich und Wolfgang von Zweibrücken, Herzog Christoph von Württemberg, Landgraf Philipp von Hessen und der Markgraf Karl von Baden durch den sogenannten Frankfurter Recess vom 18. März 1558 vorzubeugen, indem sie sich verpflichteten, bei der Augsburger Confession vom Jahre 1530 und deren „Apologie“ zu verbleiben, und alle religiösen Angelegenheiten gemeinsam zu ordnen. Allein was half das? Gegen diesen Frankfurter Recess verwahrten sich die Herzoge von Mecklenburg, von Pommern, Herzog Johann Friedrich von Sachsen sammt seinen Brüdern, ferner der Fürst von Anhalt, der Graf von Henneberg und die Städte: Regensburg, Nürnberg, Hamburg, Lübeck, Lüneburg und Magdeburg. In einem eigenen herzoglich sächsischen Constatationsbuch vom 28. November 1558 wurden die im Frankfurter Recess niedergelegten Anschauungen als Irrlehren verdammt. Bei allem Zwist unter sich selbst waren die protestantischen Stände einträchtig in dem Streben, „die letzten Überbleibsel des höllischen Papstthums“ in ihrem Gebiet auszurotten.“¹⁾

Dabei fühlten sie das Reservatum ecclesiasticum als lästiges Hemmnis und eröffneten neuerdings den Kampf gegen dasselbe. „Der vornehmste Punkt, um den es sich im Reiche handle, sei die Aufhebung des

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 3—62.

von den „geistlichen Vorbehaltes“; an ihm sei dem Vaterlande viel mehr, denn an andern Obliegen gelegen.“ Es sei ein „Schimpf“ für die protestantische Religion, daß „diejenigen, welche dieselbe annehmen wollen, ihrer Administration, Dignitäten und Officien entsetzt und des geistlichen Standes und Namens, dessen sie sich keineswegs begeben könnten, nicht würdig sein sollten“. Bei Fortdauer des „geistlichen Vorbehaltes“ könnte es vorkommen, daß „etliche gutherzige Christen“ aus Furcht vor Verlust ihrer Dignitäten und Güter, „die Wahrheit in Religionsfachen nicht bekennen“. Ohne Aufhebung des „Vorbehaltes“ könnten die Protestanten bezüglich anderer Reichsangelegenheiten „keineswegs in etwas Vergleichliches und Endliches sich einlassen oder beschließlich handeln“. — So drohten also die Protestanten mit Fortsetzung der Obstruction, um jene „gutherzigen“ Schwachmüthlinge aus dem Papstthum zu erretten, oder vielmehr die von denselben besetzten Kirchengüter an sich zu bringen, die geistlichen Reichsstände sammt deren Unterthanen ins protestantische Lager hinüberzuziehen. Die Protestanten geberdeten sich als ob sie allein existenzberechtigt seien, und Ferdinand hatte seine schwere Noth, um auf dem Regensburger Reichstag im März 1557 den Augsburger Religionsfrieden sammt dem „geistlichen Vorbehalte“ im Princip aufrechtzuhalten.¹⁾

Ferdinand handelte dabei noch immer als Stellvertreter Karls V. und nicht als eigentlicher Kaiser. Trotz der klaren und entschiedenen Erklärung Karls V. vom September 1556, war es noch immer nicht zur officiellen Übertragung der Kaiserwürde gekommen. Mit der damals beliebten Langweiligkeit wurden durch das ganze Jahr 1557 die Formfragen und die Frage nach dem Ort der für diesen Fall nöthigen Kurfürstenversammlung in langathmigen Schriften und Gegenschriften erörtert, bis endlich im Februar 1558 die Kurfürsten im herkömmlichen Wahlorte, Frankfurt am Main, zusammenkamen, die Abdankungs-Erklärung Karls V. entgegennahmen und am 14. März endlich Ferdinand I. zum Kaiser ausriefen.²⁾ Papst Paul IV. weigerte sich, diese Wahl anzuerkennen.

Der Papst begründete seine Weigerung mit folgendem: Ferdinand habe den Vertrag von Passau und den Frieden von Augsburg geschlossen, die der Kirche so schwere Verluste brachten; die Abdankung Karls ohne päpstliche Zustimmung sei nichtig; Ferdinand gestatte seinem Sohne Maximilian freien Verkehr mit den Irlehrern; kaiserlichen Kurfürsten stehe überhaupt kein Wahlrecht zu.³⁾ Paul IV. handelte in der Überzeugung, daß die Änderung in der deutschen Kirche auch die Auflösung des deutschen Reiches sei. Die Stimmung der Fürsten

¹⁾ Janssen=Pastor, l. c. IV, p. 63—68.

²⁾ Den schwierigen Gang der Verhandlungen schildert Bucholz, Ferdinand I., Bb. VII, S. 399. — Ranke, l. c. V, p. 298—300.

³⁾ Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen, VI, S. 247; VII, S. 39. — Bucholz, l. c. VII, p. 406—408. — Janssen=Pastor, l. c. IV, p. 68 f.

gegen den Papst war sehr erregt, man sprach von einer allgemeinen Kirchenversammlung, man erklärte die Forderungen als Anmaßung;¹⁾ doch gab Paul IV. nicht nach.

Der am 25. December 1559 gewählte Pius IV. dagegen anerkannte Pius IV. sofort Ferdinand als römischen Kaiser, und beide verbanden sich, die Kirchenversammlung zu Trient wiederherzustellen, um die Kirche zu einigen und an Haupt und Gliedern zu verbessern. Ferdinand durfte nicht zu engerem Einverständnis mit den Protestanten, zur Behauptung seiner politischen Stellung gegen den Papst, getrieben werden. Darum gab die Curie Neue Weltlage. nach. Die Weltlage war eine neue.

Drei von den Kurfürsten gehörten ja zu den erklärten Feinden Roms, was mit der Idee des Kaisertums, als des Beschützers der römischen Kirche, im Widerspruch war. Überdies war Ferdinand nach alter Rechtsgiltigkeit gewählter römischer König. Bucholz bemerkt:²⁾ „Die Religionspaltung im Reiche gestattete nicht, daß das Kaisertum im alten Sinne anders fortbestehe, als soweit es mit dem Religionsfrieden vereinbar war, und diesem entsprechend fand auch der That nach schon nicht einmal bei Ferdinand, gegen dessen Wunsch und Absicht, und noch weniger bei seinen Nachfolgern die päpstliche Krönung mehr statt, welche Ausdruck und Symbol jenes früheren Verhältnisses in seiner ungetheilten Fülle gewesen war.“³⁾ — Keine Krönung mehr in Rom.

Ferdinand I. hatte ein tiefes Gefühl für die Würde des Kaisertums und für die Größe der Nation. Als ihm Heinrich II. von Frankreich seine Freundschaft anbieten ließ, erklärte er, er wolle den Versicherungen Glauben beimessen, wenn Heinrich dem Reiche die entrissenen Herrschaften Metz, Toul und Verdun wieder zurückgebe.⁴⁾ Ferdinands I. Streben für das Reich

Ferdinand forderte auf dem Reichstag zu Augsburg 1559 die Reichsstände auf, dem Franzosen einmal Ernst zu zeigen und zu beweisen, „daß das heilige Reich nicht allweg Verlust, Schimpf und Unglimpf ungestraft sich gefallen lasse“. Die Folge waren lächerlich mattherzige Beschlüsse aber keine That. Ebenso wurde Ferdinand von den Reichsständen im Stiche gelassen bei seinem Streben, Livland gegen die Eroberungslust des Czaren Ivan des Schrecklichen zu retten. Livland war damals noch ein Land des Deutschen Ordens unter dem Landmeister Gotthard von Ketteler. Vom deutschen Reiche verlassen, von Rußland bedrängt, folgte Ketteler dem Beispiel Albrechts von Brandenburg-Preußen, wurde lutherisch und bekam als Vasall Polens das Herzogthum Kurland und Semgallen und die Verwaltung Livlands im Namen des polnischen Königs, 1562.⁵⁾ — Im Eifer, von den Ständen nicht unterstützt.

¹⁾ Das in starken Ausdrücken abgefaßte Gutachten des Reichsvicekanzlers Selb bei Bucholz, l. c. VII, p. 408—418.

²⁾ Bucholz, l. c. VII, p. 416—417.

³⁾ Vergl. auch Reimann, Der Streit zwischen Papstthum und Kaisertum 1558 in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“, Bd. V.

⁴⁾ Bucholz, l. c. VII, p. 460.

⁵⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 70—76.

die Form zu finden, unter der die religiösen Gegensätze sich vereinigen ließen, war Ferdinand I. unermüdlich; sein Streben hatte leider keinen Erfolg.¹⁾

Der
Calvi-
nismus
in der
Pfalz.

Ja gerade zu seiner Zeit wurde die religiöse Spaltung Deutschlands noch vergrößert, und zwar durch einen Kurfürsten. Es war Friedrich III. von der Pfalz, dem die Augsburger Confession noch zu „papistisch“ war, der im Jahre 1563 den „Heidelberger Katechismus“ erscheinen ließ, wodurch der letzte Zweifel, ob Kurfürst Friedrich gänzlich calvinisch gesinnt sei, gehoben wurde. Mit Verletzung des Augsburger Religionsfriedens führte Friedrich sofort den Calvinismus in seinem Kurfürstenthum ein, unter schonungsloser Vernichtung selbst der kostbarsten Heiligenbilder und Crucifixe, Schändung consecrierter Hostien und rücksichtsloser Gewaltthätigkeit gegen Priester und Nonnen.²⁾ Ferdinand war auch dieser Thatsache gegenüber wehrlos, zumal da — von Frankreich gehezt — der Sultan Suleiman II. von Osten her die Machtstellung des Habsburgers bedrohte.

Ferdinands I. Verhältnis zu Ungarn und der Pforte.

Ferdi-
nand I.
und die
Pforte.

Während des Waffenstillstandes vom Jahre 1553 wurde zwischen Wien und Constantinopel um einen definitiven Frieden verhandelt. Die Kräfte Ferdinands I. waren so sehr in Anspruch genommen durch die ernste Lage der Dinge in Deutschland, daß er seiner Gesandtschaft, an deren Spitze in den Jahren 1553 und 1554 der Botschafter Malvezzi stand, die Vollmacht erteilte, für ganz Ungarn einen Jahrestribut von 150.000 Ducaten, für den augenblicklichen Besitz, einschließlich Siebenbürgen, aber 40.000 Ducaten zu verheissen. Suleiman aber verlangte Herausgabe Siebenbürgens an seinen Schützling Johann Sigismund Zápolya. Als Malvezzi während dieser Verhandlungen Ende November 1554 auf den Tod erkrankte, wurde der sein gebildete Niederländer Muger Ghislain de Busbecq anfangs 1555 nach Constantinopel gesendet. Doch dieser konnte lange nicht zu seinem Ziele kommen,³⁾ einmal durch Schuld des französischen Gesandten,⁴⁾ welcher mit allen Mitteln es dahin zu bringen suchte, daß Busbecq nicht einmal zur Audienz beim Sultan vorgelassen werde. Das zweite Hindernis lag im Stolze der Türken: „Das lange Glück,“ schreibt er an Ferdinand I., „hat dieses Volk so übermüthig gemacht, daß es nichts für unrecht hält, was es will,

Bus-
becq's
Gesandt-
schaft.

¹⁾ Bucholz, l. c. VII, p. 441—456.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 200—209.

³⁾ „Augerii Gisleinii Busbequii legationis turcicae epistolae quatuor“ heißt das Werk, worin er über seine Thätigkeit berichtet. Opp. Lugd. Batav. Elz. 1633. Vergl. Zinkeisen, l. c. II, p. 878. Der gelehrte Mann benutzte seinen Aufenthalt in Kleinasien zur Sammlung von seltenen Pflanzen und Thieren, dann zum Ankauf griechischer Handschriften, von denen er viele nach Wien sandte, darunter den Dioskorides.

⁴⁾ Coudignac hieß der Franzose. Seine Berichte an Heinrich II. bei Charrière, Négociations, II, p. 329—337.

und nichts für recht, was es nicht will.“¹⁾ Die Türkei stand damals auf der höchsten Höhe ihrer Macht: sie reichte von Arabien bis nach Ofen, vom Indus bis ans Adriatische Meer; Aegypten, Algier, Tunis, Tripolis gehörten dazu, wie die Moldau und die Walachei, Ungarn und Siebenbürgen. Jede Eroberung war nur ein Haltplatz zu einem neuen Anlauf, die Herrschaft weiter auszudehnen. Das Glück war meist mit Suleiman. Das Reich war so eingerichtet, daß alles vom Willen des Herrschers abhieng, und dieser Herrscher war eine Kraftnatur von ungewöhnlichen Eigenschaften.

Größe
der
Türkei.Sulei-
mans II.

Busbecq sah Suleiman, da er schon alterte, und schilbert ihn verwundert mit den Worten: „Auf seiner keineswegs heiteren Stirn ruht die Strenge der Majestät. Er befindet sich schon im vorgerückteren Alter; die Würde seines Antlitzes und die ganze Haltung seines Körpers ist der Größe eines solchen Reiches würdig. Er hat sich immer der Mäßigkeit befließigt; selbst in der Jugend war er weder dem Weine ergeben, noch pflegte er unnatürliche Laster. Seine Religion und ihre Gebräuche beobachtet er aufs strengste und ihre Ausbreitung liegt ihm ebenso am Herzen, wie seine Herrschaft. Für sein Alter genießt er einer ziemlich guten Gesundheit, nur verräth der Mangel an Farbe irgend ein verborgenes Übel; allein diesen Mangel sucht er durch Purpurschminke zu ersetzen, so oft er Gesandte mit der Meinung entlassen will, daß er einer vorzüglichen Gesundheit genieße, denn er glaubt, daß ihn dann auswärtige Fürsten als stark und kräftig umso-
mehr fürchten.“²⁾

Persön-
lichkeit.

Die Verhandlungen zogen sich fruchtlos in die Länge, bis im Jahre 1556 die Siebenbürger selbst die ihr Land betreffende Frage entschieden, indem sie nach dem Wunsche des Sultans den jungen Bapolya wieder zurück-
beriefen, weil ja Ferdinand I. sie doch nicht auf die Dauer vor der Türken-
macht beschützen könne. Am 22. October 1556 war Johann Sigismund mit seiner Mutter Isabella wieder in Klausenburg. Zugleich begann auch der offene Krieg der Türken gegen den habsburgischen Besitz, wobei namentlich Sziget im Juni und Juli 1556 hartnäckig angegriffen, von Marcus Horvath aber heldenmüthig vertheidigt wurde. Dafür gewannen aber die Türken noch im selben Jahre das kroatische Kostanica an der Unna, während in Oberungarn fast das ganze obere Theißgebiet für Ferdinand I. verloren gieng. Im Jahre 1557 drangen die Türken verwüstend durch Kroatien nach Krajin vor, und 1558 nahmen sie durch Überraschung Totis zwischen Gran und Raab weg.³⁾

Rückkehr
des
Johann
Sigis-
mund.Krieg
1556
bis 1558.

Indessen hatte Suleiman, von Heinrich II. aufgestachelt, auch den See-
krieg gegen die Besitzungen der spanischen Habsburger wieder aufgenommen. Piali, der Sohn eines Kroaten, nahm 1554 Budschia, 1555 Oran, 1556 Benefert unweit Tunis. Heinrich II. verlangte noch thatkräftigere Führung
des Seekrieges und bat den Sultan um zwei Millionen Ducaten zum Kriege

See-
kriege.Piali,
Heinrich
II.

¹⁾ Zinkeisen, l. c. II, p. 878.

²⁾ Ibid. p. 880 f.

³⁾ Huber, l. c. IV, p. 180—189.

gegen die Habsburger.¹⁾ 1558 geschah nichts von Bedeutung zur See. 1559 sammelte sich bei Malta unter Führung des alten Seehelden Andreas Doria eine Flotte von 200 Segeln, welche Spanien, der Papst, Genua, Florenz und die Malteser gestellt hatten. Die Insel Dscherbe zwischen Tunis und Tripolis wurde 1560 von den Christen erobert, im gleichen Jahre aber wieder gegen Biali verloren.²⁾

Die Unterhandlungen wegen Siebenbürgen scheiterten. Der alte Sultan dachte noch einmal an einen Eroberungszug gegen Wien.³⁾ Nach dem Frieden, welchen Philipp II. mit Heinrich II. eingieng, wurden endlich die Türken kühler gegen Frankreich⁴⁾ und so war es Busbecq möglich, 1562 einen Frieden auf acht Jahre zwischen Ferdinand und Suleiman abzuschließen. Danach verpflichtete sich Ferdinand zu einem jährlichen Geschenke von 30.000 ungarischen Ducaten an die Pforte; dagegen versprach der Sultan, den Johann Sigismund Zápolya von jeder feindlichen Haltung gegen Ferdinand abzuhalten: jeder Theil solle im ruhigen Besitze dessen bleiben, was er gerade habe. Nach Frankfurt zum Reichstage kam in diesem Jahre zum erstenmale eine türkische Gesandtschaft mit prachtvollen Geschenken an Ferdinand.⁵⁾

Freibe
von
1562.

Ferdinands I. Regierung in den Erbländern.

Der Pro-
testantis-
mus in
den Erb-
ländern.

Ferdinand I. bemühte sich um Religion und Kirche mit ebenso heiligem Ernst, mit ebenso treukatholischem Sinne als Karl V. Doch so wenig dieser der religiösen Neuerung im deutschen Reiche Einhalt gebieten konnte, so wenig vermochte Ferdinand I. in seinen österreichischen Erbländern diese fast elementare Bewegung aufzuhalten. Gleich nach Beginn der lutherischen Bewegung kamen Anhänger derselben, aber auch Wiedertäufer, in die österreichischen Länder, und so sehr war auch hier der Clerus degeneriert und das Vertrauen auf denselben beim Volke geschwunden, daß der Abfall der Priester und Laien bald massenhaft wurde. Schon im Jahre 1522 gestattete der Wiener Bischof dem verheirateten Priester Paul Speratus in der Stephanskirche die lutherische Rechtfertigungslehre zu predigen und gegen Eölibat und Klostergelübde zu eifern. In kurzer Zeit trat denn auch drückender Priestermangel ein inolge des zahlreichen Abfalles und mangelhaften Zuwachses. In der Diöcese Briren fanden sich von 1525 bis 1529 nur zwei Candidaten für die Priesterweihe, an der Wiener Universität wandte sich

¹⁾ Sein Schreiben an Suleiman bei Charrière, Négociations, II, p. 346—351.

²⁾ Zinfeisen, l. c. II, p. 883 ff.

³⁾ Charrière, Négociations, II, p. 591 ff.

⁴⁾ Über die Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte in dieser Zeit geben die Actenstücke, welche Charrière, Négociations, II, p. 354—452, mittheilt, wichtige Nachrichten.

⁵⁾ Huber, l. c. IV, p. 177—191.

seit 1533 kaum einer im Jahre dem Priesterstande zu. Wenn wenigstens diejenigen Priester, welche nicht förmlich abfielen, sondern auf ihrem Posten, Pfarre oder Abtei, verblieben, der Mehrzahl nach ein priesterliches Leben geführt hätten; allein das Gegentheil war der Fall.¹⁾

Der katholische Landesfürst hat gethan, was er damals konnte. Ferdinand wandte sich sofort gegen die Neuerungen, schon 1522 gab er strenge Befehle dagegen für Tirol und Oesterreich²⁾ — vergeblich. Die Geistlichen waren lüstern nach der Freiheit von den Gesetzen des priesterlichen Lebens, die Landstände aber zügelten nach den geistlichen Gütern. Die große Masse des Volkes leistete der Neuerung nur geringen Widerstand, infolge des seit langem schon mangelhaften Unterrichts in den Lehren der Religion. Der Böbel war natürlich leicht zu haben für eine „Pfaffenheze“, die besseren Elemente des Bauern- und Bürgerstandes aber ließen sich zahlreich gewinnen durch die Schlagworte vom „reinen Evangelium“ und von der „religiösen Reform“. Der Ehestand der evangelischen Prediger erregte in diesen Kreisen sicher geringeren Anstoß als der Concubinat der bisherigen, predigt- und unterrichtsfaulen Pfarrer.³⁾

Ferdi-
nands
Verord-
nungen.

Eine moralische Hebung des geistlichen Standes, vor allem des Seel-
sorgsclerus, war deshalb das dringendste Bedürfnis. Ferdinand veranlaßte
denn auch kirchliche Visitationen, zum Beispiel im Jahre 1528 in Steier-
mark, Kärnten und Krain. Das Ergebnis war traurig genug.⁴⁾ Sämtliche
österreichische Länder waren daran, vollständig protestantisch zu werden. Die
Landesvertretung in den sogenannten Ständen, war, mit Ausnahme der
paar Prälaten, fast ganz lutherisch, und begann alsbald offensiv vorzugehen
zur völligen Vernichtung der letzten Reste des Katholicismus.

Visita-
tionen.

Eine wirkliche Selbstreform des katholischen Clerus und Volkes war
ja durch die Visitation von 1528 ebensowenig erzielt worden, als durch die
Salzburger Provinzial-Synode vom Jahre 1549. Wohl wurden hier scharfe
Artikel verfaßt, aber deren Durchführung unterblieb, weil diesmal Ferdinand
nicht einverstanden war, welcher fand, daß diese Artikel allzusehr in die
Gerechtfame des Landesherrn eingriffen.⁵⁾ Als dann der Augsburger Religions-

Salz-
burger
Synode
1549.

¹⁾ Nassfen-Pastor, l. c. IV, p. 99 ff.

²⁾ Poserth, Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert, S. 23. Stuttgart 1898. Leider vertritt der Verfasser in diesem Werke nur den einseitig protestantischen Standpunkt.

³⁾ Speziell bezüglich des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns liegt zum Beispiel die Klage Ferdinands I. aus dem Jahre 1528 vor über den Mangel „ainer gueten unnderwehsung des armen gemainen Volcks“. Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, I, S. 58. Prag 1879.

⁴⁾ Kobičič, Geschichte des Protestantismus in Steiermark, S. 98 ff. — Vergl. Hermann, Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, II, S. 158 ff. Klagenfurt 1860. — Dimich, Geschichte Krains, II, S. 193 ff. Laibach 1875. — Wiedemann, l. c. I, p. 52—63.

⁵⁾ Poserth, l. c. p. 78—92.

friede vom Jahre 1555 geschlossen wurde, fand die protestantische Bewegung in den österreichischen Ländern einen neuen Gesichtspunkt für ihren Fortgang. Sie seien ja, so fanden die überwiegend protestantischen Stände der österreichischen Länder, durch die Privilegien der Kaiser Friedrich II. und Rudolf von Habsburg „unter den Schutz des Reiches“ gestellt und hätten demnach als „Reichsstände“ auf Grund des Augsburger Religionsfriedens das Recht, sich zur Augsburger Confession zu bekennen. Dieses „Recht“ hätten aber nicht bloß die Herren und Ritter, sondern auch der Bürgerstand in Städten und Märkten.¹⁾

Daß eine solche, für jene Zeit geradezu freche Auffassung der Sachlage bei den Ständen platzgreifen konnte, erklärt sich nicht bloß aus der Gutherzigkeit Ferdinands I., sondern vielmehr aus der stets drohenden Türkengefahr.

Türken-
noth.

Auf allen Landtagen, welche Ferdinand wegen der Türkennoth einberief, wurde die religiöse Frage in den Vordergrund geschoben und volle Religionsfreiheit, auch freie öffentliche Religionsübung gefordert. Ferdinand leistete in diesem Punkte den zähesten Widerstand. Er hoffte noch immer, daß der ganze lutherische Sturm vergehen werde, sobald die Selbstreform der katholischen Kirche auf einem allgemeinen Concil durchgeführt wäre.

Ber-
zögerung
des
Concil.

Allein dieses Concil ließ lange auf sich warten und war nach der endlichen Eröffnung bald wieder die längste Zeit vertagt. So auch zur Zeit als Ferdinand I. Kaiser wurde. Die Wiedereinberufung des Concils durfte er von Paul IV. nicht erwarten, sie wurde aber von Pius IV. sofort in Aussicht gestellt und am 29. November 1560 für Ostern 1561 festgesetzt. Unterdeß hatte sich aber die religiöse Neuerung in den österreichischen Ländern fast bis zur Allgemeinheit ausgebreitet und zugleich innerlich gefestigt, während von einer katholischen Selbstreform nur wenig zu spüren war. Unter solchen Umständen sah Ferdinand I., dem jede Gewaltmaßregel in Glaubenssachen zuwider war, kein anderes Mittel, um die Protestanten zur Rückkehr zu bewegen, als äußerstes Entgegenkommen.²⁾

Außer-
stes Ent-
gegen-
kommen.

Ferdinand I. verlangte auf dem erst am 18. Januar 1562 eröffneten, von den Protestanten aber nicht anerkannten und von den deutschen Prälaten nicht besuchten³⁾ Concil zu Trient die Aufhebung des Cölibats für die katholische Geistlichkeit Deutschlands und für die Laien Gestattung des Kelches beim heiligen Abendmahle: er glaubte dadurch abgefallene Priester für die römisch-katholische Kirche wiederzugewinnen und schwache zu erhalten.

Das
Concil
von
Trient

Am 4. December 1563 war die Schlußsitzung des Concils von Trient, des wichtigsten und folgenreichsten unter allen Concilien. Wohl

¹⁾ Dosserth, l. c. p. 99 f.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV. p. 99—108, 127 ff.

³⁾ Die geistlichen Fürsten Deutschlands fürchteten, daß ihnen während ihrer Abwesenheit ihre weltlichen Besitzungen von den protestantischen Fürsten entrisen werden könnten. Janssen-Pastor, l. c. IV. p. 163 f.

hat es seinen ursprünglichen Zweck, die Wiedervereinigung der Abgefallenen nicht erreicht, aber es hat endlich Klarheit geschaffen in der Kirche selbst und die längst geforderte Reform an Haupt und Gliedern eingeleitet. Schon in den Sitzungen der ersten Periode begann das Concil die kirchliche Selbstverbesserung dort, wo es am meisten noth that, bei der Hierarchie. Danach sollten die Bischöfe vor allem ihren höheren priesterlichen Pflichten genügen und nicht mehr nach Fürstengunst und irdischen Reichthümern strebend an den Höfen herumirren. Ein aus dem Laienstand zum Bischof Erwählter müsse bei Verlust seiner Würde binnen sechs Monaten sich zum Priester weihen lassen. Strenge Vorschriften regelten ferner das Leben der Weltpriester, Mönche und Nonnen. Besondere Sorgfalt wurde der religiös-sittlichen und wissenschaftlichen Heranbildung des priesterlichen Nachwuchses gewidmet durch Gründung entsprechender Anstalten. Der Cardinal Johannes Morone, letzter Präsident des Concils von Trient, begründete im Verein mit dem heil. Ignatius von Loyola das Collegium Germanicum in Rom zur Heranbildung tüchtiger Priester für die deutsche Nation und bald entstanden in allen Diöcesen bischöfliche Seminararien. — Scharf gieng das Concil auch dem Wust herkömmlicher Mißbräuche an den Leib. Die verhassten Anwartschaften sowie die Häufung von Beneficien wurden abgeschafft; die Formen des Gottesdienstes, besonders der Ritus des heiligen Messopfers und der Sacramente, wurden genau festgesetzt und andere Formeln, welche dem Aberglauben Vor-schub leisten konnten, strenge verboten. — Gleich epochemachend wie diese Reformdecrete waren die dogmatischen Bestimmungen des Concils: Klare Glaubenserkenntnis wurde an die Stelle des überwuchernden Aberglaubens gesetzt durch scharfe Formulierung der Glaubenswahrheiten im Gegensatz zu den sich gegenseitig widersprechenden Lehrmeinungen der protestantischen Sectenstifter. Um nun die geklärte Glaubenserkenntnis allgemein zu verbreiten, wurde schon auf dem Concil eine Art Lehrbuch der katholischen Religion in Angriff genommen, im Jahre 1566 als Catechismus Romanus in Druck veröffentlicht und den Priestern als allgemein giltige Grundlage für die seelsorgliche Thätigkeit in die Hände gegeben.¹⁾

Ferdinands I. Wünsche bezüglich des Laienkelches und der Priesterehe fanden beim Concil keine Erfüllung, wohl aber gab der Papst Hoffnung, daß er nach dem Abschluß des Concils diese Zugeständnisse aus eigener Machtvollkommenheit machen werde. Deshalb wandte sich Ferdinand nach Schluß des Concils im Verein mit seinem Sohne, dem römischen König Maximilian, mit der dringenden Erneuerung der Bitte direct an Pius IV., der nach längerem Sträuben endlich am 16. April 1564 den Laienkelch für Deutschland, Ungarn und Böhmen bewilligte, unter der Bedingung, daß die

leitet die
Selbst-
reform
ein,

beseitigt
Miß-
bräuche,

definiert
die
Dogmen.

Cate-
chis-
mus
Roma-
nus.

Der
Papst
gewährt

den
Laien-
kelch,

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 421—436.

ber-
weigert
die
Priester-
ehe.

Gleichwertigkeit der Communion unter einer Gestalt ausdrücklich anerkannt werde. Bezüglich der Priesterehe aber blieb es beim Beschlusse des Concils vom 15. Juli 1563, wonach die Geistlichen, welche die höheren Weihen empfiengen, sowie die Mönche nach Ablegung der feierlichen Gelübde keine Ehe eingehen können.¹⁾

Canisius.

Schon vor dem römischen Katechismus erschien 1555 die „Summe christlicher Lehre“ und daran anschließend eine Reihe von Katechismen für die studierende Jugend und für das Volk von dem Jesuiten Canisius. Ungeheuer war das Aufsehen, das diese mit edelster Ruhe geschriebenen Katechismen in der ganzen christlichen Welt erregten, ebenso maßlos aber auch die Wuth mancher protestantischen Theologen über dieses für ihren Standpunkt freilich sehr gefährliche Werk.²⁾ — Auf diesen Petrus Canisius setzte auch Ferdinand I. seine Hoffnung beim Streben nach Wiedergewinnung der Protestanten in den österreichischen Ländern. Schon im Jahre 1551 hat Ferdinand die Jesuiten nach Wien berufen und von 1552 bis 1556 entfaltete Canisius seine erfolgreiche Thätigkeit in den Erbländern und die von ihm besonders durch seine Katechismen gegebene Anregung wirkte fort, freilich weniger zur Bekehrung der Protestanten als zur Befestigung der Katholiken. Die Protestanten blieben im allgemeinen hartnäckig, auch das Zugeständnis des Laienkelches 1564 war — wie voraussehen — wirkungslos. Daher verlor auch das Ausnahmengesetz bezüglich des Kelches seine Bedeutung und schon unter Pius V. (1566—1572) erging an die Bischöfe die Weisung, demselben allmählich ein Ende zu machen.³⁾

Ferdi-
nands I.
Über-
zeugung

Was Ferdinand I. bis zum letzten Athenzug wünschte und „gegen alle Hoffnung“ hoffte, die Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche, trat nicht ein. Er selbst war und blieb ein zwar jeder Gewaltmaßregel abgeneigter aber tiefinnerlich überzeugter Katholik. In seinem Testamente mahnte er seine Söhne, daß es nicht viele, sondern nur einen wahren Glauben geben, und daß derselbe nicht bei den Protestanten sich finden könne, da diese unter sich uneinig und getrennt seien.

und
Charak-
ter.

Für seine eigenen Länder hat Ferdinand viel gethan; eine Reihe vortrefflicher Verordnungen sind noch vorhanden, sie gewannen ihm die Liebe seiner Völker, denen Ferdinand als das Muster eines reinen Charakters vorleuchtete. Sein Wahrspruch war: „Je höher und reiner der Purpur in den Augen der Menschen strahlt, desto reiner und heiliger muß der Lebenswandel eines Fürsten sein.“ Selbst sein Gegner Suleiman sagt von ihm: „Er war ein gerechter, redlicher Fürst, der nie sein Wort gebrochen hat.“ Nie kam ein unlauteres Wort über seine Lippen; sein Familienleben war rein, an seiner Gemahlin hieng er mit Zärtlichkeit. Ein feingebildeter Mann, begünstigte Ferdinand Kunst und Wissenschaft; er gründete die Universität zu Innsbruck, zu Besançon, das Ferdinandeum zu Prag.⁴⁾

1) Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 155—163. — Holzmänn, l. c. p. 509—514.

2) Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 486—445. — Braunsberger, Entstehung und erste Entwicklung der Katechismen des seligen Petrus Canisius. Freiburg 1893.

3) Huber, l. c. IV, p. 153 f. — Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, I, S. 310 ff. Prag 1879.

4) Über die Verwaltung der Erblande vergl. Buchholz, l. c. VIII, p. 1—432.

Zwei von seinen Söhnen machten dem Kaiser vielen Kummer: Ferdinand liebte die Tochter eines Augsburger Patriciers, Philippine Welfer, und vermählte sich mit ihr, da er seine Geliebte nicht zur Maitresse erniedrigen wollte.¹⁾ Nach der Sage habe Philippine Welfer unerkannt in einer Audienz über die Härte ihres Schwiegervaters geklagt, und der Kaiser, vom Adel ihres Weisens hingerissen, seine Verwendung zur Einwilligung zugesagt. Philippine habe dann den Namen ihres Mannes genannt. Die Bedingungen, unter denen Ferdinand I. die Zustimmung zur Ehe gab, waren, daß sie geheim bleibe, und daß, damit in der Succession des Hauses keine Fregung entstehe, den männlichen Nachkommen aus der Ehe nur der Titel „Markgrafen von Burgau“ und erst in dem Falle, daß der gesammte habsburgische Mannsstamm aussterbe, ein Erbfolgerecht zukomme. Das Geheimniß wurde streng bewahrt, nur Max II. und Karl wurden in dasselbe gezogen; erst Gregor XIII. entband Ferdinand des Versprechens, die Ehe nie kundzugeben.

Philip-
pine
Welfer
und
Ferdin-
and I.

Noch mehr Kummer machte dem Vater sein ältester und begabtester Sohn Maximilian, mit seiner Neigung für protestantische Lehren, mit seinem Eigensinn. Ein vertrauliches Schreiben an Max ist noch vorhanden und enthält die rührendsten Mahnungen.²⁾ Doch spricht der Kaiser wieder in einem vertraulichen Schreiben an einen Freund über sein Glück, eine geliebte und zärtlich liebende Gattin zu besitzen und mehrere mit guten Gaben des Leibes und der Seele geschmückte Kinder und einen Bruder zu haben, welcher der höchste Fürst der Erde und ihm so liebevoll geneigt sei, daß er ihn nicht bloß für seinen Bruder, sondern für seinen Vater halten müsse; dann daß er zu einer weitläufigen, ehrenvollen Erbschaft, die er unter vielen Schwierigkeiten unvermindert erhalten, noch die römische Königswürde und die Kronen Böhmens und Ungarns erlangt habe. Ferdinand war von harmonischer, zarter Gestalt, seine Augen waren groß und schön, sein Haar hellblond; er starb 25. Juli 1564, einundsechzig Jahre alt.

Maxi-
milian
II.

Maximilians II. Vorleben.

Maximilian II., sein Nachfolger im Reich, ist einer der begabtesten Kaiser. Die Nachfolge Maximilians auf dem deutschen Throne war lange Zeit sehr fraglich. Wir wissen ja, daß Karl V. durchaus seinen Sohn Philipp II. von Spanien gewählt haben wollte, und daß er am 9. März 1551 die formelle Zustimmung der österreichischen Habsburger zu seinem Lieblingsplan erreicht hat. Allein die spanische Candidatur war in Deutschland niemals populär, während Maximilian geradezu allgemein beliebt war. Als daher Karl V. im Winter 1552 auf 1553, also zur Zeit, da er jene eigenthümliche Verbindung mit dem mordbrennerischen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eingieng, seine Bemühungen für Philipp bei den Kurfürsten und andern Fürsten mit neuem Eifer begann, zeigte sich bald die Gefinnung der Deutschen. Gerade damals war ja eine enge Verbindung der österrei-

Nach-
folge-
Frage.

¹⁾ Bucholz, l. c. VIII, p. 719—726. — Hirn, Erzherzog Ferdinand II. von Tirol, 2 Bde. Innsbruck 1885, 1887; und Hirn, Welfer-Sagen. Innsbruck 1889.

²⁾ Abgedruckt bei Bucholz, l. c. VII, p. 481—485, dazu Bd. VIII, p. 708 f.

sehen Habsburger mit zahlreichen deutschen Fürsten, darunter die Kurfürsten Moriz von Sachsen und Joachim von Brandenburg, der Landgraf Philipp und Pfalzgraf Otto Heinrich, im Zuge, und der Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz brachte schon anfangs Februar zu Wimpfen und dann anfangs März im äußerlichen Einvernehmen mit dem Kaiser zu Heidelberg einen Fürstentag zusammen, der allerdings zunächst zwischen dem Nordbrenner Albrecht und seinen Opfern vermitteln sollte, diesen Zweck aber nicht erreichte, dagegen zum Abschluß des Heidelberger Bundes vom 29. März 1553 führte. In diesem Bunde vereinigten sich die Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz, und die Herzoge von Bayern, Friesland und Württemberg, also katholische und protestantische Fürsten, wegen bevorstehender kriegerischer Ereignisse zur Wahrung ihrer Neutralität gegen jedermann, auch den Kaiser nicht ausgenommen.¹⁾

Das war nicht die richtige Stimmung für die spanischen Pläne Karls V., der auch sofort merkte, daß der Heidelberger Bund gegen die Nachfolge des „Fremdlinges“ Philipp gerichtet sei. Auch die österreichischen Habsburger wußten sehr wohl, daß nicht bloß Friedensliebe, sondern Abneigung gegen den spanischen Einfluß den Heidelberger Bund zustande gebracht hat, die Einladung zum Beitritt wurde aber verschieden aufgenommen. Maximilian, um dessen Zukunft es sich ja hauptsächlich handelte, war sofort Feuer und Flamme dafür, während Ferdinand von der zarten Rücksichtnahme gegen seinen Bruder Karl V. sich nicht losmachen konnte. Nachdem aber auch ein vierter Kurfürst, Moriz von Sachsen, am 2. April dem Bunde beigetreten war, wurde die herrschende Stimmung auch bei Ferdinand wirksam; am 3. November erklärte er sich principiell zum Anschluß bereit und vollzog denselben förmlich am 14. März 1554. Die Spaltung im Hause Habsburg war schon über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt, so daß Heinrich II. von Frankreich sich mit dem freilich vergeblichen Plane trug, die österreichischen Habsburger zu einem Bund gegen Karl V. zu gewinnen.²⁾

Unter solchen Umständen ist es nur zu verwundern, daß Karl V. auch fernerhin an die Verwirklichung seines Successionsplanes dachte. Einen letzten Versuch machte er noch kurz vor seiner Abdankung, indem er im Sommer 1556 eine Zusammenkunft Maximilians und Philipps bei sich in Brüssel veranstaltete. Da erklärte denn Maximilian, der bei den deutschen Fürsten, im Gegensatz zu Philipp, allgemein beliebt war, auf das bestimmteste, daß er seinem Anspruch auf das Kaiserthum niemals entsagen werde. Trotzdem dachte Philipp II. noch im Jahre 1557 an die Nachfolge im Kaiserthum nach Ferdinand I., allerdings ohne jede Aussicht.³⁾

Von Spanien her war also die Nachfolge Maximilians im Ernste nicht mehr bedroht, wohl aber stand er sich selbst noch im Wege mit seiner offenkundigen Hinneigung zur Augsburger Confession.

¹⁾ Drußel-Brandt, l. c. IV, p. 101. — Holtzmann, l. c. p. 180 ff. — Ranke, l. c. V, p. 222—225.

²⁾ Holtzmann, l. c. p. 183, 204, 212 ff.

³⁾ Ibid. p. 277 ff., 310 f.

Maximilian, geboren am 1. August 1527, machte schon in frühester Jugend Bekanntschaft mit den protestantischen Anschauungen, besonders durch seinen Lehrer Wolfgang August Schiefer, und es war bereits zu spät, als Ferdinand das Anheil merkte, und im Jahre 1538 Schiefer verjagte.¹⁾ Die Reime waren ins Herz des jungen Erzherzogs gelegt und zeitigten vor allem einen Gegensatz zur übrigen streng katholischen Familie, der sich in vielfach eigensinniger Haltung äußerte. Seit dem Jahre 1543 pflegte der junge Erzherzog mit Vorliebe den Verkehr mit den protestantischen Fürsten Deutschlands, mit denen er nach und nach persönlich bekannt wurde, und eine — wenigstens von seiner Seite ernstgemeinte und vertrauensvolle — Freundschaft schloß. Schon im Jahre 1548 war Maximilians Neigung zum Protestantismus in den weitesten Kreisen bekannt, und im Jahre 1551 sah sich Papst Julius III., dem sonst die Nachfolge des österreichischen Habsburgers in Deutschland viel lieber gewesen wäre, als die des spanischen Philipp, genöthigt, aus religiösen Gründen der Wahl Maximilians entgegenzutreten. Das that aber damals den Erzherzog so wenig an, daß er den verheirateten und wegen seiner ausgesprochen lutherischen Auffassung von Ferdinand I. entlassenen Hofprediger Johann Sebastian Pfauser im Jahre 1554 in seinen unmittelbaren Dienst nahm; mit diesem berieth er fortan alle religiösen Fragen und beide wandten sich gemeinsam an Melancthon, der für sie als höchste Autorität in Glaubenssachen erschien. Ferdinand bewies außerordentliche Geduld und suchte dem Verderben in seiner Weise entgegenzuwirken. Er gestattete die Predigt Pfausers aber seit 1556 nur abwechselnd mit denen des streng katholischen Bischofs Urban von Gurk, welcher letzterer seit 1557 noch unterstützt wurde durch Dr. Gallo, einem gewandten Kanzelredner aus Salamanca. Entschiedener trat Ferdinand auf, nachdem er 1558 officiell die Kaiserwürde übernommen hatte. Jetzt galt es ja, die Nachfolgefrage zu entscheiden, und Ferdinand I. erklärte seinen festen Entschluß, Maximilian, falls er nicht offen zur römisch-katholischen Kirche sich bekenne, von der Nachfolge auszuschließen zu Gunsten des jüngeren Erzherzogs Ferdinand. Nun ließ man alle Mienen springen zum Sturm auf Maximilian; die Jesuiten, besonders Canisius und Christoph Roderich, setzten alle Hebel in Bewegung, auch der Erzbischof Michael von Salzburg trat ein in den Kampf gegen Maximilians Liebling, Pfauser, der endlich im März 1560 Wien verlassen mußte. Man sprach von der Nothwendigkeit, daß Maria, Maximilians innigstgeliebte Gattin, von ihm, als einem Kezer, geschieden werden müsse. III. das vermochte Maximilian nicht zu erschüttern; er vertraute auf das werththätige Eingreifen der ihm ja so innig befreundeten protestantischen Fürsten und that jetzt einen entscheidenden Schritt, der — ihn ernüchterte.²⁾

Im April 1560 schickte Maximilian seinen Vertrauten Nikolaus von Wernsdorf zu den protestantischen Kurfürsten August von Sachsen, Joachim von Brandenburg und Friedrich III. von der Pfalz, ferner an Hans von Küstrin, Philipp von Hessen, Christoph von Württemberg und andere, um zu erfahren, welche Hilfe er von ihnen erwarten könne, wenn er des Glaubens wegen mit seinem Vater endgiltig breche. Die im Sommer einlangenden Antworten waren trostlos: Fromme Mahnung zum Ausdauern beim „reinen

¹⁾ Maurenbrecher in „Historische Zeitschrift“, VII, S. 364.

²⁾ Holzmann, l. c. p. 12—357.

Wort“, dabei aber Hinweis auf die Pflichten gegen den Kaiser und die Warnung, sich seinem Vater „nicht leichtlich zu widersetzen“; der einzige Pfälzer ließ wirkliche Hilfe hoffen.

Das bewirkte Maximilians „Befehrung“. Er sah jetzt ein, daß er im Widerstreit zu seinem Vater die deutsche Krone ebensowenig erlangen konnte, als das bei der Unfähigkeit oder dem Tode des unglücklichen und damals einzigen spanischen Prinzen Don Carlos winkende Erbe Philipps II. Verzichten mochte er nicht und daher begann er von nun an sich katholisch zu geberden, hörte geduldig die theologischen Auseinandersetzungen des berühmten Bischofs Hosius von Ermeland, der seit 21. April 1560 als päpstlicher Nuntius in Wien weilte und sich schmeichelte, den Erzherzog für die römisch-katholische Kirche völlig wieder gewinnen zu können. Doch Maximilian war und blieb bloßer Scheinkatholik, oder, wie er selbst sagte, „nicht päpstlich, nicht evangelisch, sondern ein Christ“.

Mit dem Scheine begnügte sich vorläufig auch Ferdinand I. und betrieb nun eifrig Maximilians Wahl zum römischen König, sowie dessen Nachfolge in Böhmen und Ungarn. Den Königstitel von Böhmen führte Maximilian zwar schon seit Februar 1549, in Wirklichkeit aber war er zu seinem größten Verdruss von der Regierung Böhmens ausgeschlossen. Erst mit seiner „Befehrung“ wurde es anders; am 20. September 1562 erfolgte die feierliche Krönung Maximilians in Prag. Auch die Krönung in Ungarn wurde jetzt ernsthaft betrieben, und nach längeren Verhandlungen wurde auf dem Reichstag zu Pressburg 1563 Maximilian nach dem Wunsche Ferdinands I. nicht „gewählt“, sondern „angenommen, ausgerufen und anerkannt“ und am 8. September 1563 feierlich gekrönt.¹⁾

Indessen war aber auch Maximilians Erhebung zum römischen König schon erfolgt. Der Vater empfahl ihn im Herbst 1561 zur Königswahl den Kurfürsten mit den probehaltigen Worten: er sei mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmuth, auch mit allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr- und friedliebendem Gemüth, trage besondere Zuneigung zum Reiche deutscher Nation und sei begierig, dessen Ehren und Wohlfahrt zu befördern, endlich sei er auch sechs der vornehmsten europäischen Sprachen kundig, um selbst mit den fremden Mächten reden zu können.²⁾ Da nun die geistlichen Kurfürsten sowie die Curie an die günstigen Nachrichten über den Fortgang der „Befehrung“ Maximilians glaubten, die Protestanten aber auf die Zeit hofften, wo Maximilian — nach dem Tode Ferdinands I. — selbständig regieren werde, so

¹⁾ Holtmann, l. c. p. 356—486. — Huber, l. c. IV, p. 221—225. — Über die Prager Krönung s. Bucholz, l. c. VII, p. 580—582. — Firnhaber, Die Krönung Maximilians II. zum König von Ungarn im „Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen“, S. 482.

²⁾ Die Wahlverhandlungen bei Bucholz, l. c. VII, p. 508—520.

erfolgte denn die Wahl am 24. November 1562 und am 30. November ward Maximilian in Frankfurt gekrönt.¹⁾

Nach der Wahl ermahnte Ferdinand den Sohn, er solle stets Gott, die Kirche, Religion und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben, Rechte ohne Scheu und Rücksicht jedermann aufrichtig und tapfer ertheilen, das Reich und die Nation sich empfohlen sein lassen, dann werde ihn Gott nie verlassen; werde er aber das nicht thun, so möchte er ihn lieber todt als lebendig sehen.

Der neue römische König hatte sich nun vor allem ins richtige Verhältnis zu setzen zum Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit. Daher schickte Maximilian schon am Abend des 24. November seinen Kämmerer Johann Henrique de Mendoza an Papst Pius IV. ab, um demselben die erfolgte Wahl anzuzeigen und seinen Willen, bei der katholischen Kirche zu verharren, auszudrücken. Unter den damaligen Verhältnissen suchte aber der Papst dem apostolischen Stuhle einen möglichst weitgehenden Einfluss auf das deutsche Reichsoberhaupt zu wahren und verlangte daher von Maximilian, daß er förmlich um Bestätigung seiner Wahl bitte und Obedienz leiste, das heißt sich zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl verpflichte und eidlich erkläre, in der römisch-katholischen Kirche leben und sterben zu wollen. Maximilian gieng auf diese Forderungen nicht ein, im allgemeinen mit Zustimmung seines Vaters Ferdinand I. Eine förmliche Bestätigung der Wahl durch den Papst gab er nicht zu, statt der Obedienz übersandte er nur seinen Frankfurter Krönungseid und das Versprechen, stets ein gehorsamer Sohn der katholischen Kirche zu sein. Damit begnügte sich schließlich der Papst im Jahre 1564, nachdem er wenigstens die Überzeugung gewonnen hatte, daß ein offener Abfall von der Kirche bei Maximilian nicht zu erwarten sei.²⁾ Dieser Ausgleich mit dem Papste erfolgte gerade zur selben Zeit, als Kaiser Ferdinand aus dem Leben schied und Maximilian als alleiniges Haupt der österreichischen Habsburger und des deutschen Reiches an dessen Stelle trat.

Maximilian erhielt aber als unmittelbares Gebiet nicht das gesammte österreichische Erbe, denn vermittels eines Codicills vom Jahre 1554 hatte Ferdinand seine Erbländer derart getheilt, daß Maximilian Ungarn, Böhmen, Österreich ob und unter der Enns mit Stadt Steyer, Hallstadt und Fischl, Wildened und Neuburg am Inn bekomme, Ferdinand dagegen Tirol und sämtliche Vorlande, Karl Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Istrien und Triest besitzen solle; von Wirtemberg solle stets der Älteste des Hauses die Reichsbelehrnung empfangen und das Ackerlehen ertheilen. So entstanden denn drei Linien, eine österreichische oder Hauptlinie, eine neue tirolische und eine steirische Nebenlinie. Die tirolische endete 1595, denn die zweite Ehe mit einer Prinzessin von Mantua blieb kinderlos, die Söhne erster Ehe wurden in

¹⁾ Holtmann, l. c. p. 392—422.

²⁾ Ibid. p. 429 ff., 445 ff., 462 ff., 478 ff., 499—503.

Maß-
nung des
Vaters.

Max II.
und
Pius IV.

Theilung
Öster-
reichs.

geistliche Stellen gebracht, Tirol und Vorderösterreich fielen an die Hauptlinie zurück.

Maximilians Charakter

Maximilian II. war eine reichbegabte, edle Natur, voll Geist und feiner Gabe der Beobachtung; Güte, Wohlwollen und Sanftmuth waren der Grundton seines Wesens; er liebte Kunst und Wissenschaft, er war ein unermüdlicher Arbeiter, er besaß ein tiefes Gefühl von der Größe seines Berufes und einen hohen Ehrgeiz, Deutschland die erste Stelle unter den Völkern zu wahren. Sein Regierungsantritt ward namentlich von den Protestanten mit Hoffnungen begrüßt.¹⁾

und religiöse Haltung.

Als Maximilian II. starb, erklärte sein Beichtvater, Bischof Gruter, er sei gestorben, erfüllt von orthodoxem Glauben. Wenn aber auch Maximilian von seiner Hinneigung zum Protestantismus zurückkam, so doch nie von der Duldung gegen Andersgläubige, von dem Grundsätze, daß die Gewissen der Menschen sich nicht zwingen lassen und nur Gott allein das Richteramt zustehe, und von der Hoffnung, die getrennten Gläubigen könnten wieder vereint werden.²⁾

Maximilians II. Regierung in Deutschland und in den Erbländern.

Als Kaiser glaubte Maximilian II. über den Parteien stehen zu müssen. Die Parteiung in Deutschland hatte aber nach wie vor entschieden confessionellen Charakter, indem die Spaltungen unter den Protestanten und damit die gegenseitigen Anfeindungen kein Ende nahmen. Besonders lebhaft wurde die Frage wegen des Calvinismus in der Kurpfalz auf dem Augsburger Reichstag von 1566. Maximilian, der wohl ein Freund der Augsburger Confession, aber ein entschiedener Gegner aller „Secten“, das heißt aller andern protestantischen Confessionen war, erließ am 14. Mai 1566 ein scharfes Decret gegen Friedrich III. von der Pfalz, der die gegen das Bisthum Worms, die Stifte Neuhausen und Einsheim sowie gegen den Markgrafen von Baden verübte Gewaltthat und Schädigung wieder gut machen, den Calvinismus aber abthun müsse, widrigenfalls gegen ihn von Reichswegen vorgegangen werde. — Die Stände dagegen erklärten sich am 24. Mai gegen jede Verfolgung von Reichsangehörigen, selbst wenn sie Calvinisten

Der Calvinismus in der Pfalz.

¹⁾ Die gehaltvollen venetianischen Berichte über ihn gab Fiedler heraus in den „Fontes rerum Austriac.“, XXXVI, 1870. — Vergl. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. 1857 und 1861. 2 Bde. — Maurenbrecher, Beiträge zur Geschichte Maximilians II., in Sybels „Historische Zeitschrift“, XXXII. — Reimann, Die religiöse Entwicklung Maximilians II., ibid. im Bd. XV. — Potychius und Frischlin schreiben Lobreden auf diesen Kaiser. — Janßen-Pastor, l. c. IV, p. 210 ff., und die neueste Arbeit von Holzmann.

²⁾ Für die Würdigung der Gesinnung des edlen Kaisers und des heiligmähigen Papstes Pius V. ist sehr zu empfehlen die Sammlung der „Briefe und Acten zur Geschichte Maximilians II.“ von W. E. Schwarzj. Paderborn 1889.

wären, weil dadurch nur dem Papstthum gedient sei. Mochte nun Maximilian II. darüber noch so unwillig sein und auf seinem Decret vom 14. Mai bestehen, es geschah von Seite der Stände nichts; Maximilian war gegen die Türken in Anspruch genommen und der Calvinismus blieb in der Pfalz.¹⁾

In Oesterreich speciell hat der Protestantismus unter Maximilian II. seine höchste Entwicklung erreicht; denn Maximilian war nicht gesonnen, die Decrete des Tridentiner Concils durchzuführen, da ja in Trient, wie er sich 1564 äußerte, „nichts Gutes geleistet worden“ sei. Dagegen war aber die Augsburger Confession vom Jahre 1530 geeignet, die landesfürstliche Autorität zu fördern. Der Herren- und Ritterstand war fast ausschließlich protestantisch und in den Städten und Märkten herrschte zum mindesten große Hinneigung zum Protestantismus. Als „wirklich katholisch“ bezeichnet der Zeitgenosse Canisius kaum ein Achtel der Bevölkerung Oesterreichs, und im katholischen Clerus, besonders auch in den Klöstern, gab es noch immer schreiende Uebelstände.

Das veranlasste Maximilian, nicht etwa das Tridentinum genau durchzuführen, sondern seine landesfürstliche Autorität behufs Herstellung einer besseren Ordnung zur Geltung zu bringen. Deshalb erließ er am 22. December 1567 eine „Generalordnung“ für die Klöster und Stifte, und setzte er am 5. Januar 1568 einen aus fünf Commissären bestehenden „Klosterrath“ ein, welchem die Prälaten über ihre weltliche Verwaltung jährlich Rechnung zu legen hatten.

Während so Maximilian das katholische Kirchenwesen knebelte, ebnete er der Augsburger Confession unter strenger Ausschließung jeder andern „Secte“ den Weg. Er änderte schon im Jahre 1564 den Promotionsseid an der Wiener Universität derart, daß auch ein Protestant denselben leisten konnte, den Jesuiten entzog er das Convict für adelige Jünglinge, während er den protestantischen Ständen die Errichtung eines solchen zugestand. Im Jahre 1568 versprach Maximilian den Herren und Rittern Oesterreichs ob und unter der Enns freie Religionsübung, sobald eine einheitliche Agende, Kirchenordnung, ausgearbeitet sei. Eine solche wurde denn auch von Chyträus aus Rostock hergestellt, von Max aber bedeutend abgeändert, namentlich der seiner landesfürstlichen Autorität bedenklich scheinende Abschnitt über die Einsetzung eines Super-Intendenten, völlig gestrichen. Als der päpstliche Legat Commendone sich hierüber beklagte, erklärte Maximilian II., er wähle von mehreren Übeln das kleinste: bei dieser Confession sei für die katholische Religion das wenigste zu fürchten, da sie in den meisten Stücken mit dieser übereinstimme und leicht ein Mittel werden könne, die Lutheraner wieder ganz mit der Kirche zu vereinigen.

¹⁾ Janßen-Pastor, l. c. IV, p. 217—239.

Ass-
curation
1571.

Auf Grund dieser Agende gab dann Maximilian am 14. Januar 1571 die „Asssecuration“, wodurch den Herren und Rittern in Oesterreich ob und unter der Enns die freie Ausübung der Augsburger Confession in allen ihren Schöffern, Häusern und Gütern für sich und ihre Angehörigen zugestanden wurde unter der Bedingung, daß auch sie die katholische Religionsübung nicht störten und die Asssecuration nur für sie, nicht aber für die Städte und Märkte gelte. Diese Bedingung wurde zwar von den stets aggressiv gestimmten Protestanten nicht erfüllt, die Asssecuration aber blieb ihnen. Maximilians Toleranz hat den religiösen Frieden nicht hergestellt in Oesterreich, sondern nur die Katholiken preisgegeben.¹⁾

Pro-
testanti-
mus in
Böhmen.

Ebenso unglücklich wirkte die Toleranz in Böhmen. Hier gab es aus der Hussitenzeit her noch Utraquisten, welche an den Compactaten festhielten, neben den Katholiken, und dazu waren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die böhmischen Brüder gekommen. Von den Katholiken wie von den Utraquisten neigten aber sehr viele dem neuen deutschen Protestantismus zu. Dieser war aber sowie die Brüder-Union durch den böhmischen Krönungseid und durch die Compactaten grundsätzlich ausgeschlossen.

Compac-
taten.

Nun brachten es die protestantisch gesinnten Stände bei Maximilian dahin, daß dieser bei der Beschwörung der böhmischen Grundgesetze im Jahre 1567 die Compactaten nicht mehr ausdrücklich nannte, sondern seinen Schutz außer den Katholiken ganz allgemein auch jenen zusicherte, welche die Communion unter beiden Gestalten empfiengen. Damit war der Augsburger Confession die Bahn in Böhmen geebnet. Die bald sehr zahlreichen Anhänger der Augsburger Confession suchten nun sowie die böhmischen Brüder gesetzliche Anerkennung und Religionsfreiheit zu erringen. Eine diesbezügliche Bitte im Jahre 1571 wurde von Maximilian mit Rücksicht auf den Widerstand der Katholiken und Utraquisten abgelehnt. Doch die religiöse Spaltung war dem Kaiser selbst gründlichst verhasst und daher gab er zu, daß die Stände auf dem Reichstag im Jahre 1575 die Ordnung der religiösen Verhältnisse Böhmens in Angriff nahmen.

Böh-
mische
Con-
fession.

Bei den nun folgenden Berathungen der Gegner des Katholicismus suchte zunächst jede Partei ihre Confession zur allgemeinen Annahme zu bringen. Bald erwies sich das als eine Unmöglichkeit und nun versuchte man es, unter gegenseitigem Nachgeben eine gemeinsame Formel als „böhmische Confession“ auszuarbeiten. Vergeblich, denn die böhmischen Brüder protestierten auf das entschiedenste gegen diese böhmische Confession, die übrigens auch von Maximilian als etwas Neues zurückgewiesen wurde. Die böhmischen Brüder und Lutheraner konnten sich schließlich nur dahin verständigen, daß

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 226—238. — Janssen=Pastor, l. c. IV, p. 444 ff.

sie gemeinsam den Kaiser um Schutz baten. Maximilian beschied endlich am 2. September 1575 zehn Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, aber keinen Vertreter der böhmischen Brüder-Union und der Städte zu sich und gab „bei seiner Seele“ die mündliche Versicherung, daß er den Ständen in ihrem Glauben und Religionswesen keinen Eintrag thun werde und ihnen gestatte, zur Wahrnehmung der confessionellen Interessen geeignete Personen als „Defensoren“ zu wählen. Damit gaben sich die lutherischen Stände zufrieden, die böhmischen Brüder aber sowie die Städte waren nach wie vor von diesen Zugeständnissen ausgeschlossen. Religiöser Friede war auch in Böhmen nicht erreicht.¹⁾

Mündliche
Ver-
siche-
rung.

In Ungarn konnte schon Ferdinand es nicht verhindern, daß die Reformation reißend Boden gewann. Eigenthümlich ist hier, daß die Deutschen meist zur Lehre Luthers, die Magyaren zur Lehre Calvins übergiengen; darum hieß auch die lutherische Lehre Nemet-hit = der deutsche Glaube, die calvinische Magyar-hit = der magyarische Glaube, die Katholiken hingegen nannten ihr Bekenntnis Igaz-hit = den wahren Glauben. Unter Maximilian II. nahm die Zahl der Katholiken in Ungarn noch viel mehr ab; der Kaiser hoffte, die Parteien im Zaume halten zu können; später zeigte sich freilich, daß die eine oder andere siegen mußte. Dies ist der Kern vom Verhalten des Kaisers in der Religionsfrage.

Ungarn.

In Sachen des Reiches war sicher nie ein Kaiser von besserem Willen geleitet, als Maximilian. Er war entschlossen, kein Recht des Reiches aufzugeben.

Reichs-
politik.

So hinsichtlich Italiens. Als Pius V. dem Cosimo von Florenz 1569 den Titel eines Großherzogs von Petrurien mit königlichen Ehrenzeichen ertheilte, erklärte Maximilian II. diese Standeserhöhung für nichtig, denn nur dem Kaiser, als Oberherrn Italiens, komme dieses Recht zu. Keine Bitte des Papstes und des Cosimo wollte helfen, erst 1576 bewilligte der Kaiser dem Nachfolger Cosimos Franz auf vieles Bitten den Titel eines Großherzogs, behielt aber dem Reich die Oberhoheit über Toscana vor. Bei vielen Gelegenheiten wurden die Italiener gezwungen, die Oberhoheit des Reiches über Italien anzuerkennen.

Toscana.

Maximilian suchte insbesondere durch eine große Politik nach außen die inneren Gegensätze vergessen und Deutschland einig zu machen. Er wollte der Hanfa ihr Übergewicht im deutschen Meere wieder verschaffen, in der Ostsee eine Reichsflotte errichten, einen Reichsadmiral aufstellen, Livland wieder an das Reich zurückbringen.

Hansa.

Für die Hansastädte trat er gegen Rußland und Schweden auf; Livland ward wieder als Theil des Reiches anerkannt. Es war nicht der Fehler des Kaisers, wohl aber des Reiches, daß auf diesem Weg nicht fortgefahen wurde. Mit dem hochstrebenden Czaren Ivan IV. Wassilijewitsch

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 239—249.

wurden Verhandlungen wegen eines gemeinsamen Angriffes auf die Türkei gepflogen. Schon mit Karl V. hatte dieser Herrscher denselben Plan verhandelt und große Geldsummen nebst einem Heere versprochen, wenn man ihm Gelehrte, Baumeister, Werkleute und Officiere sende, welche die Russen in der deutschen Kriegskunst unterrichten können. Die Verbindung kam nicht zustande, einmal, weil der Kaiser vom Reiche nicht nachdrücklich unterstützt wurde, und dann, weil die hochfliegenden Pläne des Czaren, der sich Herr von Europa und Asien nannte, Verdacht erregten. — Nicht minder heilsam wäre ein anderer Plan Maximilians geworden, wären ihm die deutschen Fürsten nicht entgegengetreten. Der Kaiser beantragte nämlich auf dem Reichstage zu Speier 1570, daß künftighin kein deutscher Fürst bei einem fremden Herrscher Kriegsdienst nehmen dürfe ohne Willen und Wissen des Kaisers. Allein die deutschen Fürsten verwarfen als unerhörten Eingriff in ihre Freiheit diesen Antrag, der verhindern sollte, daß deutsches Blut in den Kriegen des Auslandes nutzlos vergeudet werde. — Mattherzig war die Politik der deutschen Fürsten in der polnischen Frage. Als nämlich 1574 der polnische Thron erledigt wurde, warb Maximilian für seinen Sohn Ernst um die Krone. Die Böhmen aber liebten ihn so sehr, daß sie ihn freiwillig den Polen als Herrscher empfahlen: er sei ein weiser, gerechter, gütiger Kaiser, greife die Freiheiten und Rechte nicht an und gebe auch dem Geringsten und Ärmsten seiner Unterthanen Gehör. Ein Theil der Polen wählte 1575 Maximilian II., der andere aber Stephan Båthorn, den Fürsten von Siebenbürgen. Wenn Polen mit Deutschland vereinigt wurde, so stand die Bezwingung der Russen und der Türken in Aussicht. Allein die deutschen Fürsten drangen in den Kaiser, auf die polnische Krone zu verzichten.

Rußland.

Polen.

Politik im Innern.

Beachtenswert sind die Erfolge der inneren Politik des Kaisers. Nachdem das kaiserliche Ansehen in den letzten Zeiten Karls V. einen so schweren Schlag erlitten hatte, so suchten Ferdinand I. und Maximilian II. durch verjöhliches Verhalten die deutschen Fürsten wieder für das Kaiserthum zu gewinnen, das Ansehen des Oberhauptes bei allen Ständen zu stärken. Durch den Zauber seiner Persönlichkeit bewirkte auch Maximilian, daß die Fürsten sich dem Kaiser näherten, daß der Adel in ihm den Schützer seiner Unabhängigkeit gegen die Fürsten, und die Städte den Vertheidiger ihrer Freiheiten sahen. Maximilian war ebenso herzwinnend, als klug und scharfsichtig, vorsichtig und gelassen. Der Reichs-Vizekanzler meinte von ihm: wenn der Herr sollte ein Secretarius oder Kanzler geworden sein, so hätte er all seine Schreiber besäumt, seine Råthe seien nur Schüler gegen ihn, er wisse mehr, als sie alle. Das Fürstenthum bedrohte damals den niedern Adel in seiner Reichsunmittelbarkeit, wie die Städte. Maximilian nahm sich beider an.

Bund der Ritter-schaft.

Im Adel war damals eine Bewegung, ähnlich der Sickingenschen: die Reichsritterschaften in Franken, Schwaben und am Rhein verbanden sich, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu schützen gegen die Vergewaltigung der Fürsten. Eine Bundeskasse unterstützte die Armen, daß sie nicht gezwungen würden, in fürstliche Dienste zu treten; das Privatleben der einzelnen ward beaufsichtigt, um dem ganzen Stand wieder mehr sittlichen Halt zu geben. Schon sollte sich dieser Verein über den Adel von ganz Deutschland ausdehnen, als die Fürsten,

die Gefahr merkend, sich zum gemeinsamen Einschreiten verbanden. Der Kaiser aber bestätigte der Ritterschaft ihre bisherigen Freiheiten, verbot den Fürsten, sie zur Landsässerei zu drängen, und erklärte alle Besitzungen der Reichsritterschaft für alle Zeiten als ein Ganzes.

Der Ritter Wilhelm von Grumbach aus Franken, ein Genosse des Nordbrenners Albrecht von Brandenburg-Culmbach, war schuld, daß die Bewegung des Adels sich nicht über das übrige Deutschland ausdehnte und überhaupt für den Augenblick eine Lähmung erlitt.

Grumbach war zwar die Seele dieser Adelsbewegung, doch war er anderseits eine wilde, unbändige Natur und ließ im Streite mit dem Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, diesen am 15. April 1558 in Würzburg selber überfallen und ermorden. Grumbach behauptete, er habe nur Befehl gegeben, ihn zu fangen, aber nicht ihn zu tödten, denn nur der Lebende, nicht aber der Todte hätte ihm seine mit Unrecht entzogenen Güter zurückstellen können.¹⁾ Ein Ausgleich, den er anbot, wurde nicht angenommen, und nun, zur Selbsthilfe sich befugt wähnend, überumpelte er am 4. October 1563 Würzburg und erzwang die Unterzeichnung eines Vertrages nach seinem Wunsche. Der Kaiser that ihn dafür als Landfriedensbrecher in die Reichsacht. Mit einem Landfriedensbrecher konnte Maximilian nicht Hand in Hand gehen, er wies seinen Antrag, mit Hilfe einer Adelsbewegung den Kaiser zum wirklichen Herrn von Deutschland zu machen, zurück, und sprach im Jahre 1566, wie sein Vater, die Acht über Grumbach aus. Nun trat Grumbach feindselig gegen den Kaiser auf und verband sich mit Johann Friedrich II. dem Mittleren, Herzog von Sachsen, dem Sohne des unglücklichen Kurfürsten, dessen Schwäche er durch seine List und allerhand Gauklerkünste, wie Engelserscheinungen, zu benutzen wußte. Johann Friedrich hoffte, nicht bloß den Kurhut, sondern auch die Kaiserkrone zu erlangen; er wurde überzeugt, daß Elisabeth von England sein Gemahlin zu werden trachte, ja aus Liebessehnsucht in Verkleidung selbst nach Sachsen gekommen sei, um ihn zu sehen. Johann Friedrich verwarf den Befehl des Kaisers, den geächteten Grumbach von sich zu entlassen, blieb taub auch gegen die freundschaftlichste Mahnung, nahm das kurfürstliche Wappen an, warb um auswärtige Bündnisse, um Kaiser zu werden. Nun wurde der Herzog in die Acht gethan und ihre Vollstreckung im December 1566 dem Kurfürsten August von Sachsen übertragen. Grumbach vertheidigte sich fünfzehn Wochen lang in Gotha und Friedrich in Grimmenstein. Jener wurde am 13. April 1567 von der enttäuschten Besatzung ausgeliefert, dieser gefangen genommen. Grumbach ward auf Befehl des Kurfürsten in Gotha am 18. April lebendig geviertheilt, der Herzog Johann Friedrich am gleichen Tage, an welchem zwanzig Jahre vorher sein Vater gefangen wurde, als Rebell verhaftet und blieb bis zu seinem Tode (1595) in Gefangenschaft in Oesterreich.²⁾

Dieses Ereignis hemmte die Pläne der Reichsritterschaft, die übrigens in diesem Kampfe treu zum Kaiser stand. Nicht minder beschützte dieser die

Grumbach.

Johann
Friedrich
II.
von
Sachsen.

¹⁾ Gruner, Urkunden aus der Geschichte Johann Friedrichs des Mittleren. — v. A. Menzel, Deutsche Geschichte, II, S. 129—137. 2. Aufl.

²⁾ Ortloff, Geschichte der Grumbach'schen Händel. Jena 1868—1869. — Vergl. Sybels „Historische Zeitschrift“, XXII. — Janßen-Pastor, l. c. IV, p. 240—255.

Städte. Städte, wachte über Erhaltung des Landfriedens, über Zucht und Ordnung und sorgte, daß ein Reichshofrath billig, rasch und unparteiisch Recht spreche. Reichstage wurden oft abgehalten und das Gefühl von der Bedeutung des Kaisers nahm zu. Leider war diesem Kaiser, den ein deutscher Geschichtschreiber mit Recht das Muster aller Regenten seiner Zeit nennt, und dessen Hof er als die Schule guter Sitte und Lebensart bezeichnet, kein langes Leben beschieden. Maximilian II. starb während des Reichstages von Regensburg am 12. October 1576, noch nicht fünfzig Jahre alt. Unter den Wahlprüchen, die dieser hochherzige Kaiser sich vorhielt, kennzeichnet ihn namentlich der: „Wenn du auch alles verlierst, trachte nur einen guten Leumund zu erhalten.“ Mit Maximilian II. sanken viele Hoffnungen für Deutschland ins Grab, schwere Zeiten sollten über die durch Glaubensspaltung zerrissene Nation kommen.

Maximilians
Tod.

Deutsche Zustände. — Literatur.

Zeiten religiöser Kämpfe sind meist unproductiv in andern Gebieten geistigen Lebens, weil alle Kräfte von der höchsten, von der religiösen Idee in Anspruch genommen sind. So war es natürlich auch in dieser Zeit. Allein man war vom ersten Aufschwung religiöser Gefühle schon weit zurückgekommen, man stak schon im ärgsten Scholasticismus, ohne die Größe und den Seelenschwung der alten Scholastiker zu besitzen; man stritt nicht gleich den alten Kämpfern mit den Waffen der Wissenschaft gegeneinander, sondern mit Ränken, Hinterlist und Gewalt, und stellte die Gegner als Kezer hin und hegte Obrigkeit und Volk gegen sie.

Melanchthon's
Ende.

Zuerst sollte eines der Häupter der Reformation diese schlimme Erfahrung machen, der „sanfte“ oder vielmehr schwache Melanchthon. Kaum er von Luthers Tyrannei frei war, sprach er sich selbst gegen Ansichten aus, die er früher vertheidigt hatte; er sah die schlimmen Folgen des alleinseligmachenden Glaubens ein und meinte, es seien doch auch gute Werke nöthig; der menschliche Wille sei nicht so vollständig unfrei, wie Luther behauptete, sondern wirke mit beim Empfang der göttlichen Gnade. Hinsichtlich des Abendmahls huldigte er der Ansicht Calvins, Christi Leib werde im Wein und Brot nur geistig genossen. Melanchthon hatte in ein Wespennest gestochen, mit Wuth erhoben sich die strengen Anhänger Luthers gegen ihn. Amstdorf, Luthers treuester Schüler, stellte den Satz auf: „Die guten Werke seien zur Seligkeit schädlich“, so hätten die Heiligen Paulus und Lutherus gelehrt. Flacius Illyricus erklärte gar: „Die Erbsünde ist die Substanz des Menschen“ — und man stritt gar heftig darüber, wie lange die Erbsünde in den Gestorbenen, in den Leichen verweile; es sei eine Frechheit, daß der Mensch aus natürlichen Kräften, mit freiem Willen sich zur Gnade schicken könnte. Seine Anhänger wußten sie aus ihren Ämtern zu verdrängen, Melanchthon selber forderten sie zu offenem Widerruf seiner Meinungen auf. Welch ein Schmerz für Melanchthon! Er meinte, er werde ihn nie ausweinen können, wenn er so viel Thränen vergieße, als die

Amstdorf.

Flacius
Illyricus.

angeschwollene Elbe Wasser vorbeiführe; er sprach davon, nach Palästina auszuwandern, da man ihm keine Scholle in Deutschland mehr übrig lassen wolle, um wie Hieronymus in den Höhlen des Gebirges mit Gebet sein Leben zu beschließen. Am 19. April 1560 befreite ihn der erwünschte Tod von der „Wuth der Theologen“. Die Erbitterung seiner Gegner legte sich aber noch nicht; Musculus, Superintendent von Brandenburg, verlangte 1578, man solle den Leichnam des Melancthon ausgraben und mit seinen Schriften verbrennen.¹⁾

Die Calvinisten wurden von den Lutheranern viel mehr gehaßt, als die Katholiken. Welch ein Grimm entstand, als der Calvinismus in der Pfalz zur Geltung kam! Wie wurde Osiander verfolgt wegen seiner Lehre: die Rechtfertigung bestehe nicht in einer Gerechtfertigung, sondern in einer Gerechtmachung dadurch, daß Christus in uns niedersteige und uns mit seinem Geist und Willen durchdringe! All diese freieren Tendenzen wurden als calvinisch geächtet.

Lutheraner und Calvinisten.

Um das strenge Lutherthum zu erhalten, stiftete der Sohn des unglücklichen Johann Friedrich, Johann Friedrich der Mittlere, 1558 die Universität Jena. Hieher wurden die echten Lutheraner, wie Flacius, berufen; hier wurde nun sogleich auch der Versuch gemacht, eine neue Hierarchie zu gründen; man fühlte drückend das Unrecht, daß man dem Fürstenthum Gewalt über die Kirche gegeben hatte. Alle Geistlichen, welche die strengen Lehrsätze über die Unfreiheit des Willens nicht unterschreiben wollten, wurden nicht bloß von ihren Stellen verdrängt, sondern auch auf Schloss Grimmenstein gefangen gesetzt. In Jena ward ein eigenes Rehergericht gegründet, das den Bann sogar über Professoren der Universität aussprach. Als der Herzog, dem dies doch zu arg war, und der zwar die streng lutherische Ansicht festhalten, aber die Gewalt über die Kirche nicht aus der Hand geben wollte, ein Consistorium errichtete und ihm das Bannrecht und die Censur theologischer Schriften übertrug, so erklärten die Eiferer dies für einen unerhörten Eingriff in die Rechte der Kirche und drohten dem Herzog selber mit dem Banne. Der Herzog aber schaffte die ärgsten Schreier, wie Musäus und Flacius, und vierzig Pfarrer aus dem Lande.²⁾ In ähnlicher Weise scheiterte ein Versuch, die Kirche vom Staate unabhängig zu machen, in Bremen und in Magdeburg. Dort wollte Musäus der Geistlichkeit das Recht gewinnen, jeden, ohne Ausnahme, wegen des Glaubens zu verhören und den Bann über ihn auszusprechen, der den Verlust bürgerlicher Ämter nach sich ziehe; auch dürfe ein Gebannter kein ehrliches Begräbniß erhalten; hier eiferte Hefhus von der Kanzel herab gegen die Verfügungen des Rathes, dem er mit dem Banne drohte, denn „dem Heiligen Geist dürfe man das Maul nicht verbinden“. Aber was half die Behauptung, die Kirche habe von jeher gegen Fürsten und Herren kämpfen müssen und müsse es jetzt wieder thun, nachdem man so muthwillig die Freiheit der Kirche den kleinen Fürsten geopfert hatte!

Kirche und Staat.

Bremen.

Magdeburg.

¹⁾ Eingehend mit allen nöthigen Beweisstellen ist Melancthon behandelt bei Döllinger, Reformation, I, S. 359—418. — Vergl. Corpus Reformatorum, IX, p. 659, 910, und: Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit, S. 196—199.

²⁾ Döllinger, Die Reformation, ihre innere Entwicklung und Wirkungen, II, S. 224—246, Regensburg 1848.

Wie jämmerlich stehen diese Kämpfer für die Freiheit der Kirche den großen Vorkämpfern für dasselbe Princip, einem Gregor VII., einem Thomas von Canterbury gegenüber! Wenn es eine einträgliche Stelle galt, so verlegerte Heßhus den Flacius, weil er ihm im Wege stand, und Wigand den Heßhus. Nicht mit Unrecht sagt Selnecker: „Die jungen Kinder auf der Gasse wissen von diesen Streitigkeiten. Keiner gönnt dem andern einen Bissen Brotes. Selten, daß einer von dem andern etwas Gutes redet. Neid, Haß, heimlicher Groll, Zorn und Stolz steckt in vieler Herzen, die da wollen Engel in der Kirche sein. — Wo man hinkommt, da findet man zänkische, neidische, tolle Köpfe in den Kirchen, Heuchler, Meuchler, unbeständige, wetterwendische Deutler, von denen keiner Glauben hält.“¹⁾

Leider hielt auch Selnecker nicht fest an seinem Glauben: als er durch streng lutherische Ansichten das Mißfallen des Kurfürsten von Sachsen erregt hatte, erbot er sich, auf allen Vieren von Wolfenbüttel nach Dresden zu kriechen. wenn es ihm dadurch gelingen könne, den Verdacht abzulenken, in welchen man ihn bei kurfürstlichen Gnaden gebracht. Das Volk gewöhnte sich an diese Streitigkeiten derart, daß Selnecker selber gesteht: „Das gemeine Volk reißt nicht eher die Ohren, Nasen, Maul und Kopf auf, man predige denn etwas Wunderbares, Streitiges oder Seltsames.“²⁾

Die
Fürsten
und die
neue
Kirche.

So erlagen denn diese Versuche, den Fürsten die Herrschaft über die neue Kirche zu entreißen.

Wie klagt Selnecker über diese fürstlichen Bischöfe: „Sie geben eine Mücke und haben ein Kameel gewonnen, oder da sie einen laufigen Heller geben, stehlen sie ein Pferd. Die großen Herren besitzen und verzehren die Kirchengüter, stolzieren und prangen davon, während die armen Kirchen nackt und bloß sind, die armen Pfarrherren Verachtung, Armut und Kummer erleiden. Das ist am Tage und offenbar, daß, wenn fromme Prediger sterben, sie gemeinlich arme Witwen und Waisen hinterlassen und kaum so viel übrig, ein Begräbniß zu bestellen und die Schulden zu bezahlen. — Niemand will sich strafen lassen. Was, sagen sie, das hat der Pfaff gesagt! Wie, sollen wir das leiden? Harre, harre, mit dem Schelmen in den Thurm, ich will ihm das Cantate legen, der Teufel hole ihn denn.“³⁾ Die Fürsten waren die Herren der Kirche und machten mit den Geistlichen, was sie wollten. In Kurachsen meinte Kurfürst August, seine Wittenberger, sein Arzt Peucer, der Schwiegerjohn Melancthon's, seien noch immer Anhänger der lutherischen Abendmahlslehre, denn er hielt Luther's Lehre für die allein richtige; 1573 aber gelang es, ihn durch ein Buch, das die Wittenberger herausgegeben hatten, zu überzeugen, daß diese der calvinischen Abendmahlslehre anhiengen. Und nun entbrannte der Zorn des Fürsten; er erklärte, wenn er wüßte, daß auch nur eine Ader an ihm calvinisch wäre, so wünschte er, daß der Teufel sie ihm ausreißen möchte. Die vier Hauptverbrecher, der Arzt Peucer, der Kanzler Krakow und zwei Hofprediger wurden zu

Kur-
achsen.
Peucer.

¹⁾ Döllinger, l. c. II, p. 347.

²⁾ Ibid. p. 339—350. — Planck, Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs, V, 2, S. 600.

³⁾ Döllinger, l. c. II, p. 340.

lebenslänglichem Gefängnis verurtheilt und schwer gefoltert, einer starb, einer wurde wahnsinnig, Kratow gab sich selber den Tod, für Peucer verwendete sich vergebens Maximilian II.; erst nach zwölf Jahren rettete ihn die Braut des Kurfürsten, indem sie am Hochzeitstage ihre erste Bitte für ihn an den Gemahl vorbrachte.¹⁾ Sechs Professoren der Universität wurden aus dem Lande gejagt.

In ähnlicher Weise machten die Kurfürsten in der Pfalz ihr Recht über die Gewissen ihrer Unterthanen geltend. Friedrich II. (1544—1556) schwankte, sein Nachfolger Otto Heinrich (1556—1559) schloß sich der Augsburger Confession an und entfernte Bilder und Nebenaltäre aus den Kirchen. Friedrich III. (1559—1576) ließ anfangs, als unter den Theologen ein heftiger Streit über das Abendmahl entbrannte, die Stimmführer beider Parteien aus dem Lande schaffen. Bald neigte sich jedoch der Kurfürst selber der calvinischen Ansicht zu und Katholiken und Lutheraner wurden verfolgt, im „Heidelberger Katechismus“ 1563 die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl verworfen und zugleich die Messe als verdamnte Abgötterei erklärt. Sein Sohn Ludwig VI. (1576—1583) setzte den Verfasser des Katechismus in Arrest, jagte tausend Reformierte aus dem Lande, und führte die lutherische Kirchenordnung ein; sein Bruder Johann Kasimir (1583—1592 Regent für den unmündigen Friedrich IV.) war milder gesinnt und wollte für die Reformierten nur einige Kirchen; als die Lutheraner sich dem widersetzten, wurden viele ihrer Geistlichen aus dem Lande gejagt. Unter Friedrich IV. (1592—1610) kam dann wieder der Calvinismus auf.

Ein ganz eigenthümlicher Versuch, durch ein gemeinsames Glaubensbekenntnis für alle protestantischen Kirchen Deutschlands die mildere Ansicht, die doch in vielen Theilen Deutschlands Anhänger zählte, zu verdrängen und der strengen den Sieg zu verschaffen und zugleich eine Art päpstlicher Stellung zu erringen, gieng vom ehrgeizigen Kanzler der Universität Tübingen, Jakob Andrea, aus.²⁾

Der Sohn eines Schmiedes in Waiblingen, gewandt und reich begabt, namentlich mit einer Stimme gleich einer Posaune, gewann Andrea für ein gemeinsames Glaubensbekenntnis viele Theologen und Fürsten, besonders den Herzog Julius von Wolfenbüttel und den Kurfürsten August von Sachsen; 1577 vereinbarte er mit Selnecker und andern im Kloster Bergen bei Magdeburg die Concordien-Formel, die Kurfürst August und die andern Mitunterzeichner mit der Empfehlung in die Welt sandten, sie sei durch besondere Gnade des Heiligen Geistes zustande gebracht. Es war ein sonderbarer Heiliger Geist, der diese Theologen leitete! sie waren nur einig im Haß gegen den Calvinismus, den sie unredlich darstellten, sonst aber waren sie von wildem Neid gegeneinander getrieben. Selnecker nennt Andrea einen unvershämten Poffenreißer und Religionspötker; Andrea spricht von Selneckers Teufelstücke, dem es lieb wäre, wenn der Schwabe am Galgen hienge. Der Mitarbeiter Chyträus, Professor in Rostock, sagt: „Biele vergleichen die bergischen Collegen mit der aristotelischen Genossenschaft von acht Räubern. Um zur Einigkeit zu

¹⁾ Döllinger, l. c. II, p. 594—607.

²⁾ Ibid. p. 337, 379—392. — Planck, Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unseres protestantischen Lehrbegriffs vom Anfange der Reformation bis zur Einführung der Concordienformel, VI, S. 732. Leipzig 1800.

Die
Pfalz.

Jakob
Andrea.

Con-
cordien-
Formel.

Uneinig-
keit.

gelangen, erschlugen erst vier die andern vier, darauf von den vier übrigen zwei die andern zwei, darauf von den zweien der eine den andern. So ward die Einigkeit hergestellt.“¹⁾ — Übrigens sind Luthers schärfste Sätze, wie über die Unfreiheit des Willens, in der Concordien-Formel aufgenommen; der Mensch ist nach ihr verblendet und gefangen, und thut nach eigener Kraft nur des Teufels Willen und was Gott dem Herrn zuwider ist. Die Concordien-Formel erschien 1580 gedruckt und war von 3 Kurfürsten, 20 Herzogen und Fürsten, 24 Grafen, 4 Freiherrn, 35 Reichsstädten und 7000 Theologen und Lehrern unterschrieben. In diesen Gebieten wurde sie mit Zwang eingeführt; wer nicht unterschrieb, wurde abgesetzt; daher das Verslein: „Schreibet, lieber Herr, schreibt, Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt.“²⁾

Abchluss
der
Entwickel-
ung.

Mit dieser Formel schließt die lutherisch-protestantische Entwicklung ab; von freier Bewegung, von einem Streben nach wahrer Reformation ist keine Rede mehr. Das war eine seltsame Freiheit des Gewissens, die man durch den Bruch mit der alten Kirche erlangt hatte!

Die Naturwissenschaft. Copernicus.

Natur-
wissen-
schaft.

Die Naturwissenschaft nahm zwar mit Copernicus einen glänzenden Schwung, allein alles, was Bedeutendes in der Wissenschaft geleistet wurde, war entweder außer jeder Beziehung zur Reformation oder im Gegensatz zu ihr und wurde von ihr verfolgt. Die bedeutendste Leistung ist die Aufstellung eines Weltsystems von Nikolaus Copernicus, — es hat auf die ganze Zukunft des geistigen Lebens der Menschheit einen gewaltigen Einfluß ausgeübt.

Copernicus.

„Keine Ansicht ist so innig mit unserem Ideencreis verflochten“, sagt Snell treffend, „als die vom Weltgebäude: ist es endlich begrenzt? ist es unendlich, ist die Erde höchstes Product, höchster Zweck der Welt, oder nicht? Sind wir das Herz der Bewegungen des Weltalls, das Organ des Waltens und Wirkens der höchsten Mächte des Daseins? Greift aber der Gedanke platz, daß die Erde im unendlichen Universum nur ein kleines Naturding ist, ein zufälliges Exemplar eines allgemeinen Gattungsbegriffes, daß sie in den unendlichen Raum hinausgeschleudert und in einen unendlichen Regus von Wirkungen und Gegenwirkungen unzählig vieler anderer gleichberechtigter Naturwesen verschlungen im Ganzen der Natur nur ein unbedeutender Punkt gegen die reale Unendlichkeit, ein völlig verschwindendes Nichts ist, so weicht der Betrachtung, welche in dem wirklichen Sein, seiner Substanz und Form, ein Nothwendiges und Ewiges fand, überall der Boden unter den Füßen, das Unbedingte und Ewige scheidet von der Welt des Daseins durch eine

¹⁾ Planck, l. c. VI, p. 547.

²⁾ Studien über Katholicismus u. s. w., S. 198—205.

unendliche Klust; die kindliche Anschauung der Welt, welche in der Natur dieser Erde und ihrer Menschheit den Wirkungskreis und Plan der höchsten Mächte eingeschlossen wähnte, verschwindet. Der ins Überschwängliche greifende Geist, auf einen unabsehbaren Ocean hinausgeworfen, blickt in den tiefen, unergründlichen See der Gottheit, in dem alles Einzelne und Daseiende, auch das Mächtigste und Größte, wie ein kaum bemerkbarer Punkt aus purpurner Finsternis auftaucht, sich unter zahllosen Gestalten einherbewegt und bald wieder in dieselbe Finsternis untertaucht, nach seiner Entstehung in eine Unendlichkeit von Ursachen, nach seinem Ziel in eine Unendlichkeit von Zwecken verschlungen, vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten unüberschbar, ohne Anfang und Ende.“

So war im ganzen das Gefühl, welches das System des Copernicus bei seinen Zeitgenossen erregte. Der Himmel schien ihnen eingestürzt, die Heimat verloren, der Mensch in eine unabsehbare Unendlichkeit hinausgeschleudert zu sein. Ein dumpfer Schrecken bemächtigte sich vieler. Melanchthon meinte: „Man muß die Obrigkeit bewegen, eine so böse und gottlose Meinung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken.“¹⁾ — Erst eine lange geistige Entwicklung hat gezeigt, daß durch dieses System nicht bloß die Anschauung von der Natur viel größer und richtiger wurde, sondern auch die Anschauung von Gott, von der Kraft des Menschengesistes, welcher in sich die Gesetze trägt und finden kann, nach welchem die Weltkörper seit Jahrtausenden sich bewegten und noch nach Jahrtausenden sich bewegen werden.

Mit dem System des Copernicus, wie mit der Entdeckung Amerikas, fängt das Auge der Menschheit an, sich für die Natur zu öffnen. Die Naturwissenschaft ist ein hervorstechender Zug der neueren Zeit, die Fortschritte sind reißend, und keine Zeit läßt sich auch nur im entferntesten mit ihr vergleichen.

Bei den Alten herrschte durchweg die Ansicht von der Endlichkeit der Welt, und daß die Erde in ihrem Mittelpunkte stehe. Nur Aristarch von Samos behauptete, die Erde bewege sich um die Sonne. Hinter allem wirklichen Dasein stand endlich, als das allein Ewige und Unwandelbare, die dunkle Macht des Schicksals. Das Christenthum gab der ganzen Welt einen lichten Hintergrund: den Gott der Liebe und Wahrheit. Allein sein Ideeninhalt, die großen praktischen Pflichten, ergriffen die Menschheit so tief, — waren so reichhaltig, daß man die Erforschung der Natur daneben ganz vergaß, daß man die Natur nur berücksichtigte, so weit man sie fürs Leben brauchte. Es war der neuen Zeit vorbehalten, ein Auge für das Reale, wie für das Ideale zu haben.

¹⁾ Snell, Newton und die mechanische Naturwissenschaft. Dresden 1843. — Wüllerstorff-Urbair, Vermischte Schriften, S. 455—463. Graz 1889.

Das
System
des
Coper-
nicus

er-
schreckte
die Zeit-
genossen.

Christen-
thum

und
Natur.

Leben. Copernicus,¹⁾ eigentlich „Koppernigt“, ist der Sohn eines Kaufmanns und Großhändlers zu Thorn, geboren am 19. Februar 1473. An Nachrichten über sein Leben sind wir arm, wir wissen nur, daß er von der Schule zu Thorn 1491 nach Krakau gieng, um die freien Künste zu studieren. Seine Schriften bezeugen, daß er mit den Classikern vertraut war. In Krakau besuchte er die Vorträge des Mathematikers Albert Brudzewsky, und es kam ihm vor, als höre er Musik: sein Genius erwachte, er wandte sich ganz der Mathematik und Astronomie zu. Durch seinen Lehrer wurde er mit den Schriften von Peurbach (geb. 1423, gest. 1461 — er war ein Oberösterreicher) und Regiomontanus bekannt. — Letzterer hieß von Hause aus Johannes Müller, war geboren 1436 zu Königsberg in Franken, gestorben 1476 in Rom und begraben im Pantheon. Papst Sixtus IV. hatte ihn zur Verbesserung des Kalenders nach Rom berufen, auch zum Bischof von Regensburg ernannt.

Peurbach.

Dreiundzwanzig Jahre alt, zog Copernicus zum erstenmale nach Italien, nach Bologna, wo Dominicus Maria Novara Astronomie lehrte, und aus dem Schüler wurde bald der Freund und Gehilfe des Lehrers. Im Jahre 1500 war er in Rom, wurde da zum Lehrer der Mathematik ernannt, hielt mit großem Beifall vor Künstlern und Vornehmen Vorträge über Astronomie und wurde schon als großer Mann behandelt. Dann finden wir ihn seit 1501 als Domherrn in Frauenburg, wo er aber alsbald Urlaub begehrte und erhielt, um das geplante Studium der Medicin zu Padua und des Rechts in Ferrara zu vollenden. Um 1505 kehrte er auf seinen Posten in Frauenburg zurück. Als Domherr setzte sich Copernicus drei Lebensregeln fest: seine geistlichen Geschäfte abzuwarten, keinem Armen, der von ihm ärztliche Hilfe verlange, seinen Beistand zu versagen und alle übrige Zeit den Studien zu widmen. Als Arzt hatte Copernicus einen großen Ruf, aber auch zur Ordnung des Münzwesens wurde er verwendet. Sonst verfloß sein Leben einfach und still, rein der Betrachtung der Himmelskörper und den ewigen Gesetzen, nach denen sie sich bewegen, gewidmet. Seine Wohnung, dicht am Dom, war günstig für astronomische Beobachtungen, seine Instrumente aber waren unvollkommen. Umso größer ist seine Leistung.

Größe.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, wie Minerva aus dem Haupte des Zeus, so sei hier eine neue Welt aus seinem Kopfe entsprungen. 1509 begann er seine Gedanken niederzuschreiben, 1530 war seine Lehre fertig, 1543 erschien sein Werk: „Nicolai Copernici Torinensis de revolutionibus orbium coelestium libri sex.“ Es war dem Papst Paul III. gewidmet. In Rom stand Copernicus überhaupt fortwährend in hohem Ansehen, die Väter des lateranischen Concils (1514) wandten sich an ihn um Rath wegen der Kalenderverbesserung. Copernicus sah sein Werk vollständig gedruckt an seinem Sterbetage. Er starb am 24. Mai 1543 in der Überzeugung, sein System, obschon es den Anschauungen der Zeit und der Jahrhunderte widersprach, solle der Menschheit klarer werden, als die Sonne am Himmel. Sein Buch ist ein Meisterstück von Vortrag.

„De revolutionibus“.

Kepler nennt ihn nicht mit Unrecht einen Mann von höchstem Genie und von freiem Geist. „Wie könnte man“, sagt Copernicus in seinem Buch,

1) Prowe, Nicolaus Copernicus, 3 Bde. Berlin 1883—1884.

„in diesem herrlichen Tempel das Licht an einen besseren Ort stellen, als von dem aus es das Ganze zugleich erleuchtet. Nicht unpassend hat man die Sonne die Weltleuchte, den Verstand, den Lenker der Welt genannt. Wie auf einem königlichen Throne residirt die Sonne und beherrscht die ganze Familie der kreisenden Gestirne. Durch keine andere Anordnung können wir eine so bewunderungswürdige Symmetrie der Welt, eine so harmonische Verbindung aller Bahnen finden, als durch diese.“

Eine tiefe Begeisterung für die göttliche Kunst des Schöpfers weht aus diesem Buch. Copernicus hat seine Lehre vom Weltssystem nicht als eine bloße Hypothese, sondern als festes Ergebnis wissenschaftlicher Forschung hingestellt. Dafs sein System aber in Einzelheiten der Correctur oder genaueren Ausarbeitung fähig, ja bedürftig sei, hat er selbst gar wohl gewußt, und wir ersehen dies aus den zahlreichen Correcturen, die er in seinem Original-Manuscript angebracht hat, sowie auch daraus, dafs er nur durch vielseitiges Drängen zur Veröffentlichung des Werkes bewogen werden konnte. Dafs Copernicus sein System als Hypothese bezeichnet habe, ist erwiesenermaßen eine Unterstellung von Seite des bekannten Psander. Die gebildete Welt war damals gleichsam erschreckt durch die copernicanische Lehre. Die „Reformatoren“, besonders Luther und Melancthon, eiferten gegen dieses scheinbar bibel Feindliche System. Auf katholischer Seite war man im allgemeinen vorsichtiger und vielfach dem System freundlich gestimmt. Hatte doch der Papst die Widmung des Werkes wohlgefällig angenommen. Erst in der Zeit Galileis begann auch katholischerseits der Kampf gegen das copernicanische System aus Sorge vor theologisch bedenklichen Schlußfolgerungen. Im Jahre 1616 wurde nun das Werk des Copernicus verboten, bis es corrigiert sei. Was dem System gebrach, ist seitdem klar geworden; die Beweise für dasselbe sind gefunden. Das Verbot von 1616 wurde 1822 aufgehoben.

Ein bedeutender Mann, aber keine so klare Natur wie Copernicus, ist Philippus Aureolus Bombastus von Hohenheim — meist Theophrastus Paracelsus genannt (1493—1541), der Sohn eines Arztes zu Maria Einsiedeln.¹⁾ Ein Jüdling des Abtes Tritheim, fahrender Schüler in der Jugend, Feldarzt und lange auf Reisen,²⁾ bis nach Rußland, vielleicht bis Asien und Afrika, im Besitze von ausgebreiteten Kenntnissen und eines glücklichen

¹⁾ Sein Vater war der uneheliche Sohn eines schwäbischen Edelmannes Hohenheim, der als Arzt zuerst in Einsiedeln, dann in Willach in Kärnten wirkte, wo er 1534 starb. Nach der „St. Galler Chronik“ von Kessler hieß er Höhener und stammte aus Gais in Appenzell.

²⁾ Die Aufeinanderfolge seiner Reisen ist nicht mehr zu bestimmen. Er kam als Feldarzt nach Italien, den Niederlanden, Dänemark; er besuchte die Bergwerke in Tirol, wozu die Fugger ihm verhalfen, deren Unterstützung er rühmt, die Bergwerke in Ungarn, Schweden und Norwegen. Überall suchte er zu lernen: „Ich bin der Kunst nachgegangen, selbst mit Gefahr meines Lebens, und habe mich nicht geschämt, selbst von Landfahrern, Nachrichten und Scherern zu lernen.“ Vom Wert des Reisens bemerkt er: „Schriften werden durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Reisen erforscht, und die verschiedenen Länder und Provinzen sind die Blätter des Codex der Natur.“

Das System des Copernicus

bei Protestanten

und Katholiken

Paracelsus.

Instinctes, machte er als Arzt glückliche Curen: soll er doch achtzehn hohe Herren, welche andere Ärzte bis zum Tode gebracht hatten, gerettet haben. 1526 bis 1527 Professor der Naturkunde in Basel, begann er die Werke von Galenus und Avicenna zu verbrennen, wie Luther es mit der Baunballe und dem canonischen Rechte gethan. Theophrastus, den von Gott Begeisterten, nannte er sich: seine Schuhriemen wußten mehr als die Alten, sein Bart habe mehr Erfahrung, als alle hohen Schulen, denn er habe ja die allein wahre Lehrmeisterin gehört, die Natur.

Studium
der
Natur.

„Ich habe mich, so gut wie meine Gegner, anfänglich auf die Lehre des Galenus und der Araber verlegt; da ich aber sah, daß nichts als Töden, Sterben, Würgen, Erkrümmen und Erlahmen aus ihren Prozeduren erfolgte, daß sie die mehrsten Krankheiten für unheilbar hielten, und fast allen nichts als Syrup, Laxier- und Purgiermittel, Habermüschchen, Kirbjen und Citronen, Salappe und anderes solches Geschmeiß nebst beständigem Klystier entgegenzusetzen wußten, so verließ ich eine solche elende Kunst, und suchte die Wahrheit auf einem andern Weg. Ich stellte mir vor: wie wenn in der Welt kein anderer Lehrer der Arznei wäre, wo würde ich die Kunst lernen? — Nirgends anders als in dem offenen Buche der Natur, mit Gottes Finger geschrieben. — Durch diese Thüre gieng ich ein: das Licht der Natur und kein Apothekerlämpchen leuchtete mir auf meinem Wege.“

Die
Chemie
in der
Heil-
kunde.

Es war etwas Neues, Originelles in dem Mann, aber auch genug Prahlucht und Charlatanerie. Das Neue am Mann war, daß er die Chemie mit der Heilkunde in Verbindung brachte, daß er die Gesundheit in der richtigen Mischung der Stoffe fand, und die Krankheit in der Ausscheidung oder in dem Übergewicht eines Stoffes. Die Aufgabe der Heilkunst sei, den Abgang zu ersetzen und das Übergewicht zu vermindern. „Die Apotheker sind meine Feinde, weil ich ihre Büchsen nicht leere; meine Recepte sind einfach und simpel und bestehen nicht aus vierzig bis sechzig Ingredienzen, wie der galenischen Doctoren ihre; aber meine Pflicht ist es, dem Kranken zu helfen und nicht den Apotheker zu bereichern.“ Insofern er Gewicht legte auf die Heilkraft des Körpers und die Arzneimittel vereinfachte, ist er der Vorgänger der Homöopathie. Über die Natur sprach er großartige, aber auch phantastische Ansichten aus. Er bekämpfte den Glauben, daß die Gestirne das Schickal der Menschen bestimmen, er bekämpfte den Wahn jener Zeit, daß man aus unedlen Metallen Gold machen könne; er bekämpfte den Glauben an die Einwirkung des Teufels und der Hexen: alles, was geschehe, geschehe durch Gott! Den Menschen bringt er als Mikrokosmos immer mit den Makrokosmos in Beziehung.

Mikro-
kosmos
und
Makro-
kosmos.

Die Epilepsie ist ihm das Erdbeben des Mikrokosmos, die Apoplexie der Blitz. Sonnen- und Mondesfinsternisse sind nur unregelmäßige himmlische Pulsschläge; der Mensch hängt ganz von der Natur ab; „Er isst sich selbst, das heißt das, was er ist, ist er nur durch die Nahrung.“

Eigentlich nur ein höheres Thier, wird er das edelste Wesen der Schöpfung durch den göttlichen Funken. Alles in der Natur beruht auf dem Triebe der Selbsterhaltung. Gegen Luther betont er die Freiheit und Kraft des Willens. Lichtblicke und phantastische Verirrungen mischen sich in seinen Werken auf seltsame Weise: entweder ist die Ausgabe seiner Werke von Huser in Basel leichtsinnig gemacht, so daß Bücher aufgenommen sind, die er nicht geschrieben hat,¹⁾ oder es hat nie ein Schriftsteller in seinen eigenen Werken sich selber mehr widerprochen. Ein Prahler und, wenn auch ein genialer Mensch, doch seiner Einbildungskraft oft zu sehr sich hingebend, hat Paracelsus überall den Neid seiner Standesgenossen erweckt und sich Verfolgungen zugezogen. „Redet mir“, so sagt er „nur von den Ärzten, die Chemie treiben! Diese sind wenigstens keine Faulenzen wie die andern; sie kleiden sich nicht in schöne, feine Pelze, in Taffet und Seide, sie tragen nicht weiße Handschuhe und goldene Ringe an den Fingern. Die chemischen Ärzte warten mit Geduld Tag und Nacht auf das Resultat ihrer Arbeiten; sie gehen nicht auf öffentlichem Plätze spazieren, sondern sie bringen ihre Zeit im Laboratorium zu. Sie tragen Hosen von Leder und eine Schürze, um sich die Hände abzurücken; sie stecken ihre Hände in Kohlen und Roth; sie sehen schwarz aus und angebrannt, wie Schmiede und Kohlenbrenner; sie reden wenig und rühmen ihre Heilmittel nicht, weil sie wissen, das Werk ist es, was den Meister lobt.“ — An einer andern Stelle sagt er: „Ihr von Paris, Padua, Montpellier, Salerno, Wien und Leipzig, ihr seid nicht Lehrer der Wahrheiten, sondern Befehrer der Lügen; eure Philosophie ist Lüge.“ In das Lob der von ihm Verretheten mischten sich auch die Klagen der Angehörigen seiner Opfer, darum hielt es Paracelsus nirgends lange aus, er starb 1541 zu Salzburg, oder endete dort an einem unfreiwilligen Sturz die Stiege hinunter, nachdem seine Feinde ihn betrunken gemacht hatten.

Paracelsus
und
seine
Standes-
genossen.

Ennemoser²⁾ betrachtet Paracelsus als Gründer der magnetischen Schule; niemand vor ihm habe die Lehre des Wechselnehmens aller Wesen mit einer solchen Klarheit, mit so treffenden Vergleichen, mit einer so eindringenden Sprache erklärt. Seine Begriffe des magnetischen Zueinanderlebens seien richtig und klar, seine Ideen von hohem Schwung; oft sei es aber schwer, seinem Fluge zu folgen.³⁾

Thier-
licher
Magne-
tismus.

In phantastischem Wesen und abenteuerlichem Leben war ihm sein Zeitgenosse Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim nicht unähnlich. Ursprünglich der Nachkomme eines ritterlichen Geschlechtes zu Köln, geboren um 1487, hat er nach und nach alle Länder Europas bereist und auf der Flucht, wegen Neuerungen, in Grenoble 1535 seinen Tod gefunden.

Agrippa
von
Nettes-
heim.

¹⁾ Seine Schrift war schwer leslich; wenn er dictierte, sprudelten seine Gedanken so reichlich, sprach er so schnell, daß die Schreiber ihm nicht nachkommen konnten. Seine Gedanken, seine Kunstausdrücke sind neu. Sicher sind von den zehn Bänden (in Quart) der Huser'schen Ausgabe nur zehn Abhandlungen von ihm.

²⁾ Ennemoser, Geschichte des thierischen Magnetismus, I, S. 888—902.

³⁾ Über ihn schrieb Hemmann, in den „Medicinischem-chirurgischen Aufsätzen“, Berlin 1778; Pfaff, in seiner „Astrologie“; Lessing, Leben des Paracelsus, Berlin 1839; Mart, Zur Würdigung des Theophrastus von Hohenheim, Göttingen 1842.

Lebens-
lauf

Agrippa ist einer der originellsten Männer des an Originalen so reichen sechzehnten Jahrhunderts. Sieben Jahre diente er in Italien als Soldat Maximilians I. und erlernte dann erst die alten Sprachen, die Medicin und die Philosophie; 1506 kam er nach Frankreich und bestieg 1509 die Lehrkanzel der Philosophie in Dole. Er kam aber mit den Franciscanern in Streit, mußte Dole verlassen und lebte einige Zeit vom Unterrichte in London. 1510 dagegen finden wir ihn schon wieder als Professor in Köln, 1511 beim Concil in Pisa, dann in Pavia, wo er Vorlesungen über Hermes Trismegistos hält, 1515 in Turin, 1518 in Metz als Syndicus und Drator, das er aber wieder verlassen muß, weil er eine Heze vertheidigte, dann in Freiburg in der Schweiz, in Geni, 1524 als Arzt in Lyon, dann als Leibarzt der Mutter Franz' I., bei welcher er aber in Ungnade fällt, weil er sich weigert, die Schicksale Frankreichs vorauszusagen; man zahlt ihm deswegen sogar seinen rückständigen Gehalt nicht mehr aus. Da bekommt er 1528 eine Einladung zum König von England, eine zweite zu Kaiser Karl V., eine dritte zu Margareta von Oesterreich nach Flandern; der letzteren folgt er, und sie erwirkt seine Ernennung zum kaiserlichen Historiographen, in welcher Eigenschaft er sich an die Geschichte der Regierung des Kaisers macht. Da stirbt Margareta, der er eine Dantrede hält, und mit ihr sein Glück; seine Schrift: „De incertitudine scientiarum“ hat ihm viele Feinde erweckt, sein Buch: „De philosophia occulta“ ihn in Verruf der Magie gebracht; er muß flüchten und stirbt 1535 im Spital zu Grenoble. Ludwig Vives nennt ihn das Wunder der Gelehrten, den Liebling aller Gutgesinnten. Ein anderer zeichnet die Gegensätze, in denen sich der Reichthum dieser Natur bewegte, in den Worten: „Contemnit, scit, nescit, desit, ridet, irascitur, insectatur carpit omnia, ipse philosophus, daemon, heros, Deus et omnia.“¹⁾ Er war ein Kenner der Kabbala und spricht oft philonische Ideen aus, wie: „Die Materie ist todt und träg und ohne Kraft, zu wirken; Kraft und Gestalt bekommt sie von der Idee, das ist von Naturen, welche an sich keinen Körper und keine Ausdehnung haben, sondern selbst von Gott in die Materie kommen. Jede Kraft ist aber göttlicher Abkunft und deswegen ist Gott auch in allen Dingen enthalten. Die Gestirne bestehen gleichfalls aus den Elementen der irdischen Körper, daher ziehen die Ideen einander an. In allen Dingen ist eine geheime Kraft verborgen und daher kommen die magischen Wunderkräfte. Glaube, Liebe und Hoffnung muß der Magier besitzen, der überirdische Kraft gewinnen will. Willst du die Kraft der Sonne auf dich ziehen, so gebrauche, was auf Erden sonnenhaft ist.“²⁾

Philoni-
sche
Ideen

Berühmt ist sein Werk: „De occulta philosophia“. Er erklärt darin die Magie für die erhabenste aller Wissenschaften. Es gibt drei Welten: eine körperliche, himmlische und geistige, und darum auch drei Magien, die natürliche, himmlische und religiöse. Die Luft ist der Spiegel der Dinge; indem sie eindringt in die Poren des Körpers, erweckt sie Träume, Vorahnungen und Voraussichten. Ein phantasievolles, aber auch feinfühliges Erfassen der Natur zieht sich durch alle seine Werke. Man glaubt oft einen Vorgänger der neuen Lehre vom Somnambulismus in ihm zu hören.

Bedeutend als Philosoph, als Geschichtschreiber, ist Sebastian Franck, geboren 1499 zu Donauwörth, in bewegtem Leben abwechselnd

¹⁾ Agrippäana oder H. Agrippas merkwürdiges Leben. Leipzig 1722.

²⁾ Vergl. Sprengel, Geschichte der Arzneilehre, II.

Priester, Buchdrucker, Schriftsteller, Seifensieder, lutherischer Pfarrer; vertrieben aus Nürnberg, aus Straßburg, aus Ulm, weil er ein Gegner war der lutherischen Lehre von der Gnade, starb er 1542 in Basel. Er suchte die liberale Seite der reformatorischen Bewegung fortzusetzen: es ist ihm am meisten Ernst mit dem allgemeinen Priesterthum, mit der Verwerfung der äußeren Kirche.

Franc war ein Gegner der lutherischen Orthodoxie und des neuen Kirchenwesens, weshalb ihn auch Luther als „Teufelschwanz“ bezeichnete. Die einzige Quelle der Erkenntnis ist ihm die Vernunft, das innere Wort Gottes, nach welchem die Bibel, das äußere Wort, erklärt werden muß. Auch die Heiden hatten diese Erkenntnisquelle, wie die ganze Menschheit. Ein Ausläufer der Mystik des Mittelalters, ist Sebastian Franc zugleich der Vorgänger des neueren Pantheismus. Wir erinnern uns an die deutsche Theologie, wenn wir bei ihm lesen: „Alles, was ist, ist Gott; an und für sich ist aber Gott nichts, er wird erst etwas in der Welt. Darum ist die Welt von Ewigkeit, unendlich, denn Gott ist nur mit und in der Welt. Jedes Geschaffene vergeht, aber die Substanz bleibt ewig. Ist Gott alles in allem, so macht er auch das Wesen des Menschen aus, so kommt er im Menschen zum Bewußtsein, zum Willen; indem der Mensch Gott erkennt, erkennt Gott sich in ihm. In hoher Reinheit hat Gott sich in Christus erkannt, aber auch in andern Menschen von edlerem Streben. Die Sünde ist nichts; wer sündigt, strebt nach dem Gegenteil des Seins, nach dem Nichts, und sucht aus dem Nichts ein Etwas zu machen.“ Als Geschichtschreiber ist Sebastian Franc von Bedeutung durch seine „Deutsche Geschichte“ und „Allgemeine Chronik“. Was die neuere Geschichtschreibung anstrebt, hat ihm schon vorgezeichnet — die Darstellung des geistigen Lebens der Menschheit nach seinen verschiedenen Richtungen, nicht bloß das Aufzählen der Regenten und Schlachten. Bei seiner „Sammlung der Sprichwörter“ faßt er diese als Philosophie auf der Gasse, als Ausdruck der Weltanschauung des Volkes auf.

Pan-
theis-
mus.

Die Hexenproceße.

Die Phantasie des Zeitalters ist düster, die Gefühle sind verhärtet; fürchtbare Beweise für diese Behauptung geben das damalige Justizwesen und die Hexenverfolgungen,¹⁾ die unzweifelhaft mehr Opfer gefostet haben, als der dreißigjährige und der spanische Erbfolgekrieg zusammen.

Justiz.

Das römische Recht hatte gesiegt über das deutsche. Im römischen Recht ist nun die Folter gestattet, aber nur gegen Sklaven; die „Karolina“ oder die von Karl V. nach dem alten Bamberger Recht zusammengesetzte und

Römi-
sches
Recht.

¹⁾ Hexe heißt alt-niederdeutsch hagedisse oder hagetisse, hochdeutsch hagezisse oder hagezusa. J. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 902, leitet es von hagr = dexter, artificiosus ab, Hexe war also ein kluges, verschmitztes Weib. — Simrod, Handbuch der deutschen Mythologie, S. 492, leitet das Wort von hag = Hain und disse = Dose (Ibis) = göttliche Jungfrau ab, also Waldgöttin, Waldnymphe, urlogtreibende Walfüre, Wettermacherin, Wunschnädchen. Aus dem Walfüreglauben habe sich der Hexenglauben entwickelt.

Folter. 1532 zum Reichsgesetz erhobene peinliche Halsgerichtsordnung gestattet die Tortur, aber nur, wenn der Richter hinlängliche Beweise hat, daß der Angeklagte das Verbrechen wirklich begangen hat und beharrlich leugnet, und warnt vor ungerechtfertigter Anwendung. Allein diese Zeit wandte die Tortur mit größter Leichtfertigkeit an, und die Henker waren oft barmherziger als die Richter. (Strombeck¹⁾) gibt eine grauerregende Schilderung des damals üblichen Verfahrens beim Verhör. „Weigerte sich der Angeklagte, auf die ihm vorgelegten Fragen ‚ja‘ zu sagen, so wurden ihm mit Darmsaiten die Hände so fest auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einschnitten in Strömen herunterfloß und unter den Nägeln hervordrang. So wurde der Angeklagte zum zweitenmale befragt. Waren seine Antworten noch nicht völlig genügend, so wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer heruntergelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemartete an der Rolle in die Höhe gezogen. Da er nun gewöhnlich in Ohnmacht versiel, und also gar nicht antworten konnte, so wurden ihm, unter dem Vorwande der Verstocktheit, die sogenannten spanischen Stiefel angelegt und diese mit messingenen Schrauben so fest zugeschroben, daß nicht nur das Fleisch zerquetscht, sondern oft die Knochen zermalmt wurden. Jetzt erwachte der Gemartete gewöhnlich aus seiner Betäubung, durch die grenzenlosen Schmerzen geweckt, und schrie, zu allem ‚ja‘ sagen zu wollen. Wenn dann später der Angeklagte sein Bekenntnis widerrief, so wurde die peinliche Befragung wiederholt, auf dieselbe Weise, doch mit der Schärfung, daß der auseinandergerackte Leib mit brennendem Schwefel besprüht wurde. Unter die Fußsohlen wurden zugleich kleine brennende Lichter gestellt.“

In seiner ganzen Entsetzlichkeit zeigt sich dieses Verfahren in der Verfolgung der Hexerei.²⁾ Wir haben hierüber ein merkwürdiges Buch, geschrieben von einem der edelsten Menschen, die „Cautio criminalis contra sagas“ von Friedrich Spee. Aus einem altadeligen Geschlechte derer von Langensfeld 1591 geboren, wurde Friedrich Spee 1610 Mitglied des Jesuiten-Ordens, und erhielt in Würzburg 1627 und 1628 den Auftrag, gegen 200 Personen zum Tode zu führen. Die Angeklagten bekannten sich nun anfangs durchaus schuldig, sowie sie aber mit dem gemüthvollen Spee näher vertraut wurden, erklärten sie ihm, daß sie alle unschuldig, und alle Geständnisse nur durch die Qualen der Folter erpreßt seien, baten ihn aber alle, dieses ja nicht zu sagen, sonst würden sie wieder auf die Folter gelegt, bis das frühere Bekenntnis von neuem herausgepreßt wäre. Mit heißen Thränen betheuerten sie ihre Unschuld, und doch mußten sie sterben. Spee

¹⁾ In seinem „Penning Brabant“. Beitrag zur Geschichte des deutschen Städte- und Justizwesens im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

²⁾ Soldan, Geschichte der Hexenprocesse, neu bearbeitet von Hepppe. Stuttgart 1880. — Schreiber, Feen und Hexen. Taschenbuch für Geschichte und Alterthümer, 1846, S. 1—22. — Die Hexenprocesse zu Freiburg, Offenburg und Bräunlingen. Freiburg 1836. — Jetzt hat bald jede Landschaft ihre eigene Geschichte der Hexenprocesse. Auch in der Ortenau, einer heiteren Gegend, und in dem schönen Offenburg fielen diesem Wahne viele Opfer. Vergl. darüber die interessante Schrift von Franz Volk, Hexen in der Landvogtei Ortenau und Reichsstadt Offenburg. Jahr 1882. — Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn 1901. — Dazu aber Janssen-Pastor, l. c. VIII, p. 531 ff. Freiburg 1808.

sah durch Erforschung der Processe und Besprechungen mit den Richtern das Unrecht ein, und doch konnte er ihnen nicht helfen und mußte sie zum Holzstoß begleiten, und das Haar des vierunddreißigjährigen Mannes wurde weiß vor Kummer und Entsetzen und er brach in die salomonische Klage aus: „Ich wandte mich und sah Unrecht leiden unter der Sonne, und Thränen derer, die keinen Tröster hatten, und Übermacht derer, welche Unrecht thaten. Da pries ich die Todten mehr, denn die Lebenden, und hielt den, der noch nicht ist, für glücklicher denn beide, daß er des Bösen nicht inne wird, welches unter der Sonne geschieht.“ Spee konnte nur auf literarischem Wege helfen, denn, wäre er gegen die Richter aufgetreten, so hätte man ihn nicht bloß sogleich ergriffen und hingerichtet, sondern es wären auch diejenigen, welche er retten wollte, von neuem gefoltert worden.

Spee legte seine Erfahrung in einem Buche nieder: „*Cautio criminalis in processibus contra sagas, liber ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius, auctore incerto theologo romano.*“¹⁾ Gleich im Anfange setzt Spee auseinander, wie die Vorstellung vom Teufel die Köpfe mehr beherrsche, als der Gedanke an Gott: geschieht irgend ein Unglück, gibt es langen Regen, Mißwachs, Dürre, Viehseuchen, Krankheiten, plötzliche Todesfälle, Feuersbrünste, so heißt es gleich: das haben die Hexen gethan! Wird einer reich, auf ganz natürlichem Wege, so steckt Hexerei dahinter; ist einer sehr fromm, betet er eifrig den Rosenkranz, geht er fleißig in die Kirche, gleich heißt das: der Teufel läßt ihm keine Ruhe. Bald entsteht ein Geschrei unter den Bethörten, die Obrigkeit müsse einschreiten, und das Geschrei findet nach und nach Gehör. Ein landesfürstlicher Befehl erscheint an die Richter und Rätthe, gegen die Hexen das Verfahren einzuleiten. Zögern sie aus Gewissenhaftigkeit, so werden sie verdächtig; in der Regel ist ihnen ein solcher Befehl erwünscht, denn sie bekommen für jeden Kopf, den sie zum Feuertode verurtheilen, eine gewisse Anzahl Thaler. Spee klagt über den Leichtsin्न der Fürsten, die so schnell dem Geschrei nachgeben und sich mehr um Landwirthschaft, Falkenbeize und Dirschjagd bekümmern, und nicht bedenken, wie sie einst wegen leichtfertigen Vergießens so vielen Menschenblutes vor dem Gerichte Gottes sich werden verantworten müssen. Endlich kommt der Richter; je heftiger und ungestümer er ist, destomehr wird sein Eifer für Gerechtigkeit gelobt; er läßt das erste beste Frauenzimmer, gegen welches irgend ein Gerede aus Dummheit oder Bosheit sich erhob, meist eine reiche Witwe, aufgreifen; führte sie einen unehrenhaften Lebenswandel, so heißt es, eine Schlechtigkeit steht mit der andern in Verbindung; war ihr Leben unbescholten, so heißt es: sie hat hinter der Ehrenhaftigkeit nur ihren Berkehr mit dem Teufel zu verdecken getrachtet; zeigt sie Furcht, so ist dies ein Beweis ihrer Schuld, denn ihr Gewissen klagt sie an; zeigt sie sich furchtlos, so ist gerade das wieder ein Beweis, denn sie vertraut auf die Hilfe des Teufels. Zeugnet sie, so ist das der beste Beweis, denn die Hexen lügen immer, sie wird darum auf die Folter gelegt, um sie zum Gestehen zu zwingen; einen Bertheidiger hat sie natürlich nicht, auch würde niemand es wagen, weil er dadurch in den Verdacht der Zauberei gerieth. Sie wird geschoren

*Cautio
criminalis.*

Folter.

¹⁾ Das Buch erschien 1631 in Rinteln, die zweite Ausgabe 1632 zu Frankfurt, die dritte 1635 zu Sulzbach, ein deutscher Auszug 1647 zu Bremen, die vollständige Uebersetzung von Hermann Schmidt 1649 zu Frankfurt a. M.

am ganzen Leibe, ob sie keine Teufelsmale an sich habe, oder Zaubermittel gegen den Schmerz bei sich trage; vertheidigt sie sich und widerlegt sie alle Anklagen, so ist das ein Beweis der Hexerei, denn die Hexen sind beredt; bekennt sie auf die erste Anwendung der Folter hin sich als schuldig, so wird sie verbrannt: bekennt sie nicht, so wird zu einem stärkeren Grad der Qualung geschritten: rollt sie während der Qualen die Augen, so heißt es: sie sucht ihren Buhlen; richtet sie den Blick fest auf einen Ort hin, so heißt es: sie erkennt ihn; überwindet sie den Schmerz, so ist dies der Beweis von Teufelstücke; stirbt sie während der Qual, so heißt es: der Teufel hat ihr den Hals umgedreht. Es gab jedoch Virtuosen im Foltern, welche die höchsten Qualen anzuwenden verstanden, ohne das Leben zu vernichten. Macht sie im höchsten Wahnsinne des Schmerzes ein Geständnis, so fragt man schnell nach den Personen, die mit ihr am teuflischen Gelage Antheil genommen; diese werden dann sogleich eingezogen und in ähnlicher Weise behandelt. So kam es, daß an vielen Orten das Feuer auf der Hinrichtungsstätte nie vollständig erlosch; in der Verzweiflung nannten die Gefolterten oft ihre eigenen Richter, gegen die dann dasselbe Verfahren angewendet wurde. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand verlich Schutz, den Geistlichen half das Vorrrecht ihres Standes nicht; es gab Geistliche, die es unterließen, täglich Messe zu lesen, nur damit das Volk sie nicht als Hexenmeister ausschreie. Kinder mit sieben bis neun Jahren wurden ebenso leichtfertig auf den Holzstoß gesandt, als Alte, die an der Schwelle des Todes standen. So nahm die Zahl der für schuldig Erkannten in entsetzlichem Maße zu und ganze Dörfer, ganze Landschaften wurden verödet. Auch diejenigen, welche zuerst zur Untersuchung trieben und die Hexenbrände schürten, wurden zuletzt von der Bewegung ergriffen und auf den Holzstoß gesandt.

Zu-
nahme
des
Wahns.

Spee meint darum, es wäre das Beste, wenn man ergriffen würde, gleich zu gestehen, man entrinne allen Qualen und finde einen schnellen Tod. Er spricht es mit aller Entschiedenheit aus, man solle den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten nehmen, er werde, wenn man ihn wiederholt auf die Folter lege, endlich gestehen, was man wolle. So könne man Domherren, Doctoren der Kirche auch zuletzt als Hexenmeister verurtheilen. Freilich hielt man solchem Einwände entgegen: wären sie unschuldig, die Flamme würde sie nicht verzehren, denn Gott hilft den Seinen, hat er doch durch Rettung der drei Männer aus dem feurigen Ofen bewiesen, daß er die Unschuldigen nicht verbrennen lasse.

Un-
zählige
Opfer.

Dieser entsetzliche Wahn hat in Deutschland unzählige Opfer gekostet. Was hat Spee mit seinem Buche genützt? In Würzburg lebte damals ein Domherr Schönborn, welcher später Erzbischof von Mainz geworden ist. Die schönen Gedichte Spees gewannen ihm die Zuneigung des Domherrn. Als Schönborn den jungen Geistlichen eines Tages fragte, warum er schon weißes Haar habe, antwortete ihm dieser, das komme von den Hexen her, nämlich vom Kummer über die Unmöglichkeit, den unschuldig Verurtheilten zu helfen, und gestand ihm auch, daß er die „Cautio criminalis“ verfaßt habe. Schönborn schaffte später, als Erzbischof von Mainz, die Hexenprocesse in seinem Lande sogleich ab. Der edle Spee aber starb 7. August 1635 am Lazarethfieber, in Übung seines priesterlichen Berufes, nach einer andern Nachricht an Wunden, die ihm ein Meuchelmörder beigebracht hatte.

Schon vor ihm war ein Jesuit Tanner gegen die Anwendung der Folter ^{Tanner.} und gegen die Hexenproceffe aufgetreten. Spee mahnte, die mit ihm gleichgesinnten Männer sollen sich an den Kaiser wenden, und Ferdinand, der fromme Vater Deutschlands, sollte Einstellung aller Hexenproceffe befehlen; allein dazu hatte der Kaiser keine Macht, er durfte in die Regierung der einzelnen Fürsten nicht eingreifen.

Aber woher dieser Wahn? Er stammt aus dem altdutschen Heidenthum,¹⁾ schon Karl der Große ist dagegen aufgetreten. Wie eine Epidemie tritt er aber am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder auf und währt bis an den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Richter in Lothringen, Remigius, verbrannte in sechzehn Jahren über 800 Hexen, wurde später vom Wahne selber ergriffen und hielt sich für einen Zauberer und endete auf dem Holzstoße. 1487 erschien „Der Hexenhammer“, „Malleus maleficarum“, ^{Alter} ^{und} ^{Höhe} ^{des} ^{Wahnes.} der für ein wahres Evangelium in Sachen der Zauberei galt.

Dieser Aberglaube beruht vorzugsweise auf der Unkenntnis der menschlichen Natur und der Wechselwirkung zwischen Seele und Leib. Was menschlich unerklärbar und unheilbar war, wurde dem Einflusse böser Geister zugeschrieben. Viele dieser Fälle gehören in das Gebiet der Seelenstörungen, für die aber in jener Zeit eine besondere Anlage vorhanden gewesen sein muß, sowie eine Neigung, mit den dunklen Mächten des Lebens sich zu verbinden, um hinter die Geheimnisse des Daseins zu kommen und Macht zu üben und Genüsse zu erlangen. Auf Klagen über dieses dunkle Treiben, forderte Innocenz VIII. durch ^{Bulle} ^{Inno-} ^{cenz'} ^{VIII.} ^{1484.} Bulle vom 5. December 1484 eine Untersuchung und ein Gericht gegen dieses Treiben. Es gab damals eigene Bücher, welche lehrten, wie man mit den bösen Geistern in Verbindung kommen könne; es gab Hexenpulver und Salben, die eine Art Somnambulismus erzeugten, Räucherungen, die, wie der Genuß des Opiums, in eine Art Ekstase versetzten, und in denen man sündlichen Trieben und niederen Gelüsten nachhieng. Maximilian I. anerkannte diese Bulle (Brüssel, 6. November 1486). Die Commission, welche die Untersuchung leiten und das Verfahren regeln sollte — Heinrich Krämer (Institutor) und Jakob Sprenger — arbeitete 1486 den „Hexenhammer“ („Malleus maleficarum“) aus, ^{„Hexen-} ^{ham-} ^{mer.“} der die Hexen zermalmen sollte und für viele verhängnisvoll wurde, als in Folge der peinlichen Halsordnung das Gericht über die Hexen an die bürgerlichen Richter übergieng und die Inquisitoren auf die Sporteln angewiesen wurden. Jetzt war Hexen zu wittern und zu richten Sache des Vortheils.

Luther, der doch die Menschheit vom Wahne befreit haben soll, ^{Luthers} ^{Teufels-} ^{wahn.} ist mit der Vorstellung vom Teufel geplagt, und je älter er wird, umso häufiger spricht und schreibt er von ihm: er müsse, schreibt er, oft Nächte hindurch mit dem Satan disputieren; wir sind des Teufels Gefangene, als unseres Herrn und Gottes, daß wir thun müssen, was er will und uns eingibt.²⁾

1) Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, im Capitel von der Zauberei. — Soldan, Hexenproceffe, S. 69—98.

2) Janßen-Pastor, l. c. VIII, p. 569 ff.

In seinem Katechismus sagt er bei der Erklärung des Vaterunsers: „Der Teufel richtet Mord, Aufruhr und Krieg an, item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben, die Leute zu vergiften u. s. w.“ Zu den Abgöttischen, sagt er ferner, gehören auch die, welche es gar zu grob treiben, mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe, oder zur Buhschaft helfe, ihr Vieh bewahre, oder ihnen zu verlorenem Gute wieder ver helfe u. s. w. Der Wahn wurde also von den Reformatoren vollständig als Wahrheit angenommen und weiter verbreitet, und Katholiken und Protestanten wetteiferten in Deutschland in Verfolgung der Hexen. Die Verbreitung des Stechapfels,¹⁾ aus dem eine narkotisierende Salbe bereitet wurde, mag zur Verbreitung des Wahnes nicht wenig beigetragen haben. Spee war der erste, der muthvoll und nicht ganz erfolglos²⁾ gegen diesen Glauben auftrat, aber er kam gegen die Macht des herrschenden Wahnes nicht auf.

Balthasar
Becker.

Im Jahre 1691 veröffentlichte Balthasar Becker³⁾ in Amsterdam ein Buch: „Die bezauberte Welt“, worin er den Zauber glauben eben als eine Bezauberung hinstellte: der Teufel besitze nicht die Herrschaft über die Welt, sondern liege in der Hölle, sei mit Ketten der Finsternis ewig gebunden und könne auf der Erde nicht gegenwärtig sein. Die Stellen der Schrift, welche von der fort dauernden Wirkjamkeit böser Geister sprechen, seien bildlich zu verstehen. Die Geistlichkeit in Holland erhob eine Anklage wider den Leugner des Teufels, sprach das Verdammungsurtheil über das Buch, und schloß den Verfasser von der Kirchengemeinschaft aus. — 1701 bestritt Thomasius⁴⁾ die Wirkjamkeit des Teufels, insbesondere die Bündnisse zwischen Menschen und dem Teufel. Die Geistlichkeit Sachsens schrieb Zeter über dieses Buch, die Ruhe der Kirche Christi werde dadurch gestört. Doch ließ Thomasius sich nicht einschüchtern, und nach und nach siegte die Vernunft über den Wahn. 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg verbrannt und 1782 die letzte Hexe in Glarus. Gegen Thomasius behauptete noch der Jurist Karzov, daß die Leugnung der teuflischen Besitzungen und Bündnisse als ein schweres Verbrechen bestraft werden müsse.

Thomasius.

1) Unger, Die Pflanze als Betäubungsmittel. Wien 1860.

2) Wie seine Vorgänger Molitor (1487), Geiler von Kaisersberg (1510), Bonziviubius (1515), Agrippa von Nettesheim, Erasmus (1520), Meyer (1563), Voos (Vosäus) (1586) und Tanner (1625).

3) Soldan=Heppel, l. c. II, p. 233 f.

4) Ibid. p. 247.

Philipps II. Anfänge und Sinken der Osmanenmacht.

Ende des französisch-spanischen Krieges.

Während der Zeit da Ferdinand I. und Maximilian II. in Deutschland regierten, spielten sich wichtige Ereignisse im übrigen Europa, besonders im Gebiete des Mittelländischen Meeres, ab. Zunächst ist jetzt der weitere Verlauf des Krieges gegen Frankreich zu schildern, welcher durch die Empörung der deutschen Fürsten wider den Kaiser hervorgerufen worden war, der aber im weiteren Verlaufe nur mehr zwischen Frankreich und Spanien geführt wurde, da das deutsche Reich trotz der Mahnungen Ferdinands I. — unter Preisgebung von Metz, Toul und Verdun — von weiterem Kampfe abstand.

Als Karl V. sich zur Abdankung entschlossen hatte, suchte er vor allem mit Frankreich einen Ausgleich zu machen. Nach langen Verhandlungen während des Winters, in welchem Montmorency für, Franz von Guise aber gegen den Frieden agitirte, kam endlich am 5. Februar 1556 zu Vaucelles ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zustande.¹⁾ Die kriegslustigen Guisen waren also diesmal unterlegen, hatten aber schon eine neuerliche Wendung der französischen Politik vorbereitet durch ihre Verbindung mit dem neuen Papste Paul IV.²⁾

Still-
stand
von
Vau-
celles,

die
Guisen

Julius III. war am 23. März 1555 gestorben. Sein Nachfolger Marcellus II. folgte ihm schon am 30. April auch im Tode nach, und nun wurde der Cardinal Johann Peter Caraffa zum Papst gewählt als Paul IV. Von Geburt ein Neapolitaner, aus der edlen Familie der Caraffas, von je ein Anhänger der Anjous und Gegner der Spanier, bestieg Paul IV. am 23. Mai 1555 den päpstlichen Thron. Obschon achtzig Jahre alt, besaß er noch das Feuer der Jugend;³⁾ früher der eifrigste Aftet, antwortete er nach seiner Thronbesteigung auf die Frage, wie er speisen wolle: „Da gran soverano“ (Wie ein großer Fürst). Sein Eifer aber für die Sache der Kirche, wie für die Studien, blieb sich gleich: „Er ist ganz Nerv,“ schreibt der vene-

und
Paul IV.

¹⁾ Vergl. S. 164 dieses Bandes.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 445 f.

³⁾ Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, II, S. 283—286. — Ranke, Die römischen Päpste, I, S. 188.

tianische Gesandte von ihm, „und wenn er geht, geschieht es mit einem freien, elastischen Schritt, als ob er kaum den Boden berührte.“¹⁾

Für die Unabhängigkeit Italiens von den Barbaren glühend, wie Julius II., haßte Paul IV. vor allen die Spanier, die schwerer zu vertreiben seien als Hundsgraz, während die Franzosen leicht wieder aus Italien zu entfernen wären. Mit den Franzosen, schloß er denn auch, trotz des zu Vaucelles geschlossenen französisch-spanischen Waffenstillstandes, im Juli 1556 einen Vertrag, durch den jeder Theil sich verpflichtete, 13.000 Mann zu stellen zu einem Heere, das die Spanier aus Italien vertreiben sollte; ein jüngerer Sohn Heinrichs II. sollte Neapel, und drei Neffen des Papstes sollten große Landgüter von diesen Eroberungen bekommen.²⁾

Montmorency hatte den Waffenstillstand mit Philipp II. betrieben, die Guisen aber hatten den König und den Papst zum Kriege gegen die Spanier gedrängt, denn Franz Guise hoffte bei der Kränklichkeit der Kinder Heinrichs II. mindestens König von Neapel, und Karl von Guise hoffte Papst zu werden. Kaum war der Bund abgeschlossen, so wurde Spanien beleidigt, für Neapel der durch früheren Vertrag erlassene jährliche Tribut verlangt und zuletzt dieses Königreich dem spanischen Monarchen abgesprochen.³⁾

Philipp II. zögerte denn auch nicht, mit Feindseligkeiten zu antworten. Ein Collegium von Würdenträgern der Kirche und des Staates sprach sich günstig aus über die Frage, ob ein Krieg gegen den Papst gerecht wäre, ob man nicht alle Geldsendungen nach Rom hemmen, ob man nicht ein Concil gegen den Papst berufen solle. Zugleich begann Philipp den Krieg.

Fernando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, geboren 1508, unter den tüchtigsten Lehrern in Waffen gebildet, tapfer, als Feldherr jedoch mehr ein Fabius Cunctator denn ein Hannibal, mehr vorsichtig als wagsam, scharfen Verstandes und von unbedingter Ergebenheit gegen seinen Herrn, war damals mit der Regierung Neapels betraut. Er überschritt im September 1556, entschlossen den ersten Streich zu thun, von San Germano aus mit etwa 15.000 Mann die römische Grenze und nahm Platz auf Platz; er warf zugleich in einem Manifeste alle Folgen des Krieges auf die Schultern des Papstes und erklärte, daß er bis zu einer Neuwahl bloß mit dem heiligen Collegium unterhandle. Bald war Anagni mit Sturm genommen, Livoli ergab sich ohne Widerstand, panischer Schrecken herrschte in Rom; nur Paul IV. behielt Geistesgegenwart und Muth: dem venetianischen Gesandten, der von Vermittlung sprach, drohte er, bei dem geringsten Zeichen von Falschheit den Kopf von den Schultern hauen zu lassen; die Bürger wurden bewaffnet, deutsche Söldlinge geworben. Indes nahm Alba am 19. November nach schwerem

1) Relazione di Roma di Bernardo Navagero 1553 — in den „Relazioni degli Ambasciatori Veneti“, VII, p. 378. Firenze 1846.

2) Prescott, l. c. I, p. 107 f. — Martin, l. c. VIII, p. 447 f.

3) Prescott, l. c. I, p. 108 f. — Martin, l. c. VIII, p. 448. — Flassan, l. c. I, p. 417.

Kämpfe Ostia, schlug die Römer vor der Hauptstadt, zwang den Papst zu einem kurzen Waffenstillstand und kehrte mit seinem Heere triumphierend nach Neapel zurück.¹⁾

Im Winter 1556 auf 1557 nahte jedoch über Piemont her der Herzog von Guise mit einer französischen Armee von 14.000 Mann, rückte, ohne von einer italienischen Macht behelligt zu werden, in den Kirchenstaat, ward vom Papste als treuer Kämpfer der Kirche mit hohen Ehren empfangen, entriß den Spaniern die Festungen des Kirchenstaates in kurzer Zeit wieder, überschritt die neapolitanische Grenze und belagerte Campi.

Der Ort ward mit Sturm genommen, die Männer getödtet, die Frauen mißhandelt, die Häuser angezündet; der Schrecken sollte die andern Städte zu rascher Übergabe bewegen, trieb aber gerade zu verzweifelter Vertheidigung. In Civitella, der nächsten Stadt, die er belagerte, kämpften die Frauen an der Seite ihrer Gatten mit gleicher Unerfrodenheit und zogen den Tod der Entehrung vor. Der Sturm mißlang, Krankheiten begannen, die Franzosen murrten über die päpstlichen Truppen; „Gott muß ein Spanier geworden sein“, rief Guise in seinem Ärger.

Indes hatte Alba wieder ein Heer gesammelt und zog den Franzosen entgegen. Guise machte einen letzten Sturmversuch auf Civitella, der aber mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde und ihn zwang, die Belagerung am 15. Mai 1557 aufzuheben.

Alba ertheilte der Stadt Civitella hohe Ehren und Rechte, desgleichen jedem, der eine Jungfrau von Civitella heiraten würde. Guise verließ das Gebiet von Neapel, von Alba nicht weiter verfolgt; denn dieser hatte keine Lust, „das Königreich Neapel um den gestickten Rock des Herzogs von Guise auf das Spiel zu setzen“. Dann überschritt Alba den Tronto, und der Papst rief Guise zum Schutze der Hauptstadt nach Rom, denn Marco Antonio Colonna, Albas Verbündeter, hatte die päpstlichen Aufgebote geschlagen und einige Plätze in der Campagna genommen. Alba nahm Segni und machte sogar in dunkler Nacht einen Versuch, Rom zu überraschen, zog sich aber zurück, als er die Römer gerüstet fand. Einer andern Nachricht zufolge soll der Zweck des Nachtmarsches gewesen sein, sich der Person Sr. Heiligkeit zu versichern und so den Krieg schnell zu Ende zu führen. Die Römer dachten an die Schrecken der Einnahme Roms unter Bourbon und verlangten laut, der Papst solle sich mit dem Feinde verständigen. Überdies hatte Guise von seinem König den vom 15. August datierten Befehl bekommen, schleunigst zum Schutze von Paris zurückzukehren, und erklärte auf die Nachricht der Niederlage der Franzosen bei Saint-Quentin, daß keine Ketten stark genug gewesen wären, um ihn in Italien zurückzuhalten. „Gehen Sie denn“, sagte der Papst, „und nehmen Sie mit sich das Bewußtsein, daß Sie wenig für Ihren König, noch weniger für die Kirche, und gar nichts für Ihre eigene Ehre gethan haben.“²⁾

¹⁾ Prescott, l. c. I, p. 109—120.

²⁾ Ibid. p. 120—135. — Martin, l. c. VIII, p. 448—450.

Friede
mit dem
Papste.

Paul mußte unterhandeln, der venetianische Gesandte vermittelte den Frieden: er war für den Papst so günstig, daß er nach Albas bitterer Bemerkung eher von dem Besiegten als vom Sieger dictiert war. Der Papst verlangte, daß der Herzog von Alba öffentlich dafür um Verzeihung bitte, daß er die Waffen gegen den heiligen Stuhl getragen. Alle der Kirche weggenommenen Orte wurden ihr zurückgestellt, die spanischen Truppen zurückgezogen, und der französischen Armee freier Durchzug nach der Heimat bewilligt. Philipp gestand alle diese Forderungen zu, denn ein Krieg gegen die Kirche war gegen sein Gefühl und schien ihm gegen seinen Vortheil und seine Ehre zu sein.¹⁾

Alba
in Rom.

Alba sagte stolz: „Wäre ich der König, so müßte mir Seine Heiligkeit einen seiner Neffen zur Abbitte nach Brüssel schicken, anstatt daß ihn meine Generale um Verzeihung bäten.“ Doch gehorchte der stolze Mann pünktlich den Befehlen seines Königs: am 27. September 1557 hielt er seinen Einzug in Rom, bat im Vatican kniend um Verzeihung wegen der Beleidigung, die Waffen gegen die Kirche getragen zu haben; der Papst bewilligte ihm gnädig die Absolution, gab ihm einen Platz an seiner eigenen Tafel, und sandte seiner Gemahlin die goldene Krone.

Ende
Pauls
IV.

So endete dieser Krieg der Spanier gegen den Kirchenstaat. Paul IV. aber suchte mit all der Energie seines Charakters die Wunden zu heilen, die seine verfehlte Politik seinem Lande geschlagen hatte. Von der Unwürdigkeit seiner Verwandten überzeugt, verstieß er sie aus allen Stellen, mit größter Strenge schritt er gegen Entartungen des Clerus ein, und suchte die alte Zucht in den Orden wieder herzustellen. Um die Einheit des Glaubens zu erhalten, verschärfte er die Inquisition; doch plötzlich raffte ihn am 18. August 1559 ein Fieber hinweg. Das Volk stürmte die Gefängnisse der Inquisition und befreite die Verhafteten. So endete Paul IV., ein Eiferer für die Unabhängigkeit Italiens. „Wenn meine Stimme unbeachtet bleibt,“ äußerte er sich einmal, „so wird für mich wenigstens der Gedanke ein Trost sein, daß sie in der Sache des Vaterlandes erhoben worden ist, und daß man eines Tages sagen wird, daß ein alter Italiener am Rande des Grabes, wo man am besten sich der Ruhe überläßt, seine Seele mit diesem erhabenen Gedanken erfüllt hatte.“

Philipp
II.

Indes hatte der Krieg Philipps II. mit Frankreich an der französischen Grenze selbst schon begonnen. Sobald Heinrich II. ein Heer über die Alpen gesandt hatte, sammelte auch Philipp ein Heer; im März 1557 gieng er wieder nach England hinüber, wo er liebevoll empfangen wurde und die Regierung bestimmte, Frankreich den Krieg zu erklären. Nach viermonatlichem Aufenthalt nahm er Abschied von Maria, die er nicht mehr sehen sollte. Mit 35.000 Mann, worunter 8000 Engländer, begann er den Krieg; es war sein erster

¹⁾ Prescott, l. c. 1, p. 136 f.

Krieg als König und er war glücklich; sein Heerführer war der aus seinem Lande von den Franzosen verjagte Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, ein abgehärteter, furchtloser, hochbefähigter Heerführer, damals zum Bräutigam der Elisabeth von Philipp bestimmt.¹⁾

Philibert fiel in die Picardie ein und lagerte vor der Festung Saint-Quentin. Ein französisches Heer unter dem Herzog von Nevers und Montmorency sollte die durch ihre natürliche Lage wohl geschützte und von einem Coligny verteidigte Stadt entsetzen. Am Morgen des 10. August 1557 errang Montmorency bei Saint-Quentin einen kleinen Vortheil über die Spanier; Philibert aber beschloß sofort eine Hauptschlacht, und Egmont erhielt den Befehl, mit seiner Reiterei die Franzosen zu beschäftigen, bis das spanische Heer unter Philibert zur Stelle sei. Egmont, ein tapferer und stürmischer Heerführer, setzte durch eine Furt über den Fluß, griff den Feind mit Feuer an und drang in heißem Kampfe vor, bis die Spanier annahen. Nun wurden die französischen Bataillone gesprengt, Verwirrung kam über die Franzosen, alles löste sich in wilde Flucht auf, das beste Blut Frankreichs floß wie Wasser. Der französische Feldherr Montmorency wurde schwer verwundet und gefangen, Johann von Bourbon tödlich verwundet, achtzig Fahnen, die ganze Artillerie fielen in die Hände der Sieger; es war eine Niederlage, wie die Franzosen seit der Schlacht von Azincourt keine erlitten hatten.²⁾

Philibert rieth, den Schrecken der Franzosen zu benützen und gleich auf Paris loszugehen; der kühne Karl fragte in San Juste auf die Nachricht vom Siege: „Ist Philipp schon in Paris?“³⁾ Doch dieser war mehr vorsichtig als kühn und die Belagerung von Saint-Quentin wurde fortgesetzt, in welcher Coligny seine ganze Charakterstärke entfaltete; am 27. August wurde die Festung, nachdem elf Breschen geschossen waren, mit Sturm genommen. Coligny und d'Andelot wurden niedergetreten und zu Gefangenen gemacht.⁴⁾ Philipp verbot beim Einzug in die Stadt bei Todesstrafe jede Gewaltthat an Schwachen und Alten, Frauen, Kindern und Priestern; doch konnte er die Plünderung nicht verhindern. Rasch nacheinander fielen Catelet, Royon, Chaulny; weitere Fortschritte hemmte der Abzug der Engländer und der Übergang der deutschen Reiter zu Heinrich II., der größeren Sold bot. Zu Ehren des Sieges von Saint-Quentin, der am Laurentiusstage erfochten wurde, ließ Philipp den Escorial erbauen, der bekanntlich im Grundriß die Form eines Kreuzes hat.

Frankreich that alles, um die Niederlage auszugleichen, der König erließ ein Aufgebot an sein Reich und dieses gab hochherzige Antwort. Der Herzog von Guise, der eben aus Italien zurückkehrte, wurde an die Spitze der Armee gestellt, sein Ziel war zunächst Calais, das seit 200 Jahren im Besitze der Engländer und so fest war, daß die Engländer über die Thore der Stadt schrieben: „Wenn die Franzosen Calais belagern, dann wird das

¹⁾ Pingard, l. c. VII, p. 261 ff. — Prescott, l. c. I, p. 142—148.

²⁾ Prescott, l. c. p. 142—160. — Martin, l. c. VIII, p. 452—456.

³⁾ Mignet, Charles-Quint, p. 278 f.

⁴⁾ Gaspar de Colligny, Relation du siège de St.-Quentin, bei Michaud et Poujoulat, VIII, p. 567—583.

Blei und Eisen wie Korkholz schwimmen.“¹⁾ Aber gerade die Stärke des Platzes machte die Engländer sorglos, obgleich Philipp II. sie warnte und Verstärkung von seinen eigenen Truppen anbot.

Guise that, als wollte er sich gegen Luxemburg wenden, stand aber plötzlich mit seiner Macht vor Calais und zwang es am 8. Januar 1558 zur Übergabe, — damit war der letzte Platz verloren, den die Engländer seit der Zeit Eduards III. noch in Frankreich hatten. Der Jubel der Franzosen war grenzenlos, auch Thionville fiel bald darauf. Dagegen erlitten die Franzosen bei Gravelingen eine schwere Niederlage. Eine Abtheilung ihres Heeres zog nach Flandern, nahm Dünkirchen und plünderte in der Umgegend. Philibert befahl Egmont, die Franzosen abzuschneiden und zu züchtigen, bis er selber zuhülfe komme. Egmont schnitt den Gegnern wirklich den Rückweg ab, stieß am 13. Juli 1558 auf sie bei Gravelingen und errang nach schwerem Kampfe einen glänzenden Sieg: 2000 Franzosen blieben auf dem Platze, 3000 wurden gefangen, unter ihnen der Marschall Termes.²⁾

Guise deckte schnell die Picardie und nahm feste Stellung hinter der Somme, Philibert rückte ihm entgegen. Die Monarchen von Frankreich und von Spanien stießen mit Verstärkung zu ihren Heeren und es schien zu einer großen entscheidenden Schlacht um den Vorrang beider Völker zu kommen. Ganz Europa sah mit Spannung dem Ausgange entgegen, doch der Papst beschwor beide Fürsten, Frieden zu schließen, und sie hatten Gründe genug, seine Mahnung zu beachten: beiden mangelte das Geld, beiden machten die Hugenotten im eigenen Lande Sorgen. Der gefangene Montmorency nährte die friedliche Stimmung; er und der Marschall Saint-André und der Cardinal Karl von Lothringen, Alba, Wilhelm von Dranien und Granvella bildeten den Friedenscongreß, der am 15. October 1558 in Cercamps bei Cambrai zusammentrat. Die Engländer bestanden auf der Rückgabe von Calais, denn sonst würde das Volk sie zu Tode steinigen. Philipp unterstützte ihre Ansprüche, solange Maria lebte; allein ihre Tage waren gezählt, das Gefühl, daß sie allein stehe, körperliche Leiden und der Verlust von Calais drückten gleich schwer auf ihre Seele. „Wenn ich sterbe,“ sagte sie bitter, „so wird man Calais auf mein Herz geschrieben finden.“³⁾ Sie erlag am 17. November 1558 und Elisabeth bestieg den Thron.

Zwar schrieb diese sogleich an Philipp, daß sie die gleichen freundlichen Beziehungen, wie ihre Vorfahrin gethan, und womöglich noch freundlichere, forterhalten wolle, allein bald merkten die Spanier, daß sie eine entgegengesetzte Richtung einschlage. Die Unterhandlungen wegen einer Vermählung Elisabeths

1) „Il sera vraisemblable que Calais on assiége, Quand le fer ou le plomb nagera comme liège.“

Bouillé, Hist. des Ducs de Guise, I, p. 428. — De Thou, Histoire universelle, l. c. lib. XX.

2) Martin, l. c. VIII, p. 459 f., 467—469.

3) Singard, l. c. VII, p. 274—277.

mit Philipp zerschlugen sich bald; diese erklärte, daß sie nicht ohne Rath ihres Parlaments sich vermähle, und wofern sie zum Heiraten sich bewogen finden würde, sie keinen andern Mann Philipp vorziehen würde; doch hege sie kein anderes Vorhaben, denn als Jungfrau zu sterben. Philipp brauchte den Frieden und bestand nicht mehr auf Calais, wenn nicht England mit seiner ganzen Stärke zu Land und Wasser ihn für die ganze Dauer des Krieges unterstützen wolle. Das mochte Elisabeth nicht, und so kam man überein, daß Calais am Schlusse von acht Jahren an England zurückgestellt werde, um den Schein zu retten.¹⁾

Die Verhandlungen von Cercamps wurden indessen seit Anfang Februar 1559 in Cateau Cambresis fortgesetzt und hier wurde am 3. April 1559 der Friede abgeschlossen. Philipps Verbündete, Savoyen, Mantua und Genua, bekamen ihre Gebietstheile wieder, die Franzosen ihre Städte in der Picardie, und Philipp seine Plätze in den Niederlanden.

Um die Einigung zwischen Frankreich und Spanien fester zu kitten, kam es zu einer Familienverbindung; im Juni 1559 ward Heinrichs Tochter, die schöne Elisabeth, mit Philipp vermählt, und Heinrichs Schwester Margareta mit dem Herzoge von Savoyen. Bei den Festlichkeiten, die in Paris der Heirat folgten, warf Heinrich II. in einem Turnier einen Ritter nach dem andern zu Boden; es war schon Abend, da forderte der König den jungen Schotten, Grafen Montgomery, auf, noch eine Lanze mit ihm zu brechen. Als beide gegeneinander ritten, zersplitterte die Lanze des Schotten am Visier des Königs, dem ein Splitter durch das Auge gieng. Heinrich II. wurde besinnungslos weggetragen und erlag am 10. Juli 1559 der Wunde, im dreizehnten Jahre seiner Regierung, im zweiundvierzigsten seines Alters.²⁾

Suleimans II. Familienunglück.

Neben der Verstimmung über den Frieden von Cateau Cambresis war Unglück in der eigenen Familie daran schuld, daß Suleiman im Jahre 1562 gegen die österreichischen Habsburger so nachgiebig war.³⁾ Seine letzten Jahre sind getrübt durch das Gefühl einer Blutschuld, die er gegen zwei seiner Söhne und deren Kinder auf dem Gewissen hatte. So glänzend der Stand des Reiches nach außen, so düster sah es im Herzen des Sultans aus. Der „Schatten, das Ebenbild Gottes auf Erden“, hatte in der Eifersucht der Macht seine Söhne unschuldig ermorden lassen. Es ist dies der Fluch der Vielweiberei, dem auch Suleiman seinen schmerzlichen Tribut zahlen mußte, so sehr sonst seine Natur reich war an edleren Elementen und an einem gewissen sittlichen Ernst.

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 301. — Granvella, Papiers d'état, V, p. 326. — Flassan, l. c. I, p. 419 ff. — Die Literatur über diesen Frieden und den mit Spanien, bei Martin, l. c. VIII, p. 473—479.

²⁾ Martin, l. c. VIII, p. 476 f., 501.

³⁾ Vergl. S. 188 dieses Bandes.

Wie Suleiman stark war in der Liebe, so war er entseztlich im Verdachte und im Zorne. Die Neigung seiner jungen Jahre war eine Escherkessin, von der er zwei Söhne hatte, Mustafa und Bajesid. Mustafa war durch Schönheit, Geist, Adel des Herzens, ritterliches Wesen, das Ebenbild des Vaters, die Hoffnung der Nation, der Liebling der Armee, und der Sultan hatte ihn früher selber als seinen Nachfolger betrachtet. Bajesid war eine mehr stille Natur mit friedlichen Neigungen. Später liebte Suleiman eine Russin, Kossa oder Kozolane, auch Chassel Chirrem (= die Fröhliche) genannt, welche durch kluge Verührung seiner Schwächen sich seines Herzens vollständig bemächtigte. Zwischen ihr und Mustafas Mutter entbrannte die wildeste Eiferjucht. Diese mißhandelte jene eines Tages nicht bloß mit Worten, wie „Verrätherin“, „verkauftes Fleisch“, sondern auch mit Schlägen. Als Kozolane mit den Spuren der Mißhandlung, mit Thränen im Auge, mit aufgelösten Haaren sich dem Sultan zeigte, verbannte dieser die Escherkessin aus seiner Nähe nach Amasia in die Statthalterschaft seines Sohnes Mustafa. Der Haß der Frauen übertrug sich auf ihre Söhne. Kozolane suchte Mustafa die Nachfolge zu entreißen und diese ihrem Sohne Selim zuzuwenden. Bald fühlte Mustafa, wie mächtig der Einfluß Kozolanes sei, die kein Mittel außeracht ließ, ihn zu verdächtigen, als suche er dem Vater vor der Zeit den Thron zu entreißen und ihm das Schicksal zu bereiten, das Selim I. seinem Vater Bajesid bereitet hatte. Durch die Vermählung mit einer ihrer Töchter von Kozolane gewonnen, trat der Großvezier 1553 mit den Worten vor den Sultan: „Herr, die Janitscharen haben sich gegen dich verschworen, sie sagen, daß das Alter das Blut in deinen Adern erstarrt habe, und daß es Zeit für dich sei, den Fuß auf das Kissen der Ruhe zu legen. Mustafa ist die Seele der Verschwörung, denke an Bajesid II.“ — „Gott verhüte,“ antwortete Suleiman, „daß Mustafa solche Frechheit zeige. Man schicke nach Amasia und bringe ihn hieher ins Lager!“ — Der Sultan war gerade auf einem Zuge gegen Persien. Mustafa ahnte dunkel, was ihm bevorstehe, er war von verschiedenen Seiten her gewarnt worden, doch glaubte er, dem Befehle des Vaters gehorchen zu müssen, was ihn auch für ein Geschick treffe, und trat, vom lauten Jubel des Heeres begrüßt, der aber gerade den Vater im Verdachte seiner aufrührerischen Gesinnung bestätigte, unbewaffnet in das Zelt Suleimans, um ihn zu begrüßen. — „Der Hund hat noch den Muth, mich zu grüßen!“ donnerte Suleiman seinen Sohn an. Stumme stürzen sich auf den Sohn mit der Bogenjchnur. „Vater!“ ruft Mustafa, — vergebens; da regt sich die Lebenslust, mit Riesenkraft erwehrt er sich der Henker, aber andere kommen und erdrosseln ihn. Einen jüngeren Bruder, Dschihangir, der, ob schon ein Sohn Kozolanes, doch Mustafa wegen seiner edlen Eigenschaften zärtlich liebte, tödtete der Gram. „Unnatürlicher Vater!“ soll er dem Sultan zugerufen haben, „du sollst statt eines Grabes zwei gefüllt haben!“ Im Lager brach ein Aufruhr aus. Die Janitscharen verlangten nach Mustafa. Der Sultan ließ die Leiche auf einen Teppich vor das Zelt legen. Der Schreck vor dem Herrscher, der sein eigenes Blut nicht schonte, und ein Geschenk wirkten, doch rettete nur die Flucht den Großvezier vor ihrem Haße. Ihre Liebe wendete sich nun dem vierzehnjährigen Sohne Mustafas, Mohammed, zu. Sie ward auch für diesen verhängnisvoll. Der Sultan gab Befehl, den Knaben zu tödten, als größte Gefahr für die Einheit des Reiches. Die Mutter des Knaben hütete ihn mit der Wachsamkeit der Liebe und ließ ihn nie von sich. Man wußte aber durch List ihn doch von der Mutter zu trennen und zeigte ihm mit den Worten: „Der Sultan

Mustafa.

Kozolane.

Verleumdung.

Mustafa erwürgt.

Dschihangir.

Mohammed.

hat dein Ende befohlen“ die tobbringende Schnur. — „Dieser Befehl ist mir heilig, als wenn er von Gott käme“, entgegnete der Knabe, hielt seinen Hals hin und wurde anfangs 1554 erdrosselt.¹⁾

Ein Verbrechen zieht jedoch immer ein anderes, wie eine Nothwendigkeit, nach sich: Bajesid fühlte sich jetzt nicht mehr sicher, zwischen ihm und Selim brach durch Leute, welche sich bei dem Sohne Rogolanes beliebt machen wollten, Feindseligkeit aus. Beleidigende Briefe wurden gewechselt. Suleiman II. tadelte den Sohn und suchte eine Versöhnung herbeizuführen, die Briefe wurden aber unterschlagen und es ward so lange geschürt, bis selbst der friedfertige Bajesid ein Heer zu seinem Schutze sammelte. Er erlag in einem mörderischen Treffen bei Konia am 30. Mai 1559 den Waffen seines Vaters und flüchtete sich mit seiner Familie zum Schah von Persien. Suleiman drohte mit Krieg, wenn der Schah seinen Sohn nicht ausliefere. Auf Krieg mochte es Tamasp nicht ankommen lassen, er setzte Bajesid mit seinen vier Söhnen gefangen und gestattete, daß gegen ein Blutgeld von 400.000 Goldstücken die Hender Suleimans Bajesid und seine vier Söhne am 25. September 1561 im Gefängnis erdrosselten!²⁾

Fortan hatte Suleiman II. keine heitere Stunde mehr. Er wurde argwöhnisch, verschlossen, abergläubisch, er suchte vergebens Frieden der Seele. Eine Wahrsagerin erklärte ihm, er müsse seine Saiten-Instrumente zerbrechen, und er that es — bisher hatte er zuweilen Trost im Dichten gefunden. Sie sagte ihm, aller Luxus sei sündhaft, und statt auf Silber speiste der alte Kaiser auf Thongeschirr; sie erklärte, Allah zürne, weil in Constantinopel Wein getrunken werde, und sofort verbot der Sultan auch den Christen seines ganzen Reiches den Genuß des Weines.³⁾

Vielleicht drückte ihn auch das Gefühl von der Unwürdigkeit und Unfähigkeit Selims, für den er, als den jetzt erklärten Thronfolger, sich mit dem Blut seiner Söhne und seiner Enkel besudelt hatte. Ein Venetianer⁴⁾ schildert diesen Selim II. als häßlich, als klein, als von schwächlicher Gesundheit in Folge von Ausschweifungen und Weintrinken: er gleiche mehr einem Ungeheuer als einem Menschen, sei entstellt und habe ein ruiniertes und erhitztes Gesicht, es fehle ihm jeder Sinn für Kunst und Wissenschaft, er sei unbeholfen und roh in seinen Reden und verstehe gar nichts von Geschäften, dabei sei er unbesonnen, schmutzig, habüchlig. — Und die Schultern eines solchen Menschen sollten die Last des Reiches tragen!

Suleimans II. Krieg gegen Malta.

Wie um durch neue Aufregung sich zu betäuben, wandte Suleiman II. sich wieder kriegerischen Unternehmungen zu. Zunächst galt es der Insel Malta.

¹⁾ Zinkeisen, l. c. III, p. 28—37.

²⁾ Ibid. l. c. III, p. 38—50.

³⁾ Ibid. l. c. III, p. 50—52.

⁴⁾ Ibid. l. c. III, p. 55.

Philipp
II.

Malta.

Philipp II. hatte 1564 die afrikanische Stadt Pignon de Welles hinweggenommen, um von da aus weiter an der Küste von Afrika vorzudringen. Um dies zu verhindern und zugleich seine Herrschaft über das Mittelmeer zu sichern, schien dem Sultan eine Festsetzung auf Malta unumgänglich nöthig.¹⁾ Für diesen Zweck wurden im Winter 1564 auf 1565 großartige Rüstungen betrieben, namentlich zwanzig Riesenkanonen gegossen. Von den Rüstungen verbreitete sich Kunde in Europa, über den Zweck derselben war man aber im dunkeln. Nur einer hatte durch seine Rundschafter sichere Nachricht bekommen: es war der Großmeister des Ordens der Johanniter, denen der Zug galt. Suleiman hatte sie einst aus Rhodus vertrieben, jetzt wollte er ihnen auch ihre letzte Zuflucht, Malta, entreißen.²⁾

Rhodus
und
Malta.

Malta war eine unfruchtbare Felseninsel, als der Orden dieselbe 1530 übernahm. Den Rittern fiel es schwer aufs Herz, als sie landeten, wenn sie ihres früheren Aufenthaltes auf Rhodus, der Insel der Rosen, gedachten. Aber in kurzer Zeit war der Felsen in ein Gartenbeet umgewandelt. Terrassen wurden eingehauen, fruchtbare Erde aus Sicilien herbeigeführt, Höhlen gesprengt, so daß die Insel auch als Festung dienen konnte. Sie ward ein Bollwerk der christlichen Sache, wie einst Rhodus. Die Ritter führten unermüdblich den Seekrieg mit den Türken. Deshalb beschloß Suleiman, mit der Vernichtung des Ordens und der Eroberung der Insel seine Regierung zu beschließen.

Ba
Vallette.

Wahrscheinlich wäre ihm sein Plan gelungen, wäre nicht Jean Parisot de la Valette Großmeister gewesen. Sein Muth, seine Umsicht, seine Tugend hatten ihn von Stelle zu Stelle bis zur höchsten Würde des Ordens erhoben. Zwar war er achtundsechzig Jahre alt, aber das Heldenfeuer der Jugend, in der er der Verteidigung von Rhodus angewohnt, glühte noch in seinen Adern. Auch er rüstete den Winter hindurch. Er hob auf der Insel 2000 Mann aus und übte sie in Waffen, er forderte die Ritter durch ganz Europa auf, in Malta die Gefahr und die Ehre des Ordens zu theilen. Und als sie, belebt vom alten Heldengeist, von allen Seiten freudig herbeieilten, theilte er ihnen mit, daß sie jetzt den Hauptstoß des osmanischen Reiches auszuhalten, daß sie die Hauptschlacht des Kreuzes gegen den Halbmond zu schlagen, unsterblichen Ruhm und den Himmel zu gewinnen hätten. Alle nahmen das Abendmahl und schworen darauf, ihr Leben der großen Sache zu weihen.³⁾

¹⁾ Ausführlich und mit Wärme ist die Belagerung von Malta geschildert in Folieta, *De obsidione Melitensi, Genuae 1587*, und in Vertot, *Histoire des chevaliers de St.-Jean de Jérusalem*, Paris 1726, 5 voll. über Vertot vergl. später Bb. XI dieses Werkes.

²⁾ Über die Rüstungen vergl. den Augenzeugen Petremol in Charrière, *Négociations*, II, p. 772—780.

³⁾ Prescott, *Geschichte Philipps II.*, Bb. III, S. 161—166.

Damals bestand noch keine Stadt La Valette, sondern nur einige Forts um den großen Hafen: St. Elmo, St. Angelo, St. Borgo, St. Michael. Diesen galt der Angriff, diese wollte La Valette mit 9000 Mann, worunter 7000 Ritter, vertheidigen; Kinder, Alte und Schwache hatte er nach Sicilien hinüber schaffen lassen. Philipp II. hatte Hilfe versprochen und dem Vicekönig von Sicilien befohlen, die Ritter zu unterstützen. Der Großmeister vertheilte die Mannschaften in die einzelnen Festungen und suchte den Geist des Wetteifers rege zu machen.

Am 19. Mai 1565 erschien die türkische Flotte,¹⁾ 130 Galeeren stark, nebst vielen Transportschiffen mit 30.000 Mann Kerntruppen und 63 Kanonen. Piali war Admiral, Mustafa-Pascha, ein erprobter alter Feldherr, befehligte das Landheer. Zuerst begannen die Türken die Belagerung des Schlosses St. Elmo, um sichere Einfahrt in den Hafen zu bekommen, 24. Mai. Solche Massen von Eisen und Stein flogen gegen die Mauern, daß sie wie Gips zusammenstürzten. Die Besatzung bat um Hilfe bei La Valette, der in Borgo war: St. Elmo sei ein kranker Mann, der einen Doctor brauche. „Ich will selber der Doctor sein“, sagte La Valette. Die Ritter beschworen ihn, sich dem Orden zu erhalten, und daher sandte er unter einem zuverlässigen Führer Verstärkung — das Meer verband beide Schloffer. Der Kampf wurde nun jeden Tag wilder. Nachdem Breche geschossen, erfolgte ein Sturm nach dem andern. Piali ward schwer verwundet, Dragut kam aber mit Verstärkung und er galt für einen ebenso guten Ingenieur, als tüchtigen Seemann. Neue Batterien wurden gegen das Schloß errichtet und die Ritter meldeten dem Großmeister, er möge sie durch Boote abholen lassen, denn der Posten sei nicht länger zu halten. Doch La Valette antwortete, von Elmo hänge der Bestand des Ordens ab, denn der Vicekönig von Sicilien habe erklärt, er könne mit der Flotte nicht kommen, wenn Elmo in der Hand des Feindes sei; er, der Großmeister, wolle selber kommen, um die Festung zu erhalten oder auf der Breche zu sterben. Die Ritter in St. Elmo antworteten, sie wollten lieber einen Ausfall machen und den Tod suchen, als in diesem offenen Stall von Wölfen zerrissen werden. Doch La Valette sandte Bottschaft, es sei nicht genug, den Tod der Ehre zu sterben, sondern sie müßten sterben, wie er es ihnen vorschreibe, und als de Broglia erklärte, er wolle beweisen, daß der Zustand noch nicht zum Verzweifeln sei, wenn ihm La Valette Truppen dahin mitgebe und Freiwillige genug mit ihm ziehen wollten, so schrieb La Valette an die Ritter in St. Elmo, ihre Bitte sei erhört, er werde sie in dieser Nacht noch erlösen und dafür andere senden, denen er das Schicksal der Festung anvertraue. Jetzt schämten sich die Vertheidiger ihrer Bitte, Schande war ihnen ärger als der Tod. Zweimal brachten Schwimmer die Bitte an den Großmeister, daß die Ritter das Vergangene bereuten und ihn demüthig um Vertrauen bäten. La Valette gab endlich nach, sandte aber Verstärkung, Lebensmittel, Munition, Materialien, um die Breche auszubessern. Und wieder erhob sich ein Riesenkampf.²⁾

Am 16. Juni begann ein entsetzlicher Sturm — die Angriffscolonne nahte, schwankte unter dem sicher gerichteten Kugelfeuer der Vertheidiger, sammelte sich wieder durch Neuzinkommende verstärkt, drang voran, die Fallenden nieder-

¹⁾ Berichte Petremon's über die Belagerung Malta's bei Charrière, Négociations, II, p. 789—814.

²⁾ Prescott, l. c. III, p. 171—183.

selben^{tab.} tretend, und rang dann Mann gegen Mann mit der Blut des religiösen Hasses, um schließlich besiegt umzukehren mit entsetzlichen Verlusten. Der Sturm war abgeschlagen, der gemeine Mann hatte seine Pflicht so gut gethan, wie der beste Ritter, die Frauen dem Tode getrotzt wie die Männer, Verwundete weggetragen, den Kämpfenden Munition und Lebensmittel gebracht.

St. Elmo
erhört.

Jetzt wußte aber Dragut die Verbindung von St. Elmo mit den andern Forts zu schließen. Obwohl Dragut selber bei diesem Unternehmen fiel, wurde sein Plan doch durchgeführt, und vom 18. Juni an war die Besatzung sich selber überlassen. Man sah die Noth der Brüder — und konnte nicht mehr helfen. Am 21. Juni begann ein neuer allgemeiner Sturm; dreimal unternommen, wurde er dreimal abgeschlagen. Nach mehrstündigem, entsetzlichen Ringenkehrten die Türken um — aber das Triumphgeschrei aus der Festung war nur schwach, denn alle, die noch lebten, waren verwundet. Ein neuer Sturm war nicht mehr zu bestehen. Die Vertheidiger bereiteten sich wie Märtyrer auf den Todesstreich vor. Am 23. Juni begann der Sturm von neuem, der Kampf währte nur einige Stunden, er endete mit dem Untergang der Christen. 1500 waren in der Belagerung gefallen, darunter 123 Ritter, dagegen 8000 Türken. St. Elmo wurde dem Boden gleich gemacht.¹⁾

St.
Borgo.

„Was wird erst der Vater kosten, wenn das Kind uns schon so theuer zu stehen gekommen ist!“ — rief Mustafa, als man davon sprach, jetzt St. Angelo zu belagern. La Balette hatte St. Borgo so gut als möglich in Vertheidigungs- zustand gesetzt. 40 Ritter und 700 Soldaten waren zur Verstärkung aus Sicilien gekommen und hatten unter dem Schutze eines dichten Nebels die Festung erreicht. Einem Boten, durch den der Türke zur Übergabe aufforderte, wurde der tiefe Graben der Festung mit den Worten gezeigt: „Da ist der ganze Platz, den wir deinem Herrn einräumen können, aber er ist tief genug, um ihn sammt seinen Leuten zu begraben.“ Jetzt begann der Kampf zunächst um St. Michael zu Wasser und zu Land. Die Türken bekamen Verstärkung aus Algier. Ihr Führer verwunderte sich, daß man St. Borgo nicht schon genommen. Da überließ ihm Mustafa den Oberbefehl bei einem Sturmversuch: er fiel übel aus. Ein Helldemuth besetzte alle in der Festung, dabei waren die Geschütze der Christen sicherer gerichtet als die der Türken und La Balette beherrschte mit dem Auge des Adlers die ganze Schlachtlinie, um dahin Verstärkung zu senden, wo die Noth am größten war. Gnade wurde nicht gegeben und nicht genommen. Beim ersten Sturme fielen 3000 Muselmänner. Nach dem Siege giengen die Christen in Procession zur Kirche. Und wie über der Erde, so bekämpfte man sich unter der Erde durch Minen, der Boden glich einer Wachscheibe. Aber je länger der Kampf währte, umso größer wurde dennoch die Noth der Christen. Lebensmittel und Pulver giengen dem Ende entgegen. Die Hilfe aus Sicilien wollte noch immer nicht kommen. La Balette sagte zuletzt offen: „Die einzige Hilfe, auf die wir bauen können, ist der allmächtige Gott.“ — Jeden Tag liefen die Türken Sturm, doch die Christen behielten die Oberhand und füllten in der Nacht immer die Öffnungen in der Mauer wieder aus. Bei Tag steter Kampf, bei Nacht fortwährende Beunruhigung. Die Vertheidiger sahen bleich aus, wie Geipenster.

Höchste
Noth.

Rettung.

Doch zum Glück trat im türkischen Heere Entmuthigung ein. Krankheiten rafften jeden Tag Hunderte dahin und am 25. August wurde die spanische

¹⁾ Prescott, l. c. III, p. 183—196.

Flotte sichtbar: 28 Galeeren mit 11.000 Veteranen und 200 Ordensrittern. Die Türken schifften sich ein, kehrten aber wieder um, und es kam zu einem neuen Kampf. Am 11. September aber hatte alle Noth ein Ende, die Türken flohen. Suleiman trat die Botschaft mit Füßen, die ihm die Kunde vom Scheitern des Unternehmens brachte. Die Kosten der Rüstungen und 30.000 Mann waren verloren, die Flotte durfte nicht bei Tag in den Häfen von Constantinopel einlaufen. La Valettes Name aber flog von Mund zu Mund, und als er auf der Insel an die Stelle der zerstörten Schlöffer eine neue Festung gebaut hatte, wurde ihr der Name „La Valette“ gegeben zum Gedächtnis an den Helden des Kreuzes.¹⁾

Sulei-
man
beschämt.La
Valette.

Suleimans II. Tod 1566. — Niklas Brinyi.

Mit einer Niederlage wollte Suleiman II. seine Regierung nicht schließen, darum ordnete er neue Rüstungen an. 1566 machte Piali der Herrschaft der Justiniani auf Chios ein Ende.²⁾ Seinen kriegerischen Ruhm gedachte jedoch der Sultan durch einen Zug zu Lande zu erneuern, und darum wurde nach dem Tode Ferdinands I. gern ein Auflass ergriffen, den Krieg gegen Osterreich wieder zu beginnen. Maximilian II. zeigte wenig Neigung, den Forderungen der Pforte zu genügen. Auch kam es zwischen ihm und Johann Sigismund Zápolya zu Feindseligkeiten: Johann Sigismund besetzte noch Ende 1564 Szathmár und andere Plätze, und Maximilian II. ließ anfangs 1565 Tokaj und Szerencs wegnehmen. Zápolya klagt bei Suleiman und dieser erklärte den Krieg.

Chios.

Krieg
mit
Oster-
reich.

Anfangs Mai 1566 begann der dreizehnte Feldzug und Suleiman selber leitete ihn in aller Pracht kaiserlicher Herrlichkeit.³⁾ Doch war der Sultan nicht zu Pferde, sondern, weil krank und schwach, in einem Wagen. Zu Semlin huldigte Zápolya — dreimal kniete er vor dem Großtürken nieder und dreimal hieß ihn Suleiman aufstehen und reichte ihm die Hand und hieß ihn willkommen als seinen geliebten Sohn. Von der vielen Herrlichkeit verwirrt, sagte Zápolya, er wisse nichts zu sagen, als daß er der Sohn eines alten Dieners sei, und Suleiman sagte, er wolle nicht weichen, bis er ihn zum König von Ungarn geföhrt haben werde. Von Semlin wollte Suleiman ursprünglich gegen Erlau ziehen, aber Maximilian II. hatte gerüftet: seine Truppen zwangen den Pascha von Osen zum Rückzug gegen Balota, nahmen Beszprim und Totis. Niklas Brinyi überfiel bei Siklos eine türkische Abtheilung, plünderte ihr Lager und gewann eine große Beute. Der erschlagene Anführer war Suleiman nahe gestanden. Darum beschloß der Sultan in seinem Grimm, zu-

1566.

¹⁾ Prescott, l. c. III, p. 197—235; Zinkeisen, l. c. II, p. 898 f.

²⁾ Die Literatur über die Wegnahme von Chios bei Zinkeisen, l. c. II, p. 901—902.

³⁾ Suleiman gilt vielen als I., da Suleiman I., der Sohn Bajesids (1402—1410), nur einen Theil des Reiches besaß.

Szigeth. nächst nicht nach Erlau zu ziehen, sondern Szigeth zu nehmen und Brinhi zu vernichten, dessen Stammschloß Szigeth war.

Anfangs August nahte die ganze Heeresmasse, 100.000 Mann mit 300 Geschützen, der Festung, die aus einem Schlosse mit fünf Bollwerken und einem runden Thurm aus Ziegeln, dann aus der Alt- und Neustadt bestand. Die beiden letztern waren nicht zu halten und das Schloß sehr schwer. Aber Brinhi beschloß, dennoch mit seinem Häuflein zu widerstehen, das Angebot des Landes Kroatien gegen Übergabe der Festung wies er stolz ab. Die Neustadt ließ er am 9. August verbrennen. Nach weiteren zehn Tagen mußte auch die Altstadt geräumt werden. Der erste Sturm auf die innere Festung wurde heldenmüthig zurückgeschlagen. Drei Tage darauf, am Jahrestag der Schlacht bei Mohács, erfolgte ein noch viel schrecklicherer Angriff, aber auch dieser wurde mit großem Verluste zurückgeschlagen. „Ist dieser Rauchfang denn noch nicht ausgebrannt und tönt noch nicht die Pauke der Eroberung!“ rief Suleiman unwillig. Er erlebte den Fall Szigeths nicht mehr, denn er starb in der Nacht vom 5. auf den 6. September.

Suleimans
Tod.

Der Tod des größten Herrschers der Osmanen wurde verheimlicht. Indes hatten die Janitscharen das große Bollwerk mit Minen untergraben — am 5. September stürzte es zusammen. Am 8. September stand nur noch von der inneren Festung der Thurm, worin die Pulverkammer war, unversehrt. Brinhi mußte sich ergeben oder sterben. Er wählte den Tod des Helden: er schmückte sich zum letzten Ausfall, wie wenn es zum Traualtare gieng, damit, wer ihn ausziehe, nicht sagen könne, er habe nichts an ihm gefunden und nahm seinen ältesten goldbeschlagenen Säbel: „Mit diesem hab' ich zuerst Ehre und Ruhm erworben, mit diesem will ich tragen, was Gottes Gericht über mich verhängt.“ — Voraus ließ sich Brinhi seine Fahne tragen, dann trat er ohne Panzer und Helm unter die Schar der 600, die sich mit ihm dem Tod geweiht hatten, und stürzte sich mit dem Ruf: „Jesus!“ auf die heranziehende Sturmcolonne. Von zwei Kugeln in die Brust, von einem Pfeil in den Kopf getroffen, sank der ungarische Leonidas nieder. Und wie der Anführer, so fand die übrige tapfere Besatzung bis auf den letzten Mann den Heldentod. Indes wüthete Mord und Brand im Schlosse; während die Türken eindringen, flog der Pulverthurm in die Luft. Über 3000 Türken giengen dabei zugrunde. Bald erfuhren die Minister, daß Selim II. in Constantinopel angekommen und seine Thronfolge gesichert sei, und jetzt erst wurde dem Heere der Tod des Sultans mitgetheilt. — Das Heerkehrte um, 25.000 Mann waren vor Szigeth gefallen. Maximilian II. löste sein Heer auf, mit dem er, auf eine Hauptschlacht hoffend, bei Raab stand.¹⁾

Brinhis
Heldentod.

Selim
II.

Friede. Am 17. Februar 1568 schloß Selim II. einen achtjährigen Frieden mit dem Kaiser, auf Grundlage des gegenwärtigen Besitzstandes und des jährlichen Geschenkes von 30.000 Ducaten. Zápolya, der den Frieden hindern wollte, bekam die Weisung aus Stambul, sich streng daran zu halten.

Zápolya.

¹⁾ Huber, l. c. IV. p. 249—262.

Sein Plan, mit Hilfe Georg Bocskays seit Ende 1568 in Maximilians Gebiet einen Aufstand zu erregen, um dadurch König von ganz Ungarn zu werden, fand am Großvezier selber den entschiedensten Gegner. 1570 schloß er nun einen Vertrag mit dem Kaiser: er entsagte dem Königstitel, Maximilian verhiess ihm eine Nichte zur Gemahlin und die Fürstenthümer Duppeln und Ratibor, wenn ihn die Türken seines Fürstenthums berauben sollten, ferner sollte nach Zápolyas allenfallsigem kinderlosen Tode der von den Siebenbürgern freigewählte Wojwode die Oberherrlichkeit Maximilians anerkennen.¹⁾

Vertrag vom Jahre 1570.

Ältere Geschichte von Cypern.

Selim II. (1566—1574) hatte zwar keine der großen Eigenschaften seines Vaters: im Serail aufgezogen, war er träge und genussüchtig: allein die Eroberungsjucht der Dynastie lebte auch in ihm und tüchtige Heerführer aus der Schule seines Vaters standen ihm zur Seite. Sein Großvezier, Mohammed Sokolli, der die ganze Regierung leitete, war ebenso klug als unermüdet.

Selim II.

Nachdem 1571 Arabien unterjocht, wurde der Krieg gegen Venedig mit allem Ernst geführt. Der Krieg heisst der cyprische, weil er dem kostbarsten Juwel im Colonialbiadem Venedigs galt, nämlich der Insel Cypern. Diese Insel, deren Fruchtbarkeit und Schönheit die Alten priesen,²⁾ war noch nicht, wie heutzutage, entwaldet und lohnte den Fleiss des Landmanns mit reichem Ertrag: noch immer gedieh hier die Granate, die Orange, die Feige, die Banane, der Johannisbrotbaum lieferte die süssen Schoten, der Mastix- und Liquidambarbaum wohlriechende Harze, die Rebe den herrlichen Cyperein. Namentlich warf der Bau des Zuckerrohres reichen Gewinn ab. Die Maulbeerbäume und die Seidenraupe, die hier schon seit den Tagen Justinians I. gepflegt wurden, lieferten einen Jahresertrag von 500 Centnern Seide und die cyprischen Sammet- und Seidenzeuge waren berühmt. Aus dem See von Larnaka wurden jährlich im Durchschnitt 500.000 Centner Salz gewonnen. Die Kupferbergwerke dagegen waren erschöpft. Die Wälder lieferten das beste Schiffsbauholz und hegten reichliches Wild.³⁾

Cypri- scher Krieg.

Cyprens Fruchtbarkeit.

Wir sahen,⁴⁾ wie Richard Löwenherz der griechischen Regierung ein Ende machte und die Insel dem Guido von Lusignan schenkte.

Die Lusignan.

¹⁾ Guber, l. c. IV. p. 261—268. — Horváth, l. c. II, p. 93—96.

²⁾ Vergl. Bd. I, S. 438 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Mas Latrie, Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan, I, p. 58 ff. — Perquet, Carlotta von Lusignan und Caterina Cornaro, S. 11—19. Regensburg 1870. — Unger und Kotschy, Die Insel Cypern. Wien 1865.

⁴⁾ Vergl. Bd. V, S. 197, 200 dieses Werkes. 5. Aufl.

Das Geschlecht der Lusignan oder Luzignan stammte aus Poitou, und war reich an schönen und tapfern Männern. Drei Brüder Hugos IX., Amalrich, Guido und Gottfried, wallfahrteeten nach dem Heiligen Lande. Amalrich wurde Connetable des Reiches, Guido Gemahl der Sibylle, welche nach dem Tode Balduins V. Königin wurde (1186), „Wenn Guido König wird,“ rief sein Bruder Gottfried lächelnd, „so wird er auch noch Herrgott werden!“ — Guido wurde in der That König, sein Glück aber war von kurzer Dauer: in der Schlacht bei Hittin (1187) wurde er von Saladin gefangen; kaum war er wieder frei, so starb seine Gattin (1190) und verdrängte ihn Konrad von Montferrat. Guido begab sich nach Cypern zu Richard Löwenherz, der als Graf von Poitou sein Lehensherr war, und half ihm tapfer bei der Eroberung der Insel. Mit Richard kam er nach Palästina zurück, aber der Einfluß des Löwenherz war nicht stark genug, ihn wieder zum König von Jerusalem zu erheben.¹⁾

Da fand sich ein anderer Thron für Guido. Richard hatte um 100.000 Tempelr. Goldbyzanten²⁾ Cypern an die Tempelr verkauft, 40.000 hatten sie ihm sogleich bezahlt, für den Rest ein Schloß in Palästina verpfändet. Die Cyprioten wollten von diesem Wechsel der Herrschaft nichts wissen und beschloßen, auf Charjamstag (den 5. April 1192) die Tempelr alle zu ermorden. Deren waren nur 14 im Schloß von Nikosia, dazu 29 andere Ritter und 74 Mann zu Fuß, zwar alle wohlbewaffnet, aber es mangelte an Lebensmitteln. Schon wollten sie mit der Menge, die das Castell umtobte, um Abzug unterhandeln — doch die Feinde dürsteten nach ihrem Blute und bestanden auf Übergabe auf Gnade und Ungnade. Lieber mochten jedoch die Ritter in ehrlichen Kampf enden und machten in der Verzweiflung einen Ausfall, dessen die Gegner sich nicht versehen hatten — sie waren überrascht, viele wurden in der Verwirrung niedergehauen. — Die Ritter hatten gesiegt, aber der Großmeister mochte im Kampfe gegen die Bevölkerung das Blut seiner Tapfern nicht vergeuden, und bat Richard, die Insel wieder an sich zu nehmen.³⁾

Gün. de
Lusignan
Mai 1192
bis April
1194.

Da übertrug der König 1192 die Insel an Guido. Die 40.000 Goldbyzanten sollte er dem Orden zurückstellen, 60.000 an Heinrich von Champagne bezahlen.

Ver-
fassung.

Guido fand Italiener, die ihm Geld vorschossen, bemächtigte sich der königlichen Domänen, zog eine Menge Ritter und Bürger, welche heimatlos geworden waren, aus Syrien, Antiochien, Armenien, aus dem Heiligen Lande an sich, selbst Saracenen — Turkopulen —, denen er Lehen bis zu einer Rente von 300 Goldbyzanten übertrug, wofür sie ihm mit zwei Pferden und in eigener Rüstung dienen mußten. Viele griechische Besitzer wanderten aus. Der Zustand der Landbevölkerung blieb derselbe, die Pariker⁴⁾ mußten ihrem Herrn zwei Tage in der Woche Frohendienste leisten, die Perpirier⁵⁾ nur eine gewisse

1) Mas Latrie, l. c. I. p. 15 ff., 36 ff.

2) 1 Goldbyzant ist ungefähr 10 Francs an Gewicht. Damals war aber der Wert des Geldes der achtfache. Vergl. Schlumberger, Numismat. de l'Orient latin, p. 175—184.

3) Mas Latrie, l. c. I, p. 32 ff.

4) Von *παροικος* = Weisker.

5) Weil sie jährlich 15 Perpir (Silberbyzanten) zu zahlen hatten. Vergl. Schlumberger, l. c. p. 177.

Abgabe bezahlen. So wurde Cypern ein fränkischer Lehensstaat,¹⁾ die Assisen von Jerusalem wurden Gesetzbuch. Der König hatte nur die Verwaltung und die vollziehende Gewalt; Gesetzgebung und Rechtswesen waren beim hohen Adel, der sogenannten hohen Kammer (la haute cour). Die Bürger waren vertreten durch die niedere Kammer (la basse cour). — Die Aufgabe, durch Religion, Sitte, Gesetz und Stammeshass Geschiedene zu einem Staate zu vereinen, war schwer, doch Guido widmete sich ihr mit großem Eifer, bis ihn im April 1194 der Tod dahinstraffte.²⁾

Guido hinterließ keine Kinder, sein Bruder, Gottfried Großzahn (à la grande dent), weigerte sich, die königliche Erbschaft anzutreten, im Heimweh nach Poitou, und so wurde der nächste Bruder Amalrich, Connetable in Jerusalem und Graf von Paphos, Herr von Cypern. Seine Gemahlin war Eschiva, Tochter des Balduin von Ibelin, Herren von Rama. Amalrich war ein Lebensgewandter, kriegserfahrener, thatkräftiger Mann. Da sein Bruder die Güter allzu verschwenderisch verliehen hatte, nahm er eine neue Vertheilung der Lehen vor und brachte die königlichen Domänen zu einem Ertrag von 200.000 Byzanten. Mit dem Titel eines Seigneurs von Cypern nicht zufrieden, sandte er, mit Zustimmung seiner Barone, den Ritter Regnier de Giblet an den Kaiser, mit der Bitte um seine Anerkennung als König von Cypern. Heinrich VI., in dessen Weltreichspläne³⁾ der Antrag trefflich paßte, nahm im October 1195 auf seiner Pfalz Gelnhausen die Bitte huldvoll auf, schickte das königliche Scepter und 1197 im September, da er selber krank in Messina lag, sandte er den Reichskanzler Konrad, damals Bischof von Hildesheim, der den neuen König in Nikosia, in Anwesenheit vieler deutscher Herren, krönte und ihm den Huldigungsseid abnahm. — Zu gleicher Zeit hatte Amalrich auch die kirchlichen Verhältnisse geordnet und mit Genehmigung des Papstes Cölestin ein lateinisches Erzbisthum zu Nikosia und drei Bisthümer, zu Paphos, Limasol und Famagosta, die er reich ausstattete, auch einige lateinische Klöster gegründet. Die schon vorhandenen vierzehn griechischen Bisthümer blieben allerdings unangetastet, aber damit war der Groll der Griechen über die Einführung des lateinischen Kirchenwesens nicht zu beschwichtigen und aus Griechen bestand der Kern der Bevölkerung.⁴⁾

Die Nestorianer oder Chaldäer, die Jakobiten oder Monophysiten schlossen sich den Griechen an. Kopten gab es wenige. Jede dieser Secten hatte ihren eigenen Bischof. Die in den Städten zahlreichen Armenier hatten zwei Bischöfe, zu Nikosia und Famagosta, und mehrere Klöster: sie vertrugen sich am besten mit den Franken. Somit fehlte es dem neuen Königreiche weder an Bischöfen, noch an Klöstern, noch an verschiedenen Religions-

¹⁾ Guido nannte sich Rex Guido de Liziniaco (rex aber nur von Jerusalem), dominus Cypri. Cypern war nur eine Seigneurie. — Mas Latrie, l. c. I, p. 53.

²⁾ Ibid. p. 37 f., 41—50.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 216 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Mas Latrie, l. c. I, p. 120 ff., 169.

Amalrich
de Su-
tanon,
1195
bis 1205.

Amalrich
wird
König.

ordnet
die
Kirche

Griechen.

Juden. genossenschaften, dagegen war es frei von den Juden, die seit den Kriegen unter Hadrian von der Insel vertrieben waren.¹⁾

Hof-
ämter. Mit der Königswürde kamen auch glänzende Hofämter: der Connetable leitete das Kriegswesen und war Präsident der Haute-Cour; ihm zur Seite standen der Turkopulier, als Anführer der Turkopulen, und der Marschall, welcher für Waffen und Lieferungen sorgte und den Sold vertheilte; der Kanzler leitete die Kanzlei; der Seneschall hatte die Aufsicht über die königlichen Einkünfte; die Rechnungskammer (la secrète) stand unter einem Großballei; der Kammerer sorgte für den Palast und die Garderobe des Königs; unter ihm stand der Haushofmeister. Der Oberküchenmeister (bontellier) hatte die königliche Tafel zu überwachen. Der Vicomte hatte die Polizei zu leiten und in dem aus Bürgern bestehenden niedern Gerichtshofe den Vorsitz zu führen. Sein Stellvertreter hatte den arabischen Namen Maktasib. Syrer, Maroniten und Kopten sprach ein Unterrichter, Kais genannt, das Recht.²⁾

Jerusalem. Noch eine Krone gewann Amalrich. 1197 starb seine Gemahlin Eschiva, 1198 vermählte er sich mit der Erbin der Krone von Jerusalem, Isabella, und wurde zum König von Jerusalem gekrönt. Fortan war er meist im Heiligen Lande — die Thätigkeit für das neue Königreich, das nur noch aus einigen Küstenstädten bestand, nahm die Kräfte des alten Königreichs Cypern allzusehr in Anspruch.³⁾

Hugo I.
1205
bis 1218. Amalrich starb, allgemein bedauert, in St. Jean d'Acree am 1. April 1205. Sein ältester Sohn von der Eschiva, Hugo I., folgte ihm, erst zehn Jahre alt, unter Vormundschaft des Walthar von Mömpelgard. Die beiden Kronen wurden wieder getrennt; nach Isabellas Tod (1208) erhielt ihre Tochter aus früherer Ehe, Maria Yolantha, die Krone von Jerusalem. Hugo I., dessen Charakter hart und unbuldsam war, verfolgte, kaum er mündig wurde, seinen Vormund, dem er Erpressungen vorwarf, und zwang ihn, nach Beyruth zu fliehen; er schloß sich dann dem Kreuzzug des Königs Andreas von Ungarn an, der bekanntlich nichts ausrichtete,⁴⁾ und starb, wie man glaubt, an Gift (1218) in Tripolis, erst dreiundzwanzig Jahre alt.

Henri
le gros
1218
bis 1233 Heinrich I., sein einziger Sohn, war erst neun Monate alt; die Mutter, Alix von Champagne,⁵⁾ übernahm die Vormundschaft; ihr Oheim Philipp von Ibelin wurde (1218—1227) ihr zur Stütze von den Baronen beigegeben, welcher seinen älteren Bruder, Johann, Herrn von Beyruth,⁶⁾ zur Hilfe herbeizog und sich redlich des jungen Königs und seines Reiches annahm. Der abenteuerlustigen Mutter behagte ihr Ernst nicht und sie zog sich im Jahre 1223 nach Syrien zurück, wo sie sich mit Boemund V. von Antiochien vermählte.⁷⁾

¹⁾ Mas Latrie, l. c. I, p. 111 f., 122—126.

²⁾ Gerquet, l. c. p. 22 f.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 503 dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Vergl. Bd. V, S. 505 ff. dieses Werkes. 5. Aufl.

⁵⁾ Sie war die Tochter seiner Stiefmutter Isabella, aus deren früheren Ehe mit Heinrich von Champagne.

⁶⁾ Le vieux Sire de Baruth.

⁷⁾ Mas Latrie, l. c. I, p. 197—219.

Im Jahre 1226 ließen die Ibelin den jungen König in Sorge vor den Vätern Kaiser Friedrichs II., der sich seit seiner Vermählung mit Isabella (Solantha) König von Jerusalem nannte, in Nikosia krönen. Friedrich II. beschwerte sich alsbald darüber. Als er am 21. Juli 1228 in Limasol landete, nahm er Johann von Ibelin — Philipp war 1227 gestorben — und den jungen König gefangen und nahm ihn mit sich, nachdem er eine Regentschaft gegen eine Zahlung von 10.000 Byzantien eingesezt hatte.¹⁾ 1229 auf der Rückkehr aus dem Heiligen Lande entließ der Kaiser den jungen König, nachdem ihm dieser den Treueid geleistet hatte. Johann von Ibelin kam aber nach Cypern zurück und nun entspann sich ein wechselvoller langwieriger Krieg zwischen ihm und der Regentschaft des Kaisers. 1233 siegte Ibelin und der Kaiser vermochte seine Oberhoheit nicht durchzuführen.

Der römische Stuhl entband Heinrich überdies seines dem Kaiser geleisteten Unterthaneneides und anerkannte ihn sogar als Herrn des Königreichs Jerusalem. Mir war nämlich 1243 als nächste Verwandte Konrads IV., da dieser nicht erschien, mit der Regentschaft über das Königreich Jerusalem von den Baronen betraut worden, und als sie 1246 starb, anerkannte der Hof zu St. Jean d'Acre den König von Cypern als Herrn²⁾ und übertrug seinem Sohne Hugo II. 1253 die Königswürde, nachdem er vergebens auf die Ankunft Konrads IV. oder seines Sohnes Konradin gewartet hatte. Wie Heinrich eifrig am Kreuzzug Ludwigs des Heiligen Antheil nahm, ist früher gezeigt worden;³⁾ er kehrte jedoch nach der Einnahme von Damiette klug auf seine Insel zurück und trug keine der Folgen des Unglücks von Mansurah; er starb am 18. Januar 1253. Sein Sohn Hugo II. wurde nie mündig, er starb 1267.

Mit Hugo II. endete der Mannsstamm des Hauses Lusignan. Der bisherige Regent von Cypern und Jerusalem, Hugo von Antiochia, wurde nun als Hugo III. zum König ausgerufen und in Nikosia am 25. December 1267 gekrönt.⁴⁾

Er war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, dennoch vermochte er bei den wirren Verhältnissen im Heiligen Lande nichts Nachhaltiges zu leisten. Einmal war er der Gegenstand besonderen Hasses von Seite des Sultans Bibars, seit zehn ägyptische Galeeren bei Limasol in die Hände der Cyprioten gefallen waren. Dann wurde er zwar, nachdem der eigentliche König von Jerusalem, Konradin, 29. October 1268 enthauptet war, als König von Jerusalem von den Baronen anerkannt und am 24. September 1269 in Tyrus gekrönt, aber seine Tante Maria von Antiochien bestritt seine Rechte, worin sie von den Templern unterstützt wurde; sie verkaufte schließlich 1277 ihre Ansprüche an Karl von Anjou um eine anfängliche Jahresrente von 4000 Turnesen und später von 1000 Goldgulden, und Karl nannte sich von da an König von Jerusalem und sandte als seinen Vassal den Grafen von Marsico, Roger von Saint-Severin, mit zwölf Rittern und einigen Schiffen in die Levante, welcher sich bald der Citadelle von Akkon zu bemächtigen und anfangs die Bürger, dann auch die Barone dem König von Cypern abtrünnig zu machen und mit

Kaiser
Friedrich
II.

Hugo II.
1253
bis 1267.

Hugo
III.
1267
bis 1284.

Karl von
Anjou.

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 520 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Seigneur du Royaume de Jérusalem. Mas Latrie, I, p. 326 f., 337 f.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 644 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Mas Latrie, l. c. I, p. 418—421.

dem Sultan von Aegypten sich auf einen guten Fuß zu stellen mußte. Hugos III. Versuche auf Akkon scheiterten, Schläge des Unglücks rieben seine Kraft auf, er starb 1284 in Tyrus. Sein Sohn und Nachfolger Johann I. starb schon nach einem Jahre.¹⁾

Die Regierung kam jetzt an seinen jüngeren Bruder Heinrich II. „den guten König Heinrich“, wie ihn das Volk nannte, der auch vortrefliche Gesetze gab und durchführte. Aber er war kränklich, hatte epileptische Anfälle und vermochte Waffenlärm und Strapazen nicht zu ertragen.

Und doch wäre ein kriegerischer König nie nöthiger gewesen, als eben jetzt, denn der schreckliche Kilavun nahm damals den Christen eine Festung nach der andern und rüstete sich zur Eroberung des letzten Hauptbollwerkes, der stärksten, leider unter siebzehn Jurisdictionen stehenden Festung Akkon. 1286 war zwar der König in dieser Stadt freudig vom Clerus und der Bürgerschaft aufgenommen, es waren auch Reiterübungen und Schauspiele veranstaltet worden, welche Arthur und die Ritter der Tafelrunde darstellten, so daß alles in Freuden schwamm — der letzte Schimmer des Lichtes vor dem Erlöschen. 1291 ward die Festung trotz heldenmüthigen Widerstandes im Sturm genommen.²⁾

Die Gelegenheit, unsterblichen Ruhm zu erlangen, hatte König Heinrich nicht ergriffen; am Erfolg verzweifelnd, war er mit 3000 Rittern abgezogen. Manche Vertheidiger flüchteten nach Cypern, darunter Templer und Hospitaliter; der König aber begann die Orden zu fürchten und verbot ihnen weiteren Erwerb von Grundbesitz, und von neuem begann der Haß zwischen den Templern und dem Hause Lusignan.

Das Königreich Jerusalem war jedoch nicht der letzte Verlust König Heinrichs; auch um sein Königreich Cypern sollte er kommen, und zwar durch seinen eigenen Bruder Amalrich. Der Ehrgeiz und Thatendrang dieses Prinzen hatte bisher in den Kämpfen um Syrien sich ausgetobt, jetzt nach Cypern verdrängt und zur Unthätigkeit verurtheilt, bemühte er sich mit Geschick, den Adel durch Versprechungen und das Volk durch Freigebigkeit zu gewinnen und sich den Weg zum Thron zu bahnen. Der Versammlung der Großen stellte er 1306 vor, daß der König keine Thatkraft und keine Kinder habe, und wurde mit der Ausübung der königlichen Gewalt betraut, der König aber auf ein Schloß in der Nähe von Nikosia verwiesen; dieser mußte überdies noch versprechen, sich deshalb in Rom nicht zu beklagen. Heinrich scheint sich aber doch in Rom beschwert zu haben, denn Amalrich ließ 1309 den Unglücklichen gewaltsam auf ein Schiff bringen und zu seinem Schwager Dschim, dem König von Armenien schleppen, welcher überdies den Gefangenen hart behandelte. Eine Gesandtschaft Papst Clemens' V. erwirkte keine Milderung. Doch Amalrich, der die Cyprioten hart behandelte, endete schon 1310 unter dem Dolche eines Meuchelmörders.

Rasch erhoben sich die Anhänger Heinrichs, verhafteten die Witve des Ermordeten, die Schwester des Armeniers, und erhielten für ihre Freilassung ihren gefangenen König zurück. Hätte dieser nur auch im Siege Mäßigung zu bewahren gewußt! — so aber nahm er blutige Rache an seinen Gegnern. Kämpfe

1) Mas Latrie. l. c. I, p. 421—575.

2) Vergl. Bd. V, S. 746—750 dieses Werkes. 5. Aufl.

mit den Genuesen — unter Amalrich hatten die Venetianer große Handelsvorrrechte erreicht — trübten seine letzten Jahre. Die Genuesen hatten unter Heinrich I. 1232 nahezu vollständige Freiheit der Ein- und Ausfuhr erlangt. Nun trieben sie aber damals Menschenhandel, kauften tatarische Knaben in Kassa und verkauften sie an den Sultan von Agypten, der den höchsten Preis (130 bis 140 Goldstücke) dafür bezahlte. Vergebens waren die Strafreden der Päpste, nur der Orden der Hospitaliter, die sich 1310 der Insel Rhodus ^{Rhodoser.} bemächtigten und von dort auf Slavenschiffe Jagd machten, und der König von Cypern traten diesem Menschenhandel entgegen.¹⁾ Heinrich II. starb kinderlos am 31. März 1324.

Sein Neffe Hugo IV. wurde zu Nikosia als König von Cypern und ^{Hugo IV. 1324} zu Famagosta als König des verlorenen Jerusalem gekrönt.²⁾ Seine vierund-^{bis 1359.}dreißigjährige Regierung verlief im ganzen ruhig und daraus ist auch der Reichthum der Cyprioten jener Zeit zu erklären.

Heißt es doch von den Kaufmannsfrauen zu Famagosta, ihr Schmuck sei wertvoller als der einer Königin von Frankreich, und erzählt doch Boccaccio, welcher diesem König sein Buch über die Genealogie der Götter widmete, es gebe in Cypern eigene Schulen, wo alle Idiome gelehrt würden, das heißt das Lateinische, Griechische, Arabische, Französische und Italienische. Das wichtigste Ereignis ist sein durch Papst Clemens VI. (1344) abgeschlossener Bund mit den Rhodisern und Venetianern gegen die Türken, insolgedessen Smyrna, damals der Waffenplatz Umurbegs, des Beherrschers der Landschaft Aidin, erobert wurde.³⁾

War Hugo IV. klug, haushälterisch, friedliebend, so war sein Sohn und Nachfolger Peter I. gerade das Gegentheil: tollkühn, dürstend nach unsterblichem Ruhme, freigebig, kampffreudig und eroberungslustig. Unter ihm erreichte das Haus Lusignan seinen höchsten Ruhm — ganz Europa pries seinen Heldenmuth, seine Beredbarkeit, seine Anmuth. Er wollte nicht bloß König von Jerusalem heißen, sondern auch sein. Wir haben schon früher⁴⁾ gesehen, wie er ganz Europa bereiste, um das Feuer der Kreuzzüge von neuem zu entzünden, und wie vieles ihm gelang, wie aber das Unglück des Königs von Frankreich und der Tod des Dogen von Venedig ihm Hindernisse bot, die ihn doch nicht abschreckten, wie er dann Alexandrien gewann, nachdem er früher Städte in Kleinasien erobert hatte, und wie ihn mitten in seinem Planen und Ringen der Haß der Feinde meuchlings fällte.

Peter I.
1359
bis 1369.

Mit Peters I. Tod beginnt der Verfall Cyperns und der Versuch der beiden Städte Genua und Venedig, in seinen Besitz zu gelangen.

Nitblick auf die Entwicklung Venedigs.

Wie oft ist uns diese Republik schon begegnet bei der Darstellung der großen Weltereignisse! Doch war die Beachtung dieser merkwürdigen Erscheinung seit der Schlacht bei Durazzo 1082 nur eine gelegentliche; hier möge

Schlacht
bei
Durazzo.

¹⁾ Herquet, l. c. p. 42—48.

²⁾ Ibid. p. 63.

³⁾ Ibid. p. 48—52.

⁴⁾ Vergl. Bd. VI, S. 681—684 dieses Werkes. 5. Aufl.

aber ein zusammenfassender und zugleich aufklärender Überblick über Anwachsen und innere Ausgestaltung dieses Staatswesens Platz finden.

Der Sieg bei Durazzo brachte den Venetianern reichen Lohn zunächst in der bekannten Goldbulle vom Jahre 1084,¹⁾ bald darauf aber in der Anerkennung des Titels Protosebastos für den Dogen, und in der förmlichen Abtretung der Städte Dalmatiens und des griechischen Istriens als eines eigenen Herzogthums an Venedig.²⁾ So schon zu namhafter Macht angewachsen, trat Venedig in das Zeitalter der Kreuzzüge, dessen gewaltige Völkerbewegung es aber vorzugsweise als günstige Einnahmsquelle betrachtete und ausnützte. Bald machten sie beutereiche Jagd auf mohammedanische, besonders ägyptische Schiffe, und gewannen sie ein eigenes Stadtviertel in Ptolemais, das im Jahre 1123 in vollkommen souveränen Besitz umgewandelt wurde. Zugleich wurde damals ein ebenso souveräner Theil der noch zu erobernden Städte Tyrus und Ascalon, in allen Städten des Königreichs Jerusalem aber wenigstens ein eigenes Quartier mit einem eigenen Richter (Baio) zuerkannt. Schon 1124 wurde Tyrus erobert.³⁾

Die selbstfüchtige, ja drückende Handelspolitik der Venetianer erregte in Byzanz bald arge Verstimmung, und hier sah man gern zu, als der Ungarnkönig Koloman (1095—1114) sich Dalmatiens bemächtigte. Venedig merkte wohl diese Haltung des byzantinischen Kaisers, der zugleich den Handel der Bisaner begünstigte, es bemächtigte sich zwar schon 1116 wieder der wichtigsten Plätze Dalmatiens, ließ aber nebenbei seinen Born auch an Byzanz aus durch Plünderungszüge im griechischen Archipel.⁴⁾

Zwar bot Venedig dem Kaiser seine Hilfe an, als im Jahre 1147 der Normanne Roger II. von Sicilien seine Waffen gegen Griechenland wandte. Diese Hilfeleistung bewahrte aber das byzantinische Reich keineswegs vor furchtbarer Verheerung und war überdies vom Eigennuz dictiert. Die Venetianer hatten ja selbst das lebhafteste Interesse daran, daß die Normannen nicht beide Seiten am Südausgang des Adriatischen Meeres beherrschten und ließen sich überdies die „Hilfe“ mit den umfassendsten Handelsprivilegien von Kaiser Manuel bezahlen.⁵⁾

Die wahre Gesinnung der Venetianer zeigte sich bald darauf, indem sie im Jahre 1154 unter dem Dogen Domenico Morosini (1148 bis 1156) mit dem Normannenkönig Wilhelm einen Friedens- und Freundschaftsvertrag schlossen. Manuel antwortete damit, daß er nun außer den Bisanern auch den Genuesen große Handelsprivilegien, darunter die Herab-

¹⁾ Meist findet sich die Jahreszahl 1082. In der That ist dies das Datum der Urkunde, doch scheint nach Gfrörer, Byzantinische Geschichte, I, S. 556, dieselbe zur Zeit, da in Venedig kein Doge war, also 1084 ausgefertigt, jedoch auf das Jahr 1062 zurückdatirt zu sein.

²⁾ Romanin, Storia documentata di Venezia, I, 326 f. Venezia 1858. — Leo, Geschichte der italienischen Staaten, I, S. 501. Hamburg 1829. — Herßberg, Geschichte der Byzantiner und des osmanischen Reiches, S. 270. Berlin 1883.

³⁾ Leo, l. c. I, p. 503 f. — Vergl. Bd. V, S. 57 dieses Werkes. 5. Aufl.

⁴⁾ Leo, l. c. I, p. 504. — Huber, Geschichte Oesterreichs, I, S. 329—344.

⁵⁾ Herßberg, l. c. II, p. 294. — Leo, l. c. II, p. 78. — Romanin, l. c. II, p. 60 ff.

setzung des Zolles von zehn auf vier Procent, gewährte. Venedig wurde aber durch diesen Wandel der Politik mehr in das Fahrwasser der abendländischen Politik gezogen und kam so in dem großen Kampfe zwischen dem mit gefahrdrohenden Ansprüchen auftretenden Kaiser Friedrich I. Barbarossa und dem Papste Alexander III. zur Parteinahme zu Gunsten des letzteren. Venedig anerkannte Alexander III. und unterstützte zugleich die Lombarden.¹⁾

Venedig
und das
Abend-
land.

Die Spannung zwischen Venedig und Byzanz führte zu der schon bekannten schändlichen Gewaltthat Manuels gegen die im byzantinischen Reiche befindlichen Venetianer im März 1171.²⁾ Gewaltig war die Aufregung in Venedig, das Volk verlangte Krieg und mit Eifer wurde gerüstet, so daß der Doge Vitalis Michiele II. (1156—1172) mit einer Flotte von 100 Schiffen im September 1171 in See stechen konnte. Der Doge züchtigte zuerst Ragusa, das die Stellung seines Contingentes verweigert hatte und segelte dann in den Archipel, wo er Thallis belagerte. Da kam von Manuel die Botschaft, er möchte um den Frieden verhandeln. Vitalis Michiele II. ließ sich täuschen, zog sich nach Chios in die Winterquartiere zurück und verlor die richtige Zeit des Angriffs, während eine pestartige Seuche in seiner Armee ausbrach. Im Frühjahr 1172 war er zu kläglicher Rückkehr nach Venedig gezwungen, wo nun auch noch Tausende von Bürgern der eingeschleppten Seuche erlagen. Wüthend über diesen Mißerfolg erschlug das Volk den Dogen am 28. Mai 1172.³⁾

Gewalt-
that Ma-
nuels.

Tod des
Vitalis
Michiele
II.

Dieses traurige Schicksal des Dogen Vitalis Michiele II. war aber epochemachend für die innere Ordnung Venedigs, indem man jetzt daran gieng, manche Unbestimmtheiten in der Verfassung zu beseitigen, namentlich die Dogenwahl zu regulieren und der Dogengewalt einerseits, der Volksgewalt anderseits bestimmte Grenzen zu ziehen.

und
dessen
Folgen.

Bisher erfolgte die Dogenwahl meist in tumultuarischer Weise durch Acclamation, welche — wie im alten Rom — nicht selten durch Geld- oder andere Spenden herbeigeführt wurde. Der so gewählte Doge war in seiner Machtvollkommenheit nicht beschränkt durch feststehende Staatsgrundgesetze. Es war zwar vom Anfang des Dogats daran gedacht worden, dem Dogen zwei Bürger als Staatsräthe an die Seite zu stellen. Aber erst seit dem Dogen Domenico Flavanico (1032—1043) wurden diese zwei Räthe ständig und wurde zugleich bestimmt, daß in wichtigeren Fällen ein größerer Kreis aus den hervorragenden Bürgern vom Dogen zur Berathung berufen werden sollte. Diese letzteren waren die sogenannten Pregadi, die Gebetenen oder der Senat. — Das Volk galt bisher als eigentlicher Inhaber der Souveränität und einer stürmischen, ja selbst gewaltthätigen Meinungsäußerung desselben war bisher keine verfassungsmäßige Schranke gesetzt.⁴⁾

Dogen-
wahl.

Pregadi
oder
Senat.

¹⁾ Herzberg, l. c. p. 300. — Leo, l. c. II, p. 79—82. — Romanin, l. c. II, p. 64—79.

²⁾ Vergl. Bd. VII, S. 83 dieses Werkes. 5. Aufl.

³⁾ Romanin, l. c. II, p. 83—89.

⁴⁾ Ibid. p. 300 ff., 353.

Nach dem gewaltsamen Ende des Dogen Vitalis Michiele aber wurde beschloffen, einen „Großen Rath“ von 480 Männern aus allen Klassen der Bürgerschaft zu wählen. Die Wahl geschah durch zwölf Wahlmänner, zwei aus jedem Stadtviertel. Diesem Großen Rathe stand die Vertheilung der Staatsämter und die Berathung der Gesetze zu. Gegen Ende der einjährigen Amtszeit hatte der Große Rath wieder zwölf Wahlmänner zu bestimmen, die den Großen Rath für das nächste Jahr zu wählen hatten. Daneben blieben aber auch die Pregadi oder der Senat weiter bestehen, und dieser Senat mußte einberufen werden in allen Fällen, wo es sich handelte um Fragen der äußeren Politik. Solche Fragen mußten zuerst von den Pregadi vorberathen und dann erst dem Großen Rathe vorgelegt werden. Diesem Senate und dem Großen Rathe gegenüber bildete der Doge mit den sechs Staatsräthen, das ist den Vertretern der sechs Stadtviertel den Kleinen Rath, dem in allen Staatsangelegenheiten die Initiative zukam. Diese sechs Rätthe mußten fortan vom Dogen zurathe gezogen werden. Der Doge selbst sollte in Zukunft nicht mehr tumultuarisch vom Volke, sondern von elf Wahlmännern gewählt werden, welche wieder vom Großen Rathe zu diesem Zwecke ernannt wurden.¹⁾ — Bald darauf wurde dem Dogen auch die richterliche Gewalt entzogen und einem neuen Collegium von 40 Bürgern, der sogenannten Quarantie, übertragen.²⁾ Geleitet von drei Vorsitzenden, capi, Häupter genannt, hatte die Quarantie das Urtheil zu fällen als ordentliches Gericht in Criminalfällen und als Appellationsgericht in Civilsachen. Die drei Präsidenden (capi) der Quarantie mit den sechs Staatsräthen und dem Dogen bildeten die Signoria.³⁾

Unter diesen neuen Verhältnissen trat der nächste Doge Sebastiano Ziani (1172—1178) sein Amt an. Die feindliche Haltung des byzantinischen Kaisers bewirkte, daß Venedig nunmehr die Freundschaft des Kaisers Friedrich I. Barbarossa im Kampfe gegen Ancona suchte und im Jahre 1177 der Schauplatz der epochemachenden Zusammenkunft Barbarossas mit Alexander III. wurde.⁴⁾

Seit dieser Zusammenkunft wurde das Fest der Vermählung des Dogen mit dem Meere (sposalizio del mare) mit erhöhtem Glanze gefeiert. Dieses Fest wurde damals nicht erst eingeführt, es bestand vielmehr schon seit dem Beginn der Tributpflichtigkeit Dalmatiens an Venedig (998) unter dem Dogen Orseolo II. (991—1008). Schon seit jener Zeit fuhr der Doge

¹⁾ Romanin, l. c. II, p. 89—94. — Sismondi, Histoire de républiques italiennes, II, p. 160 ff.

²⁾ Sismondi, l. c. II, p. 163. Dies ist jedoch nicht ganz sicher. Bestanden hat die Quarantie im Jahre 1179 gewiß schon, doch ist nicht ausgeschlossen, daß dieselbe schon viel früher eingerichtet worden ist. — Vergl. Leo, l. c. III, p. 2. — Romanin, l. c. II, p. 137.

³⁾ Romanin, l. c. II, p. 352 f.

⁴⁾ Vergl. Bd. V, S. 115, 118 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

alljährlich am Feste der Himmelfahrt Christi auf einem eigens dazu bestimmten Schiffe, dem Bucentoro, hinaus zum Lido, um unter religiösen Formen einen Bund mit dem Meere zu schließen. Die Form einer „Ehe des Dogen mit dem Meere“ nahm dieser Bund aber erst an, als im Jahre 1177 Alexander III. zum Danke für die glückliche Friedensvermittlung dem Dogen Ziani einen goldenen Ring als „Unterpfand der immerwährenden Souveränität Venedigs über das Meer“ überreichte. Von da an pflegte der Doge bei der überaus glanzvollen Fahrt mit dem Bucentoro einen goldenen Ring ins Meer zu werfen mit den Worten: „O Meer! Wir vermählen uns mit dir zum Zeichen unserer wahren und immerwährenden Herrschaft“. Ein Bankett und rauschendes Volksfest mit Maskeraden schloß die symbolisch bedeutsame Feier.¹⁾

Bucentoro.

Nach Zianis Tode änderte man schon wieder die Ordnung der Dogenwahl, indem man 40 Wahlmänner einsetzte. Der neue Doge Drio Mastropiero (Mastropiero) (1178—1192) vermochte mit dem neuen oströmischen Kaiser Isaac II. Angelus (1185—1195) im Jahre 1188 einen Frieden zu schließen, in welchem die Privilegien der Goldbulle von 1084 (1082) neuerdings bestätigt wurden.²⁾ Mastropieros Nachfolger war der berühmte Heinrich Dandolo (1192—1205), der in bekannter Weise den vierten Kreuzzug benützte, um im Jahre 1202 Triest zu unterwerfen, Zara zum Gehorsam zu zwingen und endlich durch Gründung des lateinischen Kaiserthums Venedigs mercantile Meinherrschaft in der Levante zu begründen. Auf der von Dandolo gewiesenen Bahn schritten dessen Nachfolger rüstig weiter, und wir haben gesehen, mit welchem glänzendem Erfolg. Großartig war von da an der Eigen- wie der Lehensbesitz Venedigs auf dem griechischen Festlande sowie im griechischen Archipel. Gewaltig waren aber auch die Folgen dieser Erwerbungen.³⁾

Dogenwahl.

Heinrich Dandolo.

Vor allem hatte nun Venedig den Handel im Schwarzen Meere in alleinigem Besitze. Da traten sie in Handelsbeziehungen mit den Mongolen wie mit den Bulgaren und Walachen, mit dem Kaiserthum Trapezunt wie mit den Russen. Überall fanden sie reichen Absatz für ihre Glaswaren und Tücher, für italienische Leder- und Goldarbeiten. Dafür gewannen sie ungeheure Mengen von Rohstoffen: Häute, Wolle, Getreide, Hanf, Caviar, Rhabarber, Gewürze, Perlen, Seide, Gold, Silber und Edelsteine u. s. w. All diese Stoffe brachten venetianische Kaufahrer nach Constantinopel sowie auf die andern südeuropäischen Märkte, wo sie mit großem Gewinn abgesetzt wurden. Sehr einträglich war der Handel der Venetianer mit Bauholz, Pelzwerk und Sklaven aus den Kaukasusländern nach Agypten, wo sie dafür gern gesehen waren und reiche Ladungen von Pfeffer, Ingwer, Weihrauch, Zimmt, Balsam, Elfenbein, Getreide, Datteln und Zucker eintauschten. Über Syrien bezogen sie Baumwolle und Gewürze, besonders Pfeffer, Muscatnüsse, Libeben und anderes. Mit ungemeiner Klugheit wußten die Venetianer bei geordneten Regierungen, wie in Trapezunt, Syrien und Agypten, ganz abgesehen vom lateinischen Kaiserthum, durch feste Verträge Sicherheit der

Folgen des vierten Kreuzzuges.

¹⁾ Romanin, l. c. I, p. 281; II, p. 110 f.

²⁾ Leo, l. c. II, p. 143. — Romanin, l. c. II, p. 126 f.

³⁾ Vergl. Bd. V, S. 472—497 dieses Werkes. 5. Aufl.

Person und des Eigenthums, ja selbst eigene Gerichtsbarkeit unter einem venetianischen Bailo zu erreichen. — Der venetianische Kaufmann war aber nicht minder bekannt in Mitteleuropa, speciell in Deutschland und in den Ostseeländern. — Ungeheure Reichthümer flossen insolgeßjen von allen Seiten in der Lagunenstadt zusammen.¹⁾

Venedig
und
Genua.

Aber nicht geringer war auch der Neid, den dieser Aufschwung Venedigs bei den andern italienischen Handelsstaaten, besonders bei Genua erregte. Die Genuesen unterstützten daher schon bald nach der Gründung des lateinischen Kaiserthums einen Seeräuber Enrico Pescatore, der die neuen venetianischen Besitzungen im Archipel, besonders Kreta angriff, was einen venetianisch-genuesischen Kleinkrieg zur Folge hatte, der im Jahre 1218 durch einen Frieden beendet wurde.²⁾ Die Spannung zwischen den beiden Handelsrepubliken dauerte aber fort und ein geringfügiger Umstand führte zum Kampf auf Leben und Tod.

Streit
in
Ptolemais.

Den Anlaß bot ein Streit in Ptolemais, wo die Venetianer sowie die Genuesen separate Stadtviertel hatten. Im Jahre 1256 verlangten die Venetianer auf Grund einer entsprechenden Urkunde von Seite des Papstes und des Patriarchen das Mitbenutzungsrecht der Kirche von San Saba, deren Benutzung die Genuesen als ihr ausschließliches Vorrecht betrachteten. Dies führte zu Thätlichkeiten, wobei das venetianische Viertel von den Genuesen angegriffen und geplündert wurde. Genugthuung wurde verweigert, und daher kam es zu jenem Krieg, der mit Unterbrechungen von 1256 bis 1381 dauerte und im August 1381 durch den Frieden von Turin die Vorherrschaft Venedigs im Levantehandel besiegelte.³⁾ Es war zwar inzwischen das lateinische Kaiserthum im Jahre 1261 wieder gefallen und dadurch den Venetianern zu Gunsten der Genuesen der Handel in der Levante erschwert worden; doch schon 1268 hatte Venedig durch den Friedensvertrag mit Michael VIII. im neuen byzantinischen Reiche wieder festen Fuß gefaßt und die mercantile Vorherrschaft sich wieder gesichert.⁴⁾

Aus-
bildung
der
Aristo-
kratie.

Hochbedeutend war aber auch die Rückwirkung der im Anschluß an den vierten Kreuzzug gemachten Erwerbungen der Venetianer auf die weitere Ausgestaltung der inneren Ordnung. Es vollzog sich hier ähnlich wie einst beim Anwachsen des römischen Herrschaftsgebietes während der punischen Kriege, die Umwandlung der demokratischen in eine aristokratische Republik. Es entwickelte sich die Vorherrschaft einiger Familien, die zur Zeit der großen Erfolge im Mittelpunkt der Ereignisse standen, deren dominierende Stellung zunächst — mit Rücksicht auf die stete Gefahr — ein wahres Bedürfnis des Staates war, später aber mit allen Mitteln festgehalten und vom Volke gewohnheitsmäßig getragen und endlich verfassungsmäßig gemacht wurde. Dies letztere geschah unter dem Dogen Pietro Gradenico (1289

¹⁾ Leo, l. c. III, p. 26—30.

²⁾ Romanin, l. c. II, p. 195 ff.

³⁾ Ibid. p. 262. — Sismondi, l. c. IV, p. 75.

⁴⁾ Romanin, l. c. II, p. 275 f.

bis 1311) durch die sogenannte Schließung des Großen Rathes im Jahre 1297.

Schließung
des
Großen
Rathes.

Danach durften zunächst nur diejenigen, welche in den letzten vier Jahren Mitglieder des Großen Rathes waren, wieder in denselben gewählt werden, und zwar durch die Quarantie, den bekannten Rath der Bierzig, von denen aber schon zwölf Stimmen für die Wahl in den Großen Rath genüigten. Sollte es sich später einmal handeln um Neuaufnahme in die Reihe der Wahlfähigen, so hatte der Kleine Rath, das heißt der Doge mit seinen sechs Staatsrathen die Zahl anzugeben, die Bierzig aber hatten aus den augenblicklichen Mitgliedern des Großen Rathes drei Wahlherren zu bestimmen, welche endlich die Neuaufzunehmenden wählten. Zwar wurde noch bestimmt, daß alle Jahre im Großen Rathe über die Frage verhandelt werden sollte, ob diese Wahlordnung mit ihrer Beschränkung der Wahlfähigkeit weiter bestehen solle oder nicht. Das war aber nur Form; die Wahlordnung blieb, und damit war die Aristokratie als regierender Stand als Nobilität abgeschlossen; alle übrigen Venetianer, ob adelig oder nichtadelig, waren fortan Unterthanen.¹⁾

Nobiles
und
Unter-
thanen.

So sehr aber die Nobilität ihre exklusive Herrscherstellung im Staatswesen zu sichern suchte, so groß war auch das gegenseitige Mißtrauen innerhalb derselben, und mit eifersüchtiger Angstlichkeit wurde darauf gesehen, daß die grundsätzliche Gleichheit aller Nobiles ja nicht etwa durch allzugroße Autorität einzelner in Gefahr gebracht werde. Eine solche Sicherung schien vor allem nothwendig zu sein hinsichtlich des Dogates. Wiederholt wurde daher die Ordnung der Dogenwahl abgeändert. Da im Jahre 1229 unter den 40 Wahlmännern eine absolute Majorität nicht erzielt werden konnte und die Wahl des Jacopo Tiepolo (1229—1249) durch das Los entschieden werden mußte, so wurde im Jahre 1249 die Zahl der Wahlmänner auf 41 festgesetzt. Aus übergroßer Angstlichkeit gegen Machinationen zu Gunsten eines Candidaten, gab man im Jahre 1268 der Wahlordnung eine geradezu lächerlich complicierte Form.

Offen-
sicht der
Nobiles.

Alle Mitglieder des Großen Rathes, welche wenigstens dreißig Jahre alt waren, zogen Kugeln aus Wachs — später aus Metall — wovon dreißig einen Zettel mit dem Worte elector enthielten. Diese dreißig Rathsherren lösten aus sich wieder neun, und diese hatten vierzig Bürger mit wenigstens je sieben Stimmen zu wählen. Die Bierzig reducierten sich wieder durch das Los auf zwölf, welche nun fünfundzwanzig Bürger wählten; diese fünfundzwanzig reducierten sich abermals durch das Los auf neun, durch welche fünfundvierzig Bürger ernannt wurden. Aus diesen fünfundvierzig wurden wieder elf ausgelöst, die erst die einundvierzig Wahlmänner ernannten, welche endlich mit wenigstens fünfundzwanzig Stimmen den Dogen erwählten.²⁾

Com-
plicierte
Dogen-
wahl.

¹⁾ Romanin, l. c. II, p. 343 ff. — Sismondi, l. c. II, p. 463. — Leo, l. c. III, p. 57 ff.

²⁾ Romanin, l. c. II, p. 289 f.

Der neugewählte Doge wurde aber überdies durch mancherlei Bestimmungen eingeschränkt. Wir haben schon gesehen, wie der Doge in keiner wichtigen Staatsangelegenheit selbständig vorgehen durfte, sondern stets nur im Einvernehmen mit den sechs Staatsrätthen. Seit dem Regierungsantritt des Dogen Heinrich Dandolo, 1192, hatte sich jeder neue Doge durch ein feierliches „Versprechen“ zur genauesten Einhaltung der bestehenden Ordnung und gewissenhaftesten Sorge für das Staatswohl zu verpflichten.

Pro-
mis-
sione
ducale.

Dieses Versprechen, *promissione ducale*, wurde wesentlich erweitert beim Antritt des Dogen Jacob Tiepolo, 1229. Er mußte versprechen, bei Lebzeiten keinen Nachfolger im Dogat zu ernennen und keinem seiner Söhne die Annahme einer Herrschaft außer Venedig zu gestatten. Der Doge Jacob Contarini (1275—1280) mußte sich verpflichten, keine Lehen anzunehmen oder einem Sohne zu gestatten, vielmehr auf schon übernommene für die Dauer eines Dogates zu verzichten; weder selbst eine Ausländerin zu heiraten noch seinem Sohne oder Neffen eine solche Heirat zu gestatten ohne Erlaubnis des Großen Rathes. Den Söhnen des Dogen war es verboten, irgendwo die Stelle eines Gouverneurs oder Podestà anzunehmen.¹⁾ — Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß Andrea Contarini im Jahre 1367 aus Venedig entfloh, als er merkte, daß man ihn zum Dogen wählen wollte. Erst nach dringendem Bitten übernahm er dieses zwar mit größtem äußeren Glanze, aber mit ebenjoviel drückender Verantwortlichkeit und Entsagung und mit wenig wahrer Macht verbundene Amt.²⁾

Ber-
schwö-
rungen
gegen
die
Aristo-
cratie.

So ward also in Venedig eine streng exclusive, doch innerlich eifer-
jüchtige Aristokraten-Oligarchie systemisirt. Das Volk ließ sich dies
damals gefallen, denn diese Ordnung erschien gerechtfertigt durch die damalige
Noth und Gefahr im Kriege gegen Genua. Als aber dieser durch einen
Friedensschluss im Jahre 1299 unterbrochen wurde, da meldete sich sofort
auch die Opposition zunächst unter einem reichen Marino Bocconio im
Jahre 1300, der aber unterlag und mit zehn Genossen aufgehängt wurde.³⁾
Viel gefährlicher wurde die Verschwörung des Bajamonte Tiepolo im
Jahre 1310; doch auch diese wurde unterdrückt und führte im gleichen Jahre
zur Errichtung des fürchterlichen Rathes der Zehn. Dieser war eine zunächst
außerordentliche Commission zur Erforschung aller Spuren von Verschwö-
rungen und mit dem Rechte, jedermann ohne Rücksicht auf Rang oder Stand
vor ihr Tribunal zu ziehen und nach Gutdünken zu bestrafen. Die Amts-
dauer dieser neuen Staatsinquisition war zuerst auf zwei Monate festgesetzt;
weil aber immer wieder Spuren von Verschwörungen sich fanden, mußte
die Amtsdauer stets verlängert werden, bis endlich im Jahre 1335 dieser
Rath der Zehn als ein nothwendiges Institut der Republik für permanent
erklärt wurde unter dem Dogen Francesco Dandolo (1328—1339).⁴⁾

Rath
der
Zehn.

¹⁾ Romanin, l. c. II, p. 143 ff., 212—218, 305 f.

²⁾ Ibid. III, p. 236.

³⁾ Ibid. p. 5.

⁴⁾ Ibid. p. 25—42.

Unter diesem Dogen geschah es aber auch, daß Venedig auf der terra forma, dem italienischen Festlande sich auszubreiten begann. Den Anlaß dazu bot der Übermuth der beiden Brüder Alberto und Mastino della Scala, Neffen und seit 1329 Nachfolger des Cane della Scala, der im Jahre 1312 von Kaiser Heinrich VII. das Reichsvicariat über Verona und Vicenza erhalten hatte. Der Übermuth der genannten Brüder war schuld, daß die Brescianer im Jahre 1330 den Böhmenkönig Johann von Luxemburg herbeiriefen. Wir wissen schon, daß dessen rasch wachsende Macht in Oberitalien ebenso rasch verschwand,¹⁾ und nun kannte der Übermuth der beiden Scaligeri keine Grenze und äußerte sich unter anderem in der Störung des venetianischen Handels auf dem Po wie auf dem Lande. Alle Vorstellungen waren fruchtlos, daher kam es zum Kriege von 1336 bis 1338, in welchem die Visconti von Mailand, die Este von Ferrara, die Gonzaga von Mantua und endlich auch Florenz auf Seite Venedigs standen. Die Scaligeri unterlagen und mußten im Frieden vom 18. December 1338 große Gebiete an ihre Gegner abtreten. Die Venetianer erhielten damals Treviso sammt Gebiet und die beiden Brüder della Scala schworen als „Bürger Venedigs“ dieser Republik den Eid der Treue. Die Schifffahrt auf dem Po war nun für Venedig wieder frei.²⁾

Terra
forma.

Dafür wurde Venedig im Jahre 1348 vom Schwarzen Tod in schrecklicher Weise heimgesucht und verlor es 1358 Dalmatien mit Zara an Ludwig den Großen von Ungarn.³⁾ Doch behauptete Venedig seine übrigen Besitzungen, schlug im Jahre 1366 eine Rebellion auf Kreta nieder, bezwang unter dem Dogen Andrea Contarini (1367—1382) das nach Unabhängigkeit lüsterne Triest im Jahre 1368 und demüthigte in einem Kriege von 1371 bis 1373 Franz von Carrara, Herrn von Padua, als dieser die Handelswege der Venetianer stören wollte.⁴⁾

Der
Schwarze
Tod.

Um dieselbe Zeit regte sich wieder der zwar seit längerer Zeit (seit 1355) verhaltene, aber nie erstorbene Groll zwischen Venedig und Genua, und zwar sowohl auf dem Boden Cyperns, das jede der beiden Seemächte unter ihren Einfluß zu bringen suchte, als auch im byzantinischen Reiche, wo die Genuesen noch immer den Wettkampf mit den Venetianern von Zeit zu Zeit wagten.

Venedig
und
Genua

Als nämlich Kaiser Johannes V. im Jahre 1375 die schon seit 1352 verpfändete Insel Tenedos vollständig an die Venetianer abtrat, kannte die Wuth der Genuesen keine Grenze, sie bewirkten die Erhebung eines Gegenkaisers Andronikos IV. im Jahre 1376, der nun ihnen Tenedos übergab und zu ihren Gunsten den venetianischen Handel unterdrücken wollte. Darüber kam es endlich im Jahre 1378 zum Ausbruch der letzten Periode des großen Kampfes zwischen Venedig und Genua, in welcher Venedig schon hart an den Rand des Verderbens kam, aber durch bewunderungswürdige Aufopferung aller Klassen der Bevölkerung doch zuletzt die Oberhand errang.

haben
um
Tenedos.

¹⁾ Vergl. Bd. VI, S. 430 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Sismondi, l. c. III, p. 149. — Romanin, l. c. III, p. 130.

³⁾ Leo, l. c. III, p. 77, 85.

⁴⁾ Romanin, l. c. III, p. 240—245.

Friede
zu
Turin.

Durch den Frieden von Turin im August 1381 wurde die Vorherrschaft Venedigs im levantischen Handel besiegelt, obwohl es damals noch die Insel Cypern dem Einfluß Genuas überließ.¹⁾

Die
Aristo-
kratie
gefestigt.

Auf die inneren Verhältnisse Venedigs wirkte dieser letzte große Ringkampf nur insoferne zurück, als jetzt am 4. September 1381 zum Lohn für besonders hervorragende Leistungen während der größten Gefahr dreißig bisher nicht rathsfähige Familien in die Reihe der Wahlfähigen aufgenommen wurden. Die aristokratisch-oligarchische Regierungsform blieb aber bestehen, ja sie wurde noch verschärft dadurch, daß fortan auch die Pregadi, welche bisher aus allen Volksklassen berufen werden konnten, ebenfalls ausschließlich den Reihen der rathsfähigen Familien angehören mußten. Bei dieser aristokratischen Ordnung blieb es; die rathsfähigen Nobiles entzogen sich aber von da an den Handelsgeschäften, um sich ganz den Angelegenheiten der Staatsregierung zu widmen und überließen die mehr und mehr noch aufblühende Volkswirtschaft den andern Volksklassen.²⁾

Neue
Erwer-
bungen.

Bezüglich der äußeren Entwicklung Venedigs sei nur noch erwähnt, daß es zwar im Jahre 1382 Triest definitiv an Oesterreich verlor, dafür aber schon 1383 Tenedos besetzte, und 1387 Corfu durch freiwilligen Anschluß gewann. Im nächsten Jahre bekam es auch das inzwischen verlorene Treviso wieder zurück und dazu noch einen Theil der Herrschaft Padua und die Grafschaft Ceneda. Im selben Jahre kauften die Venetianer Argos und Nauplia, im Jahre 1404 besetzten sie Belluno, Bassano und Feltre, im Jahre 1405 Verona und Padua selbst, endlich 1409 ward auch Zara wieder gewonnen.³⁾ Gegen König Sigismund wurde nicht nur letzteres behauptet, sondern bis zum Jahre 1420 auch noch die ganze dalmatinische Küste wieder erobert, so daß nun die Republik alle Küsten des Adriatischen Meeres von der Po-Mündung durch Venetien, Istrien und Dalmatien bis Albanien besaß, dazu Corfu, Negroponte und die alten Besitzungen auf Morea und im Archipel. — In mancherlei Streitigkeiten mit Mailand gewann Venedig den Besitz von Bergamo, Brescia, Lonado, Peschiera und Riva di Trento sammt den dazugehörigen Territorien. Auch in der Folgezeit gewannen die Venetianer den italienischen Nachbarn noch manche kleinere Stücke Landes ab und wußten zugleich, wenn auch mitunter in schweren Kämpfen ihren Besitzstand in der Levante gegen die immer heftiger anstürmende Türkenmacht zu vertheidigen, wobei sie aber stets wieder darauf bedacht waren, den Türken insoweit wieder freundlich entgegenzukommen, um durch günstige Handelsverträge die Quellen des Reichthums immer sich offen zu halten. Wie haben wir Gelegenheit, in den Unternehmungen der Venetianer den edlen Schwung der Kreuzfahrer oder auch nur das Streben nach Erhaltung oder Verbreitung der abendländischen Cultur zu bewundern, sondern stets nur die mit großen Mitteln und nie versagender Schlaueit arbeitenden Geschäftsleute.⁴⁾

Kein
Idealis-
mus,aber
Wes-
schäfts-
geist.

¹⁾ Herzberg, l. c. p. 484, 498 ff. — Leo, l. c. III, p. 90—98.

²⁾ Romanin. l. c. III, p. 300 f. — Leo, l. c. III, p. 99 f.

³⁾ Leo, l. c. III, p. 98 f., 104 f., 113, 116.

⁴⁾ Ibid. p. 123—199.

Diese in ihrer Art gewiß bewundernswerte Handelsrepublik Venedig war es auch, die im Wettkampf mit Genua um Cypern schließlich hier auch das Feld behauptete.

Cypern, Genua und Venedig.

Peter II., oder, wie er gewöhnlich hieß, Pierino, war noch unmündig. Die Regentschaft trat ein Bruder Peters I. an, Johann von Antiochien, mit Ausschluß der hiezu berechtigten Mutter, der Königin-Witwe Eleonore, die dadurch gekränkt, unter dem Vorwande, Peters I. Tod zu rächen, der im ganzen Abendlande tief beklagt wurde, die Mächte gegen die Regierung des Vormundes aufreizte. Am 12. Januar 1372 wurde Peter II. in Nikosia für Cypern, am 2. October in Famagosta für Jerusalem gekrönt.

Peter II.
1380
S. 1382.

Bei diesem Anlasse kam der Streit zwischen den Venetianern und Genuesen zum Ausbruche. Während der Krönung standen die Venetianer unter Marino Malipiero zur Rechten des Königs, doch die Genuesen behaupteten, dieser Platz gebüre ihnen seit alten Zeiten. Der König ließ dafür beim Bankett die Genuesen zu seiner Rechten sitzen und die Venetianer zu seiner Linken. Kaum verließ der König die Tafel, so zogen die Genuesen die unter ihren Kleidern verborgenen Waffen hervor und griffen die Venetianer an. Die Ritter eilten, den König in Sicherheit zu bringen. Das Volk, längst über die Habsucht der Genuesen empört, stürzte auf sie los und ermordete, wen es traf, und plünderte das Consulatsgebäude. Nun kam 3. October 1373 aus Genua eine Flotte von 40 Galeeren mit 14.000 Mann, um Rache zu nehmen, unter dem Bruder des Dogen,¹⁾ Pietro CampoREGOSO; er gewann durch Verrath der Königin Eleonore die Festung Famagosta. Die Oheime des Königs wurden gefangen, die Mörder Peters I. enthauptet, die Söhne des Regenten Johann von Antiochien wurden als Geiseln nach Genua gesendet, in Nikosia wurden sogar die heiligen Gefäße aus den Kirchen weggenommen. Der junge König blieb, wie Famagosta, in den Händen der Sieger und mußte in einem sogenannten Frieden vom 21. October 1374 sich zu einem jährlichen Tribut von 40.000 Floren an die Genuesen verpflichten. Johann von Antiochia ward 1375 durch die Hänke Eleonorens zu einer Verhandlung herbeigelockt und in Gegenwart Peters niedergestoßen. Vergebens versuchte der König den Genuesen wieder Famagosta zu entreißen, vergebens die Bauern, sie von der Insel wieder zu verdrängen.²⁾

Genuesen
und
Venetianer.

Vertrag
mit
Genua.

Während dieser Wirren gieng Peters I. Eroberung, Adalia, 1373 wieder an die Türken verloren, hörte der auswärtige Handel ganz auf und verboten die Venetianer ihren Untertanen jeden Verkehr mit der Insel. Peter II. vermählte sich, um wider die Genuesen Hilfe zu bekommen, 1378 mit Valentina Visconti, der Tochter des Herzogs Bernabo von Mailand, und bat Venedig um Hilfe. Die Signoria sandte eine Flotte zur Belagerung Famagostas, das

¹⁾ Rozière, Monnaies des rois de Chypre. — Schlumberger, l. c. p. 166.

²⁾ Herquet, l. c. p. 63 ff.

aber den Genuesen nicht entrisen werden konnte. Eleonore, die es stets mit den Genuesen hielt, wurde 1380 auf ein Schiff gebracht und in ihre Heimat Aragon geschickt. All das half nicht; im Turiner Frieden, August 1381, anerkannte Benedig Genua im Besitze Famagosta, und mit Cypern stand es umso übler, als am 13. October 1382 Peter II. starb und nur eine unmündige Tochter zurückließ. Die Kräfte der Insel waren in diesen Wirren erschöpft worden, der Staat war dem Untergange nahe.

Jakob I.
1382
bis 1389. Der Adel ergriff die Zügel der Regierung und beschloß, den Oheim des Königs, Jakob von Lusignan, zum König zu wählen; dieser war aber noch zu Genua gefangen. Kaum erfuhren dies die Genuesen, so boten sie ihm und seiner Gemahlin Heloise von Braunschweig die Freiheit an, aber unter schweren Bedingungen, für deren Erfüllung sein Sohn Janus als Geisel in Haft bleiben sollte: Famagosta solle nebst einem Umkreise von zwei Meilen den Genuesen überlassen bleiben, doch dürfe die Fahne des Königs auf den Zinnen aufgehißt werden; Cerines solle ihnen als Pfand eingeräumt werden; alle von Syrien und Aegypten kommenden Schiffe sollen nur in Famagosta, alle aus Kleinasien kommenden sollen nur in Cerines landen dürfen, das heißt in genuesischen Häfen solle sich der ganze Handel bewegen. Außerdem mußte Jakob eine Kriegsschuld von 800.000 Ducaten anerkennen. Jakob I. schloß diesen Vertrag am 19. Februar 1383.¹⁾

Das waren harte Bedingungen; und von Seite einer Partei in Cypern wurde ihm schwerer Vorwurf gemacht und seine Landung verhindert. Die Gegner erlagen aber und im Jahre 1385 nahm das Volk den König, der übrigens ein wohlwollender Mann war, bei seiner Landung in Cerines am 24. April mit Jubel auf. Den zehnten Pfennig von allen Waren, als Steuer auf zehn Jahre, mußte er auflegen, um die Genuesen befriedigen zu können; ja er mußte ihnen Einsicht in den Staatshaushalt gestatten, damit sie bestimmen könnten, wieviel er in den einzelnen Jahren abzahlen vermöge. Wie hoch sie Rechnungen zu stellen vermochten, erfuhr man daraus, daß sie für die Überführung Jakobs 100.000 Floren ansetzten, 125.000 Floren für die Ablieferung des Prinzen Janus! Einnehmerin war eine Actiengesellschaft *Mahone*,²⁾ bei der jeder nach seinem Einlagecapital an Geld, Schiffen und Ländereien, seinen Gewinnstheil erhielt. Aus solcher Verwirrung war schwer loszukommen und doch nahm Jakob I. nach dem Tode seines Verwandten, des unglücklichen Königs Leo VI. von Armenien, 1393 den Königstitel auch für Armenien an, obgleich das Land im Besitze der Türken war, und der König nichts damit erreichte, als das Recht, einige armenische Großwürden zu ertheilen. Aber der Adel war würdend und ordenslustig. Hatte doch auch Peter I. einen Schwertorden gestiftet, dessen Zeichen ein silbernes Schwert auf blauem Grunde mit der Umschrift war „*Pour loyauté maintenir*“; wer es erhielt, mußte geloben, zur Befreiung des Heiligen Grabes beim Aufruf des Großmeisters, welcher der König von Cypern war, auszuziehen.³⁾

1) Herquet, l. c. p. 66.

2) Mas Latrie, l. c. II, p. 366.

3) Herquet, l. c. p. 66—69.

Jakob I. folgte sein ältester Sohn Janus, so genannt, weil er in Genua (Janua) geboren war, ein Mann von glänzenden Eigenschaften, heldenmüthigem Sinne, der nur ein Ziel hatte, seine Insel von den Genuesen, die sie auszogen, freizumachen.

Aber seine Kräfte waren weit unter dem Hochsinne seines Strebens; er brachte nur ein Landheer von 6000 Mann zusammen und mußte katalonische Fahrzeuge mieten, da Cypern keine eigene Flotte mehr besaß. Venedig, das er bat, versagte jede Unterstützung, und so wehrten die Genuesen einen Angriff auf Famagosta ab und sandten 1403 unter Jean le Maingre, uns als Marschall Boucicault von der Schlacht von Nikopolis her (1396) wohlbekannt,¹⁾ eine Flotte von acht Galeeren. Doch der Großmeister von Rhodos vermittelte 7. Juli 1403 einen Vertrag, wonach Janus der Mahone 150.000 Ducaten Kriegskosten abzahlen sollte. Um sich für seine Gefangenschaft bei Nikopolis zu rächen, unternahm dann Boucicault Streifzüge gegen die türkische Küste, plünderte Standeloro in Karamanien und hätte gern einen Angriff auf Alexandria gewagt, hätten die Genuesen den Wind nicht für ungünstig erklärt. Seinen Plan auf Tripolis und Beirut haben die Venetianer durch Verrath vereitelt, auch Sidon war schon gewarnt.

Durch seine Unfälle nicht entmuthigt, begann Janus wieder den Kampf mit den Genuesen, mußte aber 1410 wiederum sich zum Frieden bequemen, weil seine Kräfte zu schwach waren. Er bestätigte die alten Verträge und erlegte eine neue Kriegssentschädigung von 25.000 Ducaten. Hauptgläubigerin des Königs war aber nicht mehr die alte Mahone, sondern die neue Generalbank,²⁾ die aus den verschiedenen Gesellschaften unter Einwirkung des Staates sich gebildet hatte und nach dem Schutzpatrone Genuas die Georgsbank (Officium sancti Georgii) genannt wurde. Cypern wurde nun der Schuldner der Republik.

Dazu kamen andere Unfälle — Heuschreckenverheerungen und Streit mit Aegypten, weil der König den genuesischen und katalonischen Piraten, welche die Küsten Aegyptens und Syriens fortwährend verheerten, seine Häfen nicht verschloß oder vielmehr nicht verschließen konnte. Der Sultan verlangte Genugthuung und Janus konnte keine geben — er konnte bloß versprechen, daß keine seiner Fahrzeuge unter den Piratenschiffen seien, daß keine gekaperten Waren in Cypern verkauft werden dürften. Da kamen im Jahre 1424 sechs ägyptische Galeeren, Limasol wurde verbrannt. 1425 kamen noch mehr Aegypter, das Schloß von Limasol wurde erstürmt, das Land verheert. Obgleich dem König auf seinen Nothruf Ritter aus Deutschland und Frankreich zuhülfe kamen, so brachte er doch nur 5600 Mann zusammen, darunter 160 Berittene.

¹⁾ Vergl. Bd. VI, S. 499 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Eine Actie (locus genannt, im Plural loca) betrug 100 genuesische Liren. Die Actionäre hießen Comperae oder Comperistae; columna oder colonna hieß der Gesamtantheil, den ein einzelner oder eine Gesellschaft an Actien vor der Bildung der Bank besaß. Acht Protectoren bildeten den Verwaltungsrath, die Republik garantierte 7 Procent Zinsen. Mas Latrie, l. c. II, p. 366. — Serquet, l. c. p. 77.

Schlacht
bei
Chierochitia.

Mit diesen bestand Janus 7. Juli 1426 bei Chierochitia eine Schlacht, nachdem er die Aufforderung, die Oberhoheit des Sultans anzuerkennen, stolz zurückgewiesen hatte, wurde geschlagen und gefangen. Heinrich, der Bruder des Königs, wurde nebst vielen andern tapfern Rittern niedergeworfen. Kein Heer war mehr da, den Fortschritt der Sieger zu hemmen; die Bewohner der cyprischen Hauptstadt Nikosia zogen darum mit grünen Zweigen und angezündeten Kerzen, um Gnade flehend, den Aegyptern entgegen; diese verbrannten auch die Stadt nicht, schädigten sie aber schwer und plünderten sie. Nun erhob sich auch die griechische Landbevölkerung wider die Lateiner und wählte einen Bauer Alexios zum König. Mit Mühe wurde dieser Aufstand niedergeschlagen. Der König aber ward in Fesseln auf einem Maulthier in Kairo im Triumphzuge umgeführt und dann eingekerkert, bis er durch einige arabische Verse das Herz des Sultans rührte und durch Versprechen eines Lösegeldes von 200.000 Goldstücken und eines jährlichen Tributes von 5000 Ducaten seine Habgucht und durch Anerkennung der Oberhoheit Aegyptens seinen Stolz befriedigte.¹⁾

Cypern
unter
Aegypten.

Zur Loskaufung der andern Gefangenen — bei 6000 Männer und Frauen — ward im ganzen Abendland gesammelt, vieles steuerte der Papst bei. So gründlich war Cypern verwüstet, daß es nicht 200.000 Goldstücke für den König mehr aufbrachte, und daß in der ganzen Christenheit für ihn gebettelt werden mußte. Die Rhodiser und ein Genuese, Podocatero, brachten große Opfer für ihn. Jetzt wurde Janus frei, am 15. Mai 1427 zog er wieder in Nikosia ein, zuerst in die Sophientirche, von seinem Volke geleitet. Er konnte beim Anblicke des Elends die Thränen nicht unterdrücken. Das Gefühl, daß er nicht helfen könne, stürzte ihn in unheilbare Schwermuth; er entbehrte, um Gefangene loszukaufen, und starb einsam und elend am 28. Juni 1432.²⁾

Johann
I.
1432
bis 1458.

Sein Sohn und Nachfolger Johann II. war körperlich ein stattlicher Mann, aber geistig der beschränkteste unter allen Lusignanern, willensschwach, meist das Werkzeug seiner Umgebung. Sein Reich war schon so geschwächt, daß er dem Sultan von Aegypten und Ibrahim Bey, dem Herren von Karaman, seine Thronbesteigung melden und um ihr Wohlwollen bitten mußte.

Helena.

Zuerst leitete ihn seine Mutter Charlotte von Bourbon, eine Frau von Einsicht und Charakter; nach ihrem Tode 1434 gerieth er aber unter fremden Einfluß, seit 1442 unter den seiner zweiten Gemahlin, der Paläologin Helena, der Tochter des Despoten Theodor von Misithra, die kein Heiratsgut, wohl aber viel Stolz und Herrschsucht mitbrachte. Eine eifrige Griechin, verlieh sie Ehren und Würden an Griechen und reizte den griechischen Clerus gegen den römischen auf. Das machte die lateinischen Barone und Priester unzufrieden. Bald rüsteten auch die Fürsten Kleinasiens und der Sultan von Aegypten zum Kriege, und jene verkehrten die cyprische Küste, diesen, dem man ohnedies Tribut be-

¹⁾ Herquet, l. c. p. 73—86.

²⁾ Ibid. p. 86 f.

zahlte, konnte man nur durch demüthige Botschaften beschwichtigen. 1448 verlor Cypern an Ibrahim Bey von Karaman die glorreiche Eroberung Peters I., Horigos.

Der König hatte nur eine eheliche Tochter, Charlotte, und von einer schönen Griechin, Margareta, einen unehelichen Sohn, Jakob, der Geistlicher werden mußte. Mit der Tochter wurde Johann von Coimbra, Enkel Johanns I. von Portugal, 1456 vermählt, ein tapferer, weiser und charakterfester Jüngling, welcher die schönsten Hoffnungen der Cyprioten erweckte. Schon räumte ihm die hohe Kammer einen Theil der Regierung ein, als ihn die Königin Helena, weil er ihrem Walten im Wege stand, 1457 durch Gift aus dem Wege räumte. Zum zweitenmale wurde Charlotte 1458 mit Ludwig von Savoyen, Grafen von Geni, verlobt.¹⁾

Johann
von
Coim-
bra.

Charlotte war nach ihres Vaters Tod vierzig Tage lang selbst von ihrem Halbbruder Jakob, dem Erzbischof von Nikosia, als Königin anerkannt worden, obschon dieser weitergehende ehrgeizige Pläne hegte.

Char-
lotte von
Puffigan
1458
bis 1460.

Die Königin Helena hatte diesen gehassten Sohn ihrer Nebenbuhlerin, der sie aus Eifersucht die Nase abschneiden ließ, zum Erzbischof von Nikosia bestimmt, um ihn dadurch zur Regierung unfähig zu machen, und ihm schon die niederen Weihen geben lassen; der Papst hatte aber diese Wahl nie anerkannt. Darum hieß dieser Bischof im Volke der Gewählte, Apostulo oder Postulato, geistlichen Sinn hatte er jedoch gar nicht, wohl aber manche Eigenschaft, die ihn zum Fürsten befähigte: er hatte Muth und Thatkraft, scharfen Blick, wo ihn nicht die Herrschsucht blendete, er war ein schöner Mann und kühner Reiter. Die Königin Helena und er hatten sich tödlich gehasst, ihren Liebling Thomas hatte er in seinem Palaste erstochen und war darum nach Rhodus entflohen — und erst nach ihrem Tode am 11. April 1458 wieder zurückgekehrt.

Jakob
Apostulo.

Die Barone, die wahrscheinlich um seine hochverrätherischen Pläne wußten, wollten nicht, daß er die neue Königin Charlotte kröne, verboten ihm den Hof, setzten die Cassation seiner Bestallung durch und als er sich weigerte, vor ihnen zu erscheinen, gaben sie Befehl, ihn lebendig oder todt vor sie zu bringen. Doch Jakob verschanzte sich in seinem Palaste, entfloh in der Nacht auf ein Schiff, das ihn nach Aegypten brachte, wo er sich als legitimer Sohn seines Vaters geberdete, dem der Adel böswillig sein Thronrecht vorenthalte, um eine Frau, die man eher beherrschen könne, an seine Stelle zu setzen. Der Hof aber habe ihn mit drei Galeeren abfangen wollen. Wenn der Sultan ihm traute — und ihn unterstützte, so drohte dem erschöpften Cypern ein neuer schwerer Krieg.²⁾

Umso mehr war zu wünschen, daß ein tüchtiger Gemahl der jungen Königin zur Seite stehe. Ludwig von Savoyen, der jetzt ankam, und am 7. October 1459 mit Charlotte vermählt wurde, war aber nicht der Mann, der Charlotte zu schützen und die Insel zu retten vermochte; er war schwach und kränklich, furchtsam, träg, ohne Übung in den Waffen, ohne Kenntniß der Menschen und Geschäfte. Übrigens ward eine Botschaft, welche den Tribut nach Aegypten brachte und im Namen des neuen Ehepaares

Ludwig
von
Savoyen.

¹⁾ Herquet, l. c. p. 88—95.

²⁾ Ibid. p. 108—111. — Schlumberger, l. c. p. 171.

huldigte, wohl aufgenommen. Als aber vom Eroberer Constantinopels an den Sultan von Aegypten die Mahnung kam, er möge nicht dulden, daß Cypern in die Gewalt eines fränkischen Fürsten übergehe, und der Vorschlag, gemeinsam wollten sie gegen Cypern und Rhodus vorgehen, er, Mohammed, Jakob der Bastard verlangte nur Rhodus: da war der Entschluß des Aegypters gefaßt, Jakob wurde anerkannt, auf ein Kameel gesetzt und unter Trommelschlag und Pfeifenklang durch die Straßen Kairo's als der neue König von Cypern geführt. Der ehemalige Erzbischof von Nikosia schwor nun im Jahre 1460 dem Sultan auf die Evangelien Treue und Gehorsam und ernannte und erhob dann diejenigen, welche mit ihm geflohen, zu Ehren und Würden des Reiches.

Char-
lotte. Charlotte sandte um Hilfe nach Venedig, an Genua, nach Rhodus. Genua und Venedig lehnten ab, da sie für viele ihrer Schiffe und Unterthanen zu fürchten hätten. Die Rhodiser hatten guten Willen, waren aber selber vom Großtürken bedroht. Am 18. September 1460 kam Jakob mit ägyptischen Schiffen in die Nähe Samagostas, die Griechen schlossen sich ihm an, Nikosia war für ihn. Die Lateiner flüchteten nach Cerines, um das sich jetzt der Kampf drehte. Schrecken herrschte in der Partei der Königin, die einen huldigsten dem Sieger, der sich alsbald krönen ließ, die andern flohen auf ihre Schlösser, nur wenige Treu wie
Walthier. bewiesen Treue, wie Walthier de Morez, der, von Jakob unter Todesandrohung zum Huldigen gedrängt, furchtlos erklärte: „Als Christ kann ich nur einmal Treue schwören, und dieses habe ich bereits Eurer Schwester, als legitimen Erbin des Reiches, und ihrem Gatten gethan.“ — Jakob wagte doch nicht, ihn ob dieser Treue tödten zu lassen, von welcher das Sprichwort herrührt: „Treu wie Walthier.“¹⁾

Char-
lotte. Ludwig von Savoyen war ein Schwächling, Charlotte aber hatte königlichen Sinn, Muth, Einsicht und Ausdauer. Sie begeisterte die Vertheidiger von Cerines zum Widerstande, sie fuhr dann im Frühjahr 1461 nach Rhodus, um dort besser für Cypern wirken zu können, nachdem aus Savoyen keinerlei namhafte Hilfe kam. Mit allen Schätzen, die sie zusammenraffen konnte, fuhr sie dann gen Italien.

Doch venetianische Schiffe plünderten ihr Schiff, und Venedig schob dies auf Seeräuber und gab ihr nie Entschädigung. Nochmals lehrte die Königin nach Rhodus zurück, wo man sie bereitwillig unterstützte. Nochmals wagte sie die Fahrt nach Italien, um Hilfe zu suchen beim Heiligen Vater; sie war damals zwanzig Jahre alt, ihr Teint wird als blaß geschildert, ihr Auge funkelnd, ihr Gebaren als edel.

beim
Papst. Unter Thränen redete sie Pius II. an: „Stoße die zweifach Verwitwete nicht zurück, erbarme dich des königlichen Blutes und des unglücklichen Reiches, damit es nicht dem rechtmäßigen Glauben verloren gehe. Du bist der oberste Vater der Christenheit, der Hüter des Glaubens; dir vor allem ziemt es daher zu sorgen, daß der christliche Glaube keine Einbuße erleide. Geht Cypern zugrunde, so wird auch Rhodus und Kreta nicht gerettet werden können und bis

¹⁾ Herquet, l. c. II, p. 114 ff., 133.

an die Küsten Italiens werden die Flotten der Saracenen herankommen. Wenn du nur Hilfe gewährst — Geld und Getreide — so besitze ich Muth genug, mein väterliches Reich wieder zu erobern. Mit einer kleinen Schar abendländischer Krieger will ich es in kurzem zustande bringen, denn diesen sind die Aegypter nicht gewachsen. — In deiner Hand bin ich, Heiligster Vater, ich gehe zugrunde, wenn du sie zurückziehst.“

Pius II. antwortete: „Trochne deine Thränen, meine Tochter, und vertraue auf uns! Dein Adel und dein Unglück ist uns wohlbekannt. Du trägt unverschuldete Leiden, wenn auch keine ungewöhnlichen, denn kein Thron ist unzerstörbar, keine Macht dauert lange. Die einen läßt Gott steigen, die andern fallen, jezt gab Gott deinen Thron dem Bruder und schickte dich in die Verbannung. Du leidest, wie wir annehmen möchten, für die Verschuldungen deines Schwiegervaters und deines Gemahls. Denn dein Schwiegervater mochte auf dem Congresse in Mantua auch nicht die kleinste Hilfe gegen die Türken gewähren; dein Gatte fand sich, als er zu dir reiste, ob schon er auf dem Po an Mantua vorbeifuhr, nicht veranlaßt, zu mir zu kommen. Beide, Vater und Sohn, haben uns verachtet, weshalb wir damals zu den Cardinälen sagten: das Haus Savoyen verachtet die Kirche und fühlt sich nicht bewogen, der Religion Hilfe zu versprechen. Dieser Jüngling, der jezt nach Cypern fährt, wird dafür büßen; er glaubt ein Reich erheiraten zu können, er täuscht sich aber; man wird ihn hinauswerfen; möge er wenigstens der Hand der Feinde entgehen! Sein Vater, der jezt uns Hilfe gegen die Türken verweigert, wird uns noch flehentlich für seinen Sohn bitten. — Jezt sind wir in der Lage, dir Hilfe zu gewähren. Alles, was du von mir begehrt, wirst du erhalten. Hoffe auf Gott, meine Tochter, er wird dich befreien.“¹⁾

Pius II.
über das
Haus
Savoyen.

Der Papst unterstützte sie nach Kräften, er sandte ihr sogleich Wein und Getreide, um Cerines zu verproviantieren; er unterstützte sie mit Geld und Empfehlungen. In Turin dagegen fand sie sich schnell enttäuscht und veranlaßt, den Hof zu meiden. Bei Ludwig XI. fand sie auch keine Unterstützung, ebensowenig bei Johann II. von Aragonien. Benedig hielt mit Jakob; Genua war im Gedränge. Ungebeugt brachte sie im Spätjahr 1462 nach Cerines Lebensmittel, dann nach Paphos, von da gieng sie nach Rhodus. Ihr Gemahl kehrte aber nach Savoyen zurück, den Königsträumen entsagend.²⁾

Retien
der
Königin.

Cerines fiel 1463 durch Verrath in die Gewalt Jakobs. Jezt wandte sich Jakob gegen Famagosta, das sich am 20. Januar 1464 ihm ergab, nachdem es neunzig Jahre unter genuesischer Oberhoheit gestanden. Die Mehrzahl der genuesischen Familien vertieß den Platz, der nach und nach verfiel. — Der Emir des mamelukischen Hilfs corps wollte sich Famagostas bemächtigen, um eine Bürgschaft gegen Jakobs Wankelmuth darin zu haben, der dem Sultan von Aegypten schon zu mächtig geworden war. Jakob aber ließ die Mameluken niederhauen und entschuldigte sich beim Sultan, sie hätten ihm nach dem Leben getrachtet, und beschwichtigte seinen Zorn durch glänzende Geschenke und Erhöhung des Tributs.³⁾

Jakob.

¹⁾ Herquet, l. c. p. 126—131.

²⁾ Ibid. p. 135—139.

³⁾ Ibid. p. 140 ff.

Caterina
Cornaro.

Jetzt im Besitze, trachtete Jakob II. nach einer fürstlichen Gemahlin, zuerst nach Sophia (Boë), der Tochter des Despoten Thomas von Morea und Nichte des letzten Kaisers von Byzanz, und suchte gute Stellung zum heiligen Stuhl. Papst Paul II. erklärte ihm jedoch entschieden, solange Charlotte noch lebe, könne er ihn nur als Usurpator betrachten und könne er auch in die Ehe mit Sophia nicht einwilligen. Indes ward der König durch ein Miniatur-Gemälde auf eine schöne und reiche Venetianerin aufmerksam, Caterina Cornaro, deren Oheim Andrea Cornaro ihm große Geldsummen vorgestreckt hatte. Der Republik war diese Verbindung erwünscht, zumal Jakob II. „als ein guter Sohn“ versprach, er wolle über keinen Venetianer, sei es ein nationaler oder weißer,¹⁾ irgend eine Gewalt ausüben. Am 10. Juli 1468 wurde die schöne Caterina, von der Republik adoptiert, auf der Gondel des Dogen aus dem väterlichen Palast abgeholt und in den Saal des Großen Rathes geleitet, wo der Bevollmächtigte des Königs ihr den Ring gab vor dem Dogen, der sie dann als Königin begrüßte. Als Mitgift brachte sie ihrem Gatten 100.000 Ducaten und das Versprechen der Hilfe von Seite Venedigs.²⁾

Doch beeilte ihr Gemahl sich nicht, sie abholen zu lassen, denn man bedeutete ihm von anderer Seite, daß er von Venedig durch diese Ehe abhängig werde, und er war nicht abgeneigt, eine andere Verbindung einzugehen. Von Venedig aber mußte er gemahnt werden, daß er nicht nur mit einer venetianischen Patricierstochter, sondern mit dem ganzen Senat und gesammten venetianischen Adel eine Verbindung eingegangen habe; die Ehre des Senates werde durch Zurückweisung der Braut aufs empfindlichste berührt. Ein neuer Vertrag bestimmte, daß die Republik dem König gegen alle und jeden ihren Schutz verleihe mit Ausnahme des Sultans von Aegypten: daß dagegen Jakob den Vortheil Venedigs wie seinen eigenen wahre, die alten Privilegien der Venetianer aufrecht erhalte, ihre Waren mit keiner Abgabe belaste und jährlich drei Monate lang zwei Galeeren zur venetianischen Flotte stoßen lasse. Erst 1472 ward Caterina abgeholt und mit Jakob vermählt.³⁾

Testa-
ment
Jakobs
II.

Doch dauerte diese Verbindung nicht lange. Der König starb nach kurzer Krankheit am 6. Juli 1473, vielleicht vergiftet von seinen zahlreichen Feinden, die er sich durch seine Ausschweifungen und sein tyrannisches Wesen zugezogen hatte. In seinem Testamente bestimmte er Caterina, die sich in der Hoffnung befinde, als Königin oder Herrin von Cypern; bringe sie einen Knaben zur Welt, so solle dieser die Herrschaft erhalten; sterbe er aber, so sollten ihm seine natürlichen Kinder folgen, Eugen zuerst, dann Janus, dann Charlotte.

¹⁾ Ein weißer Venetianer ist ein Grieche oder Syrer in Cypern, der von einem venetianischen Vellei das venetianische Bürgerrecht und damit Befreiung von allen Steuern und Lasten als Cypriote erhalten hat. Sein Bürgerrecht gieng auch auf seine Kinder über.

²⁾ Herquet, l. c. p. 149—153.

³⁾ Mas Latrie, l. c. III, p. 307—334.

Demgemäß wurde Caterina zur Regentin ernannt, und als sie nach zwei Monaten eines Anbleins genas, dieses als Jakob III. zum König ausgerufen. Wenn der Rath einen Beschlufs gefaßt hatte, so hob man dem Kinde das Händlein in die Höhe — dies galt als Bestätigung des Königs.

Caterina
Cornaro.

Jakob
III.
1473
bis 1474.

Doch regte sich die Partei Charlottens, die damals wieder in Rhodus weilte und ihrem Gemahl schrieb, es sei würdiger, in einen geistlichen Orden zu treten, als ohne Reich und Herrschaft von der Gnade anderer abzuhängen und in solcher Niedrigkeit noch länger leben zu müssen. Papst Sixtus IV. forderte die Cyprioten zur Wahrung ihrer Selbständigkeit und zur Einsetzung Charlottens auf. Aber es gab noch eine dritte Partei, welche an eine Verbindung zwischen Jakobs II. unehelicher Tochter Charlotte und Alfonso, einem Bastard des Aragonies Ferdinand I. in Neapel, dachte. Am 15. November 1473 schlug diese Partei los, zwei Verwandte der Königin, Andrea Cornaro und Marco Bembo, mehrere ihrer Räte fielen im Kampfe — man stritt um Nikosia und Famagosta. Doch die Aufständischen erlagen und die Republik benützte den Sieg, um an alle wichtigen Plätze Venetianer zu bringen.¹⁾

Char-
lotte.

Arago-
nische
Partei.

Da starb der junge König am 26. August 1474 und Caterina regierte allein — oder vielmehr die Republik regierte, sie hielt ihre Beute fest. Unter diesen Umständen gab Charlotte alle Hoffnung auf und mochte dem Orden von Rhodus nicht länger zur Last fallen, dankte unter Thränen dem Großmeister und fuhr auf einem Schiffe des Ordens ins Abendland, wo sie ihren Aufenthalt in Rom nahm. Sixtus IV. nahm sie wohlwollend auf und wies ihr den Palazzo dei Convertendi 1475 zur Wohnung an.

Caterina
1474
bis 1483.

Char-
lotte
in Rom,

Die aragonische und legitimistische Partei vereinten sich zuletzt durch die Thätigkeit des verschlagenen Rizzo di Marin in der Art, daß die Königin Charlotte Alfonso, Ferdinands Sohn, adoptierte. Schon rüstete letzterer Schiffe aus, um Charlotte nach Cypern zurückzuleiten, wo sie wahrscheinlich freudig empfangen worden wäre. — Aber die Republik kam hinter alle Geheimmisse und handelte rasch und sicher; sie gab sogar heimlich Befehl, Charlotte zu tödten, wenn man sie auf einem Schiff antreffe, und dann zu sagen, sie sei in der Hitze des Gefechtes gefallen; auf der andern Seite bot ihr der venetianische Gesandte einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 Ducaten an, wenn sie sich auf venetianisches Gebiet zurückziehe. Ihre Schiffe lauerten auf dem Meere. Nichtsdestoweniger gelangte Charlotte im Jahre 1478 nach Kairo, wo der Sultan sie wohlwollend aufnahm, sie sogar mit Cypern belehnt haben soll. Doch nahm die Sache, als Venedig durch den Frieden mit den Türken 1479 die Hände frei bekam, rasch eine andere Wendung. Charlotte kehrte nach Rom zurück, übertrug dort ihre Ansprüche an Herzog Karl von Savoyen am 25. Februar 1485. Ihr Gemahl, Ludwig von Savoyen, starb 1482 in Ripaille, sie selber verschied, fünf- undvierzig Jahre alt, in Rom 1487 und ruht in den Kataomben von St. Peter, nahe bei Kaiser Otto II.²⁾

in Kairo.

+ 1487.

Caterina genoß in Cypern die äußeren Ehren des Königthums, war aber so vollständig überwacht, daß sie nie frei sich regen konnte. Dieser Über-

¹⁾ Herquet, l. c. p. 170—185.

²⁾ Ibid. p. 185—208.

Caterina
bannt ab,
† 1510.
 wachung müde, gieng sie zuletzt auf den Plan der Unabhängigkeits-Partei ein, sich mit Don Alfonso zu vermählen. Aber die Republik kam bald hinter dieses Geheimnis und vereitelte den Plan. Rizzo di Marin, der Unterhändler, ward im September 1488 gefangen und heimlich hingerichtet. Caterina ward 1489 unter aller Berücksichtigung ihrer Würde gezwungen, abzudanken. Sie bewies sich als gehorsame Tochter der Republik, ward von dieser wie eine Königin bei ihrer Rückkehr geehrt und erhielt das Städtchen Njolo in der Mark Treviso mit allen Rechten und Nutzungen zu ihrem Aufenthalt. Dort wohnte sie im Sommer. Pietro Bembo, ihr Vetter, später Cardinal, war der Leiter ihres geistigen Lebens; sie starb in Venedig am 10. Juli 1510.¹⁾

Cypern
wird
venetianisch.
 Venedig hatte nun Cypern vom 26. Februar 1489 bis zum 1. August 1571 in ihrem Besitze. Ein Statthalter und zwei Rätthe, auf zwei Jahre gewählt, Rettori genannt, leiteten die Regierung. Die Assisen blieben Gesetz, aber alles selbständige Leben hörte auf. Das Einkommen betrug 546.000 Ducaten, die Auslagen für die Regierung 184.331 Ducaten, der Reinertrag also 361.669 Ducaten.

Venedig.
 Diese Insel beherrschte den Weg in die Dardanellen, konnte den türkischen Handel stören; daß die Pilgerschiffe nach Mekka unter Kanonen christlicher Festungen vorüber mußten, verletzte überdies den Stolz der Moslemin. Darum ward schon 1570 der Signoria vom Sultan das Ultimatum gestellt: „Ich verlange von euch Cypern, mögt ihr es mir nun gutwillig geben, oder nachdem ich Gewalt angewendet habe: hütet euch, mein furchtbares Schwert zu reizen, denn der Krieg, den ich gegen euch führen werde, wird entsetzlich sein; verlaßt euch nicht auf die Größe eures Schatzes, denn er wird verrinnen, wie ein reißender Strom.“ Die Signoria erwiderte: sie sei entschlossen, den Krieg im Vertrauen auf die göttliche Gerechtigkeit zur Vertheidigung ihrer Rechte und zur Erhaltung der Insel Cypern, die ihr wohlverdornenes Besizthum sei, zu führen.²⁾

Die
Groß-
mächte.
Der
Päpst.
 Aber wie sollte Venedig gegen die gewaltige türkische Macht den Kampf allein aufnehmen! Es war nicht mehr so mächtig wie damals, als es mit Genua um den Rang als erste Seemacht stritt. — Es wandte sich um Hilfe an die Mächte Europas; allein Frankreich war ein Verbündeter des Sultans, der Kaiser hatte vor kurzem erst mit der Pforte Frieden geschlossen, Philipp II. war voll Mißtrauen gegen die Venetianer und hatte den Krieg in den Niederlanden zu führen, obgleich er sonst höchst empfänglich war für den Ruf, den Glauben zu vertheidigen, und wohl einsah, daß er mit dem Schutze Venedigs zugleich seine eigenen Besitzungen im Mittelmeere sicherstelle. Aber im Papste Pius V. lebte trotz des hohen Alters das glühende Feuer der Kreuzzüge, sein Legat siegte in Sevilla über das Mißtrauen Philipp's und das Bedenken seiner Rätthe. Philipp II. erklärte sich noch im Mai 1570 zur Hilfeleistung bereit, und ertheilte seinem Admiral Johann Andrea Doria

¹⁾ Herquet, l. c. p. 211—221.

²⁾ Relazioni bei Alberi, Scrittores, III, vol. I, p. 83, 160, 329. — Zinfelfisen, l. c. II, p. 924—926.

den Befehl, mit der bei Sicilien liegenden Flotte den Venetianern gegen die Türken zu helfen. Im August geschah die Vereinigung einiger päpstlicher Schiffe mit der venetianisch-spanischen Seemacht.¹⁾

Bevor die vereinigte Flotte eingriff, war Nikosia auf der Insel Cypern schon gefallen. Am 1. Juli 1570 war Mustafa Pascha mit 52.000 Mann gelandet. Auf der Insel waren 1000 Reiter, 2000 Fußgänger und einige einheimische Milizen. An eine Feldschlacht war also nicht zu denken, nur an Vertheidigung der zwei festen Plätze Nikosia und Famagosta. Nikosia ward zuerst belagert. 1500 italienische Soldaten, einige tausend Edelleute, Bürger und Bauern vertheidigten die Stadt aufs heldenmüthigste; ein Sturm nach dem andern wurde abgeschlagen, obgleich die Türken mit achtzig Geschützen, worunter dreißig Kugeln von 50 bis 100 Pfund schossen, die Vertheidiger bedrängten und Bresche machten. Scorbut, Mangel an Lebensmitteln und die steten Kämpfe, namentlich ein gelungenener nächtlicher Überfall, zwangen die Besatzung, der feindlichen Übermacht zu weichen. Die Capitulation vom 9. September wurde nicht gehalten, die Sieger ließen 20.000 Menschen über die Klinge springen,²⁾ um durch den Schrecken dieser That die Vertheidiger Famagostas zu entmuthigen.

Ihr aber befehligte ein edler Venetianer, Marc Antonio Bragadino,³⁾ der den Geist des Heldenthums und den Enthusiasmus für die Religion des Kreuzes in den 7000 Mann der Besatzung und den Bewohnern der Stadt zu entzünden wußte. Noch ehe das türkische Heer die Stadt umschloß, ließ er auf dem Hauptplatze einen Altar errichten, und die gesammte Bevölkerung dem Opfer beiwohnen und das Abendmahl empfangen; dann schworen er und seine Waffenbrüder nach einer hinreißenden Anekdote, daß sie für Gott und Vaterland ihr Blut vergießen wollten, und Bürger, Frauen und Kinder wurden von der Begeisterung hingerissen und leisteten den gleichen Schwur. Am 18. September 1570 nahte das türkische Heer der Festung, doch umschloß es sie noch nicht vollständig, da die Nachricht von dem Hervannahen einer Flotte der Verbündeten eintraf. Leider leisteten diese wenig; unter den Befehlshabern war Streit, keiner hatte Ansehen genug; Doria, der die spanischen Galeeren befehligte, haßte die Venetianer und erklärte, er müsse die Galeeren des Königs zurückführen. Die Venetianer wagten aber jetzt keinen Kampf mehr gegen die Osmanen, Famagosta ward sich selber überlassen, nur der tapfere Marc Antonio Guerini vermochte durch geschickte Manöver einige Schiffe mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen und 2000 Mann neue Streiter in die Stadt zu werfen. Venedig war so entmuthigt, daß es insgeheim in Constantinopel um den Frieden unterhandelte.

Die heilige Liga von 1571. — Don Juan d'Autria. — Fall Famagostas.

Aber Pius V. war nicht so nachgiebig und Philipp war beharrlich, wenn er einmal etwas begonnen, obgleich Venedig falsch war. Neue Ver-

¹⁾ Prescott, l. c. V, p. 46—50.

²⁾ Viele Frauen erdolchten ihre Töchter, um sie der Schändung zu entziehen; eine Mutter tödtete zuerst ihren Sohn mit den Worten: „Solltest du als Sklave zum Lotterbuben werden!“ — dann sich selbst. — Hammer-Purgstall, l. c. II, p. 412.

³⁾ „Marc Antonio Bragadino.“ Deutsch von Dr. K. Zell. Freiburg 1854.

handlungen wurden in Rom gepflogen, deren Abschluss die Frage über den Oberbefehlshaber, wie über den Zweck des Krieges verzögerte: Venedig wollte nur Cypern schützen, während Spanien zugleich die Barbaresken angreifen und der Papst einen allgemeinen Krieg der Christen gegen die Türken wollte.

Endlich kam man dahin überein, der Krieg sei gegen die Türken, wie gegen die Mauren von Tunis, Tripolis und Algier zu führen, mit 200 Galeeren, 100 Transportschiffen, 50.000 Mann zu Fuß, 4500 Reitern. Spanien solle drei Sechstel, Venedig zwei Sechstel, der Papst ein Sechstel der Kosten tragen, jeder, die angegriffen werde, helfen die beiden andern Mächte, keine schließe Frieden ohne Wissen und Willen der andern. Spanien stellt den Oberbefehlshaber, weil es auch die größte Macht stellt. Der Bund wird für ewige Zeiten abgeschlossen. Dies ist die heilige Liga, welche der Papst am 24. Mai 1571 mit der Hand auf der Brust beschwor, während die Gesandten Spaniens und Venedigs auf ein Messbuch, unter dem ein Neues Testament war, den Eid ablegten.¹⁾

Heilige
Liga.

Rüstun-
gen.

Nun ward gewaltig gerüstet, aber auch die Pforte rüstete. Selims Schwager Piali ward Admiral; Mluch Ali, der Dey von Tunis, ein calabressischer Renegat, unterstützte ihn. Während die Türken noch immer Jamagosta belagerten, verwüsteten sie die Gebiete der Venetianer an den Küsten des Adriatischen Meeres und bedrohten selbst die Lagunenstadt. Indes sammelten sich die Verbündeten im Hafen von Messina,²⁾ die Venetianer unter Veniero, die Päpstlichen unter Colonna, endlich kamen auch die Spanier unter Don Juan d'Autria. Ihre Schiffe waren am besten gerüstet, Philipp II. hatte weder Kosten noch Mühe gescheut; seine Soldaten waren am begeistertsten für den Kampf. Mit Jubel vernahm Spanien den Entschluss seines Königs, der alte Geist der Maurenkriege loderte neu auf, es gab mehr als genug Freiwillige, die edelsten Häuser stellten ihre Mitglieder; unsterblicher Ruhm und ewige Seligkeit, meinten sie, sei da zu erwerben. Auch 3000 deutsche Landsknechte kamen mit.³⁾

Don
Juan.

Philipp II. traf die beste Wahl, als er seinen thatendurstigen Bruder Don Juan zum Oberbefehlshaber bestimmte.

Er-
ziehung.

Bis Philipp 1559 nach Spanien zurückkehrte, blieb Don Juans Herkunft ein Geheimnis. Duigada führte dem König seinen Pflegesohn vor bei Gelegenheit einer Jagd im Park bei Balladolid und Philipp, der sogleich das verjüngte Bild des Vaters im Jüngling erkannte, sagte: „Die Jagd ist aus, nie habe ich eine schönere Beute gehabt.“ Der Bruder wurde unter dem Namen Don Juan d'Autria mit Don Carlos erzogen. Zwar hatte Karl V. diesen Sohn der Liebe zum Geistlichen bestimmt, allein Philipp sah bald ein, daß der Bruder nicht für das Kloster taugte; er ließ ihm eine glänzende weltliche Erziehung geben und Don Juan entfaltete eine wunderbare Begabung und bewies dem königlichen Bruder eine Hingebung und Treue, welche diesem jegliches Mißtrauen benahm. Seine erste Kriegsschule machte Don Juan unter Duigadas Leitung im Kampfe

¹⁾ Prescott, l. c. V, p. 50—52. — Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 326.

²⁾ In Messina steht zur Erinnerung daran noch heute die Statue Don Juans.

³⁾ Prescott, l. c. V, p. 53—57.

gegen die aufständischen Mauren. Als Quixada an seiner Seite gefallen war, schrieb er dessen Witwe: „Geliebte Mutter! Ich gehöre jetzt Euch allein auf Erden, ich gehöre Euch doppelt an, da Euer Gatte für mich gestorben ist.“¹⁾

Anfangs Juni verließ Don Juan Madrid, vor der Abfahrt von Barcelona unternahm er noch eine Wallfahrt nach Montserrat; nach kurzem Aufenthalt im Palaste der Doria zu Genua traf er im August in Neapel ein. Der Empfang war glänzend, Don Juan begeisterte Männer wie Frauen: er war vierundzwanzig Jahre alt, ein Bild männlicher Schönheit, aus seinem blauen Auge bligte Geist und Muth; seine Weise, die blonden Locken über die Stirne zurückzustreichen, wurde Mode bei den Neapolitanern. Keiner tanzte, ritt, focht besser, seine Ausdauer in der Arbeit war bewundernswürdig, dabei liebte er Umgang mit Gelehrten und Künstlern. In Santa Chiara übergab ihm der päpstliche Legat den Commandostab und die heilige Standarte, Christus im himmelblauen Felde von Damast, und flehte den Segen des Himmels herab auf die Waffen der Christen. Don Juan kniete am Altar. „Amen! Amen!“ flehte das Volk in tiefster Erregung. Gleich begeistert war der Empfang in Messina am 25. August, man konnte sich nicht sattsehen an dem schönen Jüngling, dessen herrliche Formen der weiße Sammet, in den er gekleidet war, der golddurchwirkte Mantel, der weiße Federbusch noch hervorhoben.²⁾

Doch der Beifall berauschte den jungen Feldherrn nicht, mit seltener Thatkraft, Klugheit und Selbstbeherrschung gab Don Juan erst die Losung zum Ausbruch, als alle Schiffe beisammen waren. Über 300 Schiffe, über 80.000 Mann standen jetzt unter ihm; am 16. September 1571 wurden die Ariergeru dieselben Indulgenzen ertheilt, die einst die Eroberer des Heiligen Grabes erhielten, Don Juan aber seine Vermittlung versprochen, damit er ein unabhängiges Fürstenthum erlange, ein Plan, der sich tief in seine Seele prägte. Abfahrt.

Seit den Tagen, da Octavian mit Antonius bei Actium um die Herrschaft der Welt rang, war keine so gewaltige Flotte beisammen gewesen. Der Kampf sollte auch jetzt nahe derselben Stelle geführt werden. Bei Korsu erfuhr Don Juan am 26. September, daß die türkischen Schiffe bei Lepanto ständen. Gegen die Warnung vieler, die eine Belagerung der Schlacht vorzogen, erklärte Don Juan, eine bessere Gelegenheit, den Feind zu vernichten, ließe sich nicht finden. Bei Gumeniza wurde große Revue gehalten, die Nachricht vom Falle Jamagostas war indes eingetroffen und sie entzündete nicht bloß die Venetianer, sondern alle mit den Gefühlen der Rache.

Jamagosta hatte vom 18. September 1570 bis 1. August 1571 den Kampf heldenmüthig bestanden, ein Sturm nach dem andern war abge schlagen worden, der religiöse und politische Enthusiasmus hatte die Verteidiger über sich selbst erhoben; während die Venetianer hundertweise, fielen die Osmanen tausendweise. Fall Jamagostas.

¹⁾ Prescott, l. c. IV, p. 100 ff.; V, p. 7.

²⁾ Ibid. V, S. 45—67.

Wie ein Mann eilte die Bevölkerung jedesmal nach dem bedrohten Punkte, Frauen und Mädchen bewährten nicht minder Muth, als die Männer, sie trugen Steine, Pfeile, Erfrischungen herbei, und schlugen sich oft mit dem Feinde. Der Bischof und die Priester waren immer mitten unter den Kämpfenden und erinnerten sie an die heilige Sache, für die sie ihr Blut vergossen. Allein all das verschob nur den endlichen Untergang — die Thürme waren zerstört, die Mauern zusammengeschossen, die Gräben mit Leichen gefüllt, es fehlte an Pulver, an Brot, an Wasser, an Soldaten; die ausgehungerten bleichen Gestalten, die noch auf den Posten standen, konnten kaum mehr die Waffen tragen; es blieb nichts mehr übrig, als Capitulation oder der Tod. Auf der andern Seite waren 80.000 Türken gefallen, 200.000 hatten an der Belagerung theilgenommen, 114 Kanonen hatten gegen die Stadt gedonnert, man hatte siebzehn Redouten errichtet und neun Minen springen lassen. Mustafa Pascha bot ganz billige Bedingungen zur unvermeidlichen Capitulation. Bragadino mußte sie am 1. August abschließen: die Besatzung sollte den Platz mit ihren Waffen, mit Gepäck und Batterien verlassen und auf türkischen Schiffen nach Candia gebracht werden. Die Bewohner der Insel sollten weder in ihrem Leben, noch in ihrem Vermögen, noch in ihrer Ehre, noch in Ausübung ihrer Religion beschränkt werden, und es ihnen zwei Jahre hindurch freistehen, ihr Vaterland zu verlassen.¹⁾

Capitu-
lation.

Bruch.

Am 1. August wurde die Stadt übergeben. Mustafa Pascha bejodelte sich aber jetzt mit einem schmachvollen Wortbruch.

An Bragadino hatte er geschrieben: „Ich kann Dir nicht sagen, wie ich danach verlange, Dich von Person kennen zu lernen, nachdem ich solange Deinen Muth erfahren und bewundert habe. Du wirst von mir alle möglichen Beweise von Wohlwollen erhalten, sowie auch von dem großen und mächtigen Selim, bei welchem ich von Deinen Thaten Zeugnis ablegen werde.“ Bragadino kam mit Baglioni und Martinengo am 5. August in das Zelt des Türken, der nach wenigen höflichen Worten plötzlich Ton und Miene änderte und mit vor Zorn bebender Stimme fragte: „Was hast du gemacht mit meinen Gefangenen? und was mit den Lebensmitteln?“ — Der Venetianer erwiderte stolz: „Die Gefangenen sind theils in der Festung, theils in Venedig, die Lebensmittel haben wir alle aufgezehrt.“ Der Türke zog seinen Säbel, hieb Bragadino ein Ohr ab, und ließ ihm von einem Janitscharen das andere wegschneiden, stürzte dann aus dem Zelt und befahl, alle Christen, die im Lager seien, niederzuhauen. Baglioni und Martinengo wurden an der Seite Bragadinos enthauptet, dieser von Mustafa mit Füßen getreten, bespion und höhnisch gefragt: „Wo ist jetzt dein Christus, und warum befreit er dich nicht aus meinen Händen?“

Braga-
dinos
Seele-
gräbe.

Der Venetianer ertrug alle diese Mißhandlungen mit heroischer Ergebung und englischer Sanftmuth; nach drei Wochen schrecklicher Leiden wurde er auf ein Brett gebunden und an die Spitze einer Segelstange hinaufgezogen, damit er sehen könne, ob nicht die christliche Flotte komme. Unter den Quaken der Folter rief der edle Venetianer: „Ihr könnet meinen Leib zerfleischen, ihr vermögt aber nichts über meine Seele.“ Unsonst war die Mahnung: „Werde Türke und dein Leben ist dir geschenkt“, er wurde verurtheilt, lebendig geschunden zu werden, und ertrug diese schreckliche Todesart mit einer Seelenstärke, mit einer

¹⁾ Hammer, Geschichte der Osmanen, II, S. 413 f., nach Paruta und den Berichten aus dem kaiserlichen Hausarchive.

Sanftmuth, die selbst die Türken ergriffen. „Herr, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ — war das letzte Wort des Vertheidenden. Die Leiche wurde in vier Stücke getheilt und an den vier Stadttheilen von Famagosta zur Schau ausgestellt; die abgezogene Haut wurde ausgestopft, in venetianische Amtstracht gesteckt, den rothen Sonnenschirm, das Zeichen der Würde, in der rechten Hand, und so auf dem Rücken einer Kuh befestigt und durch die Stadt geführt und später in dem Zeughause zu Constantinopel als Trophäe aufbewahrt, bis ein christlicher Sklave sie entwendete und nach Venedig brachte, das seinem großen Sohn in der Kirche St. Johann und Paul ein bescheidenes Denkmal setzte.

Seeschlacht bei Lepanto.

Diese Nachricht zündete jetzt in allen Herzen und die Krieger dürsteten nach der Schlacht. Sonntag den 7. October 1571 morgens um acht Uhr gab Don Juan durch Aufpflanzen der heiligen Standarte auf dem Admiralschiffe das Zeichen, daß an diesem Tage geschlagen werde, und Freudengeschrei erfüllte die Luft. Drei englische Meilen lang war die christliche Schlachtordnung: den rechten Flügel befehligte Doria, den linken der Venetianer Barbarigo, denn ein rascher und ungerechter Befehl zur Hinrichtung eines römischen Officiers hatte Veniero mit dem Oberbefehlshaber entzweit; das Centrum befehligte Don Juan, und Requesens die Nachhut. Jedes Schiff hatte Befehl, auf das gegnerische loszugehen. Don Juan fuhr noch einmal entlang der ganzen Reihe und sprach ermutigende Worte: „Ihr seid gekommen, die Schlacht des Kreuzes zu schlagen, zu siegen oder zu sterben. Mögt ihr aber siegen oder sterben, thut heute eure Pflicht, und erwerbt euch eine ruhmreiche Unsterblichkeit.“¹⁾ Der junge Admiral kniete dann im Angesicht der ganzen Schlachtlinie auf seinem Schiffe nieder und flehte um Sieg. Alle folgten seinem Beispiele, die Priester segneten die Streiter und sprachen die Absolution aus.

7. Oct.
1571.

Schlacht-
ordnung.

Langsam rückte die Flotte der Osmanen an: 250 Galeeren mit vielen Schiffen im Hintergrund, anfangs in halbmondförmiger Stellung; 120.000 Mann²⁾ waren auf ihren Schiffen, deren Vordertheile mit Gold verziert waren, während die Damascener und die mit Juwelen gezierten Federbüsche ihrer Krieger in der Sonne strahlten. Ali Pascha befehligte das Centrum, den rechten Flügel Sirokko, der Vicekönig von Aegypten, den linken Flügel Uluch Ali. Der türkische Oberadmiral feuerte seine Truppen nur durch Versprechungen an: zu den christlichen Galeerensclaven, die an die Ruderbänke angekettert waren, sagte er: „Wenn eure Landsleute den heutigen Tag gewinnen, möge euch Allah den Segen davon geben; doch wenn ich ihn gewinne, sollt ihr sicherlich eure Freiheit haben: wenn ihr säßt, daß ich durch euch Vortheile erlange, so gewinnet denn auch Vortheile durch mich.“³⁾

Flotte
der Os-
manen.

¹⁾ Prescott, l. c. V, S. 67—77.

²⁾ Ibid. p. 75.

³⁾ Rosell, Combato Naval de Lepanto, in den „Memoiren der Akademie zu Madrid“ 1853.

Es war Mittag, die Flotten kamen sich nahe, feierliche Stille herrschte, ein leichter Wind kräuselte die Wellen. Da ließ Don Juan durch Pauken und Trompeten das Signal geben und der Kampf begann. Er war entsetzlich; es ist die größte Seeschlacht der neueren Zeit, sie währte vier Stunden, man schlug sich auf beiden Seiten mit unerhörter Tapferkeit. Die Türken suchten an beiden Enden ihre Gegner zu überflügeln; bei dem linken Flügel der Feinde gelang ihnen dieses und die Venetianer kamen in große Gefahr — acht ihrer Galeeren sanken in der ersten Stunde schon — doch sie kämpften mit zäher Tapferkeit, erwehrt sich der Gegner und schritten nun zum Angriffe. Auf dem rechten Flügel merkte Doria gleich die Absicht der Feinde und dehnte seine Schlachtlinie weit nach Osten aus, schwächte sie aber dadurch — und sie kam an einigen Stellen in große Gefahr. Im Centrum gieng Don Juan auf das Admiralschiff der Türken los, es hatte das Banner des Sultans und trug den Namen „Allah“ 28.900mal in Goldbuchstaben eingestickt. Der Kampf wogte abwechselnd hin und her, andere Schiffe kamen dazwischen und bedrängten die beiden Admiralschiffe; diese wiesen sie aber, wie Eber die Hunde, nur von sich ab, um von neuem aufeinander loszustürzen. Zweimal drangen die Soldaten des „Real“, so hieß das Schiff Don Juans, auf den „Allah“, so hieß das türkische Admiralschiff, und zweimal wurden sie zurückgetrieben; der dritte Enterungsversuch gelang, Ali Pascha fiel. Die heilige Standarte ward auf dem türkischen Schiffe aufgepflanzt, und der Ruf „Victoria!“ scholl entlang der ganzen Schlachtlinie zum Himmel empor. Das feindliche Centrum war durchbrochen, der rechte Flügel floh zurück, die Schiffe strandeten oder wurden geentert, und nun kam das Centrum der Christen dem rechten Flügel zuhülfe. Much Ali hielt alles für verloren und entfloh mit 40 Schiffen. Die Christen verfolgten ihn eine Strecke weit, konnten ihn aber nicht erreichen, da ihre Ruderer vom Kampfe ermüdet waren. Alle türkischen Galeeren, von den 250 diese 40 ausgenommen, waren entweder erobert oder versenkt worden; 25.000 Türken waren todt;¹⁾ den Christen waren 15 Galeeren versenkt und 8000 Mann getödtet; es gab Schiffe, auf denen die Mehrzahl gefallen und kein einziger ohne Wunden war.

Ein edles Blut war geflossen, mancher fand das Ende seiner Heldenlaufbahn, mancher den Anfang, unter diesen Alexander Farnese, Prinz von Parma, der unter den Augen Don Juans, allen voran, ein feindliches Schiff enterte.²⁾ Cervantes, später als Schriftsteller so groß, diente, vierundzwanzig Jahre alt, als gemeiner Soldat an Bord; weder das Fieber, noch die Verwundungen seines Capitäns hinderten ihn, sich in die Schlacht zu stürzen, er bekam zwei Wunden in die Brust, und eine in die linke Hand, die fortan unbrauchbar blieb; doch meinte er, daß der Ruhm, in dieser Schlacht mitgefochten zu haben,

¹⁾ Prescott, Geschichte Philipps II. Bd. V, S. 90.

²⁾ Hochherzig lobt der Sieger in seinem Berichte an Philipp II. diese tapfere That seines Neffen.

allen Schmerz der Wunde aufwiege.) 12.000 christliche Gefangene, die an die Ruderbänke angeschmiedet gewesen, dankten jetzt ihren Befreiern. Die Beute schien unermesslich, auf dem türkischen Admiralschiff allein fand man 170.000 Goldzechinen; der Sieg war groß und ruhmvoll, die Türken, die bisher für unbesiegbar zur See galten, waren besiegt.

Der Tag neigte sich gegen Ende, der Donner der Kanonen schwieg, aber ein mächtigerer begann zu dröhnen: ein furchtbarer Gewittersturm war im Anzuge. Die Sieger wären verloren gewesen, wenn nicht Don Juan klug und vorsichtig schnell die Flotte im Hafen von Petala geborgen hätte. Der Sturm dauerte vierundzwanzig Stunden, man sah nur das Leuchten der Blitze und der brennenden Galeeren, denn man hatte die allzusehr beschädigten angezündet. Don Juan ließ die minder beschädigten Schiffe ausbessern und besuchte, obwohl selber am Fuße verwundet, Verwundete und Kranke, tröstete, spendete Lob, vertheilte Geschenke: großmüthig behandelte er die Söhne seines gefallenen Gegners Ali Pascha, zwei Jünglinge. Ihre Schwester, die Prinzessin Fatima, sandte ihm ein glänzendes Geschenk für ihre Befreiung; Don Juan erklärte sie für frei und gab ihnen das Geschenk mit: denn es sei gegen die Sitte seiner Ahnen, für eine Gnade eine Belohnung anzunehmen. Der alte Veniero vergoß Thränen, als ihn Don Juan, der Beleidigung vergessend, mit dem Titel „Vater“ begrüßte.

Der
Sieger.Don
Juan
und
Veniero.

Erst vierundzwanzig Jahre alt war Don Juan und hatte schon den größten der Siege errungen, sein Name flog von Mund zu Mund als Vertheidiger des Glaubens. Der Papst brach in Thränen aus, als er die Nachricht von dem gewaltigen Siege erhielt, und rief: „Es ward ein Mensch von Gott gesandt und der hieß Johannes!“ Marc Antonio Colonna zog im Triumph in Rom ein und weihte in Araceli eine Columna rostrata aus Silber.) Jedes Jahr wird am Rosenkranz-Sonntag in der katholischen Kirche an diesen Sieg erinnert. In Venedig ward fortan der 7. October ein Nationalfesttag.

Don Philipp erhielt während der Vesper die Nachricht; er blieb unbeweglich, bis der Gottesdienst zu Ende war, dann ließ er ein Tedeum anstimmen und theilte dem Hofe die Nachricht mit; am Abend war Madrid glänzend beleuchtet. „Dir hab ich nach Gott den Sieg zu verdanken,“ schrieb er an seinen Bruder, „und erkenne dies hiemit an und schätze mich glücklich, daß es für jemand, der mir so nahe steht, aufbehalten war, dieses große Werk, welches Dir in den Augen Gottes und der ganzen Welt so vielen Ruhm erworben hat, zu vollbringen.“ Dichter und Maler feierten den Sieg. Freilla widmete ihm einen ganzen Gesang in der „Ataucana“, Fernando de Herrera eine schwungvolle Hymne, Tizian schuf sein herrliches Gemälde „der Sieg der Liga“. Namentlich priesen die Krieger den jungen Helden, der, in der Schlacht so tapfer und nach dem Siege so mild, seinen Antheil an der Beute unter die Verwundeten vertheilte.

Philipp
II.

Tizian.

Alles erwartete einen Angriff auf Constantinopel, doch war das Jahr schon zu weit vorgerückt, als daß man hätte die See halten können; auch

1) Navarete. Vida de Cervantes, p. 19. Madrid 1819.

2) Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III, 2, S. 562 f.

waren die Kräfte des türkischen Reiches noch zu gewaltig und ein Angriff auf die Hauptstadt wäre wahrscheinlich gescheitert.¹⁾ Die große Frucht des Sieges bei Lepanto ist, daß die Türken nicht mehr für unsiegbare galten, daß sie mit dem Rufe der Unüberwindlichkeit das Vertrauen zu sich selbst verloren. Von der Schlacht von Lepanto an datiert der Verfall der osmanischen Macht. Ein Habsburger hat diesen Erfolg errungen.

Don Juan wollte im nächsten Jahre den Sieg weiter ausnützen, aber er war nicht Herr der Flotte, sondern nur Befehlshaber im Dienste eines andern; die Flotte gehörte nicht einem Herrn, sondern dreien, von denen jeder etwas anderes wollte. Die Venetianer wollten in der Levante erobern, Philipp die Barbarecken bekämpfen; der Papst hatte die weiteste Anschauung, er dachte stets an Constantinopel und an das heilige Grab. Leider starb Pius V.,²⁾ die eigentliche Seele der Liga, schon 1572 und mußte sich Philipp II. vor einem Angriff Frankreichs sichern. So ward denn der Sonnenflug des jungen Adlers gehemmt, erst im Juli 1572 durfte Don Juan mit 22 Galeeren zu den Verbündeten stoßen. Die vereinte Flotte zog an die Westküste von Morea, wo die inzwischen schon wieder auf 250 Schiffe gebrachte türkische Flotte unter Uluç Ali stand. Don Juan wünschte die Schlacht, aber die Türken hatten kein Vertrauen mehr, sie rückten nicht aus ihrer sicheren Stellung unter dem Schlosse von Modon heraus, der Herbst brachte seine Stürme und man mußte sich für das nächste Frühjahr trennen.³⁾

Da schlossen aber die Venetianer am 7. März 1573 mit dem Sultan Selim II. Frieden: sie versprachen den Türken für drei Jahre die Summe von je 100.000 Ducaten, ferner einen Tribut von 1000 Ducaten für Jante, und überließen ihm die Insel Cypern, wegen der doch der Krieg begonnen worden war.⁴⁾ Entrüstet ließ Don Juan das Banner der Liga herabreißen und dafür das von Castilien aufhissen, der Papst und Philipp II. klagten Venedig der Selbstsucht an.

Philipp befahl nun einen Angriff auf die Küste der Berberei, und zwar auf Tunis, wo die Spanier nur noch die Festung Goletta besaßen. Die Einwohner von Tunis flohen. Don Juan besetzte im Herbst 1573 die Stadt. Die Beute war reich, die Truppen plünderten eine ganze Woche. Der Sieger versprach den Bewohnern Schutz und lud sie ein zur Rückkehr. Philipp II. hatte befohlen, Goletta zu schleifen, weil er der Kosten der Erhaltung überdrüssig war. Don Juan aber verstärkte die Werke dieser Festung sowie Tunis, denn er wünschte aus Tunis den Mittelpunkt eines eigenen Reiches zu machen, und ganz Nord-Afrika und Palästina zu erobern. Sein Wahlspruch war: „Wer nicht vorwärts strebt, der geht zurück.“ Er war der Sohn des Kaisers,

¹⁾ So urtheilte damals auch Alba. Prescott, Philipp II. Bd. V, S. 103.

²⁾ Clemens XI. nahm ihn 1712 in die Zahl der Heiligen auf.

³⁾ Prescott, l. c. V, p. 105—109.

⁴⁾ Dumont, Corps diplomatique, V, 2, p. 218 f.; vergl. Charrière, Négociations, III, p. 367 f.

er hörte oft von der blühenden Macht Karthagos — wäre ein Königreich Tunis nicht eine Wohlthat für die Christenheit gewesen?

Philipp meinte, de Soto, der Secretär, habe so ehrgeizige Pläne in der Seele seines Bruders genährt, rief ihn ab und sandte den Escovedo, aber schnell zeigte sich's, daß dieser den Prinzen in seinen Plänen bestärkte. Bald darauf sandte der Papst an Philipp II. die Bitte, dem jungen Feldherrn eine würdige Belohnung, ein eigenes Fürstenthum zu verleihen, dessen Mittelpunkt Tunis wäre. Philipp entgegnete, man müsse Tunis zuerst sicher haben, that aber nichts, als im Herbst des nächsten Jahres 1574 eine große türkische Macht Tunis und Goletta bezwang, während Don Juan in Genua hingehalten wurde, wo er für Philipp den Streit der Parteien schlichten mußte. Jetzt eilte der Fürst nach Spanien, um sich mit seinem Bruder zu versöhnen, von dem jedoch in dieser Sache wenig zu erwarten war. Die Talente des Prinzen sollten die Monarchie vergrößern, aber er sollte nicht selbständig werden. Der Staatsrath war gegen seine Pläne und ein neuer Geschichtschreiber sagt mit Recht: „So ist einmal diese Welt, sie reizt den Menschen, alle seine Fähigkeiten zu entfalten: sie treibt in ihm alle seine Hoffnungen auf. — Dann mähigt er sich nicht, seine Kräfte fühlend, jagt er den stolzesten Kampfspriegen der Ehre oder des Besizes nach: sie aber gewährt ihm nicht, sie schließt ihm ihre Schranken zu und läßt ihn sterben.“¹⁾

Don Juan's Pläne.

Don Carlos. 1545—1568.

Einer der schwierigsten Theile in der Beurtheilung Philipps II. ist sein Verhalten gegen den erstgeborenen Sohn Don Carlos in dieser Familien-tragödie im königlichen Hause.

Geboren 1545, verlor Don Carlos seine Mutter, Maria von Portugal, schon wenige Tage nach seiner Geburt und wurde, da der Vater damals meist in den Niederlanden oder in England war, von Philipps Schwester Johanna erzogen;²⁾ kein Mutterauge wachte über die Entwicklung des Knaben, keine

¹⁾ Hantke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I. S. 183.

²⁾ Verwandtschaft der damaligen portugiesischen und spanischen Königsfamilie:

Ferdinand der Katholische von Aragonien, † 1516,
vermählt mit Isabella von Castilien, † 1504

Johanna die Wahnsinnige, vermählt mit Philipp dem Schönen von Oesterreich, dem Sohne Maximilians	Maria (1517), vermählt mit Emanuel dem Großen, König von Portugal, † 1521
--	---

Karl V. vermählt mit Elisabeth von Portugal	Katharina, verm. mit Johann III. von Portugal, † 1557	Elisabeth oder Isabella von Portugal, Gemahlin Karls V.
---	---	---

Philipp II., verm. mit Maria von Portugal	Donna Juana, verm. mit Sebastian, König von Portugal, † 1577.	Johann, Infant von Portugal, † 1554	Maria von Portugal, † 1545, Gemahlin Philipps II.
---	---	-------------------------------------	---

Don Carlos.

Mutterliebe kam wärmend und antregend seinem Herzen entgegen. Don Carlos war schwächlich, und Johanna sorgte darum mehr für seine leibliche als geistige Pfllege.¹⁾ Später leitete Honorato Juan, ein sehr gelehrter und edler Mann, seine Erziehung.²⁾ Als Karl V. nach San Juste zog, sah er in Valladolid seinen Enkel, und als er ihm von seinen Feldzügen auch seine Flucht aus Innsbruck erzählte, unterbrach ihn Carlos mit dem Ausrufe: „Ich würde nie geflohen sein!“ und beharrte bei diesem Ausspruche, obgleich Karl ihm alle Gründe der Flucht auseinandersetzte, was den Kaiser entzückte; doch bemerkte er auch bald seinen Eigensinn, sein trotziges, hochfahrendes Wesen, und mahnte Johanna, mit dem Knaben strenger zu verfahren, sie könne sich dadurch den Dank der Nation verdienen, und schrieb an Philipp, er möge ja Don Carlos nicht den Niederländern zeigen, bevor dieser besser erzogen sei und sich besser benehme. Venetianische Berichte nennen den Prinzen ungeduldig, wild, zur Grausamkeit geneigt, aber auch freigebig.³⁾ „Als ihm einst eine geschwänzte Eidechse geschenkt ward, und diese ihn in den Finger biss, so biss er ihr rasch mit den Zähnen den Kopf ab, und zeigte dadurch seine dereinstige Kühnheit. Im Falle er kein Geld hat, verschenkt er Ketten, Schaumünzen und selbst die Kleider, obgleich er sonst die Pracht liebt. Als er hörte, daß nach dem Vertrage zwischen Philipp und der Königin Maria von England ihr etwaiger Sohn die Niederlande erhalten sollte, sagte er: ‚Das werde ich nie zugeben, sondern immer bekämpfen,‘ und ließ den Kaiser um eine Rüstung bitten, worüber sich dieser sehr freute. Ungemeinen Stolz zeigte Carlos auch darin, daß er nicht lange vor seinem Vater stehen oder die Mühe abnehmen will, und daß er den Kaiser Vater, seinen Vater aber nur Bruder nennt“, heißt es in einem Gesandtschaftsbericht. Im siebenten Jahre wollte er einmal nicht essen, bis ein Knabe, der ihn beleidigt hatte, aufgehängt wäre, und als man, um ihn zu besänftigen, eine Puppe aufhieng, war Philipp empört darüber und gab dem Sohne eine Ohrfeige. Früh zehrte ein Wechselfieber an seinen Kräften, sein Aussehen war gelb und grünlich.

Charakter.

Isabella von Frankreich.

Im Jahre 1560 kam die schöne Elisabeth, in Spanien Isabella genannt,⁴⁾ die ursprünglich ihm bestimmt war, als Braut seines Vaters nach Spanien. Dichter sprechen von einem Liebesverhältnis zwischen beiden, das aber nie stattfand, denn Isabella war eine sittenstrenge Frau.⁵⁾ Don Carlos war sechzehn Jahre alt, als er im Februar 1560 von den Cortes als Thronerbe anerkannt wurde und dann mit seinem Oheim Don Juan und seinem Vetter Alexander Farnese die Universität Alcalá de Henares besuchte. Dort verlegte er sich am 19. April 1562 durch einen Sturz von der Treppe derart, daß der Schaden ein bleibender ward, wie die Überspanntheit seines Benehmens zeigt.

Student in Alcalá.

1) Lange glaubte man, der Knabe sei stumm, und das erste Wort stieß er in seinem fünften Jahre aus, das Wort „Nein“. Karl V. lachte darüber: „Der Knabe hat ganz Recht gehabt, zu allem ‚Nein‘ zu sagen, was sein Vater und Großvater verschenkten und verschwendeten.“

2) Philipp II. schrieb an diesen Lehrer: „Ich trage Ihnen auf, alles anzuwenden, um ihn für die Tugend zu erziehen und in den weltlichen Wissenschaften zu unterrichten.“

3) So schreibt der Gesandte Badoaro an den Rath von Venedig.

4) Isabella war eine Tochter Heinrichs II. von Frankreich und der Katharina von Medici.

5) Zwischen Philipp und seiner Gemahlin waltete das Verhältnis der aufrichtigsten und hingebendsten Liebe. Kaumer, Briefe aus Paris, I, S. 119.

Einem Kämmerer, der nicht augenblicklich auf sein Klingeln erschien, wollte er zum Fenster hinauswerfen; ein Haus wollte er anzünden lassen, weil beim Vorübergehen einige Tropfen Wasser auf ihn gefallen waren; dem Cardinal Espinosa drohte er mit dem Dolche, weil dieser den Schauspieler Cisneros abgehalten hatte, abends beim Prinzen zu spielen. Als Carlos in seinen hohen Stiefeln Pistolen trug, ließ der Vater sie kürzer machen, der Prinz aber ließ diese Stiefel zu einem Fricassée zerschneiden und zwang den Schuster, es aufzuessen. Aber nicht bloß durch anmaßendes, hochfahrendes Benehmen machte Carlos seinem Vater Sorgen, sondern auch durch seine Auszweiflungen. Die Kluft zwischen dem Könige und dem Kronprinzen wurde immer weiter: jener war gemessen, dieser feurig; jener hielt strenge auf den Anstand, dieser durchzog mit frechen Burtschen die Straßen und beschimpfte jedes Frauenzimmer; jener war eifersüchtig auf den Besitz seiner Macht und dieser wollte früh Antheil daran; der Sohn sah in den Dienern seines Vaters nur Spione; der Vater bekämpfte die Niederländer mit allen Mitteln, und der Sohn war entschlossen, sich an die Spitze der Aufständischen zu stellen, vielleicht durch Montigny und Bergen gewonnen, wie Neuere vermuthen.

über-
spannt-
heit.Zwie-
spalt mit
Philipp
II.

Die Neigung zum Bösen steigerte sich. Zuerst wirkte der Tod Karls V. nachtheilig, ihn allein hatte der Prinz noch gefürchtet, von da an ließ er seiner Leidenschaftlichkeit den freiesten Lauf. Man kann nicht leugnen, daß Philipp für seinen Sohn die zärtlichste Sorgfalt hegte. Als Don Carlos in Folge seines Sturzes 1562 in Lebensgefahr schwebte, lag sein Vater stundenlang auf den Knien, Gott bittend, sein einziges Kind zu erhalten. Mit unendlicher Freude sah er seine Wiedergenesung, zärtlich umarmte er ihn, als er zum erstenmal wieder zu ihm ins Zimmer kam. In der ersten Freude beschloß er, ihn als künftigen Herrn von Aragonien, Catalonien und Valencia feierlich anerkennen und ihm huldigen zu lassen. Der König mußte aber 1563 allein nach Ronzon abreisen, denn ein neuer Fieberanfall hinderte den Prinzen, sich den Ständen vorzustellen. Der Prinz selber muß an der Wiederherstellung seiner Gesundheit gezwifelt haben, denn er verfaßte 1564 sein Testament; die Bestimmungen desselben waren aber so überspannt, daß man schon den aufsteigenden Wahnsinn fühlt.

Don
Carlos
erkrankt
1562und
1563.

Philipp kam nach und nach zur Überzeugung, daß sein Sohn nicht für den Thron taugte. Im März 1564 kamen Kaiser Maximilians II. Söhne, Rudolf und Ernst, mit ihrem Hofmeister Adam von Dietrichstein nach Spanien und Philipp faßte bald den ersten als möglichen Nachfolger ins Auge.¹⁾

¹⁾ Dietrichsteins Briefe enthalten wichtige Bemerkungen über den Prinzen: Von Angesicht ist er ziemlich wohlgestaltet, er hat keine bösen Züge, ein braunes, glattes Haar, einen mittelmäßigen Kopf, keine besonders hohe Stirn, graue Augen, mittelmäßige Lippen, ein längliches Kinn, sein Angesicht ist sehr blaß, er schlägt nicht aus dem östereichischen Geschlecht, ist nicht breit von Schultern, auch nicht von hohem Wuchs. Er ist schwach auf den Beinen, hat eine feine, schwächliche Stimme, das Sprechen kommt ihn anfangs schwer an, er muß seine Worte herausdrücken, er spricht das r und l schlecht aus, doch kann er alles ausdrücken, was er sagen will. — Er hat ein hohes und stolzes Gemüth.

Philipp
und Don
Carlos.

Übrigens suchte der bekümmerte Vater den Wünschen des Sohnes zu entsprechen: so ernannte ihm der König eine glänzende Hofhaltung. Auch kam eine Braut für ihn in Frage — so schon seit 1556 die Erzherzogin Anna von Oesterreich und dann vorübergehend im Jahre 1563 Maria Stuart von Schottland.¹⁾ Selbst Donna Juana, seine Tante, verwitwete Mutter des jungen Königs Sebastian von Portugal, wünschte durch Vermählung mit ihm Königin von Spanien zu werden.²⁾ Von Liebe zu ihr war jedoch bei ihm keine Rede, dagegen fand er nach einem Bildnis Anna von Oesterreich so sehr nach seinem Geschmack, daß er erklärte, sie und keine andere würde er heiraten; er lernte ihr zu lieb die deutsche Sprache.

Niemand wäre über sein Glück froher gewesen als der Vater, aber der Eigenwille des Sohnes zeigte sich immer mehr als unverbesserlich. Gegen den Vater, der seinem Treiben entgegentrat, faßte Carlos einen wilden Haß. Einige Zeit hielt die Hoffnung, daß der Vater mit ihm nach den Niederlanden gehe und ihn dort als Statthalter zurücklasse, und die Aussicht auf seine baldige Vermählung seinen Haß in den Schranken, der aber in aller Heftigkeit zum Ausbruch kam, als Philipp, der ihn für unfähig hielt, demal einft als Ehemann zu leben und seine Länder zu regieren, die Vermählung und die Reise nach den Niederlanden hinausshob.

Als Alba vom Prinzen zur Reise in die Niederlande Abschied nahm, rief Don Carlos: „Sie sollen nicht nach Flandern gehen, ich will selbst dahin.“ Vergebens waren Albas Vorstellungen, der Prinz könne erst erscheinen, wenn der Aufstand bewältigt sei. — Carlos rief in einemfort: „Sie sollen nicht gehen, sofern Sie es thun, tödte ich Sie“, und zückte den Dold gegen den Feldherrn. Alba entwand ihm den Dold, Carlos stürzte sich mit der Wuth eines Tolln noch einmal vergebens auf ihn. Der König war in der Beschimpfung seines Feldherrn schwer beleidigt, Carlos aber beschloß zu entfliehen; ob nach Wien, wo

Wahn-
sinn.

Carlos
will
fliehen.

Sein Vater hat ihn nie zu etwas verwendet, was ihn nicht wenig schmerzt, hat ihn an keinem Staatsgeschäfte theilnehmen lassen, wofür er wohl Gründe gehabt haben mag, indem der Prinz sich schnell von heftigem Zorn hinreißen läßt; was er auf dem Herzen hat, sagt er frei und unverhohlen heraus, es treffe, wen es wolle, und wenn er Widerwillen gegen jemand gefaßt hat, so gibt er ihn nicht leicht auf. Er verhart hartnädig auf seiner Meinung und, was er sich vornimmt, will er ausgeführt haben, worüber viele erschrecken für den Fall, daß er etwas Unverständiges verlangen sollte. Er hat ein treffliches, nur zu getreues Gedächtnis. — Er ist ordentlich gottesfürchtig, ein großer Freund der Gerechtigkeit und Wahrheit: er kann Unwahrheit durchaus nicht leiden, und wen er einmal auf einer Lüge ertappt, den mag er nicht mehr. Er liebt tapfere, rebliche, tugendhafte Leute und Männer von Ansehen; er ist auch sehr gastfrei.“ — Dietrichstein ist am mildesten in seinem Urtheil, am härtesten spricht der Venetianer Paolo Tiepolo: „Der Prinz ist klein, häßlich, unangenehm; — er liebt niemand, hegt aber gegen viele einen tödlichen Haß; er nimmt gerne Geschenke an, macht aber keine; er hat keine Neigung, sich jemanden nützlich zu machen, wohl aber die, jemand zu schaden. Er ist starkköpfig und hartnädig in seinen Meinungen.“ — M. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II. — Holzmänn, l. c. p. 389, 442 f., 463, 476, 489—491.

¹⁾ Holzmänn, l. c. p. 284, 473, 475 f.

²⁾ Ibid. p. 490, Anm. 4. — Prescott, l. c. III, p. 249. — Katharina von Medici dachte sogar an eine Heirat des Don Carlos mit einer jüngeren Schwester seiner Stiefmutter Isabella. Prescott, l. c. III, p. 251.

er sich mit Maximilians II. Tochter zu vermählen und Freunde zu gewinnen hoffte, ob in die Niederlande, ist ungewiß; sicher aber ist die Unachtsamkeit, mit der er Reisegeld zusammenzubringen suchte. Seinem Vater wurde schnell alles verrathen und der Postmeister durfte keine Pferde liefern. Wie rasend äußerte sich Don Carlos nun zu seinem Vertrauten, daß er einen Menschen, mit dem er einen Streit hätte, tödten wolle, beichtete diesen Entschluß auch, und erhielt natürlich keine Absolution, und da am 28. December 1567 alle Mitglieder der königlichen Familie zum Abendmahle gehen sollten, so fragte er an mehreren Orten an, ob er keine ungeweihte Hostie erhalten könne, und äußerte ganz unbefangen, sein Vater sei diese Person, der er ans Leben gehen wolle. Nicht weniger als vierzehn Personen wußten außer dem Beichtvater von diesem schrecklichen Geheimnis, welches die Wissenden natürlich dem König mittheilen mußten. Ein Versuch, Don Juan zu ermorden, bewies den vollständigen Ausbruch böserartigen Wahnsinns, auch schloß der Prinz mit der Vorsicht eines Räubers, Degen und Dolch an der Seite und die geladene Büchse unter dem Bette. In der Zeit 1564 bis 1567 fallen dem Prinzen sieben Mordanschläge zur Last.¹⁾

Mord-
pläne.

Der König konnte dem Unwesen nicht länger zusehen;²⁾ in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1568 drang er geharnischt mit mehreren Großen in das Zimmer des Prinzen. Don Carlos sah sich entwaffnet, als er erwachte. „Welch einen Anstoß gibt dieses Benehmen dem ganzen Reich!“ rief er dem Vater zu. „Euer Majestät thäten besser, mich zu tödten als gefangen zu halten, und wenn Sie es nicht thun, werde ich es selbst thun.“ — „Nur Thoren thun dergleichen“, erwiderte der König, worauf Carlos erklärte: „Euer Majestät behandeln mich so übel, daß ich dazu kommen werde, nicht als Narr, sondern als Verzweifelter.“ Die Papiere wurden weggenommen und Carlos war ein Gefangener in seinem Gemache.

Ver-
haftet.

Die Sache machte großes Aufsehen, Philipp mußte seinem Lande, mußte den anderen Regierungen davon Mittheilung machen — es geschah in unbestimmter und geheimnißvoller Sprache. Im Staatsrathe erklärte der König, daß ihn nichts als seine Pflicht gegen Gott und die Wohlfahrt der Monarchie zu einem solchen Schritte bewogen habe; seiner Tante, der Königin Katharina von Portugal, schrieb er: er habe, um seine Pflicht als christlicher Fürst sowohl gegen Gott als gegen das Land zu erfüllen, seinen Sohn in Haft bringen und sein eigenes Blut opfern müssen, und deutete an, nicht ein Vergehen des Sohnes gegen ihn, nicht die Absicht, seinen unordentlichen Lebenswandel zu verbessern, nicht der Zweck einer Züchtigung, sondern die Unfähigkeit des Prinzen, je zur Regierung zu gelangen, sei der Grund der Haft. Nach Rom schrieb er, er folge nur dem ernststen Druck der Nothwendigkeit. An Max II. schrieb er, daß Carlos nie mehr solle in Freiheit gesetzt werden. Der Name des Prinzen wurde aus dem Kirchengebete ausgelassen und bald war er von den Spaniern vergessen. Die Haft war anständig, aber streng. Zum Scheine ward ein Proceß wegen eines Verbrechens gegen den Souverän und den Glauben eingeleitet, in der That

Er-
klärung
des
Königs.

¹⁾ Prescott, l. c. III, p. 253—257.

²⁾ Ranke sagt mit Recht: „Kein anderer Fürst würde seinem Sohne nach solchen Vorfällen die Freiheit gelassen haben.“ Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 267.

aber hielt der König den Prinzen für wahnsinnig und verzweifelte daran, daß sein Sohn je verständig und der Thronfolge würdig werden könne.

Tob.

Ehe der Proceß spruchreif war, führte Carlos durch sein unsinniges Benehmen selber seinen Tod herbei; zuerst überließ er sich den Anfällen übermäßigen Zornes bis zur Besinnungslosigkeit und wollte mehrmals Hand an sich legen, dann ergab er sich hinbrütender Verzweiflung. Das Fieber raste in seinen Adern, die Aufregung schwächte ihn, das massenhafte Trinken von Schneewasser zerstörte seine Kräfte völlig.

Bald kam der Prinz selber zur Überzeugung, daß seine Tage gezählt seien; die Nähe des Todes wandte sein Herz um, auch seine Rede wurde vernünftig; er schickte nach seinem Beichtvater und zeigte sich reuig und andächtig; er machte sein Testament, verzich allen, und bat um die Gnade und den Segen seines Vaters. Philipp kam in der Todesnacht in das Zimmer seines Sohnes, während dieser schlief, gab ihm den Segen und entfernte sich weinend. Am 24. Juli 1568 entschlief Carlos. Sein Wunsch, in einem Franciscaner-Habit begraben zu werden, wurde erfüllt. „Mein Sohn“, schreibt Philipp an Alba, „starb als Christ, und Gott möge mir die Gnade schenken, daß ich diese Pein und Trübsal mit Geduld ertragen kann.“ Als damals schon Feinde des Königs von einer Vergiftung des Prinzen sprachen, schrieb der venetianische Gesandte vertraulich an die Signoria: „Der Prinz ist an keinem andern Gift gestorben, als an dem der starken Unordnung, die er begiegt, und an der starken Unruhe seines Gemüthes.“ Die Angabe, Philipp habe seinen Sohn enthaupten lassen, ist eine Lüge der Parteiucht.¹⁾

¹⁾ König Philipp wie Don Carlos waren seitdem Gegenstand der widersprechendsten Beurtheilung. 1568 erschien der erste gedruckte Bericht über des Prinzen Krankheit und Tod von Juan Lopez, dem Lehrer des Cervantes. 1581 klagte Wilhelm von Dranien in seiner Apologie den König als Mörder seines Sohnes und seiner Gemahlin Elisabeth an. Wie wenig jedoch auf das Wort des Schweigsamen zu bauen sei, wird sich unten zeigen. Der Florentiner Adriani veröffentlichte hiuwieder 1581 den wahren Sachverhalt von der Krankheit des Don Carlos. Dagegen trat 1604 der Franzose De Thou, dann 1604 Mathieu wieder als Ankläger Philipps auf, deren Angaben Gregorio Leti in seinem „Leben Philipps“ folgte, während 1619 der Spanier Cabrera den König vertheidigte und Lorenzo van den Hammen seinen Angaben folgte. Wichtig stellt auch der berühmte Strada die Ursachen vom frühen Tode des Don Carlos zusammen. Der Roman von einer Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter Elisabeth beginnt mit Brantôme, der 1564 in Spanien war und behauptet, Don Carlos sei in die Königin verliebt gewesen, nicht aber sie in ihn. Hierin überbot ihn weit der Abbé St.-Real in seinem Roman „Don Carlos, nouvelle historique“. Schiller hielt diese Lügen leider für wahre Geschichte und baute auf diesen Schwindel seine unsterbliche Dichtung. Ranke brachte in seiner Abhandlung „Zur Geschichte des Don Carlos“ — in den „Wiener Jahrbüchern für Literatur“, 1829 — Klärung in die Angaben. — Erschöpfend ist der Stoff behandelt von Mouth und Gachard, Don Carlos et Philippe II. Ein Auszug aus letzterem Werke ist Warkönigs „Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen.“ Stuttgart 1864. — Maurenbrecher, Don Carlos, in Snybels „Historische Zeitschrift“, Bd. XI, S. 277—315. — Pfüß, Die Geschichte eines unglücklichen Fürstensohnes, in „Stimmen aus Maria-Laach“, XLVII, (1894).

Ganz haltlos ist die Annahme, Don Carlos habe nach den Niederlanden entfliehen wollen, weil er die Ansichten der Reformierten theilte: er lebte und starb im katholischen Glauben; er wollte Spanien nur verlassen, weil er aus der Beaufsichtigung und Einschränkung durch den Vater entkommen wollte. Allerdings wäre er im Verlauf der Dinge zum Kriege gegen seinen Vater fortgerissen worden und die Neuerer hätten ihn nicht unterstützt, wenn er in der Religion ihnen nicht Zugeständnisse machte.

Der Türkenkrieg bis zum Frieden an der Istva- Mündung.

Anfänge Murads III.

Nach dem Tode Selims II. am 12. December 1574 war es wieder der Großvezier Mohammed Sokolli, der seinem Nachfolger Murad III. (1574—1595) die Rechte an den Thron bis zu dessen Ankunft von Magnesia, wo er bisher Statthalter war, schützte. In der Nacht des 21. December 1574 trat der neue Sultan in Constantinopel ein und sogleich wurden seine fünf Brüder, alle noch Knaben — der älteste war erst acht Jahre alt — vor seinen Augen erdrosselt — diesmal unter Einsprache des Mufti, welcher erklärte, von diesen Kindern sei ja zunächst keine Gefahr für die Herrschaft zu fürchten. Doch Brudermord war ja seit langem die Ordnung im Hause Osmans und in der Überzeugung hievon hatte Selim II. noch auf dem Todtenbette angeordnet, daß diese Kinder an seiner Seite bestattet werden sollten.¹⁾ Die Janitscharen wurden durch ein großes Geschenk von 1,100.000 Ducaten — 50 Ducaten auf den Mann — gewonnen, nicht minder die Großen durch glänzende Ehren- und Geldgeschenke.

Murad
III.

Mord
der
Brüder.

Der neue Sultan war achtundzwanzig Jahre alt, klein und untersezt von Gestalt, bleichen Antlitzes in Folge seiner Liebe zu Weibern und Opium, geneigt zur Melancholie und Schwärmerei. Doch hofften manche eine kräftige Regierung und fanden in seinen Zügen sogar Ähnlichkeit mit Suleiman II.; es hieß, der Herrscher sei wohlwollend und liebe Gerechtigkeit, er kümmerne sich um alles im Reiche und suche den Mißbräuchen zu steuern. Allein nur zu bald gewannen die schlimmen Eigenschaften im Wesen Murads III. die Oberhand.²⁾

Eiferfüchtig auf den Einfluß seiner Gemahlin Scaffija, einer Venezianerin aus dem edlen Geschlechte der Baffo³⁾ (sie war auf einer Fahrt nach

¹⁾ Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, III, S. 382, gegen Rank: Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 41.

²⁾ Hammer, l. c. II, p. 443 f. — Zinkeisen, l. c. III, p. 385.

³⁾ So Hammer, l. c. II, p. 442 f. Nach anderen stammte sie aus Bosnien. — Zinkeisen, l. c. III, p. 383.

Korju von Seeräubern gefangen und nach Constantinopel verkauft worden), welcher Murad III. lange mit seltener Treue anhieng, hatte seine Mutter Nur Banu (= Lichtfrau) ihm eine Menge schöner Mädchen geschenkt, um ihn zu einem sinnlichen Leben zu verleiten und so über ihn zu herrschen. Die Folgen blieben nicht aus, der Sultan wurde feig, wankelmüthig, mißtrauisch, gieng unter in gemeiner Lust an Weibern und Poffenreißern, bald bekam er Ohrenschmerzen und epileptische Anfälle. Nur eine Leidenschaft war andauernd, ein unersättlicher Golddurst. In einem Gewölbe, unmittelbar unter seinem Schlafgemache, soll der Sultan einen Schatz geborgen haben, der zuletzt die Höhe von fünfzig Millionen Ducaten erreichte. Alles wurde zu Geld gemacht, alle Ehren und Ämter waren um Geld zu haben. Der Dichter Schemsipaſcha, des Sultans Liebling ob seiner lustigen Einfälle, durch den alle Bittschriften giengen, dessen Wort vieles vermochte, war käuflich und verschaffte alles um Geld.¹⁾ Kein hielt sich nur ein anderer Liebling des Sultans, Seadeddin, der Lehrer Murads III. in Magnesia, später zur Würde des Mufti erhoben, der Verfasser der berühmten „Osmanischen Reichsgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf den Tod Selims I.“²⁾

Auch der Großvezier Mohammed Sokolli nahm immer Geld, wenn er etwas verließ, so sehr er sonst durch ausgezeichnete Eigenschaften würdig war, das Staatsruder in Händen zu haben.

Er war christlicher Herkunft, aus Trebinje bei Ragusa, und widmete sich in früher Jugend dem Studium der Theologie, als er im achtzehnten Jahre zum Anabenzehent ausgehoben in das Serail kam, Suleiman II. durch seine Anstelligkeit gefiel und von Stufe zu Stufe bis zu den ersten Ehrenämtern des Reiches gehoben wurde. Im Jahre 1565 wurde er endlich Großvezier. Stets bewahrte der ehemalige Theologe den Christen eine milde Gesinnung, seinen Bruder ernannte er 1574 zum Erzbischof von Ochrida. Unter Selim II. und Murad III. bis 1579 war Mohammed Sokolli der eigentliche Kaiser des osmanischen Reiches, verfügte über alle Stellen und Ämter und leitete die innere wie die äußere Politik. Die fremden Gesandten rühmten die Majestät seiner Gestalt, die Milde und Feinheit seiner Unterhaltung, die fern war von der Redseligkeit und Prahlſucht Ibrahim's, und die Jugendkraft, die er als Greis noch bewahrte. Aber unter Murad III. war er nur noch in seiner Stellung gehalten durch das Herkommen und durch den Umstand, daß seine Gattin eine Schwester des Sultans war. Der französische Gesandte berichtet, wie ihm der Großvezier klagte, daß er den steten Ränken seiner Feinde doch zuletzt erliegen müsse und beim wankelmüthigen Geiste des Sultans jede Stunde den Tod erwarte. 1579 erlag er dem Dolche eines Meuchelmörders und man fragte sich, wiewohl der Thäter zur Strafe von vier Pferden zerrissen wurde, ob nicht eine höhere Hand seinen Stoß gelenkt habe.³⁾

Die
Pforte
und
Europa.

Übrigens war der Einfluß der Pforte inſolge der früheren Siege, inſolge der Spaltung der christlichen Mächte und der Schwäche Oesterreichs noch immer gewaltig. Seit Luthers Erfolgen hielten die Türken wenig mehr auf den Einfluß des Papstes, auch kannte man alle Schwächen des deutschen Reiches, die Armut des Kaisers, die Widerspenſtigkeit der Fürsten Deutsch-

1) Vergl. über ihn Hammer, Geschichte der osmanischen Dichtkunst, III, S. 23—28.

2) Zinkeisen, l. c. III, p. 387—391.

3) Ibid. p. 91—111.

lands. Nur Spanien wurde von den Türken noch gefürchtet. Nach Spaniens Besiegung meinte Murad III. keinen Feind mehr zu fürchten zu haben. Immer argwöhnte der Sultan, Philipp II. verwende die Schätze aus Westindien zur Bestechung seiner Minister. England knüpfte unter Elisabeth seine ersten Beziehungen selbständig zur Pforte an und erlangte, daß seine Schiffe unter eigener Flagge erscheinen durften — bisher erschienen sie unter französischer — und daß seine Kaufleute in der Levante die gleichen Vortheile wie die französischen erhielten. Elisabeth nannte sich in einem Schreiben an den Sultan: die unbesiegte und mächtigste Vorkämpferin des wahren Glaubens gegen die Götzendiener, die den Namen Christi in falscher Weise bekennen. Die Katholiken fürchteten, daß die Engländer sich Maltas bemächtigen möchten, um es den Türken auszuliefern. Die Engländer stellten sich überhaupt mit den Bekennern des Islam auf gleiche Stufe: gemeinsam sei der Haß gegen die Katholiken, und der Großbezier sagte eines Tages zum österreichischen Gesandten: „Den Engländern fehlt zu wahren Moslemin nichts, als daß sie die Finger in die Höhe recken und die Glaubensformel hersagen.“¹⁾

Elisabeth.

Diese Gemeinsamkeit im Haße gegen die Katholiken führte auch zu einer Verbindung der Pforte mit den Hugenotten in Frankreich. Coligny und später Heinrich IV. hatten ihre Vertreter in Constantinopel, Frankreich da- gegen schürte immer zu einem Kriege gegen Spanien. Die Beziehungen waren so nahe, daß man damals sich schon mit dem Plane trug, Algier zu erobern, um am Mittelmeere weiter eine Stellung gegen Spanien zu haben, und den Herzog von Anjou als tributpflichtigen Vasallen der Pforte dort als König einzusetzen. Karl IX. wie Heinrich III. suchten jedoch vergeblich beim geizigen Sultan um Geldhilfe, ja nur um eine Anleihe nach; es wurde geantwortet: „Das Gesetz des Glaubens verbietet es.“ Die Bartholomäusnacht machte das innige Verhältnis zur Pforte erkalten,²⁾ doch brachte es der Bischof von Aqs, Franz von Noailles, als französischer Gesandter bei der Pforte dahin, daß Spanien in den zwischen dem Sultan und dem Kaiser 1573 erneuten Waffenstillstand nicht eingeschlossen wurde.³⁾

Frankreich.

Der Krieg gegen Spanien dauerte demnach fort und im Juli 1574 wurde den Spaniern Tunis wieder entrissen und Goletta am 24. August im Sturme genommen und sofort in die Luft gesprengt, 7000 Vertheidiger lagen unter den Trümmern. 1577 unterhandelte Spanien direct um Frieden in Constantinopel. Der französische Gesandte that das Mögliche, um ihn zu verhindern, dennoch kam 1580 zunächst ein Waffenstillstand zwischen Spanien und der Pforte zustande.⁴⁾

Spanien.

¹⁾ Zinkeisen, l. c. III, p. 417—433.

²⁾ Charrière, Négociations, III, p. 312—500.

³⁾ Zinkeisen, l. c. III, p. 484.

⁴⁾ Ibid. p. 485—510.

Die Pforte, Polen und Innerösterreich.

Während des Kampfes mit Spanien war die Pforte auch in die nordost-europäischen Angelegenheiten verwickelt. Als nämlich am 7. Juli 1572 mit Polen. Sigismund August von Polen der Stamm der Jagellonen zu Grabe gieng, suchte die Pforte die Wahl dahin zu lenken, daß weder ein Österreicher, noch ein Moskowiter auf den Thron gelange, denn eine Vergrößerung Russlands schien ihr ebenso gefährlich als eine Verstärkung Österreichs. Der Großfürst von Russland erschien damals schon gefährlich, weil er der griechischen Kirche angehörte und weil die Bevölkerung von Bulgarien, Serbien, Bosnien, Morea und Griechenland von ihm Befreiung von der türkischen Sklaverei hoffte. Die Pforte sah Polen am liebsten im Zustande der Schwäche und hätte gern einen verlässlichen Parteigänger auf dem polnischen Throne gesehen. Endlich im März 1573 erklärte sie sich für den französischen Candidaten.

Die Wahl des Herzogs Heinrich von Anjou zum König von Polen geschah am 9. Mai in Übereinstimmung mit dem Sultan. Heinrich kam erst im Februar 1574 nach Polen und wurde am 16. Februar in Krakau gekrönt. Als nach viermonatlicher Regierung der neue König das Land bei Nacht und Nebel verließ, um in das durch Karls IX. Tod erledigte Frankreich Báthory. zu gelangen, begünstigte die Pforte die Wahl des Stephan Báthory, damals Wojwoden von Siebenbürgen.¹⁾ — Hier in Siebenbürgen hatten sich nach dem Tode des Johann Sigismund Zápolya 1571 zwei Männer, Báthory und Caspar Bekes, um die erledigte Fürstenwürde gestritten. Bekes wurde vom Kaiser Maximilian begünstigt, die Wahl Báthorys aber von den Türken durchgesetzt, weil er eine Erhöhung des jährlichen Tributs um 5000 Ducaten versprach. 1575 wurde nun dieser Báthory mit Zustimmung der Pforte in Warschau auch zum König von Polen gewählt und am 1. Mai 1576 gekrönt. Natürlich führte dies alles zu neuer Spannung zwischen Österreich und der Türkei.²⁾

Öster-
reich. In diesem Kampfe stand Österreich allein. Spanien konnte, Frankreich wollte ihm nicht helfen. Venedig hatte für seine Besitzungen und seinen Handel in der Levante zu fürchten und suchte mit der Pforte gut zu stehen, aber auch gerüstet zu bleiben, weil man sich nur so bei ihr in Achtung setzte. Eine der Vorkehrungen, die Österreich damals traf, war die Errichtung der Militärgrenze.

Militär-
grenze. Eine solche hatte schon Matthias Corvinus zu errichten gesucht, als er den von den Türken vertriebenen Serben und Bosniaken die Grafschaften Lika und Korbavia unter der Bedingung zu Wohnstätten anwies, daß sie gegen Steuer-

1) Zinkeisen, l. c. III, p. 518 ff., 520—543.

2) Ibid. p. 544—547.

und Religionsfreiheit ihr Gebiet gegen die Türken vertheidigten. Beide Grafschaften wurden jedoch bald von den Türken überwältigt. Dann suchte Ferdinand I. mit serbischen, bosnischen und kroatischen Flüchtlingen in der Gegend von Rapronizza und im Flußgebiet der Kulpa eine Militärgrænze zu errichten. Solche Flüchtlinge waren auch die Uskok (uskok == Entspringer, Deserteur). Ihr Hauptsiß war das Felsenstloß Klis unweit Salona, von wo sie auf dem Adriatischen Meere im großen Stile Seeräuberei zu treiben anfingen und namentlich als Helfer gegen die Morolosen galten, Raubgesindel, welches sein Unwesen in ähnlicher Weise auf der türkischen Grænze trieb. Man sprach damals von einer kroatischen und windischen Militärgrænze; zu jener gehörten die Orte Fiume und Zengg, zu dieser Warasdin und Agram.¹⁾

Uskok.

Die steten Gefahren in diesem Gebiete veranlaßten Rudolf II. 1578, die Bewachung der kroatischen Grænzländer dem Erzherzog Karl von Innerösterreich mit dem Titel eines immerwährenden Generalstatthalters der kroatischen und windischen Grænzländer anzuvertrauen. Von Siebenbürgen bis nach Dalmatien hin, in einer Ausdehnung von 200 Meilen wurden stehende Besatzungen in eine Reihe von Festungen gethan. Die Kosten der Vertheidigung beliefen sich jährlich auf fast eine Million, wozu das Reich 150.000 Gulden steuerte, der Papst 60.000 Gulden versprach, der Rest mußte durch die Steuerkraft von Innerösterreich aufgebracht werden. Zum Baue der Festung Karlstadt, deren Grundstein am 13. Juli 1579 gelegt wurde, gab die Steiermark allein 200.000 Gulden. Damals wurde auch Graz mit neuen Wällen und Thoren versehen. Im Jahre 1578 bewilligten die Stände von Innerösterreich, das heißt von Steiermark, Kärnten, Krain und der Grafschaft Görz auf dem General-Landtag zu Bruck an der Mur einen jährlichen Beitrag von 548.205 Gulden zum Unterhalte der Besatzungen in den Grenzfestungen, wovon die eine Hälfte für die windische Militärgrænze oder das Warasdiner Confinium, die andere für die kroatische Militärgrænze oder das Karlstädter Confinium verwendet werden sollte. Die Steiermark erbot sich, die eine Hälfte dieser Summe allein aufzubringen, aber nur gegen das sogenannte Brucker Libell, das heißt gegen Gewährung der Religionsfreiheit.²⁾

Erzherzog Karl.

Steiermark.

Die Reformation hatte nämlich in Innerösterreich viele Anhänger. Die Verachtung gegen die entartete Geistlichkeit der alten Kirche sowie der Reiz der neuen frommen Schlagworte, beim Adel die Begier nach Kirchengut, hatte zu massenhaftem Abfalle geführt. Es gab Wiedertäufer und Zwinglianer in der Steiermark, die Lehrmeinung Luthers aber gewann die zahlreichsten Anhänger. Schon unter Ferdinand I. waren fast alle Adligen, zahlreiche Bürgerliche und selbst viele Bauern protestantisch. Bald gieng der Protestantismus, die Verlegenheiten des Landesherrn in der beständigen Türkengefahr klug benützend, zum Angriffe über, dem der streng katholische Erzherzog mit Mühe zu wehren suchte. Als dann 1564 Erzherzog Karl die Regierung der innerösterreichischen Länder übernahm, klagte er bald in einem

Reformation.

1) Schwider, Geschichte der österreichischen Militärgrænze, S. 1—12. Wien 1883. — Zinkeisen, l. c. III, p. 549 f.

2) Huber, l. c. IV, p. 325, 368 f.

Schreiben an seinen Bruder, daß die Stände es darauf anlegen, alle Katholiken aus dem Lande zu verdrängen.

Der Erzherzog Karl war ein gutmüthiger, wenig energischer Mann. Zur Seite stand ihm eine edle Gemahlin, Maria, die Tochter Albrechts V. von Bayern, das Ideal einer deutschen Fürstin, Gattin und Mutter, begabt mit ausgezeichnetem Verstand, seltener Willenskraft und Herzensgüte, — hieß sie doch wegen ihrer Barmherzigkeit gegen die Armen in Graz nur die Mutter.¹⁾ So feurig sie ihrer Kirche anhieng, so gab sie doch jedem Dürftigen, ohne zu fragen, wes Glaubens er sei, mit vollen Händen, pflegte Kranke selber im Spital, verband Verwundete und scheute sich nicht des geringsten Dienstes. Dabei zeigte sie zugleich regen Sinn für geistiges Leben. Der Ton am Hofe in Graz war fein und edel. Man fand Genuß an den Compositionen des Orlando da Lasso, an antiken Schauspielen.

Den größten Schmerz bereitete dem erzherzoglichen Hause das Umsichgreifen der religiösen Neuerung. Dem neuen Landesherrn, Erzherzog Karl, gegenüber wollten die protestantischen Stände Innerösterreichs sich nicht mehr mit der bloßen Duldung begnügen, sondern die Augsburger Confession in allen Ständen des Landes zur ausschließlichen Geltung bringen. Daher errichteten sie eine protestantische Schule im sogenannten Eggenberger Stift zu Graz, und als Karls Bruder, Kaiser Maximilian II. am 18. August 1568 dem ober- und niederösterreichischen Herren- und Ritterstande auf eigenem Gebiete freie Religionsübung nach der Augsburger Confession zusicherte, machten sich auch die innerösterreichischen Stände daran, eine solche Zusicherung zu erringen, und zwar auch für Städte und Märkte. Als nun gar im Jahre 1571 Kaiser Maximilian II. seinem österreichischen Herren- und Ritterstande die „Asssecuration“ zugestand, konnte auch Karl in Innerösterreich nicht länger widerstehen und gab dann die „Pacification“ vom 24. Februar 1572, wonach den Herren und Rittern sammt ihren angehörigen Religionsverwandten freie Religionsübung, Haltung von Prädicanten und Errichtung von Kirchen und Schulen bis zum künftigen „allgemeinen christlichen Vergleich“ zugestanden wurde, solange sie sich „aller gebührlichen Bescheidenheit erweisen und verhalten“, und auch die Katholiken nicht weiter belästigen. Bezüglich der Städte und Märkte bestand Karl auch diesmal unbeugsam auf seinem landesherrlichen Rechte, wonach er die Confession zu bestimmen hatte.²⁾

In der richtigen Erkenntnis ferner, daß die Hauptursache des massenhaften Abfalles in der Verworfenheit und Unverbesserlichkeit des damaligen Clerus zu suchen sei, zog Karl im Jahre 1572 das wahrhaft zeitgemäße und wirksamste Gegenmittel ins Land, den Jesuiten-Orden. Dadurch

¹⁾ Hurter, Bild einer christlichen Fürstin, Maria Erzherzogin von Österreich, Herzogin von Bayern. Schaffhausen 1860.

²⁾ Ibid. l. c. I, p. 598 ff.

wurden aber die Protestanten zunächst nur aufgerüttelt zu noch festerer Consolidierung ihrer Partei, sie zogen nun ihrerseits den bekannten Chyträus nach Graz, wo er im Januar 1574 erschien und eine einheitliche Kirchen- und Schulordnung ausarbeitete. In Graz, Klagenfurt und Laibach wurden nun landschaftliche Schulen für die Söhne des Herren- und Ritterstandes errichtet als Gegengewicht gegen die mustergiltigen Jesuitenschulen. Damit begann eine neue Epoche für Innerösterreich. Waren bisher die Katholiken von ihrer eigenen Geistlichkeit verlassen, verrathen und als führerlose Herde dem Ansturm der kirchenfeindlichen Strömung preisgegeben, so wurden sie jetzt durch die Jesuiten geeinigt und zu frischem Kampfe geführt für die katholische Überzeugung. Das war den Protestanten etwas Neues. Bisher hatten ihre Präntensionen ja geradezu gar keinen Widerstand beim Volke gefunden, sie fühlten sich schon als Herren im Lande, als einzig berechnigte Confession und von diesem Standpunkt aus begnügten sie sich nicht mit den Zugeständnissen der Pacification vom Jahre 1572, sondern dehnten dieselben auch auf Städte und Märkte aus. Sie verlangten ganz allgemeine Religionsfreiheit natürlich für die Augsburger Confession, und daß der Erzherzog Karl auf das damals geltende landesherrliche Bestimmungsrecht bezüglich der Confession, welches von den protestantischen Fürsten Deutschlands so rücksichtslos gehandhabt wurde, verzichte. Weil jetzt die von den Jesuiten unterrichteten und geleiteten Katholiken sich nicht mehr alles gefallen ließen, so waren natürlich sie die Ruhestörer, über welche die Protestanten bald beim Erzherzog gar jämmerliche Klagen vorbrachten. Karl kannte die wirklichen Ruhestörer und er wäre sicher „anders mit ihnen umgegangen“, wäre der „Türk“ nicht „der Lutherischen Glück“ gewesen.¹⁾

Ja die Türkennoth verhalf den Protestanten noch einmal zu einem Sieg über das neu erwachte katholische Bewußtsein, und zwar auf dem General-Landtag zu Bruck im Jahre 1578. Infolge der beständigen Türkengefahr lasteten große Schulden auf dem Lande und die innerösterreichischen Stände mußten dazu gebracht werden, dieselben zu übernehmen. Ein dauernder, wirksamer Grenzschutz mußte geschaffen werden und dazu mußten die Stände große Opfer bewilligen. Das war die Waffe, mit welcher die protestantische Majorität der Stände zu Bruck im Jahre 1578 die mündliche Erklärung Karls vom 9. Februar erzwangen. Darin erneuerte er die Pacification vom Jahre 1572 und fügte hinzu, daß er die Bestimmung der Confession in den Städten und Märkten sich zwar ausdrücklich vorbehalte, das beliebige Anstellen von Prädicanten daselbst nicht gestatte, aber die Bürger selbst in ihrem Gewissen nicht beschweren, und die ständischen Prädicanten und Schulen in Graz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach nicht

Kirchen-
ordnung
des
Chy-
träus.Um-
schwung.Bruder
Er-
klärung
1578.

¹⁾ Poserth, l. c. p. 247.

abschaffen wolle.¹⁾ Obwohl die Protestanten diese nur mündlich und für Karls Nachkommen nicht verpflichtende Brucker Erklärung weit überschätzten, ja zu ihren Gunsten geradezu falsch auslegten, so bezeichnet dieselbe doch den Höhepunkt des innerösterreichischen Protestantismus und hat sie die nothwendige Ausbildung der Militärgrenze möglich gemacht.

Grenzkrieg.

Der Kampf gegen die Türken ist in dieser Militärgrenze mit deutschem Blute und deutschem Gelde beharrlich geführt worden. Alles mußte beitragen, kaum daß die Bibliotheken steuerfrei blieben. Kroatien verdankt seine Freiheit von dem Joche der Barbaren den Provinzen Innerösterreichs, das tapferste Blut ist in Strömen geflossen. Der Kampf zog sich jahrelang hin, die Türken schleppten Tausende von Gefangenen weg, und wenn des Kaisers Gesandte sich auf die Heiligkeit der Verträge beriefen, konnten sie allenfalls die Antwort hören: „Verträge sind ein todter Körper ohne Geist, welcher nur nach dem Willen dessen Leben erhält, der gesonnen ist, sie zu halten.“

Diese Kämpfe dauerten fort, trotz des 1574 auf acht Jahre erneuerten Friedens, trotz der vielen Geschenke und Ehrengaben, die dem Sultan und Hofgefinde verliehen wurden, trotz der Thätigkeit der kaiserlichen Gesandten, die sehr fähig waren, wie zum Beispiel Ungnad, welcher bis in die Gemächer des Divans hinein die Diener der Pforte in seinem Solde hatte und selbst die Correspondenz des Großveziers immer zu sehen bekam. Es war der durch so viele Siege gestiegene Hochmuth und Trotz der Türken, der um keinen Vertrag sich kümmerte, wurde doch gerade in dem Jahre, in welchem der Friede um vieles Geld wieder erkaufte war, 1575, der Freiherr Herbart von Muerßperg, Landeshauptmann von Krain, mit seiner tapferen Begleitung von türkischer Uebermacht bei Budatsky überfallen und erschlagen, und nun wahrten die Kämpfe fort und auf alle Klagen erwiderte der Großvezier: ein Habicht lasse die Beute, die er einmal in den Händen habe, nicht so leicht wieder fahren, oder der Friedensbruch sei von den Leuten des Kaisers ausgegangen. Da mußte man denn auch von österreichischer Seite an die Gewalt des Schwertes sich halten. 1578 drang Khevenhiller von Bruck an der Mur aus an die Grenze vor mit 10.000 Mann, hatte aber wenig Glück und der Kampf um Städte, Dörfer, Schlösser dauerte längs der Grenze fort. Viele Orte wurden niedergebrannt, die Bewohner in die Selaverei fortgeschleppt.²⁾

Tob
Muerß-
pergs.

Zug
Kheven-
hiller's.

Auf neue Beschwerde rieth der Großvezier dem Gesandten: der Kaiser möge sein Land auf hundert Meilen weit im Umkreise selbst mit Feuer und Schwert verwüsten, dann werde das tägliche Streifen und Scharmützel bald ein Ende haben. Das war ein trauriger Rath! Der kleine Krieg dauerte fort, trotzdem daß 1583 gegen große Geschenke der Frieden wieder auf acht Jahre erneuert wurde, und wäre wahrscheinlich bald im großen Maßstabe geführt worden, wäre nicht ein Krieg mit Persien dazwischen gekommen.

Friede
von 1583.

¹⁾ Hurter, l. c. I, p. 619—626.

²⁾ Zinfeisen, l. c. III, p. 553—563.

Die Pforte und Persien.

Wir haben gesehen,¹⁾ wie Suleiman II. im Jahre 1524 dem neuen Schah Tamasp (1523—1576) einen drohenden Brief geschrieben hat. Zum Krieg kam es damals nicht, da Suleiman die ungarischen Angelegenheiten für wichtiger hielt. Die feindliche Stimmung an der osmanisch-persischen Grenze dauerte aber fort und äußerte unter anderem sich darin, daß Scherifbeg, der osmanische Statthalter von Bidlis zum Schah abfiel, während die persischen Statthalter Mama von Aberbeidschan und Sulfakar-Chan von Bagdad an Suleiman sich angeschlossen. Die Folge war ein Grenzkrieg, in welchem Sulfakar den Tod fand, Bagdad aber wieder von Tamasp unterworfen wurde. Das veranlaßte Suleiman II. im Herbst 1533 den Großvezier Ibrahim mit einer Armee gegen Tamasp zu schicken. Ibrahim eroberte im Frühjahr 1534 die Umgegend des Wansees, und rückte am 15. Juli in Täbris ein. Im folgenden September kam Suleiman persönlich nach und besetzte im December auch Bagdad. Am 8. Januar 1536 hielt Suleiman seinen triumphierenden Einzug in Constantinopel; Täbris und Bagdad waren nun osmanische Provinzen. Fortan suchte Tamasp im allgemeinen ein friedliches Auskommen mit Suleiman, wenn auch die europäischen Mächte, besonders Venedig, wiederholt und im Jahre 1559 auch der aufständische Prinz Bajesid zum Kriege gegen den Sultan zu verlocken suchten.²⁾

Sulei-
man II.
und
Tamasp.Täbris
und
Bagdad.

Schah Tamasp starb 1576, nach einer Regierung von dreißig Jahren, ein Mann von wohlwollender, edler Gemüthsart, von Klugheit und Muth. Von den fünf Söhnen, die er hinterließ, war nur sein Liebling Hyder Mirza (oder Haidar) gerade am Hofe, denn die Sofi-Fürsten pflanzten ihre Söhne der Aufsicht der mächtigen Hordenführer anzuvertrauen. Hyder, von einigen Großen gedrängt, bemächtigte sich der Schätze und der Krone und ließ sich als Schah ausrufen, doch behauptete er nur kurz die angemessene Würde. Die Lieblings-sultanin des verstorbenen Schah, bisher seine Feindin, warf sich im Augenblicke seiner Thronbesteigung ihm zu Füßen und begrüßte ihn mit den Worten: „Halte auch mich für deine treueste Sclavin“ als König. Hyder traute und entließ sie aus dem Palaste, damit sie ihren Bruder, einen Hordenhäuptling, für ihn gewinne. Sie kam mit demselben, aber nur um den getäuschten Hyder niederhauen zu lassen. Ismael II., der zweite Sohn des Tamasp, wurde jetzt auf den Thron erhoben. Seine kurze Regierung (1576—1577) ist durch Ausschweifungen und Verbrechen geschändet: er befahl die Niedermordung aller königlichen Prinzen von Blut, mit Ausnahme des Ali Mirza, den man aber des Augenlichtes beraubte. Es war dies der Erstgeborene des Tamasp, der aber zwei Söhne hatte: Hamza Mirza und Abbas Mirza. Ismael II. starb im Opiumrausche und Mohammed Chodabende³⁾ wurde jetzt Ende 1577 als König ausgerufen.⁴⁾

Hyder.

Ismael
II.

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 930 dieses Werkes, 5. Aufl.

²⁾ Zinkeisen, I. c. II, p. 748—751; III, p. 566—568.

³⁾ Eigentlich Khodah-Bundah = der Slave Gottes.

⁴⁾ Malcolm, History of Persia, I, p. 515. London 1815. — Hammer, I. c. II, p. 472—477.

Diese inneren Unruhen ermuthigten die Türken zu einem Angriffe auf Persien: noch nie sei eine Gelegenheit so günstig gewesen, sich, wenn nicht des ganzen Reiches, doch der schönsten Grenzprovinzen zu bemächtigen. Mustafa Pascha, der Eroberer von Cypern, brach 1578 mit einem Heere von über 100.000 Mann und 500 Geschützen gegen Georgien auf und errang am 9. August in der Landschaft Tschildir, wenn auch mit großem Verlust, den Sieg; am 29. August zog er in Tiflis ein. — Georgien wurde in vier türkische Statthalterchaften getheilt und einige benachbarte Grenzprovinzen boten freiwillige Unterwerfung an.

Aber es war die Macht Persiens noch nicht gebrochen. Die Perser griffen Schirwan an, und obschon sie am Kur in dreitägiger Schlacht 10.000 Tödtliche und ebensoviel Verwundete verloren, mußten die Türken dennoch Schirwan wieder räumen. 1579 dauerten die Gefechte fort. 1580 erhielt Sinan Pascha den Oberbefehl über die Türken: er gedachte bis Täbriz vorzudringen, vermochte aber seinen Plan nicht auszuführen. Abgerufen und zum Großvezier ernannt, rieth er dem Sultan, sich selbst auf den Kriegsschauplatz zu begeben, um den Geist des Heeres zu heben. Dieser Rath empörte aber den in Lust versunkenen Murad III. derart, daß er Sinan in die Verbannung schickte. Ferhad Pascha wurde Befehlshaber, befestigte Erivan, welches seitdem eine der stärksten Festungen des osmanischen Reiches bildete. — Ebenso glücklich führte Osman Pascha gleichzeitig den Krieg in Daghistan. In einem kühnen Marsche durch Steppen und Pässe drang er bis Derbend und schlug am 9. Mai 1583 in der Fackelschlacht, so genannt, weil nachts bei Fackelschein gekämpft wurde, die Perser aufs Haupt und gewann ganz Daghistan. 1584 kehrte er um, die Tataren in der Krim zum Gehorsam zu bringen, und wurde dafür vom Sultan hochgeehrt. Als er ihm die Geschichte des Feldzuges erzählte, reichte ihm Murad III. seinen mit Edelsteinen besetzten Dolch, seinen Turban und ernannte ihn mit den Worten zum Großvezier: „Dein Antlitz sei weiß und blendend auf immerdar in den zwei Welten von Europa und Asien und der Sieg möge dir überall folgen, wohin dich dein Rappe trägt!“ — Doch schon 1585 verlor Osman in zwei Schlachten gegen die Perser mehr denn 40.000 Mann und starb im Schmerze über sein Unglück. Auch Georgien wäre verloren gewesen für die Türken, hätte der Schah seine Streitkräfte vereinigen können und hätte nicht der Streit mit den Turkomanen und der Hader im Herrscherhause ihm die Hände gebunden.¹⁾

Abbas
der
Große

Die Dinge nahmen für Persien eine bessere Gestalt an, als Abbas I., der ob seiner Umsicht, Geschicklichkeit und siegreichen Tapferkeit den Beinamen der Große erhielt (1587—1627), den Thron bestieg. 1590 wurde Friede geschlossen. Der vierzehnjährige Krieg hatte den Türken 600.000 Mann gekostet. Georgien und Täbriz blieb ihnen, war aber stets eine offene Wunde und ein Besitz, der nichts eintrug. Die Verstärkung Persiens unter Abbas war umso gefährlicher für das osmanische Reich, als der umsichtige Schah mit den christlichen Fürsten Verbindungen anknüpfte, von ihnen geübte Werk-

¹⁾ Zinkeisen, l. c. III, p. 570—578.

meister in der Geschützkunst erhielt und sogar eine Gesandtschaft nach Prag an Kaiser Rudolf II. um Abschluß eines Bündnisses zum gemeinsamen Angriff sandte. Wäre Rudolf nur thatkräftiger, wäre Deutschland nur einiger gewesen! ¹⁾

sendet an
Rudolf
II.

Die Pforte, Siebenbürgen und Oesterreich.

Durch die Verwickelungen der Osmanenmacht im Orient wurde zwar der offene Krieg gegen Oesterreich hintangehalten, aber das Verhältnis zur Pforte wurde mit jedem Jahre gespannter. Neben steten Friedensversicherungen dauerten die Kämpfe an der Grenze und die Klagen über Räubereien fort. 1592 ward gegen ein Ehrengeschenk von 30.000 Ducaten der Friede auf acht Jahre erneuert, aber er war nicht ehrlich gemeint. — Der Sultan war schwach, seine Regierung eine Reihe von Serail- und Hofintriguen, und die Heerführer an der Grenze machten, was sie wollten.

Oester-
reich
und die
Pforte.

Passan, der Statthalter von Bosnien, nahm 1592 Chrastowiz, Gora, Bihacz weg, erbaute Petrinia und belagerte Sissek; Franz Nadasdy, der ihm entgegenzog, wurde mit 1000 Mann gefangen, 300 seiner Kämpfer wurden auf offenem Markte wie Schlachtvieh verkauft. Da verordnete der Kaiser 1592, daß man im Reiche dreimal des Tages, morgens, mittags und abends, zum Gebete läute, damit der Herr des Himmels den Waffen der Christen Schutz verleihe gegen die Ungläubigen. Im Juni 1593 zogen Ban Erdödy und Andreas von Aueršperg, der Befehlshaber in Karlstadt, gen Sissek, um es zu entsetzen, und schlugen an der Kulpä Passan aufs Haupt: er fiel mit einer Unzahl von Türken. ²⁾ Bald darauf wurde Sissek aber doch weggenommen durch den Sohn des Großveziers. — Jetzt erschien der achtzigjährige Großvezier Sinan Pascha 1593 selber im Felde, der Krieg ward förmlich erklärt, Bezprim und Palota wurden den Christen entrisen, die hingegen unter Niklas Palffy, Georg Brinhi, Nadasdy und Hardegg dem Pascha von Dien bei Stuhlweißenburg 12.000 Mann erschlugen. Zwar ward Gran 1594 vom Erzherzog Matthias ohne Erfolg belagert, nur Erzherzog Maximilian entriß den Türken Chrastowiz, Gora, Petrinia und Sissek. Leider verloren die Christen Raab und Papa, dagegen nahmen sie 1595 unter Karl von Mansfeld Gran, schlugen Osman Pascha aufs Haupt und gewannen Bisegrad, Waizen, Baboetsa. Das Jahr 1595 heißt bei den Türken „das Jahr der Niederlagen“. Die tributpflichtigen Fürsten der Moldau, Walachei und Siebenbürgens traten auf Seite Rudolfs II. Zugleich wüthete eine Pest, Erdbeben richteten fürchterliche Verheerungen an. Da starb Murad III., am 16. Januar 1595, erschöpft, lebensmüde, mit den Worten: „Es gibt eine verhängnisvolle Stunde für alles, der Falast meines Dajens fällt von selber in Stücke.“ ³⁾

Türken-
glode.

Kriegs-
erklä-
rung.

1595.

¹⁾ Zinzeisen, l. c. III, p. 566—581.

²⁾ Hammer, l. c. II, p. 581 f.

³⁾ Zinzeisen, l. c. III, p. 586—601.

Mohammed III.
1565
bis 1595.

Mohammed III., der über den Leichen von neunzehn Brüdern zum Throne gestiegen war, und keinen höheren Genuss kannte, als den des Harems, ward der Ruhe des Serails entrisen, das Volk rief: „Die Provinzen sind die Bräute des Sultans, wehe dem, der sie anrührt!“ und forderte Krieg mit Aufgebot aller Mittel des Reiches. Die Janitscharen erklärten jedoch, sie würden nur ins Feld ziehen, wenn der Padischah sich an die Spitze stelle. So mußte denn der feige Sultan sich entschließen, zu Feld zu ziehen; die heilige Fahne des Propheten ward entfaltet, von der die Türken glauben, daß sie im Getümmel des Kampfes vom Hauche des Sieges schwellt.

Erlau. Der Sultan kam mit einem Heere von mehr denn 150.000 Mann und mit den tüchtigsten Feldherren und lagerte 1596 vor den Wällen von Erlau. Nach sieben Tagen verlangten die Christen Unterhandlung; der Padischah versprach, die Ehre der Frauen, das Eigenthum der Besiegten zu schonen. Die Thore wurden daraufhin geöffnet, doch die Türken hielten ihr Wort nicht, und hieben Mann für Mann nieder. Zehn Tage nachher schlugen sich die Christen unter Erzherzog Maximilian in der Ebene von Keresztes drei Tage, vom 23. bis 26. October, siegreich gegen die Türken; schon wollte der Sultan fliehen, als ihm Seadeddin entgegnete: „Bleibt hier, ein Padischah der Osmanen kehrt nie dem Feinde den Rücken“; schon bedeckten 20.000 Leichen von Türken die Walstatt, schon standen die Christen im Lager der Feinde, in dem sie 109 Kanonen wegnahmen, als sie gegen den Befehl des Erzherzogs sich zu früh zum Plündern zerstreuten. Da fiel Cicala Pascha mit einer im Hinterhalte liegenden Reiterabtheilung über die Zerstreuten her und erschlug ihnen in der Verwirrung 50.000 Mann. So brachte allzufrüher Siegesrausch die Christen um den glänzend erkämpften Sieg. Mit Jubel ward der Padischah in Constantinopel aufgenommen, man verglich ihn mit Mohammed II., dem Eroberer von Byzanz; der Geschichtschreiber Seadeddin aber meinte bitter: „Was doch die Menschen für Narren sind!“¹⁾

Naab. Im Jahre 1597 belagerte Erzherzog Maximilian Raab, nachdem er Papa erobert hatte; eine ansteckende Krankheit zwang ihn, das Belagerungsheer aufzulösen. 1598 nahmen Nikolaus Palffy und Adolf Schwarzenberg in der Frühe des 29. März mit nur 5200 Mann durch einen kühnen Handstreich nach vierstündigem, erbittertem Kampfe Raab, und gewannen 188 Kanonen. Schwarzenberg erhielt den Raben ins Wappen, Palffy wies einen prachtvollen Ehrenbecher mit den edlen Worten zurück: „Was ich gethan, bin ich dem Vaterlande schuldig gewesen“; doch nahm er die erbliche Obergespanswürde für Preßburg an. Palota, Bezprim und einige kleinere Festungen wurden den Türken entrisen, ein Angriff auf Ofen mißlang jedoch. Die Türken führten jetzt den Krieg nachlässiger, zu den Christen stießen viele Franzosen, namentlich Bigisten unter Mercœur, einem Bruder Mayennes. Eine türkische Gesandtschaft bat Heinrich IV. als den „größten Herrn vom Glauben Jesu, den Padischah von Frankreich“, um Vermittlung eines Friedens unter Rückberufung der Bigisten. Mercœur starb 1602 am Scharlach; von den Franzosen schlug sich ein Theil, weil man ihnen den Sold nicht bezahlt hatte, zu den Türken, die 1602

¹⁾ Hammer, l. c. II, p. 597—622.

Stuhlweissenburg wieder gewannen. Hassan Terjaky (der Opiumfresser) bereitelte durch seine List 1601, daß Ferdinand von Steier bei der Belagerung von Ranischa Erfolg hatte. 1602 wurde von Matthias Ofen, und von Hassan, dem Öbftler, Pest belagert, beides ohne Erfolg. Im Jahre 1603 wurde nur mit beiderseits schwachen Kräften gekämpft, doch endete das Jahr durch den Gewinn von Satwan günstig für den Kaiser.¹⁾

Zur selben Zeit hatten die Perser den Krieg gegen die Türken begonnen, eine persische Gesandtschaft war sogar in Prag erschienen und hatte mit dem Kaiser einen Bund gegen die Türken geschlossen. Wäre Rudolf II. thatkräftiger und weniger seinen kostspieligen Liebhabereien ergeben gewesen, er hätte jetzt den Türken ganz Ungarn entreißen können, — allein er wußte den günstigen Augenblick nicht zu benutzen.

Perser
in Prag.

Rudolf war nahe daran, Siebenbürgen zu gewinnen und es für immer dem Einflusse der Pforte zu entziehen. 1575 wurde Stephan Báthory zum König von Polen gewählt und trat 1576 Siebenbürgen unter neuerlicher Anerkennung der türkischen Oberhoheit seinem Bruder Christoph ab, der im Jahre 1579 die Jesuiten berief, jedoch nur bis 1581 lebte. Diesem folgte sein Sohn Sigismund Báthory, der, von den Jesuiten erzogen, einen glühenden Haß gegen die Verbindung seiner Heimat mit den Türken hegte. War bisher die Politik Siebenbürgens Kampf gegen Österreich im Bunde mit der Pforte, so wollte Sigismund Báthory mit Österreich sich zum Widerstande gegen die Türken verbinden. Der Plan war vortrefflich, wäre nur Báthory beharrlicher gewesen.

Sieben-
bürgen.

Sigis-
mund
Báthory

Stephan Bocskay schloß für ihn am 28. Januar 1595 insgeheim in Prag eine Übereinkunft mit Rudolf, worin sich beide zum Kriege gegen die Türken verpflichteten: Waffenstillstand und Friede sollten nur vereint abgeschlossen werden; werde Sigismund aus dem Lande vertrieben, so werde ihm Rudolf standesgemäßen Unterhalt auswerfen, dagegen ernenne Rudolf den Sigismund zum Reichsfürsten, verschaffe ihm das goldene Vlies und die Verbindung mit einer Erzherzogin; Sigismund nehme Siebenbürgen zu Lehen, sterbe er ohne männliche Nachkommen, so falle das Land an Rudolf zurück. Christine, eine Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark, ward demgemäß am 6. August 1595 mit Sigismund Báthory vermählt.²⁾

für
Öster-
reich,

Es blieb aber nicht bei dem Vertrage: Sigismund, früher entschlossen, tapfer, zeigte sich auf einmal träumerisch und veränderlich. War er von seiner schönen und geistreichen Frau entfernt, so starb er fast vor Sehnsucht nach ihr, war er bei ihr, so war sie ihm zuwider; 1597 gieng er nach Prag und trat Siebenbürgen gegen Verleihung von Dppeln und Ratibor und einer Pension von 50.000 Thalern an den Kaiser ab. Rudolf sandte nun Bevollmächtigte, um das Land zu übernehmen; kaum war jedoch Báthory in Dppeln,

aber
mangel-
mächtig.

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 400—411.

²⁾ Ibid. p. 383—387.

so reute ihn der Vertrag, er entfloh und erschien auf einmal wieder in Klausenburg und übernahm die Regierung wieder.

Andreas
Báthory. Im Jahre 1598 änderte er abermals den Sinn, schloß mit dem Kaiser einen neuen Vertrag, trat aber, diesem entgegen, seinem Oheim Andreas Báthory das Land ab und zog nach Polen, seine Gemahlin aber gieng nach Hall in Tirol in ein Nonnenkloster. Andreas Báthory wurde von dem Siebenbürgen unterworfenen Wojwoden der Walachei, Michael, 1599 aus dem Lande geschlagen und auf der Flucht ermordet. Jetzt trat Michael mit Rudolf wegen Siebenbürgen in Unterhandlung, zugleich aber schloß Sigismund Báthory wieder mit den Türken ein Bündnis, doch der kaiserliche General Basta jagte ihn in die Flucht und nahm Michael gefangen. Wieder verbündete sich Báthory mit den Türken, die ihn ihrer Gunst versicherten, wieder rückte er in sein Land, als sein veränderlicher Geist alle Pläne seiner Umgebung wiederum zunichte machte.

Ab-
tretung
1602. Báthory trat insgeheim dem Kaiser Siebenbürgen wieder ab für einen Jahresgehalt von 50.000 Thalern und einige Besitzungen in Böhmen; im Jahre 1602 zog er nach dem Schlosse Lobkowitz, 1610 brachte man ihn von da nach Prag wegen Verdachtes neuer Umtriebe; hier starb der Unbeständige 1612.¹⁾

Basta. Basta übernahm jetzt für den Kaiser das Regiment in Siebenbürgen; er hatte sich vom Trommler zum General emporgearbeitet. Mit Unrecht war er als roh und gewalthätig verschrien. Nicht er hat den Wiederabfall Siebenbürgens verursacht, sondern die vom Kaiser vorgeschriebenen Maßregeln, welche im Geiste des Absolutismus gehalten, ebensosehr die politischen Freiheiten Siebenbürgens als den stark verbreiteten Protestantismus bedrohten.²⁾

Szekely. Der allgemeine Haß ernuthigte zuerst einen siebenbürgischen Edelmann, Moses Szekely, der von den Türken das Land als Sandschatat sich hatte verleihen lassen, gegen Basta aufzutreten; er ward am 17. Juli 1603 von Radul, dem kaisertreuen Wojwoden der Walachei geschlagen und auf der Flucht getödtet. Bald darauf wurde Siebenbürgen von den Kaiserlichen unter Basta, der sich vor dem ersten Ansturm nach Ungarn hatte zurückziehen müssen, wieder besetzt, und nun erst wurde ein Schreckensregiment eingeführt, als einziges Mittel zur Herstellung der Ruhe. Das Mittel verfieng aber nicht mehr. Die Türken boten dem Gabriel Bethlen das Fürstenthum an; dieser ermahnte Stephan Bocskay, es anzunehmen, der sich denn auch im Sturm lauf 1604 Siebenbürgens und eines großen Theils von Ungarn bemächtigte. Der Großvezier erschien mit einem Heere, nahm im Jahre 1605 Gran, Wisegrad, Beszprim und Palota, während Neuhäusel an Bocskay sich ergab.

Die Ungarn waren nämlich sehr unzufrieden mit Rudolf's Regierung; er kam seit Jahren nicht mehr ins Land, seine Regierungserlasse erschienen meist

¹⁾ Huber, l. c. IV, p. 412—434.

²⁾ Ibid. p. 434—436.

so spät, daß sie nicht mehr paßten, die Bisthümer waren ohne Bischöfe, die Soldaten ohne Sold, Fremdlinge in Untern. Die allgemeine Unzufriedenheit zwang endlich Rudolf, 1604 einen Landtag abzuhalten; den 21 Gesekartikeln, über welche dieser übereinkam, setzte er jedoch plötzlich eigenmächtig einen zwei- und zwanzigsten bei, worin die Beschwerden der Protestanten für grundlos und unverständlich erklärt, und alle und jede Verhandlung von Religionsangelegenheiten an Landtagen von nun an verboten wurde. Die Unzufriedenheit über diese Gewaltthätigkeit war es, die Bocskay Anhang verschaffte, so daß in kurzer Zeit ganz Oberungarn ihm huldigte. Der Großvezier übergab Bocskay im November 1605 eine Krone als König von Ungarn und Siebenbürgen und Vasall des Sultans und nannte ihn König, und Bocskay küßte dem Großvezier die Hand und nannte sich des Padischah Diener, der ihm nicht wie ein Sclave aus Furcht, sondern mit Freude und Liebe diene.¹⁾

Rudolfs II. Fehler.

Bocskay, König.

Damit stand also der Verlust auch von ganz Ungarn für Rudolf II. bevor, der in Folge krankhafter Geistesanlage in völliger Unthätigkeit verharrte. In dieser Noth kamen des Kaisers Brüder Matthias und Maximilian, sowie Ferdinand und Maximilian von Steiermark am 30. April 1605 in Linz zusammen und beschloßen, gemeinsam sich zu Rudolf nach Prag zu begeben, um ihn zu persönlichem Eingreifen oder doch zur Bevollmächtigung etwa des Erzherzogs Matthias zu bewegen. Rudolf faßte dieses Vorgehen als einen Eingriff in seine Majestätsrechte auf, gab aber schließlich doch dem Bruder Matthias die Vollmacht zur Ordnung der ungarisch-siebenbürgischen Angelegenheit. Matthias trachtete nun zunächst mit Bocskay Frieden zu schließen. Dieser kam unter folgenden Bedingungen in Wien am 23. Juni 1606 zustande:²⁾ Calvinisten und Lutheraner dürfen ihre Religion frei ausüben, aber die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche nicht schmälern. Fremde bekommen keine Untertanen in Ungarn, Erzherzog Matthias wird Gubernator Ungarns, der im Verein mit einem zu wählenden Palatin regieren solle. Bocskay erhält das Fürstenthum Siebenbürgen mit sieben Comitaten unter der Oberherrlichkeit des Königs von Ungarn. Stirbt er kinderlos ab, so fallen die Comitate an Ungarn zurück. Siebenbürgen aber hat das Recht, einen Fürsten frei zu wählen. — Nur mit größtem Widerstreben gab Rudolf II. am 6. August seine Zustimmung.

Friede mit Bocskay.

Am 11. November 1606 kam an der Mündung der Zsitva der Friede mit den Türken auf zwanzig Jahre zustande:³⁾ „Die Türken entsagen dem jährlichen Tribut, erhalten aber ein für allemal ein Ehrengeschenk von 200.000 Thaler, sie nennen den Kaiser nicht mehr König von Wien, sondern Kaiser; der augenblickliche Besitzstand bleibt aufrecht, Commissäre werden die Grenzen bestimmen, alle Raubzüge hören auf.“ — In diesem Frieden ist einmal Österreich von dem jährlichen Tribut an die Pforte, dem lästigen

Friede zu Zsitva-Lorot.

¹⁾ Hammer, Geschichte der Osmanen, II, S. 689.

²⁾ Katona. I. c. XXVIII, p. 545—563.

³⁾ Ibid. p. 617 ff.

Zeichen der Unterwürfigkeit, befreit und die Gleichberechtigung beider Theile im diplomatischen Verkehr anerkannt; insofern bezeichnet er einen Wendepunkt im Leben des osmanischen Reiches, es hatte seine Machthöhe längst erreicht und war im Sinken begriffen.

Türkische
Dichter.

Ein Sinken des Geistes der Osmanen zeigt auch ihre Literatur an. Statt des ernstesten einfachen Glaubens an Allah, nimmt in dieser Zeit die entwerbende Alleinslehre überhand. — Die Träger dieser Richtung sind die Derwische und unter ihnen die Mewlewi. Die Zahl dieser pantheistischen Dichter ist groß. Der berühmteste mystische Dichter dieser Zeit ist der Scheich Mahmud von Skutari, berühmt unter dem Namen Hudaji, dessen „Flahiat“ oder Hymnen zum Preise göttlicher Liebe heute noch geschätzt sind. Hammer bemerkt¹⁾ über die pantheistischen Dichter jener Zeit: „Oft sind diese Ausbrüche der mystischen Begeisterung der Mewlewi für den in die allegorische Sprache der orientalischen Mystik Uneingeweihten ganz und gar unverständlich, oft auch mit dieser Kenntnis wenig genießbar; oft enthalten sie aber auch die sichtbarsten Spuren von der Verbindung dieser Geheimlehre mit den Geheimlehren des Alterthums. Die äußere Symbolik ist ganz die des Alterthums; Flöte und Halbtrommel weisen zunächst auf die der berechnitischen Göttin hin, deren nächste Verwandtschaft mit denen der Mewlewi unsoweniger zu bezweifeln ist, als die Lehre derselben auf dem der Göttin geweihten Boden Kleinasiens großgewachsen ist. Den Reigen, welcher von den strengen Orthodoxen so oft als unerlaubt angefochten wurde, theilen die Mewlewi zwar noch mit einigen andern Orden der Derwische, aber keiner haucht so brennende Verehrung für die Flöte als die Mewlewi. Die Cither oder Laute ist die Begleiterin der Sänger und des Schenken, aber die Flöte ist dem Perser, Araber und Türken was dem Hebräer und Christen die Harfe Sions; sie haucht nur die Geheimnisse der Alleinslehre, sie brennt nur von der Glut göttlicher Liebe. — Dabei erleichtert der Dichter die liebebrennende Brust mit dem Geschrei, in welchem das „Jao“ der Gnostiker mit dem bacchantischen „Evoe“ zusammenklingt, als „Jahu“ oder „Hu.“²⁾

Pantheisten.

Murad III., Mohammed III., Ahmed I., Osman II., Murad IV. sind in einem Zeitraum von 66 Jahren lauter Sultane, die von den Osmanen zu ihren Dichtern gezählt werden und welche den Sonnenblick der Huld auf Dichter warfen. Darum zählt die Literaturgeschichte in dieser Zeit ein halbes Tausend türkischer Dichter.³⁾ Murad III. schrieb selber mystische Ghafelen⁴⁾ und hinterließ einen Diwan mit arabischen, persischen und türkischen Gedichten. — Sultan Murad IV. wechselte mit seinem im Feldzug gegen die Perser weilenden Großvezier Hafispaşa gereimte Depeschen. Als Hafis gegen Bagdad Hilfe verlangte, gab er ihm die Antwort:

„Als Feldherr wolltest Du schachmatt den König machen,
Ist's denn der Raum, der Dir zum Springerspiel gebracht?
Wir wissen wohl, daß Dir an Prahlen keiner gleicht.
Den Rächer aber, der Dich strafe, siehst Du nicht?“

1) Geschichte der osmanischen Dichtkunst, II, S. 6.

2) Vergl. Bd. VI. S. 512–521 dieses Werkes. 5. Aufl.

3) Viele Auszüge aus ihnen, bei Hammer, I. c. II.

4) Zu einem derselben, übersetzt bei Hammer, I. c. II, p. 8, schrieb der Scheich Tischelebi einen großen Commentar.

Du machst den Wadern, wiewohl im Grund ein Feiger.
Was fürchtest Du — gibt es bei Dir denn Tapfere nicht?
Die Keher nahmen Bagdad ein, Du sahst zu —
Wird zürnen Dir der Herr einst nicht beim Weltgericht?
Der Schöpfer, der mir unbewußt die Herrschaft gab,
Wird er, wenn's vorbestimmt, mir Bagdad geben nicht?
Befestigung hat zerstört des Islam hohes Reich,
Glaubst Du vielleicht, daß man dergleichen höre nicht? —
Um mich mit Gottes Hilf' an meinem Feind zu rächen,
Gibt's treuen Großvezier und treuen Diener nicht?" —

Die Hugenottenkriege bis zum Tode Karls IX.

Franz II. 1559—1560.

Die
Kinder
Heinrichs
II.

König Heinrich II.¹⁾ hinterließ vier Söhne und drei Töchter: Franz II., Karl IX., Heinrich III. und Franz, Herzog von Mençon; von den Töchtern wurde die älteste, Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., die mittlere, Claudia, mit dem Herzog von Lothringen und die dritte, Margareta, wurde mit Heinrich IV. vermählt. Alle vier Söhne Heinrichs sind schwache Männer, und das schlechte Blut der Mutter scheint auf sie übergegangen zu sein. Katharina von Medici war ebenso herrschsüchtig als ränkesüchtig; der gerade Weg war ihr stets zuwider, sie trieb immer falsches Spiel, auch wo dieses nicht nöthig war. Dabei fehlte es ihr an einer wahren großartigen Auffassung der Dinge, wie an sittlichem Muth. Ihr Hauptkunststück war, zwei Parteien einander entgegenzustellen und sie in eine solche Lage zu bringen, daß sie einander niederhalten und doch immer von ihr abhängig sein mußten.

Katha-
rina von
Medici.

Franz
II.

Maria
Stuart.

Frankreich in jener Zeit zu regieren, war eine schwere Aufgabe für einen hochbegabten Mann — der fünfzehnjährige König Franz II. aber war eine schwächliche scrophulöse Natur, geistesträge und willensschwach. Umso glänzender war die Begabung seiner Gemahlin Maria Stuart: sie sprach nicht bloß mehrere lebende Sprachen, sondern hielt auch schon in ihrem dreizehnten Jahre vor dem versammelten Hofe eine lateinische Rede, die sie selbst verfaßt hatte; sie war in der Geschichte gut unterrichtet, Meisterin in der Musik und machte Verse, die an Innigkeit des Gefühls und an Formvollendung, die ihres Lehrers Ronsard weit übertrafen. Dabei zeigte sie früh einen reifen Verstand, schrieb Depeschen voll feinen Urtheils und wußte in den Audienzen alle zu bezaubern. 1557 ward sie mit Franz vermählt und beherrschte ihn jetzt vollständig. Ihre Mutter war eine Guise, und die Guisen kamen jetzt zur Macht,²⁾ denn wo der König schwach ist, da kämpfen die Parteien um die Herrschaft. Katharina sah ein, daß ihre Zeit noch nicht ge-

Die
Guisen.

¹⁾ Vergl. S. 148 ff., 163 dieses Bandes.

²⁾ Sieh die Stammtafel S. 148 dieses Bandes.

kommen sei, daß sie gegen die schöne Maria Stuart nicht aufkommen könne bei ihrem Sohne, und ergab sich in die Herrschaft der Guisen, ohne jedoch sich den Weg für die Zukunft zu versperren.

Franz Guise bekam den Oberbefehl über die Armee, der Cardinal die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten; Montmorency wurde unter gnädigen Ausdrücken in Anbetracht seines hohen Alters und seiner treuen Dienste entlassen. Condé, der gefährlich hätte werden können, weil er muthig war, wurde zum König Philipp II. nach Brüssel geschickt, um im Namen Franz' II. den Frieden von Cateau-Cambresi zu bestätigen. Die Bourbonen¹⁾ waren eigentlich nach dem Herkommen als die nächsten Prinzen von Geburt berufen, an der Regierung theilzunehmen, allein man hatte dem König den Verdacht beigebracht, sie strebten nach dem Throne; Gift oder ein Überfall könnten ihn, der selber noch kein Kind habe, und seine Brüder, die noch Kinder seien, leicht aus dem Wege räumen. Anton, der damalige Repräsentant des Hauses Bourbon,²⁾ ward deshalb kalt, ja beinahe verächtlich behandelt; Franz von Guise blieb mit bedecktem Haupte sitzen, während der König von Navarra, den Hut in der Hand, stehend zu ihm sprach. Die Guisen und ihre Anhänger bekamen die bedeutendsten Stellen. Die Gegner wurden entlassen, und als eine Menge unbezahlter Officiere und Beamten den Hof mit ihrem Nothgeschrei belästigten, ließ der Cardinal Karl von Lothringen einen Galgen vor dem Schlosse mit der Drohung errichten, den nächsten Bittsteller daran aufhängen zu lassen.³⁾ Bei der großen Menge war Franz Guise wegen seiner Kriegsthaten beliebt, bei den Reformirten aber umso mehr gehaßt, als man die strengen Gesetze gegen die Neuerung seinem Einflusse zuschrieb.

Die Bourbonen.

Die Reformirten heißen in jener Zeit Hugenotten. Der Name ist eine Verstellung des deutschen Namens Eidgenossen. Von Genf, das jetzt mit den Eidgenossen in Verbindung stand, bekamen ja die französischen Reformirten ihre Prediger.⁴⁾ Die Ableitung des Namens von einem König Hugo, der in Tours geistweise umgehen sollte und nach dem wegen ihrer nächtlichen Versammlung die Reformirten als Nachtgeister, Hugenotten, benannt worden seien, ist falsch.

Hugenotten.

¹⁾ Die Bourbonen stammten von Robert, Grafen von Clermont, einem Sohne Ludwigs des Heiligen, ab. Vergl. Bd. VI, S. 101 dieses Werkes. 5. Aufl.

²⁾ Stammtafel der Bourbonen:

Karl, Herzog von Vendôme, † 1537

Anton, König von Navarra, † 1562, vermählt mit Jeanne d'Albret	Karl, Cardinal, † 1590.	Ludwig I., Prinz von Condé, † 1569
Heinrich IV., † 1610.		
Heinrich I. von Condé, † 1588.	Franz von Conty, † 1614.	Karl von Soissons, † 1612.

³⁾ „Tout demandeur sera pendu“ — stand darauf geschrieben.

⁴⁾ In Genf erhielten die Gegner des Bischofs, welche zugleich der Reformation anhiengen, den Namen Eidgenossen, seine Anhänger hießen Mamelufen. In einer Guise'schen Flugchrift jener Zeit heißen die Reformirten Aignos. Ein anderer Name (sobriquet) für sie war Papillot. Amtlich hießen sie Christaudins oder Ceux de la religion, auch Religioneires. Vergl. auch Weber, Geschichte des Calvinismus, S. 44.

Franz I.
und
Heinrich
II.
als
Keger.
verfolger.

Die Könige von Frankreich haben sich bei all ihrer Freundschaft mit den deutschen Protestanten doch stets als thatkräftige, ja gewalthätige Gegner der religiösen Neuerer in Frankreich selbst erwiesen. Schon Franz I. glaubte seine, durch mancherlei Handlungen sehr fraglich gewordene Rechtgläubigkeit am besten beweisen zu können, indem er durch Feuer und Schwert protestantische Märtyrer machte.¹⁾ Heinrich II. errichtete durch das Edict von Chateaubriand vom 27. Juli 1551 eigene Gerichtshöfe zur Verfolgung der Häretiker und ordnete die schärfste Überwachung der Literatur an. Im Jahre 1555 befahl Heinrich II. allen Gouverneuren und Gerichtsbeamten die unverzügliche Bestrafung derjenigen, welche vor dem kirchlichen Gericht als Keger bezeichnet werden. Die durch den Frieden von Cateau-Cambresis gegründete Freundschaft Heinrichs II. mit Philipp II. verschärfte die Action gegen die Protestanten, und besonders die Guisen waren es, die den König in diesem Sinne bestärkten.²⁾

Die Guisen waren eifrige Katholiken, und der Cardinal Karl von Lothringen veranlaßte ein strenges Gesetz gegen die reformierten Versammlungen, wonach jeder, welcher solche Besuche oder veranlasse, mit dem Tode bestraft, das dazu benutzte Gebäude niedergeworfen und nie mehr aufgebaut werden sollte. Natürlich gab es Unzufriedene in Masse, Pamphlete flogen durch das Land, in welchen namentlich eine freie Versammlung der Stände des Reiches gefordert wurde. Das machte den Bund zwischen den Katholiken und den Guisen enger. Die Stände, hieß es, schwächten nur die Macht der Krone; wer eine solche Versammlung verlange, sei ein Todfeind des Königs.³⁾

Philipp
II.

Katharina von Medici, die übrigens wieder ein doppeltes Spiel trieb und Hoffnungen auch in den Protestanten erweckte,⁴⁾ schrieb an den König von Spanien, man wolle durch eine Ständeverammlung den König und sie heruntersetzen, und Philipp II. antwortete sogleich, er sei bereit, 40.000 Mann, ja sein eigenes Leben einzusetzen, um die Macht seines Schwagers aufrecht zu erhalten.⁵⁾

Du-
bourg.

Unter den Opfern der Verfolgung, durch die man die Hugenotten vernichten wollte, war der gegen die Anwendung der Todesstrafe protestierende Parlamentsrath Annas Dubourg das hervorragendste. Sein Proceß erregte Aufsehen, deutsche Fürsten verwendeten sich für ihn; der Pfalzgraf wollte ihn als Professor des Rechtes nach Heidelberg berufen, allein der Eifer der Hugenotten entschied sein Schicksal. Ihre Drohbriefe reizten, ihr Versuch, ihn gewaltsam zu befreien, hatte nur zur Folge, daß seine Haft strenger wurde. Als sich ein Complot

1) Besonders seit 1535. Martin, l. c. VIII, p. 222 f.

2) Ibid. p. 406 ff., 489 f.

3) Ibid. IX, p. 24, 28.

4) Über sie vergl. Ranke, Französische Geschichte, I. — Soldan, Frankreich und die Bartholomäusnacht, I, S. 384.

5) Die Briefe Grandvillas zeigen, wie sehr Frankreich damals von Spanien abhängig und wie hoch das Ansehen Philipps II. war. Alle Parteiführer, Montmorency, die Guisen, wie Anton von Navarra wandten sich um Rath an den König von Spanien.

bildete gegen die drei Präsidenten, die ihn angeklagt hatten, und einer derselben, Rinart, in der Nacht des 12. December 1559 in einer Straße von Paris erschossen wurde, war Dubourg unrettbar verloren: er endete am 23. December 1559 auf dem Grèveplatz.¹⁾

Diese Hinrichtung steigerte die Erbitterung gegen die Guisen. Ein Edelmann, Jean de la Renaudie aus Perigord, sammelte die zerstreuten Kräfte zum Angriffe. Obgleich ihn die Guisen früher aus dem Gefängnisse gerettet hatten, zu welchem er wegen Urkundenfälschung vom Parlamente zu Dijon verurtheilt worden war, so entfaltete La Renaudie doch eine unermüdlige Thätigkeit zu ihrem Sturze. Den Guisen galt der Angriff, die Religion war Vorwand.²⁾

La Renaudie.

Im Einverständnisse mit Ludwig I. von Condé, der sehr viel Ehrgeiz und wenig Bedenken hatte, gieng er insgeheim nach England und bat Elisabeth um Hilfe für die Hugenotten, durchslog er Frankreich und die Schweiz und brachte die Unzufriedenen miteinander in Verbindung und kündigte ihnen einen geheimen Führer von hoher Geburt und hoher Macht an, von welchem er nur der Bevollmächtigte sei; man müsse den König nöthigenfalls mit Gewalt aus der unheilvollen Abhängigkeit von den Guisen befreien und den Prinzen von Geblüt die ihnen zukommende Stellung verschaffen. Selbst angesehene Gottes- und Rechtsgelehrte gaben, insgeheim befragt, ihre Zustimmung zur beabsichtigten Empörung, sofern nichts gegen den König, die Prinzen von Geblüt und die Verfassung des Reiches geschehe. Calvin mißbilligte jede Gewaltthat.³⁾ Beza aber soll zugestimmt haben.

Am 1. Februar 1560 kamen in Nantes insgeheim die Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden zusammen. La Renaudie führte den Vorsitz und klagte die Guisen an, daß sie die wahre Religion, wie das königliche Haus und den alten Adel Frankreichs in gleicher Weise zu vernichten bestrebt wären. Die Anwesenden schwuren La Renaudie, als dem Stellvertreter des geheimen Hauptes,⁴⁾ Gehorsam, wählten einen Kriegsrath und stellten einen Plan der Verschwörung fest: Eine Deputation sollte am 15. März an den Hof nach Blois sich begeben und dort um freie Ausübung des Gottesdienstes bitten und bei der voraussichtlichen Weigerung sollten durch eine bereit gehaltene Mannschaft von 500 Edelleuten zu Pferd und 1000 Fußsoldaten der König und die Guisen gefangen genommen, die Reichsstände einberufen und dem König Anton von Navarra die Regentschaft übertragen werden.

Zusammenkunft in Nantes.

Plan gegen Franz II.

Schon war man im Februar! Die Guisen waren nur durch dunkle Gerüchte, dann aber durch eine Botschaft von Philipp II., daß ihnen ein Sturm

¹⁾ Damals wurde eine eigene Kammer im Parlamente zur Verfolgung der Ketzer errichtet, die den Namen *Chambre ardente* (Feuerkammer) erhielt. Von Mouchy, welcher im Auspähen so eifrig war, soll der Name Mouchard (Späher) herkommen. — Martin, l. c. VIII, p. 393, 494.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 34 f.

³⁾ Stäbelin, Calvin, I, S. 616.

⁴⁾ „Das stumme Haupt“ (le capitaine muet) war Condé.

drohe, gewarnt. Da theilte aber ein Advocat aus Paris, des Avenelles, dem Herzog das Geheimniß mit, und dieser beschloß kühn, die Sache zum Ausbruch kommen zu lassen, um seine Gegner mit einem Schlage zu vernichten.

Weil Blois nicht fest genug war, so bewog er den König, sich in das feste Schloß Amboise zurückzuziehen und in der Stille alle Mittel der Vertheidigung zu sammeln. Um die Gegner zu spalten, wurde am 2. März eine Amnestie erlassen für alle Vergehen gegen die Religion, von welcher nur diejenigen ausgenommen wären, welche unter dem Vorwande der Religion etwas gegen den König und seine Diener im Schilde führten.¹⁾

Conjuration
d'Amboise.

Condé, der das Unternehmen leiten sollte, kam, ohne die Entdeckung zu ahnen, feck nach Amboise. La Renaudie war in voller Thätigkeit, nur hatte er den Angriff um vierundzwanzig Stunden verschoben. Von allen Seiten nahen Scharen von Hugenotten in Waffen. Sie giengen ihrem Untergange entgegen. Einer ihrer Anführer, Lignieres, hatte der Königin die Orte verrathen, wo sie sich versammelten und ihre Waffenplätze waren. Franz Guise war vom König zum Generallieutenant des Reichs mit der Vollmacht, ohne Beobachtung der gesetzlichen Förmlichkeiten²⁾ zu strafen, ernannt worden, alle Beamten, Barone und Prinzen hätten seinen Befehlen zu gehorchen. — Die fünfzehn ersten Edelleute, die nach Amboise kamen, wurden sogleich verhaftet, die andern an ihren

Der
Plan
scheitert.

Sammelplätzen überrascht, La Renaudie in einem Gefecht getödtet, mehrere Abtheilungen überwältigt, über 1200 Verschworene erschlagen, ins Wasser geworfen oder aufgehängt. Castelnau, einer der hervorragendsten Führer, wurde enthauptet, feierlich rief er die Gerechtigkeit Gottes von dem Schafott auf die Guisen herab. Condés Schuld war sicher, aber man hatte keinen schriftlichen Beweis gegen ihn. Der König sagte ihm ins Gesicht, er sei das Haupt der Verschwörung. Man führte ihn sogar ans Fenster, um die hängen zu sehen, welche für ihn starben. Jetzt entfuhr ihm das Wort: „Ich weiß wohl, warum man so viele tapfere Edelleute tödtet, die so manchen Dienst geleistet haben. Die Fremden haben jetzt gute Zeit: mit Hilfe eines feindlichen Fürsten nehmen sie das Königreich weg.“ Condé aber verlangte, sich in öffentlicher Versammlung vertheidigen zu dürfen, und erklärte hier feck jeden, den König, seine Mutter, Gemahlin und Brüder ausgenommen, für einen schändlichen Lügner, und er fordere ihn zum Zweikampf heraus.

Condé.

Guise erklärte, er sei bereit, Condés Ehre mit den Waffen zu vertheidigen, ob aus augenblicklicher Aufwallung des Edelmutheß, oder ob er seiner Sache auch ohnehin sicher zu sein glaubte. Nach einer andern Nachricht habe der König vorgehabt, Condé mit eigener Hand zu durchbohren, im Augenblicke der Ausföhrung aber den Muth verloren. Sicher ist, daß Condé nicht traute; er begab sich auf einem Umwege nach Bearn, weil er Nachstellungen fürchtete, und rüstete insgeheim zum Krieg gegen die Guisen.³⁾

¹⁾ Ceux qui conspirent sous prétexte de religion.

²⁾ Sans forme de procès.

³⁾ Martin, l. c. IX, p. 34—41. — Michelet, Guerres de Religion in „Histoire de France“, IX, p. 211—220. Paris 1856.

Unruhen, die in verschiedenen Städten des Reiches alsbald ausbrachen, zeigten, wie weitverzweigt die Verschwörung war, wie zahlreich die Gegner. Philipp II. rieth dem König, die Guisen für den Augenblick zu entfernen, um die Aufregung zu beschwichtigen. Auf der andern Seite erfuhren diese, daß Katharina von Medici insgeheim mit den Reformierten unterhandle, sie fühlten darum wohl, daß es klüger sei, in manchem nachzugeben, und willigten gern in die Berufung des Michael de l'Hôpital als Kanzler.

Hôpital.

Dieser war nicht nur ein gelehrter und beredter Mann, ein Dichter von Talent,¹⁾ ein scharfsinniger Rechtsgelehrter, ein gewaltiger Redner, sondern auch ein tugendhafter Patriot, unerschütterlich in der Liebe zu seinem Vaterlande. Sein Ziel war, den Verfolgungen ein Ende zu machen und beide Religionen in Frieden nebeneinander leben zu lassen; aber weder Katholiken noch Reformierte wollten den Staat confessionstlos. Die Guisen hatten im Anfange den Plan, die spanische Inquisition in Frankreich einzuführen. De l'Hôpital warnte sie durch das Beispiel von Rom und Neapel, sich nicht auch noch die Katholiken abwendig zu machen.²⁾ Sie gaben nach, und so kam der Erlass von Romorantin im Mai 1560 zustande, welcher die Inquisition den Bischöfen übertrug mit der Mahnung, die vom Glauben Abgewichenen durch gute Gründe und gutes Beispiel zur Kirche zurückzuführen, und der weltlichen Macht nur gestattete, gegen aufrührerische Versammlungen einzuschreiten, ohne sich aber in die Angelegenheiten des Gewissens einzumischen.

Édit de Romorantin.

Viel sinnreicher war die Wendung, welche jetzt die Politik der Guisen nahm. Die Hugonotten waren nur ein kleiner Theil — wie, wenn es gelang, die Mehrzahl der Franzosen für den alten Glauben ins Feuer zu rufen? Dann hatten sich die Guisen weder vor königlichen Prinzen, noch vor einer Versammlung der Reichsstände zu fürchten — und die Lage der Finanzen, das Ausbleiben der Steuern trieb dazu, sich an die Masse der Nation zu wenden.

Plan der Guisen.

In diesem Sinne wurden die Notabeln auf den 20. August 1560 nach Fontainebleau einberufen.³⁾ Die Bourbonen kamen nicht, desungeachtet wurden Stimmen laut, welche den Bestrebungen der Guisen scharf entgegentraten. Zwei Bischöfe, Jean de Montluc von Valence und Charles de Marillac, Erzbischof von Bicene, warnten vor Verfolgungen wegen Religion und sprachen für Abhaltung von Nationalconcilien und Einberufung der Stände des Reiches.⁴⁾ Der Admiral Coligny⁵⁾ überreichte eine Bittschrift im

Notabeln in Fontainebleau.

¹⁾ Villemain, Vie du chancelier de l'Hôpital, in den „Études d'histoire moderne“, p. 319—415. Paris 1861.

²⁾ „Les opinions se muent“, war sein Grundsatz, „non par violences, mais par prières et raison.“

³⁾ Martin, l. c. IX. p. 49.

⁴⁾ Villemain, l. c. p. 352. — Martin, l. c. IX. p. 50 f.

⁵⁾ Mit den Bourbons hielten die Chatillons, unter ihnen Franz von Coligny, Herr von Andelot, der Schwesterjohn Montmorency's, und sein Bruder Caspar

Namen der Hugenotten: man möge sie nicht ungehört verdammen, sondern ihre Lehre prüfen, ihnen öffentlich Gottesdienst gewähren, dann wären alle Besorgnisse über geheime Zusammenkünfte abgeschnitten. 50.000 Menschen seien bereit, diese Bittschrift zu unterzeichnen. Der Cardinal Guise erklärte, den 50.000 könne er eine Million Rechtgläubiger entgegensetzen; kein Concil der Welt könne ihn bewegen, den Glauben seiner Väter zu verlassen. Die Generalsände wurden übrigens auf den 10. December 1560 nach Meaux und ein Nationalconcil auf den 20. Januar 1561 nach Paris einberufen.

Die Wahlen zu den Ständen fielen im Sinne der Guisen aus. Das gab Muth gegen die Bourbonen. Obwohl von verschiedenen Seiten gewarnt, kamen Condé und der König Anton von Navarra dennoch am 31. October 1560 zum Hofe nach Orleans, um ihren Einfluß nicht zu verlieren. Sie wurden vom Könige kalt empfangen, Condé mit Vorwürfen wegen Hochverrathes überschüttet und gefangen gesetzt, der König von Navarra gering-schätzig behandelt.

Ein Agent Condés, La Sague, hatte den Verräther gemacht, den Schlüssel zu seiner geheimen Chiffreschrift mitgetheilt. Man konnte ihm den Plan nachweisen, mit Gewalt die Guisen zu stürzen. Das Gericht, vor welchem Condé sich zu vertheidigen hatte, erklärte ihn für schuldig des Hochverrathes, die Hinrichtung stand bevor.¹⁾

Da wurde Mitte November der König plötzlich krank: ein Geschwür im innern Ohr wurde bald brandig. Wenn Condés Haupt fiel, so spielten die Guisen auch unter der kommenden Regierung die erste Rolle, und das wollte Katharina nicht, sondern selber herrschen dadurch, daß sie die Guisen durch die Bourbonen im Zaum hielt.

gerettet. So wurde Condé gerettet — aber um einen hohen Preis: — die nächsten Ansprüche an die Regentschaft hatte sein Bruder, der König von Navarra; dem wurde vertraulich mitgetheilt: sein und Condés Leben sei verwirkt, wenn er nicht sogleich förmlich auf die Regentschaft verzichte, dagegen solle er den ersten Platz als Generallieutenant des Reiches neben der Königin haben, wenn er sich mit den Guisen ausöhne. Der schwache Mann willigte in alles aus Todesfurcht, und am 5. December war Franz II. todt und die schöne Maria Stuart Witwe.²⁾ — Der König war sechzehn Jahre und zehn Monate, Maria Stuart war zwanzig Jahre alt. — So endete nach kurzer Regierung Franz II., er war sehr gutmüthig, aber bedurfte immer fremder Auegung; seine Diener nannten ihn den König ohne Laster.

von Coligny, der berühmte Admiral. Die 50.000 Unterschriften waren aus der Normandie. Coligny handelte im Einverständnis mit Katharina von Medici.

¹⁾ Auf den 10. December war der Scharfrichter bestellt, der ihn enthaupten sollte. Martin, l. c. IX, p. 60.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 56—62.

Karl IX. Anfänge.

Da Franz II. keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein jüngerer Bruder Karl IX. War Franz scrophulös, so war Karl IX. (1560—1574) ^{Stark IX.} gallicht, reizbar, nicht ohne Feuer und Stärke der Phantasie, aber noch ein Kind, erst zehn und ein halbes Jahr alt. Es mußte also eine Regentschaft ernannt werden in einer Zeit, wo ein durch und durch selbständiger, von den Parteien, die Frankreich in Stücke reißen wollten, ganz unabhängiger, weiser und thatkräftiger Herrscher nöthiger gewesen wäre als je. Jetzt war die Zeit für Katharina von Medici gekommen, sie trat an die Spitze der Regierung.

Anton von Bourbon, der, wenn er Muth gehabt hätte, leicht die Gewalt an sich reißen konnte, wurde nur Präsident des Rathes und Generalleutenant des Reiches: alle Eingaben aus dem Innern sollten an ihn gerichtet, von ihm darüber der Königin Vortrag gehalten und von dieser, im Einverständnisse mit dem Geheimen Rathe, Bescheid ertheilt werden; alle Berichte der Gesandten aber zunächst an Katharina und dann erst an Bourbon kommen. Montmorency wurde Oberfeldherr, Franz Guise Großmeister des Palastes, der Cardinal Karl von Lothringen Finanzminister. So hoffte Katharina die Parteien durch einander im Zaume zu halten und zu beherrschen.¹⁾

Noch waren die Stände beisammen — sollte der Tod des Königs nicht eine Neuwahl veranlassen? Viele Stimmen sprachen dafür, allein der Geheime Rath entschied, daß der König in Frankreich nicht sterbe.²⁾

Am 13. December 1560 eröffnete de l'Hôpital die Sitzungen mit einer Rede im monarchisch-patriotischen Sinne, mahnend an die alte Losung: „Une foi, une loi, un roi.“ Die Glaubensstreitigkeiten anlangend, meinte er: Das Christenthum sei weder durch Waffen gegründet worden noch durch dieselben zu erhalten und auszubreiten; mehr als Strenge wirken Milde, Bitten und Belehrung. „Weg mit den Namen des Aufruhrs und der Parteiung, weg mit den Namen Lutheraner, Hugenotten, Papisten, wir wollen einfach Christen heißen!“³⁾

Die drei Stände beriethen gesondert, gaben auch nicht dem Cardinal von Lothringen, wie er wünschte, den Auftrag, in ihrer aller Namen zu sprechen, denn Adel und Bürger waren damals gegen den Clerus gestimmt. So brachte denn jeder Stand sein Anliegen selber vor.

Der Sprecher des Clerus mahnte den König an seine Pflicht, die Kirche zu schützen, die Häresie zu unterdrücken. Der Sprecher des Adels wollte die Staatsschuld durch den Verkauf der Kirchengüter getilgt wissen und redete von einer nöthigen Reform des Clerus. Am weitesten giengen

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 63—65.

²⁾ „La mort saisit le vif, en France le roi ne meurt pas.“

³⁾ Villemain, l. c. p. 358. — Martin, l. c. IX, p. 66.

Die
Stände.

Die
Stände
1560.

Cahier
du tiers
état.

die Forderungen des dritten Standes, sie sind ein Vorspiel von 1789:¹⁾ Die Gemeinden sollen ihre Priester, die Priester wieder ihren Bischof wählen; das Einkommen der Kirche solle im alten Geist vertheilt: ein Drittel für die Armen, ein Drittel für die Kirchen, ein Drittel für den Unterhalt des Clerus verwendet werden; Annaten, Dispensen sollen aufhören, alle wegen der Religion Verhafteten freigelassen, eine Reform auch im Richterstande vorgenommen und die alten Gesetze neu geordnet, weiter Freiheit des Handels und Verkehrs gewährt werden, wie Einheit in Maß und Gewicht. Ein Geist sittlicher Strenge spricht hin und wieder aus diesen Forderungen; so soll Ehebruch mit dem Tode bestraft werden.

Mit den Finanzen stand es übel, man rechnete 43½ Millionen Schulden. Die Steuern giengen unter den steten Unruhen wenig ein, das Staatseinkommen betrug nur 12 Millionen. Die Stände wagten nicht, Bewilligungen zu machen, ohne ihre Wähler von der Lage der Dinge unterrichtet zu haben, und so wurde eine Versammlung auf den 20. März 1561 nach Melun angeordnet. Um jedoch die Kosten zu ersparen, sollten aus allen dreizehn Statthaltertschaften nur je drei Bevollmächtigte, einer vom Adel, einer vom Clerus und ein Bürger, jedoch mit umfassenderen Vollmachten, eintreffen.

Edit
d'Orléans.

Am 31. Januar, da die Stände geschlossen wurden, erschien die *Donnanz* von Orleans,²⁾ welche mehrere der Forderungen der Stände bewilligte, Annaten, Dispensen aufhob, den Bischöfen befahl, in ihrer Diocese zu bleiben, an jeder Cathedral-Kirche Predigten vorschrieb und Erklärung der Heiligen Schrift, Häufung der Auster verbot, Mißbräuche über Rechtswesen aufhob, Häuser für Spiel und Unzucht zu schließen befahl und manche Schranken für den Handel niederriß. Alle Proceffe wegen religiöser Ansichten wurden niedergeschlagen.

Es ist der Geist Michael de l'Hôpital's, der aus diesen Reformen spricht.³⁾ Aber gerade die Parlamente, von denen er Unterstützung erwartete, traten seinem Edict entgegen, theils aus Eigennuz, theils aus Befürchtung, zwei Religionen könnten in Frankreich nicht gleichberechtigt nebeneinander bestehen. Ein anderes Hindernis war der Übermuth der Hugenotten, die jetzt an vielen Orten drohend ihr Haupt erhoben. Ludwig von Condé verlangte gereizt Wiederherstellung seiner Ehre und forderte den Kanzler vor dem Geheimen Rathe auf, zu erklären, ob er irgend einen Beweis seines Hochverrathes vorzubringen vermöge. De l'Hôpital erklärte, er wisse keinen. Der Herzog von Guise betheuerte: er sei weder der Urheber noch der Anstifter seiner Verhaftung gewesen. — Condé und die Guisen saßen jetzt wieder im Rathe beisammen. Bald hieß es, der König von Navarra werde die Zügel der Regierung ergreifen. Katharina

¹⁾ Michelet, *Les guerres de religions*, l. c. IX, p. 240 ff. — Martin, l. c. IX, p. 66—70.

²⁾ A. Thierry, *Essai sur l'histoire du Tiers-État*, p. 93.

³⁾ Villemain, l. c. p. 359 ff.

suchte nach allen Seiten hin zu beschwichtigen und zu lähmen. Der junge König ^{Die Par-} mußte Montmorency bitten, doch ja bei seiner Person zu bleiben. Condé ^{teien.} ward durch die schöne Mademoiselle Rouel, eine der vielen Hofdamen Katharinas, deren Liebenswürdigkeit sie zu ihren Intriguen benutzte,¹⁾ gefesselt und ausspioniert. In ähnlicher Weise wurde der willensichwache und verliebte Anton von Bourbon gefängelt.

Da erhob sich aber gegen die Pläne der Königin der Bund der ^{Le} ^{trium-} ^{virat.} Dreimänner. Montmorency blieb sich gleich in der Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter; ihn schreckte der Anblick der Irreligiosität des Hofes und die Meldung, welche Bourbon dem König von Dänemark gemacht hatte: binnen einem Jahre werde das reine Wort Gottes innerhalb ganz Frankreich gepredigt werden. Franz von Guise und Montmorency vergaßen die alte Feindschaft und näherten sich einander, um zu verhindern, daß das königliche Haus sich durch einen Religionswechsel bloßstelle. Der dritte im Bunde war der reiche und entschlossene Marschall Saint-André. Am Ostertag, 6. April, 1561 nahmen diese Drei miteinander das heilige Abendmahl und schworen, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion und der alten Verfassung einander Beistand zu leisten. Als Karl am 15. Mai 1561 in Rheims gekrönt wurde, ermangelte man nicht, ihm seinen Eid, die Kirche schützen und die Ketzerei vertilgen zu wollen, gehörig auseinander zu setzen.²⁾

Unter diesen Umständen stieg die Gährung und der Hader der Parteien, ^{Walden-} ^{ser.} das Vorbild zum Kampf um den Glauben aber gaben die Waldenser in den Alpen Piemonts. Im September 1560 aber wurden sie von den Truppen Philibert Emanuels angegriffen, erwehrt sich ihrer jedoch mit verzweifelter Tapferkeit, so daß am 5. Juni 1561 der Herzog ihnen Frieden und freie Übung der Religion gewähren mußte.³⁾ Der Erfolg entzündete die Waldenser in der Provence, und die Frage mußte von neuem in den Geheimen Rath kommen, wie gegen Andersgläubige zu verfahren sei. Aufgeben aller Verfolgung, bis ein allgemeines Concil über die Frage entschieden hätte, war die Ansicht de l'Hôpital's und seiner Anhänger, Todesstrafe für jeden Abfall war die Meinung seiner Gegner, Verbannung wurde von der Mehrheit beschlossen. Katharina ließ die ganze Abstimmung verbrennen und de l'Hôpital ein mildes Edict ergehen. ^{Édit de} ^{Juillet} ^{1561.} Es ist das Juli-Edict von 1561, nach welchem die Reformierten — bis zum künftigen Ausgleich auf einem Concil — nicht mehr mit dem Tode, sondern mit Verbannung zu bestrafen waren.⁴⁾

Der Kanzler trug sich mit der Hoffnung, die auch Karl V. so lange ^{Interim.} getäuscht hatte, durch eine Art Ausgleichsformel, ein Interim, bis ein allgemeines Concil die religiöse Frage entschieden hätte, die beiden Parteien zu

¹⁾ Nannte man doch diesen Damenkreis „l'escadron volant de la reine“.
Martin, l. c. IX, 78.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 79—83.

³⁾ Muston, Histoire de Vaudois, tome II, chap. 1—2.

⁴⁾ Villemain, l. c. p. 363. — Martin, l. c. IX, p. 85.

beschwichtigen und es ihnen möglich zu machen, ruhig nebeneinander zu leben. Während Adel und Ritterstand seit 1. August 1561 zuerst in Pontoise (statt in Melun), dann in Saint-Germain tagten und gemeinsam die Ordnung der Finanzen auf Kosten des Kirchenvermögens beantragten, kam ein Religionsgespräch in Poissy 1561 zustande. Es begann am 9. September 1561.¹⁾

Col-
loque
de
Poissy

Unter Trompetenschall war verkündet worden, jeder Unterthan, der in Sachen der Religion etwas zur Sprache bringen wolle, wes Standes er auch sei, möge unter Zusage sicheren Geleites in Poissy erscheinen, um von der Versammlung gehört zu werden. Als gewandter Verfechter des evangelisch reformierten Glaubensbekenntnisses erschien Theodor Beza,²⁾ der Freund und Amtsgenosse Calvins, aber mehr heiter von Natur, so daß viele sagten, sie wollten lieber mit Beza in der Hölle, als mit Calvin im Himmel sein; dann Pietro Vermiglio, genannt Peter Martyr, ein Auswanderer aus Florenz, damals aber Vorstand der Kirche in Zürich. Für die Katholiken führte das Wort der Cardinal Karl von Lothringen, mit nicht geringerer Gewandtheit und Gehorsamkeit. Von reformierter Seite waren noch elf Prediger und zweiundzwanzig Abgeordnete der bedeutendsten Gemeinden Frankreichs da.

Der
Kanzler.

Am 9. September fand unter dem Voritze des jungen Königs die erste öffentliche Verhandlung statt. De l'Hospital sprach davon, wie ein allgemeines Concil beinahe unmöglich geworden und darum ein National-Concil nöthig sei, um die Mißbräuche in der Kirche zu heben, und mahnte zugleich die Bischöfe, den Abgewichenen das Thor nicht zu verschließen, sondern sie in aller Liebe als Christen und Getaufte aufzunehmen. — In klarer Rede milderte hierauf Beza die Härten Calvins, nachdem er ein so feuriges Gebet gesprochen, daß alle davon tief ergriffen wurden, legte Verwahrung gegen die Meinung ein, die Reformierten verachteten die guten Werke, die mit dem Glauben so innig verbunden seien, als Wärme und Licht mit dem Feuer. Als Beza auf das Abendmahl zu sprechen kam, und daß es nicht bloß eine Erinnerung an das Liebesmahl, daß aber ein großes Mysterium daran geknüpft sei, und in der Entwicklung der Abendmahlslehre die Worte aussprach: „Christi Leib sei vom geweihten Brote so entfernt, wie der Himmel von der Erde“, so gieng ein Murren durch die Versammlung, die sich unter lebhafter Aufregung trennte.

Beza.

Bainez.

Aus-
gleich.

Am 16. September widerlegte der Cardinal von Lothringen Bezas Rede und zog großen Nutzen aus den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformierten. Auch ein Gesandter des Papstes kam und Lainez, der Nachfolger des Ignatius von Loyola; seine Rede war scharf. Den Sitzungen am 24. und 26. September wohnte der König nicht mehr bei. Um leidenschaftliche Reden zu vermeiden, verhandelten zuletzt nur noch fünf von jeder Partei, diese Zehn einigten sich dahin, daß Jesus Christus im heiligen Abendmahl unter Mitwirkung des Heiligen Geistes uns wahrhaft die Substanz seines Leibes und Blutes mittheile, und daß wir sacramentalisch, geistig und im Glauben den Leib, der für uns gestorben ist, empfangen und genießen. Die Sorbonne verwarf jedoch diese Formel als

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 96 ff.

²⁾ Schloffer, Leben des Theodor Beza und Peter Martyr. Heidelberg 1809. — Baum, Theodor Beza, 2 Bde. Leipzig 1843—1851. — Hepp, Bezas Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1861.

ungenügend, versteckt und zur Irrlehre führend, und die Minister bemühten sich vergebens für Fortsetzung der Verhandlung, denn die katholischen Prälaten machten sich auf den Weg zum Concil in Trient.

Also endeten die französischen Ausgleichsversuche erfolglos wie die deutschen. Schließlich machte sich die Regierung dafür, daß ihr die Geistlichkeit jährlich 1,600.000 Livres zur Tilgung der Staatsschuld versprach, verbindlich, den Katholicismus aufrecht zu erhalten, hielt aber ihr Wort nicht ganz, denn sie verstand sich nur zum Toleranz-Edict vom 17. Januar 1562.

Januar-
Edict.

Dies ist ein Gesetz, nach welchem die Hugenotten die Kirchen und Kirchengüter zurückzugeben, den Zehnten zu bezahlen hätten, keine heimlichen Verbindungen schließen, keine Steuern und Versammlungen ausschreiben, keine Mannschaft werben, keine Kirchen und Bilder zerstören dürften, in Städten sollten sie weder bei Tag noch bei Nacht predigen oder Sacramente austheilen. Außerhalb der Städte war ihnen freier Gottesdienst gestattet. Katholiken wie Reformierten waren Verleumdungen und Spottschriften verboten. Dies ist der Inhalt des sogenannten Duldbungsbefehles, bei dessen Abfassung Hôpital offenbar der Gedanke vor-
schwebte, beide Culte könnten mit der Zeit nebeneinander bestehen.

Edict de
tolé-
rance.

Es war dies aber bei den heißblütigen Franzosen jener Zeit nicht möglich. Die katholische Religion war seit Jahrhunderten mit dem Leben, mit den Sitten aufs innigste verwachsen; das Volk war gewöhnt an ihre Feste, ihre herrlichen Tempel waren seine Paläste. Jetzt zerschlugen diese Neuerer die Bilder, verhöhnten die Gebräuche als abergläubisch, vernichteten die Gebeine der Heiligen, besudelten, was ihm bisher Gegenstand der Verehrung war. Man mag sich die Erbitterung derer vorstellen, welche mit ganzem Herzen an dem alten Glauben hiengen, unter dem Frankreich einig, blühend und groß geworden war.¹⁾ Ganz Frankreich glich einem vom Sturme bewegten Meere. Wo die Reformierten das Übergewicht erlangten, mißhandelten sie die Priester, tödteten sie die Mönche, zerschlugen sie die Bilder, die Glasfenster der Kirchen, und tanzten um das Feuer, in welches sie die geweihten Hostien oder die Reliquien geworfen hatten. Wo die Katholiken das Übergewicht erhielten, sprengten sie mit Waffengewalt die gottesdienstlichen Versammlungen der Reformierten auseinander und übten in ihrer Erbitterung gleichfalls Gewaltthaten aus. Unter solchen Verhältnissen war das Toleranz-Edict ohne Kraft.

Partei-
wesen.

Die Parlamente weigerten sich, es in ihre Register einzutragen. Die Parteilstellung am Hofe, die das Edict möglich gemacht hatte, war schon geändert. Das Haupt der Protestanten, König Anton von Navarra, trat, geschickt behandelt, zur katholischen Partei über.²⁾ Der spanische Gesandte sprach ihm von Philipps Geneigtheit, ihm die Insel Sardinien zu überlassen, zu der man Tunis, ja ganz

Anton
von
Navarra.

¹⁾ "Un Dieu, un Roi, une foi, une loi" — wurde Lösung.

²⁾ Die Reformierten nannten ihn zum Spott dafür "Taillette qui tourne sa jaquette" und verglichen ihn mit Esau, der das Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkaufte.

Nordafrika hinzu erobern könnte. Anton sieng Feuer, träumte von Pomeranzen-Gainen, dachte sogar an Scheidung von seiner eifrig reformierten Gattin Johanna d'Albret und an Vermählung mit der reizenden Maria Stuart, die damals in Lothringen war. Eifersüchtig auf seinen Bruder Ludwig von Condé, der den Reformierten mehr galt als er, sprach Bourbon sich laut sogar für die spanische Inquisition aus und schrieb den Guisen, seinen bisherigen Todfeinden, sie möchten möglichst bald nach Paris kommen, um dem Toleranz-Edict ein Ende zu machen.

Das Blutbad von Vassy und der erste Hugenottenkrieg.

Franz von Guise brach von Lothringen auf. Sein Weg führte durch Vassy, ein Städtchen in der Champagne, welches zum Wittthum der Maria Stuart gehörte. Es war Sonntag den 1. März 1562 als der Herzog an der Kirche abstieg, um die heilige Messe zu hören, und der Pfarrer und Richter des Ortes ihm über das Singen und Predigen der Protestanten in der Nähe der Kirche klagten. Der Bischof von Chalons war vor kurzem, als er mit zwei Theologen mit ihren Predigern zu disputieren kam, von ihnen verhöhnt worden. Als bald sandte der Herzog seine Pagen, um die Ältesten zu sich zu entbieten; sie wurden aber, als sie am Thore der Scheune, wo die Reformierten versammelt waren, ungestüm anklopfen, mißhandelt. Der Herzog eilte mit seinem Gefolge selber herbei, bekam aber einen Stein ins Gesicht. Sein Gefolge stürzte jetzt über die Versammlung her und, obschon der Herzog es zurückzuhalten suchte,¹⁾ so machte es doch in der ersten Wuth 60 Personen nieder und verwundete bei 200.

Das ist das Blutbad von Vassy, der Funke, der in die Pulverkammer fiel. Die Kunde davon erregte bei den Reformierten unsägliche Erbitterung, bei vielen Katholiken wilde Freude. Der Tigerzug im französischen Volke erwachte. Allenthalben griff man zu den Waffen.

Guise wurde in Paris mit einem Jubel empfangen, den man sonst nur dem König zu zollen gewohnt war. Die Hauptstadt selber schien das Schlachtfeld der Parteien zu werden, da Ludwig von Condé sich mit einigen Hundert Edelknechten in der Vorstadt Saint-Marceau hielt. In ihrer Verlegenheit und Angst war Katharina mit dem jungen König nach Fontainebleau geflohen. Condé verließ die Stadt, gieng aber nicht zum König, sondern nach Meaux, wohin er die Hugenotten zum Kampfe beschied.

Navarra und die Guisen begaben sich nach Fontainebleau, wo sie durch Bitten und Drohungen Katharina bewogen, nach der Hauptstadt zurückzukehren. Dort vernichtete Montmorency Geräthe und Bänke in den

¹⁾ Das ist nach genauer Prüfung auch die Ansicht de Thou's. Zu denen, die den Herzog zum Mord aufreizen lassen, sagt Willemain mit Recht: „On a peine à croire, qu'un grand capitaine, qui montra plus d'une fois une âme généreuse, ait pu méditer de sang froid une si lâche barbarie.“

Le
mas-
sacre
de
Vassy.

Katharina.

Kirchen der Protestanten, was ihm den Spottnamen „Hauptmann Bankbrenner“¹⁾ eintrug. Der Bürgerkrieg begann.

Lange hatte Coligny gezögert, sich in denselben einzulassen. Seine Gattin, Coligny, eine eifrige Reformirte, sagte ihm unter Schluchzen: „Du bist weise vor den Menschen, aber nicht vor Gott. Er gab dir das Talent eines Feldherrn, und du gebrauchst es nicht für seine Kinder und wirst so der Mörder derer, deren Ermordung du nicht verhinderst.“ — „Leg' deine Hand aufs Herz“, entgegnete Coligny, „und erwäge die Schrecken des Bürgerkrieges, die Vorwürfe des Volkes, den Verrath unter deinen eigenen Anhängern, bei schlimmem Ausgang Verbannung und Noth oder Hinrichtung und Schande deines Namens. Drei Wochen geb' ich dir Zeit, zu überlegen.“ — „Ich habe schon längst alles überlegt“, entgegnete sie. „Ich lege dir vor dem Gericht Gottes die Todten aufs Gewissen, die um der Sache willen sterben mußten.“ Coligny war überwunden. Der schweigsame, ernste Mann, der reinsten Charakter der reformirten Partei, gieng jetzt nach Meaux zu Condé und blieb fortan unerschütterlich die Stütze und der eigentliche Kopf der Partei.

An Ostern 1562 brach das Heer der Reformirten gen Paris auf, wandte sich aber von Saint-Cloud nach Orleans, als sie hörten, daß ihre Gegner sich des Königs bemächtigt hatten. Orleans wurde durch List und Gewalt den Katholiken entrisen und Waffenplatz der Reformirten. Von da forderte Beza alle Reformirten auf, in Waffen zu kommen, um den Feinden der Religion zu widerstehen, die den König und seine Mutter gefangen hielten. Condé erbot sich, die Waffen niederzulegen, sobald Guise dasselbe thue und den Hof verlasse und Genugthuung gebe für das Blutbad zu Bassi. Aber keines der Häupter konnte mehr zurücktreten. Eifrige Kämpfer strömten von allen Seiten nach Orleans, wie nach Paris; die Hugenotten nahmen die weiße Schärpe als Feldzeichen, die Katholiken die rothe. Durch ganz Frankreich gieng der Parteikampf und wurden Greuel aller Art begangen. Die Stimmen, die an Mäßigung mahnten, verhallten. Beide Parteien wollten Gott rächen! Unzählige Werke der Kunst und Denkmäler des Alterthums giengen zugrunde.

Die Grabmäler der Normannenherzoge in Rouen wurden verstämmelt, die Gebeine der Heiligen Irenäus und Martin von Tours ins Wasser geworfen, die Statue der Jungfrau von Orleans von französischen Händen niedgerissen.²⁾ Kein Name, keine Erinnerung war mehr heilig. Beide Parteien wandten sich ans Ausland um Hilfe — die Hugenotten an die deutschen Fürsten und Schweizer, an Elisabeth von England. Letztere gewährte auch Hilfe, aber keine uneigennütige, sie sandte Geld und Mannschaft zur Verstärkung von Rouen und Caen, aber nur gegen die durch Verrath vom 20. September zugesicherte Auslieferung von Havre. — Havre war den Engländern Ersatz für das verlorene Calais. Die Annäherung der Engländer

¹⁾ „Capitaine brûle-banes.“ Martin, l. c. IX, p. 117.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 125. Die Statue des Richard Löwenherz ist neulich wieder gefunden worden.

war schuld, daß die Katholiken sich auf Rouen warfen, den wichtigsten Platz der Normandie. Karl IX. und Katharina waren im Lager. Der Schotte Montgomery verteidigte die Stadt einen Monat hindurch aufs tapferste, am 26. October 1562 wurde sie jedoch im Sturme genommen. Guise vermochte die Ausbrüche der erbitterten Parteiwuth nicht zu hemmen.

Anton
von
Navarra

Anton von Navarra endete in Rouen in Folge einer Wunde am 17. November 1562 seine klägliche Laufbahn, seine letzten Phantasien drehen sich noch um die Lusthaine und goldführenden Ströme Sardinien's. Es war das Unglück der Hugenotten, daß sie zuerst diesen König, diesen Träumer, dann, daß sie den leichtsinnigen Condé zum Haupte hatten. Die Gemeinen schlugen sich mit düsterem Enthusiasmus und trugen willig Entbehrungen aller Art. — Nach Rouen fiel Caen und fast die ganze Normandie in die Hände des Königs.

Schlacht
bei
Dreux
1562.

Unterhandlungen begannen, zerschlugen sich aber wieder nutzlos. Bei Dreux, im Süden der Normandie, stießen am 19. December 1562 beide Heere aufeinander — es war eine erbitterte Schlacht. Der Marschall Saint-André wurde gefangen und von einem Hugenotten getödtet, der eine Beleidigung zu rächen hatte. Montmorency fiel in die Gewalt der Hugenotten, und Condé mußte sich verwundet den Katholiken ergeben. Coligny trat am Abend den Rückzug an. 7000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Guise behandelte seinen gefangenen Todfeind Condé ritterlich; als wären sie von je die besten Freunde gewesen, aß er mit ihm am gleichen Tische und sank neben ihm in gleichen Bette in tiefen und ruhigen Schlaf, während der Kummer Condé nicht schlummern ließ. Coligny, jetzt zum Haupte der Protestanten erhoben, warf Besatzung nach Orleans und in andere Festungen und führte den Kern seines Heeres nach dem Süden der Loire.

Guise
und
Condé.

Guise warf sich vor Orleans und betrieb die Belagerung mit Eifer und großem Erfolge, ward aber hier am 18. Februar 1563 durch einen Mordmörder tödlich verwundet. Mehrmals schon hatten Reformirte sich berufen geglaubt, ihren großen Gegner, den sie nur den „Tyranen“ nannten, aus dem Wege zu räumen. Schon bei Rouen war ein Mordversuch fehlgeschlagen. Ein Verwandter La Renaudies, Poltrot de Méré, faßte den gleichen Voratz, schlich sich in das Vertrauen des Herzogs und verwundete ihn tödlich, nachdem er in der Stille zu Gott gebetet, ihm Kraft und Standhaftigkeit zu geben, wenn das Werk ihm angenehm wäre.¹⁾ Die Wunde war tödlich, die Hilfe von Zaubermitteln, die man ihm anrieth, verschmähte Guise; er starb am 24. Februar in Mitte seiner Familie und seiner trostlosen Krieger, nachdem er nochmals feierlich erklärt hatte, daß er unschuldig sei am Blutbade von Bassy, und nachdem er Katharina den Frieden und seinem Sohne Heinrich Mäßigung und Verachtung der Welt empfohlen hatte. — Franz Guise war ein hochbegabter Mann, ein ausgezeichnete Feldherr, erst vierundvierzig Jahre alt, bei längerem Leben hätte ihn wahrscheinlich die Krone Frankreichs geschmückt.

Guise's
Tod
1563.

Der Mörder war entflohen, aber in der Gewissensangst und Verwirrung wieder nach zehn Stunden auf den Mordplatz zurückgekehrt, wurde ergriffen und

¹⁾ Mémoires de Condé, IV, p. 240—270. — Martin, l. c. IX, p. 152.

klagte auf der Folter Coligny und Beza als Anstifter an, blieb aber nicht Coligny.
beständig bei seiner Aussage. Coligny betheuerte, daß er einen solchen Auftrag
nie gegeben, daß er früher im Gegentheil vor persönlichen Nachstellungen gewarnt
habe, daß er dies nicht sage, weil er den Tod des Guise bedauere, denn dieser
sei das größte Glück für Frankreich und die Kirche Gottes. Beza leugnete, je
Polttrot gesehen zu haben, erklärte auch den Tod des Guise für ein Gottes-
urtheil. Auf das Verlangen Colignys, das Urtheil über den Mörder zu ver-
schieben, bis er ihm gegenüberstehen könne, gieng Katharina nicht ein, denn
diese Beschuldigung sollte auf Colignys Haupt lasten bleiben, um von ihr als
Waffe gegen ihn stets benutzt werden zu können. Der Mörder wurde in Paris
mit glühenden Zangen gezwickt und geviertheilt, am 15. März 1563. Er tröstete
sich unter den Qualen mit dem Tode des Helden der Katholiken.¹⁾ In der Fa-
milie der Guisen blieb die Überzeugung haften, Coligny sei der Anstifter
des Mordes.

Guise, André, Bourbon waren todt. Condé und Montmorency waren
müde ihrer Gefangenschaft. Katharina fürchtete bei Fortdauer des Krieges, daß
der Kaiser Metz, Toul und Verdun wieder wegnehme, und daß Philipp II.
großen Einfluß auf Frankreich gewinne. Darum bekam die Friedenspartei
das Oberwasser. Condé wurde nachgiebig, Katharina hatte ihn in die Bande
der Liebe zu einem Fräulein ihres Hofes verstrickt und er schwelgte, die Bor-
würfe der Seinigen vergessend.²⁾ So kam der Friede von Amboise am
19. März 1563 zustande, gegen den Widerspruch Colignys, durch königliches
Edict. Danach durfte in Paris, und wo der Hof sich aufhielt, kein reformierter
Gottesdienst gehalten werden, wohl aber in den Besitzungen unmittelbarer
königlicher Lehensmännern und an den Orten, wo er bis 7. März laufenden
Jahres noch stattfand. Weggenommene Kirchen und Güter sollten zurück-
gestellt werden. Condé und seine Anhänger wurden für loyale Unter-
thanen erklärt.³⁾

Paix
d'Am-
boise.

So endete der erste Act in diesem blutigen Drama. Wie sah Frank-
reich aus! Die Staatseinnahmen beliefen sich auf zwei, die Ausgaben auf
siebzehn Millionen. „Der Landbau,“ sagt der Zeitgenosse Castelnau,⁴⁾

¹⁾ Avec tout cela il est bien mort et ne ressuscitera pas. Michelet, l. c. p. 317.

²⁾ Guise nannte ihn nur „le prince galant“. Ein zeitgenössisches Lied zeichnet ihn:
„Ce petit homme tant joli,
Qui toujours chante, toujours rit
Et toujours baise sa mignonne —
Dieu garde de mal le petit homme.“

³⁾ Martin, l. c. IX, p. 157.

⁴⁾ Castelnau's „Denkwürdigkeiten“ umfassen nur 11 Jahre, 1559—1570, gehören
aber wegen der Unparteilichkeit und genauen Kenntnis der Verhältnisse zu den besten
Quellen für die Geschichte dieser Zeit. Michel de Castelnau, geboren 1520, war der
zweite Sohn des Peter von Castelnau, Stallmeister Ludwigs XII. Unter Heinrich II.,
Franz I., Karl IX., Heinrich III. war er in wichtigen Fragen als Gesandter in England,
Schottland, Deutschland, Italien, Belgien und dann zehn Jahre hindurch wieder in England,
wo er zur Belehrung für seinen Sohn diese Memoiren abfaßte. Michaud et Poujoulat,
Nouvelle collection des mémoires, IX, p. 407—554.

„sonst in Frankreich, diesem Garten der Welt, besser betrieben als irgendwo, liegt danieder, Städte und Dörfer sind in Unzahl geplündert oder verbrannt, die armen Landleute fliehen wie scheue Thiere umher. Kaufleute und Handwerker haben ihr Gewerbe verlassen und die Waffen ergriffen, der Adel ist unter sich zerfallen, die Geistlichkeit unterdrückt, keiner seines Lebens und Eigenthums sicher, Diebstahl, Mord, Nothzucht an der Tagesordnung, Religion und Frömmigkeit dahin. Unter dem Vorwande der Religion hängen Gottesleugner lediglich ihrer frevelhaften Willkür nach; was Jahrhunderte der Ordnung und des Fleißes schufen, zerstörte der Übermuth und die Frechheit eines Tages!“

Auch der Friede von Amboise war nicht von Dauer. Jeder Friede war überhaupt nur kurzer Ruhepunkt; denn den Reformirten war jedes Zugeständnis zu wenig, den Katholiken zu viel. Jene suchten die gezogenen Grenzen zu überschreiten, diesen war jede Bewilligung ein Greuel, weil sie die Einheit des Reiches aufhob. Die Bewegung, welche anfangs bloß die Kreise der Aristokratie umfaßte, gewann immer mehr an Umfang. Früher Vorwand des adeligen Parteigetriebes, wurde die religiöse Frage allmählich Sache des Volkes, und die Luft, welche beide Parteien athmeten, war gewitterschwül.

So standen denn auch dem Frieden von Amboise Hindernisse in Menge entgegen. Coligny murrte über die Engherzigkeit desselben; mit einem Federzuge seien mehr Kirchen niedergerissen worden als Feindesgewalt in zehn Jahren vermocht hätte. Der Adel hätte sich erinnern sollen, daß ihm die Städte das Beispiel gegeben hätten und die Armen den Reichen.¹⁾ Da es den armen Bauern nicht möglich war, am Sonntage acht bis zehn Meilen weit zu einer Predigt zu gehen, nannte Calvin den Condé einen Glenden. — Auch die Katholiken wollten diesen Frieden nicht anerkennen. Das Parlament zu Paris sprach sich dagegen aus, die Provinzen folgten der Hauptstadt. Es waren besondere Befehle nöthig, daß das Edict in den Parlamentsacten eingetragen wurde. Aber von der Eintragung bis zur Ausführung des Edicts war noch weit. Paris verweigerte die Niederlegung der Waffen, bis das Predigen in der Nähe des Hofes aufhöre.

Carl IX. gewinnt Havre und bereist Frankreich.

Die Katholiken dachten ebensowenig an das Weglegen der Waffen als die Reformirten,²⁾ und Katharina sah bald ein, daß die ganze Bewegung der Regierung über den Kopf wachse und sie wenigstens eine Partei ergreifen müsse, um nicht von beiden auf die Seite geschoben zu werden. Es war ein glücklicher Griff, daß die Regierung beiden Parteien die Säuberung des französischen Bodens von den Engländern als Ziel hinstellte!

¹⁾ Martin, Histoire de France, IX, p. 159—160.

²⁾ Mémoires de Tavannes, bei Michaud, VIII, p. 289.

Viele Hugenotten schämten sich, daß durch ihre Partei der alte Erbfeind wieder Stellung gewonnen habe. Elisabeth ward aufgefordert, gegen Vergütung ihrer Auslagen Le Havre zurückzugeben. Auf ihre Weigerung wurde am 6. Juli 1563 der Krieg erklärt und vierzehn Tage darauf begann die Belagerung von Havre, an der auch Condé, jedoch keineswegs Coligny, theilnahm. Die Engländer waren überrascht, der Befehlshaber kopflos, und am 28. Juli 1563 schon wurde die Stadt übergeben. Aus Furcht vor einer französischen Landung in Schottland zeigte sich Elisabeth zur Friedensverhandlung geneigt. Aber erst 1564 kam der Friede zustande.¹⁾

Friede
mit
England.

Um Condés Ansprüche an die Regentschaft zu vereiteln, ließ Katharina ihren Sohn für mündig erklären. Am 17. August 1563 sagte Karl IX. vor dem Parlamente in Rouen, er dulde nicht länger, daß man ihm ungehorsam sei, und werde alle, die dem Frieden Widerstand leisteten, als Rebellen zu züchtigen wissen. Katharina sagte, sie lege die Regierung mit Freuden nieder; der König umarmte sie mit den Worten: sie werde noch mehr Einfluß haben als zuvor.²⁾ Karl IX. hatte aber erst mit dem 27. Juni 1563 das vierzehnte Jahr begonnen.

Karl IX.
mündig.

Als das Parlament von Paris meinte, der König müsse das vierzehnte Lebensjahr vollendet haben, um mündig zu sein, und sich gegen das Bestehen zweier Religionen nebeneinander und gegen die Entwaffnung von Paris aussprach, entgegnete der König barsch: „Kümmert euch nur um Rechtsfragen, ich bin nicht euer Mündel, sondern ihr seid meine Unterthanen.“ Karl war in der That noch nicht mündig, und Katharina hoffte, jetzt mehr Gewalt zu haben, als zuvor. Die Mutter that nichts, um die besseren Richtungen im Leben ihres Sohnes zu fördern.

Das
Parla-
ment.

Ein Zeitgenosse sagt über die Beschäftigungen des jungen Königs: „Seine Lieblingsübungen bestanden im Springen, Ballschlagen, Pferdezureiten oder Beschlagen und im Fahren, welches er selbst mit vier Pferden wohl verstand. Außerdem schmiedete er Waffen, goß Kanonen, fischte und jagte. Insbesondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnsinne ergeben. Dieses tägliche Verfolgen der Thiere machte ihn grausam gegen dieselben und nicht minder gegen die Menschen. Pferde tödtete er mit eigener Hand, und wenn er Eseln begegnete, schlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eigenthümern sogleich den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute schlachtete er Schweine und wühlte in den Eingeweiden derselben wie ein gemeiner Schlächterknecht. Als Kind trieb er Grammatik und beschäftigte sich gern mit den Wissenschaften. Sobald er aber König war, unterließ er all diese Studien, „als eines Herrschers unwürdig“.

Des
Königs
Charak-
ter.

Katharina hingegen lehrte ihn die Künste italienischer Politik. Der Erfolg war ihr einziger Gott, schweigen, sich verstellen, nachgeben, bis der Augenblick der Rache gekommen, waren ihre Mittel dazu. An einen Sieg der Hugenotten glaubte sie nicht mehr, ihr ganzes Streben schien ihr gefährlich

Katha-
rina.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 163 ff. — Vingard, l. c. VII, p. 361—363.

²⁾ „Qu'elle gouvernerait plus que jamais.“ Mémoires de Condé, l. c. IV,

und auf eine Republik hin zu zielen. Auf der andern Seite stand ihr Guise nicht mehr im Wege und sie mochte hoffen, sich an der Spitze der katholischen Partei zu behaupten, nicht aus Liebe zur Kirche, sondern weil ihr diese Partei die mächtigere zu sein schien.

Reise
durchs
Reich.

Der Kanzler hatte, um die Ausbildung des jungen Königs zu vollenden und ihn mit seinem Lande und seinem Volke bekanntzumachen, eine Reise durch die Landschaften angerathen; sie kam im März 1564 zustande und dauerte zwei Jahre. Katharina war dabei und suchte in ihrem Sohne durch den Anblick von Kirchen und Klöstern, die von den Hugenotten zerstört waren, den Haß gegen diese Partei zu erregen. Die Reise gieng zuerst in die Champagne, von wo aus man mit den deutschen Fürsten Verhandlungen anknüpfte, denn es galt ihre Hilfe oder wenigstens ihre Neutralität bei einem künftigen inneren Kriege zu sichern, dann nach Burgund, wo Gaspard de Tavannes in Dijon den König mit den Worten anredete, indem er die Hand aufs Herz legte: „Dieses gehört Ihnen“, und indem er an seinen Schwertgriff schlug: „Mit dem will ich's beweisen.“¹⁾ In Lyon und andern Städten wurden Citadellen gebaut. Verordnungen ergiengen, welche den Cult der Reformirten beschränkten. Condé, der auf einmal die Fesseln der Lust zu zerreißen schien, schrieb der Königin-Mutter einen drohenden Brief. Katharina gab vielverheißende Antwort, denn sie wollte die Reformirten noch nicht zur Verzweiflung treiben, erklärte aber zugleich einem Abgesandten des Papstes, daß sie entschlossen sei, dem Calvinismus in Frankreich ein Ende zu machen. In der Provence empfing die Bevölkerung den König mit dem Rufe: „Vive la messe!“

Entre-
vue de
Bayon-
ne.

An der Bidassoa fand am 14. Juni 1565 eine Zusammenkunft mit Elisabeth, der Königin von Spanien, unter glänzenden Festlichkeiten statt. Der französische Hof entwickelte trotz aller Finanznoth einen unerhörten Glanz. Turniere und Schäferspiele folgten einander, die Verse für letztere machte Ronsard, welcher für den größten Dichter galt, der seit Augustus gewesen. Politische Unterhandlungen wurden in der Stille gepflogen.²⁾ Alba begleitete die Königin. Bald hieß es unter den Reformirten, er habe der Königin in Bezug auf Coligny gerathen: ein Lachskopf sei mehr wert als 10.000 Frösche des Sumpfes,³⁾ und das Mißtrauen stieg bis zum Siedepunkt.

Alba.

Wir besitzen jetzt die Berichte Albas an Philipp II. über diese Besprechung und Feste.⁴⁾ Aber jener Ausdruck kommt nicht darin vor, wohl aber, daß Karl IX. auf Albas Mahnung: ein König dürfe die Majestät Gottes in seinem Reiche nicht beleidigen lassen, antwortete: „Ich denke nicht an Krieg, ich will mein Reich nicht zugrunde richten“, wohl auch, daß der Cardinal Guise dem Alba auseinandersetzte, wie ein paar Ehrgeizige schuld seien an all den Wirren Frankreichs. Katharina wollte zunächst nur Familienverbindungen stiften, ihre Tochter Margareta zum Beispiel mit Don Carlos verloben und ihren

¹⁾ „Celui est à vous — voilà de quoi je puis vous servir.“ Mémoires de Tavannes, l. c. p. 277.

²⁾ De Thou, l. c. XXXVII. — Martin, l. c. IX, p. 189 ff.

³⁾ „Un bon saumon vaut cent grenouilles.“

⁴⁾ In den „Papiers du Card. Granvella“, IX, p. 281—331.

Liebblingsjohn, den späteren Heinrich III., mit der Prinzessin von Portugal. Wenn dies zustande kam, war sie geneigt, manches einzuräumen, zum Beispiel die Verbindung Frankreichs mit der Türkei aufzugeben oder entschiedener für die Kirche aufzutreten. Ihre Tochter Elisabeth bewährte sich bei diesen Besprechungen als eifrige Parteigängerin für ihren Gemahl und feurige Katholikin. Katharina aber fürchtete Philipps Einfluß auf die Katholiken Frankreichs, und Philipp fürchtete französische Zettelungen in Mailand, und man schied unter gegenseitigem Mißtrauen.¹⁾

Elisabeth von Spanien.

Also nicht spanische Aufstachelung, sondern die Lage der Dinge war schuld am neuen Kriege, welcher der Königin zu schnell kam; sie wünschte seinen Ausbruch nicht und gab sich sogar noch Mühe, durch Versöhnung erträgliche Zustände herbeizuführen. Auf einer Versammlung der Großen zu Moulins im Januar 1566 suchte man sogar den Stürmen in nächster Nähe vorzubeugen und Coligny mit den Guisen zu versöhnen. Jener schwor feierlich, daß er keine Schuld habe an der Ermordung des Franz von Guise, und die Versammlung erklärte einstimmig, daß kein Verdachtgrund auf dem Admiral hafte. Der Cardinal Karl von Lothringen und die Witwe des Ermordeten gaben Coligny den Friedensfuß, aber der sechzehnjährige Sohn, Heinrich von Guise, erschien nicht bei der Versöhnungsscene und gab seinen Verdacht und seinen Haß nicht auf. Hier erschien auch das Edict für Reformen des Rechtswesens, welches bis auf die französische Revolution galt und de l'Hôpitals Lösung „wenige, aber gute Gesetze“ alle Ehre machte.

Zweiter Bürgerkrieg.

Versammlung in Moulins.

Ordonnance de Moulins.

Der zweite Hugenottenkrieg.

Der Friede, den Frankreich so nöthig hatte, sollte jedoch nicht lange währen. Äußere Verhältnisse wie innere machten ihn auf die Dauer unmöglich. Die Niederlande erhoben sich damals gegen Spanien, und man legte der Regierung den Gedanken nahe, diesen Anlaß zu benutzen und Frankreichs Grenzen gegen Norden auszudehnen. Dann aber mußte die Regierung den Hugenotten neue Begünstigungen einräumen, denn in den Niederlanden kam ja der Calvinismus zur Geltung. Als Alba seinen berühmten Marsch von Italien aus antrat, drängten die Hugenotten Frankreichs den König, ihm den Weg zu sperren, die deutschen Fürsten aber ließen um Schutz der Hugenotten bitten. Auch Coligny klagte über ungleiche Behandlung der Reformierten gegenüber den Katholiken. Karl IX. fuhr ihn aber hart an: „Vorgestern wolltet ihr nur Duldung, heute schon Gleichberechtigung, morgen werdet ihr wahrscheinlich unsere Herren sein und uns aus dem Königreich jagen wollen.“ Die Hugenotten wurden unruhig, namentlich als die Regierung in den katholischen Cantonen 6000 Schweizer warb. Man sprach laut von feindseligen Absichten

Gründe zu neuem Kriege.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 189—196.

Ver-
schün-
dung.

Katharinas. Bei einer Zusammenkunft in Valery wurde beschloffen, der Regierung zuzukommen. Auf einer Münze, die zu jener Zeit geschlagen wurde, hatte Condé den Titel „König der Rechtgläubigen“. Ein allgemeiner Angriff war auf den 29. September 1567 festgesetzt, und zwar wollte man sich nicht nur der bedeutenden Festungen, sondern des Königs selber bemächtigen.¹⁾

Karl's
Flucht.

Diesmal wurde Katharina überrascht, weil sie keiner Warnung Glauben beigemessen. Am Michaeli 1567 gieng es in ganz Frankreich los. Orleans und eine Menge Plätze wurden genommen, der Versuch gegen den Hof, der in Meaux war, schlug jedoch fehl.²⁾ Die Schweizer, die man erwartete, kamen in Eilmärschen heran, und unter ihrem Schutze, obwohl unter steten Kämpfen, erreichte der König Paris — er vergaß es den Hugenotten nie, daß er vor ihnen hatte fliehen müssen. Ihm auf dem Fuße nacheilend, erschienen die Hugenotten vor Paris. Doch ihre Kühnheit war größer als ihre Kriegsbereitschaft.

Schlacht
bei
Saint-
Denis.

Am 10. November 1567 fielen die Pariser und Schweizer unter Montmorency über die Protestanten bei Saint-Denis her. Die Schlacht war kurz, aber weder Sieg noch Niederlage entschieden. Montmorency wurde tödlich verwundet und starb drei Tage nachher.³⁾ Einem Franciscanermönch, der ihn auf den Tod vorbereiten wollte, entgegnete er: „Wer so viel Jahre wie ich gelebt hat, muß doch gelernt haben, eine Viertelstunde zu sterben.“

Katharina ließ den Greis, der seit Franz I. eine so große Rolle in der französischen Politik spielte, königlich bestatten, äußerte aber doch unter Vertrauen: „Ich muß dem Himmel um zwei Dinge danken, einmal, daß Montmorency den König an seinen Feinden gerächt, und dann daß der Feind den König von Montmorency befreit hat.“ Vieilleville aber sprach zum König: „Weder Eure Majestät noch Condé hat eine Schlacht gewonnen, sondern der König von Spanien, denn es sind so viele Führer und tapfere Krieger gefallen, als nöthig gewesen wären, um die Niederlande zu erobern.“⁴⁾

Heinrich
von
Anjou.

Nicht Montmorencys Sohn, sondern Heinrich von Anjou, der Lieblingssohn Katharinas, wurde jetzt Anführer des Heeres, mit dem Titel General-Lieutenant des Königreichs. Heinrich war fügamer als Karl, und Katharina begann zu fürchten, daß der König selbständig werde.

Beide Theile zogen Verstärkung an sich, Arenberg brachte Hilfe von Alba, Johann Kasimir, der Sohn des Pfalzgrafen, brachte Söldner aus Deutschland. Die Katholiken hätten gesiegt, wäre die Führung nicht so schlecht gewesen, zumal die deutschen Reiter umzukehren drohten, wenn ihnen

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 196—214.

²⁾ Mémoires de Castelnau, l. c. VI, chap. 4—5. (Bd. IX der „Nouvelle collection de mémoires pour servir à l'histoire de France par Michaud et Poujoulat“, p. 515 ff.)

³⁾ Castelnau, l. c. VI, chap. 6—7.

⁴⁾ Vieilleville, Mémoires, l. c. IX, chap. 39, bei Michaud et Poujoulat, l. c. IX, p. 361.

Coligny nicht sogleich 100.000 Goldstücke gebe, welche man ihnen für rasche Vereinigung mit den Hugenotten versprochen hatte. Eine solche Summe aufzutreiben, war dem Admiral unmöglich. Aber so groß war das Ansehen des Mannes unter den Hugenotten, daß Officiere wie Trossbuben, was sie an barem Gelde hatten, hergaben, um die Deutschen zu befriedigen. So kamen 30.000 Thaler zusammen, mit denen die Deutschen, durch diesen Eifer gerührt, sich zufrieden gaben. Coligny warf sich auf Chartres; la Rochelle pflanzte die Fahne der Hugenotten auf. Bald stand Condé an der Spitze von 30.000 Mann. Das ängstigte Katharina. Die Friedenspartei gewann die Oberhand.¹⁾

Im Frieden zu Longjumeau am 23. März 1568 wurde den Hugenotten alles bewilligt, was ihnen 1563 zugestanden worden war, nur mit den günstigen Zusätzen, daß alle beschränkenden Bestimmungen aufgehoben wurden, und daß die Hugenotten die religiöse Freiheit benutzen sollten, bis es Gott gefalle, alle Franzosen wieder in einer Kirche zu vereinigen. Condé gab im Leichtsinne, Coligny nach langem Widerstreben seine Zustimmung, weil der hugenottische Adel in seine Schlösser zurückkehren wollte.²⁾

Der Friede heißt der kleine, auch der hinkende und schlecht gefügte,³⁾ weil der eine Unterhändler, Biron, lahm und der andere ein Herr von Malassise war. Protestanten wie Katholiken waren gleich unzufrieden damit. Niemand verhielt ihm lange Dauer.

Der Hof erfüllte nur die Bedingung schnell, daß er auf Staatskosten die deutschen Soldner befriedigte, um sie aus dem Lande zu bringen. Die Regierung war nicht imstande, den Frieden aufrecht zu erhalten. Katholische Verbindungen bildeten sich durch das ganze Land. Das Parlament in Toulouse ließ sogar dem Edelmann den Kopf abschlagen, der ihm im Namen des Königs den Frieden mittheilte. Vielsach gieng die Rede, man solle den König in ein Kloster stecken, wenn er mit den Hugenotten nicht zu Ende zu kommen verstehe. Condé und Coligny wurden gewarnt, und zwar soll derjenige, der von Katharina den Auftrag bekam, sie am Kopfe zu nehmen, Tavaanes, ihnen entrüstet über das Unwürdige der Zumuthung, heimlich einen Wink gegeben haben. Beide entflohen nach la Rochelle, und von da erließen sie an den König am 23. August 1568 ein Schreiben, in welchem sie ihre Beschwerden aufzählten, alle Schuld des Friedensbruchs auf den Cardinal von Lothringen schoben und erklärten, daß sie genöthigt seien, für das Heil des Königreichs gegen diesen ruchlosen Priester, diesen „Tiger Frankreichs“, und seine Mitschuldigen die Waffen zu ergreifen. Allenthalben erhoben sich die Hugenotten, und ein ähnliches Mianifest erließ die eifrige Reformirte Johanna von Béarn an den König.

Die Regierung hingegen sah jetzt gleichfalls jede Brücke für abgebrochen an, entließ den steten Fürsprecher für Frieden, den Kanzler de l'Hôpital,

¹⁾ Castelnau, l. c. VI, chap. 8—11.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 228.

³⁾ Paix boiteuse et malassise. — Browning, Geschichte der Hugenotten, I, S. 185, aus dem Englischen übersetzt von Herzog. Jena 1820. — Martin, l. c. IX, p. 270.

Friede
au Long-
jumeau.

La
petite
paix.

Serrath
Katha-
rinas.

Bruch.

und verordnete am 28. September 1568:¹⁾ weil alle den Hugenotten zugestandenem Bewilligungen nichts geholfen hätten, so sei fortan aller reformirte Gottesdienst bei Todesstrafe und Einziehung der Güter verboten. Die protestantischen Prediger hätten binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen und alle Beamten hätten in dieser Zeit den Eid auf das katholische Bekenntnis abzulegen. Damit war der dritte Hugenottenkrieg angekündigt.

Der dritte Hugenottenkrieg, oder Krieg der vier Heinriche.

Dritter
Bürger-
krieg.

Schlacht
bei
Jarnac.

Die Regierung war im ersten Augenblick wenig gerüstet, sie hatte nicht über 20.000 Bewaffnete, während die Reformirten gleichviel hatten und von Elisabeth von England Hilfe bekamen. Auch die evangelischen Fürsten in Deutschland rüsteten sich zur Unterstützung der Hugenotten. Bei Jarnac kam es am 13. März 1569 zum siebenstündigen Kampfe, in welchem die Katholiken siegten. Condé wurde verwundet und vom Hauptmann Montesquieu, wahrscheinlich auf Befehl Heinrichs von Anjou, obschon er wehrlos unter einem Baume lag, erschossen. Coligny rettete die Trümmer des Heeres.²⁾

Jeanne
d'Albret.

Heinrich
Condé.

Der Jubel der Katholiken über diesen Sieg war umsonst, denn das Unglück schien die Umsicht und die Standhaftigkeit Colignys nur zu verstärken, er war nie größer als nach einer Niederlage. Schnell brachte er wieder ein Heer zusammen, welchem die Königin von Navarra ihren Sohn Heinrich und Condés Sohn, gleichfalls Heinrich genannt, als Erben der Rache für den Tod ihres Führers vorstellte, indem sie alle zur Ausdauer mahnte und ihre Länder, ihre Juwelen zur Bestreitung des Soldes verpfändete. Der Adel verlangte einen Prinzen von königlichem Geblüt zum Führer, und so schworen denn die Soldaten dem jungen Heinrich von Navarra Treue bis in den Tod, die eigentliche Führung blieb aber in der Hand Colignys. Die Worte: „Pax certa, victoria integra, mors honesta“, welche Johanna, eine Frau von männlichem Geiste, auf die Denkmünze zur Feier dieses Ereignisses prägen ließ, sollten fortan die Losung der Hugenotten sein.³⁾ Jetzt begann der Krieg der vier Heinriche.

Die vier
Hein-
riche.

Auf Seite der Hugenotten standen Heinrich von Bourbon, Prinz von Navarra und Bearn, Herzog von Vendôme, geboren 13. December 1553, und Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé, geboren 29. December 1552. Der erstere, als König später Heinrich IV., war in den Bergen seiner Heimat unter einer Bevölkerung von einfachen Sitten aufgewachsen, hatte oft den Tisch der Mutter verlassen, um barfuß und barhaupt mit den Bauernbuben sich herumzutummeln und von ihrem schwarzen Brot zu essen, und war in seinen einfachen Sitten, in seiner malerischen Redeweise, in seinem gefunden richtigen

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 239.

²⁾ Castelnau, l. c. VII, chap. 4.

³⁾ Davila, Histoire des guerres civiles, I, p. 258.

Denken, in seiner Fähigkeit, Beschwerden aller Art ohne Anstrengung zu ertragen, in seiner Offenheit, in seiner List, in seinem Witz, ein echter Sohn der Berge. — Sein Vater endete als Haupt der katholischen Partei, seine Mutter war die Heldin der Reformierten, der Sohn war früh gleichgiltig gegen die Religion und benutzte sie stets als Mittel, um emporzukommen. — Als munterer Knabe kam Heinrich im achten Jahre an den Hof nach Paris und gefiel dem König Heinrich II. durch sein heiteres Wesen und seine witzigen Antworten im Béarner Accent. Zwei Jahre brachte er dann im Collegium von Navarra zu, um Latein und gutes Französisch zu lernen. Jetzt stand er, sechzehn Jahre alt, an der Spitze der Reformierten, durch seine Furchtlosigkeit, Findigkeit, den Feldherrnblick im Augenblick der Gefahr der Stern ihrer Hoffnungen, durch die Leichtfertigkeit Mädchen gegenüber für die Strengen ein Stein des Anstoßes. Sein Vetter Heinrich Condé war ernst von Sitten und festen Willens, aber weniger gewandt und liebenswürdig.

Auf katholischer Seite befehligten Heinrich von Lothringen, Herzog von Guise, geboren den 31. December 1550, und Heinrich von Frankreich, Herzog von Anjou, geboren 19. September 1551. — Heinrich Guise war das Ebenbild seines Vaters an Geist, an Ehrgeiz, an Gestalt, nur noch schöner, an Muth und Stärke: in voller Rüstung vermochte er einen reißenden Strom hinanzuschwimmen. Von einer Narbe hatte er den Beinamen le Balafre. Heinrich von Anjou war der Liebling, in der Politik auch der Zögling seiner Mutter Katharina von Medici, und, jetzt noch tapfer im Augenblick der Gefahr, verlor aber nach und nach alle edle Männlichkeit im Pfuhe schimpflicher Ausschweifungen.

Die Katholiken verstanden ihren Sieg nicht auszubeuten. Fehler der Regierung waren daran schuld und die Eifersucht des Königs auf seinen Bruder Heinrich. Die Partei der Politiker wünschte weder den Sieg der Reformierten noch der strengkatholischen Partei. Deutsche kamen unter dem Markgrafen von Baden und dem Rheingrafen den Katholiken und unter dem Herzog von Zweibrücken den Hugenotten zuhilfe. Der vortreffliche Kriegsplan Tavaannes', eines Spaniers, wurde vom König selber durchkreuzt. Der Kriegsschauplatz wechselte, man stritt im Norden, wie im Süden.

Bei Roche-Abeille im Limousin gewann Coligny am 25. Juni 1569 einen Vortheil und bestand Heinrich von Béarn die erste Feuerprobe, besudelten sich aber auch die Sieger durch Niedermetzlung der Gefangenen. — Coligny lagerte sich dann vor Poitiers, welches Guise tapfer vertheidigte und von dem die Hugenotten nach einem Verlust von 2000 Mann am 7. September wieder abziehen mußten. Am 13. September ächtete das Parlament Coligny als Hauptanführer der Revolution gegen König und Staat und ver sprach eine Summe von 50.000 Goldthaler dem, welcher ihn lebendig oder todt einlieferete. Am 3. October zwang ihn die Ermüdung des hugenottischen Adels, der eine Entscheidung forderte, bei Montcontour die Schlacht anzunehmen.¹⁾ Sie war unglücklich für die Hugenotten, welche 12.000 Tode auf dem Platze ließen. Coligny wurde verwundet und wäre gefangen worden, hätten ihn nicht

Holl-
titer.

Roche-
Abeille.

Mon-
contour.

¹⁾ Castelnau, l. c. VII, chap. 8—9.

die Reiter Wolfrads von Mansfeld gedeckt. Die deutschen Landsknechte der Hugenotten wurden von den Schweizern bis auf 200 Mann zusammengehauen. Auf königlicher Seite fiel der Markgraf von Baden.¹⁾

Wiederum bewies Coligny seine Größe im Unglück; schnell sandte er nach England, Schottland, Deutschland, Dänemark, in die Schweiz um Hilfe, warf Besatzungen in die festen Plätze. Johanna von Navarra nahm ihren Sitz in La Rochelle, und wieder wußten die Königlichen den Sieg nicht auszubeuten und vereitelte Eiferjüchtelei und Zwiespalt der Ansichten den guten Kriegsplan Tavaannes'.

Coligny. Heinrich von Anjou belagerte Saint-Jean d'Angeli und verlor nutzlos viele Mannschaft, während Coligny trotz aller erlittenen Verluste bald wieder fest auf seinen Füßen stand, biegsam und sündig wie Hannibal,²⁾ und nicht zu entmuthigen, obschon er seinen Bruder Andelot verloren, das Parlament ihn ächtete und wilde Banden sein Schloß verbrannten. — Da kam Katharina wieder auf Friedensgedanken zurück. Die Lothringer wurden ihr zu mächtig, von Philipp II. von Spanien mochte sie keine Hilfe, die Cassen waren erschöpft, die Gegner standen nach jeder Niederlage doch wieder stark da, eben drohte der bei Montcontour geschlagene Coligny auf Paris loszugehen. Sicher hätte er den Lorbeerkranz ihres Lieblings Heinrich zerrissen.³⁾ Darum Frieden. Sie bot daher Unterhandlung an. Die Gegner verlangten aber diesmal ernste Bürgschaft, und der Hof gab ihren Forderungen am 8. August 1570 in Saint-Germain nach; das Angebot Philipps II., 9000 Mann zu Hilfe zu senden, kam zu spät.⁴⁾ — Er hatte damals die Moriscos zu bekämpfen und sich gegen die Türken zu schlagen.

Friede zu
Saint-
Ger-
main.

Der Friede zu Saint-Germain en Laye oder der dritte Religionsfriede, 1570 abgeschlossen, bewilligte den Hugenotten: Vergessen alles Geschehenen, Theilnahme an Ämtern und Würden, Zutritt zu allen öffentlichen Schulen und Anstalten der Wohlthätigkeit, freien Gottesdienst, nur nicht in Paris und in der Nähe des Hofes, und auf zwei Jahre vier Sicherheitsplätze: La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, endlich Vernichtung aller gegen sie erlassenen Rechtsprüche, also Rückgabe ihrer Güter. Der Friede war von Seite des Königs ernst gemeint, die Heirat seiner Schwester Margareta mit Heinrich von Navarra, dem Haupte der Hugenotten, sollte denselben befestigen.

Katharina wollte 1570 ebenfalls ernstlich den Frieden, und Frankreich bedurfte dessen, um sich zu erholen, obschon sie den Gedanken, an Coligny Rache zu nehmen, nie aufgegeben hatte. Sie wartete nur auf eine sichere Gelegenheit,

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 248—258.

²⁾ Mit diesem vergleicht ihn schon der venetianische Berichterstatter Aluiso Contarini. Eine neuere Monographie über ihn lieferte Maylan, Vie de Gaspard de Coligny. Paris 1862

³⁾ Sie nennt ihn in einem Brief: „la personne de ce monde qui m'est la plus chère“.

⁴⁾ Martin, l. c. IX, p. 265.

um ihre Rechnung mit ihm abzumachen. Die Gründe für den Frieden waren überwältigend, die Partei der Politiker gewann darum das Übergewicht bei Hofe, und die Montmorency's schlugen die Ehe zwischen Heinrich von Navarra und Margareta von Frankreich vor, und Karl IX. ergriff den Gedanken mit Feuer und Flamme. — Nicht so Margareta, sie liebte Heinrich von Guise. Aber Katharina und Heinrich von Anjou und der König selber waren so sehr gegen das Emporsteigen der Guisen, daß Karl einem Bastard-Bruder Befehl gab, Guise auf der Jagd zu tödten. Nur der Feigheit des Bastards von Angoulême verdankte Guise sein Leben; er verzichtete auf diese Ehe, vermählte sich mit einer Prinzessin von Cleve und gewann wieder Gunst beim Könige, der sich selber 1570 mit Elisabeth, einer Tochter Kaiser Maximilians II., vermählte. Jung, sanft und bescheiden, mischte sich diese Habsburgerin nicht in die Regierung.¹⁾

Margareta von Salois.

Elisabeth von Osterreich.

Coligny im Rathe Karls IX.

Mit dem Streben, sich die Hugenotten zu verbinden und über allen Parteien zu stehen, sind auch die damaligen Verhandlungen über eine Vermählung Heinrichs von Anjou oder seines jüngeren Bruders, des Herzogs Franz von Alençon, mit Elisabeth, Königin von England, in Zusammenhang zu bringen.²⁾ Ludwig von Nassau regte damals den Gedanken an, Flandern, das alte Erbe Burgunds, durch Unterstützung des Aufstandes in den Niederlanden an Frankreich zu bringen. Karl IX. ergriff diesen Gedanken lebhaft, und Ludwig von Nassau kehrte mit einem huldvollen Briefe von ihm an Coligny nach Rochelle zurück; ja der Hof begab sich nach Blois, um die Unterhandlungen zu erleichtern. — Philipp II. erhielt Kunde von diesen Unterhandlungen, der spanische Gesandte drohte mit Krieg, und Karl IX. erklärte, er fürchte ihn nicht — Spanien könne machen, was es wolle. Die Türken mahnten, die Verlegenheiten Spaniens in den Niederlanden zu benutzen.³⁾

Wänne auf Flandern.

Colignys Mißtrauen gegen den Hof wurde immer schwächer, als der König sich seinen Rath erbat, als selbst Montmorency ihn beschwor, die Gelegenheit, die spanische und lothringische Partei vom Hofe zu verdrängen, nicht außeracht zu lassen, als der König ihm sogar eine Leibwache von fünfzig Edel-leuten seiner Partei gestattete.

Der Admiral gieng am 18. September 1571 nach Blois,⁴⁾ entschlossen, wie er sagte, lieber zu sterben, als den Bürgerkrieg wieder von neuem anzufangen. Als der Admiral die Knie des Königs umfassen wollte, hob ihn

Coligny bei Hof.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 269—274.

²⁾ Condé war gegen diese Heirat, er fürchtete den Bürgerkrieg in England als Folge davon. Sein Wunsch war, die Königin Elisabeth solle sich mit Heinrich von Béarn vermählen, dann wären die Hugenotten mächtig geworden.

³⁾ Charrière, Négociations, III, p. 232.

⁴⁾ Martin, l. c. IX, p. 284.

dieser auf, drückte ihm die Hand und rief: „Vater, jetzt halt' ich dich einmal fest, und du sollst uns nicht mehr entkommen!“

Da der Admiral arm war, überhäufte ihn der König mit Geschenken, gab ihm seine Stelle wieder im Rath, befragte ihn über alle wichtigen Angelegenheiten, und bald galt der Admiral als des Königs Liebling, durch den man am meisten bei Hof erreichen könne; er erschien dem König umsomehr als treuer Franzose, als er ihn warnte, England zu trauen. Coligny erlangte Dinge, die der König selbst seiner Mutter und seinem Bruder abgeschlagen hätte. Die junge Seele des Königs schien zu erstarken am Heldenruhm Colignys, er lauschte mit Entzücken seinen politischen Plänen: Krieg nach außen, um die im Innern gährenden Kräfte abzuleiten, Unterstützung des Aufstandes in den Niederlanden, um für Frankreich einige Provinzen dabei zu gewinnen, Gründung von Colonien in Südamerika.

Colignys
Pläne.

Krieg
gegen
Spanien.

Stolze
Pläne.

Der Angriff auf Spanien ward besprochen, nicht bloß in den Niederlanden, sondern auch in Westindien; Krieg gegen Spanien sei die wahre Politik Frankreichs. Coligny schwelgte in der Hoffnung, den König fortan zu lenken und sich als Feldherr des vereinigten Frankreich im Kampf gegen das Ausland unsterblichen Ruhm zu erwerben. Die ganze französische Politik schien eine Frontveränderung zu machen. Und schon war es an den flandrischen Grenzen zu wirklichen Feindseligkeiten gekommen, schon giengen Italiener von der Partei Katharinas, wie Strozzi, auf die neuen Pläne ein, schon hoffte man selbst Katharina dafür zu gewinnen. Der König forderte die Guisen, die sich grollend vom Hofe entfernt hatten, auf, zurückzukehren und sich mit dem Admiral zu versöhnen.

In Rom und Madrid hegte man die größten Besorgnisse, daß auch Frankreich aus der Reihe der katholischen Kämpfer austreten werde; ja Frankreich trieb damals Venedig an, Frieden mit den Türken zu schließen, um die Folgen des Sieges von Lepanto zu schwächen. Es näherte sich den Protestanten Deutschlands, um für Heinrich von Anjou die polnische Krone zu gewinnen, um nach dem Tode Maximilians II. Karl IX. selbst die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen.

Bund
mit den
Nieder-
landen.

Am 29. April 1572 wurde ein Schutz- und Trugbündnis mit England abgeschlossen, bald darauf ein Bund mit Ludwig von Nassau. Der König verhiess, den Niederländern eine Flotte zuhülfe zu schicken und Wilhelm von Oranien zum Herrn von Holland, Seeland und Friesland zu machen, wofür er alles Land von Anvers bis zur Picardie erhalten und Elisabeth mit Seeland abgefunden werden sollte. Schon rüstete sich Alba gegen eine Landung der Franzosen auf Walchern. — Die Verbindung mit England sollte noch mehr gefestigt werden.

Katharina von Medici schrieb am 5. Juni 1572 an Elisabeth,¹⁾ sie solle ihren jüngsten Sohn Mençon heiraten, in die Ehe Maria Stuarts mit

¹⁾ Michelet, Guerres, l. c. IX, p. 398 f.

Heinrich von Anjou willigen und Maria Stuart als ihre Erbin anerkennen. So hoch giengen damals die Pläne Frankreichs! Astrologen, denn Katharina glaubte wahrscheinlich wenig an Gott, hatten ihr verheißten, daß all ihre Söhne Könige werden würden!

Daneben giengen die Unterhandlungen mit Rom wegen der Ehe Heinrichs von Navarra mit Margareta. Der Papst verweigerte seine Zustimmung, weil der Gemahl ein Hugenotte sei. Der König erklärte, er werde seine Schwester selbst an der Hand zur Vermählung in eine hugenottische Kirche führen, wenn der Papst nicht nachgebe.¹⁾

Unterdessen wurde das Verhältnis des Königs zu Coligny immer Karl IX. inniger, er klagte bei ihm über die Herrschsucht der Mutter, über die Heuchelei des Bruders, den ihm die Mutter als eine Art General-Lieutenant des Reiches an die Seite gestellt hatte, über die Untreue seiner Räte, die von Spanien befohlen seien. Coligny erwiderte das Vertrauen, er übergab die festen Plätze, welche die Hugenotten besaßen, noch vor der bestimmten Frist an den König, nur La Rochelle behielten sie; er trieb Johanna d'Albret, ihr Mißtrauen aufzugeben und an den Hof zu kommen. Auch ihr machte der Gedanke an eine gemischte Ehe Bedenken. Johanne
d'Albret.

Johanna kam am 4. März 1572 nach Blois, sie fand, wie sie ihrem Sohne schreibt, „die Braut hübsch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen, aber in der verruchtesten Umgebung aufgezogen, die man sich denken kann“. Sie rieth ihm deshalb, sich mit seiner Frau baldigst aus dieser Verderbnis zu retten, denn ohne besondere Gnade Gottes könne er an diesem Hofe nicht durchkommen. Der Heiratsvertrag ward am 11. April unterzeichnet.

Johanna starb aber schon am 9. Juni, wie das von unparteiischen Ärzten widerlegte Gerücht sagte, an Gift, das ihr durch die Beize ihrer Handschuhe beigebracht war — eine Frau von männlichem Muth, starkem Geiste, innigem Glauben, reinem Leben. Nur Verehrung für sie bewog die Hugenotten, ihren Sohn als Führer anzuerkennen, als sie, ihn an der einen und den jungen Condé an der andern Hand, mit den Worten vor sie trat: „Hier, meine Freunde, gibt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe.“

Coligny verachtete die Warnungen seiner Getreuen, die im Tode Johannas den ersten Schlag gegen die Hugenotten erblickten. Man warnte ihn vergebens vor der Königin, die Maachiavelli bewundere, und vor dem Könige, der doch nur ein Werkzeug in ihrer Hand und zur Grausamkeit geneigt sei. Als er zum letztenmale nach kurzem Aufenthalte sein Landgut verließ, um nach Paris an den Hof zurückzukehren, warf sich ihm eine arme Bäuerin weinend zu Füßen: „Herr, ich werde Euch nicht mehr sehen, wenn Ihr nach Paris zurückkehrt.“ — „Ich will mich lieber in Paris zu Tode schleifen lassen, als einen vierten Bürgerkrieg beginnen“, war Colignys Antwort; sein Vertrauen war felsenfest, sein Verderben aber nahe. War-
nungen.

Coligny
traut.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 294.

Heinrichs
Ver-
mählung
mit Mar-
garita.

In Paris fand am 18. August 1572 die Vermählung Heinrichs mit Margareta unter großen Festlichkeiten statt. Der Papst hatte seine Einwilligung zur Ehe an die Bedingung geknüpft, daß Heinrich zuvor, wenigstens heimlich, zum Katholicismus übertrete, was am französischen Hofe als unannehmbar erschien. Der Cardinal Karl von Bourbon, dem man vorspiegelte, die Einwilligung des Papstes sei schon unterwegs, segnete jedoch die Ehe ein, ohne daß der Bräutigam der Messe beiwohnte. Die Protestanten giengen indes im Schiff der Kirche oder auf den Vorplätzen auf und ab; Margareta sagte das Jawort nicht, sondern nickte nur mit dem Kopfe, den ihr der König nach vorn drückte. — Der Bräutigam und der Prinz Condé waren mit 800 Edelknechten nach Paris gekommen, auch die Guisen waren mit großem Gefolge eingetroffen und hatten sich vor dem König mit Coligny versöhnen müssen. Der Gesandte in London mußte bei Elisabeth offene Kriegserklärung gegen Spanien mit allen Mitteln betreiben; die Rüstungen zum Kriege waren vollendet; auf Colignys Drängen, denselben sogleich zu beginnen, erbat sich der König nur noch einige Tage, um sich an den Festen zu erheitern. Man gab sich ohne Argwohn der Lust hin, und nur wenige ahnten, daß indes ein entsetzlicher Mordplan im königlichen Schlosse ausgebrütet wurde.

Mor-
plan.

Die Bartholomäusnacht und vierter Hugenottenkrieg.

So freundlich auch Katharina äußerlich mit Coligny that, so hatte sie doch ihre Rechnung mit ihm noch nicht abgeschlossen, ihre Nachgedanken noch nicht aufgegeben; sie gehörte nämlich zu jenen Naturen, die, nach Ranke's schönem Ausdrucke, „zwei Saiten auf dem Bogen haben.“¹⁾ Coligny war ihr, die stets herrschen wollte, jetzt nicht nur unbequem, sondern gefährlich, er schien sie aus dem Herzen ihres Sohnes vollständig zu verdrängen.

Heinrich von Anjou hat später als König von Polen in Krakau in einer Nacht voll Schrecken sich über die wahre Entstehung der Bartholomäusnacht unter anderem auch dahin ausgesprochen: „So oft der König mit dem Admiral sich allein unterhalten hatte, trafen ich und die Mutter ihn merkwürdigerweise wild und verdrossen, rauh in Mienen und Haltung, und noch mehr in seinen Antworten. Als ich eines Tages unangemeldet in das Gemach des Königs trat, gieng er mit großen Schritten, aufgeregt von Wuth, auf und ab, sah mich oft schief an und legte die Hand an den Dolch in so drohender Weise, daß ich mich fürchtete, er wolle mich niederstoßen. Während er mir den Rückenkehrte, schlich ich mich von da schnell hinaus.“²⁾

¹⁾ Ranke, Französische Geschichte, I, S. 233.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 309.

Katharina und Heinrich fürchteten also Coligny, er war ihnen gefährlich, sie beschloffen, sich seiner zu entledigen. Seine Worte im letzten Staatsrath, als Katharina sich offen dem Kriege gegen Spanien widersetzte: „Der König weicht jetzt einem Krieg aus, der ihm Vortheil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein anderer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann!“ sah Katharina als Drohung an. Der Admiral mußte also schnell aus dem Wege geräumt werden!

Katharina und Heinrich.

Sie verband sich darum mit der Witwe des Herzogs Franz von Guise, die gegen den vermeintlichen Anstifter des Mordes ihres Gemahls noch immer von Haß glühte. Diese wollte selbst den Admiral am Hofe mit einer Pistole erschießen, doch hielt man das für unsicher und bestellte daher einen gewissen Maurevert (oder Maurevel), einen gewandten Schützen, der drei Tage in einem Hause, das am Wege vom Louvre nach der Wohnung des Admirals lag, lauerte. Freitag den 22. August 1572 gieng der Admiral vom Louvre langsam, indem er einen Brief las, hier vorbei, ein Schuß fiel, der ihm den rechten Zeigefinger wegriß, ein zweiter, der ihm den linken Arm verwundete — eine zufällige Bewegung hatte ihn vom Tode gerettet. Von einigen Edelknechten geleitet, erreichte Coligny seine Wohnung; andere seines Gefolges durchsuchten das Haus, fanden aber den Mörder nicht mehr.

Schüsse auf Coligny.

Karl IX. spielte gerade Ball mit Guise, als ihn Colignys vorwurfsvolle Botschaft des Ereignisses traf. „Soll ich denn nie Ruhe haben!“ rief er voll Zorn, indem er sein Ballnetz zerriß, und zog sich traurig und niedergeschlagen in seine Gemächer zurück, ordnete sogleich alles an, um dem Verbrecher auf die Spur zu kommen, und befahl exemplarische Bestrafung. „Ich selbst bin verwundet worden!“ rief er voll Zorn aus, als die Hugonotten sich bei ihm beschwerten. Um zwei Uhr nachmittags besuchte der König den Admiral, Katharina und Heinrich giengen mit. „Mein Vater,“ rief der König: „Ihr habt die Wunde und ich den Schmerz, die Beschimpfung und das Unrecht; ich will aber Rache üben, daß sie im Andenken der Menschen bleiben soll.“¹⁾ — Coligny, der die Kugel für vergiftet hielt, sagte, er sei bereit, vor Gottes Thron zu erscheinen, und rief den Himmel zum Zeugen an für seine Anhänglichkeit und Treue gegen den König und Staat; er drang in Karl, den Krieg sogleich zu beginnen und die günstige Gelegenheit, Frankreich zu vergrößern, ja nicht außeracht zu lassen. Der König tröstete ihn und sprach vom Erfolge, wenn das Heer vom größten Feldherrn des Jahrhunderts angeführt sein würde. Dann wollte Coligny dem König eine vertrauliche Mittheilung machen — Katharina und Heinrich mußten sich an das andere Ende des Zimmers begeben, und aus den Blicken der Hugonotten, die um sie herumstanden, glaubten sie Mordanklage und Todesdrohungen zu lesen. — Auf einmal rief Katharina: ein längerer Besuch könne den Kranken allzusehr aufregen, und zog den König hinweg. Auf der Straße fragten sie und Heinrich den König, was der Admiral ihm ins Ohr gesagt habe. Karl schwieg einige Zeit, dann rief er: „Bei Gott, er hatte recht, er ist einer meiner treuesten Diener; er sagte, ich müsse die Gewalt wieder in meine Hand nehmen und sie nicht in den Händen anderer lassen.“²⁾ — „Wir

Karls Zorn.

Besuch bei Coligny.

1) „Mon père, la blessure est pour vous, la douleur pour moi, et pour moi l'outrage . . . Mais j'en ferai tel vengeance, qu'on se souviendra à jamais.“

2) „Que tout le pouvoir s'est écoulé dans vos mains et qu'il m'en adriendra mal.“

waren ganz niedergeschlagen“, gesteht Heinrich später selber. Jetzt war der Admiral erst recht gefährlich, jetzt konnte man ihn aber nicht mehr ohne die Seinen aus dem Wege räumen. Wäre er hingegen erschossen worden, es wäre nie zu einer Bartholomäusnacht gekommen!

Die Ver-
schwore-
nen

Am 23. August 1572 nachmittags beriethen sich die Königin, Heinrich von Anjou, Tavarannes, Nevers, Metz und Birague und beschloffen, alle Hugenotten, die in Paris seien, zu ermorden. Man habe sie in Paris beisammen, jetzt oder nie sei Gelegenheit, sich von ihnen zu befreien. Aber man konnte nichts machen ohne die Zustimmung des Königs — wird dieser einwilligen?

gewinnen
Karl.

Die Sechs giengen jetzt zum König. Die Mutter gestand, daß sie Coligny habe aus dem Wege räumen wollen, leider sei es mißglückt; die Gefahr sei groß, da die Hugenotten kühn, frech und treulos, und vor allem mächtig seien.

Karl IX.
wird
über-
redet

Sie hätten Verbindungen mit den Protestanten in der Schweiz, auf den ersten Aufruf hätten sie ein Heer beisammen, und dann sei es aus mit dem Königthume, wenn Karl nicht thue, was sie wollten. Der König solle nur an den Überfall von Meaux denken! Die Katholiken seien entschlossen, der Sache einmal ein Ende zu machen; wenn Karl nicht wolle, so werde man ein anderes Oberhaupt wählen; jetzt oder nie habe man Gelegenheit, dem Bürgerkrieg auf einmal ein Ende zu machen. Die Hugenotten hätten Verdacht gegen den König, auf die Guisen könne man die Schuld nicht schieben, denn sonst würden sie die wahren Urheber des Mordes angeben: die Hugenotten seien zur Rache entschlossen, der Krieg unvermeidlich, es sei besser, man mache die Sache mit einer Schlacht in Paris aus, als daß ein langer Krieg Frankreich an den Rand des Abgrundes bringe.

durch
Drohun-
gen.

Jetzt hing alles vom König ab — aber wo sollte der die Festigkeit hernehmen? Karl lebte immer in Wallungen und kam nie zum vollen Selbstbewußtsein und zur Selbstbeherrschung, immer ließ er sich von äußeren Antrieben leiten. Lange saß er stumm und wie vom Schwindel ergriffen da: „Aber meine Ehre, meine Freunde, der Admiral!“ rief er endlich. — „Gut, so nehmen wir Abschied von dir“, und sie drohten also, daß man einen andern zum König wähle. „Sire, Sie haben Furcht vor den Hugenotten“, entgegnete Metz. Beim Vorwurf der Feigheit sprang der König wie trunken auf und schrie: „Beim Tode Gottes, weil ihr es für gut findet, daß man den Admiral tödte, so will ich es auch; aber alle Hugenotten müssen sterben, damit keiner übrig bleibe, der mir je einen Vorwurf machen kann; beim Tode Gottes, treffet schnell alle nöthigen Anordnungen.“ Mit diesen Worten erhob er sich und eilte wie ein Wahnsinniger aus dem Saale, wo aber der Blutrath beisammen blieb. So nahm der arme König den Plan an, welcher in der Seele seiner Mutter entstanden war, und alle Opfer desselben auf sein Gewissen und gab damit seinen Namen ewigem Fluch und Abscheu preis.

Der
Blut-
rath.

Sollte man auch die Prinzen tödten, Heinrich von Navarra, den Schwager des Königs, und Heinrich Condé aus königlichem Geblüt? Lange ward darüber gestritten, endlich beschloß man, sie zu schonen, sie müßten aber zur Kirche zurückkehren. Sodann vertheilte man die Ermordungen, indem man die Stadt nach Quartieren vergab: die Guisen nahmen den Admiral und die Edelleute in seinem Quartier auf sich, Montpensier die Edelleute im Louvre. Sodann wurde der Vorstand der Kaufleute berufen, dem der König erklärte, daß die Hugonotten sich gegen ihn, den Staat und die Ruhe der Stadt Paris verschworen. Der Vorstand sprach vergeblich von seinem Gewissen und von der Furchtbarkeit des Verbrechens — man drohte mit dem Tode. Leichter war der frühere Vorstand, Marcel, zu bearbeiten: er erklärte, in einem Monat 100.000 und für heute abends 20.000 Mann zusammenbringen zu können; er versammelte die Häupter der einzelnen Viertel und Zünfte, und kündigte ihnen an, daß der König beschloßen habe, die Aufständischen zu vernichten; die Glocke des Justizpalastes solle das Zeichen geben, bis dahin müsse man sich in Waffen bereit halten; das Erkennungszeichen sei ein weißes Tuch am linken Arm und ein weißes Kreuz am Hut, in die Fenster müsse man Lichter stellen. Mit Freude wurde diese Nachricht aufgenommen, so sehr hatte der Bürgerkrieg die Gemüther entzündet und verhärtet.

Präsum-
gen.

Eine düstere Stille, wie die Schwüle, die dem Sturme vorhergeht, lag über der Stadt. Am Abend scherzte der König mit seinem Liebling La Rochefoucauld, einem tapferen Soldaten und heiteren Gesellschafter; um ihn zu retten, forderte er ihn auf, die Nacht bei ihm zu bleiben. Der Edelmann entschuldigte sich und gieng: „Es ist seine Bestimmung, heute nachts zu sterben“ — sagte Karl zu den Umstehenden, als er weg war.

Die Stunde der Frevel rückte heran, der König ward schwankend, und noch einmal erwies sich Katharina als der Dämon, der ihn zum Mord verführte. Sie gab den Befehl, die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois früher zu läuten. Mit jeder Minute steigerte sich die Spannung! Da ertönte ein Schuß durch die Stille der Nacht. Katharina, Heinrich von Anjou und Karl erschrafen; in der Gewissensangst sandten sie einen Boten fort, man solle dem Admiral nichts thun. Die Antwort kam zurück: „Es ist zu spät!“¹⁾

La
Saint-
Barthé-
lemy.

Paris
Ge-
wissens-
angst.

Coligny war schon nicht mehr: die Wachen, die man zu seinem Schutze aufgestellt, hatten schon die Thüren eingeprengt, seine Diener erschossen, einer derselben war noch in sein Zimmer geeilt: „Herr, Gott ruft uns zu sich!“ — „Ich bin längst zum Tode bereit,“ entgegnete Coligny, „ich empfehle mich der Barmherzigkeit Gottes!“ er betete. Ein Böhme,²⁾ Dianowit, drang mit dem Ruie in sein Zimmer: „Im Namen des Königs! bist du Coligny?“ — „Ich bin's — aber, junger Mensch, hab' Achtung vor meinem grauen Haare, thu übrigens, was du willst.“ Dianowit stieß dem Admiral den Dolch in die Brust. „Böhme, bist du fertig?“ schrie Guise aus dem Hofe. — „Ja!“ — „Gut, so wirf ihn beim Fenster herab, damit wir ihn sehen!“ Es geschah. Guise gab der Leiche einen Tritt, nachdem er das blutbefleckte Gesicht als das Colignys erkannt hatte; der Kopf wurde abgeschnitten, der Rumpf in den Straßen herum-

Colignys
Fob.

¹⁾ So erzählte Heinrich von Anjou selber.

²⁾ Bayle, Dictionnaire unter Bême.

geschleift, dann mit den Füßen an einen Galgen gehängt. „Muth, Soldaten!“ rief einer der Mörder, „wir haben glücklich angefangen, jetzt an die andern! Der König will es.“ Und allenthalben wurde jetzt gemordet, die Glocken läuteten, Schüsse ertönten, Thüren wurden eingeschlagen, das Wuthgeschrei der Mörder und der Jammer der Opfer vermischten sich.

Man denkt an das Wort Voltaires, daß etwas vom Tiger und vom Affen in der französischen Race sei, wenn man hört, daß sich die Mordlust der Menge schnell mittheilte.¹⁾ Nicht bloß Protestanten wurden hingeschlachtet, sondern auch Katholiken;²⁾ wer einen Feind, einen Gläubiger zu fürchten hatte, wer jemanden für ein Erbe im Wege hatte, der bezeichnete ihn den Mördern als Hugenotten. So wurde auch Petrus Ramus, ein berühmter Gelehrter und Dichter, ermordet, weil ihn sein Feind an der Universität, Charpentier, hasste. Petrus Ramus war ein Gegner der Scholastik und hatte von Charpentier ausgesagt, er dociere seit zehn Jahren über Euklid und verstehe das Griechische nicht. Im Louvre wurden die Edelleute, welche der König zu den beiden Prinzen eingeladen hatte, einer nach dem andern beim Namen in den Hof gerufen und vor den Augen des Königs, dessen Gnade sie vergebens anflehten, niedergewehet. Katharina und Heinrich hatten ihn ans Fenster gezogen, um ihn als Mitschuldigen erscheinen zu lassen. Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé wurden zum König berufen, der ihnen barisch erklärte, er wolle in seinem Reiche nur eine Religion haben; entweder sie giengen in die Messe, oder sie müßten sterben. Heinrich bat um Geduld, damit er sich vorbereiten könne. Sein Vetter Condé zeigte sich standhafter, erst nach vierzehn Tagen ließ er sich von einem zum alten Glauben übergetretenen Prediger, du Rosier, überreden. Mit Heinrich von Béarn trat seine Schwester Katharina, mit Condé seine Gemahlin Maria von Cleve zum alten Glauben über: sie sandten demüthige Unterwerfungsschreiben an den Papst. Nur zwei unter den Hugenotten vertheidigten sich, nur wenigen, darunter Sully,³⁾ gelang es zu entfliehen, einige wurden von Katholiken mit Lebensgefahr gerettet. Karl soll selber von einem Fenster des Louvre auf Flüchtlinge geschossen haben;⁴⁾ „Hab' ich mein Spiel nicht gut gespielt, hab' ich die Lehre Ludwigs XI. nicht gut gelernt?“ Am 25. und 26. August wurde noch gemordet: die Regierung hatte Mühe, die losgelassene Wuth einzudämmen und die Menge zu entwaffnen.⁵⁾

Auch in die Provinzen waren Blutbefehle ergangen, an einigen Orten wurden sie vollzogen, an andern hochherzig zurückgewiesen.

Der Vicomte d'Orte antwortete: „Sire, ich habe in Bayonne nur redliche Bürger und brave Soldaten gefunden, aber keinen Henker; deshalb bitten wir, Eure Majestät wolle unseren Leib und Leben zu allen andern Dingen in An-

1) Der rohe Tavannes ermunterte zum Blutvergießen mit dem Spott: „Saignez, saignez, la saignée est bonne en août comme en mai!“

2) So Salcede, der zehn Jahre früher den Bischof von Metz verhindert hatte, diese Stadt wieder ans Reich zurückzubringen, so der Domherr Rouillard, so zugereifte Kaufleute, die den Parisern Concurrenz machten.

3) Wie er selber in seinen „Memoiren“ erzählt.

4) Und dabei gerufen haben: „Tuez, tuez!“ Man zeigt noch das Fenster und den Balkon. Wahrscheinlich trieb ihn Katharina auf den Balkon, damit er zeige, daß die Regierung die Vernichtung ihrer Gegner wolle.

5) In diesem Sinne sagt Michelet, Guerres, l. c. p. 476: „La Saint-Barthélemy n'est pas une journée, c'est une saison.“

spruch nehmen.“ Montmorin, der Statthalter von Auvergne, schrieb dem König: „Sire! Ich habe einen Befehl unter Euer Majestät Siegel erhalten, alle Protestanten dieser Provinz zu tödten. Ich achte Euer Majestät zu sehr, als daß ich diese Briefe nicht für unterschoben halten sollte, und wenn, was Gott verhüten möge, der Befehl echt ist, so habe ich zu viel Hochachtung für Sie, um zu gehorchen.“ Als man dem Bischof von Liffieux, Johann Hennuyer, den Befehl mittheilte, sagte er im wahren Geiste seiner Kirche: „Ich widersehe mich der Ausführung desselben, ich bin Hirt des Sprengels von Liffieux und das Volk, welches zu tödten ihr den Befehl habt, gehört zu meiner Herde; obgleich sie gegenwärtig Irrende sind und die Herde verlassen haben, welche mir von Christus, dem obersten Hirten, anvertraut ist, so können sie doch wieder zurückkehren, und ich gebe die Hoffnung nicht auf. Auch habe ich im Evangelium nicht gelernt, daß der Hirt das Blut seiner Schafe vergießen lassen darf, wohl aber, daß er für sie sein Leben hergeben soll.“ Diese seine Erklärung fertigte der Bischof dem Boten des Königs auch schriftlich aus, und die Folge dieses edlen Benehmens war, daß die meisten Protestanten des Sprengels zur Kirche zurückkehrten. Selbst der Henker zu Troyes, Charles, weigerte sich, andere Hinrichtungen vorzunehmen, als die rechtlich anbefohlen seien.

Die Angaben über die Zahl der in ganz Frankreich Gefallenen schwanken zwischen 12.000 und 100.000;¹⁾ die sicherste Angabe ist wohl die, daß 20.000 Menschen ihren Tod gefunden haben. Karl erklärte anfangs, der Aufstand sei wider seinen Willen durch die Guisen entstanden; am 26. August gieng er jedoch mit der Königin und den Prinzen in das Parlament und erklärte, er habe alles anbefohlen, er habe kein anderes Mittel gefunden, um sich und die Seinen vor dem Verrath des Admirals und seiner Genossen zu retten.

Zahl
der
Opfer.

Der Präsident de Thou lobte den König, der sich nach der Zeit gerichtet.²⁾ Der Proceß gegen Coligny und die Seinigen wurde eingeleitet, und die Ermordeten wurden nachträglich verurtheilt, um die Ehre der Krone und ihrer Mörder zu retten. In zwei Monaten nachher wurden noch zwei Edelleute, weil an der erlogenen Verschwörung mitbetheiligt, hingerichtet. Am 28. August 1572 wurde ein Dankfest gefeiert, Denkmünzen mit der Aufschrift: „Virtus in rebelles“ und „Pietas excitavit justitiam“ wurden geschlagen. Die Partei der Politiker zeigte sich ohne Muth, Schrecken herrschte überall.

Amfliche
Er-
klärung.

Von ausländischen Fürsten beurtheilte Kaiser Maximilian II. diese Megeleien, bei denen man an die Zeiten des Marius und Sulla denken muß, am würdigsten mit den Worten, sein Schwiegersohn könne wegen dieser Schandthat nie entschuldigt werden, er habe nicht bloß ein Verbrechen, er habe einen Fehler begangen, das Schwert führe in religiösen Dingen nie zum Ziele. Elisabeth von England empfing den französischen Gesandten in tiefer Trauer: der Empfangssaal war mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, Todtenstille herrschte. Wigig ließ ihr Katharina dafür sagen, ihr Sohn habe im Verfahren gegen Andersdenkende sich an ihr Beispiel gehalten. Der Kurfürst von der Pfalz führte den

Urtheil
des Aus-
landes.

¹⁾ Nach Popeliniere 20.000, nach de Thou 30.000, nach Sully 70.000, nach Bercix 100.000, nach Rante in Paris 2000, in Frankreich 20.000.

²⁾ De Thou rühmte: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare.“ Daher die Auffassung, als sei die Bartholomäusnacht ein von weit her angelegtes Stück gewesen.

nach Polen reisenden Heinrich III. vor das Bild Colignys und sagte ihm bedeutend: „Das war ein großer Mann!“

Mit Freuden wurde aber die Nachricht aufgenommen in Madrid und Rom. Man glaubte hier vielleicht doch an die von Seite des französischen Hofes officiell mitgetheilte große „Verschwörung der Hugenotten“ gegen das Leben des Königs wie gegen die katholische Kirche und hielt feierlichen Dankgottesdienst für die glückliche Rettung. Gregor XIII. ließ eine Denkmünze prägen, deren eine Seite sein Porträt trägt, während die andere mit der Umschrift „Hugonotorum strages“ einen Engel zeigt, der mit Kreuz und Schwert die Ketzer überwältigt. Man jubelte eben über den vermeinten Untergang der Ketzer in Frankreich.

Die Bartholomäusnacht¹⁾ ist aber ein Parteirevel und ein Parteifehler, und trug die schlechtesten Früchte.²⁾ Allenthalben erhoben sich jetzt die Reformierten zum vierten Hugenottenkrieg und stritten mit dem Muthe der Verzweiflung; in La Rochelle schlugen sie todesmuthig neun Hauptstürme ab, und Ende Juni 1573 mußte die Regierung den Hugenotten in einem Frieden volle Amnestie für alles seit 24. August 1572 Geschehene zugestehen, sowie ungestörte Übung des Gottesdienstes in den Städten La Rochelle, Nîmes und Montauban, in denen aber die Hugenotten keine Citadellen erbauen durften. Gewissensfreiheit ward allen Hugenotten zugesichert.³⁾

¹⁾ Auch Bluthochzeit genannt, la Saint-Barthélemy oder les noces vermeilles.

²⁾ Es ist Thorheit, den Katholicismus als solchen für die Greuel der Bartholomäushochzeit verantwortlich zu machen. „Nicht diese oder jene Glaubensform, sondern die im Menschen wohnende Selbstsucht, die Macht der Leidenschaft, die Macht der Sinne, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu seinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem ist, ihn aber mitsammt dem rechten Glauben wieder von sich stößt, wo er un bequem zu werden droht, nur sie ist zu allen Zeiten die Quelle des Unheils“, sagt der Protestant Hagenbach (Kirchengeschichte, IV, S. 87) hinsichtlich der Bartholomäusnacht. Die gesammte Literatur bei Wuttke, Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Leipzig 1879.

³⁾ Martin, l. c. IX, p. 363.

Sieg der Reformation in England und Schottland. Elisabeth und Maria Stuart.

Elisabeths Charakter und Bruch mit der Kirche.

Raum war Maria die Katholische todt, so ließ der Lordkanzler, Erz-
bischof Heath, ihre jüngere Schwester, Lady Elisabeth, nach dem Statut aus Elisa-
beth. dem einunddreißigsten Regierungsjahre Heinrichs VIII. als Königin ausrufen. Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre alt, schön und stattlich von Wuchs, von majestätischem Anstand, ihr Haar war goldfarb, ihre Haut war glänzend weiß, ihr braunes Auge voll Feuer. Sie gefiel dem Volke, das sie durch freundliche Herablassung an sich zu fesseln wußte; huldvoll nahm sie Blumensträuße aus den Händen armer Frauen an und ließ einmal über das andere ihren Wagen halten, um mit Leuten niederen Standes zu sprechen. Jedoch sie besaß nicht bloß Anmuth und Majestät, sondern auch Selbständigkeit, Geist und eine reiche Bildung. Sie war Meisterin in der Musik; während ihrer Bildung. Zurückgezogenheit vom Hof unter der Regierung ihres Vaters und ihrer Schwester Maria hatte sie sich eifrig mit Studien beschäftigt.

Ihr Lehrer war Roger Asham.¹⁾ Sie sprach geläufig italienisch, französisch und deutsch, sie las eifrig Cicero, Livius, Tacitus, Demosthenes, Isokrates, Sophokles, sie machte Auszüge aus Plutarchs Biographien. Kenntniß der griechischen und lateinischen Literatur war damals Modesache bei Damen aus höheren Ständen, wie heutzutage das Verständniß des Französischen und Englischen, denn weder Frankreich noch England hatte damals eine classische Literatur, an welcher man Geist und Herz hätte bilden und heben können. Ein englischer Classische
Litera-
tur. Schriftsteller sagt über die Verbreitung der Kenntniß der classischen Literatur bei den Damen des sechzehnten Jahrhunderts mit Recht:²⁾ „Es war unbedingt nothwendig, daß ein Frauenzimmer entweder gar keine oder classische Bildung erhielt. Ohne die Kenntniß der alten Sprachen konnte damals niemand irgend einen klaren Begriff von dem haben, was in der politischen oder literarischen, oder der religiösen Welt vor sich gieng. Das Latein war im sechzehnten Jahrhundert alles das und mehr als alles das, was im siebzehnten Jahrhundert das

¹⁾ Katterfeld, Roger Asham, p. 388 ff. Strassb. 1879.

²⁾ Macaulay, Essays, III, p. 14 (Lord Bacon). Tauchnitz-edition.

Französische war. Es war die Sprache der Höfe sowohl, als die der Schulen, es war die Sprache der Diplomatie, es war die Sprache der theologischen und politischen Polemik.“ Elisabeths Jugendfreundin, die Frau des Lords Burleigh, sprach das Griechische so gut wie ihre Muttersprache. Elisabeth empfing als Königin Schmeicheleien genug ob ihrer Kenntniss der classischen Literatur. Bei einem Besuch in Cambridge wohnte sie einer Disputation an der Universität bei, an deren Schluss Lords, Professoren und Bischöfe niederknieten und sie baten, der Universität etwas in Latein zu sagen — und sie hielt sofort eine ganze lateinische Rede; 1566 sprach sie bei einem ähnlichen Anlasse in Oxford griechisch. Auf ihren Reisen durch das Land gab man, um ihr zu schmeicheln, Darstellungen aus der Mythologie. Göttercharaktere erschienen: Diana lud sie ein zur Jagd, als Musterbild der Jungfräulichkeit; Cupido übergab ihr einen goldenen Pfeil, weil die Zauber Macht ihrer Schönheit auch ein kieselhartes Herz verwunde; Paris bewaunerte, daß er den goldenen Apfel der Venus geschenkt habe, welcher der jungfräulichen Königin von England zukomme.

Charakter.

Elisabeth hatte den Eigenswillen ihres Vaters, sie wollte unumjchränkt gebieten; sie hörte ihre Rätbe wohl an, entschied aber selbständig. Viele alte Rätbe, und zwar nur Katholiken, wurden jogleich entlassen und die neuen Rätbe bekanteten sich alle zur protestantischen Religion. Staatssecretär wurde Cecill. William Cecil oder, wie er seit 1571 heißt, Lord Burleigh; allerdings ein arbeitsamer, zäher, kenntnisreicher, der Königin ergebener Staatsmann, aber ohne wahre Größe, ohne geistige und sittliche Erhabenheit.

Gegen die Überschätzung, welche Cecil in neueren Werken oft zutheil wurde, hat sich mit Recht Macaulay erhoben. Cecil hatte immer ersprießliche Ansichten, und der große englische Schriftsteller sagt wichtig von ihm: „Er verließ seine Freunde niemals, bevor es nicht sehr unzutraglich war, zu ihnen zu halten; er war ein vortrefflicher Protestant, wenn es nicht sehr vortheilhaft war, als Katholik sich zu geberden; er empfahl seiner Gebieterin eine tolerante Politik so eifrig, als er thun konnte, ohne ihre Gunst zu verlieren; er legte niemand auf die Folter, von dem er nicht mit Wahrscheinlichkeit eine nützliche Auskunft zu erlangen schien, und war in seinen Wünschen so einfach, daß er bloß 300 verschiedene Landgüter hinterließ. Er hatte die Natur der Weide, nicht die der Eiche.“¹⁾ — Unter Heinrich VIII. vertheidigte Cecil den Supremat, er war ein eifriger Anhänger der Reformation Eduards VI., unter Maria beichtete er mit großem Anstande und nahm einen katholischen Priester in sein Haus; kurz, er hatte keine bestimmte Ansicht. Kaum war er aber unter Elisabeth Minister, so nahm er ohne Bedenken denen das Leben, die es wagten, anderer Ansicht zu sein, als die Regierung. Cecills Wahl war darum bedeutam.

Religion.

Nach Elisabeth war weder eifrig für die Neuerung, noch für den alten Glauben; der Verstand überwog bei ihr das Gemüth, sie hatte gar keinen echt religiösen Sinn. Sie war eifrige Katholikin unter Maria, sie war Protestantin unter Eduard: sie mußte aber als Königin Stellung nehmen zu einem der beiden Bekenntnisse. Bei ihrer Herrschlust war ihr ein Einfluß

¹⁾ Macaulay, Essays, Tauchnitz-edition, II. p. 83—84.

des Papstes auf England zuwider, nicht minder aber haßte sie die freie Forschung, den kühnen Geist der Puritaner. So kam dieses Gemisch von halbem Protestantismus mit katholischen Formen zusammen und diese Kirche mit einem Papst, der ein König war oder eine Königin. Sie wollte herrschen über die Geister, wie über die Leiber ihrer Unterthanen. Doch gieng Elisabeth langsam und zögernd voran. Berathen war ihre Lust, beschließen ihre Qual, sie machte nach beiden Seiten hin Versprechungen.

Das zeigt sich schon in den Instructionen für die Gesandten, durch welche sie den verschiedenen Souveränen Europas ihre „nach Erbrecht und Wahl der Nation“ erfolgte Thronbesteigung anzeigte. Dem Kaiser Ferdinand I. und König Philipp II. von Spanien ließ sie ihren Wunsch ausdrücken, das gute Verhältnis zwischen England und dem Hause Oesterreich aufrecht zu halten und zu befestigen. Das „Haus Oesterreich“ gieng wirklich darauf ein, anerkannte Elisabeth, und Philipp II. plante sogar eine Heirat mit Elisabeth.¹⁾

Elisabeth und das „Haus Oesterreich“.

Wenn nun auch Elisabeth an eine solche Ehe durchaus nicht dachte, so hat sie doch den Widerspruch der beiden habsburgischen Mächte gegen ihre Thronbesteigung zum Schweigen gebracht im Gegensatz zu der dritten katholischen Macht, Frankreich. Hier befand sich als Gemahlin des Dauphins Franz die nach katholischer Auffassung einzig berechnete Erbin des englischen Thrones, Maria Stuart, welche auf Drängen Heinrichs II. auch sofort Titel und Wappen einer Königin von England annahm. Da Maria Stuart bestimmt war, auch Königin von Frankreich zu werden und 1559 es auch wurde, so stand eine Vereinigung von England-Schottland mit Frankreich bevor: Ein weiterer Grund für die Haltung des Hauses Habsburg zu Gunsten Elisabeths. — Den protestantischen Mächten aber ließ sich Elisabeth durch ihre Gesandten als reformfreundlich vorstellen.

Maria Stuart.

Dem König von Dänemark und den lutherischen Fürsten Deutschlands ließ sie bei ihrem Regierungsantritte vertraulich eröffnen, sie sei dem reformierten Glauben zugethan und wünsche alle Befenner desselben zu vereinigen.

Dem Papste endlich zeigte sie an, sie wolle dem Gewissen ihrer Unterthanen, von welcher Religion sie auch seien, keinen Zwang anthun. Paul IV. trieb sie jedoch durch eine schroffe Antwort sogleich ins Lager der Gegner; er erklärte das Erbrecht einer nicht in rechtmäßiger Ehe geborenen Prinzessin für unbegreiflich: Maria Stuart sei der nächste legitime Sproßling und habe gerechten Anspruch auf die Krone; wolle Elisabeth die Sache seiner Entscheidung überlassen, so dürfe sie auf alle mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht rechnen.

Paul IV.

¹⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1559, n. 1 und 2. — Prescott, Philipp II., Bd. I, S. 187—191.

Das war den Ministern willkommen. Die Protestanten hatten schon das Gesuch an Elisabeth gerichtet, die vier gefangenen Evangelisten freizugeben. Jetzt beschloß man, den Katholicismus zu Boden zu schmettern, und noch bevor Elisabeth ihren Einzug in London feierte, ward in ihrem Rathe das Programm der Reformpartei festgestellt.¹⁾ Dafs Elisabeth mit ihrer Reformation durchdrang, obgleich vor kurzem die englische Nation in ihren Vertretern den Abfall von der alten Kirche bereut hatte, ist nur aus der Schwäche der religiösen Parteien zu erklären.

Stand
der Par-
teien.

Der Cardinal Bentivoglio schlägt die Zahl der eifrigen Katholiken auf ein Dreißigstel der Nation an, auf vier Fünftel aber die Zahl der Leute, die ohne den geringsten Scrupel Katholiken werden würden, wenn die katholische Religion Landesreligion wäre. Mit andern Worten: die Mehrzahl der Engländer war weder eifrig katholisch, noch eifrig protestantisch, und neigte der Richtung zu, die eben die Regierung vorschrieb. So blieben katholische Anschauungen und katholische Formen und wurde doch die Kirche wieder von Rom losgerissen; so blieb die königliche Suprematie des Vaters und das Reformationswerk des Bruders.

Schlaue
Vor-
gehen.

Man gieng äußerst behutsam voran. Man würdigte zunächst diejenigen herab, die unter Maria Ansehen genossen hatten. Die katholischen Räte Mariens wurden entlassen und protestantische an deren Stelle gesetzt; das Kanzleramt wurde dem Erzbischof Heath am 22. December genommen und an Nicholas Bacon, den Vater des berühmten Bacon von Verulam, übertragen. Indes fuhr die Königin fort, der Messe beizuwohnen, zu communicieren, und ließ auch für Karl V. ein feierliches Todtenamt halten. Auf einmal aber ergieng am 27. December 1558 das Verbot gegen das Predigen, bis die Königin und die drei Stände im Parlament über die Religion Rath gepflogen. Die Bischöfe beschloffen nun einstimmig, sich von der Ordnung ferne zu halten: nur einer, der von Carlisle, zeigte sich schwach und krönte am 15. Januar 1559 Elisabeth, wobei diese, obwohl zur Vernichtung des Katholicismus schon entschlossen, doch den feierlichen Eid ablegte, die katholische Religion zu vertheidigen und die Rechte und Freiheiten der Kirche zu wahren.²⁾

Die
Bischöfe.

Stö-
nung.

Indes hatte die Regierung ihre Candidaten bei den Wahlen durchgebracht und trat vor dem am 25. Januar 1559 eröffneten Parlamente mit dem Plane eines „gleichförmigen Religionswesens“ auf: die Königin könne zwar alles aus eigener Machtvollkommenheit selber durchführen, wolle aber doch nichts thun ohne Zustimmung ihrer Unterthanen, und fortan ist es Ton bei Elisabeth, das Parlament hochfahrend zu behan-

Parla-
ment.

¹⁾ Burnet, History of the Reformation, V, p. 497.

²⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1559, n. 2. — Lingard, l. c. VII, p. 290 bis 293. — Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Elisabeth, S. 9 f. Freiburg 1887.

dein, obgleich sie auf der andern Seite ängstlich der Stimmung der Bevölkerung nachgab.

Im königlichen Hochgefühl verlangte sie slavische Ausdrücke der Ergebenheit: man durfte nicht anders als kniend zu ihr reden. Freimüthige Sprecher kamen in den Tower, selbst aufs Schafott. So auch diesmal. Die Gemeinen wagten Elisabeth anzugehen, daß sie eine Ehe schliesse; sie erklärte, bisher habe sie den ledigen Stand vorgezogen und thue es auch jetzt; sie wünsche, daß man einst auf ihr Grab setze, sie habe regiert und sei gestorben als jungfräuliche Königin (Maiden queen); wenn sie je heirate, so geschehe es nur um der Wohlfahrt des Volkes willen. Ubrigens sei es Sache der Stände, zu bitten und nicht vorzuschreiben. Das Parlament erklärte bereitwillig, daß Elisabeth recht- und gesetzmäßig und in gerader Linie von dem königlichen Blute des Reiches entsprossen sei und daß ihr und ihren rechtmäßig erzeugten Leibeserben die Krone gehöre.¹⁾

Hoch-
müth.

The
maiden
queen.

Bereitwillig beschloß das vom 25. Januar bis 8. Mai 1559 tagende Parlament sodann die Änderung des Religionswesens, setzte die Erlässe aus der Zeit Marias außer Wirksamkeit und beschloß, bei Verlust des Vermögens, bei Gefängnis- und Todesstrafe solle das Kirchengebetbuch, das ist die durch Eduards VI. Common prayer book eingeführte Liturgie, mit geringen Abänderungen wieder gebraucht werden, solle die geistliche Autorität des Papstes wieder aufhören, solle alle Gerichtsbarkeit über Irthümer und Negereien der Krone zustehen. Alle Geistlichen, alle Beamten, alle öffentlichen Lehrer, alle, die von der Krone Ländereien erhielten, sollten die Königin als höchste „Regentin in allen geistlichen und weltlichen Angelegenheiten“ durch den Suprematseid anerkennen. — Einstimmig widersprachen die Bischöfe, und beide Universitäten hielten mit ihnen. Nur mit einer Majorität von drei Stimmen gieng die Bill zu Gunsten des neuen Kirchengebetbuches (act of uniformity) Ende April 1559 durch. Am 24. Juni (Fest des heil. Johannes des Täufers) sollte die Bill in Kraft treten und die „abgöttische Messe“ aufhören. Sonst blieben aber viele äußere Formen der katholischen Kirche: Hierarchie, Kreuze, Kerzen u. s. w. bestehen; die unter Maria wieder hergestellten Klöster aber wurden sämmtlich aufgehoben.

Umfsturz
des
Ratho-
licismus.

Supre-
matseid.

Act of
uniform-
ity.

Ein einziger Bischof, Ritschin von Landaff, leistete den Suprematseid, alle andern zwanzig Bischöfe brachten ihre Stelle und ihre Freiheit dem Gebot ihres Gewissens zum Opfer. Der höhere Clerus folgte ihnen; aus Furcht und Noth leisteten aber die meisten vom niederen Clerus den Suprematseid. Neue Bischöfe, neue Rectoren wurden eingesetzt. An die Spitze der neuen Hierarchie kam Matthias Parker, der einstige Kaplan der Anna Bolynn. Von dem, was Maria der Kirche früher zugewendet hatte, kam jetzt vieles in den Besitz der Höflinge.²⁾

Mat-
thias
Parker.

1) Lingard, l. c. VII, p. 295.

2) Spillmann, l. c. p. 11—35.

Die
neuen
„Bis-
chöfe“.

Mit den bisherigen Verordnungen und Maßregeln vom Jahre 1559 war die Grundlage geschaffen für beliebige weitere Änderungen in religiösen Dingen. Die neuen „Bischöfe“ waren ja gehorsame Creaturen und Diener der Königin. Die etwa 9200 Pfarrgeistlichen fügten sich, mit Ausnahme von achtzig in die neue Ordnung, und von der großen Masse des Volkes war ein ernsther Widerstand gar nicht mehr zu erwarten. Daher dauerte es auch nicht lange, und Elisabeth gieng daran, ihren Unterthanen neben der äußern Kirchenordnung auch das genau vorzuschreiben, was sie fortan als göttliche Wahrheit zu glauben hätten. Im Januar 1562 berief sie die Theologen zu einer Synode, Convocation, zusammen und ließ von denselben das neue Glaubensbekenntnis ausarbeiten auf Grund der 42 Artikel Eduards VI. Manche von diesen Artikeln wurden abgeändert oder gestrichen, dafür andere eingefügt, so daß schließlich das neue Bekenntnis 39 Artikel umfaßte, die heute noch die Grundlage der anglicanischen oder Episkopal-Kirche bilden. — War die Regierung bisher mit den Andersdenkenden noch verhältnismäßig mild verfahren, sogar hinsichtlich des Suprematseides vielfach nachsichtig, so wurde es jetzt anders.

Die
39 Ar-
tikel.

High
Com-
mis-
sion-
Court.

Für die Regierung der Kirche wurde nun ein Oberkirchenrath gebildet zur Generalvisitation der Kirchen, mit der Befugnis, auf dem Wege inquisitorischen Verfahrens ohne Jury gegen Kezerei einzuschreiten, gegen Mißachtung der Suprematie, der Uniformitätsacte, gegen kezerische Meinungen und Bücher, verleumderische Worte. Seine Commissäre waren bevollmächtigt, alle Personen zu bestrafen, welche die Kirche nicht besuchen, wider die 39 Artikel lehren; waren bevollmächtigt, Fleischesvergehen zu bestrafen, verdächtige Personen eidlich zu befragen, die Statuten von Collegien, Schulen und Stiftungen zu verändern. Aber sie waren nur ein Privy-Council der Königin, denn alle Jurisdictionen und Privilegien, wie sie früher durch geistliche Gewalt ausgeübt worden, sind für immer mit der Krone vereint. Mit andern Worten, die Königin ist Papst. Befremdet schrieb damals ein Gesandter an seinen Hof: „Ich habe das Oberhaupt der englischen Kirche tanzen gesehen.“ Mit dem Verfolgen derer, welche diesen Papst nicht anerkennen wollten, wurde es bald blutiger Ernst. Auf der zweiten Weigerung, den Suprematseid zu schwören, stand seit den verschärften Strafgesetzen vom Jahre 1563 der Tod des Hochverraths.¹⁾ Milner zählt 204 hingerichtete katholische Männer auf, davon erlitten 15 den Tod wegen Verjagens des Suprematseides, 126 wegen Verwaltung des priesterlichen Amtes, die andern wegen Überganges zur katholischen Religion.²⁾ Viele starben im Gefängnis, noch viel mehrere verloren Hab und Gut.

Viele
Mär-
tyrer.

¹⁾ Spillmann, l. c. p. 41.

²⁾ Die Zahl der Märtyrer für ihre religiöse Überzeugung unter der Regierung des Tyrannen Heinrich VIII. und der rüchischen Elisabeth ist bedeutend. Das Parlament hatte

Dieselbe Herrschucht, durch welche Elisabeth eine Anerkennung der Ober-^{herrsch.} hohheit des Papstes über die englische Kirche unerträglich fand, machte sie auch jeder Vermählung abgeneigt. Sie fürchtete, Macht und Schönheit zu verlieren: „Denke ich daran, dass ich heiraten soll,“ sagte sie zum französischen Gesandten, „so ist mir, als reiße mir einer das Herz aus dem Leibe; so weit bin ich meiner Natur nach davon entfernt, und nur das Wohl meiner Unterthanen könnte mich dazu zwingen. Auch bin ich entschlossen, meinem

fein Wort für sie, die Richter verurtheilten sie zum Tod, der Henker schnitt ihren Lebensfaden entwei, sie waren verhöhnt und als Hochverräther gebrandmarkt — nur die katholische Kirche hielt ihre Ehre hoch und stellt jetzt ihr Bild auf die Altäre. Am 29. December 1886, dem Gedenktag des Thomas von Canterbury, erließ Leo XIII. das folgende Decret für Westminster:

„Zur Bestätigung der kirchlichen Verehrung der seligen Märtyrer Johannes Cardinal Fisher, Thomas More und ihrer Gefährten, welche aus Haß gegen den Glauben vom Jahre 1535—1583 in England getödtet wurden.

„England, einst die Insel der Heiligen, ist bereits von den ältesten Zeiten der Kirche an durch die Leiden sehr vieler Blutzegen verherrlicht. Auch im sechzehnten Jahrhundert hat dasselbe, als es durch ein trauriges Schisma vom Geboriam und von der Verbindung mit dem römischen Stuhle losgerissen wurde, des Zeugnisses jener nicht entbehrt, welche für dieses Stuhles Oberhaupt und für die Wahrheit des rechtmäßigen Glaubens Blut und Leben hinzupferen nicht zauderten. Dieser glorreichen Schar fehlt kein Rang und keine Hierde: nicht die Erhabenheit des römischen Purpurs, nicht die weishevolle Würde von Bischöfen, nicht die Kraft des Welt- und Ordensclerus, nicht die unbefiegbare Stärke des schwachen Geschlechtes. — Unter den Glaubenshelden ragt hervor Johannes Fisher, Bischof von Rochester und Cardinal der heiligen römischen Kirche, den Paul III. in seinen Briefen einen durch Heiligkeit hervorleuchtenden, durch Gelehrsamkeit berühmten, durch sein Alter ehrwürdigen Mann und sowohl des Clerus jenes Reiches als der ganzen Kirche Schmut und Hierde nennt. Von ihm kann ein Laie nicht getrennt werden, Thomas More, der Kanzler von England, den derselbe Papst mit gebührenden Lobeerhebungen feiert und ihn einen an Kenntnis der heiligen Wissenschaften ausgezeichneten Mann und einen muthigen Befenner der Wahrheit heißt.

Unter König Heinrich erlagen 30 Blutzegen: außer Johannes Fisher, Bischof von Rochester und der heiligen römischen Kirche Cardinal, und Thomas More, Kanzler von England, Margareta Pole, Gräfin Salisbury, Mutter des Cardinals Pole, Richard Reynolds aus dem Orden der heiligen Brigitta, Johannes Halle, Priester; ferner 18 Kartäuser, nämlich: Johannes Houghton, Augustin Webster, Robert Laurence, Wilhelm Gynew, Hunsfried Middlemore, Sebastian Newdigate, Johannes Rochester, Jakob Walworth, Wilhelm Greenwood, Johannes Davn, Robert Salt, Walter Pierson, Thomas Green, Thomas Scrypen, Thomas Redyng, Thomas Johnson, Richard Vere und Wilhelm Horne; Johannes Foreß, Priester aus dem Orden des heil. Franciscus; Johannes Stone aus dem Orden des heil. Augustinus; ferner vier Weltpriester; Thomas Abel, Eduard Bowel, Richard Fetherstone, Johannes Parke, und German Gardiner, ein Laie.

Unter Elisabeth litten die Priester: Cuthbert Mayne, Johannes Nelson, Eberhard Hanje, Rudolf Sherwin, Johannes Payne, Thomas Ford, Johannes Chert, Robert Johnson, Wilhelm Fulby, Lukas Kirby, Lorenz Richardson, Wilhelm Lach, Richard Kirkman, Jakob Hudson oder Thompson, Wilhelm Hart, Richard Thirkfeld, Thomas Woodhouse und Plumtree; ferner drei Priester aus der Gesellschaft Jesu: Edmund Campion, Alexander Briant und Thomas Cottam; endlich Johannes Storey, Doctor der beiden Rechte, Johannes Felton und Thomas Sherwood, Laien.“ — So sind also 61 Blutzegen auf die Altäre erhoben, für 261 andere aber ist der Seligsprechungsproceß bereits eingeleitet. Vergl. Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Heinrich VIII., S. 1—10. Freiburg 1897.

künftigen Manne nichts von meinen Gütern, Mitteln und von meiner Macht abzutreten, sondern mich seiner nur zu bedienen, um Nachkommen zu hinterlassen.“ — Aber sie fand sich geschmeichelt, wenn man um ihre Hand warb, gab verheißende Worte und hörte es daneben nicht ungern, daß jedes Parlament dringend den Wunsch aussprach, sie möge sich vermählen.¹⁾

Wir haben gesehen, wie Philipp II. an eine Heirat mit Elisabeth dachte; er kam bald davon ab und heiratete eine französische Prinzessin. Ernstlich wurden die Verhandlungen mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich, dem Sohne Kaiser Ferdinands I. im Jahre 1559, scheiterten aber an der Forderung einer Privatkapelle für den Erzherzog und dessen katholische Dienerschaft; Elisabeths Aufmerksamkeit blieb lange auf den Erzherzog geheftet. — Dann verlangte Ende 1559 König Erich von Schweden ihre Hand. Sein Bruder Johann warf, als er in London warb, Geld unter das Volk: er gebe Silber, der König aber werde Gold geben. Nicht bloß die Günstlinge nahmen Geschenke an, sondern die Königin selber: prachtvolle Pferde, Kisten mit ungemünztem Gold und Silber, bis Erich des Hinhaltens mit trügerischen Hoffnungen müde ward. — Hierauf, im Jahre 1560, kam Adolf von Holstein, jung, schön, ein Krieger; er gefiel, wurde Ritter des Hosenbandes und erhielt ein Jahrgeld auf Lebenszeit, aber die Königin konnte sich nicht entschließen, ihn zum Gemahl zu nehmen. — Dann wurde der Schotte Graf Arran lange mit Hoffnungen hingehalten; die abweisende Antwort stürzte ihn in Schwermuth und er starb im Wahnsinn. Als Karl IX. 1564 um ihre Hand warb, erklärte Elisabeth, er sei ihr zu groß und zu klein: zu groß, weil ihm Frankreich stets die Hauptsache sein werde, zu klein, sofern er ihr zu jung sei.

Nach Unterthanen machten sich Hoffnung auf ihre Hand.²⁾ Lange glaubte man, daß sie den schönen und gewandten Wilhelm Pickering zum Gatten erküren werde, dann den Grafen von Arundel, der sich, um ihre Gunst zu gewinnen, in Schulden stürzte. Am meisten Grund³⁾ zu hoffen schien Robert Dudley, Graf von Leicester, zu haben, der Sohn jenes Dudleys, den Heinrich VIII. kurz nach seiner Thronbesteigung hatte hinrichten lassen. Er war ein Bild männlicher Schönheit, ein gewandter Hofmann, er liebte und wurde geliebt. Das Gerücht gieng, er habe seiner eigenen Frau den Tod bereitet, um jedes Hindernis zu beseitigen. Sein Charakter ist sehr bemakelt, desungeachtet erschien er der Königin als der tugendhafteste und vollkommenste Mann, und ihre Vertraulichkeit gieng so weit, daß mit Grund das Schlimmste davon geredet wurde. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, den Günstling zu heiraten.

Guldigungen waren ihr Bedürfnis, und die Engländer leisteten Unglaubliches in Zurschaufstellung ihrer Hingebung für die Königin. Heinrich Lee stiftete eine Kampgesellschaft für Elisabeths Schönheit und erschien jährlich in den Schranken gegen jedermann für ihre jungfräuliche Holdseligkeit. Walter Raleigh warf seinen prächtigen Sammtmantel in eine Pfühe, als Elisabeth beim Spaziergange über dieselbe nicht zu schreiten wagte; er ward ob dieser Artigkeit mit hoher Gunst belohnt und erhielt manchen schönen Rod von

¹⁾ Lingard, l. c. VII, p. 338 ff.

²⁾ Ibid. p. 343.

³⁾ Hume, History of England, V, p. 387.

der sonst geizigen Königin. Als Elisabeth sich zur Wegnahme eines schmerzenden Zahnes nicht entschließen konnte, ließ ein Bischof sich einen gesunden ausziehen, nur um seiner Königin Muth zu machen.

Elisabeth glaubte selber an ihre unüberwindliche Schönheit, und man soll nach ihrem Tode nicht weniger als 3000 Kleider in ihren Kisten gefunden haben. Als ein Bischof einst in einer Predigt vor ihr auf die Eitelkeit ihres Anzuges anzuspielen und auf die Reichthümer des Himmels hinzuweisen wagte, sagte sie zu ihren Damen: wenn er diesen Punkt noch einmal berühre, so werde sie ihn selber für den Himmel zurichten, aber er solle ohne Kopf hinwandeln und seinen Mantel zurücklassen. Das Stärkste war jedoch ein Ausschreiben wegen ihres Bildes: keines habe ihre Gestalt, Schönheit und Annehmlichkeit bisher treffend ausgedrückt, darum habe sie einen geschickten Maler kommen lassen, um eine getreue Abbildung fertigen zu lassen. Bis dieses Bild fertig sei, verbiete sie jedes Vorzeigen oder Verlaufen jedes älteren Bildes von ihr. Die Festigkeit der Tudors lebte auch in der jungfräulichen Königin fort. Bei all ihrer Bildung mischte sie dennoch immer Schwüre in ihre Rede, und ihre nächste Umgebung hatte oft die Schwere ihrer Hand zu verspüren.

Elisabeths Eitelkeit.

Mit dem Siege der Reform in England gieng naturgemäß die Unterstützung der Neuerungen in Schottland Hand in Hand, bald auch die Verbindung mit den Hugonotten in Frankreich und mit den Aufständischen in den Niederlanden. — Wichtiger als die Niederlande, als Frankreich, erschien aber der englischen Regierung Schottland, hier kämpfte sie nicht bloß gegen französischen Einfluß, sondern auch um den eigenen Bestand.

Maria Stuarts Regierungsanfang.

Nicht bloß weibliche Eifersucht, sondern Geburt und Stellung und der Ehrgeiz der französischen Regierung ließen Maria Stuart¹⁾ der Königin Elisabeth als feindselig erscheinen. Am 24. April 1558 wurde Maria Stuart dem Dauphin Franz vermählt, der sofort mit Zustimmung der Schotten den Titel eines Königs von Schottland annahm: der älteste Sohn dieser Ehe sollte König von Frankreich, die älteste Tochter Königin von Schottland werden und 400.000 Thaler als Tochter von Frankreich erhalten, Maria Stuart ward ein Witwengehalt von 60.000 Livres bestimmt.

Maria Stuart in Frankreich.

¹⁾ Mignet, Histoire de Marie Stuart. Seit dieses Meisterwerk erdhiem, sind eine Reihe wichtiger Darstellungen, die Mignet zum Theil berichtigten, veröffentlicht worden Agnes Strickland, Lives of the Queens of Scotland. 8 voll. 1852 bis 1868. — Burton, The history of Scotland. 8 voll. 1867—1873. — Hosack, Mary Queen of Scots. 2 voll. 1870—1874. — A. Neel-Caird, Mary Stuart, her guilt or innocence. — Wiesener, Marie Stuart et le comte de Bothwell. 1863. — Marie Stuart et ses derniers historiens. Revue des questions historiques. 1868. — Jules Gauthier, Histoire de Marie Stuart. 3 voll. Paris 1869. — Chantelauze, Marie Stuart, son procès et son exécution. Paris 1876. — Sehr gut ist Theodor Opitz, Maria Stuart, Freiburg 1879, und die Schriften von Tr. Bernhard Sepp. — Philippson, Histoire du règne de Marie Stuart. 3 voll. Paris 1891—1893.

zu Mißgriffen verleitet.

Der französische Hof verleitete aber die junge Königin zu einem Fehltritte, der sie ihren Unterthanen gegenüber später nur bloßstellen konnte. In einem geheimen Actenstücke vom 4. April 1558 schenkte sie Schottland einfach an die Könige von Frankreich für die vielen Dienste, welche diese Schottland zu allen Zeiten geleistet; in einem zweiten überließ sie ihre Rechte an England und Irland dem französischen Königshause und erklärte, daß es Schottland so lange besitzen solle, bis es eine Million Thaler aus demselben gezogen habe.¹⁾ — Der französische Hof gedachte sich dadurch Schottland für den Fall zu sichern, daß Maria Stuart kinderlos sterben sollte. In einer gleichzeitigen geheimen Protestation erklärte sie, daß alle Versprechungen, welche sie später den Schotten machen würde, null und nichtig seien, sobald dieselben den Abmachungen zu Gunsten des französischen Hofes widersprechen. Bald verleitete sie der französische Hof noch zu einem andern Mißgriff: als Maria die Katholische starb, mußte die Dauphine das Wappen von England und den Titel „Königin von Schottland, England und Irland“ annehmen. Dadurch wurde sie mit der damit als Bastard erklärten Elisabeth unversöhnlich verfeindet.²⁾

Die Reformation.

Indessen war in Schottland die Reformation siegreich geworden; sie trug einen gewaltsamen Charakter. Die Klöster wurden zerstört, die Mönche verjagt, der Cardinal David Beaton, der die alten Gesetze und die alte Religion gegen die Neuerungen eines Georg Wishard aufrecht erhalten wollte, wurde am 29. Mai 1546 im Schlosse von St. Andrews erwürgt und aufgehängt. Der Calvinismus siegte allenthalben.³⁾

Knox.

Schon unter der Regentschaft des Grafen Arran mußte die Regierung das Lesen der Bibel in der Muttersprache und das Predigen gestatten. Der eigentliche Reformator Schottlands war nach der kurzen Wirksamkeit Wishards John Knox, geboren 1505, gebildet an der Universität von Glasgow, einige Zeit (1547--1551) hindurch als Anhänger der Mörder Beatons auf französischen Galeeren, des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen mächtig, später ein Schüler Calvins, ein Mann, kühn, verwegen, roh, von hinreißender Beredsamkeit. Im Jahre 1555 durfte er wieder nach Schottland zurückkehren und begann gleich seine Umtriebe, weshalb er bald wieder weichen mußte. Er gieng wieder nach Genf, blieb aber mit seinen Anhängern in Schottland in Correspondenz. Im Jahre 1557 vereinigten sich viele protestantische Barone, von ihm aufgereizt, zu einem Bunde oder Covenant, um ihren Gottesdienst offen abzuhalten, den alten Glauben zu unterdrücken, und errichteten eine insurrectionelle Regierung, die Lords von der Congregation genannt. Knox war seit Mai 1559 wieder in Schottland und hegte gegen den Katholicismus. Processionen wurden auseinandergetrieben, Bildsäulen umgestürzt, Klöster zerstört.⁴⁾

Covenant.

Unruhen.

¹⁾ Mignet, l. c. cap. 1, p. 26 f. — Martin, l. c. VIII, p. 464 f. — Dpiß, l. c. I, p. 14.

²⁾ Philippson, l. c. I, p. 228 f. Paris 1891

³⁾ Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, I, S. 337 ff. — Philippson, l. c. I, p. 101—105.

⁴⁾ Dpiß, l. c. I, p. 7—29. — Mignet, l. c. cap. 1, p. 33—45.

Maria von Guise, die damalige Regentin in Schottland, rüstete, die Anhänger des Covenant gewannen aber in kurzer Zeit das Übergewicht und besetzten Edinburgh. Die Regentin wandte sich um Hilfe an Frankreich, die Reformierten an Elisabeth. Letztere schickte Hilfe, aber anfangs schwach und verflücht; Cecil rieth dazu, denn um eine ewige Freundschaft zwischen beiden Ländern herzustellen, müsse Schottland dem Einflusse Frankreichs, dem alten Feinde Englands, entzogen werden, und das sei nur durch den Sieg der Reformation möglich. Frankreich konnte damals wenig Hilfe schicken, die Regentin kam in die höchste Noth, und die Lords von der Congregation erklärten sie am 15. October 1559 aus „gewichtigen Gründen“ der höchsten Gewalt für enthoben.¹⁾

Cecil.

Der Kummer beschleunigte das Ende Marias von Guise, sie starb am 10. Juni 1560. Bald darauf, am 6. Juli, wurde in Edinburgh ein Friede abgeschlossen, nach welchem die französischen Truppen Schottland räumten, Maria Stuart und ihr Gemahl dem Titel und Wappen von England entsagten und die Leitung der Staatsangelegenheiten einem Rathe von zwölf Mitgliedern, wovon die Königin sieben und die Stände fünf wählten, überlassen bleiben sollte, bis ein freies Parlament sich im Monat August versammelt habe.²⁾

Maria von Guise.

Friede von Edinburgh.

Dieser Friede war ein Sieg Englands über Frankreich, ein Sieg der Aristokratie über das Königthum und des neuen Glaubens über den alten. Das neue Parlament im August 1560 führte denn alsbald auch die Reformation durch, die römische Kirche ward außer dem Gesetze erklärt, die katholische Geistlichkeit unterdrückt, ihr Sitz und Stimme im Parlamente verweigert, dem Adel die Güter des Clerus überlassen. Das Glaubensbekenntnis, welches das Book of discipline enthielt, verwarf die anglikanische Hierarchie als einen Überrest von Aberglauben und Götzendienst, verwarf die Anbetung des Leibes Christi im Brote und die Lehre von der Transsubstantiation, nahm als Sacrament nur Taufe und Abendmahl an. Das Haupt des Staates wurde nicht wie in England als das Haupt der Kirche erklärt, nur das Volk sei die Quelle der geistlichen Macht und wähle die Geistlichen, die dann vor ihrem Eintritte ins Amt geprüft würden. Das Königreich ward in zehn Diöcesen eingetheilt, an deren Spitze Superintendenten standen, die dieselben durchreisen und dreimal wöchentlich predigen mußten. Wichtig war die Verordnung, daß jedes Kirchspiel einen Schullehrer haben sollte, der mindestens in Städten von einiger Wichtigkeit imstande sei, Unterricht in der Grammatik und in der lateinischen Sprache zu ertheilen; für das Volk ward der Genfer Katechismus eingeführt. So ward denn Schottland eine aristokratische Republik unter dem Protectorate Englands.³⁾

Neue Kirchenordnung.

Calvinismus.

¹⁾ Philippson, l. c. I, p. 154—167.

²⁾ Mignet, l. c. cap. I, p. 46. — Dpig, l. c. I, p. 30f. — Philippson, l. c. I, p. 181—185.

³⁾ Wellesheim, l. c. I, p. 424—432.

Konnte Maria Stuart den Edinburger Vertrag genehmigen, der die Grundbedingungen der Monarchie lockerte und den Glauben des Landes änderte? Sie verwarf ihn mit den Worten: „Meine Unterthanen thun ihre Pflicht nicht; sie nennen mich ihre Königin, betragen sich aber nicht wie Unterthanen; ich werde ihnen zeigen, was Gehorsam ist.“¹⁾ Allein sie vermochte ihre Unterthanen zum alten Gehorsam nicht mit Gewalt zu zwingen; denn die französische Macht war durch die Hugonotten gebunden. Ueberdies starb ihr Gemahl am 5. December 1560. Die Guisen verloren an Ansehen, und Katharina von Medici, die mit Elisabeth in gutem Einvernehmen stehen wollte, erlangte den höchsten Einfluß auf den jungen Karl IX. Der Schlag war ein furchtbarer, man sah die achtzehnjährige Witwe lange Zeit in tiefe Verzweiflung versunken — sie war jetzt einfache Königin von Schottland, und dieses Land war in Empörung. Wird sie die niedergeworfene katholische Partei erheben, wird sie sich der Congregation anschließen müssen? Sie fürchtete die Reise nach Schottland wie den Tod; ihr Bruder, James Murray, ein scharfsinniger, thatkräftiger, verschlagener junger Mann, ließ sich nicht von ihr für die Wiederherstellung des Katholicismus gewinnen und verrieth alle ihre Pläne an Elisabeth, welche Maria Stuart die Durchreise durch England verweigerte, solange sie nicht den Edinburger Vertrag unterschrieben habe.

Am 14. August 1561 schiffte sich Maria in Calais ein; ihr Abschied von Frankreich war schmerzlich, sie stand immer, den Blick nach der französischen Küste gewandt, und rief unter Thränen: „Lebe wohl, schönes Frankreich, ich glaube dich nie wieder zu sehen!“ Elisabeth hatte Kreuzer gegen sie ausgesandt, Maria Stuart entkam jedoch glücklich am 19. August in den Hafen von Leith.²⁾ Als sie die Armut des wilden Landes und die Schmucklosigkeit des Gefolges sah, das man ihr entgegensandte, und an die Pracht von Frankreich dachte, fieng sie an zu weinen; und diese melancholische Stimmung ward nur erhöht, als sich die Bürger Edinburghs zu ihrem Empfange abends vor ihrem Schlosse Holyrood auf dreisaitigen Violinen hören ließen und in düsterem Tone Psalmen sangen.³⁾

Die Verhältnisse in Schottland waren dermaßen schwierig, der Adel so unbändig, parteisüchtig, ränkefüchtig, durch die langen Wirren die Charaktere derart verdorben, der Haß der Zeloten so unvernünftig und übermüthig, daß nur ein Mann von großer Einsicht, Biegsamkeit, Thatkraft und kriegerischer Begabung sich als König hätte behaupten können, nie aber ein schwaches Weib, das eine Elisabeth zur Nachbarin und eine Katharina von Medici zur Gegnerin hatte; jene half stets ihren Thron unterwählen, diese verrieth Marias Pläne an die Königin von England, weil sie einen ihrer Söhne gern mit Elisabeth vermählt gesehen hätte. An ihren Unterthanen hatte Maria

¹⁾ Mignet, l. c. cap. 1, p. 51. — Philippson, l. c. I, p. 201.

²⁾ Philippson, l. c. I, p. 333—342.

³⁾ Epig, l. c. I, p. 46—48.

nur eine Stütze, wenn sie ihnen Gnaden spendete oder wenn sie ihrem Glauben untreu wurde.

Eingehend bespricht der Nuntius Nikolaus Floris aus Gouda, den Papst Pius IV. 1562 nach Schottland sandte, die Zustände Schottlands¹⁾ in den Worten: „Sie bietet ein klägliches und bejammernswertes Schauspiel. Es sind fast alle Klöster, zum Theile von Grund aus, zerstört, die Tempel und Altäre zertrümmert, alles Heilige entweicht, die Bilder Christi und der Heiligen zerbrochen und weggeworfen. Kein kirchliches Officium wird im ganzen Reiche abgehalten, kein Weisopfer öffentlich dargebracht, außer in der Kapelle der Königin. Auch werden keine Sacramente öffentlich nach katholischem Brauche gespendet: Selbst die kleinen Kinder dürfen nur nach den Gebräuchen der Häretiker, und zwar zu der von ihnen vorgeschriebenen Zeit, nämlich am Samstag, getauft werden, so daß viele derselben ungetauft sterben. Ihre sogenannten „Ministri“ sind theils abgefallene Mönche, theils Laien, ganz ungebildete Menschen niedrigen Standes: Schuster, Flicker, Kürschner und andere von gleichem Schlage, die in allen ihren Predigten mit entschlicher Vermesstheit gegen den Papst, gegen das heilige Weisopfer, die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Bilder poltern und toben, die Messe Götzendienst nennen und andere dergleichen gottlose Sätze dem einfachen und ungebildeten Volke vorpredigen. Und so groß ist die Wuth und der Wahnsinn dieser Menschen, daß sie nicht nur die Bilder der Heiligen auf die Seite geschafft, sondern auch die Werke der heiligen Väter verbrannt haben, so daß weder von den allgemeinen Concilien, noch den apostolischen Überlieferungen bei ihnen irgendwie Rede ist; nur die Heilige Schrift, die sie nach ihrem Gutdünken verdrehen und gegen die Glaubenslehren der Kirche in einem ganz falschen Sinne erklären, hat Ansehen bei ihnen. Ihre sogenannten Superintendenten aber besuchen zwar fleißig die Kirchen, welche sie durch Gewalt und Tyrannei in ihren Besitz gebracht haben und aus denen sie die geschmähtigen Hirten fernhalten, aber so, daß sie nicht nur das unglückliche, schon verleitete Volk in der gottlosen Lehre befestigen, sondern auch viele andere, selbst Priester, von der wahren Religion abwendig machen. Nicht weit von dem Orte, wo ich als Gast aufgenommen war, schworen während meines Aufenthaltes daselbst drei Priester an einem Tage öffentlich den alten Glauben ab. Zur selben Zeit feierte einer der angesehensten Superintendenten, ein Mönch und Doctor der Theologie, im Alter von ungefähr siebenzig Jahren, öffentlich seine Hochzeit. Sie wollen nämlich ihre Lehre, wonach sie allenthalben auf der Kanzel gegen das Gelübde der Keuschheit streiten, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Beispiele bekräftigen. Durch außerordentlich schlaue Kunstgriffe suchen sie das unglückliche Volk zu verleiten. Diejenigen aber, welche ein öffentliches Amt bekleiden, verwalteten daselbe in der Weise, daß sie auch bei Processen die Leute fragen, ob sie katholisch oder (wie sie sagen) Papisten seien, oder aber ihrer Congregation angehören? Und, wenn sie vernehmen, es seien Katholiken, so wird die Angelegenheit entweder ganz bei Seite geschoben oder äußerst langsam besorgt. Die Großen des Reichs sodann scheinen zwar die Königin anzuerkennen, doch gestatten sie ihr nicht, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen; denn auf verschiedene Weise suchen sie dieselbe zu bekämpfen und auf ihre Seite zu ziehen; auch bringen sie ihr viele falsche Ansichten bei und benutzen oft ihre Furcht vor den Engländern, um sie

Bericht
des
Gouda-
nus.

Kirchen-
schän-
kung.

Die
Super-
intenden-
ten.

Priester-
ehen.

Die
Großen.

¹⁾ Bellezheim, l. c. II, p. 38—41.

einzuschüchtern, besonders wenn sie für die Vertheidigung des Glaubens etwas unternehmen will; dann reden sie ihr ein, die Engländer würden von neuem in Schottland einfallen wie vor drei Jahren, als ihre Mutter frommen Andenkens mit Hilfe der Franzosen die Häretiker vertreiben wollte. Was soll da, frage ich, Maria Stuart. die fromme jugendliche Herrscherin thun, die in Uppigkeit erzogen und kaum zwanzig Jahre alt ist und allein, ohne menschlichen Schutz und Rath dasteht? denn auch ihr Beichtvater hat sie kurz vor meiner Abreise von Schottland verlassen und ist mit einigen katholischen Bedienten derselben nach Frankreich zurückgekehrt; und so ist sie jetzt fast allein inmitten der Häretiker, deren Bestrebungen sie jedoch nach Kräften zu widerstehen sucht.“

Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bietet bei allen großen Völkern Europas ihre hässlichen Seiten, die Geschichte Schottlands gehört aber zu den widerwärtigsten. Wohl nie ist eine junge schöne Königin auf einen unheimlicheren, düstereren Boden getreten; schon Zeitgenossen bezeichneten ihre Ankunft in Schottland als „ein rauhes Abenteuer für eine junge Frau“.

Doch suchte sie ihre schwierige Aufgabe anfangs mit allem Feuer der Jakob Murray. Jugend zu lösen und benahm sich sehr gewandt. Ihr Stiefbruder Murray wurde ihr erster Minister, sie nahm die religiöse Revolution als vollendete Thatfache an, verlangte aber Duldung für sich; sie wollte die Freiheit keines ihrer Unterthanen beschränken, verlangte aber auch, daß man ihre Freiheit nicht beschränke.

Aber die Protestanten zeigten sich intolerant: „Ich wollte lieber zehntausend Feinde in Schottland landen sehen,“ rief Knox auf der Kanzel, „als die Abhaltung einer einzigen Messe gewähren.“ — Murray mußte mit gezücktem Schwerte sich vor die Thür der Kapelle auf Holyrood stellen und die Priester der Königin beschützen, als das verhegte Volk die Messe stören wollte. Am 2. September 1561, am Tage ihres feierlichen Einzuges in Edinburgh, waren entlang der Straße die Strafen für den „Götzendienst“ in roher Weise dargestellt.¹⁾

Maria ließ Knox vor sich kommen, hielt ihm offen seine revolutionäre Tendenz vor; er aber sagte ihr entschieden, daß man einem Fürsten, der sich nicht nach Gott richte, die Hände binden und ihn gefangennehmen müsse. „Wohl, ich verstehe,“ Maria und Knox. entgegnete sie, „meine Unterthanen sollen Ihnen gehorchen und nicht mir; Sie können thun, was Ihnen gefällt, und nicht, was ich Ihnen befehle. Anstatt Ihre Königin zu sein, soll ich lernen, Ihre Unterthanin zu werden.“ Maria Stuart erklärte aber am Schlusse entschieden, daß sie die Kirche von Rom für die wahre Kirche Gottes halte. Bei einer andern Audienz konnte der rohe Zelot, als er im Vorzimmer die Hofdamen der Königin sah, sich nicht enthalten, von widerlichen Würmern zu reden, die ihr zartes Fleisch durchwühlten würden, und gegen das Geschmeide zu eifern, das sie auf dem Leibe trügen. Die römische Kirche war ihm nur „die Geschändete“, seine Anhänger nannte er dagegen „die Heiligen“!²⁾

1) Philippson, l. c. II, p. 4 f.

2) Mac Crie, Life of Knox. Edinburgh 1811, im Auszug von Pland. Göttingen 1817.

Eine Katholikin naht als angestammte Königin, und Knox, der einflussreichste Prediger, bezeichnet sie mit einer zügellosen Frechheit der Zunge, die an Marat erinnert, auf der Kanzel als Götzendienerin, „mit der Kummer, Jammer, Gottlosigkeit, Finsternis in das Land komme“; er betet täglich: „Gott möge das verhärtete Herz der Königin umwandeln oder die Seelen und Arme seiner Erwählten stärken, um der Wuth der Tyrannen zu widerstehen.“ — Er stellt öffentlich in Frage, „ob man der Königin, als einer Götzdienerin, in politischen und bürgerlichen Dingen gehorchen könne“. — Die Königin bereist ihr Land und empfängt Beweise von Anhänglichkeit des Volkes. Das veranlaßt „den Heiligen Gottes“ zu predigen: die Städte seien durch den Besuch der Königin beschmutzt worden; Krankheiten und andere Gottesgeißeln seien ihren Schritten gefolgt, der Teufel habe seine Freiheit da wiedergefunden, wo er früher nicht gewagt haben würde, sich öffentlich zu zeigen.

Als die Königin von den Protestanten als Verrätherin verdächtigt wurde, da fragte eines Tages Maitland den Fanatiker um den Grund und erhält die Antwort: „Was, kein Grund zum Verdacht? ist sie nicht katholisch, läßt sie nicht die Messe lesen? liebt sie nicht alle Teufelskünste, Tanz, Musik und Poesie?“ — Maria Stuart läßt den Fanatiker, nachdem er wieder einmal gegen sie auf der Kanzel gedonnert hat, zu sich bescheiden und sagt ihm freundlich: „Wenn Sie von mir etwas hören, was Ihnen mißfällt, so kommen Sie und warnen Sie mich, ich werde Ihrem Rathe folgen“, und erhält die rauhe Antwort: er predige öffentlich, da könne sie hinkommen und ihn hören; er werde nicht an ihrer Zimmerthür oder anderswo haren, um ihr seine Meinung zuzulüftern oder zu berichten, was man von ihr denke oder sage; das erlaube ihm weder sein Gewissen noch sein ihm von Gott bestimmter Beruf. — Maitland schrieb an Cecil, sie zeige in ihrem Verhalten gegen Knox eine weit über ihr Alter gehende Klugheit. Mit ihrer Nachgiebigkeit gegen die Eiferer schützte die Königin nur „offizielle Schmähler“, welche sie dafür jeden Sonntag auf der Kanzel anklagten, und entfremdete sich dadurch die Katholiken in Europa.¹⁾

So sehen wir Maria Stuart in ihrer Heimat den wildesten Angriffen des religiösen Fanatismus ausgesetzt. Daneben drangen aber auch Schwierigkeiten politischer Art auf sie ein. Schottland war immer zum Bürgerkriege geneigt, und es fehlte auch jetzt gleich im Anfange nicht an Unzufriedenen. Doch wußte die Königin ihrem Ansehen Geltung zu verschaffen, sie durchzog mit einer kleinen Armee das Land, bezwang die Schlösser, die sich ihr nicht unterwerfen wollten, ertrug heiter alle Anstrengungen und bedauerte nur, kein Mann zu sein.

Daneben betrieb sie eifrig ein anderes Project, nämlich von der Königin Elisabeth als Erbin auf dem Throne von England anerkannt zu werden. Um ihre Gegnerin zu gewinnen, hatte sie das englische Wappen abgelegt; Murray drang in seinen Depeschen auf Ordnung der Thronfolge in England. Elisabeth war aber während ihres ganzen Lebens nicht zu bewegen, einen Erben zu nennen; sie wies die Wünsche der Königin nicht gerade zurück, verlangte jedoch vorher die Ratification des Vertrages von Edinburgh.

¹⁾ Dpig, l. c. I, p. 71 f.

Knox.

Maria
und
Knox.

Maria
und
Elisabeth.

Maria Stuart wünschte eine Zusammenkunft mit „ihrer theueren Schwester“, Elisabeth wußte immer Hindernisse aufzufinden.¹⁾

Elisabeth.

Das Verhältnis zu Elisabeth war ein höchst schwieriges. Vor nichts hatte Elisabeth einen solchen Abscheu als vor dem Wort „Erbe“. Elisabeth war bitterneidig auf Marias Schönheit und wußte, daß der Adel Nordenglands die junge Schottenkönigin für besser berechtigt an den englischen Thron hielt, als die Tochter Anna Bolenns, darum wollte sie keine Zusammenkunft „mit der Schwester“ in York, hielt sie dieser aber stets als Lockpfeife hin.

Maria Stuarts Ehe mit Darnley.

Indessen kam die Frage wegen ihrer Vermählung²⁾ zur Sprache: ihre Unterthanen forderten, daß sie Schottland einen Erben gebe. An Bewerbern um ihre Hand fehlte es nicht, allein gegen jeden Candidaten erhob sich irgend ein Hindernis.

Elisabeth bestach die Rätthe Maria Stuarts und suchte diese durch ihre Diener in steter Vormundschaft zu erhalten. Mit Hilfe eines tüchtigen Gemahls hätte Maria sich der drückenden Fesseln entwinden und Ordnung in Schottland schaffen können, aber die Königin von England und die an ihrem
 Murray. Leitsieil giengen, insbesondere der falsche Halbbruder Murray, thaten alles, daß keine Heirat mit einem Fürsten, der die nöthigen Eigenschaften besaß zustande kam — kein französischer, kein spanischer, kein österreichischer Prinz sollte es sein.³⁾

Maria schreibt selber in einem Fragment eines Memoires über ihre „zweite Heirat“, betreffs ihrer bedrängten Lage: „Mein Bruder Murray suchte sich unter der Hand zu legitimieren, und indem er sich stellte, wie wenn er an mir hänge, verließ er mich keinen Schritt und wollte für die ganze Regierung des Königreichs sorgen. Und er hatte sich so gut befestigt, daß er mich unter Vormundschaft hielt, und endlich machte er mir den Vorschlag, ihm und Argyle meine Krone zu übergeben und mich der Hamilton zu entledigen, wie ich mich Huntlys entledigt hatte, was mir den Gedanken eingab, mich zu verheiraten und, wenn mich allen, wenigstens den Wohlmeinenden, den Katholiken, und den Trägern meines Geschlechtsnamens zu gefallen.“⁴⁾

Heiratspläne.

Philipp II. warb für seinen Sohn Don Carlos um sie; Elisabeth und Katharina von Medici aber legten diejem Plane jegliche Schwierigkeit in den Weg. Der Erzherzog Karl von Oesterreich konnte ihr keine Macht, keine Armee bieten. Die Hand der Könige von Dänemark und Schweden verwarf sie; gegen einen Katholiken eiferte Knox und sein Anhang.

Leicester.

Elisabeth bot ihr Leicester an, ihren eigenen Liebhaber, dieser ließ aber selber der Schottenkönigin sagen, sie möge dem Antrage nicht trauen, er sei eine

1) Dpit, l. c. I, p. 64—66.

2) Ibid. p. 77 ff.

3) Philippson, l. c. II, p. 165 ff.

4) Dpit, l. c. I, p. 94.

schlau erdachte Intrigue. „Sie hat Ihre Verheirathung mit einem ausländischen Fürsten verhindert,“ sagte ihr Melvil, „jetzt bietet sie Ihnen Leicester an, den sie gar nicht geben will, weil sie nicht von ihm lassen kann.“

Murray war ganz für diesen Plan gewonnen. Elisabeth zeigte bei dieser Gelegenheit die volle Eifersucht eines eiteln Weibes: vor Melvil, dem Gesandten der Maria Stuart, musicierte und tanzte sie, kleidete sich in verschiedene Nationaltrachten, nur um ihm das Geständnis zu entlocken, sie sei schöner als Maria Stuart. Melvil jagte ihr als feiner Hofmann: nichts komme in England Elisabeth gleich, und nichts sei in Schottland so schön, als Maria Stuart.

Von anderer Seite her ward, da gegen alle ausländischen Bewerber sich politische Bedenken erhoben, die Wahl des Heinrich Darnley, eines ihrer Verwandten, der Königin vorgeschlagen; er war jung und schön, Elisabeth nannte ihn eine Hopfenstange, eher ein Frauenzimmer als einen Mann, aber Darnley gefiel der Königin von Schottland.

Auch Darnley gönnte Elisabeth ihrer „Schwester“ nicht, obschon durch diese Heirat die Beforgnis vor ihrer Verbindung mit einem ausländischen Fürsten, durch welche Schottland Allianzen auf dem Festland gewinnen konnte, behoben war. Sie ließ Maria die Ehe mit Darnley als „unpassend, unvorthelhaft für die Erhaltung des Bundes beider Königreiche, als schädlich und gefährlich“ erklären und setzte im Zorne darüber Darnleys Mutter gefangen.

Durch Elisabeths Gebaren jeder weiteren Rücksicht gegen sie entbunden, nahm Maria den Darnley zum Gemahl: er war Katholik, seine Mutter vereinigte in ihrer Person das Königsblut der Tudor und Stuart; er war ein schöner Mann, vier Jahre jünger als Maria Stuart, und besaß, was in jener Zeit als seine Bildung galt. Im April 1565 fand die Vermählung im geheimen statt.¹⁾ Die Ehe war aber ein Mißgriff, weil Darnley von seinem Vater Lennox her hochmüthig, dunkelhaft, undankbar und eigensinnig war und unflug.

Zuerst stieß er den ehrsüchtigen Murray an den Kopf durch die Aufsehung: „dieser habe zu viel Herrschaften für einen Unterthan“ — und dieser plante nun einen Aufruhr und rechnete dabei auf Elisabeth. Cecil erklärte sofort, diese Ehe verstärke Marias Rechte auf die englische Krone, belebe aufs neue den Katholicismus in England, man müsse daher die Gegner der Heirat in Schottland unterstützen. Die Gegner, Murray an der Spitze, beschloßen zuerst denn auch, Darnley und die Königin zu beseitigen und Murray die Regentschaft zu übertragen; dann verpflichteten sie sich durch einen Bund, Lennox und Darnley aus dem Wege zu räumen, die Königin zur Abdankung zu zwingen und auf Lebenszeit im Schloß Lochleven gefangen zu halten.²⁾

Der Plan scheiterte, die Königin entkam 1. Juli 1565 dem ihr gelegten Hinterhalt. Der englische Gesandte antwortete Maria auf die Frage, was denn Elisabeth von ihr wünche: — sie möge Darnley und Lennox

¹⁾ Philippson, l. c. II, p. 337 f. — Dpit, l. c. I, p. 95.

²⁾ Dpit, l. c. I, p. 99—103.

nach England zurücksenden; und als sie sich des weigerte, so sagte er: „Wenn Euer Majestät einwilligten, die Religion zu wechseln, so wäre dies eher ein Grund, die Ehe zu billigen.“ — „Was!“ fuhr Maria auf, „was, ich soll aus meiner Religion eine Ware machen, oder mich nach dem Willen eurer Prediger beugen? — unnöglich! Sie werden mich nie überreden, daß ich im Unrecht bin gegenüber Ihrer Gebieterin, sie ist es vielmehr mit gegenüber.“¹⁾

Elisabeth
und ihre
Werber.

Nun drang man auch in Elisabeth, sich zu vermählen und die Thronfolge zu ordnen, um die Erhaltung des protestantischen Glaubens in England und Schottland doch zu sichern. Elisabeth wußte jeden der vielen Bewerber in seinem Versuche zu bestärken, da es ihr schmeichelte, wenn man ihre Schönheit bewunderte und um ihre Hand anhielt. Zuerst glaubte Leicester sich nahe am Ziel, zumal sie laut bekannte, daß sie nicht einen Tag leben könne, ohne ihn zu sehen. Elisabeth spielte mit all diesen Anträgen, in Wahrheit war sie zu herrschsüchtig, um sich je einem Gemahl zu unterwerfen. „Lieber wollte ich todt sein,“ äußerte sie sich einmal, „als mich gering geschätzt und verlassen zu sehen.“ Sie hatte vollständig den herrischen und unbändigen Geist ihres Vaters.

Maria Stuart liebte Darnley zärtlich und that in ihrem Feuer nur zu viel für ihn: schon vor der öffentlichen Hochzeit erhob sie ihn am 20. Juli zum Herzog von Albany, am 28. Juli ertheilte sie ihm den Königstitel, am 29. Juli 1565 war officiële Vermählung, am 31. Juli ließ sie ihn am Marktkreuz zu Edinburgh als König ausrufen.²⁾

Krieg
gegen
Murray.

Nun suchte Maria Stuart ihren verbitterten Halbbruder Murray zu gewinnen und lud ihn freundlich ein zur Feier der Vermählung. Doch dieser blieb fern und beantwortete die Freundlichkeit damit, daß er in Proclamationen das Volk zur Rebellion aufreizte, weil durch diese Ehe nur die katholische Reaction eingeleitet werde. In der That kam es zu einer Erhebung; Elisabeth unterstützte die Rebellen. Maria aber zeigte männliche Thatkraft, sie nahm persönlich an dem Kriege gegen die Rebellen theil und trug ein Panzerhemd, weil mehrere Rebellen sich durch einen Schwur verpflichtet hatten, sich in der Schlacht auf den König zu werfen, ihn zu tödten oder selber unterzugehen. Im October war der Aufstand niedergeworfen, Murray und seine Genossen flohen nach England. Maria stand da siegreich und bewundert, Elisabeth aber war in großer Verlegenheit und griff zur Lüge, indem sie jede Theilnahme an dem mißglückten Aufstand ableugnete und Murray preisgab. Maria Stuart aber war so arglos und naiv, daß sie die Versicherung ihrer „lieben Schwester“ Elisabeth freudig glaubte.³⁾

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 104.

²⁾ Philippson, l. c. II, p. 401—405. — Dpiß, l. c. I, p. 107. — Gauthier, l. c. I, p. 196—227.

³⁾ Dpiß, l. c. I, p. 106—116. — Gauthier, l. c. I, p. 228 ff.

Maria Stuart indes lebte einige Zeit ganz glücklich mit Darnley. Das eheliche Glück und der Erfolg gab ihren Plänen einen gewissen Schwung, sie hoffte die Königsgewalt zu stärken und dem alten Glauben wieder wenigstens Duldung zu verschaffen. Auch im Auslande hofften die Katholiken auf die siegreiche Schottenkönigin: der Papst, der Kaiser, Philipp II. und der Herzog von Savoyen planten eine Liga mit Maria Stuart zur Durchführung einer Gegenreformation. Darauf konnte aber Maria unter den damaligen Verhältnissen in Schottland nicht eingehen.¹⁾ Trotzdem witterten die protestantischen Fanatiker blutige Reactionspläne, und ihre Wuth kehrte sich zunächst gegen denjenigen, der nach ihrer Behauptung die Königin in den Rekatholisierungsplänen besonders unterstützt und gefestigt hat. Es war dies ein junger Italiener, David Riccio, den sie ob seiner schönen Stimme zuerst in ihrer Kapelle und später als ihren Secretär anstellte,²⁾ der aber bald nicht bloß den protestantischen Fanatikern, sondern auch dem Gemahl der Königin ein Dorn im Auge war.

Der Stellung, zu der ihn Marias Liebe erhoben, zeigte sich nämlich Darnley gerade damals wenig würdig. Sein Hochmuth, seine Unverschämtheit wurden unerträglich; für Regierungsgeschäfte ohne Ernst, überließ er sich dem Trunke und einem liederlichen Leben; desungeachtet drängte ihn sein Vater Lennox beständig, die „Ehekron“, das heißt Antheil an der Regierung von der Königin zu verlangen. In Anbetracht seiner mehr und mehr hervortretenden schlimmen Eigenschaften schlug Maria ihrem Gemahl mit Festigkeit diese Bitte ab. Darnley schrieb dies dem Rathe ihres Secretärs David Riccio zu, dem die Königin ob seiner Treue und Klugheit traute. Daher Darnleys Haß gegen Riccio.³⁾

Überdies verlangte Lennox von seinem Sohne Darnley, er solle ihm die Stellung eines General-Lieutenants der Grenzen erwirken — auch dies verweigerte Maria entschieden, denn sie fand ihn ungeeignet und hätte den bisherigen Inhaber, der seine Treue seither makellos bewährt habe, Bothwell, gekrönt. Auch darob fiel Haß auf Riccio, der als ein Agent des Papstes bei den Betolten galt.⁴⁾

Kaum hörten die Feinde der Königin, darunter besonders Morton, Maitland von Lethington, Ruthven und Lennox, von diesem Zwiespalt im Königshaus, als sie sich Darnley näherten, der ihnen unbesonnen seinen Haß gegen Riccio vertraute. Darnley hat nie geglaubt, daß seine Gemahlin untreu sei, sondern daß sie durch Riccio abgehalten werde, ihn zum Mitgenossen

¹⁾ Philippson, l. c. III, p. 32 ff. vertritt die Meinung, daß Maria Stuart „ganz auf dem Boden der katholischen Gegenrevolution gestanden sei“. Das wäre ihr sicher nicht zu verargen, doch bleibt immer noch fraglich, ob Maria wirkliches Mitglied einer solchen Liga gewesen ist.

²⁾ Dpiz, l. c. I, p. 117 ff.

³⁾ Ibid, p. 117 f. — Philippson, l. c. III, p. 123—131.

⁴⁾ Dpiz, l. c. I, p. 117—125.

Marias
Erfolge.

Riccio.

Darnley
will die

„Ehe-
krone“.

Ver-
hehung
Darn-
leys.

der königlichen Macht zu erheben. — George Douglas war es, der ihm vorhielt, Maria sei mit Riccio so vertraulich, daß seine Gattenehre gekränkt werde. Daran glaubte aber Darnley nicht, sondern sein Ehrgeiz und der seines Vaters waren verletzt und darum meldete der englische Gesandte, zwischen beiden werde etwas geplant, damit Darnley trotz der Königin zur „Ehekrone“ gelange.

Elisabeth kannte also, was gegen Maria im Werke war, warnte sie aber nicht. Darnley verpflichtete sich auf einer zu Edinburgh am 1. März 1566 von ihm, Morton und Ruthven unterzeichneten Urkunde sein Fürstenwort, seine Genossen mit aller Macht zu vertheidigen und nicht zu dulden, daß sie wegen des geleisteten Beistandes irgendwie belästigt oder beunruhigt werden; habe er mit dem Beistand der Lords die „Ehekrone“ erlangt, so gelobe er ihnen völliges Vergeßen des Vergangenen und werde nicht dulden, daß die Verwirkung gegen sie vom Parlament beschloffen werde. Dagegen schworen am 2. März die verbündeten Lords, darunter auch Murray und Argyle, des edlen und mächtigen Königs Heinrich von Schottland loyale Unterthanen und getreue Diener zu werden, all seine Streitsachen zu den ihrigen zu machen, für ihn Gut und Blut auf Spiel zu setzen, ihm durch das Parlament die „Ehekrone“ bewilligen zu lassen, mit allen Mitteln für ihn zu streiten wider alle, seine gerechten Ansprüche auf den schottischen Thron aufrechtzuerhalten und, im Falle sie ihm irgend jemand streitig mache, bereit zu sein, solchen aus Schottland zu tilgen und zu tödten; sie wollen mit dem Beistand des Königs die Religion Christi fester gründen (das heißt Schottland noch reformierter machen, der Bund ist also auch gegen die katholische Richtung der Königin), sich bei Elisabeth für Darnley verwenden und nach Darnleys allseitigem Tode auf seinen Vater Lennox das Recht der Thronfolge bringen. Hatte doch Lennox durch die Geburt der Maria Stuart seine Aussicht auf den Thron verloren und haßte er sie doch darum bitterlich!)

So entwickelte sich dieses Complot, für dessen Gelingen Knox ein dreitägiges Fasten ausschrieb. Die Blutthat war zuerst vor dem für die Eröffnung des Parlaments festgesetzten 7. März geplant, und sollte in Marias Gegenwart stattfinden, da man das Volk glauben machen wollte, Riccio sei getödtet worden, weil mit Maria in flagranti ertappt. Der Mord mußte wegen ungünstiger Umstände auf den 9. März verschoben werden, so daß Maria noch vorher am 7. März die Eröffnung des Parlaments vornehmen konnte, von dem es hieß, daß es die Gewissensfreiheit zu Gunsten der Katholiken beschließen werde. Mit der Parlamentseröffnung war auch eine neue Demüthigung Darnleys verbunden, da — vor der Erlangung der „Ehekrone“ — nicht er, sondern nur Maria die Eröffnung vornehmen konnte.²⁾

Am 9. März 1566 saß abends die Königin mit ihren Vertrauten, darunter auch Riccio, in ihrem Gemache am Tische; Darnley trat ein, stellte sich hinter den Stuhl der Königin und küßte sie. Nach ihm trat Ruthven bewaffnet ein, von andern Gewaffneten gefolgt. Die Königin fragte, wer es ihnen erlaubt,

¹⁾ Epist., l. c. I, p. 126 f.

²⁾ Ibid. p. 128 f. — Gauthier, l. c. I, p. 258—286.

bewaffnet einzudringen. Ruthven verlangte die Entfernung Riccios. „Was hat er denn begangen?“ fragte die Königin. — „Die größte und abscheulichste Sünde gegen die Ehre Eurer Majestät, gegen Ihren Gemahl, gegen den Adel und das gemeine Volk!“ Vergebens befahl die Königin den Eindringlingen bei Strafe des Hochverrathes, sich zurückzuziehen: Ruthven gieng auf David los, der mit dem Rufe: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! retten Sie mich!“ sich vor die Füße der Königin stürzte und die Falten ihres Kleides erfaßte. Darnley hielt die Königin, damit sie Riccio nicht zuhülfe komme, die übrigen rissen den Italiener in das Vorgemach, durchbohrten ihn mit sechsundfünfzig Stichen und warfen seine Leiche durch das Fenster.

Riccio
er
mordet.

Nach vollbrachter That ließen sie in Riccios Wunde Darnleys Dolch stecken zum Beweis, daß alles auf seinen Befehl geschehen sei. — „Armer David, mein guter und treuer Diener!“ rief Maria im höchsten Schmerz, „Gott sei deiner Seele gnädig!“ Darnley blieb, während die Berchworenen Riccio hinaus schleppten, bei der Königin, bekümmert und verlegen, mit den Worten „Es ist nichts“ sie zu trösten suchend.

Darnley

Nach der That kam Ruthven wie ein Gespenst wieder, stürzte ein Glas Wein hinunter und gab auf Marias Frage, welches Verbrechen sie denn begangen habe, die Antwort, sie habe die Rathschläge ihres Adels verachtet und nur die des Italieners befolgt, mit welchem sie den Untergang der reformierten Religion geplant und mit den katholischen Mächten Briefe gewechselt habe, und zeigte die mit Einwilligung des Königs erfolgte Rückkehr Murrays und der andern Verbannten an.

Jetzt erst erfuhr Maria Stuart die Theilnahme ihres Gemahls am Complot und fragte vorwurfsvoll: „Wer hat Sie dazu gebracht, eine so schwarze That zu begehen? was habe ich Ihnen gethan, mich so zu beschimpfen?“ — und erklärte ihm, sie werde nie mehr mit ihm als seine Gattin leben. Den Gemahl, den sie geliebt, mußte sie jetzt verachten.

Maria
Stuart.

Sie schluchzte laut über ihre Hilflosigkeit. Den Bürgern von Edinburgh, welche wegen des Lärms vor das Schloß kamen, sagten die Berchworenen, Riccio sei hingerichtet worden, weil er mit Hilfe spanischer Truppen das Papstthum in Schottland habe wiederherstellen wollen. Die Königin brach in laute Jammerrufe aus, als man sie einsperrte. Das rührte Darnleys Herz doch so weit, daß er einige Kammerfrauen zu ihr ließ.

Am andern Tage aber benahm er sich als sei er vollberechtigter König, löste das Parlament auf, ließ die Verbannten in die Stadt, Murray sogar in das Schloß.

Murray.

„Ach, Bruder,“ rief die Königin, „wenn Sie hier gewesen wären, hätten Sie mich gewiß nicht so grausam behandeln lassen!“ Murray that ergriffen, weinte, kniete vor ihr nieder. Aber entschlossen waren die Berchworenen, die Königin so lange in der Festung Stirling gefangen zu halten, bis sie die Ermordung Riccios gutgeheißen, dem König die „Ehekron“ und die Regierung übergeben und eingewilligt, den Adel im ungestörten Besitz der von ihm geraubten

Man
der Ber-
schwore-
nen.

Kirchengüter zu lassen, oder, wie die Schotten dies nannten, „die Reform zu gründen“. Sollte sie sich widersetzen, so wolle man ihr das Leben oder mindestens die Freiheit auf Lebenszeit nehmen.¹⁾

Darnley
reuzig.

Darnley fühlte bald, daß Murray jetzt der Herrscher sei. Als Maria ihn fragte, ob er jetzt etwas mehr sei als ein Werkzeug der Verschworenen, ob ihm die, welche die legitime Königin nicht geschont, wohl die Staatsgewalt überlassen würden — bereute er seine Verblendung, bat sie um Verzeihung und gestand ihr, daß ihr Leben und ihre Freiheit in Gefahr seien, wenn es ihr nicht gelinge, zu entfliehen. Dies gelang in der Nacht vom 11. auf den 12. März mit Hilfe Darnleys. Bothwell stellte die Pferde zur Flucht nach Dunbar. Dort erließ die Königin am 16. März einen Aufruf an ihr Volk, und die Verschworenen flüchteten nach England, von Murray an Cecil empfohlen. Am 18. März hielt die Königin an der Spitze von 10.000 Mann wieder ihren Einzug in Edinburgh. Die Mörder Riccios wurden geächtet; zwei von ihnen wurden hingerichtet, die andern entflohen theils in schottische Schlupfwinkel, theils nach England. Darnley schwor vor dem Geheimen Rathe, er habe den Mord Riccios nie angerathen, gebilligt, unterstützt, und bekannte, nur darin gefehlt zu haben, daß er in die Rückkehr der Verbannten ohne Wissen der Königin gewilligt habe.²⁾

Maria
wieder
Königin.

Um sich an Darnley für seinen Verrath zu rächen, sandten die Verschworenen die Urkunde des mit diesem abgeschlossenen Bundes, worin alle von ihm übernommenen Verpflichtungen zu lesen. Seine Lüge, seine Schwäche waren himmelschreiend. Maria weinte bittere Thränen, dennoch entzog sie dem Gemahl ihre Liebe nie vollständig. Ihre Entbindung nahte, sie hatte Angst und machte Testament: 26 Vermächtnisse sind darin für Darnley. Am 19. Juni 1566 ward sie von einem Knaben entbunden.

Geburt
Jakobs
VI.

„Mylord,“ sagte die Königin zu Darnley, „ich habe Ihnen einen Sohn geschenkt und er gehört nur Ihnen, ich wünsche, daß alle hier Anwesenden dies bezeugen.“ — Darnley wurde roth und küßte seinen Sohn. „Das ist nun der Sohn,“ sagte sie zum englischen Gesandten, „der, hoffe ich, zuerst die Kronen von England und Schottland vereinen wird.“ — „Wie, soll er denn vor Eurer Majestät und vor seinem Vater folgen?“ — „Wer weiß! Sein Vater hat mich gebrochen!“ — „Ist das, Madame,“ rief Darnley, „das Versprechen, das Sie mir gegeben haben, zu verzeihen und zu vergessen?“ — „Ich habe alles verziehen, aber ich habe nicht vergessen können.“³⁾

Elisabeth war auf einem Balle, als sie die Nachricht von der Geburt eines Prinzen von Schottland erhielt; sie sank wie ohnmächtig in einen Lehnstuhl und rief: „Die Königin von Schottland hat einen Sohn geboren, und ich bin nur ein unfruchtbarer Baum!“ Jedoch nahm sie bei der Taufe Jakobs (19. December 1566) die Patenstelle an. Natürlich wurde die Erbfolge für England alsbald

¹⁾ Dnig, l. c. I, p. 131—134.

²⁾ Ibid. p. 139.

³⁾ Ibid. p. 142 f.

wieder Gegenstand der Verhandlung, wobei aber Elisabeth nichts abschlug und nichts versprach. Als das Parlament die Frage in Anregung brachte, verbot Elisabeth über diesen Gegenstand zu sprechen bei Strafe der Widerspenstigkeit.

Darnleys Ermordung.

Wir kommen nun zu einem Abschnitt im Leben der Königin Maria Stuart, welcher sehr verschiedene Auffassung und Darstellung gefunden hat. Bis auf die neueste Zeit herauf war Maria Stuart das Opfer eines niederträchtigen Betruges, den ihre persönlichen, politischen und confessionellen Feinde durch die Anfertigung der sogenannten Cassettenbriefe begangen, parteiische Richter aber bekräftigt haben. Die Folge dieses Betruges war aber ein bedauerlicher Geschichtszirrhum, der sich forterhielt und selbst noch von der Autorität eines Mignet¹⁾ gestützt wurde. Wir wollen diese, glücklicherweise jetzt völlig überwundene Auffassung hier kurz skizzieren, damit dann die historische Wahrheit umso strahlender zur Geltung komme.

Maria
Stuart,

das
Opfer
eines
Ge-
schicht-
sirr-
thum.

Auf Grund der für echte Schriften der unglücklichen Königin betrachteten Cassettenbriefe konnte noch Mignet behaupten, daß bald nach der Geburt des Kronprinzen „sich ihres Herzens eine unselige Leidenschaft“ bemächtigte, „deren Gegenstand der Graf von Bothwell war, der unternehmendste und gefährlichste Mann von ganz Schottland.“²⁾ Darnley fühlte sich natürlich hiedurch beleidigt und trug sich bald mit dem Plane, sich auf das Festland zurückzuziehen, ohne jedoch den Entschluß dazu zu finden. Die Königin verachtete ihn nicht bloß, sie haßte ihn und hätte seine Abreise gern gesehen, nachdem er vor dem Rath zugestanden hatte, daß sie ihm keine Ursache dazu gegeben habe. „Das Herz wollte ihr bei dem Gedanken brechen, daß sie an Darnley gebunden sei.“ Es gab aber Edelleute genug, welche die geheimen Wünsche der Königin erriethen und ihren ungestümen Neigungen Vorschub zu leisten entschlossen waren; Maitland von Lethington stand an ihrer Spitze, und Murray hatte nichts gegen ihren Plan. Als sie offen hierüber mit Maria Stuart sprachen, habe diese unter der Bedingung eingewilligt, daß die Scheidung gesetzlich sein müsse und den Rechten ihres Sohnes keinen Nachtheil bringen dürfe. Aber wie eine gesetzliche Scheidung der Ehe durchsetzen? Als Maria Stuart davon sprach, daß sie sich nach Frankreich zurückziehen wolle, erklärten die Edelleute, sie würden schon Mittel finden, die Königin von ihrem Gemahl zu befreien ohne Nachtheil für ihren Sohn. Maria habe die Tragweite dieser Anspielung wohl verstanden, aber doch erklärt, sie möchte nichts geschehen lassen, was ihre Ehre beslecken könnte, und werde alles Gott anheimstellen. Die Edelleute kamen sofort unter sich überein, den König zu tödten, weil er ein Thor und Tyrann und Feind des Adels sei, und sich gegen die Königin auf eine unerträgliche Weise benommen habe. Darnley habe Gefahr geahnt, als die wegen des Mordes Riccios Verbannten begnadigt wurden; er wurde trübsinnig, er bekam die Pocken. Bothwell aber

Ver-
schmö-
dung
angeh.
Darnley.

¹⁾ In den Capiteln 3 bis 5 seines durch reiche Kenntnis der Quellen und juristische Schärfe hervorragenden Werkes.

²⁾ Mignet, l. c. p. 134.

gewann neue Theilnehmer für sein Complot unter dem Vorgeben, die Königin billige alles, versprach sogar, um den kühnen Morton zu gewinnen, die schriftliche Einwilligung der Königin beizubringen, was er aber nie vermochte, weil Maria sich wohl geschent habe, ihre Mitschuld durchblicken zu lassen. Sicher steigerte sich das Mißverhältnis zwischen König und Königin; als es hieß, Darnley wolle sich seines Sohnes bemächtigen, ihn krönen lassen und in seinem Namen regieren, ließ Maria unter schweren Anklagen gegen Darnley den jungen Jakob zur Sicherheit nach Edinburgh bringen. Nichtsdestoweniger reiste Maria am nächsten Tag nach Glasgow zu Darnley, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebesbezeugungen, gewann schnell ihre alte Herrschaft über ihn und bewog ihn, nach Edinburgh zurückzukehren. Zu gleicher Zeit schickte sie einen Brief an Bothwell, der sowohl ihre glühende Liebe zu diesem Manne als auch ihre Betheiligung an dessen verbrecherischen Absichten beweist. Da Darnley noch krank war, so nahm er bei der Feldkirche (Kirk-of-Field) vor Edinburgh der gesunden Luft wegen seinen Aufenthalt. Allerlei Verdacht quälte den unglücklichen Mann, dessen Herz „weich war wie Wachs“. Bothwell betrieb indessen die Vorbereitungen zur Ermordung: der König sollte in der Nacht sammt seinem Hause in die Luft gesprengt werden. Darnley bekam Angst und fieng an in der Bibel zu lesen, bis die unten im Hause versteckten Mörder am 10. Februar 1567 in sein Gemach drangen und ihn sammt einem jungen Page erwürgten; dann sprengten sie ihn sammt dem Hause in die Luft. Als das Volk von Edinburgh, durch die Explosion aus dem Schlafe erschreckt, herbeieilte, fand man die Leiche des Königs im nahen Garten, vom Pulver nicht verlegt.

Maria
und
Darnley.

Darnley
er-
mordet.

Geriicht.

Maria Stuart schien auf die Nachricht vom Tode ihres Gatten tief gebeugt, verkehrte mit niemand außer Bothwell; zwei Tage nach dem Morde, am 12. Februar, setzte sie eine Belohnung von 2000 Pfund auf die Entdeckung der Mörder aus, während schon die öffentliche Stimme Bothwell als den Urheber bezeichnete. Der Vater des unglücklichen Königs, Lennox, bat um eine Untersuchung, sie ward versprochen, zog sich aber lange hin.

Bothwell, den Maueranschläge als den Urheber der ruchlosen That bezeichneten, ward nicht verhaftet; endlich ward nach einem Beschlusse des Staatsrathes vom 28. März der Proceß am 12. April in Edinburgh vorgenommen, aber übereilt, und ohne daß die Gegner Bothwells ihre Beweise vorbringen konnten. Die Geschworenen waren lauter Anhänger des Grauen und sprachen ihn am 12. April einstimmig frei, wobei er sich noch erbot, seine Unschuld mit den Waffen in der Hand gegen jeden, der sie bezweifeln würde, zu beweisen. Lennox flüchtete nach England, Murray reiste nach Frankreich ab, Bothwell aber bekam die Grafschaft Dunbar und wurde zum Großadmiral ernannt.

Nicht zufrieden mit der Straflosigkeit, strebte Bothwell nach der Hand der Königin und ließ sich deshalb von seiner Gattin scheiden. Maria Stuart war verblendet, nur wenige waren geneigt, ihr abzurathen, weil man die Rache Bothwells fürchtete, und auch für die Stimme dieser Getreuen hatte sie kein Ohr, denn „Maria war mehr als je in Bothwell verliebt“. Am 5. April wurde der Heirathsvertrag unterzeichnet, bald darauf, am 24. April, wurde sie verabredeterweise von Bothwell auf der Reise von Stirling nach Edinburgh überfallen; die Königin lebte einige Zeit unter dem nämlichen Dache mit Bothwell; hierauf zog sie mit diesem Manne in Edinburgh ein und erklärte öffentlich, daß sie ihm verzeihe und ihn zu heiraten beabsichtige. Die Trauung wurde am 15. Mai von dem protestantischen Bischof Adam Bothwell zu Holyrood vorgenommen.

Marias
Ver-
irring.

Heirat
mit
Both-
well.

Die Strafe folgte der Bethörung auf dem Fuße. Schon am 16. Mai wünschte Maria den Tod, verlangte nach einem Dolche, um sich zu tödten, schrie laut auf, daß sie sich nie wieder freuen wolle. Eiferüchtig sah Bothwell auf jeden, der in die Nähe der Königin kam, er fürchtete, wie Darnley durch einen andern aus ihrem Herzen verdrängt zu werden. Endlich zogen sich dunkle Wolken über dem jungen Ehepaare zusammen. Viele vom Adel bildeten einen Bund, um den Prinzen zu sichern, den die Königin, hingerissen von ihrer Leidenschaft, an Bothwell ausliefern könnte; sie wandten sich an Elisabeth und an Karl IX. In wenig Tagen wuchs der Bund zur Macht an. Bothwell, der anfangs die Auslieferung des Prinzen verlangte, mußte sich bald gegen den Aufstand in Vertheidigung setzen, die Bevölkerung von Edinburgh erklärte sich für die Empörer. Schon schien es zwischen beiden Parteien zur Schlacht zu kommen, als während eines Vermittlungsversuches, bei dem ein Zweikampf zwischen Bothwell und einem der Gegner den Kampf entscheiden sollte, die königliche Armee sich auflöste. Nur sechzig Gelleute und die Leibwache blieben Maria treu, die nur noch den zu retten suchte, „welchen sie liebte“. Die Lords versprachen ihr, wieder gehorjam zu sein, wenn sie den Königsmörder entferne und ihnen nach Edinburgh folge. Bothwell schied von ihr nach Dunbar, nachdem er noch von Maria das Versprechen der Treue erhalten hatte.

Reue.

Ent-
föhrung.Bothwell
flieht.

Heftige Äußerungen der Königin wendeten bald die Stimmung im Heere ihrer Gegner, sie wurde als Gefangene nach Edinburgh gebracht und dem Zuge das Banner, auf welchem die Ermordung Darnleys dargestellt war, vorangetragen; es wehte vor dem Fenster ihres Gefängnisses, aus dem sie vergebens das Volk um Hilfe gegen die Thronnen anrief. Überzeugt von der „unausrottbaren Leidenschaft“ Marias für Bothwell, und seine Rache befürchtend, wenn er wieder zur Macht gelangte, beschloßen sie, die Königin einzusperrern und zu entthronen. Am 17. Juni 1567 wurde Maria auf einer alten Mähre nach Schloß Lochleven gebracht, das inmitten eines Sees auf eine halbe Meile von Wasser umgeben ein Gefängnis schien, welches jedes Einverständnis nach außen unmöglich machte. Herrin des Schlosses war Maria Erskine, die Mutter des William Douglas, ehemals Geliebte Jakobs V., welche sich als durch Marias Mutter um Rang und Ehre gebracht ansah, und mit dem Haffe einer Presbyterianerin die katholische Königin unerbittlich bewachte. Maria Stuart und Bothwell sahen sich niemals wieder.

Maria
gefangen
in Loch-
leben.

So wurde Maria Stuart von ihren Gegnern geschildert und herauf bis in unsere Zeit. Diese Lügen wurden eine Macht gegen sie und mußten daher genannt werden. In Wahrheit verhält sich der Hergang der Dinge ganz anders.

Ge-
schicht-
liche
Wahr-
heit.

Seit Mignet sein berühmtes Werk über das Leben der unglücklichen Königin herausgab, sind eine Reihe von Urkunden veröffentlicht und ist auf diese hin von verschiedenen Schriftstellern, reformierten wie katholischen Bekennnissen, die Vertheidigung der Angeklagten mit Glück geführt worden. Vor allem wurden die sogenannten Cassettenbriefe als eine freche Fälschung nachgewiesen. Es sind das Schriftstücke, angeblich von der Hand der Königin Maria Stuart, darunter der „Ehevertrag vom 5. April“ und glühende Liebesbriefe und Liebesgedichte an Bothwell vor und nach der Er-

Die
Cassetten-
briefe
eine
Fäl-
schung.

Darnley. mordung Darnleys. All diese Schriften sollen sich in einem silbernen Kästchen befunden haben, das die Gegner Marias dem Kämmerer Bothwells abgenommen zu haben behaupteten.

Cha-
touille-
Briefe

sind
unecht.

Buch-
nan.

Die Schriften,¹⁾ welche man in der silbernen Cassette gefunden haben wollte, enthalten zwölf Sonette und sieben Briefe; sind theils echt, aber an Darnley gerichtet, theils Umarbeitungen von Briefen Marias, theils grobe Fälschungen. Elisabeth selber bezeichnete dem spanischen Gesandten Don Guzman de Silva als den eigentlichen Fälscher dieser Briefe den Schotten Lethington; wahrscheinlich war der gelehrte Buchanan mit beihilflich dabei, derselbe, dessen Leben in Frankreich die Königin gerettet, dessen Wissen sie in Schottland mit Gunst und Geschenken geehrt hatte, der, so lange sie mächtig, ein überschwenglicher Schmeichler, und jetzt, da sie im Unglücke, ihr gewissenloser Verleumder wurde. Schon die heuchlerische, geheimnisthuerische Art, wie die Ankläger diese Beweisstücke vorlegten, die leichtfertige Weise, mit welcher die Diener Elisabeths ihre Echtheit prüften, die Entschiedenheit, mit der Maria Stuart ihre Mittheilung forderte, um ihre Fälschung vor aller Welt beweisen zu können, und die unbegründete Nichterfüllung ihrer Forderung beweisen, daß es mit der Echtheit dieser Briefe — zuerst war nur von einem, dann von fünf die Rede — schlimm stehen mußte.²⁾ Schon früher mußte sie, da ihr Unterschriften vorgelegt wurden, die sie nicht geschrieben hatte, darauf hinweisen, daß es in Schottland geschickte Fälscher ihrer Handschrift gebe, und befehlen, in wichtigen Angelegenheiten ihre Willensmeinung bei ihr selber einzuholen.

Gegenwärtig sind diese Cassettenbriefe als eine gemeine Fälschung nachgewiesen.³⁾ Nach ihrer Beseitigung und nach Aufdeckung reinerer Quellen nimmt das Lebensbild der unglücklichen Schottenkönigin seit der Geburt ihres Sohnes Jakob einen völlig andern Charakter an. Die Schuld an den unseligen Ereignissen trägt nicht Maria Stuart, sondern andere Personen, welche sie sammt Darnley und Bothwell verderben wollten. Ein großer Theil der Schuld lastet aber auf Darnley selbst.

Statt sich nach Kräften zu bemühen, seinen Fehler durch Eifer für die Darnley. Einigung der Parteien wieder gut zu machen, zeigte sich Darnley unverbesserlich. Ihm war die Anwesenheit Murrays und Argyles zuwider, und doch war er selber schuld, daß sie aus der Verbannung zurück waren. Ihm schwebte immer wieder die Chetkrone vor Augen, er trogte und schnittelte, weil er nicht alles war und nicht überall befehlen durfte. Noch mehr verstimmt wurde er, als am 2. August 1566 auch sein einstiger Verbündeter gegen Riccio, Maitland von Lethington, von Maria wieder in Gnaden aufgenommen wurde.⁴⁾

¹⁾ Lettres de Marie Stuart, publiées par A. Teulet. Paris 1859. — Auch abgedruckt im Appendix I zu Gaedekes Maria Stuart.

²⁾ Gauthier, l. c. II, p. 260.

³⁾ Dr. Bernhard Sepp, Die Cassettenbriefe der Maria Stuart. München 1881.

⁴⁾ Opiß, l. c. I, p. 144. — Philippson, l. c. III, p. 231 f.

Auf einmal verließ er die Königin, gieng nach Stirling und ließ ihr sagen, er komme nicht mehr an den Hof, bis vorher Murray, Maitland und Argyle davon entfernt wären. Maria überwand ihren Anmuth, holte den Troßkopf selber ab, bat ihn um den Grund seiner Unzufriedenheit — er blieb aber verschlossen. Ob sie ihn irgendwie beleidigt, fragte sie ihn vor dem Geheimen Rathe. Er blieb stumm. Die Rätthe mahnten ihn, er solle Gott danken, daß er eine so verständige, tugendhafte Gemahlin besitze — er entgegnete, er habe keine Beschwerde gegen die Königin. Auf einmal rief er aber: „Adieu, Madame, Sie werden mich lange nicht wieder sehen!“ und reiste nach Glasgow, um von Maria durch Schmolten die Ehekronne zu erlangen, die er durch die Verschwörung nicht hatte erreichen können. An Maria schrieb er: er habe zu wenig Macht und Ansehen. Sie antwortete: „Das ist Deine, nicht meine Schuld.“¹⁾

Mit der Rückkehr des Grafen Maitland waren die Hauptpersonen der folgenden, an heimtückischem Treiben so überreichen Tragödie auf dem Schauplatz beisammen. Außer der Königin waren es Darnley, Bothwell, Murray und Maitland. Vier solche Leute konnten nicht im Frieden beisammen bleiben. Der Hauptintrigant war ohne Zweifel Murray, mit ihm gieng Maitland. Die andern sollten fallen, und zwar zuerst der „hübsche Beck“ Darnley, aber so, daß Bothwell der Mörder sei, mit Bothwell sollte dann Maria compromittiert und unmöglich gemacht werden, damit Murray die Gewalt in die Hände bekomme. Das war der Plan, dessen Ausführung von den Opfern selbst erleichtert wurde, indem sie gar zu arglos in die Maschen des ausgespannten Fangnetzes liefen. Zunächst sollten Bothwell und Darnley gegeneinander gehetzt werden — um den Besitz der ahnungslosen Königin.

Die Haupt-
ver-
schwörer.

Bothwell war bisher ein durchaus loyaler Edelmann, der durch seine mit großer Umsicht gepaarte Thatkraft als General-Lieutenant der Grenzen und als Bekämpfer des Räuberwesens sich schon große Verdienste erworben hatte und das Vertrauen der Königin mit vollem Rechte genoß. Sein Verhältnis zur Königin war das eines treuen Unterthanen zu seiner Souveränin und zeigte weder von der einen noch von der andern Seite eine Spur ungehöriger Prä-tensionen. Das sollte jetzt anders werden. Vor allem ward Bothwell recht sicher gemacht durch freundliches Entgegenkommen der ihm bisher stets feindlich gesinnten Intriganten Murray und Maitland; mit Anfang October schienen diese drei Hauptpersonen im Rathe der Königin „ein Herz und ein Sinn“ zu sein. Gleich darauf hatte Bothwell die Aufgabe, für die Reise der Königin von Edinburgh nach Jedburgh die dazwischen liegende Gegend von den Raubrittern zu säubern. Mit gewohntem Eifer machte er sich daran, ward aber am 7. October schwer verwundet und nach Hermitage gebracht.

Bothwell
und
Maria.

Hierher kam am 16. October die Königin, um den verdienten Kämpfen zu besuchen und weitere Maßregeln gegen das gewaltthätige Gesindel zu beraten. Abends war Maria wieder in Jedburgh und arbeitete noch bis spät

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 143—147. — Gauthier, l. c. I, p. 287—310.

in die Nacht hinein an Schriften, die am nächsten Tag, den 17. October, an Bothwell abgehandt wurden. Maria selbst aber erkrankte in Folge der Überanstrengung¹⁾ und eines Sturzes auf einer Sumpfwiese an heftigem Fieber, so daß die Ärzte wenig Hoffnung hatten und sie selbst schon an ihren Tod glaubte und darauf sich vorbereitete.²⁾

Sie empfahl den Großen ihren Sohn und legte namentlich Murray Duldsamkeit ans Herz, „denn es ist ein grausam und sehr hartes Ding, wenn dem Gewissen im Glauben Zwang angethan wird“. Sie verzieh allen, auch dem Gemahl, der, obwohl von ihrer Gefahr rechtzeitig benachrichtigt, sich unbekümmert der Falkenjagd ergab. Erst als sie wieder außer Gefahr war, kam er am 28. October nach Jedburgh, und man konnte von ihm mit Mühe das Versprechen erlangen, er werde Schottland nicht verlassen. Diese Gleichgiltigkeit Darnleys ist doch auffallend und findet ihre Erklärung in dem ganzen unschönen Charakter des Mannes, vielleicht aber noch mehr in den Gerüchten, die bei dieser Gelegenheit schon ausgestreut wurden über das „intime Verhältnis“ zwischen Maria und Bothwell. Unter den Verbreitern dieser Lüge ist in erster Linie Maitland zu nennen, und von da an ward diese Verleumdung weitergesponnen zu einem Lügengewebe, in dem die drei Opfer ersticken sollten. Darnley vermehrte die Verstimmung dadurch, daß er der Taufe seines Sohnes nicht beiwohnen wollte, weil er die „Ehkrone“ noch nicht habe.

Wie gerne sahen dies Mißverhältnis die feindlichen Großen! sie beriethen über die Scheidung der Gatten, und damals mag zuerst in dem wegen seiner Treue und Thatkraft von ihr geschätzten Grenzwärter Bothwell der Gedanke erwacht oder vielmehr erweckt worden sein, daß die Hand der dann freigewordenen Königin vielleicht ihm zufallen könnte.

Der Adel bringt auf Scheidung.
Der selbe Maitland, der die ehrenrührigen Gerüchte über Maria aussprenkte,³⁾ erklärte im Rathe der Königin, der Adel könne es nicht länger ansehen, wie der König sie und alle Welt betrübe. Maria entgegnete, sie könne nur in eine Scheidung willigen, die gesetzmäßig sei und den Rechten ihres Sohnes nicht schade; übrigens werde Darnley sich vielleicht ändern. — „Wir Ersten vom Adel werden schon ein Mittel finden.“ — „Ich will nicht, daß Sie etwas thun, was meine Ehre und mein Gewissen kränken könnte. Darum bitte ich Sie, lassen Sie die Dinge, wie sie sind, bis Gott in seiner Güte ein Heilmittel findet.“ — Die Königin ließ sich also mit dem Adel in kein Complot⁴⁾ gegen ihren Gatten ein. Eine gesetzliche Scheidung konnte nur wegen Blutsverwandtschaft angeführt werden, dann aber waren die Rechte des Kindes an den Thron in Frage gestellt.⁵⁾

1) Maria hat die gegen 30 Kilometer betragende Entfernung zwischen Jedburgh und Hermitage hin und zurück, also bei 60 Kilometer in einem Tag zu Pferd zurückgelegt.

2) Philippson, l. c. III, p. 257—262. — Spiß, l. c. p. 148 f.

3) Spiß, l. c. p. 150.

4) Philippson, l. c. III, p. 269 glaubt, der Königin den Vorwurf machen zu müssen, daß sie ihren Gemahl nicht vor dem Complot gewarnt habe. Allein, es bestand doch ihres Wissens gar keine Verschwörung: sie hat ja jeden Anschlag gegen Darnley zurückgewiesen, die spätere wirkliche Verschwörung bildete sich ohne ihr Wissen.

5) Philippson, l. c. III, p. 266 f. — Spiß, l. c. I, p. 150—157.

Die Großen aber, auch der durch die schlaun Intriguen Maitlands gewonnene und gegen Darnley gehezte Bothwell, machten anfangs December einen Bund, sich Darnleys zu entledigen und alle für einen und einer für alle einzustehen. — Die Tauffeier kam, am 17. December, Darnley wohnte trotz aller Bitten Maria Stuarts ihr nicht bei, sondern schloß sich schmollend in sein Zimmer ein. Der französische Gesandte ärgerte sich über sein Benehmen so stark, daß er ihm erklärte, er habe von seinem König Befehl, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen. Maria wurde wieder krank vor Schwermuth. Bei Darnley siegte jetzt das bessere Gefühl über den Groll, er kam, verzöhlte sich mit ihr und versprach, fürder schlimmen Rathgebern kein Gehör zu schenken.¹⁾

Salob
VI.
Zaufe.

Doch war dieser Friede von kurzer Dauer. Als die Königin, von Elisabeth und den eigenen Großen gebrängt, die Lords, die sich mit Darnley gegen Riccio verschworen und die er verrathen, am 24. December amnestierte, reiste er nach Glasgow zu seinem Vater. Von da schrieb sie Briefe an den Papst, an Philipp II. und andere katholische Fürsten, worin sie Maria Stuart der religiösen Laueheit beschuldigten und vom Papst zur Wiederherstellung der katholischen Religion Geldunterstützung erbat. In Schottland sprach man davon, daß Darnley des Prinzen sich bemächtigen, ihn krönen und in seinem Namen herrschen wolle. Man rieth der Königin, sich des Gemahls zu bemächtigen — sie wies es zurück. „Ich weiß,“ schrieb sie, „daß er sich zu schaffen macht, meine Handlungen auszuspienieren, aber mit Gottes Hilfe werden sie so sein, daß niemand Ursache haben wird, sich dadurch gekränkt zu fühlen.“²⁾

Da wurde Darnley in Glasgow von den Blattern befallen am 5. Januar 1567. Die Königin sandte ihm sogleich ihren eigenen Arzt. Das erweckte Reue in ihm, er drückte in einem Briefe den Wunsch aus, sie wiederzusehen. Gern verzich sie und reiste sogleich nach Glasgow, am 24. Januar 1567. Als Darnley seine Reue und Ergebenheit betheuerte, reichte sie ihm die Hand und beide versprachen, einander so innig zu lieben wie je.³⁾

Darnley
erkrankt.

Darnley sollte eine Reinigungscur in den Bädern von Craigmillar durchmachen und dann nach Holyrood kommen. Lennox reizte ihn dagegen auf, da ward Kirk-of-Field bei Edinburgh zum Aufenthaltsorte des Königs bestimmt, bis die Blatternkrankheit vollständig gewichen wäre. Die Wohnung war für einen Geneesenden, namentlich wegen ihrer gesunden Lage, günstig, und die Königin ließ sie für ihren Gemahl angemessen einrichten. Täglich besuchte sie ihn hier. Die Verschworenen aber eilten, ihren Schlag zu führen. Bothwell zog, die Königin stinme zu, versprach, ihnen ihre schriftliche Einwilligung vorzulegen, konnte sie aber niemals vorweisen. Wie Ruthven den Mord Riccios auf sich genommen, so wollte er der Hauptmann sein bei dieser Verschwörung; er setzte die Ermor-

¹⁾ Epig, l. c. p. 156—159.

²⁾ Philippson. l. c. III, p. 326.

³⁾ Epig, l. c. I, p. 160—165. — Gauthier, l. c. I, p. 311—329. — Philippson, l. c. III, p. 287 f.

dung auf die Nacht vom 9. zum 10. Februar 1567 fest. Murray, der davon wußte, reiste zu „seiner kranken Frau“ — um nicht am Schauplatze zu sein.¹⁾

Darnley
wird er-
morbet.

Um zwei Uhr in der Nacht stieg das Haus in die Luft. Darnley war aber sicher schon vorher durch Vermummte im Hause überfallen worden, war entweder selbst entflohen oder hinausgeschleift und nach verzweifelttem Widerstand ermordet worden, „weil man sich auf das Pulver allein nicht verlassen könne“, wie der in den Trümmern noch lebend gefundene Kammerdiener Nelson berichtet. Wahrscheinlich waren ohne Bothwells Wissen und außer den von ihm gelegten Pulversäcken, von Maitland, Douglas und Balfour Minen gegraben worden. — Darnley ist der sechsfünfundzigtste König in Schottland, der eines gewaltigen Todes starb. Bei den Schotten war der Königsmord im Brauch.²⁾

Maria's
Verfü-
gungen.

Am gleichen Morgen kam an die Königin mit der Nachricht vom Tode ihres Gatten aus Paris die Warnung vor einem Attentate, womit ihr und des Königs Leben bedroht sei. Betrübt, „wie es die unglücklichste Königin der Welt sein kann“, schloß sie sich in ihr Gemach ein. Am 11. Februar schrieb sie an Lennox, den Vater des Ermordeten, daß er komme und ihr mit seinem Rathe beistehe, und befahl eine Untersuchung des Verbrechens, „daß die ganze Wahrheit an den Tag komme, wer auch dessen Urheber sein möge“. Zugleich wurde demjenigen, der die Mörder bekannt gebe, eine Prämie von 2000 Pfund Sterling und lebenslängliche Pension, ja wenn der Angeber selbst ein Mitschuldiger wäre, volle Amnestie zugesichert.³⁾

Volks-
stimme
und An-
schläge.

Die Untersuchung aber hatte einen langsamen Gang und kein Resultat, denn die Richter waren die Mitschuldigen des Königsmordes. Die Volksstimme bezeichnete Murray, Morton und Bothwell als die Hauptschuldigen; ein nächtlicher Anschlag an das Gerichtshaus nannte aber statt der beiden ersten den Bothwell, Balfour und Chambers als die Thäter, John Spens als den Rathgeber, und jagte, die Königin habe auf Bureden Bothwells und der Lady Buccleugh ihre Einwilligung dazu gegeben. Die 2000 Pfund wurden nun durch Anschlag auch dem Verfasser des Anschlags angeboten und Straflosigkeit, wenn er sich nenne und die Anklage beweise — er nannte sich aber nicht. Ein anderer Anschlag schob gleichfalls die Schuld auf Bothwell und suchte die Königin zu verdächtigen. Diese beiden Anschläge rühren wahrscheinlich von Murray's Anhang her, es galt, Bothwell unmöglich zu machen und die Königin zu verdächtigen und ihren Sturz vorzubereiten.

Maria Stuarts Ehe mit Bothwell.

Verleumdete, es bleibt immer etwas hängen! — ist ein Wort, das sich namentlich in so aufgeregten Zeiten bewährt. Lady Buccleugh war eine

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 161 f. — Gauthier, l. c. I, p. 329—342. — Philipps-son, l. c. III, p. 331—334.

²⁾ Gauthier, l. c. I, p. 337—341. — Dpiß, l. c. p. 170—172.

³⁾ Dpiß, l. c. p. 173—175.

Nichte des ermordeten Cardinals Beaton, also Katholikin, und hatte mit der ganzen Angelegenheit nichts zu thun, ebensowenig Chambers, ein berühmter Jurist. Die Verschworenen köderten Lennox, mit der Aussicht auf die Regentschaft, sprachen als Richter Bothwell am 12. April vom Verdacht des Königsmordes frei, um ihn Maria Stuart zum Gemahl zu empfehlen — und wenn sie ihm die Hand gereicht, ihn wieder anzuklagen und sie selber als Gattenmörderin und Ehebrecherin zu brandmarken und vom Throne zu stürzen.¹⁾

Die Jury sprach Bothwell frei, das Parlament bestätigte das Urtheil. Dreißig Adelige unterschrieben nach einem Bankette bei ihm „den Band“, da das Wohl des Königreichs den Witwenstand nicht gestatte und eine Zeit komme, wo die Königin sich wieder vermählen wolle, Bothwell zu ihrer Hand zu verhelfen und jede andere Heirat zu hindern. — Als man Maria Stuart von dem Gerücht ihrer Heirat mit Bothwell sprach, war sie erstaunt, niemals habe ihr Herz für ihn gesprochen. Als Bothwell am 20. April die Königin um ihre Hand bat, wurde er abgewiesen. In einer Instruction an den französischen Hof erzählt sie klagend, wie sie ihn bisher allerdings wegen seiner Treue für einen Unterthan voll Pflichtgefühl und ohne Hintergedanken gehalten, aber nie gedacht, daß ihre freundliche Weise, treue Edelknechte zu behandeln, ihm die Keckheit, nach ihrer Hand zu streben, einflößen könne. Er aber habe unter dem Vorwand, es sei ihr geheimer Wunsch, einen Bund der Edelknechte für sein Ziel zu hande gebracht.²⁾

Die Zurückweisung reizte den hochmüthigen Mann zur Gewaltthat; er stieß am 24. April zu dem kleinen Zug der Königin, welche zu ihrem Sohne nach Stirling reiste, sprach von Gefahr, bewog sie nach der Festung Dunbar zu gehen, wußte sie hier von ihrem Gefolge zu trennen und hielt sie zwölf Tage gefangen, während welcher er sie mit Gebrauch narfotischer (sweet waters) Mittel bewältigte. Melvil schreibt: „Nun konnte die Königin nicht anders, sie mußte ihn heiraten, nachdem der Entführer wider Willen ihr Bett betliegen.“³⁾

So lautet die Aussage der Königin⁴⁾ und, wenn man ihre Gegner sprechen läßt, so muß man auch sie anhören. Dasselbe besagen die Acten

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 173—189. — Gauthier, l. c. II, p. 6—33.

²⁾ Dpiß, l. c. p. 193.

³⁾ Der Bericht der Königin an den französischen Hof über ihren Widerstand, über des Entführers Gewaltanwendung bei Dpiß, l. c. I, p. 196—200. — Wellesheim, l. c. II, p. 74—77.

⁴⁾ Die wichtigsten Stellen ihres Berichtes lauten: „Sein Handeln war gewaltthätig, sein Neben nichts als Milde: er wolle uns ehren und dienen, ohne uns je zu beleidigen. Er bat uns um Verzeihung wegen der Kühnheit, daß er uns auf eines seiner Schlösser geführt. Er sei wider seinen Willen so weit gegangen, gezwungen durch seine Liebe, deren ungeheure Heftigkeit über die Achtung, die er uns als Unerthan schulde, hinausgedrängt und durch die Nothwendigkeit, für sein eigenes Leben zu sorgen. Dann begann er uns sein ganzes Leben zu erzählen: wie es sein Unglück gewesen, Feinde unter Menschen zu finden, die er niemals beleidigt: wie ihre Bosheit ihn unaufhörlich, bei jeder Gelegenheit, obgleich ungerade, angegriffen; welche Beleidigungen über ihn bezüglich des abscheulichen Attentates gegen die Person des Königs verbreitet worden; daß es ihm unmöglich sei, sich vor den

des schottischen Parlamentes, daß sie durch außerordentliche und noch ungesetzlichere Mittel gezwungen wurde, das Bett eines verheirateten Mannes zu theilen.¹⁾

Maria
und
Bothwell
in Edin-
burgh.

Bothwell betrieb nun die Scheidung von seiner Frau Jane Gordon, die ihn wegen Ehebruchs mit einem Kammermädchen verklagte, und zog mit seiner königlichen Muß-Brant²⁾ am 6. Mai 1567 in Edinburgh ein. Maria schien frei, mußte aber sagen und thun, was er wollte: demnach gebot sie die Verkündigung ihrer Ehe, die der Prediger, „wenn auch der Adel sie billige“, als gehässig, als ein Argerniß bezeichnete, und erklärte vor dem höchsten Gerichtshof, daß sie Bothwell ihre Entführung verzeihe und daß sie ihn zum Herzog von Orkney ernenne. Die Trauung erfolgte am 15. Mai 1567 um vier Uhr nach protestantischem Ritus. Maria war traurig; zum französischen Geandten sagte sie, sie freue sich nicht und wolle sich nie mehr freuen, weil sie den Tod wünsche. Sie war in der Gewalt eines schottischen Catilina.

Bund
der
Feinde.

Ihre Besorgnisse giengen nur zu schnell in Erfüllung. Dieselben Edelleute, welche den Bund zum Morde Darnleys und zur Beförderung der Vermählung Bothwells mit Maria Stuart geschlossen, vereinten sich jetzt in Stirling, die Königin nicht als frei zu betrachten, so lange sie mit dem Mörder zusammenlebe, zur Sicherung des Erbprinzen, auf daß der Mörder des Vaters nicht auch den Sohn tödte, und zur Bestrafung der Mörder des Königs, und sandten an Elisabeth um Unterstützung.

Complotten der Feinde zu retten; daß er sich nie sicher fühle, solange er nicht die Gewißheit habe, im unveränderten Besitze Unserer Guld zu bleiben, daß er aber darauf nicht zählen könne, wenn Wir ihm nicht die Ehre erweisen, ihn zu Unserem Gemahle zu nehmen. Dabei behauptete er unaufhörlich, daß er keine andere Souveränität beanspruche, als nur zu dienen und zu gehorchen, wie in der Vergangenheit, so sein ganzes Leben lang. — Als Wir sowohl seine Bitten als seine Auerbietungen verworfen, zeigte er die Schritt der Großen, derer, auf deren Rath und Treue Wir uns immer verlassen hatten, daß sie seinem Ehrgeiz im voraus nachgegeben hätten. So waren Wir seinem Ehrgeize als Beute überlassen, einen Ausweg zu finden war nicht möglich. Ueberdies ließ er uns zum Nachdenken keine Zeit, uns rastlos mit seiner unaufhörlichen und ärgerlichen Verwerbung in Aufregung bringend. — Wir hatten keine Hoffnung zu entkommen, kein Mensch regte sich für uns in Schottland. — Durch Unverschämtheit der Rebellen ermattet und gebrochen, genöthigt, um den Staat aufrechtzuerhalten, an eine Heirat zu denken, und überzeugt, daß die Stimmung Unseres Volkes sich einem fremden Gemahle nicht anbequemen würde, und daß unter Unsern Unterthanen keiner war, der in Klugheit und Tapferkeit ihm vorgezogen werden könne, willigten Wir ein, den Willen der Stände zu ratificieren — und gaben ihm das Versprechen, ihn zum Gemahl zu nehmen. Er aber war damit nicht zufrieden, weil er immer einen Wechsel fürchtete, sondern wie er anfangs durch einen kühnen Streich den ersten Punkt gewonnen, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er durch Ueberredung und Zudringlichkeit, begleitet von Gewalt, uns genöthigt hatte, das Werk zu vollbringen in der Zeit und Weise, die er am vortheilhaftesten für seine Absichten hielt. Nach alledem können Wir uns nicht verhehlen, daß er uns nicht behandelt hat, wie Wir es gewünscht und von seiner Seite verdient hätten.“ *Opit*, l. c. I. p. 197-199. — Auf die Anwendung von narotifizierenden Mitteln weist auch Thomas Buchanan hin, in seinem Schreiben an König Friedrich II. von Dänemark 1571: „*Princeps illa nunquam peccasset, si hae (tum animi tum corporis dotes) ab isto naturae monstro fascinationibus, philtis, incantationibus ac veneficiis caeterisque malis artibus corruptae subversaeque non essent.*“ Vergl. Jules Gauthier, *Histoire de Marie Stuart*, Paris 1869, vol. III, p. 295-301.

¹⁾ *Opit*, l. c. p. 169 f.

²⁾ So nennt sie treffend *Opit*, l. c. I, p. 201.

Im Juni brach der Aufstand aus. Als bei Carberry Hill am 15. Juni 1567 der französische Gesandte vermitteln wollte, um das Blutvergießen zu vermeiden, forderten die Lords: willige die Königin ein, sich von Bothwell zu trennen, dann würden sie ihr kniend huldbigen und ihre ergebenden und gehorsamen Diener sein; Bothwell möge den Zweikampf mit demjenigen von ihnen aufnehmen, der ihn anklage, der Mörder des Königs zu sein. Maria Stuart antwortete: „Sie ziehen gegen das zu Feld, was sie selbst unterschrieben. Wer, wenn nicht die Lords, hat mich mit dem vermählt, den sie von der That freigesprochen, deren sie ihn heute anklagen. Gleichwohl bin ich bereit, ihnen zu vergeben, wenn sie in sich gehen und um Verzeihung bitten.“¹⁾

Bothwell sagte, das wahre Motiv der Lords sei ihr Neid, keiner sei unter ihnen, der nicht seinen Platz einnehmen möchte; übrigens sei er bereit, mit jedem aus ihnen zu kämpfen. Zum Zweikampfe kam es übrigens nicht, auch nicht zur Schlacht. Das Heer der Königin war zu schwach, die erwartete Verstärkung kam nicht, und die Lords waren daran, ihr den Rückweg abzuschneiden. Maria entließ Bothwell, nachdem sie seine persönliche Sicherheit ausbedungen, und ergab sich den Lords.

„Mylords,“ sagte sie, „ich komme nicht zu Ihnen, als hätte ich für mein Leben gefürchtet oder am Siege gezweifelt, wenn es zum Äußersten gekommen wäre. Aber ich hatte Abscheu, christliches Blut zu vergießen, zumal das Blut meiner Unterthanen. Darum ergebe ich mich Ihnen. Ich habe das Vertrauen, daß Sie in mir Ihre geborene Fürstin und Königin achten und ehren werden.“ — „Wir wollen Ihnen treu und gehorsam sein, wie es je der Adel dieses Königreichs war“, entgegneten die Lords, hielten aber schlecht ihr Wort — sie führten ihre Königin wie eine Gefangene unter Beschimpfung nach Edinburgh und schlossen sie in Holyrood in ein enges Zimmer ein. Sie rief durch das Fenster um Hilfe, das Volk wollte stürmen. Der Adel aber beschwichtigte das Volk, und dieselben Männer, welche den „Band“ zur Ermordung Darnleys unterschrieben, die da einen Band unterschrieben, um seinen Tod zu rächen, um ihre Königin aus Schande und Verleumdung zu befreien, unterschrieben jetzt den Befehl, Maria Stuart nach Lochleven, als dem für ihre Absperrung geeigneten Ort, zu bringen und ihr mit niemand Verkehr zu gestatten. Mer Anstand wurde bei dem Abzuge nach Lochleven am 16. Juni außeracht gelassen. Maria mußte zwischen Bewaffneten zu Fuß gehen. Voran wurde die Fahne mit dem Bilde Darnleys getragen. Weiber schrien: „Verbrennt sie, erkaufet sie!“ Doch die Königin Maria hatte rasch ihre ganze Fassung wieder gewonnen, Thränen im Auge betheuerte sie dem Volke ihre Unschuld. Ihre Freunde kamen leider zu spät, um die Fahrt über den See zu hemmen und sie zu befreien.²⁾

Elisabeth von England mischte sich jetzt in die Angelegenheiten Schottlands; sie wollte nicht, daß die Lords triumphieren; sie wollte nicht, daß Maria je wieder recht zur Macht gelange. Beide Theile sollten einander die Wage halten und beide gleich schwach sein. Darum forderte sie durch ihren

¹⁾ D'ib., l. c. I, p. 204—213.

²⁾ Ibid., p. 213—224. — Gauthier, l. c. II, p. 59—SS.

Maria
und die
Lords.

Nach
Loch-
leven.

Elisa-
beth.

Gesandten auf der einen Seite die Wiedereinsetzung der Königin, auf der andern die Errichtung eines Staatsrathes, ohne dessen Wissen und Willen diese nichts thun könne. Allein die Sieger mißtrauten Elisabeth, und Knor bestärkte sie in ihrem Vorhaben. Die Presbyterianer und die Lords verbanden sich, jetzt die letzten Überbleibsel des Katholicismus abzuschaffen, dem neuen Clerus die Schulen zuzuwenden, mit dem Vermögen der Kirche, soweit es nicht der Adel einzog, dem Kronprinzen eine protestantische Erziehung zu geben und in Zukunft jeden König bei der Krönung auf die Aufrechthaltung der „wahren“ Religion und Unterdrückung des Gegentheils zu beeidigen.¹⁾

Schott-
land cal-
vinisch.

Holmood
ge-
plündert.

Sieg
der
Gegner.

Elisa-
beth.

Nach der Abführung der Königin plünderte der schottische Betteladel ihr Schloß Holmrood, nahm ihr Silber, ihre Kleider, ihre Juwelen, ihre Möbel, predigte „der Heilige des Herrn“, Knor, von der vollständigen Vernichtung des Götzendienstes, nachdem Gott begonnen, Satan unter seine Füße zu treten, und bewies aus dem Alten Testamente, daß die Papistin verbrannt werden müsse, sonst würden alle Schrecken und Strafen des Herrn über Schottland niederregnen. Auch die Anhänger Maria Stuarts kamen zusammen in Hamilton, aber Eifersüchteleien hemmten ihre Thätigkeit. So hatten denn ihre Gegner die Oberhand, zumal sie wohl wußten, daß von Frankreich nichts für die Königin geschehen werde, wegen der Abneigung Katharinas von Medici, und daß auch von England nichts zu besorgen sei, da Cecil die Königin leite. Bei Elisabeth wallte allerdings anfangs der Herrscherstolz über diese Behandlung eines gekrönten Hauptes auf, bald aber siegte die Befriedigung über den Sturz der Nebenbuhlerin. Melvil, Marias Gesandter und Verräther, nahm einen Trostbrief an die Gefangene in Lochleven, aber auch den Auftrag mit, das „ehrenwerte Unternehmen der Lords zu ermutigen und seine Herrin zur Abdankung zu bewegen“. Er schrieb für ihre Gegner an Cecil um Geld, sonst würden sie sich an Frankreich um Unterstützung wenden.²⁾

Act of
parlia-
ment.

Elisabeth gab ihrem eigenen Gesandten Throgmorton officiell den Auftrag, die Befreiung der Gefangenen und ein leidliches Verhältnis zu ihren Unterthanen, dann die Bestrafung der Mörder Darnleys und die Erziehung des Kronprinzen in England durch seine Großmutter Lennox zu betreiben. Die Executivgewalt solle in Schottland zwischen der Königin und dem Parlamente getheilt, letzteres aber unter das Protectorat Englands gestellt werden, dann wäre auch Maria von Elisabeth abhängig gewesen. Letztere wollte den jungen Prinzen in England haben, um durch ihn die unzuverlässigen Großen an England zu fesseln. Der schottische Adel aber wollte den Prinzen im Lande behalten, um während seiner Minderjährigkeit nach Belieben zu walten.

¹⁾ Vergl. Wellesheim, l. c. II, p. 86 f.

²⁾ Ditt, l. c. I, p. 228—228, 232 f.

Maria Stuarts Absetzung.

Indes versammelten sich die „Königsrächer“ zu Edinburgh und beschlossen am 21. Juli die völlige Abschaffung des Katholicismus, am 23. und 24. aber, der Königin zu erklären, daß sie wegen schlechter Führung im öffentlichen und Privatleben nicht weiter die Regierung behalten könne und zur Krönung ihres Sohnes und zur Bildung eines Regentschaftsrathes ihre Zustimmung geben müsse. Unter dieser Bedingung würde man ihr Leben und ihre Ehre nicht antasteten, die sonst in großer Gefahr schwebten. Drei Urkunden sollte sie unterschreiben, in der einen, daß sie körperlich und geistig zu schwach sei zur Regierung und diese daher zu Gunsten ihres einzigen Sohnes freiwillig und aus eigenem Antrieb niederlege; in der andern, daß sie, bis dieser sein siebenzehntes Jahr erreicht habe, ihren Bruder Murray zum Regenten ernenne, und in der dritten, daß, wenn dieser nicht annehmen wolle, oder wenn er indes sterben sollte, sie einen Regentschaftsrath bestimme, an dem Chatellerault, Lennox, Argyle, Athol, Morton, Murray, Mar und Glencairn theilnehmen sollten. Unterschreibe sie nicht, so solle man den Prinzen krönen, sie absetzen und einkertern unter der Anklage der Tyrannei, der Unenthaltbarkeit und des Gattenmordes.¹⁾

Edin-
burgher
Vertrag.

Um die Unterschriften von Maria zu erreichen, sandte zuerst Throgmorton, „der Fuchs“, Melvil zur Gefangenen und rieth ihr, sie möge durch Weigerung ihre Feinde nicht reizen; es sei ja doch alles ungiltig, was sie als Gefangene unterschreibe. Doch Maria erklärte: „Lieber sterben, als auf den Thron verzichten“; sie würde dadurch gegen sich selbst für den Verrath ihrer Unterthanen Partei ergreifen. — Dann trat der rohe Lindsay ein, warf die Urkunden auf den Tisch, forderte unter Todesdrohung die Unterschrift und drückte mit seinem Eisenhandschuh ihr den Arm zum Unterschreiben so derb, daß ein blaues Mal blieb. Sie unterschrieb, protestierte aber, sobald sie wieder zur Fassung kam, gegen ihre erzwungene Unterschrift. Die Lords aber erklärten die Zustimmung für genügend, wenn auch der Siegelbewahrer Thomas Sinclair sich weigerte zu siegeln. Die Lords ließen hierauf den Prinzen krönen. Das Kind schlief während der Feierlichkeit.

Maria
in Loch-
leven.

Der englische Gesandte wohnte der Krönung nicht bei, Elisabeth hatte es ihm verboten und den Schotten wegen Gefangenhaltung ihrer legitimen Königin drohen lassen. Maitland sagte ihm aber ins Gesicht: „Sie thun immer, als wenn Sie ihr die Freiheit und das Leben retten wollten — es liegt Ihnen aber nichts weniger im Herzen. Führen Sie diese Sprache auch vor dem Geheimen Rath, so kann ich Ihnen nicht mehr drei Tage für das Leben der Königin sicher stehen.“ — Das sagte Cecil auch zu Elisabeth, um ihr Einschreiten zu verhindern.²⁾

Jacob
VI.

Indes eilte Murray, Marias Stiefbruder, aus Frankreich herbei. In Paris hatte er Karl IX. versprochen, Maria in Freiheit und wieder

Murray

¹⁾ Dpib, l. c. I, p. 240 ff.

²⁾ Ibid. p. 243—246.

auf den Thron zu setzen. Kaum war er, reich vom König beschenkt, abgereist, so sandte man ihm einen Verhaftsbefehl nach; denn der Bischof von Glasgow war indes mit den Beweisen eingetroffen, daß er der Hauptverrätther an der Königin sei. Aber Murray war schon nach London entkommen.

Dort versprach er Elisabeth dasselbe, was er Karl versprochen, bezeichnete aber dem spanischen Gesandten im Vertrauen seine Schwester als Gattenmörderin. Über die Übertragung der Regentschaft schien der nach Ehre und Macht lechzende Mann bestürzt. Unter dem Vorwande, er müsse von seiner Schwester selber hören, in Loch-
leven. ob ihr die Abdankung nicht abgezwungen sei, begab er sich nach Lochleven; es galt, beim Volke den Schein zu haben, als sei ihm die Gewalt rechtmäßig übertragen. Er schreckte sie mit der Aussicht auf den Tod, um sie zur Einwilligung zu bewegen. Wie er selbst berichtet, habe sie ihn angefleht, die Regentschaft zu übernehmen; wie sie an die Fürsten Europas meldet, warf er, als sie ihm abrieth, die Maske ab, er habe die Gewalt schon angenommen und könne sie nicht mehr niederlegen.¹⁾

Regent. Erst am 22. August übernahm Murray übrigens in Edinburgh die Gewalt, nachdem er geschworen, die wahre Religion, wie sie jüngst eingeführt worden, zu erhalten und die alte abzuschaffen. Rasch wußte er die Partei der Königin aufzulösen und seine Anhänger zu Gütern und Ehren zu bringen.

Von Seite Frankreichs geschah nichts weiter für Maria Stuart; auch Elisabeth redete nur, als ob sie Maria wieder auf den Thron setzen und Murray stürzen wollte. So blieb Maria allein der verlierende Theil und in Haft.

Murray hingegen bemächtigte sich schnell aller festen Plätze des Königreichs und suchte auch Bothwell in seine Gewalt zu bringen, der damals Seeraub trieb. Von schottischen Schiffen verfolgt, flüchtete sich Bothwell nach Dänemark, wo er aber verhaftet wurde und bis zu seinem Tode 1578 in der Festung Dragsholm auf Seeland eingeschlossen blieb.²⁾ Von seinen Mitschuldigen bei Darnleys Mord wurden zwei in Edinburgh hingerichtet, sie sprachen noch auf dem Schafott davon — daß einige Große um die Sache gewußt haben.

Marias Feinde aber, Murray und Maitland voran, traten jetzt mit den „Cassettenbriefen“, dieser schamlosen Fälschung, hervor, um die Königin wegen ihrer „wahnsinnigen Verliebtheit“ in Bothwell vor der ganzen Welt zu entehren. Ein Parlament, das am 15. December 1567 zusammentam, erklärte auf Grund ihrer „eigenhändigen“ Schriften (es sind dies die gefälschten sogenannten Cassettenbriefe), daß die Königin alles verdient habe, was ihr Trauriges widerfahren sei. Dasselbe Parlament verlangte religiöse Einformigkeit und forderte von den Laien zur Unter-

¹⁾ Opiß, l. c. I, p. 248—251.

²⁾ Petric, Zur Geschichte des Grafen Bothwell. Petersburg 1874.

haltung der Kirchen und Schulen doch wenigstens ein Drittel der kirchlichen Güter zurück, deren sie sich bemächtigt hätten. — Ein Fingerzeig, um was es dem Adel in Schottland bei der Reformation zu thun war!¹⁾

Fünfunddreißig Grafen, Lords und Bischöfe legten jedoch Verwahrung ein gegen diesen Beschluß, der die Ehre der Königin nicht antasten könne, denn man habe ihr Verlangen, vor dem Parlamente gehört zu werden, abgewiesen. Die Briefe, welche ihre Schuld beweisen sollten, seien gefälscht.²⁾

Wie erwähnt, starb Bothwell in Dragsholm 1578. Murray hatte seine Auslieferung verlangt, der König von Dänemark aber vorher die Beweise seiner Schuld gefordert. Vor seinem Tode wurde er vom Bischof von Scone in Gegenwart vornehmer Dänen feierlich befragt, wie es sich verhalte mit dem Tode König Heinrichs (Darnleys), wie er sich am Tage des Gerichtes vor Gott verantworten wolle. Der Graf erklärte, wegen seiner großen Schwäche sei er unvernünftig, alles auseinanderzusetzen; nur das könne er sagen, die Königin sei unschuldig daran, er selber, seine Verwandten und einige vom Adel hätten diesen Mord auf ihrem Gewissen. Befragt, welche vom Adel diese seien, nannte er Jakob Murray und Mylord Robert, beide Halbbrüder der Königin, Argyle, Crawford, Glencairn, Morton, Boyd, Maitland von Lethington, Buccleugh und Grange. Das Testament erregte schon in jener Zeit Aufsehen, wir haben es nur noch in Abschriften, im Originale soll es noch im vorigen Jahrhundert in England vorhanden gewesen sein.³⁾

Marias Haft wurde strenger, allein ihr Unglück, ihre Schönheit gewannen ihr immer Freunde. George Douglas, der eigene Sohn ihrer Gefangenwärterin, beschloß, von ihrem Kummer und ihrer Schönheit gerührt, alles zu wagen, um sie zu befreien. Einmal war sie schon, als Wäscherin verkleidet, auf einem Boote im See, als der Schiffer an ihrer schönen und weißen Hand sie erkannte und ins Schloß zurückführte. Ein zweiter Befreiungsversuch am 2. Mai 1568 fiel glücklicher aus. Ein Page entwendete bei dem Abendessen dem Schloßverwalter geschickt die Thor Schlüssel, die auf dem Tische lagen. Maria entkam als Diensthfrau gekleidet durch das Thor in ein Boot, das Thor wurde wieder verschlossen, die Schlüssel in den See geworfen, am Ufer harrete ihrer George Douglas. Ein Theil des Adels erhob sich sogleich für sie.⁴⁾

Maria erklärte ihre Abdankung für erzwungen, null und nichtig, und Murray für einen Verräther. Dieser aber zeigte Festigkeit und handelte schnell. An der Spitze von 4000 Mann rückte er dem Heere der Königin entgegen. Bei Langside kam es am 13. Mai 1568 zum erbitterten Kampfe, und

¹⁾ Bellesheim, l. c. II, p. 94—96. — Mignet, l. c. II, p. 203. — Gauthier, l. c. II, p. 145—148.

²⁾ Opitz, l. c. I, p. 257.

³⁾ Vergl. darüber Gauthier, Histoire de Marie Stuart, III, p. 295—301. — Fred. Schiern, Nyere historiske Studier. Kjöbenjavn 1875. James Hepburn, Jarl of Bothwell. Im Auszuge in Gaedese, l. c. Appendix IV.

⁴⁾ Gauthier, l. c. II, p. 154—156, 158—160.

Both-
wells
letzte
Schänd-
nis.

Maria
ent-
kommt.

wird ge-
schlagen.

steht
nach
England.

Maria Stuart sah ihre Tapfern fallen oder fliehen. Um nicht gefangen zu werden, legte sie zu Pferd einen Weg von sechzig Meilen zurück, bis sie zur Solway-Bucht gelangte. Von hier konnte sie nach Frankreich oder nach England entfliehen, oder auch im Süden Schottlands den Widerstand fortsetzen. Man warnte sie vor Elisabeths Arglist, aber unbesonnen und im Vertrauen auf die Freundschaftserbietung der Königin von England, bestieg sie am 16. Mai den Kahn, der sie auf englischen Boden trug, und fand statt der Hilfe — einen Kerker.¹⁾

Von Cecil ist noch eine eigene Notiz aus jener Zeit vorhanden. Pro regina Scotorum: „Ihr muß geholfen werden, weil sie freiwillig im Vertrauen auf der Königin Majestät in das Königreich kam. Sie vertraute auf der Königin Beistand, weil sie während der inneren Unruhen viele darauf hindeutende Botschaften erhalten hatte. Sie ist nicht gesetzlich verurtheilt, weil sie zuerst von ihren Unterthanen gefangen genommen, mit Gewalt gefangen gehalten, in Angst um ihr Leben versetzt, der Ermordung ihres Gemahls angeklagt und ihr nicht gestattet worden ist, darauf in eigener Person oder durch einen Vertheidiger vor denen sich zu verantworten, die im Parlamente sie verurtheilten.“²⁾ So mußte selbst der Mann der Realpolitik schreiben, gegen den Elisabeth öfters die Komödie gefühlvoller Opposition spielte.

Maria
gefangen.

Auf das schwesterliche Schreiben der unglücklichen Königin um Hilfe und ihre Bitte um eine Zusammenkunft antwortete Elisabeth, daß sie Maria nicht empfangen könne, bis es ihr gelungen sei, ihre Unschuld an dem Mord ihres Gemahls zu beweisen. Maria Stuart wurde zwar mit gebührenden Ehren, aber unter starker und strenger Bewachung nach Schloß Carlisle gebracht.

Maria Stuart vor dem Gericht Elisabeths.

Elisabeth
und
Maria.

Maria schien ihrer Nebenbuhlerin Elisabeth in jeder Weise gefährlich: gelangte sie wieder auf den schottischen Thron, so konnte sie im Bunde mit den katholischen Mächten des Festlandes ihre Ansprüche an England erneuern und den Protestantismus gefährden; gelangte sie nach Frankreich, so konnte sie eine Landung versuchen; blieb sie frei in England, so konnte sie sich an die Spitze der noch immer sehr zahlreichen Katholiken stellen und als rechtmäßige Erbin die Krone fordern. Darum beschloß Elisabeth, ihre Gegnerin um jeden Preis gefangen zu halten, zumal ihre Abgesandten Maria Stuart als berechtigt, geistreich und muthig, zugleich als schön und herzogwinrend schilderten. Weibliche Eifersucht spielt in ihrem Benehmen eine ebenso große Rolle als Herrschsucht. In ihrer Treulosigkeit und Arglist suchte aber Elisabeth Maria Stuart zugleich zu entehren, dadurch ihren Einfluß auf die Engländer

¹⁾ Gauthier. l. c. II, p. 162—174.

²⁾ Dpiß, l. c. I, p. 269.

zu brechen und damit die Oberhoheit Englands über Schottland von neuem festzustellen. Sie bedeutete Maria, die stolz auf ihre Würde als Königin keinen andern Richter als Gott anerkennen wollte, es gelte nur ihre Ehre vor aller Welt sicherzustellen; sie werde nicht nur als Freundin, sondern auch als Schwester an ihr handeln und nicht als Richterin, und sie nöthigenfalls mit Waffengewalt auf den schottischen Thron zurückführen. Nur möge Maria ihr Bündnis mit Frankreich aufgeben, ihre Rechte an England, solange Elisabeth lebe, nicht geltend machen, der Messe entsagen und die anglicanische Liturgie in Schottland einführen.

Elisabeth's
Forderungen.

Marias Bevollmächtigter, Lord Herries, sagte zu Elisabeth: „Die Königin, meine Gebieterin, ist unschuldig, keine andere Antwort muß man von ihr erwarten. Diejenigen sind des Königsmordes vor allen schuldig, die ihr die Beleidigung anthun, sie damit zu belasten, wie zu beweisen leicht wäre. Murray ist weder König noch Fürst, daß er hierüber jemanden als Gesandten schicken könnte, er ist nur ein Usurpator. Man hat von der Königin auf eine barbarische Weise die Unterschriften erpreßt. Der Graf von Morton hat den Murray zum Regenten und Murray hat Morton zum Kanzler und beide haben ihre Genossen zu Staatsbeamten und Richtern gemacht: sie haben alle Unter der Krone getheilt und, um ihre Gewalten zu legitimieren, haben sie in ihrem schönen Parlamente versichert, die Königin hätte freiwillig abgedankt. Es wurde dagegen protestirt, aber sie haben die Parlamentsacten gefälscht; denn sie haben Juristen, die wie Wood in Fälschungen geschult sind: das ist ihr Broterwerb, sie haben keine andern Mittel, kein anderes Geschäft. Solche Vorgänge können nicht als gesetzlich gelten, und meine Gebieterin darf solchen Betrügern nicht antworten. Ubrigens begreife ich durchaus nicht, wie Eure Majestät sich zur Richterin der Königin von Schottland aufwerfen kann, die als freie Fürstin nur von Gott abhängig ist.“¹⁾

Lord
Herries.

Elisabeth bedeutete auch Murray, er solle vor ihr erscheinen, um sich über seine Empörung zu rechtfertigen oder Marias Schuld zu beweisen; daß sie entschlossen sei, Maria wieder in ihre Regierung einzusetzen, dürfe er ja nicht glauben. Aus Herrschsucht und Glaubenshafs verrieth Murray seine Schwester und sein Vaterland, denn er klagte seine Königin vor einem englischen Gerichte an. Es fragte sich nur, ob Maria auch ein englisches Gericht über sich anerkennen werde. Die schlaue Elisabeth wußte dies der Sache nach zu erreichen, indem sie behauptete, daß es sich ja gar nicht um ein Gericht über ihre „gute Schwester“ handle, sondern um eine Conferenz, vor welche die Rebellen zur Rechtfertigung ihres Betragens zu citieren seien. Nur so könne Elisabeth der Schottenkönigin wieder aufhelfen. Müde der Gefangenschaft und der Entbehrung gab auch Maria Stuart nach zweimonatlichem Widerstande unvorsichtig nach.

Falschheit
Murray's.

Maria
gibt nach.

„Es war eine große, nicht wieder gut zu machende Unklugheit Maria Stuarts, in einem Momente, da ganz Schottland der Regierung Murrays

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 280.

müde war, sich in das Netz der englischen Staatslist verwickeln zu lassen, statt den natürlichen Verlauf der Dinge abzuwarten.“¹⁾)

Über ihre Entbehrung schrieb Maria an ihren Onkel, den Cardinal von Lothringen, den sie um Geld für Brot, Hemden und Kleider bat: „Die Königin hat mir etwas Wäsche geschickt und versteht mich mit einem Gericht Speise; das übrige habe ich geborgt, bekomme aber nichts mehr. — Ihr werdet sicherlich diese Schmach mitempfinden. — Gott prüft mich sehr, jedenfalls aber werde ich katholisch sterben. Gott wird mich bald aus dieser Trübsal erlösen, denn ich habe Schimpf und Verleumdung, Gefangenschaft und Hunger, Kälte und Hitze erleiden müssen. Ich floh, ohne zu wissen wohin, 92 Meilen weit, über Stod und Stein ununterbrochen fort; ich schlief auf der harten Erde, trank saure Milch, aß bloßes Hafermehl und in der dritten Nacht langte ich in diesem Lande an, wo ich nicht viel besser als eine Gefangene behandelt werde.“²⁾) Als sie nach einem Priester verlangte, der ihr die heilige Messe lesen könnte, hieß es, es gebe keinen solchen im Lande.

So kam es jetzt zu einer Art Gericht zu York. In dem Vorsitzenden desselben, dem Herzog von Norfolk, hatte sich jedoch Elisabeth vergriffen. Der Erbe der berühmten Familie der Howard, von den Katholiken verehrt, von den Protestanten geachtet, mit den ersten Familien des Landes verwandt, unermesslich reich, ehrgeizig, edelmüthig, zweiunddreißig Jahre alt und Witwer, trug sich Norfolk mit dem hochfliegenden Plane, durch die Hand Maria Stuarts König von Schottland und nach Elisabeths kinderlosem Tode König von England zu werden. Deshalb suchte er den Verhandlungen die Schärfe zu benehmen, Marias Ansehen zu schonen und zwischen ihr und Murray einen Vergleich zustandezubringen.

In einer vertraulichen Zusammenkunft sagte Norfolk zu Murray: „Ermägt die furchtbaren Folgen, welche die Ehelosigkeitserklärung Eurer Königin nach sich zieht, und begnügt Euch mit ihrer Abdankung.“ So kam es, daß Murray, zumal Maria die „im silbernen Kästchen gefundenen Briefe“ als falsche bezeichnete, sich bloß auf seine Vertheidigung beschränkte und seine Schwester nicht der Ermordung ihres Gemahls beschuldigte. Die Vertheidiger Maria Stuarts betonten, daß sie die Ehe mit Bothwell nur auf das Drängen der Lords eingegangen sei, und so hatte Elisabeth eigentlich keinen Grund mehr, Maria als Gefangene zurückzuhalten und hätte dieselbe freilassen sollen.

Aber gerade die Freiheit der Schottenkönigin wollte Elisabeth nicht, sondern Diffamation und auf Grund derselben lebenslängliche Gefangenschaft Maria Stuarts.

Zu diesem Zwecke wollte sie die Veröffentlichung der „Cassettenbriefe“, von denen sie vernommen hatte. Murray hatte nämlich in sträflicher Zweideutigkeit ihren Bevollmächtigten doch insgeheim die Briefe gezeigt. Der Herzog von Norfolk, von dessen geheimen Verhandlungen Elisabeth Wind bekommen hatte,

¹⁾ Dpiß, l. c. I, p. 285.

²⁾ Ibid. p. 278.

wurde hart angefahren: sie warf ihm das Heiratsproject vor, das er aber ableugnete, denn er wolle auf einem sicheren Kopfkissen schlafen; er werde sich nie mit der verheiraten, welche auf die Krone seiner Herrscherin Anspruch mache. Dem Murray ließ Elisabeth drohen, wenn er die Anklage gegen seine Schwester nicht besser betreibe, so werde sie einem andern die Regentschaft zuwenden. Und Murray gab nach, um sich in der Herrschaft zu behaupten. Elisabeth wollte aber den weitem Gang des Processes fester in den Händen haben und zog denselben daher nach London.¹⁾

So kam es denn seit 26. November 1568 zu einem Gerichte in Westminster, bei welchem Niclas Bacon, der Großsiegelbewahrer der englischen Königin, erklärte: Wenn die Schuld Marias an der Ermordung ihres Gatten unzweifelhaft nachgewiesen wäre, so würde Elisabeth dieselbe für immer des Thrones für unwürdig erachten. Jetzt kamen die verhängnisvollen Cassettenbriefe in die Hände der englischen Beamten, und Murray erklärte, daß Bothwell der Urheber der Ermordung Darnleys sei, und daß Maria zum voraus darum gewußt habe, und der alte Graf Lennox klagte wegen der Ermordung seines Sohnes. — Die Beschwerden der Bevollmächtigten Marias über die Parteilichkeit des Verfahrens, ihr Antrag auf Verhaftung der Ankläger als Rebellen, ihr Protest gegen alles, was zum Nachtheile der Ehre und königlichen Würde Maria Stuarts geschehe, waren jetzt vergebens! Die Briefe wurden für echt erklärt, das Ansehen der Königin der Schotten hatte einen fürchterlichen Schlag erhalten. Elisabeth hatte ihren Zweck erreicht und weigerte sich jetzt tugendstolz, je mit Maria Stuart zusammenzukommen; Murray hatte nicht bloß den guten Namen, sondern auch die Freiheit seiner Schwester seinem Ehrgeiz zum Opfer gebracht²⁾ — er, der selber beim Morde Riccios theilhaftig gewesen und jedenfalls auch um die Ermordung Darnleys gewußt hatte!

Mignet sagt darum die schwerwiegenden Worte: „In diesem gewaltthätigen Jahrhundert war der Glaube schwächer als die Sitten — und die Religion, welche so gewaltig über den Geist herrschte, übte ziemlich wenig Einfluß auf das Betragen aus. Auch fanden sich daher bei den Fürsten wie bei ihren Unterthanen die Leidenschaften jener Epoche und des Landes mit aller sie begleitenden Zügellosigkeit, beschönigenden Lüge und verbrecherischen Keckheit vor, und alle wurden von den schweren Züchtigungen erreicht, die sie erwarteten. Keiner war frei davon, keiner blieb ungestraft.“³⁾

Natürlich grollte Norfolk dem Murray ob seiner Treulosigkeit bezüglich der Cassettenbriefe. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland wollten ihn, weil er die katholische Erbin der Krone Englands des Nordes und Ehebruchs an-

¹⁾ Opitz, l. c. I, p. 287—317.

²⁾ Gosset, der das „Book of Articles“ herausgab, und die Fälschung nachwies, sagt: „Was müssen wir von einem Manne denken, der von einem ausländischen und gewiß nicht freundlich gesinnten Tribunal mit Vorbedacht die Schwester, die ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, so verleumdete konnte!“

³⁾ Mignet, Maria Stuart, S. 239.

Gericht
zu West-
minster.

Murray.

Die
Cassetten-
briefe
für echt
erklärt.

Norfolk
und
Murray.

Murrays
Zeit.

geklagt hatte, auf seiner Rückreise ermorden lassen. Murray ahnte die Gefahr, beklagte bei Norfolk die Nothwendigkeit so zu handeln, in welche ihn Elisabeth versetzt habe, und erklärte sich bereit, seiner Schwester zu dienen, wenn sie sich mit einem frommen ehrbaren Mann, wie der Herzog sei, vermählen wolle. Dadurch gewonnen, widerrief Norfolk den Befehl, dem Regenten aufzupassen, und nahm Abschied von diesem mit den Worten: „Graf von Murray, Ihr habt jetzt Norfolks Frau in Euren Händen!“ — Nichts destoweniger that der Regent nach seiner Rückkehr alles, um die Partei seiner Schwester, welche noch immer die Festung Dunbarton behauptete, zu vernichten.¹⁾

Aufschläge zu Gunsten Maria Stuarts.

Ver-
schö-
nung
für
Maria.

Während aber Marias Anhänger in Schottland erlagen, bahnte sich eine Bewegung für sie in England an. Viele Große wollten nicht bloß die alte Religion wieder hergestellt, sondern auch die Thronfolge gesichert wissen, denn man dachte da an die Schrecken des Krieges der beiden Rosen. Norfolks Plan hatte viele Anhänger, selbst Leicester gieng darauf ein. Zugleich war es Abneigung gegen die Politik Cecils, welche England in einen offenen Krieg mit Spanien zu verwickeln drohte, wie man schon in einem geheimen mit Frankreich war.

Viele Große wandten sich insgeheim an den spanischen Gesandten, auf daß Alba, der ja damals in den Niederlanden weilte, im Osten Englands mit einem Heere lande, denn nicht bloß die religiösen, auch die Handelsinteressen des ganzen Südens waren durch Cecils spanienfeindliche Politik geschädigt. Die Lage wurde so unsicher, daß Elisabeth sich mit Spanien in Verhandlungen einließ, um den Streit gütlich beizulegen, daß sie in Marias Forderung, förmlich zu erklären, ob sie ihr zur Wiedergewinnung ihres Thrones behilflich sein wolle oder nicht, eingieng, und im Mai 1569 Unterhandlungen über die Bedingungen der Rückkehr eröffnete. Auch die Heirat mit Norfolk kam dabei zur Sprache. Die ganze Frage schien eine günstige Wendung zu nehmen, scheiterte aber am Ehrgeize Murrays und an dem von Elisabeth insgeheim gestachelten Widerstande des schottischen Parlaments, die Ehe mit Bothwell für ungiltig zu erklären.

Norfolk.

Die schlimmste Wendung nahm die ganze Frage für Norfolk; denn Maria blieb jetzt keine andere Hoffnung auf Freiheit mehr, als wenn die katholischen Mächte des Festlandes eine Erhebung in England unterstützten. Norfolk und seine Gesinnungsgenossen hofften Elisabeth zur Einwilligung in ihre Pläne zu zwingen, Leicester aber verrieth ihr alles wieder, und nun entlud sich ihr Zorn auf den Herzog. Sie gebot ihm, jeden Gedanken an eine Ehe mit der Königin von Schottland aufzugeben, bei Strafe des Treubruchs.

Aufstand
1581 im
Norden.

Zornig verließ der Herzog den Hof und begab sich nach Norfolk. Seine Gesinnungsgenossen rüsteten in den nördlichen Grafschaften. Wenn Alba nur

¹⁾ Mignet, l. c. p. 243—244.

einige tausend Mann nach England warf, wenn Norfolk muthig vorangien, so war Elisabeth verloren.¹⁾

Alain Alba zögerte, der Herzog war unschlüssig und Elisabeth ebenso thatkräftig als schlau. Sie forderte Norfolk auf, binnen vier Tagen bei Strafe des Verrathes nach London zurückzukehren; er kehrte dahin zurück, nachdem er anfangs Fieber vorgekühlt hatte, und ließ seine Genossen bitten, einstweilen sich ruhig zu verhalten. In London ward er sogleich in den Tower gesteckt. Die Bewegung im Norden, einmal angeregt, war jedoch nicht so leicht mehr innezuhalten als der verzagte Herzog meinte. Die alte Kirche hatte hier feurige Anhänger. Die Befreiung Maria Stuarts und die Wiederherstellung der katholischen Religion wurde Losung: „Unsere Gefahr ist groß, aber unsere Sache ist gerecht.“ Am 14. November 1569 zogen die Verschworenen in Durham ein, verbrannten Bibel und Abendmahlstisch und stellten in der Kathedrale den alten Gottesdienst wieder her. Northumberland stand an der Spitze, Norton trug das Banner, auf dem der gekreuzigte Christus mit fünf blutenden Wunden gemalt war. Ungehindert drangen die Aufständischen nach dem Süden vor, besetzten mehrere Plätze und suchten einen Hasen in ihre Gewalt zu bekommen, um Alba eine Landung zu ermöglichen. Um Marias Befreiung zu verhindern, ließ Elisabeth dieselbe nach der Festung Coventry bringen; die Wächter hatten Auftrag, sie zu tödten, wie die Aufständischen sie zu entführen wagten. Am 12. December nahmen diese Barnard-Castle. Es war ihr letzter Erfolg, denn jetzt rückten in Eilmärschen 20.000 Mann gegen sie an, und diesen wagten sie nicht standzuhalten. In Durham entließen die Führer ihre Anhänger, nachdem sie jeden aufgefordert, für seine Sicherheit zu sorgen, und flohen nach Schottland. Sie hatten auf eine massenhafte Erhebung gerechnet, allein viele Katholiken schwankten zwischen ihrem Glauben und ihrer politischen Treue. Die Regierung nahm blutige Rache für den Aufstand, in Durham allein wurden 300 Personen, im ganzen gegen 800, hingerichtet. Das war die Folge von Norfolk's Ehrgeiz und Verzagttheit — zuerst hatte er zum Aufstand getrieben, dann denselben im Stiche gelassen.²⁾

Der Schlag, der die Katholiken im Norden Englands traf, wirkte auch auf die Partei Maria Stuarts in Schottland. Murray unterdrückte mit unerbittlicher Gewaltthätigkeit ihre Anhänger, erregte aber dadurch auch unversöhnlichen Haß und erlag am 23. Januar 1570 dem Schusse eines Mannes, dessen Vermögen er eingezogen und dessen Frau er in kalter Winternacht aus ihrer Wohnung hatte treiben lassen.³⁾

„Murray war der Urheber des Bürgerkrieges und endigte als ein Opfer desselben; er war an einem ersten Morde mitschuldig, hatte einen zweiten geduldet und fiel meuchlings. Die Mittel, durch welche man steigt, sind oft dieselben, durch welche man fällt. Dies ist die gewöhnliche Regel der Begebenheiten, in welchen die verborgene Gerechtigkeit der Vorsehung zu erkennen ist.“⁴⁾

Der Tod Murrays gab der Partei Maria Stuarts neues Leben: sie nahm Edinburgh weg und ließ die Gefangene von neuem als Königin aus-

¹⁾ Opiß, l. c. II, p. 11—29.

²⁾ Opiß, l. c. II, p. 30—37. — Mignet, l. c. p. 260—267.

³⁾ Opiß, l. c. II, p. 38 ff.

⁴⁾ Mignet, l. c. p. 371.

Bann
gegen
Elisa-
beth. rufen. Zu gleicher Zeit, 25. Februar 1570, sprach Papst Pius V. den Bann und die Absetzung über Elisabeth aus, weil sie den Titel eines Oberhauptes der Kirche angenommen, den alten Gottesdienst abgeschafft habe und die Katholiken verfolge. Diese fühlte sich sehr bedroht, weinte über Murray, an dem sie ihren besten und nützlichsten Freund auf der Welt verloren habe, und ließ zwei Armecorps in Schottland einrücken, um die Partei Lennor
Regent. Marias zu schrecken. Graf Lennor wurde auf ihren Betrieb am 12. Juli 1570 zum Regenten gewählt.

Marias
Schwa-
che. Jetzt aber drohte Karl IX. von Frankreich, und die Engländer räumten Schottland wieder, und in der Verlegenheit begann Elisabeth neue Unterhandlungen mit Maria Stuart wegen Wiedereinsetzung. Es war ihr nicht Ernst damit! Dagegen faßte Maria Stuart, der langen Haft müde, die feurigsten Hoffnungen und willigte in alles, was Elisabeth forderte, wenn es nur ihre Würde nicht beeinträchtigte: sie versprach, nur mit Genehmigung Elisabeths sich wieder zu verheiraten, sie entsagte jedem Anspruch an England, solange Elisabeth lebe; sie wolle ihren Sohn als Geißel nach England schicken, damit er dort erzogen werde; zwischen England und Schottland solle ein Schutz- und Trugbündnis bestehen. Allein je mehr Maria bewilligte, umso mehr machte Elisabeth neue Schwierigkeiten und, als dieselbe Elisabeth
und
Anjou. durch scheinbar ernste Verhandlungen wegen einer Heirat mit dem Herzog von Anjou einen Angriff Frankreichs für abgewendet glaubte, brach sie die Unterhandlungen plözlich ab.¹⁾

Maria
an
Philipp
II. Alle Hoffnungen der seit zwei und einem halben Jahre gefangenen Maria waren wieder vernichtet. Ihre Anhänger waren geschlagen und verfolgt, in England wie in Schottland. In ihrer Entriistung wandte sie sich jetzt an Philipp II.: er möge eine Landung in England bewerkstelligen, um sie zu befreien und dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen, der Herzog von Norfolk werde sich erheben und katholisch werden. Mit diesem war sie nämlich in brieflicher Verbindung geblieben, obschon sich beide nie gesehen Norfolk. hatten. Sie hatte ihm ihr Bild zugesandt und Norfolk, wenn er auch mit Namensunterschrift und Wappensiegel Elisabeth versprochen hatte, nie mehr an diese Heirat zu denken, das Geschenk mit glühenden Briefen beantwortet. Nidolff. Norfolk billigte den Plan. Ein Florentiner, Nidolffi, Banquier und Director der italienischen Handelscompagnie in London, reiste im Interesse beider nach Brüssel zu Alba, nach Rom zu Pius V., nach Madrid zu Philipp II. Alba hatte Bedenken, der Papst hegte die feurigsten Wünsche, Philipp war geneigt, einzugreifen, wenn die Engländer zuerst losschlügen; diese aber wollten sich erst erheben, wenn Alba lande. So zog sich die Sache hin, das Geheimnis Cecil. konnte schwer bewahrt bleiben, und indes kam Cecil durch die Thätigkeit seiner

¹⁾ Dpitg, l. c. II, p. 56—71.

Spione, durch die Treulosigkeit der Diener des Herzogs, durch die Unklugheit anderer, durch die Anwendung der Folter, der Verschwörung auf die Spur. Marias Briefe an den Herzog hatte dieser zu verbrennen befohlen, der Diener aber aufbewahrt. Ihre Auslieferung enthüllte das Geheimnis. Der Herzog wurde vor das Gericht der Pairs gestellt und am 24. Januar 1572 zum Tode verurtheilt; Elisabeth zögerte mit dem Befehl zur Hinrichtung. Norfolk benahm sich würdig und gefasst, äußerte aber auch in bitterer Weise, daß nichts gelinge, was für Maria Stuart und durch sie begonnen werde.¹⁾

Norfolks
Verur-
theilung

Marias Haft wurde verschärft, zwischen ihr und Elisabeth wurden die bittersten Schreiben gewechselt: Elisabeth warf ihr vor, sie habe Norfolk zur Untreue verführt; Maria entgegnete, sie habe sich nicht länger mit schönen Hoffnungen wolle abfüttern lassen, und klagte, daß man ihr Lust und Bewegung nehme. Das Haus der Gemeinen forderte von Elisabeth, welche schon zweimal den Befehl zur Hinrichtung des Herzogs zurückgenommen hatte, nicht bloß den Tod Norfolks, sondern auch Maria Stuarts: denn man müsse die Art an die Wurzel legen. Am 2. Juni fiel nun das Haupt Norfolks. Maria war in Verzweiflung, ihre Gesundheit erschüttert.

und
Tod

Es war Elisabeth auch gelungen, durch die Verhandlungen wegen einer Verlobung mit dem Herzog von Anjou, die von ihrer Seite nie ernstlich gemeint war, Frankreich von Spanien zu trennen. Als Anjou auf den von Elisabeth geforderten Uebertritt zum Protestantismus nicht eingieng, wurde dessen jüngerer Bruder Franz von Mencon in Aussicht genommen. Als Vorbedingung für die weitere Verhandlung wurde nun ein von Elisabeth verlangtes Schutzbündnis mit Frankreich, 22. April 1572, zu Blois abgeschlossen,²⁾ in welchem Elisabeth die Hugenotten ihrem Schicksal zu überlassen und Frankreich in Schottland nicht einzuschreiten versprach. Desungeachtet regte sich in dem unruhigen Schottland die Partei der Maria Stuart wieder. Lennox wurde am 14. September 1571 überfallen und getödtet; Graf Mar wurde sein Nachfolger in der Regentschaft, als die Aufständischen ihren Sieg auszubeuten vergaßen.³⁾

Anjou.

Bund
zu
Blois.Mar
Regent.

Während Elisabeth, um die Partei Maria Stuarts zu schwächen, einen Waffenstillstand zwischen beiden Parteien betrieb, traf die Nachricht von der Bluthochzeit in England ein und setzte Elisabeth wie die Protestanten gewaltig in Angst. Man sah darin eine Verschwörung des katholischen gegen das protestantische Europa. Die Folgen der Pariser Bluthat fielen auf die daran ganz unschuldige Maria Stuart. Elisabeth erklärte, ihr nie mehr die Freiheit zu geben, denn sie könne keine Stunde ruhig leben, wenn Maria Stuart den Thron wieder besteige. Die Bevölkerung schrie nach dem Blute der Königin von Schottland, die Theologen erklärten, ihr Tod sei gerecht, die Juristen, er sei gesetzlich. Schmähschriften gegen die Gefangene wurden

Folgen
der
Bartho-
lomäus-
nacht.Maria
Stuart
soll ver-
nicht
werden

¹⁾ Mignet, l. c. p. 277—292. — Gauthier, l. c. III, p. 83 ff.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 294. — Gauthier, l. c. III, p. 74. — Dpit, l. c.

³⁾ Mignet, l. c. p. 295—297

verbreitet, vom Parlament ward Maria Stuart durch ein förmliches Gesetz von der Thronfolge in England ausgeschlossen und sie wie eine Verbrecherin über dreizehn Artikel vernommen. Noch stärker ist aber der Plan der eng-
durch die Schotten. lischen Regierung, Maria Stuart in Schottland durch Schotten ermorden zu lassen. Im September 1572 sandte Elisabeth an den Regenten: es gehe nicht gut an, Maria Stuart in England den Proceß zu machen; er möge ihre Auslieferung fordern und sich ihrer entledigen, sobald sie auf schottischem Boden sei. Durch die Bartholomäusnacht und die letzten Reden des am 24. November 1572 sterbenden Knox gegen die Katholiken erhitzt, gaben die Schotten ihre Geneigtheit, Maria Stuart abzufertigen, zu erkennen, seiltschten aber um den Preis des Mordes, den die geizige Elisabeth wohl anstiften, aber nicht hoch genug bezahlen wollte. Am 28. October starb der Regent zwar plötzlich hinweg, die Unterhandlungen über „den großen Gegenstand“ wurden jedoch erst 1574 vollständig abgebrochen.¹⁾

Jetzt schrieb Elisabeths Minister vertraulich an Leicester, man müsse sich Maria Stuarts in England entledigen. Zunächst suchte man ihre Partei in Schottland vollständig zu unterdrücken. Das bewirkte mit vielem Geschick nament-
Morton. lich der neue Regent Morton, zumal manche Anhänger Marias des langen Widerstandes müde waren; sie schlossen theils auf billige Bedingungen mit der Regierung ab. Edinburgh, dessen Citadelle andere noch behaupteten, wurde durch englisches Geschütz bezwungen. Maitland von Lethington, der in der letzten Zeit für die von ihm einst verrathene Königin eingetreten war, starb am 9. Juni im Gefängnis, ein anderer Anhänger Marias, Grange, endete am 3. August am Galgen.

Wie war Maria voll Schmerz und in Entmuthigung! Der König von Frankreich mit England verbündet, Philipp II. im Handeln säumig, ihre Anhänger vernichtet oder ihr entwunden! dazu kam eine wachsende Leberfrankheit. Dies demüthigte sie so sehr, daß sie Elisabeth durch Güte und Demuth zu gewinnen suchte; sie machte ihr Geschenke, verfertigte kleine Arbeiten für sie, suchte Elisabeths Rätthe, namentlich Leicester, günstig für sich zu stimmen. Der Tod Karls IX. 1574 hob einen Augenblick wieder ihren Muth, allein die Thronbesteigung Heinrichs III. und seine charakterlose Politik, dann der Tod ihres bisherigen Beschützers, des Cardinals von Lothringen, beugte sie wieder. Ihre einzige Hoffnung war jetzt nur noch der Papst und Philipp II.²⁾

Die Curie vergaß Don Juan den Dienst nie, den er der Sache der
Don Juan. Christenheit durch den Sieg bei Lepanto 1571 geleistet, und Gregor XIII. schlug eine Heirat des Prinzen mit Maria Stuart vor. Der junge Held dürstete nach Ruhm und einem Schauplatz großer Thaten und schrieb seinem Bruder, der ihn im Jahre 1576 als Statthalter nach den Niederlanden gesendet hatte, nur in

¹⁾ Rignet, l. c. p. 298 ff.

²⁾ Dpiß, l. c. II, p. 146—154.

England könnten die Niederlande bezwungen werden. Allein Don Juan sollte nie selbständig werden, sollte nur für den Vortheil Spaniens arbeiten. Philipp II. ward nicht einmal durch die Erklärung Maria Stuarts aus seiner zuwartenden Unthätigkeit herausgerissen, daß sie ihren Sohn nur für den Fall zum Erben Schottlands erklärte, wenn er sich der Kegerei Calvins entwinde, ionst aber alle ihre Ansprüche an England auf Philipp übertrug. Don Juan starb bald (1578), Philipp II. war mit Portugal beschäftigt, Heinrich III. wurde der Freund Elisabeths und so löste sich eine Hoffnung nach der andern für die arme Maria in Nebel auf.¹⁾

Philipp II.

Dies gieng bis 1581. Da schien in Schottland ein neuer Stern aufzuleuchten! Morton hatte sich durch Geiz und Hochmuth beim Adel verhasst gemacht. Im März 1578 entriß ihm eine Verschwörung die Regentschaft und erklärte den zwölfjährigen Jakob VI. für mündig.

Morton gelangte zwar Ende April wieder zur Gewalt, doch nur unter dem Namen eines Präsidenten des Regentschaftsrathes. Aber 1579 waren zwei in Frankreich gebildete junge Schotten an den Hof gekommen und hatten schnell das Vertrauen Jakobs VI. gewonnen: Esme Stewart, Herr von Aubigny, schön, fein und muthig, im Herzen Katholik und entschlossen, alles für die alte Religion zu thun, wurde bald von Jakob VI. zum Kammerherrn und Grafen von Lennox ernannt und stieg, trotzdem daß Elisabeth alles gegen ihn that, mit jedem Tag in der Gunst des Königs. Mit ihm hielt James Stewart, Hauptmann der königlichen Garde, der plötzlich am 31. December 1580 Morton im Rath der Mitschuld an der Ermordung Darnleys anklagte und verhaftete. Morton gestand, um die Verschwörung gewußt zu haben, und wurde am 2. Juli 1581 enthauptet. Sein Ankläger James Stewart wurde Graf von Arran.²⁾

Aubigny.

Stewart.

Mortons Ende.

Arran.

Maria Stuart wünschte nun, ihrem Sohne in der Regierung beigegeben zu werden; Schottland sollte wieder katholisch werden und von da aus die Wiederherstellung der alten Kirche in England geschehen. Für diesen Zweck waren auf dem Festland zwei Seminarien für englische Priester gegründet worden, das eine 1575 in Rheims durch Wilhelm Allen, das andere durch Gregor XIII. 1579 in Rom. Furchtlos durchzogen die hier gebildeten Priester insgeheim England und Schottland und stärkten die der alten Lehre Treugebliebenen in ihrem Glauben. Erbarmungslos sendete jedoch die englische Regierung sie auf das Schafott, wenn sie ergriffen wurden.³⁾

Seminarien.

Im Jahre 1582 bestand bei den Katholiken der Plan, mit spanischem Gelde solle der Papst eine Landung von Truppen unter Führung des Herzogs von Guise in England veranstalten. Mendoza, spanischer Gesandter in London, ermutigte damals zu einem Schritte in England und Schottland zugleich. Zu diesem Zwecke suchte Lennox die Presbyterianer zu unterdrücken, welche in ihrem selbstbewußten Fanatismus jeder weltlichen Regierung Schwierigkeiten machten, und war thätig für die Einführung der anglicanischen Episcopal-

Neuer Plan.

¹⁾ Mignet, l. c. p. 307—313. — Dpig, l. c. II, p. 164—174.

²⁾ Dpig, l. c. II, p. 175—189.

³⁾ Ibid. p. 190 f.

kirche in Schottland, da diese von Anfang an sich der weltlichen Gewalt gefügig erwiesen hat. Übrigens sollte der Anglicanismus nur den Übergang bilden zum Katholicismus.¹⁾

Im Gefühl der sie bedrohenden Gefahr hatte sich Elisabeth am 11. Juni 1581 officiell mit dem Herzog Franz von Anjou, dem früheren Herzog von Alençon, verlobt, ohne aber je im Ernst an diese Ehe zu denken,²⁾ bloß um Zwiespalt zwischen Frankreich und Spanien zu säen, und ermutigte den Aufstand der Portugiesen gegen Spanien. Mit Schlangenklugheit suchte Elisabeth Maria Stuart den Plan zu entlocken und ihre Thätigkeit zu hemmen. Sie trieb zu einem Handstreich, welcher Lennox in Schottland stürzte. Bei einer Jagd in der Nähe von Perth bemächtigten sich ihre Anhänger am 22. August 1582 des jungen Königs. Lennox mußte nach Frankreich fliehen, wo er schon im Mai 1583 starb.³⁾

Wieder war eine Hoffnung vereitelt und Maria Stuart in Trauer versenkt — sie blieb Gefangene, ihr Sohn stand unter dem Einfluss Elisabeths und wurde unter dem steten Treiben der Parteien zuletzt theilnahmslos für seine Mutter! Vom Vater hatte Jakob VI. den Kleinmuth, von der Mutter den Verstand geerbt: er wurde ein schwacher Charakter und unter Buchanans Leitung ein tüchtiger Gelehrter: im siebenten Jahre übersezte er schon die Bibel aus dem Lateinischen ins Französische und Englische vom Blatt weg, sein Mund troß von Weisheit, aber sein Herz war kalt und sein Handeln thöricht. Von Schottland aus war also für die Gefangene nichts mehr zu erwarten.

In Frankreich blieb jedoch der Herzog Heinrich von Guise für sie thätig, allein seinem Feuereifer entsprachen im Augenblick weder die verfügbaren Mittel Spaniens, noch Philipps Thätigkeit — und dann kam die englische Regierung durch ihre Wachsamkeit auf den ganzen Plan. Der Secretär des französischen Gesandten war erkaufte, der schottische Gesandte in London bestochen, überall hatte Elisabeth ihre Spione und bei ihren Intriguen eine glückliche Hand. Durch die Folter, die man an einigen Verdächtigen anwandte, erwirkte man Geständnisse. Zwar leugnete Mendoza, vor den Geheimen Rath berufen, alles ab, allein er ward desungeachtet im Januar 1584 aus dem Lande gewiesen und hat nachher als Gesandter Spaniens am französischen Hofe Elisabeth mit unermeßlichem Haß vergolten. So war jetzt der Bruch mit Spanien offenkundig.⁴⁾

Desungeachtet begann Elisabeth damals wieder mit Maria Stuart zu unterhandeln, denn die Angelegenheiten der Protestanten in den Niederlanden und in Frankreich nahmen eine schlimme Wendung, und wichtige Werkzeuge Elisabeths schieden damals aus dem Leben. Ihr französischer „Bräutigam“ Alençon-Anjou starb nämlich am 10. Juni 1584 in Chateau Thierry, und Wilhelm von Dranien, das Haupt der protestantischen Nieder-

¹⁾ Mignet, l. c. p. 320—322.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 503.

³⁾ Opiß, l. c. II, p. 196—207.

⁴⁾ Mignet, l. c. p. 323—336.

Jakob
VI.

Men-
doza.

Bruch
mit
Spanien.

Neue
Unter-
hand-
lungen.

lande, ward am 10. Juli ermordet.¹⁾ Elisabeth fürchtete von den katholischen Niederlanden her einen Angriff des Prinzen von Parma, Alexander Farnese, auf England, darum machte sie der Gefangenen Hoffnung auf ihre Wiederherstellung in Schottland, wenn sie die päpstliche Bulle mißbilligewelche Elisabeth ihres Königreichs beraube, wenn sie mit England ein Schutz- und Trugbündnis schliesse, in Schottland keine Neuerung in der Religion vornehme, allen Amnestie gewähre, überhaupt für ihr Verhalten Geiseln stelle. Maria war durch die lange Haft so gebrochen und gedemüthigt, daß sie alles versprach. Allein es war Elisabeth nicht Ernst.²⁾ Den Vorwand zum Abbruch der Verhandlungen bot die angebliche Entdeckung eines katholischen Complots gegen Elisabeth.

Gerade in dieser Zeit duldete Elisabeth in England das Zustandekommen einer von ihrem Liebling Leicester angeregten Verbindung, deren Mitglieder sich anheischig machten, alle auf den Tod zu verfolgen, welche das Leben der Königin angriffen, oder zu deren Gunsten ein solcher Angriff stattfände. Gleich darauf, anfangs 1585, beschloß das fügsame Parlament ein Gesetz, welches Maria Stuart und ihre Nachkommen für den Fall eines unnatürlichen Todes der Königin der Thronfolge beraubte; desgleichen wurde jeder katholische Priester, der nach Ablauf von vierzig Tagen noch im Königreich angetroffen würde, des Hochverrathes für schuldig erklärt; auch wurden alle Studenten aus den fremden Seminarien bei Strafe des Verrathes zurückgerufen. — Maria Stuart wollte selber ihren Namen zuerst unter die Bundesacte setzen, was man ihr aber verweigerte.³⁾

Bund
zum
Schwe-
Eli-
beths.

Maria Stuarts Ende.

Es wäre auch ganz überflüssig gewesen, denn der Tod Maria Stuarts war bei Elisabeth beschlossene Sache. Gern hätte sie es dahin gebracht, daß die Schotten selber ihre Königin vor Gericht gefordert und hingerichtet hätten; allein diesen Gedanken mußte sie als undurchführbar aufgeben, sie mußte den Mord selber begehen. Um aber den äußeren Schein des Rechtes zu wahren, wurden die letzten Parlamentsbeschlüsse veranlaßt und wurden die für Maria gegen Elisabeth angestifteten Verschwörungen als Vorwand genommen, daß aber Elisabeth solche „Verschwörungen“ durch eigene Spione und Agenten selber anzetteln ließ, ist wenigstens für den „Fall Parry“ fast außer allen Zweifel gesetzt. Dieser Parry, übrigens ein Ramenskatholik und erbärmlicher Nachsetzler, hat auf Weisung Elisabeths eine katholische Verschwörung zustande gebracht, ward aber dann auf Befehl seiner Auftraggeberin als „wirklicher Verschwörer“ im Februar 1585 hingerichtet.⁴⁾

Der
Fall
Parry“.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 524, 536.

²⁾ Mignet, l. c. p. 336—340. — Dpitz, l. c. II, p. 240—249.

³⁾ Dpitz, l. c. II, p. 250 f.

⁴⁾ Ibid. p. 252—255. — Gauthier, l. c. III, p. 194.

Maria
Stuart
in
Tutbury.

Mit solchen Mitteln arbeitete die Regierung der „jungfräulichen Königin“. Da war freilich jede Äußerung der Ergebenheit von Seite Maria Stuarts vergeblich. Hatte sie im Herbst 1581 sich zur Association, das heißt Mitregierung ihres Sohnes Jakob in Schottland bereit erklärt, so war dies ebenso nutzlos als ihre Bereitwilligkeit im Jahre 1585 auf das Thronfolgerecht in England zu verzichten. Elisabeth wollte ihren Tod, und Marias Gefängnis in Tutbury, wo sie seit anfangs 1585 weilte, war so recht auf die Vernichtung ihrer Lebenskraft berechnet, da ja in den Wohnräumen insolge der Feuchtigkeit schon nach vier Tagen neue Möbel mit Schimmel überzogen waren. Vergeblich hoffte Maria Stuart auch auf ihren Sohn, denn dieser, von den protestantischen Feinden Marias aufgezogen, ließ sie völlig im Stich und schloß am 5. Juli¹⁾ 1585 mit Elisabeth ein Schutz- und Trutzbündnis.

Amnas
Paulet.

Nun ließ Elisabeth alle Unterhandlungen mit Maria fallen und stellte diese im Schlosse Tutbury unter die strenge Obhut des Amnas Paulet, eines eifrigen Puritaners und Hassers aller Katholiken. Maria durfte im Garten nur in Begleitung von 18 Mann mit gespanntem Hahn spazieren gehen. Ihr Gefangenwärter versicherte Elisabeth, wenn ein Befreiungsversuch gemacht würde, so werde Maria vor ihm fallen. Maria wurde krank und kam in eine Stimmung halber Verzweiflung — sie sehnte sich nach Freiheit um jeden Preis.²⁾

Ber-
schwö-
rung
des
Walsing-
ton.

Diese Freiheit, ja die Herrschaft über Schottland wie England suchten ihr feurige Katholiken zu verschaffen, deren unbefonnener Eifer aber nicht bloß sie selber, sondern die Königin in den Untergang zog. Ein englischer Katholik, John Savage, früher Officier in der spanischen Armee unter Parma, nahm sich vor, Elisabeth zu tödten. Ein Edelmann, Babington, trug sich mit dem gleichen Plane. Beide fanden Genossen. Elisabeths Minister, Walsingham, der eine Anzahl auserlesener Schurken, darunter den geschickten Schriftenfälscher Gilbert Gifford, als Spione in seinem Dienste hatte, wußte aber Verräther in ihren Kreis zu bringen.

Walsing-
ham.

Man suchte nun auch Maria Stuart, die seit Weihnachten 1585 im Schlosse Chartley bewacht wurde, in das Complot zu ziehen, um einen Schein von Gerechtigkeit bei ihrer Ermordung zu haben, und bei ihrem feurigen Verlangen nach Freiheit vergaß sie die Vorsicht und beantwortete Briefe der Verschworenen, welche aber zuerst natürlich durch die Hand des englischen Ministers giengen, in ermuthigender Weise. Sie dictierte ihre Antworten ihrem Secretär Nau und ein anderer Secretär übersetzte sie in ihre Chiffreschrift. Allein Walsingham war auch im Besitz ihrer Geheimzeichen, und im Schlosse selber wurden ihre Antworten von einem Beamten Elisabeths entziffert, dann wieder versiegelt und an die Verschworenen befördert und so diese und Maria ins Verderben gelockt. Maria übertrug in ihren Antworten ihre Rechte auf England an Philipp II., als den großen Vertheidiger des Katholicismus. In Schottland selbst

¹⁾ Alten Stiles, da in England die Kalenderreform nicht angenommen war. Neuen Stiles war es der 15. Juli. Im folgenden wird das Datum neuen Stiles in Klammern beigelegt.

²⁾ Dpiz, l. c. II, p. 256—265.

waren viele Große schon wieder insgeheim zur alten Kirche zurückgetreten und hatten sich gleichfalls an Philipp II., als den Hort der katholischen Kirche, gewendet. Philipp sollte König von Schottland werden, wenn Jakob VI. Protestant bliebe.¹⁾

Ihre Anhänger rissen Maria Stuart diesmal ins Verderben dadurch, daß sie überhaupt mit derselben correspondierten. Besonders verhängnisvoll gestaltete sich die Correspondenz im Juni und Juli 1586. Maria dankte am 25. Juni (5. Juli) Babington für seine Theilnahme, er hingegen versprach in einem Briefe, den sie am 12. (22.) Juli erhielt, ihre Befreiung mit Gewalt zu wagen, und enthüllte ihr die ganze Verbindung — und sie mahnte in der Antwort am 17. (27.) Juli, ja nichts zur Erhebung der Katholiken zu unternehmen, bis der Einfall der Spanier sicher sei, und gab genau die Mittel an, wie man sie befreien könne.²⁾ Die Arme ahnte nicht, daß ihre Feinde alle ihre Briefe lasen und froh waren, sie endlich in der Schlinge zu haben.

Maria's
Brief-
wechsel.

Aber mit dem echten Briefwechsel zwischen Maria und den Verschworenen begnügte sich Walsingham nicht; die beiderseitigen Briefe wurden gefälscht und in verbrecherischem Sinne interpoliert. Die Vermittler zwischen Maria und den Verschworenen waren Creaturen, Spione Walsinghams, und diese, speciell Gifford, schrieben die wichtigsten Briefe ab, wobei sie aber Einschiebssel machten, die ganz offen von der geplanten Ermordung Elisabeth's sprachen. Diese interpolierten Copien wurden dann als Beweis gebraucht; die Originale dieser wichtigsten Briefe sind niemals, auch beim Proceß nicht vorgewiesen worden.³⁾

Raum hatte Walsingham genug „schriftliche Beweise“ in Händen, so zog er die Schlinge zusammen und ließ Ballard, Babington und Savage verhaften. Am 16. (26.) August schlug man der gefangenen Königin eine Jagdpartie vor im Park von Tixall, hielt sie daselbst neun Tage fest und bemächtigte sich während ihrer Abwesenheit vom Schlosse Chartley ihrer Papiere, ihres Schmuckes, ihrer Cassetten und später auch ihres Geldes und brachte ihre Secretäre Nau und Curle nach London. „Es gibt zwei Dinge,“ rief enttäuscht Maria Stuart, „die mir die Königin von England niemals nehmen kann, mein königliches Blut, welches mir das Recht der Thronfolge in England gibt, und die Liebe, die mein Herz für die Religion meiner Väter schlagen macht.“⁴⁾

Babington.

Nau
und
Curle.

Die Verschworenen bekannten sich für schuldig und erlitten die furchtbare Strafe des Hochverrathes am 20. und 21. September.⁵⁾ Nau und Curle gestanden unter Androhung der Folter, daß ihre Herrin voll-

¹⁾ Mignet, l. c. Cap. 9. — Gauthier, l. c. III, p. 204—254. — Opiß, l. c. II, p. 266 ff.

²⁾ Berol. die interessante Schrift von Dr. Bernhard Sepp, Maria Stuart's Briefwechsel mit Anthony Babington. München 1866.

³⁾ Opiß, l. c. II, p. 279—297.

⁴⁾ Ibid. p. 296—308.

⁵⁾ Ibid. p. 309—313. Nach neuem Stile am 30. September und 1. October.

ständig in das Complot eingeweiht gewesen sei, und der Geheime Rath in London beschloß, Maria Stuart nach dem Statut des Parlaments vom Jahre 1585 wegen Hochverrathes vor Gericht zu stellen. Am 25. September (5. October) 1586 wurde Maria Stuart nach dem Schlosse Fotheringay gebracht. Ein Schreiben Elisabeths, voller Vorwürfe, befahl ihr, auf die Anklagepunkte vor den aufgestellten Richtern zu antworten. Entrüstet rief Maria vor Gericht: „Weiß denn ihre Herrin nicht, daß ich geborene Königin bin und die Könige und auswärtigen Fürsten in meiner Person beschimpfen würde, wenn ich einem solchen Befehl gehorchte? Ich habe kein Attentat gegen eure Gebieterin betrieben, man kann mir etwas derartiges nicht nachweisen; allerdings habe ich meine Sache auswärtigen Fürsten vertraut, als meine Schwester all meine Anerbietungen verwarf.“ — Wäre sie nur bei dieser Weigerung, fremde Gerichtsbarkeit als Königin von Schottland anzuerkennen, geblieben und hätte sie nur beharrlich jede Antwort abgelehnt, so konnte man sie nicht verurtheilen!

Allein Elisabeth mußte ihr arglistig beizubringen, sie wünsche, daß ihre Unschuld dargethan werde, und müsse ihr Schweigen als Geständnis betrachten, und so ließ sich Maria Stuart am 14. (24.) October herbei, vor den Richtern zu erscheinen. Beschwerende Briefe eigener Hand konnte man ihr im Original nicht vorlegen; für die gefährlichen Pläne ihrer Anhänger, erklärte sie, könne sie nicht Rede und Antwort stehen. Sie leugne nicht, ihre Freiheit gewünscht und an deren Erlangung eifrig gearbeitet zu haben, die Natur habe sie dazu gezwungen. Sie habe an ihre Freunde geschrieben, um ihr aus dem elenden Gefängnis zu helfen, in welchem sie neunzehn Jahre wider Recht festgehalten worden sei, aber sie wies es entschieden ab, in Elisabeths Ermordung eingewilligt zu haben. Warum man Babington, warum man Nau und Curle nicht mit ihr confrontirt habe? Sie zieh Walsingham der Fälschung ihrer Chiffren, ihre Briefe habe man aus ihrem Zusammenhang gerissen! Sie forderte einen Anwalt und als Königin, daß man ihrem königlichen Worte glaube.¹⁾

Der Proceß hat in der That seine großen Formfehler.²⁾ In Fotheringay vernahm man die Angeklagte ohne Zeugen und in Westminster die Zeugen ohne die Angeklagte. Sie, die Frau, stand allein, ohne Anwalt, unbekannt mit den Gesetzen, Juristen und Feinden gegenüber. Desungeachtet erkannten

¹⁾ Bernhard Sepp (Babingtons Briefwechsel S. 56) bemerkt mit Recht die selbst von Paulet bewunderte stolze Haltung und staunenswerte Fassung, welche Maria Stuart nicht nur in der Gerichtsverhandlung zu Fotheringay am 14. und 15. October zeigte, sondern auch bei und nach der Anhörung des Todesurtheils am 19. November, endlich in den letzten 24 Stunden bewahrte. Die große Zuversicht auf Gottes Gerechtigkeit, welche sich in ihren letzten Briefen ausdrückt, beweist, daß sie sich keiner verbrecherischen Absicht und Gesinnung bewußt war.

²⁾ Vergl. Dr. Bernhard Sepp, Proceß gegen Maria Stuart. München 1886. Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart während ihres Aufenthaltes in Glasgow vom 23. bis 29. Januar 1567. 2 Theile. Maria Stuart und ihre Ankläger zu York, Westminster und Hamptoncourt, October 1568 bis Januar 1569. Mittheilung der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart. Casettendriefe. Maria Stuart's Briefwechsel mit Anthony Babington.

die bestellten Richter einstimmig Maria Stuart als schuldig, bestätigte das Parlament die Verurtheilung und erklärten beide Häuser einstimmig am 18. (28.) November, daß, solange die Königin von Schottland lebe, die Königin von England in Gefahr sei. Elisabeth aber wollte noch mehr: sie wollte gezwungen erscheinen zur Vollziehung des Urtheils.

Todesurtheil.

Am 19. (29.) November 1586 wurde der unglücklichen Maria das Todesurtheil eröffnet. Was man auch an ihr aussetzen mag, gewiß ist, sie zeigte königlichen Sinn und festen Muth. Als ihr erbarmungsloser Kerkermeister Paulet sie barich zu behandeln begann und ihr den Thronhimmel mit dem Wappen wegnahm, zeigte sie ihm das Crucifix: „Ich habe meine königliche Würde von Gott empfangen. Ich schätz mich glücklich,“ jagte sie, „mein Blut auf das Verlangen der Feinde der Kirche zu vergießen.“ Sie bat den Papst Sixtus V. um Vergebung ihrer Sünden, um seinen Segen, sein Gebet, und übertrug ihm ihre mütterliche Gewalt über ihren Sohn, auf daß dieser zur wahren Kirche wieder zurückgeführt werde. In einem Schreiben an Elisabeth vom 19. (29.) December bat sie nicht um längeres Leben, sondern, daß man ihre Leiche nach Frankreich bringe, damit sie in katholischer Erde ruhe, daß man sie nicht heimlich hinrichte, sondern in Gegenwart ihrer Diener, und daß man ihnen das lasse, was sie ihnen bei ihrer Armut noch vermachen könne. An ihren Vetter, den Herzog von Guise, schrieb sie: „Hätte ich den Feinden meiner Kirche beigestimmt, so würde mich dieser Streich nicht treffen.“ — Die Überzeugung, daß sie ein Opfer des Glaubenshasses sei, goß eine unendliche Sanftmuth und Heiterkeit über ihr Wesen.¹⁾

Marias würdige Haltung.

Zerement.

Doch so schnell kam der tödtende Streich noch nicht. Elisabeth hatte zwar den Willen, aber nicht den rechten Muth, sie tödten zu lassen. Sie ließ das Todesurtheil in den Straßen Londons veröffentlichten. Der Pöbel zündete Freudenfeuer an, vierundzwanzig Stunden hindurch läuteten die Glocken in London und im ganzen Königreich. Eine Verschwörung wurde erdichtet, um Elisabeths Leben als bedroht erscheinen zu lassen. Sie gab ihren Ministern zu verstehen, sie möchten Maria sterben lassen, ohne von ihr erst den Befehl zu erwarten. Diese wußten aber wohl, daß Elisabeth dann die Schuld auf sie wälzen würde und hüteten sich, die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Amias Paulet bekam die Mahnung, die Gefangene insgeheim abzuthun, der aber weigerte sich, Blut zu vergießen ohne Ermächtigung des Gesetzes und ohne öffentliche Acte. Zornig klagte Elisabeth über den frommen Schwäger, der selber nichts thun und alle Last auf ihre Schultern häufen wolle. Elisabeth stellte sich zerstreut und traurig, man hörte sie oft die Worte murmeln: „Aut fer aut feri; ne feriare feri.“²⁾ — Von fremden Gesandten verwendete sich nur der französische mit Ernst für das Leben der Gefangenen; der schottische, ein persönlicher Feind Marias, rieth dem Minister, es sei besser, sie zu vergiften, als hinrichten zu lassen, eine Todte beiße nicht. Marias eigener Sohn nahm sich nicht mit nachhaltigem Ernst des Lebens seiner Mutter an, weil er sich nicht um das Nachfolgerecht in England bringen wollte. Die Schotten murkten über den kalt-sinnigen Sohn.

Elisabeth unentschlossen.

wünscht Murchfords mord.

Amias Paulet.

Henrichs Elisabeths.

Jacob VI.

¹⁾ Mignet, l. c. Cap. 10. — Gauthier, l. c. III, p. 255—294. — Ditt, l. c. II, p. 365—375.

²⁾ Dulbe oder schlage; tödte, damit du nicht getödtet wirst.

Also Elisabeth mußte den Befehl zur Hinrichtung unterzeichnen. Sie Dawison. that es am 1. (11.) Februar 1587 und übergab den Befehl dem Secretär Dawison, das große Siegel darauf zu drücken, der den Ministern denselben einhändigte; diese übernahmen die Vollziehung. Am 7. (17.) Februar wurde der Unglücklichen das Todesurtheil verlesen, mit dem Beisatze, daß es am andern Morgen um acht Uhr vollzogen werde.

Maria verwendete den Abend mit Abfassung ihres Testaments, mit Briefschreiben und berief nachher alle ihre Diener zu sich, schüttete Wein in einen Kelch, trank auf ihr Wohl daraus, und forderte sie auf, Bescheid zu thun. Dann befahl sie, aus der Legende ihr das Leben eines großen Sünders vorzulesen, dem Gott verziehen habe. Während ihrer letzten Ruhe bewegten sich ihre Lippen fortwährend wie im Gebet. Am Morgen gab sie noch ihrem religiösen Gefühl in einigen lateinischen Versen Ausdruck:

„O Domine Deus, speravi in te,
O care mi Jesu, nunc libera me!
In dura catena, in misera poena
Desidero te languendo
Gemendo et genuflectendo,
Adoro, imploro, ut liberet me.“

Marias
letzte
Stunden.

Sie zeigte eine Fassung, als ob für eine andere das Schafott, das im Schlosse errichtet wurde, bestimmt wäre. Sie vertheilte unter ihre Diener ihre Juwelen und Kleider, kniete dann vor einem kleinen Handaltare nieder und las die Gebete der Sterbenden. Um acht Uhr holte sie der Sheriff ab. Maria gieng in Witwentracht, ein Kreuz in der einen, ein Gebetbuch in der andern Hand, mit der Würde einer Königin und der Andacht einer Christin, von ihren Dienern geleitet, für deren Fassung sie sich verbürgt hatte, in den großen Saal des Schlosses, wo Soldaten, 300 Edelleute und die Einwohner der Nachbarschaft des furchtbaren Schauspielts harreten. Sie betrat mit majestätischer Ruhe das Schafott und erklärte mit fester Stimme: „Ich bin Königin von Geburt, souveräne Fürstin und den Gesetzen dieses Landes nicht unterthan; ich bin nahe Verwandte der Königin von England und ihre rechtmäßige Erbin; ich leide ungerecht, ich danke aber Gott, daß ich für meine Religion sterben darf! Ich verwahre mich dagegen, als hätte ich je etwas ausgesonnen, wie die Königin umbringen zu lassen, oder zu einem Angriff gegen ihre Person meine Zustimmung gegeben!“ — Auf die widerwärtige Zudringlichkeit des protestantischen Dechanten von Peterborough sagte sie: „Ich wanke nicht in der altrömisch-katholischen Religion! Ich kann mein Gebet mit dem Eurigen nicht vereinigen.“ — Auf die Mahnung, das Crucifix, welches sie inbrünstig an sich drückte, wegzulegen, denn das Bild des Heilands in der Hand nütze nichts, wenn man es nicht auch im Herzen habe, sagte sie hochsinnig: „Es ist schwer, es in der Hand zu halten, ohne daß das Herz davon gerührt werde, und nichts ziemt dem Christen auf seinem Todesgange mehr, als das Bild des Erlösers.“ — Sie betete dann laut für den Papst, für die Kirche, die katholischen Fürsten, für ihren Sohn, aber auch für die Königin von England, für ihre Feinde. Als ihre Dienerinnen laut schluchzten, erinnerte sie dieselben an ihr Versprechen, Stärke zu zeigen, und sagte: „Freuet euch, anstatt zu weinen! Ich fühle mich so wohl, aus dieser Welt zu scheiden,

Todes-
gang.

zumal für eine so gute Sache!“ Sie glaubte mit dem Schwerte hingerichtet zu werden, und der Henker war so bewegt, als sie das Haupt auf den Block legte, daß er erst mit dem zweiten Schlag dasselbe vom Rumpf trennte. „So mögen alle Feinde der Königin Elisabeth umkommen!“ rief der Deckant. — Amhas Paulet hatte noch die Noheit, ihre Leiche nicht ihren Dienerinnen, sondern dem Henker zu überlassen.

Freudenfeuer wurden angezündet in London, alle Glocken geläutet, nur Elisabeth that vier Tage lang, als ob sie nicht wisse, was es bedeute. Erst am 13. (23.) Februar zeigte sie sich überrascht und erzürnt über die Hinrichtung, die ihr Herz verletzete, ließ Davison in den Tower setzen, weil er in strafbarer Uebereilung den Befehl dem Kanzler mitgetheilt, und jagte ihre Minister aus ihren Augen, zog Trauerkleider an für ihr Schlachtopfer und ließ ihm ein herrliches Leichenbegängniß bereiten. Doch dieses freche Verleugnen der Schuld täuschte die Welt nicht; es drückte auf ihren Charakter ein unauslöschliches Brandmal der Heuchelei und zeigte nur, daß sie ein böses Gewissen hatte.

Elisabeth's Heuchelei.

Elisabeth ließ Marias Leiche am 1. (11.) August 1587 im Dome zu Peterborough mit königlichem Gepränge bestatten, fünfundzwanzig Jahre später ließ sie Jakob VI. in Westminster beisetzen; dort ruhen sie und Elisabeth jetzt nahe beieinander in der gleichen Kapelle. Auch hier gilt wieder: dem Heuchler und Mörder gehört die Stunde, dem Opfer die Ewigkeit.

Glänzend war die Feier ihres Todes in Paris. Renaud de Beaune, Bischof von Bourges, hielt die Leichenrede in Notre-Dame und sagte darin: „Das einzige Verbrechen, das ihr bewiesen werden konnte, war das Bekenntniß der katholischen Religion.“ „Heureux crime! désirable accusation!“ Benedict XIV. glaubte, keine von jenen Bedingungen fehlte bei ihr, welche zu einem wahren Martyrium erforderlich sind.“¹⁾

Urtheil der Nachwelt.

So endete Maria Stuart ihr bewegtes Leben am 8. (18.) Februar 1587. Ihr Leben ist wechselreich: als Königin in Frankreich war sie angebetet, als Königin von Schottland hilflos und unglücklich, wider den Rath der Besten floh sie nach England. Dort war ihre Gefangenschaft die eines Opfers und ihr Tod der einer Heiligen. „Die Poesie“, sagt der Franzose Dargaut schön von ihr, „hat sie besungen, die Religion hat sie gesegnet, die Geschichte hat sie geschildert. Die Nachwelt beweint sie und ist mehr geneigt sie zu bewundern als zu verurtheilen. Gott hat ihr ohne Zweifel im Himmel verziehen, wie sie selber auf Erden verziehen hat.“

der Nachwelt.

Seltene Schönheit vereinte Maria Stuart mit glänzenden Gaben des Geistes und edlen Stimmungen des Herzens. Ihre Fehler waren die der Jugend und Unerfahrenheit. Gauthier²⁾ bemerkt richtig: „Die erhabensten Helden, deren die Geschichte gedenkt, haben dem Tod nicht mit größerer Ruhe und Heiterkeit der Seele ins Auge geschaut. Nur der Unschuldige, der ein reines Gewissen hat, nur der Christ, der auf Gott vertraut, nur ein Märtyrer, der in seinem Glauben

¹⁾ Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, II, S. 180.

²⁾ Gauthier, Histoire de Marie Stuart, III, p. 294.

unerschütterlich ist, kann sterben wie Maria Stuart. So wird nicht die Heuchlerin Elisabeth sterben, sondern umlagert von Schrecken, gefoltert von Gewissensbissen und geängstigt vom Schatten ihres Opfers.“

Ver-
leum-
bung und
Bohr-
heit.

Maria Stuart ist vielleicht das frappanteste der in der Geschichte nicht allzu seltenen Beispiele von der Macht dreist und frech geübter Verleumdung, die nicht nur das wirkliche Leben einer bedeutenden Persönlichkeit vergiften und verderben, sondern auch ihre historische Gestalt durch Jahrhunderte verzerren kann. Das Gewissen der königlichen Frau war weder durch Ehebruch noch Gattenmord besleckt; sie ist also keine schuldige Heldin wie sie die poetische Gerechtigkeit der Tragiker braucht und wie, um nur die leuchtendsten Namen zu nennen, Schiller („Maria Stuart“, erster Aufzug, vierter Auftritt) und in unsern Tagen Swinburne („Bothwell“) sie aufgefaßt und dargestellt haben; aber ihre wirkliche Geschichte ist vielleicht tragischer, das ist verhängnisvoller als die Tragödie; denn sie zeigt, daß Marias heitere Intelligenz und große Tugenden, Muth, Aufrichtigkeit und Treue, weil nothwendig mit gewissen Mängeln verbunden, unter den Verhältnissen, unter welchen, und bei den Menschen, mit denen sie leben mußte, ihren Untergang herbeiführten. Der Adel der Gesinnung besteht zu einem großen Theil aus Gutmüthigkeit und Mangel an Mißtrauen, und enthält also gerade das, worüber sich die gewinnlüchtigen und erfolgreichen Menschen so gern mit Überlegenheit und Spott ergehen, und was sie, wenn die edle Persönlichkeit ihrer Gewinn- und Herrschsucht im Wege steht, fürchtbar zu deren Sturz und ihrer eigenen Erhebung mißbrauchen.¹⁾

¹⁾ Dpig, l. c. I, p. 338.

Neues Leben in der alten Kirche.

Fünzig Jahre schwerer Demüthigungen waren über die alte Kirche gekommen seit der Stunde, da Bruder Martin seine Thesen in Wittenberg anschlug. Kein Tag vergieng, ohne dass den Statthalter Christi eine kränkende Nachricht traf. Was je die einzelnen kirchlichen Würdenträger verabsäumt und gefehlt hatten, dafür war jetzt die schwere Strafe eingetroffen. Die eigenen Söhne hatten sich gegen die Mutter erhoben, mit dem Vorwurf, sie habe Falsches gelehrt, sie habe betrogen. Große Völker, die einst am eifrigsten zu ihr gestanden, auf deren Anhänglichkeit sie am stolzesten gewesen, waren von ihr abgefallen. Ja, eine Zeit hindurch schien es, als ob jene in ihrem Unternehmen alle andern Völker mitfortreißen würden.

Noth
der
Kirche.

Von dem heutigen Großbritannien blieben nur die Iren vom Protestantismus unberührt, in Schottland und England dagegen blieb die neue Richtung befestigt. Schweden und Dänemark, wie wir bald sehen werden, schlossen sich der Lehre Luthers und seinem Hass gegen Rom an. Das große mächtige Volk der Deutschen, einst das frömmste, hatte nicht bloß in seiner Mitte die neue Lehre entstehen sehen, sondern hielt beinahe vollständig zu ihr. Livland und Preußen waren ihr beigetreten. In den Niederlanden und in Frankreich rangen die alte und neue Richtung noch miteinander im Kampfe auf Leben und Tod. Spanien und Italien waren schon berührt von den Neuerungen, und hin und wieder traten Symptome an den Tag, die bedrohlich anzeigten, dass auch sie der Schauplatz von Bilderstürmerei, Kirchenraub, Verjagung der Priester und Mönche und Kämpfen um Volksherrschaft werden sollten.

Größe
des
Abfalles.

Die Gründe der Neuerung waren in allen Ländern dieselben, nur nach Ständen verschieden. Ein englischer Geschichtschreiber fasst sie in den wenigen Worten zusammen: „Alle Stände, alle Schattierungen des Charakters schlossen sich den Reihern der Neuerer an: Fürsten, voll Ungeduld sich die Vorrechte des Papstes anzueignen; Edelleute, begierig die Beute der Abteien zu theilen; Klienten, erbittert durch die Erpressungen der römischen Beamten; Patrioten, welche keine fremde Herrschaft tragen mochten; gute Menschen, die

sich über die Verderbnisse der Kirche ärgerten; schlechte Menschen, die nach der von großen moralischen Revolutionen unzertrennlichen Zügellosigkeit verlangten; weise Menschen, eifrig in dem Streben nach Wahrheit; schwache Menschen, durch den Glanz der Neuheit angelockt! Sie alle waren auf einer Seite zu finden.“ — Die Flut der Gegner schwoll mit jedem Tage höher an, ihre Reihen wurden immer breiter und tiefer.

Auf einmal kam eine Wendung, ein Rückschlag. Der Protestantismus blieb nicht bloß stehen, sondern wurde zurückgedrängt und verlor mit jedem Tage mehr an Boden. In Italien und Spanien verlor er jede Haltung, aus Rettung. Süddeutschland wurde er vollständig zurückgedrängt, in Frankreich mußte er nach schweren Kämpfen sich für besiegt erklären, in Ungarn konnte er nicht die Herrschaft erringen. Nur in Norddeutschland, in den eigentlichen Niederlanden, in Schottland, in Dänemark und Schweden behielt er zwar Geltung, aber nicht ohne in seinen Grundlagen geschwächt zu sein und von der alten Richtung sich bedroht zu fühlen. Die Flut, welche ganz Europa zu überziehen gedroht hatte, war stehen geblieben, zurückgestaut worden und stagnierte jetzt. Ein neuer Geist war in der alten Kirche thätig. Aus der Schwäche hatte sie sich zur Kraft erhoben, aus der Vertheidigung war sie zum Angriff übergegangen. — Statt der Millionen, die sie in Europa verloren, hat sie Millionen in andern Welttheilen gewonnen; hatte sie dort Vorwürfe zu hören, so vernahm sie von den Lippen ihrer neuen Söhne nur Segnungen und Dankgefühle. Früher aus tausend Wunden blutend, stand die Kirche jetzt in jugendlicher Frische und Kraft wieder da. Wir fragen mit Recht nach den Gründen dieses Umschwungs und finden als einen derselben die

Haltung der romanischen Völker gegen den Protestantismus.

Wir haben die Ursachen und die Entstehung der gewaltigen Revolution auf religiösem Gebiete kennen gelernt, wir haben auch ihre Verbreitung von Deutschland, ihrem hauptsächlichsten Herde, aus nach verschiedenen Richtungen verfolgt, wir haben ferner die wichtigsten Formen kennen gelernt, unter welchen sie in verschiedenen Ländern auftrat. Bei allen diesen, einander widersprechenden Strömungen finden wir ein Gemeinsames, die Opposition gegen Rom und römische Kirchenordnung. Diese Opposition fanden wir stärker, allgemeiner und sieghafter in den germanischen als in den romanischen Staaten, obwohl die kirchlichen Übelstände hier ebenso herrschten wie dort, und obwohl die Glaubensinnigkeit bei den germanischen Völkern eher größer als geringer war. Woher nun dieser Unterschied zwischen Germanen und Romanen im Verhalten zur religiösen Revolution? Der Gründe gibt es mehrere.

Ein Grund ist vielleicht darin zu sehen, daß die Religion dem Deutschen mehr und tiefer ins Gemüth gewachsen ist, und ihn daher eine vermeintliche „Fälschung“ derselben — so lautete das Schlagwort — auch in höherem Grade empört. — Andere Gründe sind zu suchen in den politischen und sonstigen Verhältnissen.

In Spanien war der König wirklicher Herr, und Karl I. (V.) war im tiefsten Herzen der alten Kirche zugethan. In Frankreich war der König weder in gleichem Maße Herr, noch war er wie Karl V. fest im Geiste der alten Kirche. Hier fand daher die religiöse Neuerung schon besseren Boden, wenn auch lange nicht in so hohem Grade, wie in deutschen Landen, und schließlich sehen wir die protestantische Strömung vor der katholischen Mehrheit erliegen. In Italien war der Papst mit seinem Kirchenstaat, zumal im Verein mit Florenz und dem spanischen Neapel eine politische Macht, mit welcher die andern Staaten und Dynastien Italiens ganz anders rechnen mußten, als die deutschen Fürstenhäuser mit ihrem vor kurzem erst aus der Fremde angenommenen Kaiser.

Ferner wurde ja die deutsche Reformation allenthalben ausgespielt als nationale Strömung, als Reaction gegen „welches Wesen“. Psychologisch erklärlich ist es nun, daß die „Welschen“, das heißt die Romanen mit dieser Bewegung im allgemeinen nicht sympathisirten. Speciell für Italien ist noch zu beachten, daß hier Volk und Fürsten durch den Abfall von Rom, also durch Abwerfung von Fasten, Reliquienverehrung und Wallfahrten, besonders der Jubiläumswallfahrten ebensoviel an zeitlichen Gütern verloren als die Deutschen ersparen konnten. Trotzdem ist auch Italien nicht freigeblieben von protestantischen Regungen, die aber ohne große Erfolge blieben und mehr geeignet waren, die römisch-katholische Gegenströmung erst recht wachzurufen.

Weil die Italiener jener Zeit viel in andere Länder reisten, so brachten sie auch die neuen Ideen bald in ihre Heimat. An Gährungsstoff fehlte es ohnehin in der Halbinsel nicht. Wir hörten oben bei Sarpi, daß in Venedig Waldenser lebten und 12.000 bis 15.000 Personen einem Bruch mit Rom entgegenstehen. Waldenser waren in Calabrien, waren in Sicilien, Waldenser in Piemont. Als ein Spanier, Baldez, in Neapel lutherische Ansichten aussprach, hatte er 3000 Anhänger, wie berichtet wurde. Die Versuche Karls V. und Philipps II., die spanische Inquisition einzuführen, riefen Aufstände in Neapel und Mailand hervor.¹⁾

Renée, die Tochter Ludwigs XII. von Frankreich und der Anna von Bretagne, wurde 1528 mit Ercole II. da Este, dem Sohne Alfonsos I. und der Lucretia Borgia, vermählt und brachte die neuen Anschauungen nach

¹⁾ Jules Bonnet, Vie d'Olympia Morata, épisode de la renaissance et de la réforme en Italie. Paris 1850.

Calvin in Ferrara. Ferrara: an ihrem Hofe hielt sich Calvin unter dem Namen Charles d'Espéville einige Zeit auf und war Clemens Marot Geheimschreiber; durch sie wurden viele Männer und Frauen in Ferrara für die Lehren Calvins gewonnen. In das herzogliche Haus, in die Stadt, in das Land kam Zwispalt. 1560 mußte Renée das Gebiet von Ferrara verlassen, sie lebte fortan bis 1575 in Montargis in Frankreich und schützte ihre Glaubensgenossen mit männlicher Entschlossenheit.

Calvin in Oberitalien. Vom Valltellin aus wirkte die Schweiz auf Italien. Vom Herzog Karl III. von Savoyen hegten die Lutheraner einige Zeit die Hoffnung, daß er zu ihrer Lehre offen übertreten werde. Von Pavia aus wurden Luthers Schriften in der Lombardei verbreitet, in Venedig wurden sie nebst den Werken Melanchthons und Calvins gedruckt. Durch einen großen Theil von Italien war in den gebildeten Kreisen religiöse Gleichgiltigkeit, theilweise auch Liebe zu den Ansichten der Reformirten ebenso verbreitet, als heutzutage liberale Ansichten. Die Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele, welche Pietro Pomponazzo (1462—1526), Lehrer der Philosophie in Bologna, angeregt hatte, waren sehr verbreitet. Wie groß die Gährung der Geister war, zeigen einige Beispiele.

Ochino. Bernardino Ochino,¹⁾ geboren 1487 in Siena, ward in glühendem Eifer für geistige Dinge zuerst Franciscaner von der strengen Observanz, dann trat er zurück und widmete sich dem Studium der Medicin. Aber unzufrieden mit sich selbst, lehrte er in den Orden zurück, wurde Kapuziner und Haupt dieses Ordens und entfaltete als Reiseprediger eine hinreißende Macht des Wortes: die Bevölkerung ganzer Städte kam ihm bewundernd entgegen. Karl V., der ihn im Jahre 1536 in Neapel hörte, sagte, er vermöge Steine in Thranen aufzulösen. Der Spanier Baldez gewann ihn jedoch in Neapel für die lutherische Lehre von der Rechtfertigung, die Ochino 1542 sofort während seiner Fastenpredigten in Venedig mit allem Feuer verkündete.

Wanderungen. Der Nuntius verbot ihm jetzt die Kanzel, der Mönch aber suchte nun in Verona seine Ordensbrüder zu seinem Bekenntnis fortzureißen. Doch er war überwacht und wurde aufgefordert, in Rom sich zu verantworten. Ochino entfloh nach Genf, wo er viele abgefallene Italiener traf, er war drei Jahre ihr Prediger und nahm ein Weib. Von Calvin empfohlen, begab sich Ochino 1545 nach Basel, wo er aber keine geeignete Stellung fand, und von da nach Augsburg, wo er italienischer Prediger an der St. Anna-Kirche wurde. Doch Augsburg mußte sich 1547 dem Kaiser fügen und Ochino sich flüchten. Von Augsburg gieng er auf Einladung Cranmers nach London, wo er als Prediger für die Italiener thätig war. Als Maria die Katholische 1553 den Thron bestieg, floh Ochino wieder nach Genf, wo er am Tage nach der Hinrichtung Servets eintraf, die er sehr mißbilligte. Dadurch wurde er Calvin verdächtig und nahm deshalb gern die Stellung eines Predigers für etwa sechzig italienische Familien in Zürich an, die aus Locarno dahin geflohen waren. Aber auch in Zürich

¹⁾ Über ihn Bayle, Dictionnaire, und Ranke, Geschichte der Päpste, I, S. 94 f., 137 f. — Benrath, Bernardino von Siena, 2. Aufl. Braunschweig 1892.

war seines Bleibens nicht. In einer Schrift hatte er über Polygamie gesprochen und sich nicht entschieden dagegen erklärt und wurde deshalb, als auch Beza sich in die Reihen seiner Feinde stellte, ausgewiesen. Es war im December 1563, man gestattete ihm nicht, die wärmere Jahreszeit zur Reise abzuwarten. Mit seinen vier Kindern wanderte Dchino zuerst nach Basel, dann nach Nürnberg, Frankfurt, überall empfing man ihn kalt. Die einen hielten ihn für einen Wiedertäufer, die andern mit mehr Recht, für einen Antitrinitarier, und so mußte der unglückliche Greis sich entschließen, nach Polen auszuwandern. Dort sah er seine vier Kinder an der Pest sterben, der er selber in Schlatau in Schlesien im Jahre 1564 erlag. Die Zahl seiner Schriften ist sehr groß.

Nicht minder bewegt war das Leben seines Freundes Pietro Martyr Vermigli (geb. 1500).¹⁾

Ber-
migli

Er stammt aus einer angesehenen Familie in Florenz. Seine geistreiche Mutter stökte ihm eine tiefe Frömmigkeit ein und war seine Lehrerin im Latein. Gegen den Willen seines Vaters trat Pietro im sechzehnten Jahre in den Orden der Augustiner und wurde dafür enterbt. Mit glühendem Eifer verlegte er sich jetzt auf das Studium des Aristoteles, der Heiligen Schrift, des Griechischen und des Hebräischen. Er wurde Abt eines Klosters in Spoleto, dann Prior in Neapel. Hier kam er mit Juan Baldez zusammen und wurde für die Lehren der Reformation gewonnen. Er leugnete das Fegeseuer. Bembo und Pole retteten ihn einmal in Rom, aber in seinem eigenen Orden hatte er die meisten Feinde. Er ward vor die Oberen nach Genua geladen, traute aber nicht und floh 1542 nach Zürich, nachdem er in Lucca im Kreise der Reformierten das Abendmahl nach ihrer Weise genossen hatte. Mit ihm bekamen drei andere Freunde, die mit ihm geflohen, eine Anstellung in Straßburg: Vacisio als Lehrer für die griechische, Tremellio als Lehrer für die hebräische Sprache und Massario als Lehrer der Heilkunst an der Universität. 1547 nahm Vermigli mit Dchino einen Ruf nach England an, wurde Professor in Oxford und war 1552 namentlich bei der Änderung des Kirchengebetbuches (Common Prayer book) beschäftigt. 1553 kehrte er nach Straßburg zurück, aus welchem ihn aber die Streitigkeiten der Lutheraner 1556 vertrieben. Er nahm die Lehrkanzel der hebräischen Sprache und Theologie in Zürich an, bekam das Bürgerrecht, wurde von der Stadt zum Religionsgespräch nach Poissy entsendet, starb aber in Zürich 1562.

in
Straß-
burg.

Oxford.

Im allgemeinen haben die Italiener, welche in dieser Zeit sich von der Kirche abwandten, mehr Neigung zu Calvins oder Zwinglis als zu Luthers Lehre, sind lieber Theisten als Offenbarungsgläubige; einige der fähigsten, wie Giordano Bruno, sprechen gar den Pantheismus mit aller Blut der Seele aus. In manchem sind sie Bahnbrecher neuerer Richtungen: so ist der Socinianismus die gemeinsame Wiege, in welcher der Supra-Naturalismus und der Nationalismus der neueren protestantischen Theologie beisammen liegen, so ist Giordano Bruno der Vorläufer des Spinoza.

Nationa-
lismus.

¹⁾ Schmidt, Peter Martyr Vermigli. Elberfeld 1858.

Socinianer.

Uelio Sozzini (Socinus),¹⁾ geboren 1525 in Siena, der Sohn eines Rechtsgelehrten, widmete sich anfangs selber dem Studium des Rechtes, wandte sich aber bald den religiösen Fragen zu, besonders der Erklärung der Schrift nach dem Urtext. Von 1546 an durchreiste er Frankreich, die Niederlande, England, Deutschland, zuletzt ließ er sich in Zürich nieder. Zweimal, im Jahre 1551 und 1558, kam er auch nach Polen; seit 1559 aber blieb er in Zürich.

Uelio.

Sein Wissen, seine Beredsamkeit, sein Charakter gewannen ihm überall Achtung, seine Ansichten aber machten ihm Feinde, unter Protestanten noch mehr als unter Katholiken. Darum hielt Socin fortan zurück mit seinen Lehren unter Leuten, die ihn verbrannt hätten, wären ihnen dieselben klar geworden. Nur vertrauten Landsleuten, nur Mitgliedern seiner Familie theilte Uelio fortan seine Anschauungen mit. Er starb 1562 in Zürich in der Blüte seines Lebens. Seine

Fausto Sozzini.

Papiere kamen in die Hände seines Neffen, des Fausto Sozzini, der, geboren in Siena 1539, gleichfalls im Anfange sich mit dem Rechte befaßte, sich aber bald gänzlich den theologischen Fragen hingab, welche jene Zeit bewegten. 1559 floh er vor der Inquisition nach Lyon, begab sich 1562 nach Zürich, um sich in den Besitz der Papiere seines verstorbenen Oheims zu setzen, kehrte von da nach Florenz zurück, wo ihm der Großherzog, Franz Medici, Ehrenämter gewährte, verließ aber Toscana 1574 wieder und lebte drei Jahre in Basel. Ein Streit daselbst machte ihm einen längeren Aufenthalt unmöglich und er folgte 1578 einer Einladung des Antitrinitariers Georg Blandrata nach Siebenbürgen, welcher ihn denen entgegenstellen wollte, die da meinten, sei Christus kein Gott, so brauche man auch nicht mehr zu ihm zu beten. Von 1579 war Sozzini in Polen und gab den Leugnern der Trinität ein Gemeinwesen und einen ausgebildeten Lehrbegriff.

Antitrinitarier.

Den Socinianern sind die Reformatoren nicht weit genug gegangen; sie verwerfen die Dreieinigkeit, als wider die Schrift und die Vernunft verstößend; wolle man die Einheit des göttlichen Wesens festhalten, so müsse man sich auch mit nur einer Person in der Gottheit begnügen, das göttliche Wesen sei untheilbar. Mit den Stellen der Schrift, welche die Gottheit Christi betonen, werden sie durch kecke Deuteleien fertig. Christus ist ihnen nur ein durch Gottes Rathschluß zu göttlicher Würde erhobener Mensch, der Heilige Geist ist ihnen nur die heiligende Kraft und Wirksamkeit Gottes.

Christologie.

Eigentlich fehlt dieser Lehre alles speculative Element und ist sie nur ein aufgewärmter Ebionitismus. Sie leugnen die zwei Naturen in Christo, die Göttlichkeit gehört zu seinem Amt, nicht zu seiner Natur: er ist ein mit höherer Erkenntnis und Wunderkraft ausgestatteter Mensch, war leidendsfähig und sterblich, wurde aber ob seines Gehorsams erhöht, fuhr beim Antritt seines Amtes zum Himmel empor und vernahm, was er der Menschheit verkünden sollte, und fuhr nach Vollendung seines Amtes wieder zum Himmel empor und erhielt unumschränkte Vollmacht, seine Anhänger zu beseligen. Der Socinianismus ist demnach ein Rückfall in

¹⁾ Illgen, Vita Laelii Socini. Lipsiae 1814.

den Islam, Christus hat hier eine ähnliche Stellung wie dort Mohammed.¹⁾

Adam war nach Sozzini zwar sterblich geschaffen, aber er mußte nicht sterben, wenn er im Gehorsam ausharrte. Daß Gott für seinen Fall das ganze Geschlecht mit unüberwindlicher Neigung zum Sündigen geschlagen habe, sei unglaublich. Eine stellvertretende Genugthuung bestreitet Sozzini, denn vor Gott gelte kein Ansehen der Person, auch hätte Christus Gott nicht all dasjenige leisten können, was wir hätten leisten sollen. Gott habe sich uns vielmehr in Christo aus ganz freien Stücken verschönt gezeigt. Durch Jesu Tod sei unsere Seligkeit nur insofern vermittelt, als er dadurch in den Stand der Erhöhung eintrat und die Vollmacht erhielt, alle, die ihm gehorsam sind, von den Strafen der Sünde zu befreien.

Von inneren Gnadenwirkungen bei den Sacramenten kann in diesem System keine Rede sein: die Taufe ist eine Ceremonie, welche die Socinianer dulden; es sei Ansatz zur Abgötterei, zu glauben, daß durch die Taufe die Wiedergeburt bewirkt werde. Im Abendmahl empfangen wir nichts, sondern feiern nur dankbar ein von Gott bereits empfangenes Geschenk: der geistige Genuß Christi müsse vorher schon stattgefunden haben, wenn das Abendmahl würdig genossen werden solle. Die Dogmen dürfen aus der Vernunft nicht geschöpft werden, ihr aber auch nicht widersprechen. Widerstreite das Wort der Schrift der (socinianischen) Vernunft, so müsse es auf ungewöhnliche Weise gedeutet werden. Das gewaltjame Deuteln der Schrift kommt denn auch so häufig vor, daß die Socinianer mit dem größten Theil der christlichen Dogmen fertig werden. Bei aller Gewaltthätigkeit der Schriftdeutung fehlt dennoch dem System die Consequenz wie die religiöse Tiefe. Der bitterste Haß ward unter den Protestanten rege gegen die Socinianer. Hase sagt treffend: „Der Socinianismus war nie der Herzschlag, aber die Unruhe in der protestantischen Kirche zur Zeit der erstarrenden Orthodoxie, dieser galten die Socinianer als Unchristen!“

Die
Sacra-
mente.

Ber-
nunft
und
Offen-
barung.

Als die Gegner den Fausto auf einem Gespräch zu Posna 1595 nicht widerlegen konnten, verklagten sie ihn wegen Aufwieglerei bei der Regierung. Sozzini mußte sich verbergen und lebte lange in großer Noth. Als auf einer Synode zu Brest in Lithauen die Unitarier eine Kirche zu bilden begannen, wurde der Haß von neuem lebendig, Sozzini 1598 in einem nächtlichen Auf-
lauf vom Pöbel aus dem Bette gerissen und durch die Straßen geschleift. Ein Professor rettete ihn. Sozzini floh aufs Land und starb 1604 auf dem Gute eines Freundes. — Das Bekenntnis der Socinianer ist am vollständigsten im Katechismus von Rakow enthalten, 1638 wurden sie aber aus Rakow, 1658 wegen Landesverrathes aus ganz Polen vertrieben.²⁾

Ber-
folgung.

¹⁾ Mähler, Symbolik, S. 614—637. 3. Aufl.

²⁾ Fock, Der Socinianismus nach seiner Stellung in der Gesamtentwicklung des christlichen Geistes, nach seinem historischen Verlauf und nach seinem Lehrbegriff. Kiel 1847.

Die Italiener brachen in der Regel viel radicaler mit der Kirche und mit dem Christenglauben als die Lutheraner, Calviner und Zwinglianer. Einer der kühnsten Gegner der Kirche in dieser Zeit war Giordano Bruno.¹⁾

Giordano
Bruno.

Geboren 1548 in Nola, daher der Name Nolanus, im Königreich Neapel, das so viele geniale Männer hervorgebracht hat, in seiner Jugend seit 1563 Dominicaner, seit 1572 Priester, aber ein unruhiges, gährendes Gemüth, brach er bald mit der Autorität und der guten Zucht, seit 1576 war er unstet, und floh 1580 nach Genf, um den Folgen seiner rohen Spöttereien über die Mönche zu entgehen. Er schwor der Kirche ab und gieng zur Lehre Calvins über. Aber seine Streitlust und die Ansichten, die er aussprach, entzweiten ihn bald mit seinen neuen Freunden und fortan hatte er keinen festen Sitz auf Erden. Er gieng 1582 nach Lyon, von da nach Paris, wo er die Aristoteliker bekämpfte und zugleich für die große Kunst des Raimund Lull auftrat. Seine Unruhe trieb ihn Ende 1583 nach London, von da wieder nach Paris, 1586 nach Wittenberg, wo er 1586 bis 1588 Philosophie lehrte. „Zu euch kam ich,“ sagte er hier in einer öffentlichen Rede, „ein Fremdling, ein Verbannter, ein Spielball des Schicksals, unansehnlich von Gestalt, ohne Gönner, ohne Habe und vom Hass der Menge verfolgt. Und ihr habt mich wohlwollend aufgenommen und mir zwei Jahre hindurch Gunst und Obdach gewährt.“ Aber auch die Lutheraner schlossen ihn aus der Kirchengemeinschaft aus. Wie ein Ferkel flog er durch die Welt. 1588 soll er in Prag gewesen sein, 1589 finden wir ihn in Helmstädt, wo er bis 1591 Philosophie lehrte, dann in Frankfurt, später bei Padua. In Venedig fiel er in die Hände der Inquisition und wurde nach Rom ausgeliefert. Hier soll er Widerruf versprochen, aber nur Zeit zu gewinnen gesucht haben. Sechs Jahre vergiengen, bis man zur Überzeugung kam, daß er seine Richter nur täuschen wolle. Am 9. Februar 1600 wurde er zum Feuertod verurtheilt wegen Flucht aus seinem Orden, wegen Abfalls von seiner Kirche, wegen Atheismus und rohen Materialismus und wegen boshafter Feindseligkeit gegen das Christenthum. Acht Tage ließ man ihm Zeit, in sich zu gehen, am 17. Februar wurde das Todesurtheil an ihm vollzogen. Seiner Schriften sind viele; sie sind ohne rechte Klarheit, ohne ernste Geistesarbeit, predigen atheistische Atermjistik, leugnen Gott und Unsterblichkeit.

Schriften.

Die Schriften Brunos sind zahlreich, aber selten zu finden, weil sein Leben unstet war und die Druckorte so häufig wechseln. Sie sind dunkel und erfordern ein mühsames Studium. Verse wechseln mit Prosa, Latein mit Italienisch. Der Mann schrieb meist in solcher Begeisterung, daß er Verse machen mußte, dann folgen wieder trockene und prosaische Stellen. Man kann sagen, Bruno sei ein gott-trunkener Mensch, bei dem aber die Spiele

¹⁾ Seine italienischen Werke gab Wagner (Leipzig 1830), seine lateinischen Gfrörer heraus. Monographien über ihn schrieben Bartholmeß, Giordano Bruno, 2 Bde., Paris 1846; Clemenz, Giordano Bruno und Nikolaus von Cusa, Berlin 1847; Berti, Vita di Giordano Bruno, Firenze 1868; Berti, Documenti intorno a Giordano Bruno, Roma 1880; Sigwart, Lebensgeschichte Giordano Brunos, Tübingen 1880; Brunhofer, Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis, Leipzig 1882; Bionda, Giordano Bruno, Lecce 1873; Colucci, Giordano Bruno, cenni biografici, Roma 1876.

der Phantasie oft für speculative Wahrheiten gelten. Er preist wie Parmenides das Unveränderliche, Allgegenwärtige, Eine, die einzige Substanz, außer der nichts ist. Sie ist ihm das Unendliche, Unwandelbare. Gott ist die Weltseele, Gott und Welt weiß er nicht voneinander zu unterscheiden. Gott ist die Ursache, das Princip und das Eine, welches alles ist. Alle Dialectik wendet Bruno nur an, um alle Bestimmungen aufzuheben und in dem Einen zu verschmelzen. Die Weltidee ist die Idee der Gottheit. Bruno ist der Vorgänger des Spinoza, nur ist sein Pantheismus mehr dichterisch, der des Spinoza mehr verständig und consequent. Der Grundgedanke bei beiden ist aber derselbe.

Ein Landsmann Giordano Brunos und Gesinnungsgenosse war Giulio Cesare Vanini, er endete auch in gleicher Weise.

Vanini ist geboren 1584 zu Taurisano¹⁾ im Gebiete von Otranto, sein Vater war ein Arzt. Seine Studien machte er in Rom und Neapel, vielseitig, in Theologie und Philosophie, Physik und Jurisprudenz. In Padua empfing er die Priesterweihe, in Neapel aber verband er sich mit dreizehn Gesinnungsgenossen, den Atheismus durch Europa zu verbreiten — und erhielt Frankreich zum Schauplatz seiner Thätigkeit. Vanini begann 1614 in Lyon Philosophie vorzutragen, mußte sich aber bald aus dem Staube machen. In London, wohin er sich jetzt wandte, war er einige Zeit verhaftet, aber nicht weil er, wie er später behauptete, katholische Grundsätze aussprach, um Märtyrer zu werden. Nach längerem Aufenthalt in Genua gab er in Lyon sein „Amphitheatrum aeternae providentiae divino-magicum, christiano-physicum“ heraus, in welchem er christliche Ansichten aussprach, um den Clerus zu gewinnen. „Gott“, heißt es hier, „ist alles, über allem, außer allem, in allem, bei allem, vor allem, nach allem und ganz alles.“ Für den Nuntius in Paris schrieb Vanini eine Vertheidigung des Concils von Trident. Dabei aber setzte er seine vielbedeutende Thätigkeit für seine Grundsätze fort, in Paris allein soll er 50.000 für den Atheismus gewonnen haben. Hier gab er 1616 seine vier Bücher „De admirandis naturae reginae deaeque mortalium arcanis“ heraus, in welchen er offen seinen Haß gegen das Christenthum aussprach: der einzige Gott ist ihm hier die Natur, das einzige Geiz: folge deinen Neigungen. Merkwürdigerweise wußte er die Billigung der Behörde für den Druck dieses Buches zu erschießen. Doch die Sorbonne verurtheilte die Schrift zum Feuer, und der Staatsanwalt in Toulouse klagte ihn, als er die Erziehung der Kinder des Präsidenten des dortigen Parlaments übernehmen wollte, wegen Verbreitung des Atheismus an. Es war Vaninis Unglück, daß seine Richter keine Geistlichen waren, der Proceß wurde mit aller Strenge geführt. Der Präsident Gramond schreibt darüber: „Vanini geberdete sich als Katholik, und war daran, freigesprochen zu werden, als ein angesehener Mann gegen ihn eidlich aussagte, er habe in seiner Gegenwart die christlichen Mysterien verhöhnt und sich über einen persönlichen Gott lustig gemacht. Vanini behauptete seinen Glauben an einen Gott in drei Personen, hob einen Strohhalm vom Boden und sprach in längerer Rede darüber, daß man aus diesem Stroh-

Vanini.

Schrift-
ten.

¹⁾ Ncaris veröffentlichte 1708 in Zena, Schramm 1709 in Göttingen ein Buch „De vita Vanini“, Fehrmann 1800 in Leipzig ein „Leben des Vanini“. — Dazu Vaisse, Lucile Vanini, sa vie, sa doctrine et sa mort. Paris 1871. — Baudouin, Histoire critique de J. C. Vanini, in der Revue philosophique, VIII (1879), p. 49 ff.

halm das Dasein Gottes, seine Weisheit entnehmen könne. Aber er sagte all das aus Todesangst, nicht aus innerer Überzeugung. Ich sah ihn nachher auf dem Hentkerfarren, wie er den Franciscaner verhöhnte, der ihn zur Bekehrung mahnte, und wie er über Christus spottete, der vor Angst Blut geschwitzt habe, während er selber unerschrocken in den Tod gehe.“ Vanini wurde am 19. Februar 1619 in Toulouse verbrannt. Er war ein Mann von Talent, aber ohne Charakter, seine Bücher funkeln stellenweise von dichterischer Schönheit und platonischem Geist. In Guienne war er aus einem Kloster wegen eines schwachvollen Angriffes auf die Unschuld ausgestoßen worden.

So hatte also auch Italien seine unruhigen Köpfe und revolutionären Geister, die gar gern die Prophetenrolle bei ihren Landsleuten gespielt hätten, wenn nur Italien der richtige Boden dazu gewesen wäre. Aber die „feinen“ Italiener mochten nicht den „groben“ Deutschen nachtreten und gedachten durchaus nicht, für abstracte Begriffe und philosophische Systeme praktische Vortheile aufzuopfern. Die Italiener wie die Romanen überhaupt blieben im großen ganzen der römischen Kirche treu. Das war gewiß von großem Wert für den Katholicismus, allein dessen Rettung wäre damit noch nicht gesichert gewesen, dazu mußten andere Factoren wirksam werden, vor allem die

Selbstreform des Papstthums. — Concil von Trient.

Erschütternd traurig gestaltete sich infolge der Reformation der Zustand der abendländischen Christenheit, halb Europa war von Rom abgefallen. Man begreift, daß die Vertheidiger der alten Kirche sich ansahen, wie die Vertheidiger einer Stadt, die von außen von Feinden umschlossen und im Innern von Verrath bedroht ist. Man kam auf Maßregeln der Strenge zurück und wählte zu Oberhäuptern der Kirche nur Männer, in denen Thatkraft mit feurigem Glauben sich paarte.

Inquisition.

Cardinal Caraffa, feurig, streng, unbeugsam, rieth dem Papste Paul III., da die dominicanische Inquisition verfallen war, ein neues oberstes Inquisitionstribunal nach Art Spaniens zu errichten — und es geschah 1542. Ohne die Erlaubnis der Inquisitoren durfte von 1543 an kein Buch gedruckt werden, der Index entstand. Leider wurden im Eifer, gemäß dem Geiste der Zeit, nicht bloß schlechte Bücher, sondern auch ihre Verfasser verbrannt.

Index.

Paul III.

Nach dem Tode Pauls III. 1549 wollten die Cardinäle zum Papste den berühmten Engländer Reginald Pole wählen; als dieser entweder selbst sich weigerte oder, wie andere sagen, vom Cardinal Caraffa als ungeeignet erklärt wurde,¹⁾ ernannten sie am 7. Februar 1550 Johannes Maria del Monte zum Papste, der sich Julius III. (1550—1555) nannte und sogleich die Wiederaufnahme des Concils zu Trient auf das Frühjahr 1551 festsetzte. — Bei

Julius III.

¹⁾ Reumont, Geschichte der Stadt Rom, III, 2, S. 204.

der einstimmigen Wahl seines Nachfolgers **Marcellus II.** entschied sein tadelloses Leben und seine streng kirchliche Gesinnung. Längst hatte Marcello Cervini die Reformation an sich selbst vollzogen, als Papst brannte er vor Eifer, Mißbräuche abzustellen und die Einheit des Glaubens und allgemeinen Frieden herbeizuführen. Alle, die ihn kannten, wiegten sich in den frohesten Hoffnungen für die Kirche. „Allein die Welt war seiner nicht wert“; er starb am einundzwanzigsten Tage seiner Regierung, 30. April 1555.¹⁾

Marcellus II

Über die Kühnheit und das jugendliche Feuer **Pauls IV.** (1555 bis 1559) wurde oben gesprochen. Denselben Eifer, mit dem er den Krieg gegen Spanien begonnen hatte, bewies er nach dem Frieden für die Reform der Kirche, in Abstellung der Mißbräuche, des Anterverkaufes: unerbittlich verjagte er Unwürdige aus erschlichenen Stellen und verwies er auch Große, ob Laien, ob Weltliche, vor die Inquisition.

Paul IV.

Auch der Protestant **Kanke** gibt ihm das Zeugnis:²⁾ „Er führte in den Kirchen eine strenge Disciplin ein, er verbot alles Betteln, selbst das Almosenjammeln der Geistlichen für die Messe; er entfernte die anstößigen Bilder: man hat eine Medaille auf ihn geschlagen mit dem geißelnden Christus, der den Tempel säubert. Die ausgetretenen Mönche verjagte er aus Stadt und Staat. Den Hof nöthigte er, die Fasten ordentlich zu halten und Östern mit dem Abendmahl zu feiern. Muszten doch die Cardinäle zuweilen predigen. Er selbst predigte. Von Ehe-Dispensen und ihrem Ertrage wollte er nichts mehr wissen. Wie sah er auf Würdigkeit und kirchliche Gesinnung bei Verleihung der Aemter! Auch begte er die Absicht, den Bischöfen viele von den ihnen entzogenen Rechten zurückzugeben. Keinen Tag ließ er vorübergehen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlaß bekanntzumachen.“

Sein Nachfolger **Pius IV.** (1559—1565) war ein Gianangelo de Medici, aber nicht aus der florentinischen, sondern aus einer rasch emporgewonnenen mailändischen Familie. Die reformierende Richtung wirkte fort, zumal des Papstes **Reffe**, der fleckenreine **Carlo Borromeo**,³⁾ vielen Einfluß hatte. Dieser ist ein schlagendes Beispiel, wie damals die Kirche mit jugendlicher Kraft sich erhob, zugleich einer der größten Kirchenverbesserer, eine der schönsten Zierden der katholischen Kirche.

Karl Borromeo

Carlo Borromeo ist vornehmer Herkunft, stammt aus einer Familie, die mit den Anicern im alten Rom verwandt sein will, und wurde 1538 in Arona am Lago Maggiore geboren. Eine durch und durch reine, ernste und fromme Natur, vermochte er als Knabe eine Lüge nicht zu ertragen und als Studierender in Pavia sich nicht wie seine Genossen einem lockeren Leben hinzugeben. Die kostbarste Perle war nach seiner Ansicht ein reiner Geist in einem reinen Körper. Sein Oheim bestieg als **Pius IV.** den päpstlichen Stuhl und

1) Kanke, Römische Päpste, I, S. 183. 8. Aufl. Leipzig 1885.

2) Ibid. p. 198 f. — Eingehender Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, I, S. 196—223.

3) Sailer, Der heilige Karl Borromeo. Augsburg 1824. — Dieringer, Der heilige Karl Borromeo und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Köln 1846. — Die italienische Lebensbeschreibung von Guisiano hat Klitsche (Augsburg 1836) verdeutscht.

ernannte ihn 1560, obwohl er kaum dreiundzwanzig Jahre alt war, zum Cardinal und zum Erzbischof von Mailand und verwandte ihn in Angelegenheiten von Bedeutung. Karl bestand diese Prüfung glücklich; er wurde nicht stolz, sondern blieb einfach und demüthig mitten im Glanz und Reichthum.

Der Jesuit Ribeira wurde sein Gewissensrath und führte ihn in das in Gott verborgene Leben des Geistes ein. Er suchte nie den eigenen Vortheil, sondern nur die Wohlfahrt des Ganzen. Und bei aller Milde und Nachgiebigkeit war er entschieden, wo es den Grundsatz galt. In Trient trieb er zur Thätigkeit, zum Abschlusse — und er hieß die lebendige Kirchenversammlung, nicht bloß weil er die Beschlüsse des Concils auswendig wußte, sondern weil er am meisten beitrug, alle Schwierigkeiten, welche der Durchführung derselben entgegenstanden, zu überwinden. Er half den römischen Katechismus auf Grundlage der Beschlüsse von Trient abfassen, er führte die Beschlüsse der Versammlung in seiner Diöcese durch, wohin er 1565 abgieng, und die er bis zu seinem Tode, 3. November 1584, nicht mehr verließ.

Achtzig Jahre war es, seit der letzte Bischof in Mailand residierte, — aber Karl war ein anderer als seine Vorgänger. Der Geist des heil. Ambrosius wehte ihn an. Sein Sprengel umfaßte 600.000 Seelen, 800 Pfarren, 150 Klöster. Welch ein Feld der Thätigkeit, in einer so großen, verwahrlosten Diöcese den Geist des Christenthums zu verbreiten! Es sind ganze Bücher über seine bischöfliche Thätigkeit geschrieben worden, wie er barmherzig war und sein Vermögen an die Armen vertheilte und selber nur von Brod und Wasser und Gemüse lebte; wie er zur Zeit der Pest (1576), als alle Behörden flohen, und der Schrecken alle Herzen verhärtet hatte, der rettende Engel Mailands wurde und Wunder der Liebe wirkte; wie sein Beispiel die Geistlichen zur Nachäfferung antrieb, und wie durch seine Liebe und Sorgfalt 70.000 Kranke Pflege des Leibes und der Seele erhielten; wie er Geld borgte, seine Teppiche, ja seine Cardinalskleider versetzte, um halbnaekten Armen Kleidung zu geben, und selber im leeren Hause auf einem Brette und einfachem Strohsack schlief; wie er zur Zeit einer Hungersnoth allein täglich 3000 Menschen auf eigene Kosten speiste. Wie wunderbar war seine Thätigkeit! In seiner großen Diöcese war keine Kapelle, die er nicht besucht, kein einsames Dorf im abgelegensten Winkel der Alpen, wohin er nicht mit seinem Bergstod und einem Bündel auf den Schultern den Weg gefunden hätte, um die Lehren des Evangeliums den armen Bauern zu verkünden, mit denen er Kastanien und Milch aß, in deren Häusern er auf einer Bank übernachtete. Wie viel Synoden hat er nicht abgehalten! wie wußte er nicht seinen Clerus anzuregen, zu befeuern, tüchtige Jünglinge auszuwählen, für ihre Ausbildung zu sorgen und die Kirche in der That zu reformieren! Ein begabter, feiner Kopf, liebte er die Wissenschaft. Im Vatican in Rom hatte er eine eigene Akademie gegründet. In seinen Schriften sind noch die Neben, welche er dort hielt,¹⁾ aufbewahrt. Epistets Handbuch war seine Lieblingslectüre.

Ein unbeflecklicher Charakter, wahrte Karl Borromeo übermüthigen Statthaltern gegenüber die Rechte der Kirche und des Volkes. So leicht gieng das allerdings nicht ab. Die Statthalter verklagten ihn. Aus dem verkommenen Orden der Humiliaten versuchte sogar ein Meuchelmörder am 27. October 1569 den Bischof, weil er den Orden reformieren wollte, während er vor dem Altar

¹⁾ Noctes Vaticanæ, sive sermones habiti in Academia Romæ in palatio Vaticano instituta.

auf den Knien lag, durch eine Kugel zu tödten. Karl wurde in den Rücken getroffen, aber nicht tödlich. Er befahl, im Gebet fortzufahren, damit der Mörder entfliehen könne, und verwendete sich um Gnade, aber vergebens, auch hob der Papst im Jahre 1570 den Orden auf. Seine Liebe schien unerschöpflich, aber die Kräfte seines Körpers waren es nicht; sechsundvierzig Jahre alt, erlag Karl sein Fest am 4. November gefeiert wird. Das Volk verehrte diesen Engel in Menschengestalt als Heiligen lange, bevor Rom ihn im Jahre 1610 unter die Zahl der Helden der Kirche versetzte.

Auch sein Neffe Friedrich wurde 1595 Erzbischof in Mailand, wurde der Freund der Unglücklichen, ein rettender Engel, als die Pest ein andermal (1630) in Mailand wüthete.¹⁾ Wer erinnert sich nicht der herrlichen Schilderung derselben in Manzoni's „Verlobten“, die mit derjenigen des Thutubides weiteifert! Er ist der Gründer der ambrosianischen Bibliothek (gest. 1631).

Aus dem Einflusse des Neffen kann man auf den Geist des Papstes schließen. Er bewies großen Eifer für das Concil zu Trient, welches, zweimal unterbrochen, am 18. Januar 1562 zum drittenmale begann. „Wir wollen das Concil,“ sagte Pius IV., „und wollen es allgemein. Wollten wir es nicht, so könnten wir die Welt jahrelang mit den Schwierigkeiten hinhalten, aber vielmehr suchen wir solche wegzuräumen. Es soll reformieren, was zu reformieren ist: auch an unserer Person, in unseren eigenen Sachen. Haben wir etwas anderes im Sinne, als Gott zu dienen, so mag uns Gott züchtigen.“²⁾ Der Legat Delfini sagte zu den in Augsburg versammelten deutschen Fürsten: „Der Papst ist tief bekümmert um die Wohlfahrt des edlen deutschen Volkes, darum ladet er alle ein zur brüderlichen Berathung und Entscheidung dessen, was allen noth thut. Die Protestanten sollen nicht nur gehört, sondern auch in allen billigen Dingen berücksichtigt werden. Was gut und löblich ist, soll genehmigt, was verwerflich ist, verworfen, was aber vor allem nothwendig ist, die Spaltung soll aufgehoben, die Eintracht der Kirche soll hergestellt werden.“³⁾

Die Schwierigkeiten, welche dem erwünschten Schlusse des Concils entgegenstanden, wurden besonders durch die Gewandtheit Morones in seinen persönlichen Verhandlungen mit Kaiser Ferdinand I. und Philipp II. behoben. Am 4. December 1563 war der feierliche Schluß. Die anwesenden Väter, 255 an der Zahl, waren in sehr bewegter Stimmung, in vielen Augen glänzten Thränen. Derselbe Morone schloß die Versammlung im Namen des Papstes mit den Worten: sie habe durch Bestimmung der Glaubenslehren und Verbesserung der Kirchenzucht herrliche Früchte gebracht. Vielleicht hätte noch Größeres gewünscht werden können; sie bestehe aber aus

¹⁾ Cessare Cantu, La Lombardia nel secolo XVII. — Roberti, Apologia del Card. F. Borromeo. Milano 1870. — Neumont in Weper und Felte, Kirchenlexikon, 2. Aufl. von Kaufen, vol. II. S. 1125—1127.

²⁾ Ranke, l. c. I, p. 211 f.

³⁾ Raynaldus, Annales ad an. 1561, n. 18 f.

Friedrich
Vor-
romeo.

Concil
zu
Trient,

vom
Papst
gewollt.

Morone.

Menschen und nicht aus Engeln, und nach Maßgabe der Umstände habe das Gute und nicht das Beste gewählt werden müssen.¹⁾

Wert
des
Concils.

Eine der merkwürdigsten Kirchenversammlungen wegen der Größe der Fragen, wegen der Spannung, mit der ganz Europa ihr Thun betrachtete, wegen der wichtigen Bestimmungen über Lehre und Zucht, wegen der Parteien, die sich in ihr entgegentraten, wegen der großen Anzahl gelehrter, hochbegabter, tugendhafter, für das Wohl der Menschheit begeisterter Männer, welche dieselbe bildeten und auch heute noch jeder Versammlung zur Zierde gereichen würden!

Be-
schlüsse
von
Trient.

Luther und die Seinen hatten sich auf ein allgemeines Concil berufen in der Hoffnung, daß dort ihre Anschauungen als die echt christlichen anerkannt werden würden — aber das Gegentheil geschah, der Kirchenrath verwarf Luthers Lehre, der Riß wurde unheilbar. Der Kaiser hatte auf das Concil gedrungen und verlangt, daß mit der Reform der Verfassung begonnen werde, nicht mit der Bestimmung des Dogmas. Es schien, als ob die kaiserliche Macht die päpstliche sehr einschränken würde, — das Gegentheil geschah, mit dem Dogma wurde begonnen, das kirchliche Gemeingefühl wurde dadurch erhöht und die päpstliche Macht trat verstärkt aus dem Streite hervor.

Bibel
und
Tradi-
tion.

Gegenüber dem Grundsatz Luthers, daß die Bibel die alleinige Erkenntnisquelle des christlichen Glaubens sei, wurde die Tradition oder Überlieferung von den Aposteln her betont. Gegenüber der willkürlichen Art, mit welcher die Protestanten ganze Bestandtheile der Schrift verwarfen oder einzelne Stellen erklärten, wurde der Canon der Bibel, wie er auf den Synoden von Hippo (393) und Carthago (397) festgestellt war, von neuem angenommen und unter den vielen Übersetzungen die Vulgata als authentisch erklärt (pro authentica habeatur), das heißt, als der rechtmäßige Ausdruck der biblischen Offenbarung der Glaubens- und Sittenlehre.

Glauben
und
Werke.

Zu den schönsten Bestimmungen gehören diejenigen, welche dem Grunddogma der neuen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben gegenübergestellt werden, die Lehre von der Rechtfertigung — der Glaube muß thätig sein durch die Liebe, dann erst vermag er unter dem Beistand der Gnade das Heil zu erwirken; — die Lehre von der Erbsünde, von der Erlösung, von den Sacramenten hängt damit zusammen, wie die Lehre vom göttlichen Ebenbild. Es sind hohe edle Sätze, entwickelt aus den Lehren der Kirche durch alle Jahrhunderte und der Würde der Menschennatur wie der göttlichen Heilsanstalt gleich entsprechend. Nicht minder bedeutsam sind den Verirrungen der Zeit gegenüber die Bestimmungen über die Unauflösbarkeit der Ehe. Bedeutsam für das Leben der Kirche sind die Beschlüsse wegen

¹⁾ Canones et decreta Conc. Tridentini, ed. Jod. le Plat, Lovan. 1779, lat. et germ. ed. S mets. Bielefeld 1847.

Errichtung von Clerical-Seminarien, wegen Provincial-Concilien, die alle drei Jahre, und wegen Diöcesan-Synoden, die in jedem Jahre gehalten werden sollen, die Beschlüsse wegen Residenzpflicht, Kirchen-Visitationen, wegen Bischofswahlen, die Mahnung an den Papst, die Cardinäle in Zukunft aus allen Nationen zu wählen. Wären diese Bestimmungen immer pünktlich vollzogen worden, um wie viel glänzender stände jetzt die Kirche da! Das Concil sprach der Kirche die Unfehlbarkeit zu im Glauben und in der Zucht (in rebus fidei et morum), aber nicht in der Wissenschaft überhaupt.¹⁾

Mit vollem Grund äußerte der Papst am 30. December seine Freude über diese Beschlüsse mit den Worten: „Dieser Tag bringt neues Leben, fördert neue Sitten; ist ja durch das Ansehen des Concils von Trident die Zucht wiederhergestellt, welche über die Massen verfallen war; vor allem aber ist den Geistlichen eine neue Lebensordnung vorgeschrieben, aus der sie erkennen mögen, daß ihnen, da sie einmal diesen Stand angetreten, die Nothwendigkeit obliegt, so zu leben, wie sie es in den heilsamen Decreten in göttlicher Klarheit vorgezeichnet finden.“

Pius IV. bestätigte diese Beschlüsse am 26. Januar 1564, so sehr sie auch sein Einkommen schmälerten, und war unablässig thätig, die Annahme derselben von den katholischen Fürsten zu erwirken, starb aber vor Erreichung dieses Zieles am 9. December 1565.

Venedig gieng den übrigen italienischen Staaten hierin voran, dann nahmen Portugal und Polen die Beschlüsse unbedingt an, Philipp II.

¹⁾ Für die Geschichte des Concils von Trident, das nach Maurenbrecher's Worten „eine gewaltige Arbeit für alle Zeiten vollzogen hat und dessen Thätigkeit für die Restauration des Katholicismus nach ihren Resultaten eine großartige genannt werden muß“ — sind in neuester Zeit viele Schriften erschienen. Eine gründliche Kritik derselben von Josef Schmid in Misingen bei Blaubeuren findet sich in der „Literarischen Rundschau für das katholische Deutschland“, herausgegeben von Dr. C. Krieg, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau, auf die wegen des uns hier fehlenden Raumes verwiesen wird. Eine Uebersicht der gesammten bis 1876 erschienenen Literatur hat Döllinger in der Einleitung zum Werke „Ungebrachte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trident“, Nordlingen 1876, zusammengestellt. — Philippson behandelte in seiner „Contrerévolution religieuse au XVI. siècle“, Brüssel 1884, das Concil im Geiste Sarpis. Jungmann verteidigte das Concil in seinen „Dissertationes selectae“, Regensburg 1887, t. VII. Druffel behandelte nach neuen Publicationen die erste Periode des Concils: „Kaiser Karl V. und die römische Curie 1544—1546.“ Pastor erhob gegen ihn den Vorwurf der Parteilichkeit in seinem Artikel „Kaiser Karl V. und die deutschen Protestanten“ im „Kirchenlexikon“ von Weber und Welte, 2. Aufl. von Kauleu, Bd. VII. Wertvolle Arbeiten lieferte Maurenbrecher im „Historischen Taschenbuch“, 1836, 1888 bis 1889. Deutel schrieb „Über das Augsburger Interim“, Dresden 1883, und wies nach, daß es vom Bischof Julius Pflug stamme. Wilhelm Voß schildert „Die Verhandlungen Pius' IV. mit den katholischen Mächten über die Neuverufung des Tridentinischen Concils im Jahre 1560“. Ehrle gab im „Katholiken“, 1834, Bericht über die Thätigkeit des berühmten Domingo de Soto, des Theologen Karls V. auf dem Concil. Hartmann Gryjar veröffentlichte wertvolle Documente in „Jacobi Lainez Disputationes Tridentinae“, Innsbruck 1886, und ebenda in seiner Abhandlung: „Die Frage des päpstlichen Primates und des Ursprungs der bischöflichen Jurisdiction auf dem Tridentinum.“ Scharfmann behandelte Hugo Löwe: „Die Stellung des Kaisers Ferdinand I. zum Trienter Concil 1561—1562“, Bonn 1887. Vergl. Kirchenlexikon, XI. S. 2114 f.

aber „unbeschadet seiner königlichen Rechte“, Deutschland auf dem Reichstage zu Augsburg 1566; Frankreich nahm wohl die Lehrbestimmungen unbedingt an, nicht aber die Disciplinarverordnungen. „Alle Franzosen“, sagt ein berühmter Mauriner, „glauben von Herzen und bekennen mit ihrem Munde alle Wahrheiten, welche dieses heilige Concil lehrt, und verdammen desgleichen alle Irrthümer, welche es verdammt, ohne durch irgend ein Gesetz, daß vom König oder vom Parlamente in des Königs Namen ergieng, dazu gezwungen zu sein.“

Pius V.

Noch viel eifriger zeigte sich Pius V.¹⁾ (1566—1572), für dessen Wahl Karl Borromeo insbesondere thätig gewesen war: „Da mir die Frömmigkeit, Unbescholtенheit und heilige Gesinnung des Mannes bekannt waren, so glaubte ich, daß die christliche Republik von ihm am besten verwaltet werden könne, und widmete ihm meine ganze Bemühung.“

Michele Ghislieri, geboren 1504 in Bosco in der Lombardei, stammte aus einer alten bolognesischen Familie, die aber im Bürgerkriege vertrieben und arm geworden war. Michele trat im fünfzehnten Lebensjahre in den Dominicaner-Orden und lebte nach der ganzen Strenge der Regel, arm, fromm, unermüdet thätig, unbekümmert um Gunst oder Haß und Verfolgung. Paul IV. wurde auf seinen Eifer, seine rücksichtslose Strenge aufmerksam und verwendete ihn auf gefährlichen Posten, zum Beispiel in Como, von wo die schweizerische Reformation sich über Italien auszubreiten drohte, und machte ihn rasch nach einander zum Bischof, zum Großinquisitor, endlich 1557 zum Cardinal.

Zu seinem Schrecken wurde Ghislieri am 7. Januar 1566 zum Papst gewählt. „In der Stille meines Klosters, wo ich nur Gott und meinem Seelenheile lebte, hatte ich die festeste Hoffnung, selig zu werden; als ich Bischof und Cardinal wurde, begann ich mich zu fürchten; jetzt, da ich zum Papst gewählt bin, verzweifle ich an meinem Heile.“ Pius V. lebte so einfach als Michele Ghislieri, er fastete, er arbeitete wie früher.

Kanke schreibt: „Das Glück einer inbrünstigen Andacht, das einzige, dessen er fähig war, einer Andacht, die ihn oft bis zu Thränen rührte, und von der er mit der Überzeugung aufstand, er sei erhört, blieb ihm bis an sein Ende gewährt. Das Volk war hungerig, wenn es ihn in den Processionen sah, barfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Gesichte, mit langem, schneeweißem Bart; sie meinten, einen so frommen Papst habe es niemals gegeben; sie erzählten sich, sein bloßer Anblick habe Protestanten bekehrt. Auch war Pius gütig und leutselig: mildthätig war er von jeher, er hatte eine Liste von den Dürftigen in Rom, die er regelmäßig nach ihrem Stande unterstützen ließ. — Pius V. war sich bewußt, daß er immer die gerade Straße gewandelt; daß ihn diese bis zum Papstthum geführt habe, erfüllte ihn mit einem Selbstvertrauen, welches ihn vollends über jede Rücksicht erhob.“²⁾

Wie im Papste sich das Leben der Kirche concentrirt, so strömte neues Feuer vom Mittelpunkt nach allen Gliedern. Pius IV. zog sich von der

1) Maffei, Vita di S. Pio. Roma 1712. — Reumont, l. c. III, 2, p. 557—565.

2) Kanke, l. c. I, p. 232.

großen Politik zurück, Pius V. griff anregend in die wichtigsten Fragen ein: er sandte an La Valette in Malta sogleich Unterstützung und Aufmunterung zu muthigem Ausharren; er sprach den Bann über Elisabeth und that, was er konnte, um Maria Stuart zu retten; wo Gefahr war, dahin sandte er sogleich seine Legaten mit Unterstützung; er war es, welcher den Bund Venedigs mit Spanien gegen die Osmanen zustande brachte, und seinem Eifer ist der Sieg von Lepanto zu verdanken. Sultan Selim fürchtete diesen Papst auch so sehr, daß er die Freude über seinen Tod kaum mäßigen konnte und ein dreitägiges Fest in Constantinopel veranstaltete.

1568 verordnete der Papst, daß am Gründonnerstag (daher der Name *In coena Domini*, der Anfang lautet: *Pastoralis*) nicht nur in Rom, sondern in allen Ländern eine Bulle verlesen werde, welche den Kirchenbann über alle Fürsten verhängt, so ihre Völker mit neuen Auflagen beschweren, welche in die Gerichtsbarkeit der Kirche Eingriffe machen, welche den Ungläubigen zum Kampfe gegen die Christen Waffen liefern und andern Beistand leisten, den Bann über Straßenräuber, über Seeräuber, über diejenigen, welche Pilgern Gewalt anthun oder sich der dem Papst gehörigen Länder bemächtigen, den Bann über alle, welche von den Decretalen der Päpste an ein allgemeines Concil appellieren.

In
coena
Do-
mini.

Diese Bulle ist nicht von Bonifaz VIII., sondern das Werk mehrerer Päpste seit Urban V. 1364, wurde aber von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt und erhielt jetzt von Pius V. neue Bekräftigung. Die meisten Fürsten — auch Philipp II. — selbst Bischöfe — auch der von Mainz — widersetzten sich der Verkündigung der Bulle in ihren Ländern; seit 1770 wird deren Verlesung unterlassen.

Der Wille des Papstes war gut, aber sein Eifer ließ ihn oft alle Rücksichten vergessen. Ubrigens wurde vieles besser in Rom, in Italien, in der ganzen katholischen Welt: ein neues Feuer durchdrang die Kirche. 1712 wurde Pius V. heilig gesprochen.¹⁾ Bacon wunderte sich, daß die Kirche ihn nicht sogleich nach seinem Tode heilig gesprochen habe.

Die strengkirchliche Richtung war so mächtig, daß auch eine ursprünglich lebensheitere Natur ihr nicht zu widerstehen vermochte. Gregor XIII.²⁾ aus der berühmten Familie der Buoncompagni, geboren 1502, war ursprünglich Professor der Rechte in seiner Vaterstadt Bologna und hatte dort einen Sohn. Im sechsunddreißigsten Jahre wurde er von Paul III. wegen seiner glänzenden Rechtskenntnisse nach Rom berufen und stieg nun von Stufe zu Stufe, Pius IV. setzte ihm mit den Worten: „Sieh da ein Mann, in dessen Herzen keine Arglist ist“, den Cardinalshut auf; er ward nach Spanien in der Angelegenheit Carranzas gesendet und auf seinen Ausspruch hin wurde der ganze Proceß für nichtig erklärt.

Gregor
XIII.

¹⁾ Bolland., Acta SS., m. Maji, I, p. 423—441.

²⁾ Ranke, l. c. I, p. 273 ff.

Am 14. Mai 1572 wurde Buoncompagni zum Papste gewählt: er wagte aber nicht, seinen Sohn höher zu erheben, als zum Befehlshaber der Engelsburg, er gestattete ihm keinerlei Einfluss auf die Regierung. Als der alte Bruder des Papstes nach Rom aufbrach, um auch seinen Antheil am Glück der Familie zu empfangen, bekam er strengen Befehl, umzukehren. Mit dem Nepotismus sollte es ein für allemal ein Ende haben. — Der Papst lebte streng und erbaulich.

Gregor XIII. (1572—1585) lag die Wissenschaft am Herzen. Er veranstaltete eine Ausgabe des canonischen Rechtes. Er war imstande, die seit lange als nothwendig anerkannte Kalenderverbeßerung¹⁾ einzuführen.

Sta-
lender-
verbesse-
rung.

Am 24. Februar 1582 (annus correctionis) fordert der Papst in einer Bulle die Fürsten der Christenheit auf, sich des verbesserten Kalenders zu bedienen. In den meisten katholischen Ländern wurde 1582 nach dem 4. October sogleich der 15. gezählt. Aber die Protestanten hätten eher vom Sultan als vom Papste sich den Kalender verbessern lassen.²⁾

Protest
der Tü-
bingen.

Die Tübinger Theologen erklärten am 25. November 1583: „Soll man sich mit dem Antichrist vergleichen? Ohne Zweifel will der Papst mit dem neuen Kalender die Deutschen nur vom Augsburgischen Bekenntnisse abbringen. Der Kalender ist nur der erste Buchstabe im A-B-C; lernen wir den ersten, so muß man nach und nach mit den andern auch fort. Der Papst wird uns dann das Band an die Hörner bringen, daß wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten. Wir müßen auch nicht sehen, wozu der neue Kalender nothwendig sei — es wird um deswillen weder früher, noch später Sommer werden. Wir bitten daher, daß man uns bei dem alten Kalender lasse, welcher der Christenheit so viele Jahre gut genug gewesen.“ — Die Protestanten blieben beim alten Kalender und auch die gemeinsame Haltung kirchlicher Feste — eines der wenigen Zeichen der Einheit — hörte jetzt auf. Als der Rath der freien Stadt Augsburg aus Rücksicht auf den Verkehr mit den Nachbarn und Italien den neuen Kalender einführte, lasen alle Geistlichen an einem Sonntag von den Kanzeln die Erklärung ab, aus Zwang des Gewissens den Kalender nicht gestatten zu können, durch welchen der Papst einen Fuß in ihre Kirche setze!³⁾

Wissen-
schaft.

Gregor XIII. blieb der Wissenschaft treu auch als Oberhaupt der Christenheit, trotz seiner siebenzig Jahre studierte er noch wie ein Jüngling; unter den Sorgen dieses hohen Amtes pflegte er zu sagen: Niemand gezieme die Wissenschaft mehr als dem Papste.

Zur Unterstützung armer Studenten gab er während seiner kurzen Regierung zwei Millionen Scudi aus,⁴⁾ er gründete oder unterstützte dreiundzwanzig Schulen in Rom oder in andern Städten. Das Concil von Trient hatte den Bischöfen die Errichtung von Schulen zur tüchtigen Ausbildung des Clerus zur

1) Vergl. Bd. I, S. XXIII dieses Werkes.

2) Reumont, l. c. III, 2, p. 572. — Janssen-Pastor, l. c. V, p. 378 ff.

3) Karl Adolf Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, III, S. 54—55, 2. Aufl.

4) Ranke, l. c. I, p. 278.

Nicht gemacht. Unter Julius III. 1552 war durch Beiträge einiger Cardinäle das Collegium Germanicum¹⁾ entstanden mit einem Jahreseinkommen Schulen. von 3860 Goldgulden. Es stand noch auf schwachen Füßen, aber Gregor XIII. laute ihm 1573 einen Palast und wies ihm 10.000 Scudi auf die apostolische Kammer an. Es sollte Vertheidiger der Kirche in Deutschland bilden; ein englisches Collegium ward in ähnlicher Absicht für England, ein griechisches für die Griechen, ein anderes für die Maroniten gegründet. Al Gesà ward großartig unterstützt, mit 20 Hörsälen und 360 Zellen für die Studierenden eingerichtet; bei dem Gründungsfeste wurden Reden in 25 verschiedenen Sprachen gehalten. Es war eine Univerſität für die Welt. Außerhalb Roms wurden auf Kosten des Papstes gegründet oder unterstützt die Collegien zu Graz, Wien, Olmütz, Prag, Koloſovar, zu Augsburg, zu Pont à Mousson für die Schotten, zu Douay für die Engländer, zu Braunsberg in Preußen, zu Mailand für die Befehrung der Schweiz, zu Loreto ein illyrisches Collegium, drei Schulen entstanden in Japan. 1582 kam eine japanesische Gesandtschaft in Rom an, die von Rangasaki aus drei Jahre zur Reise gebraucht hatte. Ausgezeichnete Männer fesselte Gregor XIII. mit goldenen Banden an Rom. Damals hielt der berühmte französische Philologe Muret (1526—1585) Muret. in Rom Vorträge über die „Ethik“ des Aristoteles und über römisches Recht. Der Papst war so entzückt darüber, daß er ihn die Leuchte und Säule der römischen Schule nannte, ihm das römische Bürgerrecht ertheilte und seinen Gehalt verdoppelte.

Gregor XIII. hatte eine hohe Anschauung von der Bedeutung, von Politik. den Pflichten des Papstthums. Wo die katholische Sache im Gedränge war, dahin sandte er Hilfe, nach Malta, an den Kaiser, nach den Niederlanden, nach England, einmal 400.000 Ducaten an Karl IX. Er unterstützte einen Zug an die Nordküste von Afrika, er drang auf den Krieg gegen die Türken. Woher nahm er all diese Summen, da doch das Einkommen des Papstes so geschmälert worden war? Eine Menge Güter waren im Laufe der Zeit dem Staate abhanden gekommen, der Papst forderte sie von ihren gegenwärtigen Besitzern zurück; er nahm all die Lehen wieder in Anspruch, für Mittel. die man den Zins zu zahlen versäumt hatte. Dadurch brachte er den Adel gegen sich auf, der seine Güter mit den Waffen zu vertheidigen beschloß. Bald war das ganze Land erfüllt von Unruhen, die alten Parteien regten sich allenthalben; die Venetianer, durch Zurücknahme von Zollfreiheiten gereizt, gaben den von der Regierung Verfolgten (Banditi) Unterstützung. Auch Rom war voll von Banditen, eine Theuerung vermehrte die Noth. „Herr, erwache und hab' Mitleid mit Sion!“²⁾ waren die letzten Worte des Sixtus von so viel Unglück niedergedrückten Papstes. Rettung kam durch Sixtus V. (1585—1590). — Der neue Papst, ein gewaltiger Herrschergeist, war aus niederer Hütte hervorgegangen.

¹⁾ Cordara, Historia collegii Germanici et Hungarici. Rom. 1770.

²⁾ Hanke, l. c. I, p. 278 ff. — Brosch, Geschichte des Kirchenstaates, I, S. 238 ff., 245 ff., 252 ff. Gotha 1880.

Sein Vater, Peretti, hatte einen Garten bei Fermo gepachtet. Hier wurde ihm am 13. December 1521 ein Sohn Felix geboren. Der Knabe mußte die Schweine hüten, das Obst bewachen, und wäre doch so gern statt dessen mit den andern Knaben in die Schule von Fermo gegangen; allein der Vater brachte das Schulgeld nicht auf. Doch der Eifer des Kleinen half aus. Aus den Fibeln, welche die Kameraden bei ihm zurückließen, lernte er auf der Weide lesen. Endlich half ein Franciscaner, ein Verwandter, dem Kleinen auf die Beine; er zahlte das Schulgeld, und Felix that sich schnell unter seinen Altersgenossen hervor, so daß ihn das Franciscanerkloster zu Ascoli in seinem zwölften Jahre aufnahm. Man ließ ihn weiter studieren; in Fermo mußte er oft hungrig zu Bette gehen, aber er lernte seine Aufgabe bei der Lampe im Kreuzgang oder bei dem ewigen Licht in der Kirche. Er erwarb sich dann hohes Lob auf den Universitäten zu Ferrara und Bologna, er zeigte sich sehr gewandt bei Disputationen, lebhaft und beredt in Predigten. 1552 hielt er Fastenpredigten in Rom mit großem Beifall, nachdem er in Rimini das canonische Recht gelehrt hatte und in Siena einige Zeit Professor der Theologie gewesen war. Während dieser Predigten bekam er eines Tages einen Brief, worin nur die Worte standen: „Du lügst!“ Der Großinquisitor, dem er das Schreiben mittheilte, prüfte ihn lange über seine Grundsätze und ward dabei so sehr von der Kraft seines Wesens ergriffen, daß er ihn zuletzt unter Thränen umarmte und fortan für seine Beförderung wirkte. Peretti wurde der Vertraute des heil. Ignatius und des heil. Philipp Neri, er wurde Inquisitor in Venedig, er mußte einen Legaten nach Spanien begleiten, lernte hier Philipp II. und seinen Hof kennen und wurde Beichtvater des Papstes Pius V., Bischof von Fermo und Cardinal (Montalto); er gab 1580 die Werke des Ambrosius heraus.¹⁾

Am 24. April 1585 wurde Peretti zum Papst gewählt. Sein Ausspruch war: „Vom Mutterleibe an warst du, o Gott, mein Beschützer“; unter allen Tagen liebte er den Mittwoch am meisten, denn an einem Mittwoch, sagte er, wurde er geboren, an einem Mittwoch Cardinal, an einem Mittwoch Papst, an einem Mittwoch ließ er sich krönen. Ein jugendliches Feuer belebte ihn, ein eiserner Wille durchdrang seine Regierung. Sein Versprechen, die Banditen und Missethäter auszurotten, löste er bald mit schrecklicher Strenge
gegen
Ban-
diten. Strenge und machte unerträglich gewordenen Zuständen in kurzer Zeit ein Ende. Die Schuldigen wurden unerbittlich gestraft.

War sonst mit der Krönung eine Amnestie verbunden, so wurden jetzt sogleich vier junge Männer, die trotz des Verbotes, Waffen zu tragen, dennoch mit Waffen ergriffen wurden, an einem Galgen bei der Engelsbrücke aufgehängt. Solange er lebe, sagte der Papst, müsse jeder Verbrecher sterben. Barone und Gemeinden wurden aufgefordert, ihre Besitzungen von Banditen rein zu halten, sonst müßten sie den Schaden tragen, den diese anstifteten. Auf den Kopf jedes Banditen wurde ein Preis gesetzt, den seine Verwandten oder die Gemeinde, aus der er stammte, bezahlen mußten. Der Bandite, der einen Genossen einfingerte, wurde begnadigt und erhielt noch ein Geldgeschenk. Diese Maßregeln wirkten schnell. Ein Banditenführer, der sich „König der Campagna“ nannte, ward bald

¹⁾ Ranke, l. c. I, p. 285—286.

eingeliefert, hingerichtet und sein Kopf mit einer goldenen Krone an der Engelsburg aufgestellt. Ein anderer Häuptling, Fara, der im Uebermuth sogar gewagt hatte, die Wache in Rom anzugreifen, wurde von seinen eigenen Verwandten getödtet. Kein Ansehen der Person galt. Ein Graf Pepoli wurde im Gefängnis erdroffelt. Die Räuber, um Verzeihung zu bekommen, lieferten einander selber aus. Kein Jahr verging, und der Kirchenstaat war gesäubert von den Wege-Ruhe.lagerern. Ruhig konnte jeder seine Straße ziehen. Ackerbau, Handel und Gewerbe hoben sich schnell.¹⁾

Aber Sixtus V. verstand nicht bloß Schrecken, er wußte auch Liebe zu erwecken — und ist heute noch in der Erinnerung der Römer einer der populärsten Päpste. Er nahm die Verordnungen zurück, wegen derenWottit. Gregor XIII. mit Venedig und andern Städten Italiens zerfallen war, und diese schützten nicht länger die Banditen. Den Adel des Landes befriedigte er, die Colonnas und Orsinis versöhnte er und zog sie in das Interesse seiner Regierung, den Städten ertheilte er Privilegien, den Flecken Montalto erhob er zur Stadt und zum Bisthum, an der Universität Bologna gründete er ein Collegium Montalto für fünfzig Schüler aus der Mark, von denen Montalto acht stellen durfte. Den Wohlstand der Provinzen zu heben, förderte er den Ackerbau, suchte er die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, trieb er, wo kein Getreide wuchs, zur Anpflanzung von Maulbeerbäumen, suchte er Seidenfabriken, Wollwebereien in Gang zu bringen. Er war sparsam, seine Haushaltung einfach; es wurden nicht mehr, wie bisher, von den Beamten Summen unterschlagen; die Hilfsmittel des Landes hoben sich. So war es ihm bald möglich, einen Schatz für außerordentliche Fälle anzulegen. Wenn er eine Million beisammen hatte, legte er sie in der Engelsburg nieder und weihte sie der heiligen Jungfrau und den Aposteln nach Art der Väter des Alten Testaments, die ihre Schätze im Tempel bargen. Sixtus V. trug sich mit riesigen Plänen: Auflösung des türkischen Reiches, Bathory sollte mit dem Kampfe den Anfang machen; mit den Persern, mit den Drusen, mit den Arabern trat der Papst in Unterhandlung; er ließ Galceren bauen, mit denen die Flotten Frankreichs und Spaniens sich verbinden sollten; er dachte an Gewinnung Aegyptens, an Durchstechung der Landenge von Suez, um den Welthandel in seine alte Bahn zu leiten; er dachte an Erwerbung des Heiligen Landes, wie an Wiedergewinnung der Protestanten.Riesige Pläne.

Das Anhäufen eines Schazes machte in jener Zeit großes Aufsehen: dieSchaz. richtigere Anschauung, daß das Geld nur in dem Maße Wert hat, als es im Umlauf ist, war in jener Zeit noch nicht verbreitet. Ubrigens soll ein Theil dieses Schazes noch 1793 vorhanden gewesen sein.²⁾

Bei diesem Schwunge im ganzen Wesen der Regierung wurden natürlichWissens- Wissenschaft und Kunst nicht vergessen. Die von dem Papste Bonifaz VIII.

¹⁾ Ranke, l. c. I, p. 292—295. — Neumont, l. c. III, 2, p. 581 ff.

²⁾ Ranke, l. c. I, p. 301 ff. — Brojch, l. c. I, p. 277—284.

gegründete, von Alexander VI. mit neuen Localitäten ausgestattete Universität zu Rom, die unter Leo X. schnell sich hob, unter Clemens VII. verfiel, unter Paul III. wieder sich hob, bedachte Sixtus V. ganz königlich, indem er ihr mit einmal 20.000 Scudi Einkommen anwies und ihren Bau verschönerte.¹⁾ Der vaticaniſchen Druckerei wies er 40.000 Scudi auf seine Caſſe an; tüchtige Kenner orientaliſcher Sprachen wurden gewonnen, Handſchriften im Oriente aufgekauft, Grammatiken, Wörterbücher, weltberühmte Schriften wurden gedruckt, die Bibel in die Sprachen des Morgenlandes überſetzt, um als Hilfsmittel bei der Bekehrung zu dienen. Auch prachtvolle Ausgaben der Septuaginta (1587) und der Kirchenväter erſchienen nach und nach. — Die vaticaniſche Bibliothek wurde erweitert und für öffentlich erklärt. In Fermo wurde 1585 eine Uniuerſität gegründet.²⁾

Vauten. Namentlich aber hatte Sixtus V. die Neigung zu bauen. Er wetteiferte mit den alten Kaiſern in der Großartigkeit der Waſſerleitung, Aqua felice, die er 22 Miglien weit von dem Agro Colonna her bis an den Quirinal führte. Er baute den Borgo felice und die Via felice. Rom verſchönerte ſich unter ihm: er baute den ſchönen Weg, der auf den Monte Pincio führt; er ließ im Jahre 1586 durch Fontana den großen Obeliſken vor St. Peter aufſtellen — das größte und ſchwierigſte Werk, welches der menſchliche Geiſt erſinnen könne, nach der Meinung des Papſtes wie der Zeitgenoſſen. Er ließ ein Kreuz darauf errichten, es freute ihn, die Monumente des Unglaubens an dem Orte dem Kreuz unterworfen zu ſehen, wo einſt die Chriſten den Kreuzestod hatten erleiden müſſen. Die Kuppel der Peterſkirche vollendeten 600 Arbeiter nach 22 Monaten im Jahre 1590. Er verſchönerte die Kirche St. Maria Maggiore. Ganze Stadttheile wurden ſchöner, bevölkert. Rom, das auf 45.000 Bewohner unter Paul IV. herabgeſunken war, ſtieg unter Sixtus V. auf 100.000.³⁾

**Leben
in Rom.**

Aber auch edler wurde das Leben in Rom. Schon Ranke hat auf eine Stelle im Bericht des venetianiſchen Geſandten Tiepolo vom Jahre 1576 aufmerkſam gemacht, wo es von der ſittlichen Neubelebung heißt: „Zum Beſten der Kirche trägt es unendlich viel bei, daß mehrere Päpſte hintereinander von tabelloſem Leben geweſen ſind; auch alle andern ſind dadurch beſſer geworden, oder ſie haben wenigſtens den Anſchein davon genommen. Cardinäle und Prälaten beſuchen die Meſſe fleißig; ihr Hausſtand ſucht alles zu vermeiden, was anſtößig ſein könnte; die ganze Stadt iſt in Sitten und Lebensweiſe um vieles chriſtlicher als früher. Man kann behaupten, daß Rom in Sachen der Religion von der Vollkommenheit, welche die menſchliche Natur überhaupt erreichen kann, nicht gar entfernt iſt.“⁴⁾ — Wie in der Ewigen Stadt, ſo an andern Orten. Durch die ganze Kirche drang neues Leben, und dieſe unerschütterliche Lebenskraft allein iſt ſchuld, daß ſie in dem Sturm, der am Anfang des Jahrhunderts gegen ſie heranbrauſte, nicht erlag, viel-

¹⁾ Heumont, l. c. III, 2, p. 711.

²⁾ Denifle, Die Uniuerſitäten des Mittelalters, I, S. 633 f.

³⁾ Ranke, l. c. I, p. 307—315. — Heumont, l. c. III, 2, p. 734.

⁴⁾ Ranke, l. c. I, p. 326 f.

mehr am Ende desselben sich wie neu belebt darstellt. Die Kirche hat den größten Nutzen aus der Reformation gezogen.

Diesem, durch ernste Selbstreform erstarkten Papstthum weihte aber

der Jesuitenorden

seine reichen Kräfte zum Kampf für das katholische Christenthum. In Zeiten großer Gefahr sah die Kirche immer neue Orden entstehen. Als in der Völkerwanderung der Zusammensturz der alten Welt auch die Kirche zu zerschmettern schien, haben die Söhne Benedicts die Wildlinge des Nordens, welche das römische Reich zertrümmerten, befehrt, die Bildung der alten Welt gerettet und der Kirche eine Stellung verschafft, kräftiger als in den Tagen Constantins und Justinians. Als im Anjange des dreizehnten Jahrhunderts die Irlehre Südfrankreich und von da Spanien, Italien und die Donauländer ergriff und die gesammte Hierarchie mit einem furchtbaren Sturm bedrohte, entstanden die Orden der Franciscaner und Dominicaner, welche die Kirche retteten. Auch im Zeitalter der Reformation, als die Gefahr am höchsten stieg, bewies die Entstehung neuer Orden, daß die Kirche noch die alte Lebenskraft besitze. Unter den neuen Orden aber, die damals ins Leben traten, hat der Orden Jesu das Größte geleistet, durch die Befehrung bisher wenig bekannter Völker die Verluste am besten gedeckt, die neue Lehre am entschiedensten und nachhaltigsten bekämpft; seine Söhne waren die Löwen in der Schlacht. Fassen wir zunächst den Stifter, seinen Orden und dessen Thätigkeit näher ins Auge! ¹⁾

Neue
Orden.

Der Stifter dieses Ordens ist Ignatius oder Innigo von Loyola, auch Innigo Lopez de Recalde, aus altadeligem Geschlechte, der jüngste Sohn des Ritters Beltram auf Loyola in Guipuscoa, geboren 1491. Reichthum besaß Vater Beltram nicht, wohl aber acht Söhne und fünf Töchter; sein Haus Loyola war das eines gewöhnlichen baskischen Landjunkers, zwei Stock hoch, mit einem Thürmchen an der Ecke und einem Wappenschild über der Hausthür. Der junge Ignatius kam als Page an den Hof Ferdinands, das müßige Leben gefiel ihm aber nicht; der Herzog von Najera, der väterliche Freund seines Hauses, dem er seine Stimmung offenbarte, verschaffte ihm Unterricht in ritterlichen Übungen, und der Jüngling rang nach dem Ideale der Ritterchaft, nach dem Ruhme der Tapferkeit; er las eifrig den „Amadis“, doch die Tiefe seines Gemüthes schützte ihn vor Verirrung in Sinnlichkeit und Roheit.

Her:
kunft.

Jugend.

¹⁾ Historia Soc. Jesu von Orlandini, Sacchini, Possinus, Jouvençs, Cordara, von 1540—1625, 7 voll. — Ribadeneyra. Vita Ignatii. Neapoli 1572. Deutsch Ingolst. 1614. — Genelli, Das Leben des heil. Ignatius von Loyola. Innsbruck 1847. Institutum S. J. Pragae 1705, 2 voll. — Crétineau-Joly, Histoire religieuse politique et littéraire de la compagnie de Jésus, Paris 1841, 6 voll., deutsch: Geschichte der Gesellschaft Jesu, Wien 1845—1852, 5 Bde. — Ravignan, Die Existenz und Anstalt der Jesuiten, deutsch von Reiching. Schaffhausen 1844. — Henrion-Fehr, Allgemeine Geschichte der Mönchsorden. Tübingen 1845. — Garasse, Histoire des Jésuites de Paris. Paris 1864.

Im Krieg Als er unter den Fahnen des Herzogs im Krieg der Communidades dessen Stadt Najera erstürmen half, theilte er sich nicht an der gestatteten allgemeinen Plünderung. Im Kriege mit Frankreich überließ ihm Najera die Verteidigung der Citadelle von Pamploña; Ignatius leistete heldenmüthigen Widerstand, bis ihm am 20. Mai 1521 eine Kugel das linke Bein zerschmetterte. Man trug ihn auf einer Bahre in das nahe Schloßchen seines Vaters. Da der Fuß schlecht eingerichtet war, wurde das Bein nochmals gebrochen, und mit seltener Willensstärke ertrug der Jüngling diese Qual, er kniff bloß die Faust zusammen; aber auch jetzt war das Rechte noch nicht getroffen, unter dem Knie ragte ein Knochen hervor, den sich der muthige Jüngling, der in allem ein vollendeter Mann werden wollte, mit eisernem Gleichmuth absägen ließ. Doch das linke Bein blieb jetzt kürzer, auch eine eiserne Reckmaschine mit ihren Folterqualen half nicht.

Während dieser langen schmerzvollen Cur verlangte Ignatius nach Lectüre, nach Ritterromanen. Es waren im Schlosse keine zu haben, nur ein „Leben Jesu“ und eine Legende der Heiligen; er las sie, und sein Geist und Herz wurden davon entflammt. Wie, wenn ich vollbrächte, was Franciscus und Dominicus thaten?! — fragte er sich. Aber auch weltliche Gedanken beschlichen ihn, er machte Verse auf die Dame seines Herzens, doch die religiösen Vorstellungen siegten wieder, und Ignatius faßte den Voratz, in härenem Gewande ins Heilige Land zu pilgern und dann sich in die Einsamkeit zu vergraben. Aus dem weltlichen ward ein geistlicher Ritter, statt nach Ruhm vor Menschen rang Ignatius jetzt nach Gnade vor Gott.

Entschlossen, Thaten zu vollbringen, würdig der Heiligen, brach Ignatius nach Catalonien auf, sobald er wieder zu Pferde sitzen konnte. Doch unterwegs regte sich wieder der Spanier und der Ritter in ihm. Ein Maurenritter hatte ungebührlich über die Gottesgebärerin vor ihm gesprochen, und Ignatius reute es, daß er nicht augenblicklich den Frevler gezüchtigt hatte. Er ritt ihm nach, doch unterwegs kamen ihm bessere Gedanken und er gab die Verfolgung auf. Am Fuße des Montserrat vertauschte er sein reiches Kleid gegen ein Bettlergewand, er stieg dann den Berg hinan und hielt Waffenwacht vor dem Altare Unserer Lieben Frau, an dem er seine Rüstung aufgehangen: seine Generalbeichte dauerte drei Tage unter Ausbrüchen des bittersten Neuschmerzes.

Dann finden wir den in den glühendsten Asceten verwandelten Pagen und Ritter in einer Höhle von Manresa mit den harten Bußübungen beschäftigt: er fastet bei Wasser und Brot, in sein Gemüse mischt er Asche, er trägt unter der Kutte ein Cilicium, um die Lenden eine eiserne Kette; er geißelt sich dreimal täglich und einmal enthält er sich von einem Sonntag bis zum andern jeglicher Speise. Der Drang, sich mit Gott dem Ewigreinen zu verbinden, ist so glühend, daß er schon um Mitternacht sich zum Gebet erhebt, daß er seine Generalbeichte wiederholt, daß er jeder Sünde in seinem Leben nachspürt. Zweifel quälen ihn, düstere trockene Stimmungen kommen über ihn, er geräth in Versuchung, sich selber den Tod zu geben. Doch hält ihn der Gedanke zurück: „Herr, ich will nicht thun, was dich beleidigt.“ Ignatius ist eine willensstarke Natur, die sich nicht so leicht ergibt. — Er findet, daß zwei Heerlager bestehen: das der Guten

unter Christus, das der Bösen unter dem Satan. Er sieht die Zweifel, die bösen Anmuthungen als Anfechtungen des Satans an und faßt den Entschluß, nie mehr über sein vergangenes Leben nachzudenken. Mit eisenfestem Willen stellt er sich in das Lager Christi, nachdem er lange den schmerzlichsten inneren Kampf in sich durchkämpft.

Da kommt Ruhe und Befeligung in sein Herz und in wunderbaren Verzückungen schaut er das Geheimnis der Dreieinigkeit, und reichlich strömen Thränen der Wonne aus seinen Augen; er schaut während der Wandlung die Herrlichkeit des Gottmenschen; indem er in die Wellen des Lobregat blickt, geht ihm das Verständnis der Wahrheiten des Glaubens auf. So schmerzenvoll anfangs der Aufenthalt in Manresa war, so wonnenreich wurde er. Die Freuden in Manresa schätzt er selber höher als alles, was ihm Gott in zweiundsechzig Jahren gegeben.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß Ignatius die Erleuchtung, die Wonnen, die nach schweren Kämpfen ihm zutheil geworden, auch andern mittheilen wollte. 1523 begibt er sich nach Barcelona und von da auf einem kleinen Schiffe nach Gaëta — einige unterwegs erbettelte Brote sind seine ganze Nahrung. Er sieht Rom, trifft aber in Venedig zu spät ein, das Pilgerschiff ist schon abgefahren. „Gut, so werde ich auf einem Brett ins Heilige Land kommen!“ jagt er. Müde legt er sich in der Nacht unter die Säulenhalle des Marcusplatzes, da findet ihn der Senator Trevisani, führt den wunderbaren Mann als Gast in sein Haus, und seine Empfehlung beim Dogen Gritti verschafft Ignatius freie Überfahrt. Am 4. September 1523 ist er in Jerusalem und besucht in tiefster Erregung die heiligen Stätten. Kaum hat er dies Ziel erreicht, so setzt er sich ein höheres, die Bekehrung der Völker des Ostens. Allein der Patriarch fürchtet in den heiklichen Verhältnissen zu den Türken, Arabern und Schismatikern den Feuereifer des Spaniers und vermehrt ihm längeren Aufenthalt. Ignatius trifft Ende Januar 1524 wieder in Venedig ein, aber mit der Überzeugung, daß ihm die Schulbildung zum Geschäfte der Bekehrung mangle, und mit dem festen Entschlusse, sich dieselbe zunächst zu erwerben.

Auch hier zeigte sich wieder der eiserne Wille, die Klugheit und Selbstbeherrschung neben der feurigsten Begeisterung. Der dreiunddreißigjährige Mann setzte sich im Frühjahr 1524 willig unter die Knaben in der Schule zu Barcelona —; der muthige Vertheidiger von Pamplona, der Kreuzfahrer, der in der Verzückung die Geheimnisse der Welt erschaute und die Mächte der Finsternis zurücktrieb, beugt sich vor dem Schulmeister und den Regeln der Grammatik, und lernt Amo, amas, während sein Herz voll ist von den Wonnen der göttlichen Minne. Sein Fleiß ist einzig wie seine Fortschritte, schon nach zwei Jahren erklärt ihn sein Lehrer für reif zum Besuche der Universität. In Salamanca (seit Herbst 1527) hört Ignatius Philosophie und Theologie mit gleichem Eifer, ist aber noch eifriger im Lehren als im Lernen.

Gleichgesinnte untergeben sich seiner Leitung, andere hält er zurück von Ausweisungen, selbst einen Prälaten bekehrt er; vornehme Frauen berathen

Verzückung.

Reise nach Jerusalem.

Rückkehr.

Studien.

ihn über ihr Seelenheil. Sein Einfluß wird so mächtig, daß ihn einige für einen Hexenmeister halten, andere schreien ihn für einen Ketzer aus. Damals gab es in Spanien eine Secte der *Allumbrados*, die nur vom inneren Leben und der Erleuchtung von oben ihr Heil erwarteten, und Ignatius kam in den Verdacht, zu ihnen zu gehören, und in das Gefängnis der Inquisition, wurde jedoch nach sechs Wochen mit der Weisung entlassen, nicht weiter als Religionslehrer aufzutreten, bis er seinen vierjährigen theologischen Lehrcursus durchgemacht habe. Ähnlich ergieng es ihm in Salamanca. Müde solcher Belästigungen pacte Ignatius seine Bücher und Schriften auf ein Maulthier und zog nach Paris.

In
Paris.

Im Februar 1528 trat Ignatius in das Collegium Montaigu, das Jacoben Calvin verlassen hatte. Beide studierten an der gleichen Universität: Calvin rüstete sich zum Angriff, Loyola zur Vertheidigung der Kirche. Keine Schwierigkeit schreckte ihn: ein Kamerad stahl ihm seine Barschaft, er mußte im Hospitale Wohnung suchen und um sein Brot betteln und wußte dennoch Armen durch Empfehlung zu helfen. Die Herrschaft des Mannes über andere war wunderbar, ein Bild von ihm zeigt geistige Schönheit, sein Auge scheint in den Herzen der Menschen zu lesen; indem er in ernstern Prüfungen sich selber erforscht hatte, lernte er schnell andere verstehen, und in der Selbstbeherrschung hatte er die Macht über andere zu herrschen gewonnen.

Le
Fèvre.

Wer in seine Nähe kam, wurde angezogen wie Eisen vom Magnet, wurde bald wie umgewandelt. Der Principal vom Collegium Santa Barbara, in welches er nach achtzehn Monaten eintrat, um Philosophie zu hören, wollte ihn anfangs fortjagen, der Professor grollte ihm — bald bereuten sie ihre Uebercilung, förderten ihn, gaben ihm einen trefflichen Repetitor, so daß er nach dreieinhalb Jahren schon Magister artium wurde, nämlich den Savoyarden Peter le Fèvre, der als Hirtenknabe in der Nacht einst bei seiner Herde unter freiem Himmel sein Leben Gott und den Studien geweiht hatte. Was die Zucht des inneren Lebens anlangt, so ward le Fèvre bald der Schüler des Ignatius, dieser lehrte jenem, wie man seine Fehler, einen nach dem andern, besiegen müsse. Ein anderer Zellengenosse, der Biscayer Franz Xaver, war stolz auf seinen Adel, seine Schönheit und Jugend. Ignatius schonte anfangs seine Eitelkeit, verschaffte ihm Zuhörer, hatte ihn aber bald durch seine Zauberformel, die geistigen Übungen, vollständig unterworfen. Andern jungen Männern gieng es ebenso.

Franz
Xaver.Auf
Mont-
martre.Vündes-
eid.

Am 15. August 1534 nahmen in der Kirche auf dem Montmartre Innigo, le Fèvre, Franz Xaver, Salmeron, Lainez, Bobadilla, Simon Rodriguez de Azvedo das heilige Abendmahl und schworen, auf die Güter der Welt zu verzichten, in Jerusalem ihr Leben der Pflege der Armen und der Bekehrung der Heiden zu weihen, sei es unmöglich dahin zu gelangen, dem Papste ihre Dienste zu widmen, und ohne Lohn und ohne jede Bedingung an den Ort zu gehen, den das Oberhaupt der Kirche ihnen bestimme. Während Loyola zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit in

die Berge seiner Heimat zurückkehrte, übernahm le Fèvre die Leitung dieser Eidgenossen. 1537 wollte man in Venedig sich zusammenfinden.

Schnell wieder hergestellt, traf Ignatius schon Ende 1535 in Venedig ein und diente unter Leitung des päpstlichen Nuntius Peter Caraffa, des späteren Papstes Paul IV., welcher ihn gern für den Theatinerorden gewonnen hätte, in den Spitälern. Am 8. Januar 1537 trafen seine Freunde, einen Stock in der Hand, einen Sack auf dem Rücken und darin die *Exercitia spiritualia*, in Venedig ein; hier legten diejenigen, welche noch Priester waren, das Gelübde der Keuschheit ab und empfingen die Weihen. Da der Türkenkrieg die Fahrt nach Palästina hinderte, so zogen sie als Reiseprediger durch die Städte Italiens, stellten sich auf den nächsten besten Stein, auf Plätzen und Märkten, winkten mit dem Hute und begannen ihre Rede, die Tugend zu preisen und das Laster zu bestrafen.

In Vicenza wurde in einer Versammlung beschlossen: Loyola, Lainez und le Fèvre nach Rom zu senden, dem Papste die Dienste der Gesellschaft anzubieten und ihr den Namen „*Societas Jesu*“ zu geben — quasi cohortem aut centuriam, quae ad pugnam cum hostibus spiritualibus conscripta sit. Ignatius fand Freunde und Feinde und siegte zuletzt über alle Hindernisse. Paul III. bestätigte am 27. September 1540 durch die Bulle „*Regimini militantis*“ den Orden. Zum Oberen oder General des Ordens wurde zweimal einstimmig Ignatius gewählt, weil er nach den Worten Salmerons sie alle in Christo erzeugt und mit seiner Milch genährt habe. Erst auf die Forderung seines Beichtvaters nahm Ignatius die Stelle an, gieng aber sofort in die Küche und verrichtete die Dienste eines Küchenjungen, um die Demuth zu üben.

Das Ziel des Ordens ist — alles zur größeren Ehre Gottes: „*Omnia ad majorem Dei gloriam.*“ Das Gesetzbuch des Ordens ist enthalten im „*Institutum societatis Jesu*“. Die Ehre Gottes wird vermehrt durch Fortschritt im christlichen Leben und Wandel und dieser erreicht durch innerliches Gebet, Gewissensforschung, öfteren Empfang der heiligen Sacramente, durch Thätigkeit für das Heil der Mitmenschen, durch Werke der Liebe, Erziehung der Jugend, Predigen, Abhalten geistlicher Übungen, Bekämpfung der Irrlehre, Verbreitung des wahren Glaubens. Für den eigenen Fortschritt des einzelnen im geistigen Leben wollen die „*Exercitia spiritualia*“ oder geistigen Übungen, welche die innersten Lebenserfahrungen des Heiligen enthalten, die Anleitung geben; er soll sich durch sie in Betrachtung und Gebet in eine solche Stimmung versetzen, daß er den festen Entschluß faßt, in allem ein echter Diener Christi zu sein. Durch eine Reihe von Betrachtungen über die großen Wahrheiten der Religion, über den Zweck des Lebens wird der Verstand erleuchtet, der Wille entflammt, das Herz von Liebe zum Guten, von Abscheu gegen die Vergeudung seines Lebens in der Sünde erfüllt. Niemand kann mit Ernst diese Übungen durchmachen, ohne

Societas
Jesu

bestätigt.

Institutum.

Exercitia.

ist
Wert.

sich geistig und sittlich gehoben zu fühlen, ohne ein sicheres Bild seines Seelenzustandes und die mächtigsten Antriebe zu gewinnen, sein Leben zu ändern und ihm die Richtung zum Guten zu geben, aber auch nicht ohne die Kunst zu bewundern, mit der ihm Ignatius alle Seiten seines Inneren enthüllt und die Tiefen des Menschenherzens ergründet und alle geeigneten Saiten der Empfindung anschlägt. Darum empfahl sie auch Paul III. als „voll der Frömmigkeit und Heiligkeit, und zur Erbauung wie zum geistigen Fortschritt überaus nützlich und heilsam“.

Paul
III.
1534
bis 1540.

Ordnungs-
regeln.

Ein hohes Ziel schwebte Ignatius vor, bei der Aufnahme in den Orden verfuhr er daher mit größter Vorsicht. Nur gesunde, nur hochbegabte Jünglinge sollen in das Noviziat aufgenommen, ihre Absichten dabei genau geprüft werden. Das Noviziat ist streng und dauert zwei Jahre, die in geistlichen Übungen zugebracht werden, Geist und Herz sollen für die Studien erfrischt werden, Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit. Krankenpflege, niedrige Dienstleistungen sind mit den geistlichen Übungen verbunden. Dann erfolgt das einfache Gelübde (*Vota simplicia*) der Armut, Keuschheit, des Gehorsams, und das Versprechen, im Orden zu bleiben, und zwar in dem Grade, den der General bestimmt. Jetzt wird der Novize Scholastiker, studiert zwei Jahre Rhetorik und Literatur, drei Jahre Philosophie, Mathematik und Physik, lehrt dann gleich viele Jahre alle diese Fächer, um sie gehörig einzuüben.

Schola-
stiker.

Dann beginnt das Studium der Theologie, welches in der Regel vier Jahre, aber mit dem Studium der Väter auch sechs Jahre dauern kann. Nach strengen Übungen erfolgt dann die Priesterweihe. Darauf kommt noch ein Prüfungsjahr, das zweite Noviziat, im Predigen, Katechisieren, Unterrichten, in geistlichen Übungen und Studium der Ordensregel zugebracht. Sofort legen die Erprobten das zweite Gelübde ab und werden Coadjutoren oder Professi. Der Coadjutor verspricht Eifer im Unterrichte der Jugend. Die Professi geloben außer Armut, Keuschheit und Gehorsam, jeder Mission, die ihnen der Papst auftrage, sich unbedingt zu unterziehen, sie übernehmen den Unterricht in Gymnasien oder leisten Pastoraldienst.

Professi.

Die Zahl der Professi (*Professi quatuor votorum*) ist der kleinste Theil der Gesellschaft, aus ihnen werden die Lehrer der Theologie an Universitäten, die Provincialen oder Vorsteher der Provinzen, der Ordensgeneral und die Vorsteher der Ordenshäuser gewählt, in ihren Händen liegt die Regierung des Ordens, sie zusammen bilden die General-Congregation, welche Änderung der Statuten, ja sogar die Absetzung des Generals beschließen kann; sie wählt den General und die sechs Assistenten, die jeder eine Anzahl Provinzen vertreten, erprobte Männer aus verschiedenen Nationen, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Polen.

Der General ist auf Lebenszeit gewählt, seine Gewalt ist absolut, Der
General. solange er innerhalb der Gesetze des Ordens sich bewegt; ihm sind alle Mitglieder zum Gehorsam verpflichtet, er ernennt die Provincialen und die übrigen Beamten, er entscheidet über Aufnahme in den Orden, über Ausstoßung oder Entlassung aus demselben: er dispensiert, wenn zeitliche oder örtliche Verhältnisse es nöthig machen; er empfängt die Berichte der Beamten und entsendet Visitatoren, um sich über den Zustand der einzelnen Provinzen oder Häuser zu vergewissern. — Aber gegen Mißbrauch seiner Gewalt sind Schranken gezogen: die sechs Assistenten controlieren ihn, können ihn in dringenden Fällen, zum Beispiel wegen Veruntreuung, fleischlicher Vergehen, sogar seines Amtes entsetzen; desgleichen steht ihm ein Admonitor, der Beichtvater und väterlicher Freund ist, rathend und fördernd zur Seite. Dadurch ist eine starke Regierungsgewalt gegeben, aber auch durch constitutionelle Schranken ihrem Mißbrauche weise vorgebeugt. Der General kann nur Gutes thun, will er nicht von seiner machtvollen Höhe herabfallen; er soll sein fromm, sittlich, frei von heftigen Leidenschaften, streng und mild zugleich, von Größe des Geistes, vorsichtig, wachsam, thätig, gesund, von würdigem Äußeren.

Der Orden ist zusammengesetzt aus Männern aller Nationen, er umspannte bald mit seiner Thätigkeit die Welt. Nur der strengste Gehorsam, Ge-
horsam. nur das vollständige Aufgehen des einzelnen im Ganzen kann ihn erhalten. Darum tritt der einzelne aus der Verwandtschaft, dem Vaterlande aus, der Orden ist seine Heimat, sein Vaterland; keine besonderen Freundschaftsverhältnisse zu einzelnen Mitgliedern sollen obwalten, der Orden sei seine Liebe! — Bei den vielerlei und großen Zwecken, die der Orden verfolgt, ist die sorgfältigste Verwendung des einzelnen nach seinen Fähigkeiten und darum die genaueste Kenntniss desselben eine Nothwendigkeit. Jeder ist verpflichtet, das wahrhaftigste Bekenntnis über seine Vorzüge und Fehler abzulegen. Alle beaufsichtigen einander. Eingehende Berichte über jeden einzelnen erfolgen in bestimmten Zwischenräumen an den General. Nur so ist eine geeignete Vertheilung der einzelnen auf ihre Posten, nach ihren Fähigkeiten möglich. Genaue Prüfung vor der Aufnahme und vollständiges Aufgehen des Aufgenommenen in den Geist des Ordens ist Lebensbedingung.

Der Orden soll nicht viele, sondern lauter tüchtige Mitglieder zählen; gebrechliche, schwache, von falscher Frömmigkeit geleitete sind unbedingt abzuweisen. Wir hören aus Canisius, wie vorichtig Ignatius bei der Aufnahme vorging. So ausgezeichnete Gaben auch Canisius besaß und so glänzend auch über ihn berichtet war, berief Ignatius ihn doch nach Rom und behielt ihn fünf Monate unter seiner eigenen Leitung, nahm die geistlichen Übungen einen Monat mit ihm durch. Ignatius pflegte namentlich den Gehorsam und die Demuth auf die Probe zu stellen: er konnte einen Novizen Strenge
Prü-
fung.

aus dem ältesten Adel ein- oder das anderemal zum Betteln auf die beschmutzten Plätze der Stadt ausschicken oder in Spitäler zur Pflege von Kranken, die mit ekelhaften Schäden behaftet waren, in Spitäler, wo ein rohes Dienstpersonal war. Die genauesten Nachfragen über das Benehmen jedes einzelnen wurden bei solchen Anlässen abgehalten.

Strenge
Sucht.

Wer sich nicht erprobte, wurde unerbittlich entlassen. Canisius schreibt: „Der Heilige wollte, daß man die Tugend nicht ermesse aus dem Gesichte, sondern aus der Gesinnung und der Frucht, und namentlich aus der Abtödtung und dem Siege über sich selber. „Überwinde dich!“ war seine Losung. Wenn das Weizenkorn nicht abstirbt, bleibt es allein. In dieser Schule“, fährt Canisius fort, „erlernt man eine bis zum Überflusse reiche Armut; man nimmt einen wahrhaft freien Gehorsam an, man erwirbt vornehmlich eine des Ruhmes volle Demuth, die edelste Liebe zu Jesus dem Gekreuzigten wird in gründlichster Weise uns zugeeignet.“ Auf schriftlich vorgelegte Fragen antwortete Canisius: „Ich erlaube mich geneigt, ob er mich im Hause bleiben heiße oder nach Sicilien oder nach Indien schicke oder sonst wohin. Es ist mir recht, zu welchem Amt oder Dienst er mich verwende, sei es als Koch oder als Gärtner, als Pfordner, als Schüler, als Professor in jeder beliebigen, wenn auch mir fremden Wissenschaft. Ich unterwerfe mich seinen Verfügungen über die Seele, wie über den Leib, sowohl dem Verstande als dem Willen nach, und biete mich in Demuth an und empfehle mich im Vertrauen.“

Nur bei solcher Zucht, bei solchem Aufgehen des Eigenwillens in dem allgemeinen konnte der Orden unter allen Himmelsstrichen wirken und seine Mitglieder allen Gefahren, allen Lebensverhältnissen aussetzen und universelle Zwecke verfolgen.

Erfolge.

Selbst ein protestantischer Geschichtschreiber, Macaulay, muß dem Orden das Zeugnis¹⁾ geben: „In dem Orden Jesu concentrirte sich die Quintessenz des katholischen Geistes, und die Geschichte des Jesuiten-Ordens ist die Geschichte der großen katholischen Reaction. Dieser Orden setzte sich auf einmal in den Besitz aller der Festungen, die den öffentlichen Geist beherrschten: der Kanzel, der Presse, des Reichstuhls, der Akademien. Wo immer der Jesuit predigte, war die Kirche zu klein für die Zuhörer. Der Name Jesuit auf einem Titelblatt sicherte den Vertrieb eines Buches. In die Ohren der Jesuiten flüsternten die Mächtigen, die Edlen und die Schönen die geheime Geschichte ihres Lebens. Zu den Füßen der Jesuiten wurde die Jugend der höheren und mittleren Classen, von der Kindheit zum Mannesalter, von den ersten Anfangsgründen bis zu den rhetorischen und philosophischen Curssen aufgezogen. Literatur und Wissenschaft, vor kurzem mit Unglauben oder mit Aekerei verbündet, wurden jetzt die Allierten der Orthodogie. Herrschend im Süden Europas, zog der große Orden bald aus, erobernd und zu erobern. Trotz der Oeane und der Wüsten, des Hungers und der Pest, der Spione und Strafgesetze, der Kerker und Foltern, der Galgen und der Blöcke zum Biertheilen, waren Jesuiten in jeder Verkleidung und in jedem Lande zu finden: als Gelehrte, als Ärzte, Kaufleute, Dienstboten, an dem schwedischen Hof, in den alten Edelhöfen von Geshshire, unter den Hütten von

1) Macaulay, Essays. Tauchnitz-edition, vol. IV, p. 117—118.

Gonnaught, disputierend, belehrend, tröstend, die Herzen der Jugend einnehmend, den Muth der Zaghaften belebend, den Augen der Sterbenden das Crucifix vorhaltend.“

Die Missionen der Jesuiten.

Was den Menschen im tiefsten Innern bewegt, das sucht er auch andern mitzutheilen. Der größte Beweis der tiefen Erregung der Gemüther durch Ignatius ist der Eifer, mit dem seine Schüler dem Orden Mitglieder und der Kirche neue Söhne zu verschaffen wußten. Als Ignatius am 31. Juli 1556 starb, zählte der Orden in dreizehn Provinzen wenigstens hundert Collegien, waren in alle Theile der Welt schon Glaubensboten ausgegangen. In Europa waren Millionen von der Kirche abgefallen, doch die Zahl derer, welche der Orden der Kirche in fernem Welttheilen zuwandte, wird auf 200 Millionen gerechnet, 800 Jesuiten wurden Märtyrer.

Zu-
nahme.

Blut des Eifers, Umsicht des Verfahrens, Größe des Erfolges sind außerordentlich: man denke nur an Franz Xaver.¹⁾ Der schöne Abkömmling eines alten Geschlechtes in Navarra, geboren 1506, hatte er als Student in Paris (seit 1524) nur getrachtet, durch Fortschritte in der Wissenschaft eine glänzende Laufbahn durchzumachen und den Ruhm seiner Familie zu vermehren, dann war er 1529 in die Nähe des Ignatius von Loyola gekommen, von seiner Eitelkeit geheilt und zu einem neuen Leben erweckt worden. In Venedig, wo er am 8. Januar 1537 ankam, leistete er seinerzeit das Höchste in liebevoller Verpflegung der Kranken im Spitale und in Überwindung des Efels. Jetzt hatte Franz in der Nacht in einemfort Träume von einem Mohren, den er auf den Schultern trage: er sah fremde Länder und fuhr auf unbekanntem Meeren, in Borahnung dessen, was er leisten sollte.

Franz
Xaver

Da kam der portugiesische Gesandte in Rom, Mascarenhas, in Berührung mit Maestro Ignatio und empfahl dem König Johann III., der gern in seinen fernem Besitzungen das Christenthum verbreitet hätte, die Jünger des Ordens zu Glaubensboten. Auf den Wunsch des Königs, sandte Ignatius 1540 nach reiflicher Erwägung den Simon Rodriguez und Francisco Xaver. Beiden war Wohnung im Palaste zu Lissabon angeboten, beide nahmen Einker in Spitale und pflegten die Kranken und zeigten sich kalt gegen alle Ehren und Auszeichnungen. Gerade dies gefiel dem König und er wünschte, beide zu behalten. Rodriguez blieb, Xaver fuhr mit dem nächsten Schiffe nach Ostindien.

in
Lissabon,

Man hatte ihm ein bequemes Zimmer darauf angewiesen, er aber legte die Kranken hinein und schlief selber in einem zusammengerotheten Schiffseil auf dem Berdecke, pflegte die Kranken Tag und Nacht, predigte den Gesunden und

auf der
Fahrt
nach
Indien.

¹⁾ Vergl. Leben und Briefe des heil. Franciscus Xaverius, Apostels von Indien und Japan, herausgegeben von Eduard de Vos. 2 Bde. Regensburg 1877.

ward allen alles. Dreizehn Monate brauchte das Schiff, bis es in Ostindien ankam. Goa war eine große Handelsstadt, die Europäer waren verkommen, die Inder in Aberglauben und Laster versunken, die Mischlinge hatten die Laster beider Völker. Franz Xaver wandte sich bei dieser Lage an den Theil der Gesellschaft, der noch am unverdorbensten und noch der Träger der Zukunft war, an die Jugend: er berief in den Gassen mit einem Stöcklein die Kinder zusammen, christliche wie heidnische. Sie ließen dem herzugewinnenden Manne nach, der ihnen kleine Geschenke gab und Glaubenswahrheiten auseinandersetzte und sie Gesänge und Gebete lehrte und ihnen schließlich Auftrag ertheilte, zu Hause zu erzählen, was sie gehört. Wie hiengen ihm die Kleinen an! Sie wurden jetzt Missionäre bei ihren Eltern und Bekannten, brachten ihm Gößenbilder, daß er sie zertrümmere, neugeborne Kinder, daß er sie taufe. Bald kamen mit den Kleinen ihre Eltern, und Franz Xaver hatte Boden gewonnen. In kurzer Zeit trat in Goa eine Sinnesänderung ein: die Matrosen wurden höflich, die Soldaten fromm, die Spieler und Trunkenbolde wurden Herren über ihre Leidenschaften: man hielt seine Wirksamkeit für eine wunderbare. Bald auf Schiffen, bald in Schanzen, bald auf offenem Markte, bald in einer Kirche, war Franz Xaver Tag und Nacht thätig, um seine Mitmenschen aus den Banden des Lasters zu befreien und zu einem edleren Seelenleben hinüberzuführen, kein Weg war ihm zu weit.

Mission
in Goa.

Eifer

Raum war die Bevölkerung in Goa umgewandelt, so fuhr Franz im October 1542 nach dem Cap Komorin, unter dessen Bevölkerung (Paraben, armen Perlenfischern, einst das Christenthum bestanden hatte, die aber jetzt gänzlich verkommen war. Seine Demuth, sein sanftes Wesen öffnete ihm alle Herzen. Er hatte den vollständigsten Erfolg, und nach einjährigem Wirken war das Land wieder christlich. Im Jahre 1543 kehrte er nach Goa zurück, um hier eine von einem Weltpriester 1541 gegründete Pflanzstätte eifriger Missionäre zu übernehmen. Dann gieng er wieder zu den Paraben und wandte im November 1544 seine Schritte nach den ungeheuren Länderstrecken des Königreichs Travancore.

und
Erfolgein Tra-
vancore.

Man denkt unwillkürlich an das Pfingstfest zu Jerusalem und an die hohe Begeisterung der ersten Christengemeinde, wenn man liest, daß Franz Xaver hier in einer Sprache zu Tausenden von verschiedenen Völkern redete und doch von allen verstanden wurde; 20.000 wurden in einem Monate von ihm getauft. Ferne Völker sandten Boten, er möge zu ihnen kommen und sie die wahre Religion lehren. Damals rief er beim Anblicke so reicher Ernte und so weniger Arbeiter: „Ich möchte alle Schulen in Europa durchwandern und ihnen aus allen Kräften zurufen: Ach, wie viele Seelen gehen hier durch eure Schuld verloren, während euch ein eitler Dunst der Ehre die Sache Christi und die Strafe derer vergessen macht, welche das ihnen anvertraute Pfland vergraben!“ Es war ein fortwährender Siegeszug, bei dem es nicht an Lebensgefahren durch Feinde fehlte, die von heidnischen Priestern angestiftet waren.

Eifrigster
Erfolg.

Auch in die Länder jenseits des Ganges, bis an die fernsten Grenzen Asiens wollte Xaver das Evangelium tragen. Malacca wurde im Jahre 1545 durchwandert, die Völker von Amboina und Ternate, die von den molukkesischen Inseln wurden in den Jahren 1546 und 1547 bekehrt. Als man ihn von dem Besuche der Mohreninseln Djakilolo abhalten wollte, weil dort die Lust

ungefähr und Menschenfresserei bestehe, sagte er: „Hätten sie wohlriechende Wälder und Goldgruben, so würden schon Kaufleute hingehen; soll aber ein Glaubensbote weniger Muth haben als ein Kaufmann? — Und er bekehrte in drei Monaten (1546) alle Einwohner von Tolo, dem Hauptorte der Insel, 25.000. Auch nach Macassar (Celebes) scheint er um diese Zeit gekommen zu sein. Innerhalb zehn Jahren gewann er in Indien zwanzig verschiedene Völker. Ein ganz neues Leben blühte hier auf.

Das war ihm nicht genug! Auch nach Japan trieb ihn seine Be- Japan.
geisterung. Kein Meer, keine Ferne war Schranke für ihn — wie einst Oba sein Ross in die Wogen des Oceans trieb und ausrief: „Großer Gott, wäre meine Laufbahn nicht durch dieses Meer verschlossen, ich würde vorwärts dringen in unbekannte Reiche, um deinen Namen zu verkündigen und mit dem Schwerte die widerspenstigen Völker zu schlagen, welche eine andere Gottheit und nicht dich verehren!“ — Aber Xaver, ein Diener des Gottes der Liebe, wirkte nicht mit dem Schwerte, nur mit den Worten und Thaten der Liebe. Nachdem Xaver während des Jahres 1548 wieder auf Vorderindien unermüdet thätig gewesen war zur Regelung der dortigen Mission, wandte er sich nach Japan.

Er brach im April 1549 auf einem Schiffe nach Japan auf mit einem Japaner, den er bekehrte, und landete am 15. August, mehr als 12.000 Stunden entfernt von seinem Vaterlande, in dem Hafen Cangoxima (Kagoxima) und drang von da bis Miako, der Hauptstadt, vor. Einer der Unterkönige wurde bekehrt, in Cangoxima entstand bald eine christliche Kirche.¹⁾ In Amanguchi bekehrten 500 Personen, darunter viele aus den höheren Ständen, die Taufe. Ein Oberbonze, der ihn zu einer Disputation herausgefordert hatte, erklärte sich am Ende derselben für überwunden. Seine unbefiegbare Geduld, seine stete Heiterkeit unter allen Anstrengungen und Gefahren, seine rastlose Liebe waren das Staunen der Völker.

Aber für Japan war Sina das Land der Bildung. Wenn Sina christlich Sina.
werde, sagte man ihm, dann werde ganz Japan sich bekehren. Deshalb beschloß Xaver, nach dem Reiche der Mitte aufzubrechen. Vorher aber wollte er noch einmal Indien sehen und seine dortigen Pflanzungen sichern. Er fand im Jahre 1552 alles in herrlichem Zustande und fuhr dann auf einem Schiffe nach der Küste von Sina. Er kam bis zur Insel Sanzian nahe der Küste und bereitete sich schon vor, auf das Festland überzusetzen, als ihn ein tödliches Fieber ergriff. Wie Moses sah er das Land der Sehnsucht vor sich, als ihn am 2. December 1552 der Tod dahinraffte. Er war fünfundvierzig Jahre alt, er hatte mehrere Hunderttausend Menschen mit eigener Hand getauft und unzählige zum Christenthume bekehrt.

Was Franz Xaver begonnen, setzten in Indien, in Japan, in Sina, andere Brüder seines Ordens fort. In Indien erschienen die Jesuiten in der Tracht von Brahmanen, übten die Abtödtung der Brahmanen, hatten die Bedas der Brahmanen studiert. Aber damit verbanden sie das Wissen der

¹⁾ Vergl. Bd. I, S. 156—153 dieses Werkes. 5. Aufl.

Leistung
gen
der
Jesuiten
miffio-
näre,

Europäer in Astronomie und Medicin und erregten Bewunderung durch ihre hohe Sittenstrenge und gewannen Hohe und Niedere durch ihre Demuth dem Evangelium. Robert de Nobilibus bekehrte bei 30.000 Indier, in Karnatik kam das Christenthum zu schneller Blüte — durch Bouchet, Manduit, Fontaine. Der Kaiser von Mogor oder Hindostan wurde ein Freund des Christenthums. Pigneiro gewann in Lahore nicht nur die Brahmanen, sondern auch Mohamedaner. Der König von Omura trat 1575 zum Christenthume über, 1579 der König von Arima, jenem folgte sein ganzes Reich, diesem Tausende. Im Reich Tango trat die Königin und der oberste Feldherr mit 30.000 Unterthanen zur Lehre des Kreuzes über. Ganz Japan war nahe daran, christlich zu werden. — P. Balignano allein gründete 300 Kirchen und 30 Residenzen, — als der Kaiser Tai Losama durch die Weigerung eines edlen Christenmädchens, seiner Lust zu fröhnen, der Feind und Verfolger der christlichen Religion wurde. Seitdem ist Japan gefärbt mit dem edelsten Blute der Christen. Nicht bloß die Jesuiten, sondern auch die Neubekehrten zeigten sich größer als die Verfolger.

Die Jesuiten in Sina.

bes-
ionders
in Sina.

Was Franz Xaver nicht zu leisten vermochte, das vollbrachten andere seines Ordens und drangen in das Land, an dem voll Sehnsucht sein brechendes Auge gehangen hatte. Was die Jesuiten in Sina geleistet, gereicht dem Orden zum ewigen Ruhm. Die Schwierigkeiten waren umso größer, je höher die Bildung in Sina stand, je abschließender und mißtrauischer das Volk gegen Fremde ist. „Die Sinesen“, schreibt ein Missionär, „können es sich nicht denken, daß jemand bei irgend einer Unternehmung ein anderes Ziel habe, als den Eigennuß. Daß die Missionäre alles, was ihnen theuer ist, verlassen und sich vielen Mühseligkeiten und Gefahren preisgeben, einzig um Seelen zu retten und Gott zu verherrlichen, scheint ihnen unglaublich. Sie sehen, daß die Missionäre unter vielen Beschwerden beide Meere durchschiffen, um nach Sina zu kommen; sie wissen, daß nicht die Noth sie dahin führt, daß sie nichts begehren, nichts kaufen oder verkaufen — sie schließen daraus auf geheime politische Absichten und bilden sich ein, die Missionäre kämen, um Umwälzungen im Staate anzubahnen und sich des Reiches zu bemächtigen.“ — Bis in jene Zeit wurde jeder Missionär verhaftet und bald aus dem Lande geschafft. Franciscaner und Dominicaner waren thätig, aber ohne vielen Erfolg. Der Ort, von dem sie in Sina einzudringen suchten, war die Insel Macao, welche der Kaiser den Portugiesen aus Erkenntlichkeit dafür überlassen hatte, daß sie ihm einen kühnen Seeräuber gefangen und ausgeliefert hatten. Den Jesuiten war es vorbehalten, das Reich der Mitte zu erschließen. Begeisterung, Klugheit, Geduld, eiserner Wille, wissenschaftliche

Bildung waren ihre Schlüssel. Sie studierten in Macao sinesische Sprache und Geschichte, sie nahmen das ganze Formelwesen an, kleideten, geberdeten sich wie Sinesen, speisten mit Stäbchen, trugen das Haar im Zopfe.¹⁾

Ruggieri war der erste, der 1580 nach Kanton gelangte. Die Mandarinen bewunderten sein Wissen, der Statthalter gab ihm die Befugnis, ein Haus mit öffentlicher Kapelle zu besitzen. „O Felsen, o Felsen, wann wirst du dich öffnen, o Felsen!“ hatte der begeisterte Valignani gerufen, als er von Macao aus das Festland erblickte. Wie groß war seine Freude, als Ruggieri diesen Felsen gesprengt hatte! Eine schöne Vornette, eine künstliche Uhr gewannen ihm den Vicekönig, der ganz entzückt nur darauf sann, durch großartige Gegenstände seine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Allein die Missionäre nahmen nichts: sie hätten keinen andern Beruf, als Gott zu dienen und den Wissenschaften obzuliegen, sie hätten von der Weisheit und Bildung Sinas so viel gehört, daß sie gern eine dreijährige Reise unternommen, um sie näher kennen zu lernen. Im Innern des Landes sei dieses leichter möglich, als auf der Insel Macao. Das Jahr der Vicekönig, der selbst ein Gelehrter war, leicht ein, gab ihnen eine bequeme Wohnung in seiner Residenz und erlaubte ihnen, noch zwei Ordensbrüder mitzunehmen.

Ruggieri.

Unter diesen war der hochbegabte Matthäus Ricci aus Macerata, der durch seine Kenntniß der Mathematik die Sinesen in Erstaunen setzte: sie glaubten, Sina bilde den größten Theil der Erde, er aber nahm ihnen diesen Irrthum, indem er ihnen eine eigene geographische Karte verfertigte. Aber wie vorsichtig mußte er zu Werke gehen, um ihren Stolz nicht zu verletzen! Doch Geduld, Sanftmuth, hohe Tugend siegten zuletzt über alle Hindernisse.

Ricci.

Ricci lehrte die Mandarinen die Erde kennen, dann die Sternbilder und ihre Bewegungen, und von ihnen stieg er auf zu Gott und brachte ihnen die Grundbegriffe der christlichen Religion bei. Der Vicekönig war so eingenommen für den edlen Fremdling, daß er ihn zum Schein verbannte, nur um ihn dem Lande zu erhalten, denn die drei Jahre waren vorüber, wo er nach sinesischem Brauch sein Amt verwaltet hatte, und es war üblich, daß der Nachfolger das Gegentheil von dem that, was sein Vorgänger vollbrachte. Und in der That ließ der neue Vicekönig 1590 die Missionäre feierlich von Macao abholen, bloß weil sie sein Vorgänger verbannt hatte. Ein Gelehrter half ihm, den Katechismus ins Sinesische übertragen, und wurde bei dieser Arbeit der christlichen Religion so gewonnen, daß er dringend die Taufe begehrte. Er erreichte sein Ziel, obschon die Missionäre sehr vorsichtig waren und die Taufe nur solchen spendeten, welche vollständig unterrichtet waren und auf deren Festigkeit im Bekenntnisse man sich vollkommen verlassen konnte.

Bald machten Mandarinen sie darauf aufmerksam, daß sie sich in Seide kleiden mußten, um mehr Ansehen zu gewinnen, denn ein ärmlich gekleideter Mann werde nie Eindruck auf die Gebildeten machen. Der Grund war zu klar, zu richtig, so sehr sich auch die Demuth der Missionäre gegen seidene Kleider sträubte. Während Ruggieri nach Europa zurückkehrte, um dem Heiligen

1) Vergl. Bd. I, S. 124 ff., 134 dieses Werkes. 5. Aufl.

Vater und dem König von Spanien über die Mission zu berichten und eine feierliche Gesandtschaft zu veranlassen, unterrichtete Ricci die Mandarinen in den Wissenschaften des Abendlandes und in der Lehre der Kirche, und gewann, wenn auch unter steten Gefahren — zwei seiner Begleiter wurden bei einem Volksaufstand tödlich verwundet und starben in seinen Armen —, der jungen Kirche immer mehr Befenner. Als Ricci eine Schrift über christliche Sittenlehre in sinesischer Sprache verfaßte, wurde sie schnell verbreitet und allgemein bewundert.

Aber nicht in einer Grenzprovinz, sondern in der Hauptstadt des Weltreiches mußte sich das Schicksal der jungen Kirche entscheiden. Dahin strebte auch Ricci. Aber welche Hindernisse thürmten sich ihm entgegen! Durch keines entmuthigt, drang Ricci zuerst 1595 bis Nanking vor, wo seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft gewaltiges Aufsehen erregten; erst 1601 erreichte er Peking.

Ricci
im
Peking.

Den Kaiser Wang-Li (Schin-Tsong 1573—1620) entzückten seine Geschenke, astronomische Instrumente, eine Thurmuhre mit einem schönen Schlagwerk, reiche Gewänder, zwei schöne Gemälde, noch mehr sein den Mandarinen überlegenes Wissen. Ricci durfte frei in dem Theil des Palastes verkehren, zu dem sonst nur die höchsten Kronbeamten Zutritt hatten. Gelehrte und Große lernten die Heilswahrheiten kennen, selbst mehrere Prinzen und eine Prinzessin aus der kaiserlichen Familie bekannten sich öffentlich zum Christenthum. — Auch das Volk wollte die Religion kennen lernen, welche die Herzen seiner Mandarinen mit Sanftmuth und Keuschheit schmückte. Männer, welche die ersten Würden des Staates bekleidet hatten, traten in die Gesellschaft Jesu und verbreiteten in den ersten Städten des Reiches das Evangelium. In Peking wurde ein Noviziat der Gesellschaft gegründet.

Als Ricci 1610, erst achtundfünfzig Jahre alt, den riesigen Anstrengungen erlag, erhielt er auf Befehl des Kaisers ein Grab in einem Tempel. Lango-

Lango-
barbi.

barbi war sein würdiger Nachfolger als Generalvorsteher der sinesischen Missionen, die Bekehrungen wurden zahlreicher. Einer der berühmtesten Gelehrten, der Mandarin Yang, wurde unter dem Namen Leo eine Stütze der neuen Kirche. In der kaiserlichen Akademie waren drei Christen Mitglieder. Aus vielen Städten des Reiches kamen Bittschriften um Lehrer der christlichen Religion. „Der Winter der Stürme und Verfolgungen ist vorbei,“ schrieb damals entzückt ein Jesuit nach Europa, „der Frühling treibt Blüten, die des Paradieses Gottes wert sind.“¹⁾

Aber es sollte nicht an Stürmen fehlen, welche Verkennung, Eigennuß, Ehrgeiz der Bonzen erregten. Der Mandarin Ki-o-Tschin, einer der eifrigsten Hasser des Christenthums, erwirkte im Jahre 1616 einen zwar nicht ausdrücklichen, aber stillschweigend zugestandenen Befehl vom Kaiser Wang-Li, daß in allen Provinzen die Missionäre verhaftet und eingekerkert werden sollten. Wang-Li's Nachfolger Hi-Tsong (1620—1627) war selber Christen-

Ver-
folgung.

feind und ernannte Ki-o-Tschin zum Kolo, das ist ersten Minister, und nun

¹⁾ Vergl. Bd. I, S. 124—128 dieses Werkes. 5. Aufl.

wurde die Verfolgung noch heftiger. Manche starben vor Hunger und Elend im Gefängnisse oder erlagen den Qualen der Folter. Ihr Trost war, daß die neubekehrten Sinesen den Glauben nicht verleugneten und eine ungewöhnliche Charakterstärke bewiesen. Wie in den ersten Zeiten des Christenthums, versammelten sich die Gemeinden heimlich an abgelegenen Orten, gieng aber auch aus der Verfolgung und den Leiden nur eine neue Blüte der Kirche hervor.

Eine geheime politische Gesellschaft, die der weißen Seerose, durchwühlte damals das Reich, und man hatte dem Kaiser beigebracht, daß die Christen Mitglieder derselben seien und ihn zu stürzen trachteten. Doch schon im Jahre 1622 wurde der verfolgungsfüchtige Minister gestürzt, und es kamen für die Christen wieder bessere Zeiten, und schon 1623 konnte ein christlicher Mandarin, Paul-Li, die Patres Vangobardi und Manuel Diaz als Ingenieure und Missionäre wieder nach Peking bringen.

Bund
der
weißen
Seerose.

Dem Kaiser ward dargelegt, daß im Kampfe gegen die damals vordringenden Mandschus ihm niemand mehr helfen könne, als die geschickten Europäer: er solle Nachforschungen nach ihnen anstellen lassen, damit sie ihm Kanonen gießen und gute Rathschläge im Kriege ertheilen. Natürlich fand man die Missionäre leicht. Sie hielten einen triumphierenden Einzug in Peking und bekamen Wohnung im Kriegsministerium. Ein christlicher Mandarin wurde Kalaw oder erster Minister. Man zählte schon 13.000 Christen in Sina, darunter 14 Mandarinen ersten Ranges, 10 Doctoren vom ersten Grade, 11 vom mittleren und 200 vom unteren Grade.

Fort-
schritt
der
Mission.

Und vor allem: diese neuen Christen waren nicht mehr eigensüchtig, mißtrauisch und hartherzig, sondern wie umgewandelt, gütig, edelmüthig. Ein christlicher General war von seinen ob der Nichtbezahlung des Soldes mißvergnügten Soldaten gedrängt worden, sich zum Kaiser ausrufen zu lassen, erlitt aber lieber den Tod, als daß er seiner Pflicht ungetreu wurde.

Früchte.

Noch günstiger schien alles den Christen zu werden, als 1627 nach dem Tode des Kaisers sein Bruder Tjong=Tsching (Hoai-Tsong) 1627 bis 1644 den Thron bestieg. Als er sich lebhaft für Verbesserung des Kalenders aussprach, bemerkte ihm sein Minister Paul-Li, daß die Missionäre an Weisheit die Sinesen und Mohammedaner übertreffen, und der Kaiser befahl 1629, zwei Missionäre sollten den Kalender verbessern. Hiezu wurden im Jahre 1630 gewählt der Italiener Jakob Kho und der Kölner Johann Adam Schall — sie wurden an die Spitze des mathematischen Bureaus gestellt.

Adam
Schall.

Die Genauigkeit, mit der die Sonnen- und Mondesfinsternisse eintrafen, wie sie dieselben vorausgesagt hatten, gewann den Kaiser für sie, dem die sinesischen Astronomen vergebens Mißtrauen gegen die Fremden einzusößen trachteten. Sein Vertrauen stieg aufs höchste, als Schall ein altes Clavier, welches Ricci seinem Großvater einst geschenkt hatte, nicht nur wieder herstellte, sondern

auch ein neues verfertigte und Musikstücke im sinesischen Geschmack componierte. Jetzt wurden auch die Frauen des kaiserlichen Hauses für die neue Lehre gewonnen, und bald zählte man im Palast 38 Christinnen. Innere Wirren störten den Fortschritt. Der Kaiser hatte im Kampfe gegen Räuberhorden und Aufrehrer die Mandschu-Tataren zuhülfe gerufen. Schall mußte jetzt, ob er wollte oder nicht, Kanonen gießen, die über Erwarten gut ausfielen. Der Kaiser war so entzückt darüber, daß er durch eigenhändig geschriebene Urkunden das Lob der Tugenden und der Kenntnisse des Pater Adam Schall und das Lob der christlichen Religion verkünden ließ: sie wende die Menschen vom Bösen ab und führe sie zum Guten. Aber der Aufstand wuchs. Der Feind rückte gegen Peking, um das Reich an sich zu reißen, das Heer fiel ab. Als der Kaiser alles verloren sah, rief er: „Wenn das Reich in Trümmer sinkt, dann muß der Kaiser sterben“ — und gab sich selber den Tod. Mit ihm endet die Dynastie der Ming, welche 276 Jahre lang Sina beherrscht hatte.

Ende
der
Ming.

Schwere Zeiten kamen über die Mission. Die Empörer zogen unter Li-tje-schung, 300.000 Mann stark, im Frühjahr 1644 in Peking ein. In allen Straßen floß Blut, ein Theil der Stadt gieng in Rauch auf. Über Adam Schall selber schwebte das Henkerschwert. „Das ist das Haupt des Gesetzes vom Herrn des Himmels, das ist der Meister der Christen,“ rief die fanatisierte Menge, als Schall vor Gericht geführt wurde. Doch sein todesmuthiges Auftreten rettete ihn: er wurde mit der Versicherung entlassen, daß den Missionären nichts zu leide geschehen sollte. Und unter entsetzlichen Zuständen wurde er durch seinen Muth und sein Ansehen der Schutzengel der Christengemeinde und auch der Retter vieler Gegner. Eine neue Dynastie muß immer auch den Kalender feststellen lassen, denn er ist das Attribut der kaiserlichen Macht. Das wollten die sinesischen Astronomen zum Sturz der Fremden benutzen. Es gelang nicht.

Die
Mand-
schu-
Tataren.

Ein neuer Krieg kam über Sina, und von neuem kam die Mission in höchste Gefahr. 1644 rückten die Mandschu-Tataren in Peking ein. Schun-Tschü (Schung-ti 1644—1661) wurde als Kaiser ausgerufen. Alle Sinesen sollten aus der innern Stadt ausziehen. Damit war auch das Haus und die Kapelle der Mission bedroht. Adam Schall entwarf eine Bittschrift an die neue Regierung und erhielt die Weisung, seine Residenz in der innern Stadt zu behalten, bald darauf die Ernennung zum Präsidenten des mathematischen Tribunals, denn den Tataren wurde bald klar, daß die sinesischen Astronomen nichts verstanden. In dieser Stellung mußte Schall täglich im kaiserlichen Palast erscheinen, die ceremoniösen Verrichtungen wurden ihm jedoch erlassen. Als der Minister des neuen Herrschers das Volk zu bedrücken anfieng, wagte Schall ihm ernste Vorstellungen zu machen, wurde hart angefahren, zuletzt aber doch seinem Wunsche willfahrt. Sein Ansehen stieg. 1650 rechnete man schon 150.000 Christen im Reiche.

Wie Adam Schall im Norden, so war im Süden ein Pater Andreas Stoffler für Kirche und Menschenrecht thätig. Dort waren die Tataren noch

nicht Herren, sondern ein Mitglied der Ming-Dynastie. Die Kaiserin ließ sich taufen und bekam den Namen Helena und der Thronerbe den Namen Constantin. Allein die Tataren nahmen Nanking 1651, und die letzten Mitglieder der Ming-Dynastie wurden getödtet, erlagen aber ihrem Geschick mit christlicher Seelengröße.

Daß die Missionäre dem Kaiser in Nanking nahe gestanden, schadete ihnen übrigens nicht beim siegenden Kaiser in Peking. Schun-Tschj befahl seinen Heerführern, überall die abendländischen Lehrer des göttlichen Gesetzes zu schützen. Adam Schall wurde Mandarin mit dem Titel eines Meisters der erhabensten Lehren. Der Kaiser nannte ihn Massa = Vater oder ehrwürdiger Greis, empfieng ihn ohne Förmlichkeit und besuchte ihn, was in Sina unerhört war, sogar in seiner eigenen Wohnung und unterhielt sich stundenlang mit ihm über die Erde, über die Sterne. Nur die Leidenschaft für die Frau eines seiner Officiere, die eine eifrige Götzendienerin war, hielt ihn ab, die Taufe zu empfangen. Als er 1661 starb, wurde Adam Schall zum Erzieher des unmiündigen Kaisers Kang-hi (1661—1722) ernannt.¹⁾

Schun-Tschj.

Aber nun regte sich auch die Partei der Bonzen in höchster Erbitterung. Die vier Regenten wurden gegen die christliche Religion eingenommen, eine Verfolgung begann. Die Priester wurden aus dem Lande geschafft oder schmachteten in dunklen Kerlern. Adam Schall wurde anfangs 1665 zum Tode verurtheilt, weil er jährlich viele Sinesen zu Christen gemacht und den Tien (den Himmel) nur den Schemel Gottes genannt habe. Ein Mitgefangener, Ferdinand Verbiest, geboren 1630 zu Brügge, dachte nicht an sich vor Gericht, sondern nur an seinen Lehrer und Vater Adam Schall, und schilderte in so beredter Weise die Tugenden und Verdienste des ehrwürdigen Greises, daß das Volk laut um Gnade bat und die Richter das Todesurtheil nicht vollziehen zu lassen wagten. Durch Leiden und Alter erschöpft, starb Adam Schall am 15. August 1665 in den Armen seiner Freunde.

Verfolgung.

Verbiest.

Die Christenverfolgung währte fort, solange Kang-hi minderjährig war, machte aber nur das Band der Einheit unter den Christen stärker. Kaum hatte der junge Kaiser im September 1666 selber die Regierung ergriffen, so kam eine bessere Zeit. Verbiest wurde beauftragt, den Kalender, welchen die Sinesen verdorben, abermals neu wieder zu ordnen, wurde Vorsteher des mathematischen Tribunals, Mandarin, Lehrer des Kaisers in den Wissenschaften des Abendlandes und erhielt von ihm hinwieder Unterweisung in der tatarischen Sprache, und auf Antrieb des Kaisers mußte das Tribunal für Religionsgebräuche erklären: die christliche Religion enthalte nichts, was dem Wohle des Staates entgegen wäre, das christliche Sittengesetz sei viel-

¹⁾ Vergl. Bd. I, S. 131—136 ff. dieses Werkes. 5. Aufl.

mehr vortrefflich und mit Unrecht verdammt worden. Das Andenken des Adam Schall müsse deshalb wieder zu Ehren gebracht und die verfolgten christlichen Mandarinen müssen in ihre Stellen wieder eingesetzt werden, die europäischen Priester solle man aus der Verbannung wieder zurückberufen. Aber am Schlusse war doch wieder erklärt, die christliche Religion sei eigentlich dem sinesischen Reiche fremd, und darum müsse man den Europäern verbieten, dieselbe den Sinesen zu verkünden, und den Sinesen, dieselbe anzunehmen. Doch war mit diesem Erlaß von 1671, einer Art von Toleranzedict, sehr viel erwirkt. Die Zahl der Christen stieg bald auf 300.000. In Peking allein waren 5000, auch ein Oheim des Kaisers gehörte dazu. Sinesen wurden in den Orden aufgenommen.

Toleranz-
edict
von 1671.

Neue Scharen von Jesuiten, aber auch Dominicaner, Franciscaner und Augustiner, kamen aus Europa. Verbiest stieg in der Gunst des Kaisers, der sein eigenes Kleid abzog und ihm schenkte, als er 300 schöne neue Kanonen gegossen hatte. Neue Gnaden wurden gespendet, als 1688 Verbiest dem Kaiser die Berechnung aller in 2000 Jahren vorkommenden Sonnen- und Mondesfinsternisse überreichte.

Als Verbiest 1688 starb, trauerte der Kaiser über seinen Verlust, wie über den eines Freundes. Mandarinen zu Pferd und die kaiserlichen Leibwachen begleiteten den Leichenzug. Französische Jesuiten kamen noch gerade recht zur Leiche: sie wurden hochgeehrt vom Kaiser, der ihre geistreiche Unterhaltung bewunderte und ihnen selber Aufträge in tatarischer Sprache ausbeauftragte, vier Stunden täglich mußten sie ihm Unterricht geben. Wie freute er sich, als er selbst die Höhe der Berge, die Breite der Flüsse, den Inhalt eines Vierecks zu bemessen verstand! Und während sie den Kaiser gewannen, gewannen ihre Brüder dessen Volk, Männer und Frauen, traten rettend dem sinesischen Gebrauch, Kinder auszusetzen, entgegen. Wie anstrengend war ihre Thätigkeit! In den weiten Provinzen waren die Missionäre stets auf Reisen, aber ermunternd kam ihnen der Eifer einzelner Eingeborenen entgegen.

Duf-
bung.

Im Jahre 1692 erlangten sie auch die Abschaffung des Gesetzes, daß die Sinesen das Christenthum nicht annehmen dürfen. Sie heilten damals den Kaiser vom dreitägigen Fieber durch den Gebrauch der Chinarinde, deren Nutzen man im Lande noch nicht kannte. Kang-hi drang ihnen zum Danke Goldbarren im Werte von 200.000 Franken auf, die bei der Ostindischen Compagnie hinterlegt wurden, um die Missionen zu unterstützen. Um neue Missionäre zu erhalten, sandte der Kaiser sogar eine Gesandtschaft an König Ludwig XIV. Sechs ausgezeichnete Mitglieder kamen mit glänzenden Geschenken.

Im Jahre 1703 entstand ein prachtvoller Tempel in Peking, trotz der Einsprache der Censoren des Reiches.

Der Kaiser selbst verfaßte drei Inschriften für die Vorderseite desselben: 1. „Dem wahren Urgrund aller Dinge.“ 2. „Er ist unendlich gut und unendlich gerecht. Er erleuchtet, erhält und ordnet alles mit allerhöchster Gerechtigkeit.“ 3. „Er hat keinen Anfang und wird kein Ende haben. Er hat alle Dinge von Anbeginn hervorgebracht. Er ist es, der sie regiert und der wahre Herr derselben.“ In kurzer Zeit zählte man 50.000 Neugetaufte und 70 Jesuiten-Missionäre im Reiche und Bischöfe für jede einzelne Provinz. Ein Reich von 400 Millionen Einwohnern schien der Kirche neu zuzuwachsen. Leider wurden die Riesenerfolge der Jesuiten wieder in Frage gestellt durch den unglücklichen *Accommodations-*streit, der sich seit 1693 um die Frage drehte, ob die von den Jesuiten in hohem Grade geübte Unbequemung an althergebrachte sinesische Formen geduldet werden dürfe.

Accommodationsstreit.

Noch sei bemerkt, daß die Jesuiten nicht bloß den Sinesen die Wohlthat der wahren Religion und europäisches Wissen, sondern auch dem Abendlande die Kenntniss vom großen Reiche im Osten, seiner Literatur, seiner Dichtung, Philosophie, Kunst und Religion brachten. Erst aus ihren Schriften erfuhr das Abendland Genaueres über den Ideenkreis dieses merkwürdigen Volkes, über seine uralte Geschichte, über Kongsfutse und Laotse.

Kunde von Sina.

Die Missionen in Amerika.

So wirkten die Jesuiten im fernsten Osten; nicht minder erfolgreich im fernsten Westen, an den Strömen, in den Ebenen, in den Thälern der andern Hemisphäre. Erst durch sie haben wir viele Völker Südamerikas kennen gelernt, und erst in Berührung mit diesen Völkern mußten sie ihre Sprache lernen. Was haben diese Glaubensboten nicht geduldet, gelitten, geleistet! Wie viele fanden nicht ihr Ende in Stürmen auf dem Meere, im Sande der Wüste oder durch vergiftete Pfeile der Indianer, durch den Biß wilder Thiere, durch die Fieber des Sumpflandes, durch die Streitart der Wilden — und doch fanden sich immer wieder Begeisterte, die den Spuren der Verlorenen nachgingen und ihren Schweiß und ihr Blut opferten, um Wilde zu wahren Menschen umzubilden, die oft nicht eine Spur des göttlichen Ebenbildes zu haben schienen, und diejenigen zum Lichte zu führen, welche tief in den Finsternissen und Schatten des Todes lagen!

Schwierigkeit.

Welche Ausdauer, welche Begeisterung, welche Geduld, welche Klugheit! Der Missionär hatte nichts bei sich als sein Crucifix, sein Brevier, ein Musik-Instrument und einige Spielsachen, und so wagte er sich unter Menschenfresser, von deren Sprache er auch nicht einmal ein Wort verstand. Und wie sieng er's an, diese Wilden zu lähmen? Er spielte eine hübsche Melodie auf seinem Instrument. Die Wilden nahten und hörten gern zu, denn die Musik rührt ja nicht nur Menschen, sondern auch Thiere, und bewegt ja nach der Fabel sogar das Gestein; er schenkte ihnen Glöckchen, Glasperlen,

sie wurden vertraulich; er gieng mit ihnen in ihre Hütte, er lernte ihre Sprache, er wurde ihr Arzt, ihr Lehrer und nach und nach der Umgestalter ihres Lebens. Er lehrte sie die Wahrheit lieben und sagen, er lehrte sie an Gott glauben und das Recht der Menschen achten, er bändigte ihre Leidenschaften, er lehrte sie Ackerbau und europäische Gewerbe. Das Leben wurde reich und schön, und in Paraguay haben die Jesuiten eine christliche Republik errichtet, schöner, als Plato und Baco sie träumten.

Die
Lullen.

Und aus welchen Stoffen! Hören wir, was ein Missionär zum Beispiel über das Volk der Lullen schreibt: „Die Lullen sind wohlgestaltet, frohsinnig und der Trunkenheit ergeben. Ihr Verstand ist äußerst beschränkt und sie sind nicht imstande zusammenhängend zu denken, auch hat ihre Sprache gar keine Worte für Dinge, die nicht in die Sinne fallen. Sie haben eine Menge abergläubischer Gebräuche und auch einen Begriff vom Teufel, zu dessen Ehre sie Ceremonien begeben, die von der tiefsten Dummheit zeugen. Vergeblich würde man Tugenden bei einem Volke suchen, dessen Vernunft bis zur Thierheit herabgesunken ist — sie kennen nicht einmal jene Tugenden, welche die bloße Natur den übrigen Menschen einflößt: ja, sie stehen auf gewisse Weise hierin selbst den Thieren nach. Als einst ein Missionär sah, daßs man mit der Leiche einer christlichen Frau ihren lebenden Säugling begraben wollte, und um die Ursache dessen fragte, sagten sie ihm, dies geschehe darum, weil sich kein Weib fände, die das Kind säugen wolle. Nun bot er eine große Belohnung derjenigen an, die sich dazu verstehen wollte; aber es fand sich auch nicht eine. Nicht einmal der Eigennutz konnte ihnen eine Art Mitleid für dies unschuldige Kind einflößen; und er mußte dasselbe mit Ziegenmilch aufziehen. Gleichwohl lassen diese Weiber, wenn sie zuviel Milch haben, junge Hunde trinken, die von ihrer Mutter verlassen sind. Ein Volk dieser Art ist nicht geeignet, in Gesellschaft zu leben, wofern nicht die Gnade die Natur in ihnen bessert. Auch kannten die Lullen das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens nicht. Jede ihrer Familien lebte für sich gesondert, ohne Umgang mit den übrigen zu pflegen, was größtentheils daher kam, weil sie alle Abhängigkeit und überhaupt alles hassten, was ihrer Freiheit Schranken setzen konnte. Indessen hatten sie dennoch Raziken, die aber nur zur Zeit des Krieges Gewalt übten. Ihr Ehestand war so gut als keiner; die mindeste Kleinigkeit genügte, die Eheleute zu trennen; die Kinder mußten nichts von Gehorsam. Anzucht und andere Laster wurden bei ihnen als höchst gleichgiltige Dinge angesehen; daher auch waren bei dieser höchst sonderbaren Völkerschaft die größten Ausschweifungen allgemein.“¹⁾

Ver-
thierung.

Südamerika wimmelte von solchen kleinen wilden Stämmen der rohesten, verkommensten Art. Der Reisende Martius staunt über die räthselhafte Zertheilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit von größeren und kleineren Menschengruppen, über jene gegenseitige, fast vollständige Ab- und Ausschließung, in welcher sich uns die amerikanische Menschheit wie eine ungeheure Ruine darstellt. Weil er keine Analogie in der Geschichte der übrigen Völker des Erdbodens hierin findet, kommt er zum Schluß, die Amerikaner

Ver-
sunken-
heit.

¹⁾ Charlevoix, Geschichte von Paraguay, I, S. 228—230. Wien 1830.

müßten ehemals von einem Schickjal betroffen worden sein, das den übrigen Völkern fremd geblieben ist, anders lasse sich die Ursache dieser besonderen geschichtlichen Mißentwicklung nicht erklären. „Und es kommt zur Frage: ob etwa eine furchtbare Katastrophe die Überlebenden mit einem so gewaltigen Schrecken erfüllt hat, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbend den Sinn verdüstert und verwirrt, das Herz verhärtet und diese Menschheit von den Satzungen der Geselligkeit hinweg, wie in unsteter Flucht auseinandergejagt hat? Haben vielleicht verderbende Sonnenbrände, haben gewaltige Wasserfluten den Menschen der rothen Rasse mit einem gräßlichen Hungertode bedroht und mit unjählich roher Feindschaft bewaffnet, so daqs er, mit dem entsetzlichen Bluthandwerk des Menschenraßes gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsternung der Gegenwart abfallen konnte? Oder ist diese Entmenschung eine Folge langeingewurzelter, wider-natürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechtes mit einer Strenge, die dem Auge eines kurzichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen wie am Schuldigen straft?“ In diesen verkommenen Geschöpfen das göttliche Ebenbild wieder zu erwecken, aus diesen unseligen Kindern der Neuen Welt lebensfrohe, glückliche Menschen zu machen, das war das Verdienst und das Geschick der Mitglieder des Ordens Jesu, die mit einer rührenden Ausdauer, Opferwilligkeit und einer bewundernswerten Umsicht für diese Aufgabe ihr Leben einsetzten. Um den Geist, der im Orden lebte, um die Erfolge zu zeichnen, welche die Welt in Erstaunen setzten, greifen wir in diesem Abschnitte über das sechzehnte Jahrhundert hinaus und heben einige Persönlichkeiten hervor, um an ihnen den ganzen Orden zu charakterisieren.

Nach Brasilien kamen die ersten Jesuiten 1549. Ihre erste Residenz war San Salvador (Bahia), von wo aus sie sich zur Befehrung der benachbarten Indianerstämme wandten.¹⁾ Sie erlernten die Sprache der Eingeborenen, suchten sie in ihren Hütten auf, errangen durch Dienste ihr Vertrauen, um sie dem Heiland zu gewinnen. Mit den Erwachsenen war aber wenig mehr zu machen, von ihrem Hang zur Menschenfresserei waren sie schwer abzubringen. Die Missionäre sahen es daher vorzugsweise auf die jungen Indianer ab und benutzten die leidenschaftliche Liebe der Bevölkerung für den Gesang, brachten die christliche Lehre in Liederform, übten sie den indianischen Knaben ein und gewannen allmählich durch diese ihre Eltern für ein edleres Leben.

Aber nicht bloß mit den Leidenschaften der Wilden hatten die Missionäre zu kämpfen, sondern ebensosehr mit der Habjucht der Europäer, welche die Wilden als untergeordnete Wesen betrachteten, gegen welche ihnen alles erlaubt sei. Ein

Bra-
silien.

¹⁾ Marshall, Die christlichen Missionen, III, S. 13; deutsch von Reiching. Regensburg 1863.

Peter Correa, aus der königlichen Familie in Portugal, hatte ganz im Geiste der Conquista in Brasilien ein Gebiet sich erobert und viele Indianer zu Sklaven gemacht. Die Jesuiten stellten ihm so eindringend seine Frevelthat vor, und daß das Christenthum nur freie Menschen und keine Sklaven wolle, daß Correa die Indianer frei gab, seinen Degen zerbrach und demüthig um Ausnahme in die Gesellschaft Jesu bat, um sich fortan der Bekehrung der Indianer zu widmen. Correa suchte namentlich den Stamm der Caripunas¹⁾ für das Christenthum zu gewinnen und im Stamm der Tupiniquinen²⁾ der Menschenfresserei ein Ende zu machen, und wurde ein Märtyrer in dieser Thätigkeit. Aber nicht bloß unter Indianern erlangten Jesuiten das Märtyrertum, 1570 gerieth ein Schiff mit Jesuiten in die Gewalt des calvinischen Seeräubers Jakob Sourie, der sie sämmtlich — 39 an der Zahl — ermorden ließ.³⁾

Schwierigkeiten schreckten aber die Väter der Gesellschaft Jesu nicht ab. Im Jahre 1553 kamen sieben neue Jesuiten nach Brasilien, unter ihnen der Anchieta. In einer einfachen Soutane, mit bloßen Füßen, einen Pilgerstab und sein Brevier in der Hand, auf den Schultern die nothwendigen Geräthe zur Darbringung des heiligen Messopfers, drang Anchieta in die Urwälder, schwamm er über Flüsse, überstieg er steile Berge, an Abgründen vorüber; die Füße blutend von Dornen und spizigen Steinen, suchte er die Wilden auf, um sie in seiner herzzgewinnenden Weise zu gesittetem Zusammenleben zu bringen. Dörfer entstanden, er lehrte die Indianer Handwerke, er errichtete Schulen, übte die Jugend im Gesang und in Musik, gewöhnte die Erwachsenen an Arbeit und Ordnung, an anständige Kleidung, an rechtmäßige Ehe. Sein Beispiel begeisterte seine Genossen.

In kurzer Zeit wurden die unermesslichen Urwälder Brasiliens nach allen Richtungen durchstreift, und mitten in den dunklen Wäldern entstanden freundliche Dörfer, bewohnt von arbeitsamen und glücklichen Menschen. Und nicht bloß den Indianern galt dieser Eifer, sondern auch den Negersklaven der Europäer. Millionen katholischer freier Neger in Brasilien beweisen heutzutage noch, daß ihre Vorfahren durch Jesuiten bekehrt und durch Jesuiten frei geworden sind. Ihrem Einfluß ist es zu verdanken, daß 1597, in demselben Jahre, in welchem der edle Anchieta seine apostolische Laufbahn schloß, die Regierung von Spanien und Portugal ein strenges Verbot erließ, eingeborene Amerikaner zu Sklaven zu machen.

Von drei Hauptresidenzen, in deren jeder durchschnittlich 62 Ordensbrüder waren, nämlich Bahia, Rio de Janeiro und Pernambuco, wurde gemeinsam die Bekehrung der wilden Stämme unternommen, so die der Karier, eines wilden Bergvolkes, so die der grausamen Aymoren, so die der Miramoninen, der Guaitazen, die sich vom Menschenfleisch nährten und in fast unzugänglichen Bergen ihr Leben zubrachten.

¹⁾ Verwandte der Karaiiben (vergl. Bd. VII, S. 239 dieses Werkes, 5. Aufl.), die aus den weiten Land- und Wasserflächen Brasiliens auf die Inseln auswanderten. Richard, l. c. IV, p. 534.

²⁾ Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 200, 244.

³⁾ Marshall, l. c. III, p. 33.

Acht Väter wagten es, bloß mit Kreuz und Brevier bewaffnet, die Menichenfresser, deren Sprache sie nicht einmal verstanden, auf ihren Höhen aufzusuchen. Sie wurden umringt, wußten aber die Wildlinge doch zu besänftigen und acht von ihnen zu bewegen, mit ihnen in ihr Collegium zu ziehen, wo diese unterrichtet und zu Missionären ihres Volkes umgebildet wurden. 1607 machte sich Ludwig Figueira an die Wilden des Amazonenstromes. Seine Begleiter wurden ermordet. Das schüchterte ihn aber nicht ein. In kurzer Zeit waren 200 Stunden landeinwärts, dem Strom entlang, die Wilden civilisirt. Hier war ein nicht minder schwerer Kampf zu bestehen mit der Habsucht der Portugiesen, welche in der Bekehrung und damit in der Befreiung der Indianer den Ruin ihrer Pflanzungen sahen, und alle Befehle ihrer Könige mißachteten und die Ankunft eines Jesuiten mit Wuthgeschrei begrüßten.

Welche Lage! Die Indianer sahen in den Missionären Bleichgesichter, die ihnen die Freiheit nahmen, die Portugiesen Schwärmer, die ihren Besitz bedrohten. Schließlich fühlten die Indianer, daß die Väter doch ihre Wohlthäter seien, ihre Schützer gegen die Portugiesen, und nannten den edlen Figueira, der eine glänzende Laufbahn in Lissabon aufgegeben, um den armen Wilden die Botschaft des Heils zu bringen, den großen Vater, der ihnen Gott und die Freiheit kennen gelehrt habe, und Figueira wußte ein großes Versöhnungsfest zwischen Portugiesen und Indianern zustande zu bringen, bei welchem die Europäer schworen, die Indianer als vollberechtigte Mitmenschen zu behandeln, und die Indianer ihre den Europäern so verderblichen Waffen zu den Füßen der Väter niederlegten und ewigen Frieden mit den Bleichgesichtern gelobten. Es fehlte nicht an Störungen dieses Verhältnisses. 1661 warfen die Portugiesen alle Missionäre in Ketten und schickten sie nach Europa, und nur energische Befehle der Regierung machten es diesen möglich, von neuem den Weg zu den armen Indianern zu finden. Unter Anstrengungen und Leiden aller Art vergaßen die Väter nie, daß sie auch Männer der Wissenschaft seien. Während Figueira das Kreuz an den Ufern des Kingu aufpflanzte, führte er durch eine vergleichende Grammatik die verschiedenen Mundarten auf eine gemeinsame Sprache zurück. 1686 übertrug ein Befehl Don Pedros II. den Jesuiten allein die Sorge für die eingeborenen Völker.

Im Jahre 1572 kamen die ersten Jesuiten nach Mexiko. Ihre Thätigkeit galt den Indianern wie den Negerclaven. Gonjalvo de Tapia eignete sich schnell die Sprache der Tarasken und Chichimeken an, durchzog ihre Gebirge und gewann sie dem Evangelium, dann die Bewohner der Landschaft Cinaloa. Jesuiten, Dominicaner, Franciscaner, Augustiner wetteiferten in Bekehrung der Eingeborenen und in Bekämpfung der Habsucht und des Hochmuths der Europäer. Guatemala war der Schauplatz der heldenmüthigen Thätigkeit der Dominicaner. All diese Orden waren thätig in dem Gebiet, welches gegenwärtig den Republiken Neu-Granada, Venezuela und Ecuador gehört.

In Neu-Granada wirkte namentlich der heil. Ludwig Beltran. Bezeichnend ist, was von einem Gastmahl der Spanier erzählt wird, bei dem er entrüstet auf einen Kuchen geschlagen habe, aus dem Blut gespritzt sein soll; dieses Blut sei das Blut der beweinenswerten Eingeborenen, der Weheruf des

Berühmungs-
fest.

Störung.

Don
Pedro II.
1683
bis 1709.

Mexiko.
Gonjalvo
de
Tapia.

Beltran.

Peru. Volkes aber werde den Zorn des Himmels auf die Europäer herabruhen! Von
 Rosa
 da Lima. Peru aus, wo die edle Rosa da Lima (1586—1617), von engelgleicher
 Schönheit des Leibes und der Seele, in heiliger Begeisterung für milde Behand-
 lung und Befehrung der wilden Stämme glühte, wurde nun die Befehrung der
 Soansa. Stämme nach Osten zu in Angriff genommen. Der Erzbischof Soansa (gest. 1575)
 gab von Lima aus den Missionen einen wunderbaren Aufschwung. Der edle
 Toribio. und hochbegabte Toribio gab als sein Nachfolger auf dem Stuhle von Lima
 dem Unternehmen Nachdruck und erwirkte, den unchristlichen Gewaltthätigkeiten
 der Herren gegenüber, den Sklaven die Wohlthat des christlichen Unterrichts wie
 den Genuß der Sacramente und das ungeschmälerte Recht, unlösbare eheliche
 Verbindungen einzugehen. 1541 begannen die Dominicaner die Mission in
 Baldivia. Chile, an der bald die Jesuiten Antheil nahmen. Der Jesuit Baldivia
 wagte sich unter die kriegerischen Araukanen. Von hier drangen die Jesuiten
 vor zu den Volksstämmen der Provinz Paraguay. In Tucuman wirkte
 Solano. seit 1589 der Jesuitenschüler Franz Solano mit glänzendem Erfolge.

Peru-
 guay. Ewig merkwürdig bleibt, was die Jesuiten in Paraguay¹⁾ leisteten, so
 heißt der unermessliche Landstrich in der Mitte Südamerikas, welcher von
 den Flüssen Parana, Paraguay und Uruguay durchströmt wird und mit
 ungeheuren Wäldern bedeckt, von hohen Gebirgsketten eingeschlossen ist. Der
 Anfang dieser christlichen Republik datiert von dem Augenblick, da der Bischof
 von San Miguel sich wegen Priestermangels an den Jesuiten-Orden um
 Missionäre wandte. Die Väter, welche in diese Gegenden zur Kunde schaft ge-
 sandt wurden, kamen mit der Nachricht zurück, daß mindestens 200.000
 Indianern in diesen Gegenden mit Erfolg das Evangelium gepredigt werden
 könne. Sofort wurde in der Stadt Asuncion 1595 ein Jesuiten-Collegium
 errichtet. Von Seite der spanischen Krone geschah alles, um die Missionäre
 zu unterstützen: sie erhielten freie Überfahrt auf Staatschiffen, reichliche
 Mittel zu Schulstiftung und andern Missionszwecken, heilsame Gesetze wurden
 erlassen zum Schutze der Indianer. Aber die Hauptschwierigkeit war, den-
 selben Geltung zu verschaffen gegenüber der Habgucht der Europäer, der
 Schwäche und Treulosigkeit der Beamten, die mit den Pflanzern unter einer
 Decke spielten. Alles hieng von der Begeisterung und der Klugheit der Missio-
 näre ab. Dem Orden fehlte es zum Glück hieran nicht, und es ist ein Zeugnis
 für die Größe des Stifters, daß der Opfermuth in seinem Orden nicht er-
 losch, sondern im siebzehnten wie im sechzehnten Jahrhundert ein wahrer
 Wetteifer im Heldenmuth unter den Brüdern herrschte.

Zucuman.
 Monroy. Einige Beispiele mögen genügen, diesen Satz zu erweisen. Der spanische
 Statthalter wollte den Jesuiten keinen Befehrungsversuch in der Provinz Tucuman
 gestatten, weil er ihren Tod bei der Wildheit der Bevölkerung voraus sah.
 Die
 Cmaguacas. Der Vater Monroy aber hatte die Kühnheit, gerade unter den wildesten Stamm,
 den der Cmaguacas, zu gehen und den grausamsten aller Häuptlinge auf-
 zuzuchen, und durch diese Kühnheit war der Häuptling so überrascht, daß die

¹⁾ Charlevoix, Geschichte von Paraguay. Wien 1830.

Grausamkeit seinem Erstaunen wich, und daß er dem Missionär Erlaubnis gab, in seinem Gebiet sich aufzuhalten. Als der Häuptling wider den Vertrag von den Spaniern durch Arzlist gefangen genommen wurde, war es dagegen wieder Monroy, welcher die Freilassung desselben erwirkte, der schließlich mit seinem ganzen Stamme aufrichtig zum Christenthum übergieng.

Die Indianer fühlten bald heraus, daß es die Jesuiten aufrichtig gut mit ihnen meinten, und diese hielten es in der That für ihre Pflicht, die Wilden nicht nur zu guten Christen, sondern auch zu freien Menschen und nicht zu Sklaven zu erziehen, und hielten es unter ihrer Würde, die Handlanger für europäische Raubsucht zu machen.

Im Jahre 1609 ergieng auf ihre Anregung ein Befehl des Königs: er wolle keine erzwungenen Huldigungen, man solle die Eingeborenen nicht in Knechtschaft versetzen, sondern lediglich durch das Schwert des Wortes unterwerfen und durch die Erkenntnis des wahren Gottes zu besserer Gesittung führen. Demgemäß begannen die Jesuiten von Assuncion aus die Civilisierung zunächst des Stammes der Guaranis zu versuchen. Trotzdem die Pflanzler alle Hindernisse in den Weg legten, gelang es doch zwei Jesuiten, einige Hundert indianische Familien zu einer Reduction oder einem Kirchspiel zu vereinigen. Es bekam den Namen Loretto und diese Reduction wurde die Mutter aller andern in Paraguay. Die Geduld dieser Priester übersteigt allen Glauben. Wie schwer waren diese Wilden von ihrem Hange zum streifenden Leben abzubringen! Wie oft giengen sie durch und mußte der Missionär sie unter steter Lebensgefahr in den Wäldern aufsuchen, um sie durch seine Beredsamkeit wieder zurückzubringen. Die Wildheit ist unbeständig. Heute beehrten die Indianer in edler Aufwallung die Taufe, am andern Tage wollten sie wieder den Götzen huldigen und hatten alle Mahnungen vergessen, denn sie waren nicht bloß abergläubisch, sondern trunksüchtig und raubgierig.

Raum war dieses Kirchspiel sicher begründet, so entstand ein zweites, St. Ignatio, und kaum waren die Guaranis bekehrt, so machte man sich an den Volksstamm der Guaycurus, um die Verbindung von Paraguay mit Tucuman zu erleichtern. Vater Gonzalez drang bis zum Flusse Jejuy vor, durch Wälder, die noch nie der Fuß eines Spaniers betreten hatte. Die Indianer staunten über seine Kühnheit, als er ohne jede Waffe ihnen bloß das Kreuz zeigte, mit dem Bedeuten, das sei die mächtigste Waffe, er komme, um ihnen den Willen ihres Gottes zu verkündigen. So entstand ein Kirchspiel nach dem andern, kleine Gemeinwesen, Republiken unter der Leitung der Jesuiten, die von den spanischen Städten ganz unabhängig waren und nur dem König huldigten. Am gefährlichsten war für sie die Nachbarschaft der Mamelucos, so nannte man ein Räubervolk, das aus dem Abschraum aller Nationen, aus Böfewichtern bestand, die von entlausenen Europäern und indianischen Müttern stammten. Wie die Mameluken in Aegypten, ersetzten auch sie immer den Verlust ihrer Streitkräfte durch neue Ankömmlinge und waren von dem Felsenste San Paolo aus durch ihre Raubereien und Grausamkeiten der Schrecken des Landes. Desungeachtet hielten die Missionäre die Indianer beisammen. 1620 entstand die Reduction der Immaculata Conception, bald darauf St. Paul und Franz Xaver. Unter den Qualaches, die äußerst roh und gewaltfam waren und unter die kein Europäer sich wagen durfte ohne Gefahr, geschlachtet und ver-

Guaranis.

Reduction Loretto.

Schwierigkeiten.

St. Ignatio.

Gonzalez.

Mamelucos.

Neue Reductionen.

zehrt zu werden, erschienen zwei Missionäre zur Zeit einer pestartigen Krankheit, wirkten als Ärzte, dann als Lehrer, und führten den ganzen Stamm schließlich zum Christenthum und zu gesittetem Leben.

War ein Gebiet geordnet, so ergriffen die Jesuiten den Wanderstab zu andern Stämmen. Viele wurden das Opfer ihres Unternehmungsgeistes, aber immer wieder fanden sich andere, die in ihre Spuren traten, mit gleicher Sehnsucht nach der Palme des Märtyrertums. Der Erfolg war so sichtbar, die Wirkung bei den Indianern zuletzt so nachhaltig, daß die Regierung, bei der es bisher Grundsatz war, den Wilden keine Feuergewehre zu geben, gegen den Bericht der Statthalter, die Bewaffnung der Indianer genehmigte, nur sollten die Waffen nicht den einzelnen zu Gebote stehen, sondern im Gemeindefaß niedergelegt werden. So wurden denn die Indianer in europäischen Waffen eingeübt und bildeten ein zahlreiches und treffliches Heer für den König: die Mamelucos wurden besiegt, die indianischen Gefangenen, die man in ihrem Fessennest fand und befreite, wurden bekehrt und dann zu ihren Stämmen heimgesandt, um auch diese für das Christenthum zu gewinnen. Im Jahre 1641 war die Zahl der Reductionen am Uruguay und am Parana schon auf 41 gestiegen. Und alle waren stark bevölkert, meist mit 6000 Einwohnern, kleine Republiken unter der milden Leitung von Priestern.

Die Fortschritte der Jesuiten regten wieder die Dominicaner zum Wettstreit an.

Der Dominicaner Vincenz Bernedo wurde der Engel der Indianer in Potosi. Hier mußten sie in den Silberbergwerken die härtesten Arbeiten verrichten, kamen physisch und moralisch herunter, suchten ihr Glend im Trunk zu vergessen und haßten die Religion ihrer Unterdrücker. Desungeachtet wußte der Dominicaner diese Unglücklichen aus der Verthierung emporzuziehen und auch ihre hartherzigen Bedränger in milde Menschen umzuwandeln. Er starb 1619, wie ein Heiliger vom armen Volke verehrt. — Nicht weniger glänzte in heiligem Eifer für Rettung der armen Indianer ein anderer Sohn des heil. Dominicus, Franz vom Kreuze: lehrend und taufend durchzog er die peruansichen Länder, Trost und Hilfe spendend, zugleich immer auf den Fortschritt der Wissenschaften bedacht, die er durch mehrere wichtige Schriften bereicherte und für die er, vom König zum General-Vicar erhoben, ein eigenes Collegium in Lima stiftete. In Quito bestanden 1632, meist durch Jesuiten bekehrt, 213 Ortschaften.

Aber nicht bloß den Nothhäuern, auch den Schwarzen galt der liebevolle Eifer der Missionäre. Der abscheulichste Negerhandel bestand im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, trotzdem die Päpste sich dagegen ausgesprochen hatten, in vollster Blüte. Neger waren den Europäern nothwendig, um ihre Pflanzungen zu bebauen, denn die Krone hatte ja verboten, eingeborene Indianer zu Slavediensten zu verwenden. Cartagena war der große Slavenmarkt, wohin die Händler auf ihren Schiffen jährlich etwa

zehntausend Neger aus Afrika brachten. Die Leiden auf der Überfahrt waren unjählich, zwanzig Procent der Armen starben durchschnittlich weg. Aber noch größer waren die Leiden der unglücklichen Schwarzen auf amerikanischem Boden. Kinder wurden von ihren Eltern, Frauen von ihren Männern getrennt, verkauft, unter Geißelhieben zur Arbeit gezwungen. Die Kirche konnte hier das Los der Armen nur mildern. Ihrer Thätigkeit war es zuzuschreiben, daß den Sklaven an Sonn- und Feiertagen Ruhe zugesichert und die nöthige Nahrung, geziemende Kleidung verabreicht wurde, daß sie zu keiner Ehe gezwungen und Mann und Frau, Eltern und Kinder nicht voneinander getrennt werden durften. Ihr Absehen war, die Härte der Colonisten zu mildern und den Sklaven Ergebung in ihr Schicksal einzusößen, und ihnen so allmählich ein besseres Los zu verschaffen.

Der Jesuit Alfons de Sandoval machte es sich zur Aufgabe, sein Leben den Schwarzen zu widmen. Wenn ein Schiff kam mit Negern, stieg er sogleich in die unteren Räume, um die Unglücklichen zu trösten, sie mit Brod, Früchten, Getränken zu erfrischen, sie zu säubern und ihre Wunden zu waschen, sie zu schützen vor den gräßlichen Peitschenhieben der unbarmherzigen Sklavenhändler. Waren die Armen verkauft, so suchte er sie auf bei ihren Herren, um sie zu unterrichten — er hat 300.000 Neger getauft — und um ihre Dränger zu zwingen, sie menschlich zu behandeln. Oft machte er Reisen von mehr denn 400 Stunden ins Land hinein — durch Sümpfe, durch Gestrüpp, das von wilden Schlangen und Tigern wimmelte, bei glühender Sonnenhitze — und erreichte trotz dieser aufzehrenden Thätigkeit doch ein Alter von sechsundsiebzig Jahren. Er war nicht der erste und nicht der letzte, der sein Leben den armen Schwarzen widmete.

Sandoval.

Ein anderer Jesuit, Petrus Claver (geboren 1580 in Catalonien, gestorben 1654), war sein treuer Schüler und setzte seit 1610 in Cartagena am Golf von Darien seine Wirksamkeit fort. Die Kraft fand er im Gebet und in der Askese. Sich selbst versagte Claver alles, für die Negerklaven sorgte er wie ein Vater für seine Kinder. Er bettete Nahrungsmittel und Erfrischungen; fuhr ein Sklavenschiff in den Hafen, so war er gewiß der erste, der es bestieg, um die Unglücklichen in den verpesteten unteren Räumen mit Wein und Brod und saßigen Früchten zu erfrischen. Oft wurde er von den Unglücklichen, die in dem abgehärmten Mann einen neuen Peiniger sahen, mit einem Schrei der Verzweiflung empfangen, bald aber änderte sich die Stimmung, und sie fanden in ihm einen Boten des Heils. Er gieng mit ihnen in die stallartigen Räume, in welchen sie nach der Landung zum Verkaufe aufgestellt wurden, und wenn er ihre Wunden verbunden und unter Thränen die Erzählung ihrer Leiden angehört hatte, so schilderte er ihnen in rührender Sprache das Leben des Heilands und gab ihnen Kraft, das namenlose Elend zu ertragen.

Claver.

Der Eingangszoll auf die Neger war hoch, die Händler suchten darum die Sklaven in verborgenen Buchten der Nachbarchaft heimlich auszushippen, und da wurden denn die Armen oft noch grausamer behandelt, weil ihnen jeder gesetzliche Schutz fehlte. Claver aber gewann Neger zu Kundschaftern: nahte irgendwo ein Schiff, so wurde es ihm gemeldet, und nun drohte er den Sklavenhändlern mit Anzeige, wenn sie die Schwarzen nicht menschlich behandelten. Hin und

Leiden
der
Schwarzen.

wieder brachte er so viel Geld zusammen, um Schwarze geradezu freizukaufen, wenn sie gar zu sehr der Verzweiflung sich überließen. Waren sie verkauft, so suchte er sie in ihren Gehöften auf und predigte ihnen am Fuße eines Kreuzes oder in einer Kapelle. Wenn sie ihn sahen, stürzten sie auf ihn los, küßten ihm Hände und Füße, nannten ihn ihren Vater und bezeigten ihm eine unbeschreibliche Liebe. Für Kranke hatte er immer Arzneien und Verbände bei sich. In den Spitalern leistete er ihnen die niedrigsten körperlichen Dienste.

Als Claver 1622 seine Profess ablegte, fügte er zu den vier Gelübden als fünftes: zeitlebens dem Herrn in der Person der Negerclaven zu dienen, und unterzeichnete sich fortan: „Petrus, Slave der Neger für immer.“ — Und wie hat er sein Gelübde gehalten! — Er hat mit eigener Hand mehr als 300.000 Neger getauft, sehr viele frei gemacht, die Herren von Grausamkeit zurückgehalten, die Hälfte der farbigen Bevölkerung in diesen Gegenden ist katholisch und frei. 1654 erlag Claver nach vierzigjähriger Wirksamkeit diesen Anstrengungen. Sein letzter Trost war, daß schon ein anderer bereit stand, seine Wohlthaten unter den Negern fortzusetzen. Die Folge solcher Thätigkeit des Ordens war, daß in Südamerika die farbige Bevölkerung noch fortlebt, während sie in Nordamerika vor den Weißen hinschwindet wie Schnee vor der Sonne.

Ge-
meinden
in Para-
guan.

Das Merkwürdigste bleiben aber immer die republikanischen Gemeinden in Paraguan. Die Wilden entsagten der Vielweiberei, entsagten dem Gebrauch narkotischer Getränke, mit denen sie sich sonst berauschten, zum Beispiel mit einem Aufguß der Chicha-Wurzel, entsagten ihrer Neigung zu unzeitigem Leben, zu arglistiger Kriegsweise, zu Menschenfresserei, zu Verrath, und wurden tugendhafte Ackerbauer und Christen, und verehrten die Missionäre, die für sie mit der Art den Urwald gelichtet, die dem Tode unter allen Gestalten für sie getrotzt, die ihre Lehrer nicht bloß in der Religion, sondern auch in den Handwerken wurden, wie Väter. Manche dieser Missionäre schlossen sich den wilden Männern auf ihren steten Wanderungen an, nur um sie umzuwandeln.

Richter.

Ein Deutscher aus Böhmen, Heinrich Richter, hat im siebzehnten Jahrhundert mehr als vierzig große Missionsreisen, die geringste mehr als 200 Stunden, im Stromgebiet des Marannon gemacht, mit nackten Füßen, auf dornigem Boden, mit einem Kleid bloß aus Baumrinde und Palinzweigen, und ist zuletzt, nachdem er mehr denn 10.000 Heiden bekehrt hatte, von einem treulosen Indianer, den er wie einen Sohn behandelt hatte, ermordet worden. Ein anderer, Samuel Fritsch, wie Richter 1653 in Böhmen geboren, zuletzt Superior aller Jesuiten-Missionen am Amazonen-Strom, hat neunundzwanzig ganze Völkerschaften bekehrt und zugleich, für die Wissenschaft thätig, die erste Karte des Amazonen-Stromes, ein Meisterwerk in seiner Art, entworfen. Wie Richter mit außerordentlichem Sprachtalent begabt, redete Fritsch bald in allen Zungen dort lebender Völkerschaften und war zugleich ein ausgezeichnete Baumeister, Zimmermann, Bildhauer und Maler. Als man ihn im Jahre 1728 unter denselben Wilden, bei welchen Richter den Märtyrertod gefunden hatte, die aber seitdem fromme Christen waren, in seinem Stuhle, wie arbeitend, todt fand, stürzten die Indianer auf die Leiche des geliebten Vaters zu und küßten mit rührendem Schmerz ihre Hände und Füße.

Fritsch.

Die Zahl der Sprachen in diesen Gebieten war außerordentlich reich: bei dem Volke der *Moxos* wurden allein neunundzwanzig verschiedene Sprachen gesprochen. Diese hausten zwischen dem zehnten und fünfzehnten Grad südlicher Breite, in einem Lande, das außerordentlich fruchtbar, aber auch für die Europäer gefährlich war wegen der Glut des tropischen Klimas und wegen der feuchten, sumpfigen Natur des Bodens, wegen der vielen Arten der giftigen Schlangen, Ameisen, Moskitos. Der Vater *Baraze* wurde ihr Befehrer.

Mit kleinen Geschenken, Glasperlen, Glocken, Fischangeln, aber mit einem Herzen voll Liebe, trat er unter sie. Doch die *Moxos* waren so stumpfsinnig, daß sie ihm nicht einmal immer die Namen der Sachen angeben konnten, auf die er hindeutete. Er sieng an, sie weben zu lehren und ließ keinen zur Taufe, der nicht ein anständiges Kleid trug. Waren sie verwundet, so verband er sie; waren sie krank, so bereitete er ihnen Arzneien; waren sie gesund, so machte er ihre Spiele mit, schloß mit ihnen auf der bloßen Erde, that, wie wenn er zu ihrem Stamme gehörte; und so gelang es ihm, in fünf Jahren eine Gemeinde zu gründen. Ihr Geist erwachte aus dem Todeschlaf, sie wurden Christen und fromme Christen. Ihr Auge schwamm in Thränen, wenn er ihnen die Leiden des Heilandes erzählte. Sie begleiteten die Messe mit schönen Gesängen. Aber sein Werk sollte auch nach seinem Tode Dauer haben und so wählte er die Weisesten und Tapfersten zu Vorstehern der Gemeinden und suchte den Fortbestand seiner Schöpfung an das Interesse der Indianer zu knüpfen. Er holte selber 200 Stück Hornvieh aus *Santa Cruz* und die Viehzucht kam mit dem Ackerbau in Flor. Er lehrte sie bauen und unter seiner Leitung entstanden zwei große steinerne Kirchen. Unter unsäglichen Anstrengungen suchte *Baraze* einen Paß nach den Küstengegenden *Perus*, und als er ihn fand, kniete er beim Anblick des weiten Oceans unter Thränen zu heißem Dankgebet nieder. In vierzehn Tagen gelangte man jetzt von der Küste zu den *Moxos*. Auf der Wanderung kam er in die Nähe eines Jesuiten-Collegiums, er fürchtete aber den Dank und das Lob seiner Mitbrüder und glaubte, Gott das Opfer der Verleugnung seines Lieblingswunsches schuldig zu sein, und lehrte einfach zu seinen Neubekehrten zurück.

Die Geschichte hat leider nur zu oft Schlachten zu verzeichnen, wo Tausende dem Ehrgeiz vermeintlicher Größen zum Opfer fallen; sie darf umjoweniger theilnahmslos da vorübergehen, wo wahre Helden, Männer der Entfagung, der Bruderliebe, der Wissenschaft, ihre Siege, aber ohne Blut, erkämpfen, wo mit kleinen Mitteln Großes und Segensreiches erreicht wird und wo der Thau des Himmels auf die menschliche Pflanzung herabfällt.

Immer anziehend bleibt, was wir über die Reductionen oder Kirchspiele im eigentlichen *Paraguay* hören. Es waren christliche Republiken unter dem Schutze und der Oberhoheit der spanischen Krone, unabhängig von der Colonialverwaltung; die Jesuiten waren sogar eifrig bemüht, die Indianer in gar keine Berührung mit den Spaniern kommen zu lassen. Nur der Pfarrer und *Vicar* waren in jeder Mission Jesuiten, Justiz aber und

Leben
in den
Reduc-
tionen.

Gemeindeverwaltung wurden von den Indianern selber gehandhabt. In jeder Gemeinde war, wie in den spanischen Städten, ein Corregidor, zwei Alcalde und mehrere Regidores, sämmtlich Indianer, gewählt von der Gemeinde, bestätigt vom Statthalter.

Die Indianer waren der Krone treu und ergeben, weil sie durch dieselbe geschützt waren. Sonst aber durfte kein Spanier die Reduction besuchen, nur der Statthalter im Namen des Königs. An die Krone wurde eine kleine Steuer jährlich entrichtet, ferner bestand die Verpflichtung, zur Vertheidigung der Grenze beizutragen, sonst waren die Gemeinden vollkommen unabhängig. In der Gemeinde waren alle gleich, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Lasten für alle dieselben. Die Aelter trugen nur Ehre ein, sonst keinen Vortheil, und ihre Ornate durften nur an Sonn- und Feiertagen getragen werden. Der Geseze gab es wenige, sie wurden aber strenge befolgt, selten mußten Strafen eintreten, öffentliche Bußen, Fasten, Gefängniß, noch seltener Weisung, denn die Sitten waren rein und die Herzen kindlich. Einige Indianer in jeder Gemeinde hatten eine Art Ephorenamt, waren Hüter der öffentlichen Ordnung, brachten den Schuldigen mit einem Bußgewand in die Kirche, wo er sein Vergehen gestand und nach väterlicher Ermahnung eine milde Strafe erhielt, die ihn besserte und nicht trotzig machte.

Sozialis-
mus.

Mit dem Eigenthumsrechte verhielt es sich also: jeder Familienvater bekam so viel Ackerland, als zur Ernährung der Seinen nöthig war. Was ihm abgieng, erhielt er aus der öffentlichen Kornkammer; was er zuviel erntete, lieferte er an diese ab. Außer den Privatländereien gab es eine Almend, ihr Erträgniß diente zum Unterhalte der Witwen und Waisen, Siechen und Altersschwachen, zur Bestreitung des Kirchendienstes, zu öffentlichen Verschönerungen. Die Gemeinde als solche hatte große Rinder- und Schafherden. Das nöthige Fleisch wurde an die Familienväter nach der Zahl ihrer Angehörigen vertheilt. Zuerst wurden die Gemeindeländereien bearbeitet, dann erst, und zwar an den drei letzten Wochentagen, die Ländereien der einzelnen. Der Zug nach den Feldern gieng processionsartig unter Gesang vor sich, auch die Arbeit unter Gesang und Musik. So gab es keine Armen und keine Trägen. In jeder Ortschaft gab es Schlosser, Schmiede, Uhrenmacher, Bildhauer, Schreiner, Weber und dergleichen.

Er-
ziehung.

Grundsatz war: Beschäftigung nach den Anlagen. Die Kinder wurden früh in die Werkstätten geführt und ihre Neigungen und Fähigkeiten wohl ins Auge gefaßt. Vom siebenten bis zum zwölften Jahre befanden sich die Kinder in den Schulen, lernten lesen, schreiben, rechnen, die spanische Sprache und Musik. Der Sinn der Indianer für Musik wurde sehr gepflegt, Choralgesang und Instrumentalmusik. Die Mädchen erhielten Unterricht im Spinnen, Nähen und in andern weiblichen Handarbeiten. Arme gab es keine, Witwen und Waisen fanden in den Versorgungshäusern ihre Pfllege. Geld kannte man nicht. Nach außen vertauschte man Producte, Wachs, Zucker, Honig, Baumwolle, auch der Tribut an die Krone wurde in diesen Artikeln entrichtet. Die Häuser waren geräumig, reinlich und schön. Jede Gemeinde hatte einen öffentlichen Platz, eine große, schöne Kirche mit Glocken, die in den Reductionen selber gegossen wurden. Die Andachtsübungen waren sehr feierlich, die ganze Gemeinde versammelte sich jeden Tag zum Morgen-

sein
Geld.

und Abendgebet. Die Feier der Sonntage und Feste war glänzend. Glanz der Festlichkeiten entsprach der Stimmung des Indianers, die Processionen zum Beispiel am Frohnleichnamstage überboten alles an Sinnigkeit, Pracht und Reichthum. Es gab öffentliche Feste, Gastmähler, Ring- und Turnspiele. Feste.

So waren diese Indianer glücklich, die Sitten waren rein, das Leben befriedigte vollkommen. Ein Bischof schreibt über diese Reductionen, er glaube, es werde das ganze Jahr hindurch auch nicht eine Todssünde darin begangen. 1717 zählte man 121.000 christliche Indianer in diesen Reductionen. Es war mit christlichen Grundsätzen erreicht, was so viele Gesetzgeber vergebens erstrebt hatten: ein Volk sittlich, glücklich, reich und kräftig zu machen. Diese Indianer blieben tapfer, aber zogen nur noch in den Krieg, wenn es den Schutz der Grenze galt. Ihre geistlichen Väter begleiteten sie in den Kampf. Staats-ideal.

Und wie in Brasilien und Peru, so waren die Jesuiten thätig auf den Antillen, in Californien — in Alt-Californien allein waren sechzehn blühende Missions-Stationen — in Florida, in Neu-Frankreich. Und wie in Asien und Amerika, so waren sie auch thätig in Afrika. Es gab keine Gegend des Erdkreises, die sie nicht mit Denkzeichen großer Thaten und Leiden erfüllten. Afrika.

Sie unterrichteten in Congo mit Erfolg, in Angola, in Banza trat der Fürst zur Kirche über, das Eiland Mocumba war bald nur von Christen bewohnt. Und wie im Westen Afrikas, so waren sie in seinem Osten thätig. In der Königsstadt Monomotapa nahm der König mit 300 Häuptlingen die Taufe. Auf den Philippinen hatten sie bald sechzig blühende Missionsstationen, auf den Carolinen taufte sie Kinder wie Erwachsene, auf den Molukken predigten und taufte sie, bis die Holländer sie verdrängten. Auch den Häretikern und Schismatikern galt ihr Eifer, wie den Heiden. Sie waren thätig in Constantinopel, bei vornehmen Familien, wie bei unglücklichen Slaven im Bagno und auf den Schiffen des Sultans. Sie gewannen Armenier in Thessalonich und hielten auf Nazos den alten Adel bei der Kirche fest und verbesserten seine Sitten. — Sie trösteten die Slaven der Tataren auf der Halbinsel der Krim; und waren thätig im Stammlande der Armenier, wie in Tschapan, der Hauptstadt des Perserreiches, unter den Maroniten, wie in Aleppo in Syrien. Inseln.

Ein englischer Geschichtschreiber sagt über diesen Gehorsam gegen den Befehl der Oberen, über diese vollständige Hingebung an die Sache des Evangeliums, die schönen Worte: „Keiner von ihnen hatte sich selbst seinen Wohnplatz oder seinen Beruf gewählt. Ob der Jesuit unter dem Polarkreise, oder unter dem Aequator leben, ob er sein Leben mit Ordnen von Gemmen und Collationierung von Handschriften im Vatican, oder ob er es damit hinbringen solle, nackte Barbaren in der südlichen Hemisphäre zu überreden, daß sie einander nicht auffressen, das waren Angelegenheiten, die er mit tiefer Unterwerfung der Entscheidung anderer überließ. Wurde er zu Lima gebraucht, so war er mit der nächsten Flotte auf dem Atlantischen Meer. Wurde er zu Bagdad gebraucht, so plagte er sich mit der nächsten Karawane durch die Wüste. Bedurfte man seiner Dienste in einem Lande, wo sein Leben unsicherer war, als das eines Stamm- bul.

Wolfes, wo es ein Verbrechen war, ihn zu beherbergen, wo die auf den öffentlichen Plätzen ausgesteckten Köpfe und Biertheile seiner Brüder ihm zeigten, was er zu erwarten habe, so gieng er ohne Vorstellung oder Zögerung seinem Schicksale entgegen. Auch ist dieser heldenmüthige Geist noch nicht erloschen.“¹⁾

Wirken des Jesuitenordens in Europa, speciell in Deutschland.

- Europa. Und wie in fernen Welttheilen, so war auch der Fortschritt außerordentlich in Europa. In Portugal warb Rodriguez de Azaveda für die Gesellschaft, kleidete sich Manuel Godinho als Student, um die Jünglinge an der Universität für den Orden zu gewinnen, hüllte sich Alfonso Barretto in das Gewand der Korbträger und trieb ihr Gewerbe, um auf die niederen Classen zu wirken. 1547 fanden schon in allen Provinzen Missionen statt, wurden hoch und nieder von einer wahren Schwärmerei für den Orden ergriffen, war der ganze Hof für die neue Gesellschaft gewonnen. Rodriguez wurde der Lehrer des Kronprinzen.
- Spanien. In Spanien gelang es den Jesuiten schwer, in Alcalá und Salamanca sich festzusetzen. Der berühmte Schriftsteller Melchior Camus erregte durch seine Predigten große Erbitterung gegen sie. Bobadilla hatte sich gegen das Interim des Kaisers ausgesprochen und der Kaiser verwies ihn des Landes und behandelte den Orden mit sichtlicher Kälte. Franz Borgia errichtete aber 1546 eine Schulanstalt in Gandia, welcher er bald die Rechte einer Universität zu verschaffen wußte, und 1554 mußte die Provinz Spanien schon in drei Provinzen vertheilt werden. — In
- Italien. Italien erhielt der Orden 1552 das Collegium Germanicum und entstanden bald Collegien in Loretto und Perugia, in Neapel, Florenz, Bologna, Modena, Venedig.
- Frankreich. In Frankreich galt der Orden, weil von einem Spanier gegründet, lange für antinational. Beim Ausbruch des Krieges mit Spanien 1542 mußten die jungen Leute, welche Ignatius zum Studiren an die Universität gesandt hatte, Paris verlassen. Heinrich II. erlaubte dann den Jesuiten, Almosen zu sammeln, um von ihrem Ertrage in Paris und in andern Städten Collegien und Kapellen zu bauen. Das Parlament verweigerte aber die Einregistrierung dieses Briefes. Als sie ein Collegium in Paris eröffneten, bestritt ihnen die Universität den Genuß akademischer Privilegien. Ein merkwürdiger Proceß begann. Ganz Paris tobte gegen den Orden, selbst der Bischof sprach sich gegen die Jesuiten aus. 1561 auf dem Religionsgespräch zu Poissy erhielten sie Zulassung unter beschränkenden Bedingungen und konnten sie ihr Collegium von Clermont, so hieß ihr

¹⁾ Macaulay, Essays, Tauchnitz-edition, vol. IV, p. 117—118.

Ordenshaus in Paris, wieder eröffnen. Der Zubrang war groß, der Spanier Maldonat glänzte als Lehrer. Und wieder bestritt die Universität die Zulassung der Gesellschaft, das Parlament gestattete ihnen jedoch, ihre Schulen beizubehalten. Umso mächtiger wirkten sie in den Provinzen. Der Prediger Augier riß in Lyon durch seine Reden die Bevölkerung hin. Hier gewannen sie zuerst Boden und Macht in Frankreich, auf welches sie nach verschiedenen Stürmen von Heinrich IV. an mächtigen Einfluss ausübten.

Auf Deutschland hatte es der Ordensstifter von dem Augenblicke an abgesehen, wo die Reise nach Jerusalem und die Bekehrung des Orients sich als unmöglich erwies. Die Mittel, durch die er auf Deutschland wirkte, waren der Beichtstuhl und die Schule. Für den Beichtstuhl waren die Jesuiten durch die geistlichen Übungen in einer Weise vorbereitet und eingeübt, daß, wo sie Beicht saßen, alles ihnen zuströmte. Die Schulen, die sie eröffneten, fanden solchen Beifall, daß sie selbst von den Protestanten besucht wurden, daß selbst ein Protestant, wie der große Baco,¹⁾ von ihnen schreibt: „Wenn ich ihren Fleiß, ihre Thätigkeit im Unterrichte und in der Bildung der Jugend betrachte, so kommt mir das Wort des Agésilas an Pharnabazus in den Sinn: „Wenn du doch zu uns gehörtest, da du ein solcher Mann bist!“ Und an einer andern Stelle sagt er geradezu: „es könne gar keine besseren Schulen geben als die Jesuitenschulen“. Die Jesuiten unterrichteten nicht bloß, sie waren auch Erzieher der ihnen anvertrauten Jugend und suchten ihren Charakter zu bilden. Ihre Zöglinge bewiesen nicht bloß reiche formelle Bildung und ein schönes Wissen, sondern auch Anstand und Gewandtheit im praktischen Leben. Der Gegensatz zum verkommenen und rohen Leben auf den deutschen Universitäten war zu schlagend, als daß nicht Väter, die für ihre Söhne besorgt waren, diese lieber den Jesuiten anvertrauten. Namentlich war es um jene Zeit in den katholischen Gebieten Deutschlands mit den Universitäten, und besonders den katholischen Facultäten, schlecht bestellt. Die studierende Jugend war wohl in den Wirtshäusern, aber nicht in den Hörsälen zu finden. Man sprach von Freiheit im Glauben, machte aber keinen Fortschritt im Wissen, und verwilderte im Charakter. Wenn es hie und da auch noch in der Theologie einen tüchtigen Lehrer gab, so hatte er keine Zuhörer. Der Stand der Pfarregeistlichen schien auszusterben. In Oesterreich waren allein 300 Gemeinden ohne Seelenhirten. Den alten Orden schien alle Kraft genommen, nur ein neuer konnte noch retten, und das waren die Jesuiten.

Von Ingolstadt, Köln und Wien aus reformierten sie das gesammte gelehrte Schulwesen und das ganze religiöse Leben im katholischen Deutschland. Der Ordensstifter selber schrieb an den Herzog von Bayern, als dieser von ihm Lehrer an die Universität Ingolstadt verlangte: „Es sind Professoren nöthig, denen es nicht genügt, ihre Hefte abzulesen, sondern die sich auch eine besondere

Deutsch-
land.Beicht-
stuhl.

Schule.

Er-
ziehung.Univer-
sitäten.Lehr-
plan.

¹⁾ De augm. scient. lib. II.

Angelegenheit aus dem Fortschritte in der Wissenschaft und in den christlichen Sitten machen, und die darauf bedacht sind, ihre Zuhörer nicht allein zu Gelehrten, sondern auch zu gut gesitteten Menschen zu bilden. Man braucht nicht bloß Lehrer, man muß auch für sie Zuhörer bilden, Zuhörer, die einmal den Willen haben, der Wissenschaft mit Eifer sich hinzugeben, und welche die nöthige Vorbildung besitzen, um in der Wissenschaft Fortschritte zu machen. Darum muß die Jugend zuerst im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen gehörig ausgebildet und zugleich zu sittenstrengem Wandel angehalten werden, hierauf einen vollständigen philosophischen Cours durchmachen, dann erst darf sie auf die Theologie sich verlegen. So erst wird es möglich sein, Geistliche zu bilden, die imstande sind, den Irrgläubigen zu widerstehen, die Katholiken zu bestärken und mit Erfolg zu predigen. So geordnet kann die Universität dann durch den Schmuß der Bildung und der Tugenden blühen und eine unererschöpfliche Pflanzschule gelehrter und frommer Männer werden.“

Zucht
und
Methode.

Strenge Methode und strenge Zucht war also der große Grundsatz in der Erziehung der Jugend. An der Strenge der Ordnung kräftigt sich der jugendliche Charakter, er verliert durch sie nichts an seiner Selbständigkeit. Als Raffael aus der Schule von Pietro Perugino heraustrat, konnte man seine Gemälde von denen seines Meisters nicht unterscheiden, so streng hatte er sich in die Methode seines Lehrers eingelebt, und doch wurde er nachher der originale Raffael.

Der Unterricht der Jugend war unentgeltlich, die Väter sahen die Beschäftigung mit der Jugend für die erbaulichste und fruchtbarste an. Durch ihre Gewandtheit, den Charakter der Jünglinge zu erfassen, war es ihnen auch möglich, die besten Köpfe dem Orden zu gewinnen. Wie groß die Thätigkeit einzelner Männer war, mag das Beispiel des Canisius zeigen.¹⁾

Canisius.

Petrus Canisius (geb. 8. Mai 1521) stammte aus der angesehenen Familie Canis (ursprünglich vielleicht de Hondt [Hund])²⁾ in Nymwegen in Geldern, sein Vater war Bürgermeister, ein ausgezeichnete Mann, der in den damaligen Stürmen der Religion der Väter treu blieb. Die Mutter verlor er früh, aber eine treffliche Stiefmutter trat an ihre Stelle und leitete mit der Sorgfalt der Liebe die Entwicklung des reichbegabten Knaben. Im fünfzehnten Jahre bezog Canisius die Universität Köln. Der Vater wünschte einen ausgezeichneten Rechtsgelehrten in ihm zu sehen, allein unter Leitung des Nikolaus van Esche erwachten die frommen Regungen seiner Jugend und der Jüngling legte 1540 das Gelübde der Keuschheit ab und schlug eine reiche Braut, die ihm der Vater in Vorschlag brachte, entschieden aus. 1540 kam Pierre le Fèvre (Peter Faber) an den Rhein und machte durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen frommen Eifer auf Geistliche und Weltliche den tiefsten Eindruck. Canisius machte 1543 die geistlichen Übungen unter ihm durch, fühlte sich von neuer Lebenskraft durchströmt und gelobte am 8. Mai, in die Gesellschaft Jesu zu treten oder, wenn er die Aufnahme nicht erhielt, Gott in dem Orden zu dienen, welchen die Gesellschaft ihm anrathen würde.

Jesuit.

¹⁾ Florian Rieß, Der selige Petrus Canisius. Freiburg 1865.

²⁾ Janissen-Pastor, l. c. IV, p. 407, Anm. 1.

Der Tod des Vaters machte Canisius in seiner Wahl frei, 1546 ward er Priester. Seine kraftvollen Predigten hielten in dem von Hermann von Wied erregten Köln die Katholiken aufrecht. Der Cardinal Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, wurde auf den hochbegabten jungen Priester aufmerksam und beschloß, ihn mit Claudius le Jay als Theologen zur Kirchenversammlung zu senden. Aber als Canisius in Trient ankam, wurde die Verlegung des Concils nach Bologna beschloffen. Canisius gieng nach Rom und wir sahen oben, In Rom. wie ihn Ignatius prüfte und erprobt fand. Er sandte ihn nach Messina, um die heiligen Knaben in der lateinischen Beredsamkeit zu unterrichten, denn die Protestanten sollten nicht mehr das Vorrecht haben, die Förderer classischer Bildung zu sein. Ignatius wollte, daß sein Orden die alte Literatur pflege und mit dem Geiste des Christenthums versöhne.

Im Jahre 1549 ward Canisius nach Ingolstadt gesendet. Die Schulen in Deutschland kamen durch die religiösen Wirren in Zerfall. Eine Sittenverderbnis herrschte, wie sie unter Soldaten im Lager nicht größer sein konnte. Niemand wollte sich mehr dem geistlichen Stande zuwenden. 1543 bestand die theologische Facultät noch aus einem einzigen Mitglied. Canisius wurde Rector und Profanzler der Universität. Allein, da die Zahl der Zuhörer klein blieb, so ward ihm bald ein größerer Wirkungskreis angewiesen — die Universität Wien. Ingol-
stadt.

Uni-
versität.
Wien.

Auch hier waren die Studien sehr gesunken. Die Universität, welche früher in der Regel 6000 bis 8000 Schüler zählte, hatte 1530 nur 30 Studenten, darunter 2 Theologen: im Jahre 1544 bestand die theologische Facultät nur mehr dem Namen nach.¹⁾ Der Lebenswandel der Studenten war (nach dem Ausdruck der theologischen Facultät) verabscheuungswürdig, Lieberlichkeit und Müßiggang nahmen überhand. Niemand wollte mehr Priester werden oder die priesterliche Würde im Geiste der Kirche bekleiden. Mehrere Klöster standen gänzlich leer. Wurde nicht wieder eine eifrige Geistlichkeit herangebildet, so war es bei dem Eifer und der literarischen Thätigkeit der Gegner um den Bestand des Katholicismus in Oesterreich geschehen.

Nur der neue Orden schien die nöthige Kraft und Geschicklichkeit dazu zu haben, darum beschloß Ferdinand I. ein Collegium der Gesellschaft Jesu zu gründen, welches unter Le Jays Leitung 1551 ins Leben trat. Ferdinand wünschte geeignete Schriften zur Belehrung über Religion, nicht bloß für das Volk, sondern auch für die studierende Jugend. Beide Aufgaben sollte Canisius lösen, da Le Jay schon 1552 starb.²⁾

Canisius traf am 9. März 1552 in Wien ein und entfaltete als Lehrer, als Prediger, als Schriftsteller, als Priester sogleich eine unermüdlige Thätigkeit. Im Dominicanerkloster eröffnete er seine Vorträge anfangs vor nicht mehr als acht bis zehn Zuhörern, so sehr war man der Richtung abgeneigt, Col-
legium
in Wien. die er vertrat. Bald aber vergaß man seine rheinländische Aussprache und ver-

¹⁾ Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns, I, S. 82, 97. Prag 1879.

²⁾ Rieß, l. c. p. 109—142. — Wiedemann, l. c. II, p. 100 ff.

langte seine Predigten auch in andern Kirchen. Die Unerfrohenheit, mit welcher er während der Pest im Jahre 1552 nicht bloß zu predigen fortfuhr, sondern auch Kranken diente, machte tiefen Eindruck. Canisius wurde Hofprediger, hielt aber immer auch in der Stephanskirche seine Vorträge. Zugleich stellte Ferdinand I. das Artisten-Collegium unter seine Leitung und beschloß, ihn zum Bischof von Wien zu ernennen. Allein der Orden schloß seine Angehörigen von allen kirchlichen Würden aus. Der Papst Julius III. war geneigt, dem demüthigen Manne die Annahme des Bisthums zu befehlen, Ignatius aber fürchtete, daß der Geist vollkommener Weltentfagung in seinem Orden verloren gehe, und so wurde Canisius 1554, um dem Wunsche Ferdinands und dem des Ordensstifters zugleich zu entsprechen, bloß zum Verweser des Bisthums Wien ernannt.¹⁾

Summa.

Im gleichen Jahre erschien sein „Inbegriff der christlichen Lehre“,²⁾ für Laien wie für Priester sehr lehrreich, und nachdem Ferdinand durch eine Verordnung denselben ausschließlich als Leitfaden beim Religionsunterricht bestimmt hatte, nicht bloß in Oesterreich, sondern bald in allen katholischen Ländern verbreitet — 1656 zählte man schon mehr als 400 Auflagen — und in die Schriftsprachen aller katholischen Völker übersetzt. Nicht mindere Verbreitung fand ein Auszug, den Canisius daraus veranstaltete. Die Wirkung des Buches war gewaltig, nicht minder die der Vorträge. Man sieht es aus dem Haffe, der ihm von den Gegnern zutheil wurde: Ferdinand I. mußte ihn durch Bewaffnete in und aus der Kirche geleiten lassen. 1555 gründete Canisius ein Collegium in Prag — wo seine Predigten gleich große Erfolge hatten — und auf Wunsch des Herzogs von Bayern ein Collegium in Ingolstadt.

In Prag.

Ingolstadt.

Im Jahre 1556 verließ Canisius Wien, da ihn Ignatius zum Oberen der deutschen Ordensprovinz ernannt hatte. Als solcher gründete Canisius eine Reihe von Collegien, war thätig bei wichtigen Verhandlungen der Reichstage, besaß das Vertrauen des Kaisers, wie des Papstes. Im Auftrage des letzteren bereiste er die Höfe wegen Annahme der Beschlüsse des Tridentiner Concils. Trotz alldem hatte er noch Zeit gefunden, das „Handbuch der Katholiken“³⁾ abzufassen. Das letzte Collegium, das er gründete, war in Freiburg in der Schweiz.

Freiburg.

Ruhm.

Seine Thätigkeit war bewundernswert, noch mehr aber seine Demuth und Milde. Ein Zeitgenosse sagte von ihm: „Canisius bleibt immerdar groß, er mag sich selbst erniedrigen oder von andern erhoben werden.“ — Wie schön ist seine Mahnung: „Je mehr uns unsere Feinde verleunden und schmähen, desto inniger und herzlicher laßt uns sie lieben.“ 1597 bestieg er das letztemal die Kanzel. Seine Stimme war schon so schwach, daß er nur von den Nahestehenden verstanden werden konnte, aber sein Anblick genügte, die Herzen zu rühren. — Er starb 29. December 1597 in einem Alter von sechsundsiebzig Jahren. Seine Grabchrift nennt ihn mit Recht „eine Säule der Kirche, auf dem ganzen Erdkreise bekannt“. Pius IX. sprach ihn am 20. November 1864 selig.

¹⁾ Wiedemann, l. c. II, p. 79 f.

²⁾ Summa doctrinae christianae. — Rieß, l. c. p. 460—554.

³⁾ Encheiridion catholicum. — Rieß, l. c. p. 555—564.

Die Gegenreformation.

Darf es uns da wundern, daß die Katholiken wie aus dem Schlafe erwachten, und daß ein gewaltiger Umschwung in ihrem Verhalten gegenüber den Protestanten eintrat? Das Recht, welches letztere bisher immer gegen sie geltend gemacht hatten, machten nun die Katholiken, wo sie Landesherren waren, gegen die Protestanten geltend.

Die größte Nachsicht und Langmuth den Protestanten gegenüber bewiesen, wie wir schon gesehen haben, die Habsburger in ihren österreichischen Ländern. Es hängt das zusammen sowohl mit der eigenartigen Stellung der Habsburger in Deutschland als Candidaten für das Kaiserthum, als auch mit der stets drohenden Türkengefahr. Ganz anders war die Lage und daher auch die Handlungsweise der Wittelsbacher in Bayern. In diesem Lande war der Protestantismus niemals so stark wie in den österreichischen Ländern. Was aber zur Zeit der allgemeinen Unsicherheit der religiösen und kirchlichen Begriffe an protestantischen Anschauungen in Bayern eingedrungen war, wurde von Herzog Albrecht V. seit dem Schlusse des Concils von Trient 1563 mit aller Entschiedenheit und mit gründlichem Erfolg bekämpft. Unter berechtigter Berufung auf den Augsburger Religionsfrieden warf er schon 1563 den heftigsten Vertreter des Protestantismus in Bayern, den Grafen Joachim von Ortenburg, nieder, er begünstigte die Wirksamkeit der Jesuiten, verband sich am 5. September 1564 mit Erzbischof Johann Jakob von Salzburg zur strengen Durchführung der Decrete des Tridentinums und beseitigte nach und nach auch das nutzlose Zugeständnis des Laienkelches, so daß um 1573 die katholische Restauration in Bayern als vollendet angesehen werden konnte.¹⁾

Bayern fand Nachfolger. Zuerst erklärte der Fürst-Abt Balthasar von Fulda gleich beim Regierungsantritt 1570, daß er nach dem Augsburger Religionsfrieden regieren, das heißt keine andere Religion in seinem Lande dulden werde als die katholische. Und er hielt Wort. Seinem Beispiele folgte der Bischof von Würzburg, Julius Echter von Meißelbrunn, der binnen eines Jahres 14 Städte und 200 Dörfer zur katholischen Kirche wieder zurückführte. Ähnlich ließ der Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raittenau, sämtliche Bürger das katholische Glaubensbekenntnis ablegen; wer sich weigerte, mußte nach zwei Monaten auswandern.

Peinliches Aufsehen erregte die Geschichte des Erzbischofs von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg,²⁾ der am 5. December 1577 an Stelle des freiwillig abgetretenen Salentin von Isenburg zum Erzbischof gewählt worden war, gegen den Willen der Curie, die den Herzog Ernst von

¹⁾ Zanssen-Pastor, l. c. IV. p. 455—464.

²⁾ Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit. Schaffhausen 1857. S. 214 ff.

Erz-
bischof.
Jesuiten
und
Stadt-
rath.

Bayern wünschte. Seitdem Erzbischof Hermann von Wied (1515—1547) als Förderer der lutherischen Bewegung sich berüchtigt gemacht hat, war in Köln die Glaubenseinheit nicht wiederhergestellt worden. Hermanns Nachfolger, Adolf von Schaumburg (1547—1556) und Anton von Schaumburg (1556 bis 1558) sowie Gebhard von Mansfeld (1558—1562), hielten zwar streng katholische Ordnung, vermochten aber den geheimen Protestantismus nicht zu beseitigen. Schon Friedrich von Wied (1562—1567) trug sich mit dem Plane, dem Volke den Kelch, dem Clerus aber die Ehe zuzugestehen. Dieser Plan scheiterte nur an dem entschiedenen Auftreten der Jesuiten und des Stadtrathes. Der folgende Erzbischof, Salentin von Isenburg (1567—1577), wurde zwar durch die Jesuiten und den Magistrat bewogen, daß er in einem eigenen Mahnschreiben Clerus und Universität zu nachdrücklichen Maßregeln gegen die Neuerung aufforderte. Allein was war denn für die katholische Sache zu erwarten von einem „Erzbischof“, der trotz des vorausgegangenen religiösen und kirchlichen Unwetters nicht einmal die Priesterweihe sich geben ließ, und von dem man sagte, er halte nichts vom Papste, hasse die Pfaffen, besonders die Jesuiten und wolle ein Weib haben? In der That rechnete er auf den Schutz der protestantischen Stände Deutschlands, und dann wollte er zwar nicht den Glauben wechseln, wohl aber heiraten und das Stift behalten. Das gelang ihm freilich nicht, und um heiraten zu können, dankte er endlich im September 1577 ab.¹⁾

Gebhard
von
Waldburg

Sein Nachfolger Gebhard von Waldburg war nichts besser; er ließ sich zwar weihen und stellte sich anfangs recht eifrig in römisch-katholischem Sinne, aber bald erlag er dem Ansturm seiner eigenen Sinnlichkeit. Während einer Procession in Köln 1579 sah der dreißigjährige Bischof die bildschöne Gräfin Agnes von Mansfeld an einem Fenster und verlor sein Herz an sie und vergaß sein Gelübde. Bald lebte Agnes mit dem Bischof auf seinen Schlössern; ihre Brüder aber wollten diesen Schimpf auf ihrer Familie nicht dulden und drohten dem Liebhaber mit dem Tode, wenn er ihre Schwester nicht heirate. Und der Bischof vermählte sich mit seiner Geliebten im Jahre 1582!²⁾

und
Agnes
von
Mansfeld.

Nach dem geistlichen Vorbehalte mußte er seine Stelle niederlegen. Allein die Herrschaft und der Ertrag des Bisthums waren zu verlockend, als daß nicht Gebhard plötzlich hätte zur Überzeugung kommen sollen, „daß die römische Kirche von der Reinheit der apostolischen Lehre weit abgewichen sei“. Er entschloß sich deshalb, „dem reinen Worte Gottes zu folgen“, sich um den Bann des Kaisers und Absetzungsbulle des Papstes vom 1. April 1583 nicht zu kümmern und sein ganzes Bisthum zum Protestantismus mit hinüberzuziehen, der dann über vier Kurfürstenthümer verfügt und die Übermacht im Reiche erlangt

¹⁾ Ennen, Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiocese Köln, S. 247—254. — Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 346 f.; V, 6 ff.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. V, p. 6—11.

hätte. Dagegen wehrten sich auch die Katholiken mit allen Kräften. Desungeachtet hätte Gebhard seinen Plan durchgeführt, hätte er sich nicht für die calvinische Lehre ausgesprochen. Dadurch verlor er die Unterstützung der Lutheraner, deren Kurfürsten ihr Gutachten dahin abgaben, daß er mit seinem Übertritte seine Würden und Rechte verloren habe. Mit Waffengewalt wurde Gebhard im Jahre 1584 aus seinem Kurfürstenthum vertrieben und endete nach manchen Wanderungen als Domdechant in Straßburg 1601.¹⁾

An Gebharts Stelle trat der bisherige Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich, der neunundzwanzigjährige Herzog Ernst von Bayern, der 1585 auch noch das Bisthum Münster gewann. Erzbischof Ernst (1583—1612) stand an ärgerlichem Lebenswandel seinen Vorgängern nicht viel nach, doch blieb er den Traditionen des Hauses Bayern insofern treu, als er der Reformthätigkeit anderer wenigstens nicht entgegen trat. Der päpstliche Nuntius Bonomi war es, der im Verein mit den Jesuiten, den thätigsten und geistreichsten Gegnern der neuen Lehre, die Gegenreformation durchführte.²⁾

Ernst von Bayern.

Bonomi.

Die Stimmung der Katholiken in jener Zeit bezeichnet die im Jahre 1586 erschienene Denkschrift „De autonomia“, die mit Recht als ein Fehdehandschuh dem Protestantismus gegenüber bezeichnet worden ist. Diese Schrift rath den Katholiken, nicht bloß zu thun, was die Protestanten bisher gethan, den Grundsatz *ejus regio, ejus religio* auf ihren Gebieten durchzuführen und keine Protestanten in denselben zu dulden, sondern es stellt den Bestand der Augsburgerischen Confession selber in Frage, denn nur die Augsburgerische Confession sei durch den Augsburger Frieden gewährleistet worden, sie bestehe aber nicht mehr, sie sei mannigfach verändert, es seien neue Concordienformeln aufgestellt worden. Ueberhaupt wurde in dieser Zeit vielfach behauptet, der Religionsfriede sei nur ein vorläufiges Abkommen, dem die Reform auf dem Concil zu Trient ein Ende gemacht habe, und der Kaiser habe nicht das Recht gehabt, ohne Einverständnis des Papstes einen Religionsfrieden abzuschließen. Nicht gering war die Sorge der Protestanten, daß sie beim Obliegen der Katholiken die Kirchengüter wieder herausgeben, ihr Ansehen, ihre Macht verlieren müßten.

De autonomia.

Die Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl.

Noch größeres Aufsehen erregte die Gegenreformation in Innerösterreich. Der Erzherzog Karl hatte bekanntlich im Februar 1578 auf dem Landtage zu Bruck¹⁾ in der Noth der Bewegungspartei zugestanden, daß er, vorausgesetzt die Protestanten enthalten sich alles Lästerns und Schmähens, die Prädicanten und Schulen in Graz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg nicht zu vertreiben gedenke; er verweigerte jedoch, sich auch für seine Erben

Erzherzog Karl und die Protestanten.

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. V, p. 28 f., 114.

²⁾ Ibid. p. 37, 57 ff., 232.

³⁾ Vergl. oben S. 281 dieses Bandes.

und Nachkommen zu verpflichten, denn dazu habe er keine Befugnis. Freie Religionsübung bestand auf den Sitten der Edelleute ohnedies schon, wie überhaupt die Steiermark damals auf dem besten Wege war, eine Adelsrepublik zu werden.

Schroff standen sich auch die Gegensätze in den Kreisen bürgerlichen Lebens entgegen: die Zünfte zum Beispiel verboten den Meistern, katholische Handwerksgejellen länger wie vierzehn Tage zu behalten. Menschlicherweise konnten diese Zustände nur die Wendung nehmen, daß entweder bei gleicher Macht beider Parteien ein Bürgerkrieg entstand oder bei ungleicher Macht die stärkere die schwächere verdrängte. Friedlich beieinander zu wohnen, schien nicht möglich. Es war ein dreißigjähriger Krieg nöthig, Ströme von Blut mußten fließen, ehe die Parteien sich vertrugen, ehe man im Bewußtsein der Gegensätze an das Gemeinsame sich halten und ein Bossuet und Leibniß Pläne der Wiedervereinigung entwerfen konnten. Der Grundsatz: „Ehret ein frommes Gemüth“ mußte leider durch jurchbare Opfer von der Menschheit errungen werden.

North-
itand.

Der Zwiespalt war umso ernster, als die Türkengefahr vor der Thüre stand. Freilich sagten die Protestanten, die Türkennoth sei Strafe von Gott, weil das reine Wort Gottes nicht überall gepredigt werde, oder „lieber türkisch als papistisch“. Aber damit war dem Landesherrn nicht geholfen und die Gefahr nicht entfernt. Die höchste Einigung war nöthig, aber unmöglich, so lange das Volk in zwei Kirchen gieng. Ein staatskluger Fürst mußte sich an die Spitze der einen Partei stellen und die andere zum Gehorsam zwingen. Welche bot die meiste Macht? Die protestantische nicht, denn sie war selber wieder in die lutherische, calvinische und zwinglianische Partei gespalten, wohl aber die katholische, in welcher der gesunde Geist am Gegenjaze und durch Verfolgung wieder erwacht, und welche einig war, der die Mehrzahl der Bewohner angehörte. Hätten die Herrscher auch nicht die tiefe und innige Überzeugung von der Wahrheit des alten Glaubens gehabt, die sie charakterisiert, sie hätten aus rein politischen Gründen auf die Seite der Katholiken sich stellen müssen.¹⁾

Ent-
weder
ober.

Der Vertrag von Bruck konnte sie nicht mehr binden, er ist beharrlich von den Protestanten gebrochen worden. Sie hatten gegen denselben eine Menge Kirchen errichtet; sie hatten versprochen, friedlich zu sein, führten aber eine Sprache gegen die Katholiken auf ihren Kanzeln, daß der eifrigste Beförderer des Protestantismus im Lande, Hofmann, selber auf dem öffentlichen Landtage prophezeite: „Unsere gottschändigen Prädicanten werden uns noch um Kanzel, Schule und Kirchen bringen.“ Aber die Thaten waren noch ärger als die Worte. Da wurde dem katholischen Priester, der einem Kranken die letzte Wegzehrung bringen wollte, das Sacrament durch einen Adeligen vom Halse gerissen und auf die Erde geworfen; dort wurde der katholische Gottesdienst durch muthwillige Wüthen

Glaubens-
hofs.

¹⁾ Gurter, Geschichte Kaiser Ferdinands und seiner Eltern, I, S. 48—133, 321—357. Schaffhausen 1850. — Reitlinger, Johannes Kepler. — Neuschleß Jubiläumsschrift. Frankfurt 1871.

gestört; da ließ ein Edelmann am Frohnleichnamstage Dünge führen, um die Procession zu verhöhnen; dort wurden die katholischen Bauern in Ketten zur lutherischen Predigt geschleppt. Die Autorität des Landesherrn ward nicht mehr beachtet; setzte er einen katholischen Richter oder Rathschreiber ein, so wurde dieser nach wenig Tagen verjagt. Karl kam einmal auf der Jagd sogar in Lebensgefahr: das Gerücht hatte sich verbreitet, er habe einen Prediger einsperren lassen; zum Glück kam der Prediger selber hinzu und beschwichtigte die Bauern. In Graz selber waren Schlägereien und Duelle an der Tagesordnung. In der Roheit und Verwilderung gieng man so weit, daß die lutherischen Studenten den Gesandten des Papstes in Graz öffentlich anpöckelten, daß man nach dem Bischof von Gurk, zur Zeit Statthalter in der Steiermark, mit Holzschreibern warf, die sein Pferd niederschlugen, daß man den Bischof von Seckau auf offener Straße mit dem Schwerte angriff. Gab es also nur ein Recht und einen Rechtsschutz für die Lutherauer? ¹⁾

Die Antwort auf diese Frage gab die Gegenreformation in Innerösterreich, welche unmittelbar nach dem Brucker Landtage einsetzte. Erzherzog Karl gab nun endlich sein gutmüthiges Nachgeben auf und begann seine landesfürstlichen Rechte mit zäher Energie zur Geltung zu bringen. Die Motive dazu lagen in ihm selbst, kamen aber auch von außen. Vor allem war es seine streng katholische Gemahlin Maria von Bayern, welche jede Nachgiebigkeit gegen die Religionsneuerer verabscheute und in diesem Sinne auf ihn einwirkte. Dazu kam von Seite des Papstes Gregor XIII. eine ernste Mahnung vom 7. Mai 1578 ²⁾ und veranlaßte den Erzherzog, noch im gleichen Jahre mit seinem Bruder Erzherzog Ferdinand von Tirol sowie mit seinem Schwiegervater Herzog Albrecht V. von Bayern und dem Erzbischof von Salzburg bezüglich der Gegenmaßregeln sich ins Einvernehmen zu setzen. Dadurch kam es zu den epochemachenden Conferenzen am 13. und 14. October 1579 zu München, in welchen das Programm für die Durchführung der Gegenreformation in Innerösterreich festgesetzt wurde. ³⁾ Die Wirkung dieses Wandels in der Haltung Karls zeigte sich sofort.

Beim Brucker Landtag beschloffen nämlich die protestantischen Stände, „zu Graz eine Buchdruckerei zu errichten“, und daß „ohne Wissen und Einsicht des Kaisers und der Subinspectoren für das Kirchen- und Schulwesen nichts in Druck gefertigt werden dürfe“. Da aber der Buchdruck schon seit wenigstens dreißig Jahren in Graz betrieben wurde, und da der seit 1564 in Graz anjässige Formenschnneider und Buchdrucker Zacharias Bartisch schon seit 1576 von der Landschaft verwendeter und zugleich vom Landesfürsten privilegierter Buchdrucker in Graz war, so bedeutete jener Brucker Beschluß nichts anderes, als daß fortan dieser Bartisch ausschließlich landschaftlicher Buchdrucker sein und der ausschließlich landschaftlichen Censur unterstehen solle. Dieser ständischen Eigenmächtigkeit trat aber Karl schon bei der nächsten Gelegenheit entgegen. Eine solche

Karls
Ge-
mahlin

Maria
von
Bayern.

Con-
ferenzen
zu
Mün-
chen.

Buch-
druckerei
in Graz.

¹⁾ Gurter, l. c. I. p. 377—453; II, p. 1—231.

²⁾ Zahn, Steiermärkische Geschichtsblätter, I, S. 71—73.

³⁾ Loserth, l. c. p. 287—308.

ergab sich, als dem Buchdrucker Bartich von Seite des ständischen Censur-Collegiums verboten wurde, den Lections-Index und das Lehrbücher-Verzeichniß für das Jesuiten-Collegium zu drucken. Jetzt erklärte Karl durch Decret vom 10. Januar 1579, daß fortan nichts mehr ohne Erlaubniß der Regierung gedruckt werden dürfe, weil die Buchdruckerei überhaupt ein „Regale“ sei, und weil in der ganzen Christenheit die privilegia impressoria nur von Fürsten und Potentaten, nicht aber von den Unterthanen gegeben werden. Diesen Standpunkt hielt Karl gegen alle ständischen Einwendungen fest auch in einem zweiten Hofdecret vom 22. April 1580. Da nun die Stände wenigstens insofern einlenkten, als sie ihrem an Stelle des Bartich getretenen Drucker Hans Schmidt befohlen, die Bezeichnung „gedruckt in einer ehrsamten Landschaft Druckerei“ zu vermeiden, so ließ auch Karl diese Druckerei vorläufig unbehelligt, bis er durch weitere Verwicklungen veranlaßt wurde, neuerdings gegen dieses protestantische Truzinstitut vorzugehen.¹⁾

über-
griffe der
Pro-
testanten.

Daß es den Protestanten nicht um den Frieden zu thun war, zeigte sich auch bei andern Gelegenheiten. Sie hielten sich nicht an die Bestimmungen des Brucker Vertrags, und nicht bloß in den vier genannten Städten, sondern auch an andern Orten errichteten die Herren und Ritter Kirchen und Schulen, stellten sie Prädicanten an und ließen an ihrem protestantischen Gottesdienste nicht bloß ihre glaubensverwandten Angehörigen, sondern auch bürgerliche Unterthanen des Landesfürsten theilnehmen. Daher erließ Karl schon 1578 und 1579 die Decrete, wodurch die Kirchenbauten gesperrt und die protestantischen Prediger ausgewiesen wurden; der Besuch protestantischer Schulen wurde allen, außer den Kindern der protestantischen Herren und Ritter, verboten und speciell dem Bürgermeister, Richter und Rath von Graz der Befehl ertheilt, sich vom protestantischen Gottesdienste im sogenannten Stifte fernzuhalten.²⁾

Kaspar
Krazer.

Bald darauf kamen noch schärfere Maßregeln des Landesfürsten gegen die übermüthigen Protestanten. Diese hatten nämlich die Unversöhnlichkeit, im Jahre 1580 einen gewissen Kaspar Krazer, der einst im Jesuiten-Collegium zu Wien studiert und daselbst ein kaiserliches Stipendium genossen hatte, dann aber in Tübingen zum Protestantismus abgefallen war, als Protector der landschaftlichen Stiftschule nach Graz zu berufen, obwohl es auf der Hand lag, daß dadurch nicht bloß die Grazer Jesuiten, sondern auch das erzherzogliche Haus aufs höchste gereizt werden mußte. Diese Rücksichtslosigkeit wirkte. Karl erklärte, er wolle „eher sein Land verlieren, als diesen Krazer länger gedulden“. Im Juni zog denn auch Krazer wieder ab.³⁾ — Zur selben Zeit erlaubte sich der ebenso taktlose als fanatische Prädicant

¹⁾ Peinlich, Zur Geschichte des Buchdruckes, der Büchercensur und des Buchhandels zu Graz im 16. Jahrhundert, in „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark“, XXVII, S. 136–151.

²⁾ Huber, l. c. V, p. 328 ff.

³⁾ Hurter, l. c. I. p. 420 ff. — Loserth, Reformation und Gegenreformation, S. 311 ff.

Jeremias Homberger in seinen Predigten rohe Ausfälle gegen die Frohnleichnam-Procession (2. Juni), an welcher auch der Erzherzog mit seinem Hofe theilgenommen hatte. Diese Feier nannte Homberger eine „purlautere Abgöttereie, und des Festes Stifter, Förderer und Theilnehmer seien verflucht“. Auf das hin wurde dem Fanatiker vom Erzherzog das weitere Predigen untersagt am 22. Juni, und dabei blieb es trotz der Gegenvorstellungen von Seite der Stände.¹⁾

Ja, Karl gieng jetzt noch einen Schritt weiter und verordnete am 10. December 1580, daß in allen Städten und Ortschaften, keine ausgenommen, nur die katholische Religion ausgeübt werden dürfe. „Aus besonderer Gnade soll aber den Herren und Landleuten (adeligen Landständen) unverwehrt sein, einen oder zwei Prädicanten zu halten, die nur ihnen und ihrem Gesinde im Landhause predigen und ihren Kirchendienst halten mögen. Sonst dürfe aber niemand zugelassen werden“. Die Kirche im Stifte wurde gesperrt.²⁾ Diesmal hat sich aber Karl doch zuviel Festigkeit zugetraut; er wich den dringenden Vorstellungen der Stände sowie der Drohung, die Steuern zu verweigern, und hob am 3. Februar 1581 das Decret vom 10. December 1580 wieder auf.³⁾

In tollem Jubel über diesen Sieg setzten sich die Protestanten jetzt wieder mehr als je über alle Schranken vernünftiger Mäßigung hinweg. Der Stadtrath von Graz beeilte sich noch 1581 auf das bloße Anhören einer katholischen Predigt eine Strafe zu setzen, und beredete die Bürger, den Schülern der Jesuiten keine Herberge zu geben. Auch in andern Städten wurde kein Katholischer zu einer Rathsstelle oder zu einem Amte zugelassen, kein Katholik ins Bürgerrecht aufgenommen.⁴⁾ Die Protestanten benahmten sich, als hätten sie wirklich das Heft für immer sicher in den Händen; sie sollten eines andern belehrt werden: denn Karl war von da an nicht minder entschlossen, aber klüger.

Vor allem verlegte Karl Truppen nach Graz, deren Unterhalt Papst Gregor XIII. bestritt, der auch seit dem Jahre 1580 einen ständigen Nuntius am Grazer Hofe hielt. Karl besetzte vor allem die Hofämter nur mehr mit Katholiken und hielt sich zunächst streng an die Brucker Abmachungen vom Jahre 1578. Er verbot demgemäß am 23. April 1581 dem Bürgermeister, Richter und Rath von Graz abermals den Besuch des protestantischen Gottesdienstes im Stifte, und als diese im Widerstand verharren, wurden sie verhaftet und am 19. October 1582 mit der Ausweisung bedroht,

¹⁾ Maier, Jeremias Homberger, ein Beitrag zur Geschichte Innerösterreichs im 16. Jahrhundert, im „Archiv für österreichische Geschichte“, LXXIV, S. 215 ff.

²⁾ Poserth, Acten zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich in Fontes rerum Austriacarum, 2. Abthlg., Bd. L, S. 81 ff.

³⁾ Hurter, l. c. I, p. 425—445.

⁴⁾ Huber, l. c. IV, p. 331.

Homberger.

Decret vom 10. Dec. 1580

zurückgenommen.

Protestantischer Übermuth.

Karl entschlossen

wenn sie nicht binnen anderthalb Jahren katholisch würden. Auch die andern Grazer Bürger wurden in den Jahren 1582 und 1583 vor die Alternative gestellt, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Nach und nach brachte es Karl wirklich dahin, daß der bisher völlig protestantische Stadtrath von Graz zu drei Vierteln katholisch war. So wie den Bürgern das Verbot der protestantischen Kirchen, so wurde für die bürgerlichen Kinder das Verbot der protestantischen Schulen immer wieder nachdrücklichst eingeschärft.¹⁾

Karl war eben schon entschlossen, an die Stelle der bisherigen Duldung nach dem Beispiele der protestantischen Fürsten sein landesherrliches Recht zu setzen; seine Verordnungen nehmen daher seit 1583 eine besondere Schärfe an. Schon im Februar erfolgte die Ausweisung des landschaftlichen Secretärs Kaspar Hirsch. Bald darauf mußten auch einzelne Prädicanten aus dem Lande weichen, im Jahre 1585 endlich auch der stets kampflustige Hombberger.²⁾ Im Jahre 1587 wurde allen Prädicanten der Aufenthalt in landesfürstlichen Ortshäusern verboten sowie der Bau neuer Bethäuser. Zur selben Zeit, anfangs 1587, befahl Karl den Einwohnern aller Städte und Märkte, ihre Kinder an keine protestantische Schule des In- oder Auslandes, speciell an keine fremde Universität zu schicken, sondern an die anerkannten katholischen Schulen des Landes, insbesondere an die neugegründete Universität zu Graz.³⁾

Wir haben schon gesehen, wie Erzherzog Karl im Jahre 1572 die Jesuiten nach Graz berief. Im nächsten Jahre schon sicherte Karl den Bestand eines eigenen Jesuiten-Collegiums in Graz, an welchem sofort auch eine Lateinschule eröffnet wurde. Bald erfreute sich diese Schule des besten Rufes, 1574 zählte dieselbe schon 200 Schüler und war die gefährliche Rivalin der im gleichen Jahre eröffneten „landschaftlichen Schule im Stift“. Selbst der streitsüchtige Hombberger mußte im Jahre 1578 gestehen, daß der jesuitische Lehrplan vortrefflich sei, und er wünschte nur, daß die Jesuiten ebenso gut (natürlich im protestantischen Sinne) predigten, als sie die Künste und Wissenschaften lehrten. Diese Jesuitenschule nun verwandelte Karl in eine Universität, nachdem er schon 1584 mit den beiden maßgebenden Factoren in dieser Beziehung, mit Papst und Kaiser, sich verständigt hatte. Die erzherzogliche sowie die päpstliche Stiftungsurkunde war vom 1. Januar 1585 datiert, die kaiserliche Bestätigung erfolgte am 29. April 1586. Den Zweck dieser neuen Universität spricht Karl selbst in seinem Stiftsbriefe aus, „die von den Vorfahren geerbte Religion, da, wo sie noch blühend ist, unangetastet zu erhalten, sie herzustellen, wo Zerfall ihr drohe“. Bald erfreute sich die Universität selbst in fernem Ländern des besten Rufes und sogar aus Italien, Polen und Schweden kamen Söhne aus vornehmen Familien.⁴⁾

¹⁾ Hurter, l. c. I, p. 472 ff. — Bosert, Reformation und Gegenreformation, p. 368 f., 373—381, 402 f.

²⁾ Mayer, l. c. p. 248 ff.

³⁾ Hurter, l. c. II, p. 184 f.

⁴⁾ Kronek, Geschichte der Carl-Franzens-Universität in Graz, S. 226—246. — Hurter, l. c. II, p. 1—45.

Die Errichtung dieser von Jesuiten geleiteten Universität war ein schwerer Schlag für das protestantische Schulwesen Innerösterreichs, besonders aber für die landschaftliche Stiftschule in Graz. Gleichzeitig führte Karl aber noch einen zweiten Streich, indem er im Jahre 1585 den katholischen Buchdrucker Georg Widmanstetter aus München einen Buchhandel in Graz eröffnen ließ und schon im Jahre 1586 zum Hofbuchdrucker ernannte. Natürlich erhielt er alle Arbeiten der Jesuiten und der Universität, so daß seine Anstalt bald in schönster Blüte war, während die landschaftliche Druckerei zurückgieng und endlich 1599 von der Regierung aufgehoben wurde.¹⁾

Buch-
druckerei
Widman-
stetter.

Die Ausweisung Hombergers und anderer Hesyprädicanten, die Stiftung der Universität und die Errichtung einer landesfürstlichen Buchdruckerei sind die epochemachenden Ereignisse der Jahre 1585 und 1586, sie bilden die feste Grundlage für die weitere Offensive gegen den bisher übermüthigen Protestantismus.

Raum hatte übrigens der Landesfürst begonnen, gegen den heßlustigen und schimpfgewaltigen Homberger Ernst zu zeigen, als auch schon dessen Schäflein vielfach Ruth bekamen, von ihm abzufallen. Die Übertritte zur katholischen Kirche wurden schon 1585 so zahlreich, daß die Prädicanten zu dem verzweifelten Gegenmittel griffen, die Übergetretenen durch öffentlichen Anschlag ihrer Namen zu „brandmarken“. „Von den protestantischen Bürgern waren viele abgezogen, noch mehrere abgefallen; dem Rest, kleinmüthig und verzagt, wie er war, fehlte der Führer. Im Adel wird gleichermaßen die Opposition merklich schwächer.“²⁾

Beginn
der
Conden-
tionen.

In demselben Maße aber wurde jetzt die Handlungsweise des Landesfürsten merklich kräftiger; begann er doch jetzt, die Verordnungen nicht bloß zu erlassen, sondern auch durchzuführen, indem er seit Anfang 1587 eigene Commissionen durch das Land schickte, um die Unterthanen Gehorsam zu lehren gegen die damals zweifellos berechtigten Forderungen des Landesfürsten. Freilich verleugnete diese Action, die sich bis ins Jahr 1590 hinüberzog, keineswegs den charakteristischen Zug süddeutscher Gemüthlichkeit. Wohl kam es in einzelnen Fällen zu schärferem Vorgehen mit Geld- oder Gefängnisstrafen oder Ausweisung, aber im allgemeinen hatte dies Vorgehen mehr den Charakter einer — freilich noch nie dagewesenen — ernstern, eventuell drohenden Mahnung. Das wesentlich Neue dabei war die andauernd active Handlungsweise, welche bald zu einem neuartigen Vorstoß führte, indem Karl im Jahre 1589 das Decret erließ, wonach alle, die in Zukunft in Judenburg als Bürger aufgenommen werden wollten, den katholischen Bürgereid leisten mußten. Dieser Bürgereid wurde endlich im April 1590 für alle Städte Innerösterreichs vorgegeschrieben. Das erzeugte naturgemäß

Beginn
der Re-
ligions-
commis-
sionen.

Katholi-
scher
Bürger-
eid.

¹⁾ Veinlich, l. c. XXVII. p. 157—173.

²⁾ Loserth, l. c. p. 471, 511 f.

Grazer Tumult vom 4. bis 6. Juni 1590. eine gewaltige Aufregung in protestantischen Kreisen und wirkte offenbar auch mit zum Ausbruch der tumultuarijchen Vorgänge in Graz am 4., 5. und 6. Juni 1590.¹⁾

Den nächsten Anlaß zu diesem Tumult gab der Bindermeister Rupert Dietrich, der allen landesfürstlichen Verordnungen zum Troß seinen Sohn in die Stifftschule schickte. Da er allen Mahnungen und Drohungen gegenüber nur „truziger und üppiger“ wurde, mußte endlich der Stadtrichter Spiegel einschreiten und wollte ihn am 4. Juni verhaften. Sofort rotteten sich die Anhänger Dietrichs zusammen, so daß der Stadtrichter vor der Übermacht weichen mußte. Am nächsten Tage aber gelang es dem Stadtrichter, den jungen Dietrich zu verhaften. Die Folge war ein neuer Aufruhr: eine bewaffnete Rote von etwa 400 Mann belagerte das Rathhaus, bis sie gegen Mitternacht durch ein Gewitter auseinandergetrieben wurde. Am 6. Juni zog aber eine noch größere Menge gegen das Rathhaus, drohte mit einer „Pariser Bluthochzeit“ und erzwang vom Bürgermeister Wittberger die Freiegebung des jungen Dietrich.

Erzherzog Karl weilte damals seit Ende Mai in Mannersdorf bei Laxenburg, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Auf die Nachricht von dem Grazer Tumult kehrte er anfangs Juli heim, konnte aber nicht mehr eingreifen, denn am 10. Juli 1590 raffte der Tod ihn hinweg. Der Tod Karls II. verschaffte ohne Zweifel den Protestanten eine augenblickliche Erleichterung, für die Katholiken war er ein schwerer Verlust. „Die katholische Reformation, die seit den Münchner Conferenzen in durchaus methodischer und so erfolgreicher Weise in Innerösterreich betrieben ward, erlitt nun eine Unterbrechung.“ „Vielen mochten damals Karls Erfolge nicht als so bedeutend erscheinen, wie sie es waren. Aber ein Einblick in die zahllosen, in kirchlichen Fragen gewechselten Actenstücke bezeugt es unwiderleglich: jene stolze Höhe, die der Protestantismus in Innerösterreich im Jahre 1578 eingenommen hatte, hat er vollkommen eingebüßt.“²⁾ Der Protestantismus war entschieden in die Defensiv gedräugt, suchte aber jetzt nach Karls Tod sofort wieder das Verlorene zu gewinnen.

Vor allem wußten es zweiunddreißig protestantische Mitglieder der Landstände durch eine eigenmächtige Deputation beim Kaiser Rudolf II. dahin zu bringen, daß nicht die gefürchtete Erzherzogin-Mutter Maria, sondern des Kaisers Bruder, Ernst, zum Regenten für den erst zehnjährigen Erzherzog Ferdinand ernannt wurde. Diejem Regenten glaubten die Protestanten sofort wieder alles abtrogen zu sollen, was sie in den letzten Jahren unter Karl eingebüßt hatten. Ja, sie waren feck genug, unter anderm dem Erzherzog einen Antrittseid vorzuschreiben, wie er ihrem protestantischen Geschmack entsprach. Ernst ließ sich nichts abtrogen, die protestantische Mehrzahl des Adels aber verweigerte die Huldigung. Erst auf die Drohung

¹⁾ Gurter, l. c. II, p. 263 ff. — Jojerth, l. c. p. 521 ff., 557 ff.

²⁾ Jojerth, l. c. p. 571.

des Kaisers mit scharfen Maßregeln huldigten die Stände im März 1592, ohne etwas ertrögt zu haben.¹⁾

Der Religionshader war aber damit keineswegs beseitigt, vielmehr zeigten die Protestanten sich jetzt aggressiver als je. Sie benahmen sich so, als sei schon volle und allgemeine Religionsfreiheit zugesichert, Prädicanten kamen wieder zahlreich ins Land und ließen bald wieder das Geschimpfe los über die „katholischen Greuel“ und „lauter Abgötterei“ sowie über den „römischen Bluthund“. Die Regentschaft dagegen war in ihren Gegenmaßregeln gelähmt vor allem durch die Türkengefahr, an deren Zurückweisung ja gerade der innerösterreichische Adel in ausgiebigem Maße Antheil nahm. Dazu kam der Personenwechsel in der Regentschaft. Erzherzog Ernst übernahm nämlich im Mai 1593 die Verwaltung der spanischen Niederlande, und seine Stelle in Innerösterreich übernahm sein Bruder Maximilian. Dieser war der Regentschaft in kürzester Zeit schon so satt, daß er seinen Bruder Kaiser Rudolf II. dringend um Enthebung bat. Es kostete Mühe, ihn auf diesem Posten zu erhalten, bis der eigentliche Erbe, Erzherzog Ferdinand, im Frühjahr 1595 ins Land kam, und — wegen Minderjährigkeit — vorläufig unter Oberaufsicht des Kaisers die Verwaltung Innerösterreichs übernahm.²⁾

und
Erz-
herzog
Maxi-
milian.

Erz-
herzog
Ferdin-
ands

Ferdinand war siebzehn Jahre alt, schön und wohlgebildet, von feinem und doch ungeziertem Benehmen. Er kam von der Universität Ingolstadt, wo er fünf Jahre in den angestrengtesten Studien zugebracht und den philosophischen und juridischen Lehrcurs durchgemacht hatte. Wie besorgt ist die Mutter um ihn, wie viel Erkundigungen zieht sie über den Sohn nicht ein, um getreue Berichte sicher zu erhalten, und wie vernimmt sie nicht allenthalben, daß ihr Sohn fleißig den Vorlesungen, den Disputationen beiwohne, emsig zu Hause arbeite und die glänzendsten Fortschritte mache! Seine Vorliebe für Mathematik und römisches Recht zeugt für seinen klaren Verstand, die Achtung und die Liebe seiner Mitstudierenden für sein würdiges Benehmen und die Frische seines unverdorbenen Herzens. In Bayern entstand jene Freundschaft zwischen ihm und Maximilian, welche für die Geschichte Deutschlands so folgenreich werden sollte. Wie freute den alternden Kaiser Rudolf der Besuch des stattlichen Neffen, und daß dieser die Mathematik eine „lustige Wissenschaft“ nannte! Ein Staatsmann jener Zeit, und nicht sein Freund, schildert den jungen Ferdinand: „Er sei ehrbar, deutsch, aufrichtig, gerechtigkeitsliebend, fleißig, arbeitsam, halte, was er zusage, Freunden und Feinden, sei nicht hochfahrend und huldige nicht fremdländischer Sitte.“ Vor allem charakterisierte ihn fester Wille und inniges Gottvertrauen. „Dazu bin ich geboren,“ äußerte er in Pressburg, als er die Religions-Affecuranz unterschrieb, „so bin ich auferzogen und unterwiesen, daß ich lieber das Leben verlieren will, ehe ich einen geisteten Eid breche.“ Zum Herzog Wilhelm von Bayern sagte er in Ingolstadt: „Lieber würde ich Land und Leute fahren lassen und im bloßen Hemde davon ziehen, als zu Einwilligungen mich verstehen, die der Religion nachtheilig würden.“³⁾

Studien

und Cha-
rakter.

¹⁾ Hurter, l.c. II, p. 363 ff.; III, p. 54 ff.

²⁾ Ibid. III, p. 163 ff., 252, 290 f.

³⁾ Ibid. II, p. 231—260; III, p. 201—276.

Ende des Protestantismus in Innerösterreich unter Erzherzog Ferdinand.

Bei diesem eisernen Charakter des Herrn und bei diesen wirren Zuständen der Landschaft mußte es zu einer Wendung der Dinge kommen. — Am 12. December 1596 fand die Huldigung zu Graz statt. In gewohnter Weise verlangten die Stände die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit vor der Huldigung; Ferdinand erwiderte kalt und fest: die Religionsfreiheit habe nichts mit der Huldigung zu schaffen, und diese fand also ganz einfach ohne Bestätigung der Bruder Verträge statt.¹⁾

Huldigung.

Daß aber die Protestanten desungeachtet in der bisherigen Weise aggressiv zu verfahren entschlossen waren, zeigte schon 1596 die Mißhandlung einer herzoglichen Commission, die einen katholischen Pfarrer in Mitterndorf einsetzen sollte, jedoch unverrichteter Sache und nach Rhevenhillers Ausdruck „wohl- abgeschmiert“ zurückkehren mußte, zeigt die Mißhandlung des durchreisenden päpstlichen Nuntius in Eisenerz im Jahre 1597, Gewaltthaten in der Stadt Radkersburg im Jahre 1598, die sich um des Herzogs Regierung gar nicht mehr zu kümmern schien, — lauter Vorfälle,²⁾ die den Erzherzog nur in seinem Entschlusse bestärkten konnten, von dem Rechte „Cujus regio, ejus religio“ Gebrauch zu machen.

Ferdinand's
Reise
1598.

1598 finden wir den Erzherzog in Italien, er reist incognito, weist die Ehren zurück, mit denen das stolze Venedig ihn überschütten will — er scheint nur für Kunst, namentlich Musik und Denkmäler, Sinn zu haben.

Hat er die Wallfahrt nach Loreto unternommen, um seinen Voratz zu stärken? Sein Beichtvater sagt es. In alle Geschichtsbücher sind die Behauptungen des französischen Geschichtschreibers de Thou übergegangen, daß der Erzherzog 1597 nach Ferrara zog, um den Herzog Alfonso zu sehen, dann nach Rom, wo er in seinem Vorhaben, alle Diener der Augsburgischen Confession zu vertreiben, bestärkt wurde, selbst der Papst sich angelegen sein ließ, durch einen feierlichen Eid ihn hiezu zu verpflichten. Allein, Alfonso war schon todt, den Papst traf Ferdinand nicht zu Rom, sondern in Ferrara, von dem Vorhaben wurde gar nicht gesprochen und die Reise fand 1598 statt.³⁾

Roheit
der
Gegner.

Nach seiner Rückkehr steigerten sich die Gewaltthaten. Der Papst wurde in einer Predigt in Graz sechzehnmal als Antichrist bezeichnet, ein Priester in Klagenfurt während der Messe rücklings angefallen, zu Boden gerissen, nur schnelle Hilfe rettete ihn vor dem Tode durch den Strick. Als der Erzherzog über die Murbücke in Graz gieng, ließen zwei Prediger, die darauf standen, ihre Hüte nicht bloß sitzen, sondern kehrten dem Fürsten auch den Rücken. „Soll ich sie in die Mür werfen oder ihnen die Hüte von dem Kopfe schlagen?“ fragte der Kammerherr. „Laß Unverschämte unverschämt sein!“ — erwidert Ferdinand.⁴⁾

¹⁾ Gurter, l. c. III, p. 378—381.

²⁾ Ibid. p. 399 ff.

³⁾ Ibid. p. 414 ff.

⁴⁾ Ibid. IV, p. 1 ff.

Der Erzherzog erklärte den Verordneten: der Friede sei gebrochen, er erachte sich deshalb an die Zusage seines Vaters für umsoweniger gebunden. Die Bischöfe und Prälaten seiner Länder bestärkten ihn in seinem Vorhaben.

Unter den Katholiken lebte jetzt ein ganz anderer Geist, die Noth hatte für sie die Folge gehabt, daß nun lauter ausgezeichnete Männer an der Spitze standen: so ein Martin Brenner,¹⁾ seit 1585 als Bischof von Seckau, von seiner siegenden Beredsamkeit der „Regerhammer“ genannt, Georg Stobäus, seit 1572 Bischof von Lavant, Thomas Crön, seit 1597 Bischof von Laibach, Sonnabender, seit 1598 Stadtpfarrer zu Graz. Dazu kam die unermüdlige Thätigkeit des Jesuiten-Ordens, der bekanntlich schon seit 1572 in Graz, seit 1597 aber auch in Laibach dauernd angesiedelt war. Der Grazer Stadtrath wurde noch während der Romreise von Ferdinands Statthalter, Stobäus, geändert, indem er die bisherigen protestantischen Stadträthe durch freundschaftlich ernste Vorstellungen zur Abdankung bewog und an deren Stellen lauter Katholiken brachte. An die Prädicanten in Graz richtete Sonnabender am 13. August 1598 die Frage, wie sie es wagen könnten, im Sprengel eines andern kirchliche Verordnungen zu vollziehen. Die Prädicanten beriefen sich auf die ständischen Verordneten, und diese verwiesen den Stadtpfarrer zur Ruhe, übrigens gehöre seine Klage vor den Landtag. Ja, sie drohten, sich wegen Ruhestörung beim Landesfürsten zu beschweren. Diesen Weg schlug aber auch Sonnabender ein, und so kam die Sache an den Landesherrn.²⁾

Ferdinand holte vor allem das Gutachten des Bischofs Stobäus ein und eröffnete demselben entsprechend die Reihe seiner einschneidenden Maßregeln mit den Verordnungen gegen die Prädicanten in Steiermark, legte aber wohlweislich 300 katholische Soldaten in die Festung, und berief noch weitere 100 Musketiere aus Osterreich, um sich gegen jeden Putzsch sicherzustellen. Er erließ am 13. September 1598 einen Befehl, binnen vierzehn Tagen das Kirchen- und Schulexercitium in Graz und Judenburg abzuthun und alle Prädicanten aus den ihm eigenthümlichen Städten und Märkten auszuweisen, am 23. September einen neuen Befehl an die Grazer Prädicanten und Schullehrer, alles Predigens und Schulhaltens müßig zu gehen und bei Lebensstrafe binnen acht Tagen die Erblande zu verlassen. — Als die Gemahnten, auf den Schutz der Stände vertrauend, keine Anstalten zum Abziehen trafen, kam ihnen am 28. September der Befehl zu, „sich noch heutigen Tages bei scheinender Sonne aus I. F. D. eigenthümlichen Stadt Graz und deren Burgfrieden zu erheben“. Dem Befehl ward nun von den neunzehn Grazer Prädicanten Folge geleistet, die Prädicanten in Judenburg giengen freiwillig fort.³⁾

Schon am 30. September erließ Ferdinand ein neues Decret, wonach alle lutherischen Bürger von ganz Innerösterreich entweder katho-

¹⁾ Schuster, Fürstbischof Martin Brenner. Ein Charakterbild aus der steirischen Reformationsgeschichte. Graz-Leipzig 1898.

²⁾ Hurter, l. c. IV, p. 6—35.

³⁾ Schuster, l. c. p. 371 f. — Hurter, l. c. IV, p. 43 ff.

lich werden oder nach Zahlung des zehnten Pfennigs vom Erlös ihres Besitzes auswandern sollten.¹⁾ Nachdem der Ausweisungsbefehl in Graz und Judenburg seine Schuldigkeit gethan hatte, machte der Erzherzog einen weiteren Schritt, indem er am 22. October auch die Prädicanten und protestantischen Schullehrer von Laibach „bei scheinender Sonne“ auswies. Freilich weigerten sich die Protestanten zunächst, Folge zu leisten, doch schon in der ersten Hälfte November mußten die Prädicanten dem unbeugbaren Willen des Landesfürsten auch hier weichen.²⁾ Ein anderer Erlass vom 5. November forderte die Lehensherren geistlicher Pfründen auf, binnen zwei Monaten für sie katholische Priester vorzuschlagen; werde die Frist versäumt, so trete die Pflicht des Fürsten ein. Zugleich ward das Arbeiten während des Gottesdienstes, das Lesen sectiererischer Bücher, die Aufnahme Unkatholischer in das Bürgerrecht verboten.³⁾

Ein so energisches Vorgehen des Landesfürsten war den Innerösterreichern neu, und die Stände glaubten noch immer, diese Energie dämpfen zu können durch ebenso energische Gegenvorstellung beim nächsten Landtage in Graz, der mit Rücksicht auf den schlimmen Verlauf des Türkentrieges auf den 19. Januar 1599 einberufen ward. Der Landtag war ungemein stark besucht und die protestantischen Stände verlangten unter bitteren Klagen über die „abscheuliche Verfolgung“ sofortige Zurücknahme der Verordnungen, widrigenfalls jede Regierungsvorlage, besonders jede Geldbewilligung zum Kampf gegen die Türken verweigert werde. Die protestantischen Stände wiesen hin auf das Wort des Apostels, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, daß sie daher bei der „anerkannten wahren Religion Augsburger Confession“ verbleiben müssen, sie erinnerten den Erzherzog an seine durch „leiblich geschworenen Eid“ übernommene Verpflichtung und warnten ihn vor „fremden und friedhässigen Leuten“. Diese Sprache verfehlte diesmal ganz und gar ihren Zweck. Noch weniger imponierte dem Erzherzog der Versuch, alle drei innerösterreichischen Länder zu gemeinsamer Action in der Religionsangelegenheit zu vereinen. Als einige Mitglieder der Stände von Kärnten und Krain deswegen als angebliche „Ausschüsse und Gesandte mit Vollmachten“ in Graz erschienen, ertheilte ihnen der Erzherzog den Befehl, sofort Graz zu verlassen, und an den eben einberufenen Landtagen ihrer Heimat theilzunehmen.⁴⁾ Den steiermärkischen Ständen aber erklärte er, lieber wolle er alles und jedes verlieren, was er von Gottes Gnaden besitze, als im geringsten von seiner Meinung weichen; er forderte sie auf, als „treue Unterthanen“ über die Regierungsvorlagen zu berathen. Die Stände pro-

1) Schuster, l. c. p. 379.

2) Dimiß, Geschichte Krains, III, S. 285 ff. Laibach 1875.

3) Gurter, l. c. IV, p. 54 f. — Schuster, l. c. p. 381 f.

4) Schuster, l. c. p. 397.

testierten wieder gegen das Wort „Untertanen“, denn sie seien ja doch „Vasallen“ und ließen selbst Drohungen einfließen. Daraufhin wurde der fruchtlose Landtag von Ferdinand am 19. März auf einen Monat vertagt.¹⁾

Ver-
tagung.

Nicht besser gieng es auf den gleichzeitigen Landtagen in Kärnten und Krain. Die Kärntner verstiegen sich bis zur Erklärung: „Unsere Vorfahren haben sich Österreichs Fürsten aus freier Wahl unterworfen, deswegen steht es uns zu, einen Oberherrn zu wählen, der uns Religionsfreiheit gewähren wird.“²⁾ Recht lebhaft gieng es auch auf dem Landtag in Krain zu, der, am 13. Februar eröffnet, wiederholt vertagt, und am 25. Mai schon zum fünftenmal wieder eröffnet wurde. Beide Landtage blieben wie die Steirer hartnäckig in den Religionsfragen, bezüglich der Regierungsvorlagen gaben sie endlich nach dem Weispieler der Steirer nach.³⁾

Landtage
in
Kärnten
und
Krain.

Die zweite Periode des steiermärkischen Landtages, seit 19. April, brachte natürlich die Wiederholung der protestantischen Wünsche bezüglich der Religionsfreiheit. Ferdinand verzögerte die Antwort und verlangte die doch unbedingt nothwendige Erledigung der Regierungsvorlagen. Da nun auch die Protestanten im Ernstfalle denn doch nicht „türkisch“ werden wollten, wenn auch hie und da in der Aufregung eine ähnliche Äußerung gefallen sein mag, so wurden am 27. Mai die zur Abwehr der Türkengefahr nothwendigen Gelder bewilligt, natürlich unter der Bedingung, daß die Religionsedicte zurückgenommen werden. Als die Eintreibung der bewilligten Summen im Gange war, übermittelte Ferdinand im Juli seine vom 30. April datierte Hauptresolution den Ständen der drei Länder Steiermark, Kärnten und Krain. Scharf wird hier die unbescheidene und unberechtigte Haltung der protestantischen Stände charakterisirt, ihre Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie alle Abmachungen stets wieder verletzten. Ferdinand erklärt zum Schluß, er wolle bei seinem Entschlusse „bis in die Grube verharren“.⁴⁾ Alle Vorstellungen der Stände waren fortan fruchtlos, Ferdinand war des Wortgeflechtes überdrüssig und schritt zur unvermeidlichen, entscheidenden That.

Schluß
des
Land-
tags.

Haupt-
resolu-
tion.

Der Anfang wurde auch diesmal wieder mit Graz gemacht. Das protestantische Religions-Exercitium im „Stift“ hätte schon nach der Verordnung vom 13. September 1598 „abgethan“ werden sollen; es geschah nicht. Das Decret vom 5. November war ganz allgemein gehalten und betraf daher auch die Stände hinsichtlich des „Stiftes“; sie thaten nichts. Am 21. December 1598 ertheilte nun Ferdinand den Ständen speciell noch einmal den Auftrag, binnen zwei Monaten die Stiftskirche einem katholischen Priester zu übertragen; das Gegentheil geschah, indem die Stände während

Ferdi-
nands
Maß-
regeln
in
Graz.

¹⁾ Hurter, l. c. IV, p. 194 f. — Huber, l. c. IV, p. 343 f.

²⁾ Lebingger, Reformation und Gegenreformation in Kärnten, II, S. 22. (Gymn.-Progr. von Klagenfurt 1868.)

³⁾ Dimich, l. c. III, p. 291 f.

⁴⁾ Hurter, l. c. IV, Beilage CLXXI.

des Landtages vom Jahre 1599 wieder einen Prädicanten im „Stifte“
 Schließung des „Stifts“
 amtierend und gegen die katholische Kirche schmähen ließen. Nach neunmonatlichem Zuarbeiten forderte Ferdinand am 10. October 1599 die Schlüssel zur „Stifts“-Kirche ab, am 12. wiederholte er den Befehl — ohne Erfolg. Da ließ er am 14. October die Thüre sprengen und mit einem neuen Schloß versehen. Mochten die protestantischen Stände noch so feierlich protestieren, der Erzherzog behauptete sein — ihm damals zweifellos zustehendes — Recht.¹⁾

Refor- mations- Com- mission.
 An demselben Tage begann die einschneidende Thätigkeit der sogenannten Reformations-Commission, welche unter dem Schutze einer zur Hintanhaltung von Hohn oder gewaltsamer Widerseßlichkeit genügenden Wehrkraft alle Ortschaften durchziehen, katholische Geistliche einsetzen, die Prädicanten vertreiben, die Bethäuser zerstören, die lutherischen Bücher verbrennen und allen Einwohnern den Eid abnehmen sollte, daß sie der katholischen Religion treu sein und dem Landesherren in allem gehorchen wollten.

Allen Einwohner — nur die Stände ausgenommen — mußten vor ihr
 deren Aufgabe
 erscheinen, da sie das ganze Gemeinwesen, namentlich auch das Unterrichtswesen, zu ordnen hatte. Der geistliche Leiter der Commission sprach den Leuten freundlich und eindringlich zu, man wollte mit großer Milde vorgehen, es fand sich auch niemand, der Märtyrer werden wollte, es ist bei der ganzen Gegenreformation kein Tropfen Blut vergossen worden. Der Erfolg überstieg alle Erwartung, an vielen Orten jubelten die Bauern, daß der alte Gottesdienst wiederhergestellt sei. Die meisten Bewohner leisteten den Eid, vielen gab man Monate hiezu Bedenkzeit.

Die erste Reformations-Commission trat auf Befehl Ferdinands gerade
 am 14. October 1599 in Leoben zusammen; an ihrer Spitze stand Abt Johann von Admont und der Geheime Rath Andreas von Herberstorf, zu ihrem Schutze ward ein Fähnlein windischer und deutscher Knechte mitgegeben und mehrere hundert Schützen waren von den Stiften Admont, Neuberg und Lambrecht zu stellen. Zuerst sollte das Oberland vom Protestantismus gereinigt werden.
 und Leistung in Obersteiermark

Die Eisenerzer wollten sich zur Wehr setzen, wurden aber entmuthigt, als — für sie unerwartet — über 300 Scharfschützen von Neuberg und aus dem Pfenzthale erschienen. Eisenerz wurde katholisch, die Haupttrüdel Führer wurden nach Graz geschickt, zum Tode verurtheilt, aber wieder begnadigt. Die Commission — nun an der Spitze von 800 Mann — zog durchs Ennsthal nach Aufsee, von da über Gröbming, Schladming, Rottenmann, und durch das Falten- und Liesingthal wieder nach Eisenerz zurück, wo sie am 20. November ihren Bericht über die allorts durchgeführte Gegenreformation abfaßte und sich auflöste. — Da nun auf Anregung des Bischofs Martin Brenner, nach dem Abzug der Prädicanten aus Judenburg, durch eine landesfürstliche Commission ohne militärische Begleitung schon im März 1599 auch in Knittelfeld, Kleinlobming, Paß und Längist die katholische Ordnung wiederhergestellt ward, so war

¹⁾ Hurter, l. c. IV, p. 221 f. — Schuster, l. c. p. 420 ff.

es im ganzen Oberlande — von den Landständen abgesehen — mit dem Protestantismus zu Ende im November 1599. Nun kam die Reihe an das Unterland. Die Reformations-Commission unter militärischer Bedeckung stand unter Leitung des Fürstbischofs Martin Brenner, dem unter andern auch wieder der Geheime Rath Andreas von Herberstorff beigelegt ward. Die Commission nahm ihren Weg am 17. December 1599 von Schloß Seckau bei Leibnitz über Mureck nach Radkersburg. Die Bürgerschaft daselbst, überrascht und rathlos, gab angesichts der starken erzherzoglichen Guardia den drängenden Mahnungen des Bischofs nach; nur wenige mußten als hartnäckig ausgewiesen, fünfzehn Bürger mit Geldstrafen von 300 bis 4000 Gulden belegt werden. Anfangs Januar 1600 setzte die Commission ohne erhebliche Schwierigkeiten ihre Arbeit fort in Marburg, Pettau und Gills, zerstörte hier die besonders schöne protestantische Kirche von Sachsenfeld und kehrte über Windischgraz, Unterdrauburg, Mahrenberg und Arnfels am 29. Januar wieder nach Leibnitz zurück. Fürstbischof Martin Brenner machte sich bald wieder an der Spitze einer Commission auf den Weg, um auch die übrigen Theile Steiermarks in eigener Person entweder zu rekatholisieren oder, wo dies nicht mehr nöthig war, zu visitieren. So zog er im März und April 1600 von Graz das Murgebiet aufwärts bis zur Salzburger Grenze und durch das Rainagebiet wieder zurück. Von Ende Mai bis 17. Juni ward das oststeirische Raabgebiet durchzogen, und mit dem Besuch des ganzen Ennstales und Mürztales vom 20. Juni bis 22. Juli hatte die Reformations-Commission ihre Aufgabe in Steiermark gelöst; das Hauptland Innerösterreichs war im großen und ganzen wieder katholisch.¹⁾

und in
Unter-
Steier-
mark.

Kurzer Proceß wurde nun mit der Landeshauptstadt Graz gemacht. Auf den 31. Juli, morgens sechs Uhr, wurden sämtliche selbständige Männer des Bürger- und Beamtenstandes in die Stadtpfarrkirche berufen und nach deren Eintreffen die Kirchthüren versperrt. Bischof Martin Brenner hielt nun eine Predigt über das Lutherthum, am andern Tage unter gleichen Umständen eine andere über die heilige Communion und hierauf wurden alle namentlich vorgerufen zur Erklärung, ob sie katholisch sein oder auswandern wollten. Zwei Personen wurden sofort ausgewiesen, andere erst nach bestimmten, vielfach auf sechs Wochen ausgedehnten Terminen. Unter den 115 Ausgewiesenen war diesmal auch der im Jahre 1598 ausdrücklich ausgenommene landschaftliche Lehrer Johann Kepler. Die Hälfte der Grazer erklärte sich sofort als katholisch, die andern nach kurzer Bedenkzeit. Die keplerischen Bücher wurden meist sehr gern ausgeliefert und etwa 10.000 am 8. August am Fuße des Schloßberges vor dem Paulusthore feierlich verbrannt.²⁾

Re-
katholi-
sierung
von
Graz.

Re-
katholi-
sierung
von
Graz.

Nun kam die Reihe an Kärnten. Schon am 1. Juni 1600 hatte der Erzherzog den Ständen von Kärnten die Einstellung des protestantischen Religionsexercitiiums und Ausweisung der Prädicanten befohlen. Man gehorchte nicht. Ein neuer Erlass vom 13. August forderte sofortige Folgeleistung — vergeblich.

Re-
katholi-
sierung
von
Kärnten

¹⁾ Schuster, l. c. p. 422—465.

²⁾ Ibid. p. 465—479.

Nun griff Ferdinand ein. Am 28. August 1600 zog die Reformations-Commission unter Martin Brenner von Graz das Murthal hinauf und über den Ratschbergpaß nach Gmünd in Kärnten. Kreuz und quer wurde nun Kärnten durchzogen und überall ohne Schwierigkeit die katholische Religion wieder hergestellt. Zuletzt blieb noch Klagenfurt, das Wiene machte, Widerstand zu leisten, im entscheidenden Augenblicke aber am 11. November doch die Commission sammt den erzherzoglichen Truppen aufnahm. Die Predigten des Bischofs Martin am 12. und 13. November wirkten jedoch wenig, die Bürgerchaft blieb protestantisch, wenn auch das protestantische Religionsexercitium abgeschafft und nur die katholische Kirchenordnung zugelassen wurde. Erst im Jahre 1604, als Bischof Martin ohne Militär in Klagenfurt wieder erschien und seit 5. April durch vier Monate unermüdet thätig war in öffentlichen Predigten und privater Belehrung, wurden auch die Klagenfurter katholisch mit Ausnahme von etwa einem Siebentel der ganzen Bürgerchaft. Zur Festigung des Katholicismus wurde noch im Juli 1604 ein Jesuiten-Collegium gegründet.¹⁾

und
Krain.

Nun war noch Krain übrig. Der landeskürstliche Befehl vom 22. October 1598 hatte natürlich zunächst keinen Gehorsam, sondern eine Flut von Beschwerden, selbst Drohungen zur Folge. Doch Ferdinand ließ sich nicht einschüchtern und die Festigkeit der Krainer Stände wurde durch die Fortschritte der Rekatolisierung Steiermarks doch erschüttert. Vom Januar bis April 1600 räumten die Prädicanten der Reihe nach das Land und im December 1600 begann auch hier eine Reformations-Commission unter dem Laibacher Bischof Thomas Ördn ihre Thätigkeit in der gleichen Weise, wie in Kärnten und Steiermark. Im allgemeinen fand die Commission wenig Widerstand im Lande, nur Laibach trogte eine Zeitlang; erst im April 1601 war die Bürgerchaft auf den Katholicismus vereidigt, etwa sechzehn Personen mußten ausgewiesen werden. Einzelne Protestanten, zumal solche, welche den katholischen Eid geleistet haben, jedoch heimlich noch immer dem Lutherthum anhiengen, gab es freilich noch jahrelang sowohl in Laibach als auf dem Lande; der Protestantismus als solcher aber war doch vernichtet.²⁾

Re-
katholi-
sierung
des
Adels.

Die Adelligen Innerösterreichs waren bisher von den landeskürstlichen Rekatolisierungs-Decreten noch immer ausgenommen. Wollte aber Ferdinand dem Wiederaufleben des Protestantismus vorbeugen, so mußte er darauf hinarbeiten, daß auch der Adel katholisch werde. Er erreichte dies auf Umwegen, indem er 1601 und dann noch einmal am 12. September 1602 den Befehl gab, daß alle Prädicanten sammt den „Schulhaltern und Adhärennten“ alle seine Länder bei Verlust des Lebens auf ewig meiden müssen, und daß niemand denselben Unterstand geben dürfe. Nun mußten auch die bisher von den protestantischen Herren und Rittern gehaltenen Prädicanten weichen. Da nun die protestantischen Herren und Ritter den protestantischen Gottesdienst in benachbarten Ländern besuchten, so erfolgte im Juli 1603 ein neues Decret, wodurch dieses bei Strafe von fünfzehn Mark Goldes verboten wurde. Die Proteste der Betroffenen, deren Drohung mit der Opposition auf

¹⁾ Lebinger, l. c. II, p. 27 ff. — Schuster, l. c. p. 480—495. — Huber, l. c. IV, p. 348 ff.

²⁾ Huber, l. c. IV, p. 350 ff. — Dimich, l. c. III, p. 285 ff., 309 ff., 331 ff.

den Landtagen und mit der Auswanderung, ihre Verbindung mit den protestantischen Reichsständen und ihre Appellation an den Kaiser erschreckten Ferdinand nicht. Als dieser gar selbst Kaiser wurde (1619) und in der ersten Periode des dreißigjährigen Krieges übergewaltig dastand, mußte der protestantische Adel Innerösterreichs sich klar sein über die Fruchtlosigkeit weiteren Widerstandes. Manche wanderten daher schon 1624 aus, die übrigen mußten sich im Jahre 1628 auf landesherrlichen Befehl entschließen, katholisch zu werden oder auszuwandern. Viele wählten das letztere.¹⁾

Katho-
lisch
werden
oder
aus-
wandern.

Die Zahl der Auswanderer im allgemeinen ist nicht groß, ihre Klagen aber hallen noch in den Geschichtsbüchern fort. Vergessen wir aber nicht, daß die Protestanten in der Steiermark ihr Schicksal selbst hervorgerufen haben, und daß all dies in einer Zeit geschah, in der als Recht galt: „Wem das Land gehört, der hat auch zu bestimmen, welche Religion in demselben bestehen darf (Cajus regio, ejus religio)“, und hören wir auf, einen Mann zur Tyrannenfigur zu stempeln, der nur im ernstesten Gefühl seiner schweren Pflicht gegen das Land und der Verantwortlichkeit gegen Gott gehandelt hat! In der Zeit, in welcher die Steiermark kirchlich und somit politisch wieder geeinigt ward, ohne alles Blutvergießen, sind allein in England hunderte von Katholiken ihres Glaubens wegen hingerichtet worden,²⁾ und mußte der Bürgermeister von Stockholm auf dem Schafott sterben, weil er einem katholischen Priester in der Nacht Obdach gegeben hatte.

Berechti-
gung

Die Gegenreformation in Innerösterreich hat ihre welthistorische Bedeutung; der junge Erzherzog lenkte durch seine Kühnheit und Festigkeit, durch den Erfolg die Blicke der katholischen Partei von ganz Europa auf sich, er ward der Gegenstand ihrer Hoffnungen und feurigsten Wünsche. Und wie Ferdinand in Innerösterreich, so verfuhr Albrecht V. in Niederbayern, Rudolf II. in Osterreich. Die Katholiken hatten wieder Selbstzuversicht. Mit Recht sagt Ranke: „Es war eine unermessliche Reaction — wie der Protestantismus vorgebrungen war, so ward er auch zurückgeworfen.“

und
Be-
deutung
der
Gegen-
reforma-
tion.

Der heil. Philipp Neri und sein Orden der Oratorianer.

Aber in Hervorbringung des Jesuiten-Ordens war die Kraft der Kirche in jener Zeit nicht erschöpft, noch andere eigenthümliche Körperschaften entstanden. „Die Heiligen“, sagt ein Engländer, „gleich den Sternen des Himmels, alle leuchten, aber nicht alle mit dem gleichen Lichte; der Strahl der Gnadensonne bricht sich in verschiedenen Farben.“ Bei Ignatius staunt man zunächst über die Willensstärke, bei seinem Orden über die Großartigkeit des Zieles und der Erfolge. Mit ihm vertraut und in häufigem Verkehr war ein anderer Ordensstifter, an dem vor allem die Charitas auffällt,

Neue
Orden.

¹⁾ Schuster, l. c. p. 509—529. — Huber, l. c. IV, p. 352 f.

²⁾ Spillmann, Die englischen Märtyrer unter Elisabeth.

die christliche Herzensfreudigkeit, die Freundlichkeit, Milde und Güte, eine brennende Liebe zur ewigen Liebe. Das Herz Philipps von Neri überschwoll von Liebe. „Gott,“ sagte er oft, „wenn du, während du so liebenswürdig und liebevoll bist, von uns geliebt werden wolltest, warum hast du uns nur ein einziges Herz gegeben und ein so kleines.“ — Liebe soll das Band der Verbrüderung der Oratorianer sein; der Zusammenhang, bei den Jesuiten wie eisern, ist hier locker. — Der Ordensstifter selber wird vom gelehrten Theiner für eine der seltensten und großartigsten Erscheinungen erklärt, welche die Kirche aufzuweisen hat.

Philipp
Neri.

Ent-
wickelung

Philipp Neri,¹⁾ geboren zu Florenz am 21. Juli 1515, erhielt seine ersten Anregungen von Anhängern Savonarolas und gestand später selber, er verdanke den Vätern von San Marco alles, was in seiner Jugend Gutes an ihm war. Als es sich darum handelte, Savonarolas Predigten als kezerisch zu verurtheilen, zeigte sich Neri als treuen Verehrer. Reichgebildet, liebenswürdig in leiblicher und geistiger Schöne, faßte Philipp schon als Jüngling den Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Das Angebot eines reichen Oheims, an den er im achtzehnten Jahre nach San Germano geschickt wurde, um die Handelskassa zu üben, ihm sein ganzes Vermögen zu hinterlassen, wenn er sich für die Welt ausbilde, machte keine Wirkung. Der zweijährige Aufenthalt im Königreich Neapel bei San Germano gab ihm Gelegenheit, in der Nähe von Monte Cassino der Betrachtung einer großen Natur und der Erforschung seiner selbst zu leben. Im zwanzigsten Jahre begann er in Rom mit glänzendstem Erfolg das Studium der Philosophie und Theologie; seine Bedürfnisse waren dabei gering, er erhielt sich vom Unterricht, er verweilte am liebsten in den Katakomben. Ein Dominicaner sagte von ihm: Philipp sei ein großer Heiliger, er habe ein ganzes Jahrzehnt, mit Bußübungen beschäftigt, in den Gewölben von San Sebastiano zugebracht.

Monte
Cassino.

Hier kam nach langen inneren Kämpfen am Vorabend des Pfingstfestes 1544 eine Erscheinung und so wunderbare Tröstung über ihn, daß er, um nicht vor Entzücken zu sterben, sich unter die Menschen begeben mußte. Wonach er lange dunkel gerungen, das ward ihm jetzt klar. Im Geiste Benedicts wollte er erringen, was Savonarola angestrebt: — Wiederherstellung, Erneuerung des Geistes der alten Kirche, ohne das stürmische Auftreten des Mönches von Florenz, ohne für sich selbst die Ehre eines Ordensstifters und Glanz bei der Nachwelt zu verlangen, ohne seine Genossen durch ein Gelübde für ihr ganzes Leben zu binden. — Das einzige Band sollte der Geist der Liebe sein.

Confraternità
della
Trinità.

1548 gründete er die Bruderschaft der heiligen Dreieinigkeit zur Versorgung der nach Rom Wallfahrenden und für die Genesenden. Mild-

¹⁾ Gallonius. Vita Philippi Nerii. Mog. 1602. — Historisch-politische Blätter, Bd. XXII, S. 620—632, 697—708, 762—769. — Bacci. Vita di Philippo Neri. Roma 1886. — Capececiattro, Der heil. Philippus Neri, deutsch von Dr. Lager. Freiburg 1886. — Über die Oratorianer s. Heimbucher, l. c. II, p. 341 ff.

thätige Menschen unterstützten ihn, daß er ein großes Hospital für arme Pilger bauen konnte, in dem Millionen und Millionen schon Pflege fanden. 1551 wurde Philipp Priester, 1556 vereinigte er sich mit einigen ausgezeichneten Jünglingen zu einer Congregation zur Ausübung der Werke der Liebe, zur Reform des Clerus und Volkes; Oratorianer nannte er sie, weil sie vorzugsweise auf das Gebet sich gründen sollte.

Orato-
rium.

Republikanisch ist die Verfassung. Jedes Mitglied ist dem andern gleich. Der Superior ist nur der Ehre nach der erste und auf drei Jahre gewählt. Vier Mitglieder stehen ihm als Rätthe für Leitung der inneren Angelegenheiten zur Seite, auch sie sind nur auf drei Jahre gewählt und, wie die Mitglieder durch kein Gelübde aneinander gebunden sind, so stehen auch die einzelnen Häuser ohne Verband sich gegenüber. Nur der Geist der Liebe soll sie zusammenhalten, sie können jeden Augenblick austreten und doch sind Austritte selten. Welch gute Folgen hatten diese Vorträge im Oratorium!

Orato-
rium.

Baronius erzählt: „Gott hat es so gefügt, daß in unserer Zeit zu Rom nach dem Muster der apostolischen Versammlungen die Art der gegenseitigen Erbauung durch Unterredung über göttliche Dinge in bedeutendem Maße wieder hergestellt worden ist. Das ist geschehen durch den ehrwürdigen Vater Philippus Neri, einen Florentiner von Geburt, der als ein geschickter Baumeister den Grund zu dem Werke gelegt hat. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß diejenigen, welche Verlangen nach christlicher Vollkommenheit trugen, fast täglich zum Oratorium kommen sollten. Nachdem sie da zuerst still betend sich eine Weile gesammelt hatten, las einer von den Brüdern aus einem Erbauungsbuch eine Stelle vor und der genannte Vater begleitete die Lesung mit eingestauten Erklärungen. Zuweilen ersuchte er einen von den Brüdern, seine Meinung über diesen oder jenen Punkt zu sagen, und dann wurde die Unterhaltung gesprächsweise fortgeführt. Danach befahl er einem, von einem erhöhten Sitze aus, in einfacher Sprache und schlichter Darstellung über einen Abschnitt aus dem Leben der Heiligen sich zu verbreiten. Ihm folgte ein zweiter mit einem nicht weniger schlichten Vortrag über einen andern Gegenstand; ein dritter endlich sprach über Kirchengeschichte. War alles beendigt, so wurde ein geistliches Lied gesungen, noch einmal eine kurze Zeit gebetet und so geschlossen. Nachdem diese Ordnung festgestellt und vom Papste genehmigt und bestätigt worden war, schien es, als ob die schöne Zeit der apostolischen Versammlungen, soweit die Zeitumstände es erlaubten, wieder ins Leben getreten sei.“ Auch mit Ignatius kam Philipp in Rom häufig zusammen, mit ihm hat er das ernste Dringen auf innere Frömmigkeit und das Mißtrauen gegen äußere Übungen und das Streben gemein, die Kirche mitten in die Welt hineinzusetzen. Dankbar sagte er eines Tages zu einigen Jesuiten: „Ihr seid Kinder eines großen Vaters. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet, denn von eurem Meister habe ich des inneren Gebets pflegen gelernt.“

Einen bescheideneren Menschen als Philipp konnte man sich kaum denken. Wenn Fremde ihn zu sehen verlangten, brachte es ihn in die schmerzlichste Verlegenheit. Im Verborgenen Gutes zu wirken — war seine Neigung. Seine Mittel, zu wirken, waren die allereinfachsten. Nie hat jemand äußeren Pomp mehr geschaut. In seiner Rede war er fern von jeder Heftig-

Philipp
Neri.

keit und verletzenden Strenge: er predigte nicht eigentlich, sondern unterhielt sich freundschaftlich mit seinen Zuhörern, aber in der herzgewinnendsten Weise, so daß diese oft erstaunt ausriefen: „Vater Philipp zieht die Seelen an sich, wie Magnet das Eisen.“

Er donnerte nicht wie Savonarola gegen Kirchenpracht, er hatte den Grundsatz: gewinnt nur erst die Religion tief im Herzen Platz, so kann man solche Dinge ihrem eigenen Schicksal überlassen; aber er wirkte noch mehr in solchen Dingen durch seinen heiteren Ton und erbitterte nicht. Der Geist der Liebe entflamnte seine Genossen und entflamnte seine Zuhörer. Hohe wie Niedere, Gelehrte und Künstler wie Handwerker suchten Rath bei ihm, als Seelenarzt wirkte er einzig. Alles drängte sich zu seinem Beichtstuhl, in dem er oft vom Grauen des Tages an bis tief in die Nacht hinein saß. Noch an seinem Todestage saß er von Früh bis zum Abend in dem Beichtstuhle und nahm nach dem Abendessen noch seinen Brüdern das Bekenntnis ab. Unzählige hat er aus einem verkommenen Leben gerettet, mit Kindern, die er oft zum Spielen hinausführte, ein Kind, für Staatsmänner und Cardinäle ein geistiges Orakel.

Drato-
rium.

Ein Zeitgenosse erzählt: „Ich gehe zum Oratorium, wo Tag für Tag sehr schöne Vorträge gehalten werden über das Evangelium, über Tugenden und Laster, über Kirchengeschichte oder über das Leben der Heiligen. Hochgestellte Männer besuchen dieselben, Bischöfe, Prälaten und andere Würdenträger. Die Vorträge werden gehalten von Geistlichen, die durch ein musterhaftes Leben sich auszeichnen. An ihrer Spitze steht ein gewisser Vater Philipp, ein ehrwürdiger, sechzig Jahre alter Mann, der für ein Orakel gilt, nicht bloß in Rom, sondern in den fernsten Theilen von Italien, Frankreich und Spanien, so daß viele bei ihm sich Rath zu erholen kommen; er ist in der That ein zweiter Thomas von Kempen oder Tauler.“ Ein anderer meint: „Inmitten der Denkmäler des Alterthums, der stolzen Paläste und Höfe so vieler erlauchter Herren, glänzte mir der Ruhm jenes vortrefflichen Mannes in alles überstrahlendem Lichte.“

Wissen-
schaft.

Für Kunst und Wissenschaft wurde das Oratorium bedeutsam. Um die Jugend den Theatern zu entziehen, eröffnete Neri sein Oratorium für heilige Musik; um schlüpfrige Romane zu verdrängen, veranstaltete er die Abfassung des Lebens der Heiligen. Er gab einem seiner Schüler den Auftrag, die Kirchengeschichte zu schreiben, einem andern, die Märtyrer-Acten und christlichen Alterthümer zu erforschen, die Werke der Väter herauszugeben. Aus seiner Schule giengen Baronius, Raynald, Aringhi, Gallandi, Vossio, der Columbus der Katafomben, Saccarelli hervor — die größten Gelehrten.

Nicht mit Unrecht sagt ein neuerer Dichter:

„Schöneres doch wird nichts gesehen,
Als, wenn die zusammen gehen,
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.“

Die Einfachheit und Innigkeit der alten Zeiten, daneben freie Entwicklung aller Fähigkeiten in Liebe, die Kirche in der Welt, das war das Ziel, das dem

Heiligen in seiner langen, gesegneten Wirksamkeit vorschwebte.¹⁾ Philipp starb am 26. Mai 1595; 1622 wurde er heilig gesprochen, 1575 hatte Gregor XIII. seine Congregation bestätigt.

In Frankreich war besonders die Nachwirkung seines Lebens groß. Pierre Berulle stiftete 1611 eine Verbindung von Priestern als Väter vom Oratorium Jesu. Der Geist der Kirche sollte der Geist der Stiftung, ihre Regel sein. Sie sollten kein anderes Gelübde ablegen, als das der Taufe und des Priesterthums, kein anderes Band sie verbinden, als das der Liebe: sie wirkten gleich vortheilhaft für den Unterricht des Volkes, wie für die Pflege der Wissenschaft.²⁾ Die Sitten wie die Gedanken des Clerus hoben sich. Er betrieb mit Eifer das Studium der Classiker, wie das der Kirchenväter. Die kirchliche Beredsamkeit insbesondere nahm einen hohen Schwung. Philipp Neri war stets mißtrauisch gewesen gegen das, was die Welt Beredsamkeit hieß. Er hatte einen seiner Schüler in einer pomphaften Predigt unterbrochen und gezwungen, die Kanzel zu verlassen. Auch in Frankreich verschwand jetzt der falsche rhetorische Schmuck von der Kanzel und eine einfache, aber gedanken- und schwungreiche Art der Rede wurde jetzt Ton.

Pierre
Berulle.

Die Regierungsform des Ordens ist rein republikanisch. Die einzelnen Häuser sind von einander ganz unabhängig. Der Superior jedes Hauses, auf drei Jahre gewählt, ist nur der erste der Ehre nach, hat aber alle Pflichten wie der geringste der Brüder zu erfüllen. Der Tisch ist gemeinschaftlich, die Mitglieder haben aber einen geringen Beitrag dafür monatlich zu zahlen. Der Orden gibt nur die Wohnung. Die Oratorianer leisten Pfarrdienste und leben der Wissenschaft. Der Bischof der Diocese, in welcher ein Haus ist, ist der Obere, der Wächter des Hauses, kann aber in die Ordensregeln nicht eingreifen. Die gesegbende Gewalt ruht in der Congregation. Die Verbindung ist locker, aber der Orden ist von den Mitgliedern geliebt. Zum Beweis möge Baroniüs dienen.³⁾ Er war einer der ersten Schüler Philipps. In seinem Auftrage hatte er siebenmal die ganze Kirchengeschichte von der Geburt Christi bis auf seine Zeit vorgetragen, er ist ein Historiker von riesigem Wissen und von der höchsten Wahrhaftigkeit. Sein Ruhm verbreitete sich schnell,

Ber-
fassung.

Baro-
nius.

¹⁾ Sehr schön charakterisiert Bossuet diesen Orden in seiner „Oraison funèbre du P. Bourgoing“: „Une sainte liberté fait un saint engagement; on obéit sans dépendre, on gouverne sans commander, toute l'autorité est dans la douceur et le repentir s'entrelient sans le secours de la crainte.“

²⁾ Cersi. Eloge de Berulle. Paris 1646. — Heimbucher, l. c. II. p. 347 ff.

³⁾ Casar Baroniüs ist geboren 1538 zu Sora im Königreiche Neapel, studierte in Neapel und Rom, wurde 1598 der Nachfolger Philipps von Neri und bald darauf Cardinal und Bibliothekar des Vaticanus. Den Reichthum, die Klarheit seines Wissens, die gewandte Art der Darstellung machen seine „Annales ecclesiastici a Christo nato ad annum 1198“, 12 voll., zu einem der wichtigsten Quellenwerke. Seine „Monarchia Sicula“ durfte auf spanischem Gebiete nicht gedruckt werden. Er starb 30. Juni 1607 an einer Magenkrankheit, die er sich durch sein angestrengtes Studiren zuzog. Der Ruf der Heiligkeit folgte ihm ins Grab. Er heißt der Vater der Kirchengeschichte, seine Leistungen sind ersaunlich. Sein riesiges Hauptwerk schrieb er dreimal ab und verbesserte es. Auf die Frage eines Bischofs, wie viele Secretäre er verwendet habe, gab er zur Antwort: „Ich allein habe die Kelter getreten“. Dabei saß er jeden Tag zur Veichte, predigte dreimal in der Woche, war eifrig in der Krankenpflege und verrichtete im Hause die niedrigsten Dienstleistungen.

aber Philipp fürchtete, daß er eitel werde, und suchte ihn abzutöden. Der Papst hatte ihm Geld gegeben zur Herausgabe seiner „Annalen“, auf einmal verlangte aber Philipp dieses Geld von ihm, um die Ausgaben des Hauses zu bestreiten. Baronius kam nun in die Lage, da er selber kein Geld hatte, entweder auf die Herausgabe seines Werkes zu verzichten, dem er doch so viel Mühe gewidmet, oder die Congregation zu verlassen. Lange rang er im Eeelenkampfe, zuletzt stürzte er sich dem Heiligen zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, daß er nicht sogleich seinen Willen befolgt, und bot ihm das wenige Geld an, das er besaß. Weiter entgegnete Philipp: „Du hast alles gethan, was ich wollte; ich verlange nichts von deinem Gelde, aber lerne ein andermal, dich bereitwilliger dem Gehorjam zu unterwerfen.“ Solch eine unbedingte Macht hatte Philipp über seine Schüler, sie verehrten ihn alle als ihren geistigen Vater, sie waren alle überzeugt, daß er in ihrem Herzen lese, daß er die Gabe der Weissagung, daß er den Blick in die Ferne habe. Einer vergleicht ihn mit Sokrates: er habe alle Dinge dieser Welt verachtet, jedes Laster gehaßt, jede Tugend eifrig gepflegt, Demuth nicht bloß in Worten gelehrt, sondern mit dem Beispiele, und alle Nebenmenschen mit dem zärtlichsten Mitleid umfaßt. — Ein anderer erzählt, es sei kein Mensch von seinen Mitmenschen mehr geliebt und verehrt worden. Der Orden übte schnell in Italien eine glänzende Wirksamkeit.

Die heil. Theresia und die Reform des Karmeliter-Ordens.

Auch die Frauen sollten beitragen zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Kirche und auch hier sollte aus Spanien einer der edelsten Sterne aufleuchten — eine Frauengestalt groß und einzig wie Jeanne d'Arc, ein Wesen so voll göttlicher Liebe, als nur ein menschliches Herz umspannen kann, ein Geist fein und tief, daß man in ihren Schriften Thomas von Kempen und Tauler wieder erstanden glaubt, wir meinen die heil. Teresa de Jesu oder Tereja de Cepeda y Ahumada. Berufen, andere auf dem Wege zur Vollkommenheit zu leiten, hat sie selber mit der Offenheit und Selbstklarheit wie ein heil. Augustinus ihre eigene Entwicklung geschildert.

Teresia
de Jesu.

Jugend.

Sie war geboren zu Avila in Alt-Castilien am 28. März 1515. Ihr Vater war ein Ritter aus altem Geschlecht, ihre Mutter eine schöne und hochsinnige Frau. Ein frommer edler Sinn herrschte in ihrem Hause. Bei dem sechsten Kinde unter zwölf, der heil. Teresa, war auch der Sinn nach dem Unendlichen früh rege. Mit ihrem Lieblingsbruder las sie oft die Legenden und wurde zu solcher Begeisterung entflammt, daß beide allen Ernstes den Voratz faßten, aus der Heimat zu entfliehen, um bei den Mauren im Bekenntnis des Christenthums die Märtyrerkrone zu erwerben. Sie flohen wirklich, stießen aber auf dem Wege auf ihren Oheim, der die jugendlichen Schwärmer in das Vaterhaus zurückbrachte. Es blieb ihnen jetzt nur noch die Freude, im Garten bei ihren Spielen das Leben von Einsiedlern nachzuahmen. In dieses fromme Jugendleben griff auf einmal der Tod störend ein, — Terejas Mutter starb. Die zwölfjährige Waise warf sich im ersten Schmerze vor einem Madonnenbild nieder und bat unter heißen Thränen die Jungfrau, fortan ihre Mutter zu sein. Jetzt mehr sich selbst überlassen, erhielt sie von ihren Gespielen Rittergeschichten mitgetheilt und

wurde eine leidenschaftliche Bewunderin dieser in jener Zeit so beliebten poetischen Hervorbringungen. Sie sieng selber an, eine Heldengeschichte im Geiste des Romane. „Amadis“ zu schreiben und wurde mit ihrem Werke, das von allen, die es lasen, gelobt wurde, in wenigen Monaten fertig. Sie erzählt selber, wie dieses süße Gift auf sie wirkte, wie sie eitel, gefallsüchtig, vergnügungssüchtig wurde und an galanten Gesprächen ihrer jugendlichen Verwandten Gefallen fand. Doch muß bei dem Bekenntnisse ihrer Fehler ins Auge gefaßt werden, was ihr Beichtvater sagt: „Ich habe oft mit Personen gesprochen, die sie genau kannten, und es stellt sich mit der äußersten Gewißheit heraus, daß die Sünden, welche sie mit so heißen Thränen bereute, bloß in ihrem freundschaftlichen Umgang mit Männern bestanden, obgleich demselben weder in der Welt, noch im Kloster je von ihrer Seite sündhafte Schwachheit beigemischt war.“ — Die feinsühlige Hahn-Hahn sagt mit Recht hierüber: „Theresia schrieb nach ihrer Bekehrung, denn man belehrt sich nicht nur vom Schlimmen zum Guten, sondern auch vom Guten zum Besseren, ja zum Allerbesten. Und da gieng es ihr wie dem heil. Borromäus, der so hoch in der Selbsterkenntnis stieg, daß er täglich zweimal beichtete: dermaßen drückte ihn die Last seiner Sünden. Dies kam daher, daß er sich selbst nicht an der menschlichen Unvollkommenheit, wohl aber an der unendlichen Vollkommenheit Gottes maß und das göttliche Ebenbild, das seiner Seele aufgeprägt war, in voller Schönheit herzustellen suchte. Weil er so häufig das Sacrament der Buße empfieng, wird man den heil. Borromäus ebensowenig für einen großen Sünder halten, als die heil. Tereja, weil sie über ihre Sünden so jammert.“ Und das Urtheil der Auditoren der Rota lautet: „Teresa übertreibt in der tiefen Demuth ihrer Seele ihre Fehler.“ Selbst-
anfrage.

Der Vater entdeckte bald das oberflächliche Treiben und machte ihm dadurch ein Ende, daß er die Tochter in ein Nonnenkloster that. Ihr Geist war noch so weltlich, daß sie, wie sie erzählt, die ganze Passionsgeschichte durchlesen konnte, ohne eine Thräne zu vergießen. Aber der Sinn für das Ideale, das Verlangen nach dem höchsten Gute ließ ihr doch keine Ruhe und kein Gefühl des Glückes. Nach langen Schwankungen kam sie zur Erkenntnis, daß man das Höchste nur mit Opfern erreichen könne, und eine Krankheit, in die sie damals verfiel, bekräftigte diese Anschauung und führte sie zuletzt zum Siege. Sie erklärte dem Vater ihren Wunsch, Nonne zu werden, was er ihr aber lange verwehrte; zuletzt verließ sie heimlich das elterliche Haus, um sich 1534 im Kloster der Karmeliterinnen zu Avila einkleiden zu lassen.

Achtundzwanzig Jahre lebte sie in diesem Kloster, in welchem jedoch nicht die ursprünglich strenge, sondern die vom Papste Eugen IV. gutgeheißene, mildere Ordensregel beobachtet wurde. Theresia fühlte sich anfänglich glücklich. Eine Krankheit brachte sie dann auf einige Zeit wieder in die Nähe ihres Vaters und ihrer Verwandten. Gute Bücher steigerten ihre religiöse Innigkeit, im Gebet fand sie eine namenlose Wonne. Sie genas von ihrer Krankheit und kehrte ins Kloster zurück, fühlte sich aber bald von neuer Gefahr bedroht. Weltleute konnten durch das Sprachgitter mit den Nonnen verkehren, so mußten Weltlust und Weltgeist eindringen. Viele kamen, mit Tereja zu sprechen, durch ihre Armuth und ihren Im
Kloster.

Geist gefesselt, und dieses Gefallen gefiel ihr, sie hatte Freude daran, daß man sie ehrte und liebte. Aber ihr idealer Sinn, ihr feines Gefühl warnte sie bald. Als sie einmal sich sympathisch von einem Besucher angezogen fühlte, kam ein Gesicht über sie; sie sah den Herrn zürnend über ihren allzuhäufigen Umgang mit Weltleuten. Sie vergoß Thränen darüber, daß sie treulos gegen Gott sich von einem seiner Geschöpfe fesseln ließ. Der Tod ihres Vaters beschleunigte diese Krisis. Das schmerzliche Bekenntnis dieses frommen Mannes, daß er Gott nicht genug gedient habe, wirkte erschütternd auf sie. Sie hat jetzt seinen Beichtvater, auch die Leitung ihrer Seele zu übernehmen und die quälende Unruhe ihres Herzens zu beschwichtigen. Der Anblick eines Ecce-homo-Bildes und das Lesen der Bekenntnisse des heil. Augustinus vollendeten diese innere Krisis.

Bekenn-
rung.

Tereza brach vollständig mit der Welt, um nur an das Heil ihrer Seele zu denken. Bald hatte sie Gesichte und eine Glut der Liebe, die an die Worte des heil. Bonaventura erinnern: „Diese Gabe ist mystisch und sehr geheimnißvoll und niemand kennt sie, außer wer sie empfängt; niemand empfängt sie, außer wer sich nach ihr sehnt; niemand sehnt sich nach ihr, außer der, den das Feuer des Heiligen Geistes, welches Christus auf die Erde sandte, im Innersten entflamnte. Und fragst du, wie dieses geschieht, so sage ich dir: frage die Gnade, nicht die Wissenschaft; frage die Sehnsucht, nicht den Verstand; das Scuzzen des Gebetes, nicht die Bücher; den Bräutigam, nicht den Lehrer; Gott, nicht den Menschen. Frage nicht das Licht, frage das Feuer, das dich durchflammt und dich durch die glühendste Liebe in Gott überführt. Gott selbst ist dieses Feuer.“ — Die Gesichte mehrten sich, sie schildert dieselben mit einer Anschaulichkeit, welche die Tiefe ihres Gemüths und die Kraft ihrer Phantasie gleich sehr bewundern lassen. Aber waren diese Gesichte von Gott oder vom Bösen? In der Sorge hierüber frug sie Beichtväter und sie kam nicht immer in geschickte Hände. Einer oder der andere gab ihr den Rath, gegen diese außerordentlichen inneren Zustände und Erlebnisse, als gegen trügerische Vorspiegelungen des Satans anzukämpfen. Ein anderer hieß sie durch strengere Ascese sich läutern, und sie geißelte und fastete sich mit einem einzigen Gehorsam. Erst Franz Borgia weisheitete sie und Petrus von Alcantara, ein geübter Meister inneren Lebens, erklärte ihr, daß sie auf einem sicheren Wege wandle, und blieb ihr Freund und Vertrauter.

Franz
Borgia.Petrus
von Al-
cantara.

Und jetzt kam Ruhe und Zuversicht über sie und der Drang, auch andern mitzutheilen, was sie beseligte, und der Trieb, das Klosterleben, das ihrer idealen Anschauung nicht entsprach, nach strengeren Grundsätzen zu gestalten. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatte sie hier zu kämpfen! Mit Verleumdungen, mit Haß, Neid und Unwissenheit. Doch ihre Begeisterung, ihre Standhaftigkeit, ihre Klugheit siegten über alles. 1562 entstand das erste Kloster nach ihrem Sinne in Avila und bei ihrem Tode bestanden nicht nur 17 Frauenklöster nach ihrer strengen Verbesserung, sondern auch auf 15 Mannsklöster war ihre Form übergegangen. Tereza starb in der Nacht vom 4. auf den 5. October 1582, in derselben Nacht, mit welcher der neuverbesserte Kalender begann, daher ihr Fest — sie wurde 1617 selig, 1622 heilig gesprochen — auf den 15. October fällt. Papst Gregor XV. sagt in der Canonisations-Bulle: „Sie hat mit Herrlichkeit sich selbst überwunden durch stete jungfräuliche Reinheit und die Welt durch wunderbare Demuth. Der Herr hat sie mit der Gabe des Verstandes erfüllt, so daß sie nicht nur das Beispiel guter Werke in der Kirche hinterließ, sondern auch mit dem Regen himmlischer Weisheit tränkte.“

Eine heilige Blut weht in ihren Schriften, sie gehören in das Gebiet der mystischen Theologie. Die Einigung der Seele mit Gott ist ihr steter Vorwurf. Ein erhabener Flug des Geistes durchzieht diese Schriften, profaische wie poetische, die sie uns hinterlassen hat, und ein Calderon wäre in Spanien schwerlich entstanden, wenn nicht eine heil. Teresa vorausgegangen wäre!

Schrift-
ten.

„Sie schrieb, höherer Eingebung vertrauend, mit einer Sicherheit, die fast immer feierlich und achtungsgebietend ist, und manchmal gerade durch ihre Kühnheit und Ungezwungenheit sogar fließend und anmuthig wird: sie besaß mannigfaltige Gaben und ihr Begriffsvermögen war sehr scharf. Sie sagte jedem in ihren Briefen etwas, was gerade für den Anlaß sich eignet, um den sie befragt wurde. Das ist wahrlich keine leichte Aufgabe für eine Nonne, die seit sieben- undvierzig Jahren in Zurückgezogenheit von der Welt gelebt hat und deren Rath in diesem Zeitraum begehrt wurde von Bischöfen, von weisen, geschickten Staatsmännern, wie Diego de Mendoza, von Männern von Genie, wie Louis de Granada, von Männern, die in großer Betrübniß oder Gefahr waren, und endlich von Frauen in den gewöhnlichen Ereignissen des Alltagslebens.“¹⁾

Die Reichsstände Spaniens wählten sie 1617 und 1626 neben dem heil. Jakob zur Schutzheiligen und zur Vertheidigerin Spaniens. 1812 bestätigten die Cortes in Cadix diesen Beschluß.

Die Ordensregel ist sehr streng, der Gehorsam unbedingt, die Armut vollständig, die Büßungen hart, die Kleidung aus geringen Stoffen. Gehilfe war ihr im Unternehmen der Mönch San Juan de la Cruz oder Johannes vom Kreuze (1543—1591), tiefsinnig als mystischer Schriftsteller, als Dichter ein christlicher Bindar, er heißt der ekstatische Doctor. Seine Hauptwerke sind „Die (allegorische) Besteigung des Berges Karmel“ und „Die dunkle Nacht der Seele.“²⁾ Die Karmeliter der milden Observanz waren Feinde der neuen Strenge und des Johannes, welcher sie vertheidigte, und warfen ihn in den Kerker, aus dem ihn nur der Einfluß der heil. Teresa befreite. Nach ihrem Tode wurde er aber wieder eingekerkert und nicht mehr frei; 1675 aber selig, 1726 heilig gesprochen.

Juan
de la
Cruz.

Der heil. Franz von Sales und die Salesianerinnen.

Zu einigen Orden gaben Bischöfe die erste Anregung. Unter den vielen tüchtigen Bischöfen, an welchen die Zeit des neuerwachenden Lebens der Kirche reich war, ist eine der anziehendsten Gestalten Franz von Sales. Er ist kein Riese in der Ascese wie Ignatius, er macht nicht Eroberungen wie Franz Xaver, sein Leben hat nicht große, aber schöne Untriffe.

Franz
Sales.

Geboren 1567 auf seinem väterlichen Schlosse Sales in der Diocese Genf, gebildet zu Annecy und dann 1578 zu Paris in Sprachen, Philosophie, in

¹⁾ Tiecknor, l. c. II, p. 268. Sämmtliche Schriften deutsch von Schwab, Sulzbach, revidirt von Joham, Sulzbach 1851, von Clarus, Regensburg 1853.

²⁾ Wohlgeungene Uebersetzungen einiger Gedichte in Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß“. Leben und Werke deutsch von Schwab, Sulzbach 1830, von Lehner, Regensburg 1858. — Hahn-Hahn, Leben der heiligen Theresia. Mainz 1867.

Waffen und allem, was damals zu einer adeligen Erziehung gehörte, dann 1584 zu Padua dem Studium der Rechte sich widmend, Doctor der Rechte und der Theologie und Mitglied des Senates zu Chambery, der Stolz seiner edlen Eltern, liebenswürdig und von allen geliebt, entschloß er sich, Priester zu werden. — „Mein Sohn!“ rief der Vater, „das ist der erste Schmerz, den du mir bereitet hast. Doch thu, was Gott gefällt, sei glücklich und durch dich andere.“ 1593 erhielt Franz die Priesterweihe.

Franz
von
Sales
und die
Calviner.

Nie amtete ein Priester milder, weiser, herzugewinnender. Welche Abneigung hegten damals nicht die Calviner vor einem katholischen Priester! — und doch gewann Franz Sales in kurzer Zeit 72.000 Personen der katholischen Kirche wieder. Anfangs flohen sie vor ihm, schlossen vor ihm die Thüre, wenn er ohne Gepäck und Gefolge das Chablais durchwanderte, gewährten ihm auch um Geld weder Nahrung noch Herberge, und doch tilgte er durch seine Leutseligkeit und unerhörte Sanftmuth, durch seine einfache und liebevolle Rede, durch Trost und Hilfe, die er Bedrängten spendete, diesen Haß derart, daß sie sich in seine Nähe drängten, daß in ungeheuren Scharen das Volk sich um ihn versammelte und seine Rede einer übernatürlichen Kraft zuschrieb, daß er in verlorenen Gebieten neue Pfarreien errichten konnte. Liebe zu Gott, Liebe zu den Mitmenschen war das Pathos seiner Seele. Eines Tages begegnete er einem seiner erbittertesten Gegner, reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich weiß, Sie sind mir abgeneigt, aber ich bin es Ihnen nicht: reißen Sie mir ein Auge aus, so sehe ich Sie mit dem andern noch freundlich an.“

Im Jahre 1602 zum Bischof der Diöcese Genf ernannt, zog Franz Sales über schneebedeckte Berge, durch die wildesten Thäler, an den tiefsten Abgründen vorüber, nur um den einsamen Bewohnern der fernsten Hütten Hilfe und die Tröstungen der Religion zu bringen. Keiner konnte anregender mit Kindern sprechen, keiner herzlicher Unwissende von ihrem Irrthum abbringen; aber auch der hohen Worte war Franz Sales mächtig: als er 1602 im Louvre zu Paris die Fastenpredigten hielt, ergaben sich auch Calvinisten vor der Macht seiner Beredsamkeit. Viele und auffällige Bekehrungen fanden statt. *Bercou*, Bischof von Evreux, sagte damals: „Die Calvinisten widerlegen und überführen kann ich gewiß, aber sie zu bekehren, ist ein Talent, das Gott dem Bischof von Genf vorbehalten hat.“ Er hob die Schulen, gründete Gymnasien, stiftete eine Akademie für Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und schöne Literatur in

Annech. ¹⁾ *Annech.*)

Der ganze Mann, wie er lebte und lebte, steht noch in einem viel verbreiteten Buche vor uns, in der „*Philothea*“ (Introduction à la vie dévote) und in der Abhandlung „*De l'amour de Dieu*“. Man kann diese Schriften nicht lesen, ohne auszurufen: „Es ist gut, daß die Tugend wie die Rose etwas von ihrem Wohlgeruch zurückläßt, wenn der Wind des Todes sie entblättert: denn dieser Wohlgeruch erweckt in gutgearteten Herzen heilige Empfindungen und edle Regungen.“ Welche Fülle und Frische der Bilder, welche Einfachheit und welche Erhabenheit der Gedanken! Der Schriftsteller gibt immer sein Herz ganz und es schmilzt beständig wie Wachs am Feuer der göttlichen Liebe. Seine Seele taucht immer unter im Meere der göttlichen Liebe und hebt sich immer neu gestärkt wieder empor, um die Seligkeit der Liebe zu preisen. Ohne die Liebe ist die Buße unvollkommen und ohnmächtig, das ewige Leben zu erringen. Die ernstesten

¹⁾ Saint-Beuve, Port-Royal, I, p. 320—335.

Fragen der Philosophen, die tiefsten Probleme der Mystiker sind in der einfachsten, allen verständlichen und anziehendsten Weise behandelt. Für die französische Literatur waren seine Werke bedeutsam, weil die katholische Theologie sich in ihnen zum erstenmale und in schöner Weise in das Gewand der französischen Sprache hüllte.¹⁾ Franz von Sales starb sechsundfünfzig Jahre alt, und zwar in Lyon am 28. December 1622. Alexander VII. sprach ihn im Jahre 1665 heilig, Pius IX. erkannte ihm am 19. Juni 1877 feierlich den Ehrentitel eines Lehrers der Kirche zu.

Um Wittwen und Bedrängten des weiblichen Geschlechtes ein Asyl zu eröffnen, gründete Franz von Sales mit einer reichen adeligen Dame, Johanna Francisca Freiin von Chantal (1572—1641), den Orden von Maria Heimsuchung (de la visitation de Notre-Dame); am 6. Juni 1610 begann Johanna von Chantal das gottgeweihte Leben mit zwei gleichgesinnten Frauen in einem Hause zu Annecy; die Mitglieder sollten der Noth steuern, Kranke besuchen und pflegen. Im Todesjahre des Stifters (1622) zählte der Orden schon 13, im Todesjahre der Chantal schon 87 Ordenshäuser. Papst Paul V. gab ihnen die Regel des heil. Augustin, nach und nach stieg der Orden der Salesianerinnen auf 200 Häuser. Das Gebet ist ihnen empfohlen, zu besondern Kasteiungen sind sie nicht angehalten. Die Wirksamkeit, namentlich am Krankenbette, ist eine herrliche.²⁾

Witt-
tinerin-
nen.

Lacordaire sagt von diesen weiblichen Orden sehr schön: „Das christliche Weib erfüllt Pflichten als Mutter, als Gattin, als Tochter; aber es hat noch eine Pflicht — die der Liebe. Dem christlichen Weibe sind durch eine besondere Sendung alle Armen, alle Elenden, alle Wunden, alle Thränen anvertraut. Es soll im Namen und anstatt Jesu Christi die Hospitäler und die Dachstuden besuchen, die Seufzer entdecken und das weite Königreich der Schmerzen durchforschen. Jesus gab ein Vorbild für alle: er wollte von einem Weibe geboren werden, das zugleich Jungfrau und Mutter war, als ein unaussprechliches Vorbild der mütterlichen und jungfräulichen Hingebung. Das Weib hat daraus den doppelten Muth der Keuschheit und der Liebe geschöpft.“

Höheit
des
Weibes.

Roßbach macht hiezu die schöne Bemerkung: „So ist denn durch das Christenthum der Beruf des Weibes ein socialer geworden, es soll an dem Werke der Erlösung thätigen Antheil und es muß ihn haben durch das in ihm vorwaltende Gemüth, welches, alle Schmerzen mitempfindend, der leidenden Menschheit sich am freudigsten erschließt. Das zarte Mitgefühl, die innige Hingabe, das in der tiefen Weihe des frommen Gemüthes sich vollziehende Opfer, das ausharrende stille Dulden, die heilige Begeisterung für das christliche Märtyrerkthum hat nur im Herzen des Weibes sich einen Tempel aufgebaut. Auf diesem Gebiete des Wirkens für die leidende Welt ist es so todesmuthig als der Krieger, der sich in das Feuer der Schlachten stürzt; er stirbt den raschen Tod der Ehre, das Weib den immer tiefer gefühlten, langsamen,

¹⁾ Œuvres de François de Sales, IV. Paris 1836.

²⁾ Heimbucher, I. c. I, p. 523—528.

Opfer
der
Pflicht. das Leben innerlich bewältigenden Tod der — Pflicht. Die Geschichte, welche die Großthaten der Träger des Weltgeistes rühmt, hat dem hinopfernden Heldenmuth des Weibes am Kranken- und Sterbebett kaum ihre Spalten geöffnet. Es hat sein Leben für die Welt, nicht um der Ehre der Welt willen zum Opfer gebracht. Neben der Krankenpflege haben weibliche Orden sich der Erziehung armer Kinder, dem Unterricht der weiblichen Jugend in Freischulen und Pensionaten gewidmet; andere Orden reichen Almosen an Arme und Unglückliche oder nehmen dienstlose Mädchen in ihre Häuser auf und sorgen, bis sie sicher untergebracht werden, für ihr sittliches und leibliches Wohl, oder nehmen verwahrloste und sittlich verkommene Mädchen in ihre Anstalt zur Besserung auf, oder wirken zur Besorgung von Irrenhäusern, oder gründen Pensionate, in welchen gegen eine mäßige Entschädigung Witwen wie Jungfrauen Pflege erhalten.“¹⁾

Größe
der
Leistung. „Wer aber enthüllt uns die tausend Schwierigkeiten und Kämpfe, die Noth und das Elend, die Thränen und die Schmach, die Verachtung und den Hohn, die überwunden werden mußten, ehe diese Anstalten in das Dasein treten konnten? Wer enthüllt uns die inneren Seelenkämpfe, die hier um der höheren Idee willen gekämpft, die Schmerzen, die erduldet, die Krankheiten, die ertragen werden mußten, um die Anstalten zu erhalten; wer enthüllt uns die Schmerzen über mißlungene Versuche, die Thränen um den verlorenen Sieg der Rettung Unglücklicher, Verwahrloster. Wer rühmt uns die Tausende, die in der Hingabe für die heilige Idee das Leben in die Schanze schlugen und im Frühling des Daseins ins Grab sanken? Was haben solche Ordensschwwestern in den Zeiten der Pest, in Zeiten des Krieges und der Empörung geleistet! Wie viele Seelengrößen gibt es, die der ihrigen in solchen Lagen vergleichbar sind? Und jetzt stelle man ihnen gegenüber die Verworfenen der Prostitution; wer kann da noch die Macht des Christenthums verkennen? Kann wohl irgend ein anderes Lebensbild uns mehr den Gegensatz der großen erlösenden Kraft der christlichen Civilisation, und des auflösenden, zerstörenden, des fortwirkenden Heidenthums veranschaulichen? Ist es nicht da der Weltgeist, der im Sinnengenuße, hier der göttliche Geist, der im Opfertode für die leidenden Brüder seine Siege feiert? Jene Verworfenen strahlen in der Anbetung des Tages, diese bedeckt die Gemeinheit des Tages mit Schmach und Hohn; jene haben den Genuß, diese die Entsjagung zur Lebensparole sich erwählt; jene schwelgen, diese darben; der Beruf jener erfüllt sich am Bette der Ausschweifung, der Beruf dieser am Bette der Sterbenden; jenen ist das Leben Triumph, der Tod ein Stachel, diesen das Leben ein Leid, der Tod ein Sieg; jene haben nur sich und zur Verführung der Welt gelebt, diese nur der Menschheit und den Leidenden und Armen zum Segen ihr Dasein

¹⁾ Rosbach, Geschichte der Gesellschaft, V, S. 154—199; VII, S. 115—181.

geopfert; das Grab jener bedeckt die Nacht der Schande, das Grab dieser bekehrt die gerettete Tugend mit Thränen und schmückt der Arme und sein Heiland mit dem Kranze der Unsterblichkeit.“

Der heil. Vincenz von Paula und seine Gründungen.

Die Thätigkeit des Weibes für Werke christlicher Liebe wurde noch gesteigert durch einen Freund des heil. Franz Sales, durch Vincenz von Paula.¹⁾ Dieser hatte nicht die feinen Formen, die anmuthige Gestalt eines Mannes, der in den höchsten Kreisen geboren ist, wie Franz von Sales. Vincenz ist der Sohn eines einfachen Bauern, brachte seine Jugend in harter Arbeit auf dem Felde oder bei den Herden zu. Seine Züge sind derb und unschön, aber aus seinem freundlichen hellen Auge blickte der Seraph einer göttlichen Liebe.

Vincenz
von
Paula.

Vincenz ist geboren 1576 zu Manquines, einem kleinen Dorfe in der Gascogne am Fuße der Pyrenäen. Seine braven Eltern hatten ein kleines Bauerngut und lebten von der Arbeit ihrer Hände. Zwischen diesen Bergen brachte Vincenz seine Jugend hin. Die Großartigkeit wie die Lieblichkeit der Natur weckten in dem Knaben das Gefühl des Schönen und der Verehrung und Liebe für den Schöpfer. Von vielen Seiten her gemahnt, das Talent seines Sohnes nicht zu vergraben, nahm der Vater eines Morgens den zwölfjährigen Knaben nebst einem Känzchen hinter sich auf sein Roß und reiste mit ihm nach Acqs, wo er ihn den Franciscanern zum Unterrichte übergab. In Toulouse vollendete der Jüngling seine Studien; vierundzwanzig Jahre alt, ward er zum Priester geweiht und von da bis zu seinem Tode ist sein Leben ein beständiges Wohlthun, nicht bloß für sein Vaterland Frankreich, sondern für Europa, für die Welt, bis er 1660 mit dem Ruhme stirbt, daß kein Mann in seinem Jahrhundert seinen Mitmenschen so viel Wohlthaten erwiesen habe, wie der einfache Bauernsohn aus Manquines.

Jugend.

Der Herzog von Epernon war auf den talentvollen jungen Priester aufmerksam geworden und wollte ihm ein Bisthum verschaffen. Vincenz lehnte die Würde ab. Bald darauf wurde er auf einer Fahrt von Marseille nach Narbonne von Seeräubern verwundet, gefangen, nach Afrika gebracht und hier zuerst an einen Fischer, dann an einen Renegaten, Ludwig von Mericourt, verkauft, der ihn auf eines seiner Lehensgüter als Aufseher der Sklaven sandte. Hier bewährte Vincenz in auffallender Weise seine Kunst, Menschen zu gewinnen und zu leiten. Mericourts Gattin Zulima bemerkte mit Erstaunen, wie die sonst immer meuterischen Sklaven jetzt wie in einer Familie friedlich lebten, fleißig arbeiteten, und erfuhr, daß der neue Aufseher dies alles in kurzer Zeit

Sklave.
Mericourt.

¹⁾ Abelly, Vie de St. Vincent de Paul, deutsch von Prentner, Regensburg 1859, ein gehaltvolles und höchst einfach geschriebenes Werk, würdig des Mannes, den es schildert. — Maynard, Leben des heil. Vincenz von Paul. Regensburg 1877.

bewirkt habe. „Er ist Priester und die Sklaven verehren ihn wie einen Propheten und gehorchen ihm.“ — Sie bat ihn, ihr eines seiner Lieder vorzutragen, die er ihre Sklaven so schön zu singen gelehrt. Nach einigem Zögern, dann aber mit Thränen im Auge und mit der Weihe der Begeisterung, sang Vincenz den Psalm, den in ähnlicher Lage einst ein israelitischer Dichter fern von der Heimat gesungen: „An den Strömen Babels saßen wir und weinten, als wir, o Zion, dein gedachten; unsere Harfen hingen wir dort an Weidensträuchen auf und sie forderten Gesang von uns u. s. w.“ und schloß mit dem herrlichen Liede: „Salve regina“.

Zulima.

Zulima war mächtig ergriffen und wünschte die Religion des Vincenz kennen zu lernen, als er ihr sagte, er halte dadurch Frieden unter den streitsüchtigen Sklaven, daß er ihnen täglich die Lehren des Erlösers auseinandersetze, welcher das Gebot gegeben: „Thue andern so, wie du wünschest, daß sie dir thun möchten.“ — Zulima wurde Christin und forderte ihren schwermüthigen Mann auf, zur Religion seiner Väter zurückzukehren; denn, daß er seinem Gott, seinem Vaterland abgeschworen, war der Kummer seiner finsternen Stunden.

Mericourt war nämlich als Jüngling bei Malta von Corsaren geraubt worden und sollte wegen seiner Schönheit nebst einer schönen Sklavin in den Dienst des Sultans gebracht werden, machte mit dieser Sklavin einen Fluchtversuch, wurde eingeholt und zum Feuertod verurtheilt. Schon waren die Anstalten zur Hinrichtung vollendet, da bot man ihm Leben, Freiheit und die schöne Sklavin an, wenn er seinen Glauben abschwöre. Seine Standhaftigkeit erlag, er ward Mohammedaner, der Gatte Zulimas und ein reicher Mann. Aber kaum war der erste Taumel seiner Leidenschaft vorüber, so kam Neue über ihn. Der Anblick jedes Christen war ihm peinlich. Als er einen Sklaven zu peitschen befohl, öffnete dieser seine Brust und rief: „Töbte mich, aber erniedrige einen französischen Ritter nicht.“ Jetzt regte sich das Ehrgefühl in ihm von neuem und seine Schwermuth war düsterer als je.

In dieser Stimmung traf ihn Zulima und brachte wieder Licht in seine verdüsterte Seele. Er ließ Vincenz kommen, ein Fluchtplan ward verabredet, in einer kleinen Barke kamen sie nach drei Tagen durch Sturm und Wellen 1607 nach Europa. Der Erzbischof von Avignon nahm den Abtrünnigen feierlich wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf. Zulima ward getauft, ihr Bund mit Mericourt vom Priester gesegnet. Vincenz aber, auf welchen diese Geschichte die allgemeine Aufmerksamkeit gezogen hatte, durfte mit dem Legaten nach Rom reisen, wo er seine Studien fortsetzte und dann von diesem mit einer wichtigen Botschaft an Heinrich IV. entsendet wurde. Die Königin Margareta machte den erwürdigen Priester zum Groß-Almosenier, Ludwig XIII. verlieh ihm 1612 die Pfarre Cligny, deren Wohlthäter er wurde, nicht durch das, was er befaß, denn er war immer der Ärmste der Armen, sondern durch das, was er von andern ihr zuwendete, denn das Vertrauen, das er überall erweckte, war unbeschreiblich.

Vincenz
Bischof.

Als Vincenz auf den Rath des Dratorianers Verulle im Jahre 1613 die Erziehungsstelle beim Grafen Gondi übernahm, flossen die Thränen der Gemeinde reichlich, aber hier eröffnete sich für Vincenz erst ein großer Wirkungsbereich. Frau von Gondi war eine sehr fromme und gebildete Dame. Als sie bemerkte, welch herrlichen Einfluß Vincenz im Beichtthören ausübte,

bat sie ihn, alle Bewohner von Jolleville, einer Besetzung ihres Gemahls, zur Buße aufzufordern, und die Wirkung war so erfreulich, daß Vincenz jetzt auf allen Besitzungen ihres Mannes Missionen halten mußte. In gleicher Weise wirkte er in Chatillon; als er von dort schied, um in das Haus Gondis zurückzukehren, trauerten selbst Calvinisten um seinen Abgang.

Gondi war Aufseher der Galeeren, Vincenz wurde zum Groß-Almosenier derselben ernannt, und was verstand er nicht aus diesen Unglücklichen zu machen! Der Biograph des Vincenz sagt: „Leichtsinrige und träge Studenten, welche den Schulen entlaufen waren, um die Wirtshäuser zu besuchen; Spieler, welche sich als Tölpel zuerst hatten berauben lassen, und hernach anfiengen, andere als Spitzbuben zu berauben; verschwenderische Kinder, welche ihre Väter bestohlen hatten, um in der Welt herumzuziehen; nachgeborene Söhne, welche durch die Zweige eines dichten Waldes den Lauf ihrer Jägerflinte auf den erstgeborenen Bruder gerichtet hatten, anstatt auf den Hasen zu zielen; Unglückliche endlich, welche gewagt hatten, sich an den Urheber ihres Lebens zu vergreifen, und auf dem Punkte standen, Vaternörder zu werden, benutzten ihren Aufenthalt im Gefängnis jetzt so gut, daß sie, ihren Charakter bezähmend und ihren Lastern entjagend, würdige Beamte, tapfere Officiere, rechtschaffene Kaufleute wurden, und einige von ihnen sogar zu den ersten Staatsämtern gelangten; andere noch lebhafter von der Gnade durchdrungen, sich in Klöster einschlossen, um daselbst den Rest ihrer Tage ein bußfertiges Leben zu führen.“

Im Bagno.

Schonung, Menschenliebe, Sanftmuth, Geduld, der Grundsatz: „Eile mit Weile“, kluge Behandlung der eigenthümlichen Natur eines jeden, verhalfen Vincenz zu riesigen Wirkungen. Er wandelte die Menschen um! Seine Bruderliebe kannte keine Grenzen! Um Ehrenbezeugungen zu vermeiden, bereiste er die Galeeren nicht als Groß-Almosenier; nur unter fremdem Namen ward es ihm möglich, das Vertrauen von Leuten zu gewinnen, welche mehr über ihre Strafe aufgebracht, als über ihr Verbrechen reuig waren, und oft im Gefühl ungerechter Behandlung der Vorsehung fluchten.

Wirtshausleit.

Die edlen Gesichtszüge eines Galeerensträflings in Marseille fielen Vincenz auf und als es ihm gelungen, sein Vertrauen zu erwecken und die Verzweiflung seiner Seele zu bewältigen, kam er zur Gewißheit, daß der Mann ungerecht verurtheilt sei. Erschüttert durch das Schicksal des Armen, der ein Weib und drei Kinder zurückgelassen hatte, fand er nur ein Mittel, ihn zu retten: er trat selber an seine Stelle. Der andere flüchtete mit Empfehlungen von ihm nach Brüssel und fand seine Familie und eine ehrenhafte Existenz wieder. Frau von Gondi ließ überall nach dem verschwundenen General-Almosenier suchen, bis man ihn im Bagno fand, in welchem seine Beredsamkeit die gefährlichsten Krankheiten der Seele durch Liebe, Sanftmuth und Geduld heilte. Der Statthalter in Marseille kam selber, seine Fesseln zu lösen.

Bruderliebe.

Die damalige Gesellschaft hatte keine Wunde, die Vincenz nicht zu heilen suchte, und für die er nicht in seinem praktischen Geiste ein Linderungsmittel fand.

So ward er einmal in der Nacht in Paris zu einem Kranken berufen. An einer Straßenecke fand er zwei Frauen, von denen die eine die andere aufforderte, ihr ihr Kind zurückzugeben. Mit seinem zutrauenerweckenden Weisen brachte Vincenz die eine sogleich zum Geständnis, daß sie aus Scham und Hilflosigkeit ihr Kind ausgefetzt habe; die andere, welche vor ihm entflohen, nehme Findlinge auf, verkaufe sie aber, um Zaubereien zu treiben; jetzt wolle sie, die Mutter, ihr Kind wieder haben und werde sich alle Mühe geben, es zu erziehen. Vincenz eilte ins Haus der Verbrecherin und brachte es zustande, daß sie das Kind herausgab.

Tief erschüttert durch diesen Blick in die Tiefen des Elends, machte Vincenz bei der Behörde Anzeige. Auch die andern Kinder, welche die Verbrecherin noch in Verwahrung hielt, wurden ausgeliefert. Aber wie diese armen Geschöpfe erhalten, deren grausame Mütter man nicht mehr aufzufinden vermochte? In seiner Herzensangst ließ Vincenz viele wohlthätige Frauen zu einer Versammlung einladen, und legte ihnen hier das Ereignis in so ergreifender Weise ans Herz, daß diese sogleich alles, was sie an Schmuck bei sich hatten, zur Gründung eines Findelhauses hergaben.

Findel-
häuser.

Aber bei dem Elend jener Zeit, wo die Gemüther durch die langen Bürgerkriege verwildert, wo die niederen Stände verarmt und die höheren gegen Sitte und Religion gleichgiltig waren, nahm die Zahl der Findelkinder in erschreckender Weise zu. Die Mittel giengen aus, die Frauen gestanden, ihre Kräfte seien erschöpft. Tief betrübt rief Vincenz im December 1649 die Wohlthäterinnen zusammen, erklärte: die Gesellschaft habe allerdings keine Verbindlichkeit für immer auf sich genommen, habe aber schon jetzt dem Himmel und dem Staate viele Kinder erhalten, welche anfiengen, Gott zu verehren und für ihre Wohlthäter zu beten. „Gewiß, edle Frauen, Mitleid und Barmherzigkeit haben euch vermocht, diese armen Geschöpfe als eure Kinder anzunehmen; ihr seid ihre Mütter nach der Gnadenwahl gewesen, weil ihre natürlichen Mütter sie verstießen; wollt ihr sie nun auch verstoßen? Hört auf, ihre Mütter zu sein, und werdet ihre Richter! Ihr Leben, ihr Tod, liegt in euren Händen! Ich will die Stimmen sammeln, es ist Zeit, ihr Urtheil zu sprechen. Sie werden leben, wenn ihr eure Milde fortsetzt; ihr Tod ist beschlossen, wenn ihr sie verlasset!“ — und dabei öffnete er die Thüre in die anstoßende Kapelle und man sah die kleinen Findlinge knien und ihre Händlein um Mitleid emporhalten. Alle waren so erschüttert, daß schnell die Mittel zur Forterhaltung des Findelhauses beisammen waren.

Die Zahl der Vereine, die durch Vincenz von Paula ins Leben traten, ist groß. In Chatillon, wo er von Juli bis December 1617 Pfarrer war, stiftete er einen Verein für Krankenpflege. Im Begriff, die Kanzel zu besteigen, hörte er eines Tages von einer kranken Familie, die vor Noth fast zugrunde gehe, und statt seine einstudierte Predigt abzuhalten, sprach er auf der Kanzel sogleich über diesen Fall so rührend, daß er nachmittags, als er die kranke Familie auffuchen wollte, sah, wie eine Menge Menschen schon eine Masse von Lebensmitteln ins Haus gebracht hatten. Bedauernd, daß die Wohlthäter sich nicht untereinander verabredet hätten, und daß die kranke Familie jetzt

Verein
für
Kranken-
pflege.

auf einmal zuviel Vorrath habe, der verderben könne, faßte Vincenz den Plan zu einem wohlthätigen Frauenverein (*Confrérie de la charité*). Sogleich legten fünfzehn edle Damen vor ihm ein Gelübde ab und bald war die Verbindung in dreißig Ortschaften eingeführt und es bestätigte sich, was Vincenz ihnen gesagt, daß, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, ihnen eher die Armen fehlen würden, als die nöthigen Mittel, sie zu unterstützen. Der Stifter suchte nicht bloß die erste Begeisterung frisch zu erhalten, sondern auch den Verein so zu leiten, daß die Frauen eine besondere Unterweisung im Krankendienst und zugleich in den Lehren des Christenthums erhielten, um in jeder Beziehung für die ihrer Pflege Empfohlenen sorgen zu können.

Diese dreißig Vereine der christlichen Liebe bedurften aber naturgemäß steter Überwachung und Belehrung. Da Vincenz bei der Häufung sonstiger Obliegenheiten die nöthige Zeit dazu nicht finden konnte, so suchte er sich nach einer Persönlichkeit, die ihm die Arbeit abnehmen könnte. Und es fand sich eine hochsinnige Frau, Louise Marillac (1591—1660), eine verwitwete Le Gras, eine Freundin des Franz von Sales, die seine Gedanken mit dem feinen Takte des Weibes ins Leben setzte. Von ihm mit der Oberaufsicht über die schon vorhandenen Schwesternvereine betraut, bereiste sie seit 1629 Frankreich, um überall solche Schwesternvereine zu visitieren oder zu gründen und zu belehren, wie sie den Kranken dienen sollten und um Medicinen und Verbandstücke unter sie zu vertheilen. Nach und nach wurde die Überzeugung rege, da viele Frauen, wegen ihrer Gatten oder Kinder verhindert, der Krankenpflege nicht andauernd obliegen konnten, daß man aus Mädchen, die ganz und ungetheilt sich diesem Berufe zu opfern entschlossen waren, eine eigene Congregation innerhalb des Gesamtvereines bilden solle.

Es fehlte nicht an tugendhaften Jungfrauen, die sich meldeten, wohl aber an Geschicklichkeit, und es fragte sich, ob sie die nöthige Charakterstärke und Ausdauer besäßen. Madame le Gras übernahm es zunächst probeweise seit 1633, sie zu unterrichten und zu prüfen, und bald meldeten sich nicht bloß Mädchen vom Lande, sondern Töchter vornehmer Familien, geschmückt mit allem Zauber des Talentes und der Schönheit, die Rang, Vermögen, alle Freuden der Welt opferten, um arme Kranke, die oft mit den ekelhaftesten Gebrechen belastet waren, zu pflegen. Die Probe gelang vortrefflich und Madame le Gras drängte zur officiellen Gründung der gedachten Congregation mit festen Regeln und Gelübde. Aber Vincenz gestattete nur ihr selber, am 25. März 1634 durch ein Gelübde auf immer für dieses heilige Werk der Nächstenliebe sich zu verpflichten. Mit der ordensmäßigen Organisation der Vereinigung wartete aber Vincenz noch volle zwölf Jahre.

Erst im Jahre 1646 gab Vincenz die Statuten und der Erzbischof von Paris gab bei der Bestätigung der neuen Congregation den Namen der Filles de la charité; Graue Schwestern heißen sie auch von ihrer

Die
Barm-
herzigen
Schwe-
stern“.

Kleidung. Sie verbreiteten sich schnell, 1668 bestätigte Papst Clemens IX. den Orden: sie sollen Christus pflegen in der Person der Kranken — das soll ihre Heise sein; aus Liebe zu Gott sollen sie Ungemach, Beschimpfung, Mißhandlung ertragen! Dieser Orden der „Barmherzigen Schwestern“ hat sich zu allen Zeiten bewährt, über alle Welttheile sich verbreitet, die Zahl seiner Mitglieder wächst mit jedem Jahre. Er hat zahlreiche Verzweigungen. Die fast übermenschlichen Aufopferungen der armen Schwestern haben immer über Verkennung und Verleumdung gesiegt.

Voltaire sagte einmal: „Es gibt vielleicht nichts Größeres auf Erden, als wenn das zarte Geschlecht seine Schönheit, seine Jugend und hohe Geburt opfert, um in den Spitälern diesen Ausbund menschlichen Elendes zu pflegen, dessen Anblick so demüthigend ist für den menschlichen Stolz und so empörend für das zarte Gefühl. Die Völker, welche von der römischen Gemeinschaft sich trennten, haben nur unvollkommen diese hochherzige Nächstenliebe nachzuahmen vermocht.“ — Und Napoleon I. gab den Schwestern des heil. Vincenz das Zeugnis: „Sie sind eine nützliche Stiftung; redet mir von solchen Opfern, nicht aber von euren Philanthropen; die schwagen vieles und thun nichts.“

Lazaris-
ten.

Nicht minder rasch verbreitete sich der Verein der Priester der Mission oder Lazaristen, so genannt von dem Hospital Saint-Lazare. Sie sollten Religion und Bildung auf dem Lande verbreiten und die Gefangenen unterrichten, acht Monate des Jahres hindurch predigen, Beicht hören, Schule halten, Frieden stiften, Kranke und Arme pflegen und am Schlusse jeder Mission die Gläubigen des Missionsbezirktes zu einer allgemeinen Communion vereinigen.

Schon im Jahre 1617 hatte die Gräfin Gondi einen solchen Verein von Missionären aus dem Weltklerus geplant; vor ihrem Tode (1625) vermachte sie zu diesem Zwecke die Summe von 45.000 Livres und allsogleich eröffnete Vincenz mit zwei gleichgesinnten Priestern die Missionsthätigkeit. Am 24. April 1626 wurde der neue Verein vom Pariser Erzbischof, im Mai 1627 von Ludwig XIII. und am 12. Januar 1632 von Papst Urban VIII. bestätigt. Rasch wuchs die Zahl der Mitglieder, welche noch 1632 das große Priorat von Saint-Lazare als Hauptsitz erhielten. Die definitiven Statuten gab Vincenz aber erst am 17. Mai 1658. — Die Lazaristen verbreiteten sich rasch durch Frankreich, durch Europa, sie thaten in Corsica der Blutrache Einhalt, sie suchten in den Apenninen die Hirten auf, die monatelang von jedem Gottesdienst fernblieben, predigten ihnen unter freiem Himmel oder abends in den Ställen; wo ein Schauplatz des Elends war, da suchten sie die Noth zu mildern, sie bekehrten in Kanada die Wilden, sie retteten an der Küste von Afrika Tausende von Christen aus der Sklaverei.

Der Segen Gottes ruhte auf der Hand des Vincenz von Paula. Er, der Mann, der nichts hatte, der es verwehrete, daß man ihm, als er einmal krank war, eine Taube schlachtete, denn dieses unschuldige Thier sei auch ein Geschöpf Gottes — und er hatte wie Franz von Assisi ein feines Gefühl für die Natur und fand überall in ihr den Widerchein der göttlichen Liebe —

dieser arme Mann besaß die Mittel, ein Hospital für Galeerensclaven, eine ^{Spittdler.} Versorgungsanstalt für Greise und viele andere Anstalten dervart in Paris, in Frankreich zu gründen. — Er war imstande, in das vom Krieg verheerte Lothringen anderthalb Millionen Franken und eine Menge Lebensmittel, Kleider u. s. w. zu senden, wie die Katholiken zu unterstützen, die von Cromwell bedrückt waren. In die Picardie, in die Champagne schickte er zur Zeit der Hungersnoth Lebensmittel und eine Million Franken. Seine Söhne ^{Almosen.} ließen sich weder durch Mordgesellen des Krieges, noch durch die Wuth wilder Thiere, noch durch Wassernoth abhalten, überallhin Unterstützung zu bringen, Kinder und Kranke, die verlassen waren, aufzujuchen. Keine Cassé, kein noch so hartes Herz schien seinen Bitten um Erbarmen widerstehen zu können. Die Königin gab ihm eines Tages ihre Teppiche, als er sie um Hilfe anflehte, da sie kein Geld hatte.

Dürfen wir uns da wundern, daß die Kirche diesen ihren ruhmvollen Sohn am 13. August 1729 selig, am 16. Juni 1737 heilig sprach, daß Vincenz von Paula in Frankreich ein populärer Name ist, wie Philipp Neri in Rom, daß sogar die französische Republik, die mit der ganzen Vergangenheit brach und alles verwarf, was mit der Kirche zusammenhieng, seinen Namen in den neuen Kalender aufnahm, daß Ludwig XIII. in seinen Armen sterben wollte, daß er ihn zum Regentenschaftsrath ernannte!

Vincenz ist unerschrocken Richelieus und Mazarins verkehrten Maßregeln entgegengetreten. Für die Bildung des gesammten französischen Clerus ^{Schulen.} ward er bedeutend, als ihm der Erzbischof von Paris Einfluß auf den jungen Clerus gab; er nährte ihn mit dem gesunden Worte Gottes, er flößte ihm nicht nur den Sinn für echte Frömmigkeit, sondern auch für christliche Wissenschaft ein. Zu seinen Schülern zählen der lebenswürdige Fenelon und der erhabene Bossuet, der Schild der Religion. Er hauchte dem ganzen Clerus einen praktischen Geist ein: Gott lieben, indem man für die Menschen handelt, war sein Wahlspruch, das Gute und Vollkommene thun, sei der wahre Charakter der Liebe zu Gott; nur die Thaten der Liebe begleiten uns in die andere Welt; handeln, nicht müßige Betrachtung sei unser Ziel! Vincenz starb am 27. September 1660, fünfundsachtzig Jahre alt. Sein Leben gieng im Wohlthun vorüber, er ist einer der größten Heroen der Menschheit!

Anderc Ordensgründungen und Ordensreformen.

Die Orden, welche in dieser Zeit entstanden, haben durchgängig eine praktische Richtung: Unterstützung der Armen und Kranken, Unterricht, Verbreitung der christlichen Lehre unter wilden Völkern, Befehrung Abgefällener. Die praktische Richtung entspricht dem Geiste der neueren Zeit.

Urju-
line-
rinnen.

In diesem Geiste vereinte Angela Merici von Brescia (1474 bis 1540), eine engelreine Seele, im Jahre 1535 fromme Jungfrauen unter dem Schutze der heil. Urjula, um Kranke zu pflegen und in Arbeiten zu unterrichten: wie die Tertiärer sollten sie mitten in der Welt leben und sich nur durch Demuth und Frömmigkeit von ihr unterscheiden. Paul III. bestätigte 1544 den neuen Orden der Urjulinerinnen, der sich durch seine Nützlichkeit schnell über Europa verbreitete, namentlich seit viele Religiosinnen sich der Leitung der Jesuiten überließen. Nach und nach entstanden mehr denn zwanzig verschiedene Congregationen in demselben.¹⁾

Die
„Warm-
herzigen
Brüder“.

Im gleichen Geiste gründete Johann von Gott (geboren 1495 in Portugal, Schäfer, Soldat unter Karl V., dann Büsser zu Gibraltar, gestorben 1550 an einer Verkältung, nachdem er aus dem wilden Wasser einen Ertrinkenden gerettet hatte) im Jahre 1540 einen Verein von Brüdern, um Kranke zu pflegen. Pius V. bestätigte 1572 den Bund und gab ihm die Augustinerregel. Die Brüder der Gastfreundschaft oder „Fate bene fratelli“ oder die „Warmherzigen Brüder“ verbreiteten sich schnell; gleiche Pflege finden Protestanten und Juden bei ihnen wie Katholiken. Da der Ordensstifter besonders Gott in seiner Warmherzigkeit nachzuahmen strebte, gab ihm der Erzbischof von Granada den Namen Johann von Gott, Juan de Dios.²⁾

Josef von Calasanza, ein Edelmann aus Aragonien, geboren 1556, Student der Rechte zu Lerida, der Theologie zu Valencia und Alcalá, 1583 Priester, dann Secretär des Bischofs von Urgel, welche Stelle er aber niederlegte, um seit 1592 in Rom ein ascetisches Leben zu führen, fühlte sich durch die Worte des Psalmisten: „Dir ist die Sorge für die Armen aufbewahrt und den Waisen sollst du ein Helfer sein“ — tief ergriffen, das Landvolk und die Kinder, die er in trostlosem Zustand antraf und als Opfer der Unwissenheit und des Aberglaubens betrachtete, zu unterrichten. Er sammelte die Kinder seines Stadtviertels und ertheilte ihnen unentgeltlich Unterricht, gewann Genossen und führte mit ihnen ein gemeinschaftliches Leben. Paul V. erhob 1617 den Verein zu einer Congregation (Scholarum piarum), Gregor XV. erhob ihn 1621 zu einem Orden (Patres scholarum piarum). Dieser Orden der Piaristen hat, 1631 durch Cardinal Franz von Dietrichstein eingeführt, namentlich in Österreich große Ausdehnung gewonnen.³⁾

Pia-
risten.

Kapu-
ziner.

Die Strenge der neuen Orden wirkte auf die alten zurück. Gegenüber der Entartung in den reich gewordenen Klöstern suchte der Franciscaner Matthäus Bacci aus Urbino (gest. 1552) ganz zur Einfachheit und Strenge der alten Ordensregel zurückzukehren, selbst im Äußeren: er trug

¹⁾ At. Histoire de Ste. Angèle Merici. Mondeville 1885.

²⁾ Acta Sanct. 8. Mart., p. 809. — Wismet, Leben des heil. Johann von Gott. Regensburg 1862. Die übrige Literatur über ihn bei Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien, III, 2, S. 193. Regensburg 1879. — Heimbucher, l. c. I, p. 491 ff.

³⁾ Helyot-Badiche, Dictionnaire des ordres religieux, II, p. 125. Paris 1848. — Heimbucher, l. c. II, p. 271 ff.

eine ipige Kapuze vom Augenblicke an, da er Franz von Assisi in einer solchen abgebildet sah, und davon kommt der Name Kapuziner-Orden.¹⁾

Papst Clemens VII. sprach sich 1526 beifällig über sein Vorhaben aus, 1528 gab er ihm und seinen Genossen Erlaubnis, neue Mitglieder in die Congregation aufzunehmen, die bei Camerino als Einsiedler lebten. Der Zubrang war so stark, daß schon 1529 ein Generalcapitel abgehalten werden mußte. Bald giengen sie aus dem Einsiedlerleben ins Klosterleben über und standen durch ihre Armut und Einfachheit dem Volke näher, unter welchem sie wirkten, wie in den höheren Ständen die Jesuiten; auch als Missionäre waren sie sehr thätig, seltener als Gelehrte und Schriftsteller.²⁾

Volksmission.

Eine Rückkehr zur alten Strenge hatte auch Franz von Paula (1416 bis 1507) angestrebt, seine Regel schreibt beständiges Fasten vor. Hießen die Franciscaner sich in der Regel „Mindere Brüder“ (Fratres minores), so nannten sich die Schüler des Franz von Paula aus Demuth „Die Mindesten“ (minimi).

Franz von Paula.

Auch in dem einst so verdienstvollen, damals aber verkommenen Benedictiner-Orden regte sich neues Leben. Didier de la Cour (1550—1623) führte in den Abteien Saint-Vanne und Saint-Hidulph in den Vogesen die alte Strenge Benedicts wieder ein und seine Congregation, die sich über Deutschland und die Niederlande verbreitete, behielt den Charakter der Zucht und wissenschaftlichen Strebens bis 1792. Nach seinem Plane wurden die französischen Benedictiner-Klöster reformiert. Diese Congregation, welche vom Papste Clemens VIII. 1604 bestätigt wurde, und sich nach dem heil. Maurus benannte und bald 124 Abteien umfaßte, hat namentlich in der Wissenschaft unsterbliche Verdienste aufzuweisen. Mabillon, Martene, Montfaucon sind ewig Sterne der Wissenschaft durch Umfang des Wissens wie durch Kraft des Genies; Ruinart, Denis de Sainte-Marthe d'Acherny verdienen den Dank der Nachwelt. Keine Akademie der Wissenschaft hat geleistet, was diese Congregation, welche die Talente klug auswählte und die Rollen weise vertheilte und deren Gelehrte auch durch Wahrheitsliebe und Bescheidenheit glänzten.³⁾

Mauriner.

Um einen Clerus zu bilden, sittenrein, wissenschaftlich, uneigennützig, tauglich, die Kranken zu verpflegen, verband sich Gaetano von Thiene mit Caraffa, Bischof von Theate. Clemens VII. bestätigte den Orden der Cajetaner oder Theatiner, wie sie auch genannt werden, im Jahre 1524. Caraffa hob ihn, als er unter dem Namen Paul IV. den römischen Stuhl bestieg; er verbreitete sich über Frankreich, Deutschland, Polen, in fremden Welttheilen waren die Theatiner als Missionäre thätig.

Theatiner.

Hieronymus Amiliani, geboren 1481 als der Sohn eines Senators in Benedig, tapferer Soldat gegen Karl VIII., standhafter Vertheidiger einer Festung im großen Kriege in Folge der Liga von Cambray, Podestà und von

Amiliani.

¹⁾ Helyot. Histoire des ordres monastiques, VII, p. 164 ff.

²⁾ Lechner, Leben der Heiligen aus dem Orden der Kapuziner. 3 Bde. München 1868.

³⁾ Näheres über die Mauriner im XI. Bande dieses Werkes.

seinem Vaterlande hoch geehrt, beschloß auf einmal, der Welt zu entsagen und sein Leben der Erziehung der Waisen, dem Unterrichte des armen Landvolkes zu widmen. 1528 zur Zeit der großen Hungerstoth und Pest war er der Engel der Armen, der Pfleger der Kranken. Mit Gleichgesinnten gründete er ein Kloster in dem einsamen Somasco, wo er 1537 starb. 1540 wurde der Verein der Somascker von Paul III. bestätigt. Die Ordensregel schreibt Armut, Gebet, Büssung, Handarbeit und Unterricht des Landvolkes vor.¹⁾

So-
masco.Doctri-
narier.

Ähnlich ist der Orden der französischen Doctrinarien von Cäsar de Bus (1544—1607) gestiftet, einem Katholiken aus dem Venaisin, der gegen die Hugenotten diente: es ist ein im Jahre 1592 in Avignon gegründeter und 1597 bestätigter Verein von Weltgeistlichen mit einfachen Gelübden zur Belehrung des Volkes. Papst Paul V. vereinte sie 1616 auch mit den Somasckern unter dem Namen „Väter des Vereines der christlichen Lehre“.

Zu gemeinsamem Leben und für Zwecke des Unterrichts vereinten sich drei vornehme Italiener in Mailand: Anton Zaccaria, Bartholomäus Ferrari und Jakob Morigia, in lebendigem Schmerze über das lose Leben so vieler Geistlichen und Laien, über die Sittenlosigkeit, die durch die Kriege zwischen Franz I. und Karl V. in Italien aufkam, durch die Irreligiosität, welche die Soldaten verbreiteten. Clemens VII. genehmigte 1533 ihre Verbindung, von der ihnen geschenkten Kirche zum heil. Barnabas in Mailand bekamen sie den Namen Barnabiten. Paul III., der Verleumdungen gegenüber den Orden 1535 aufs neue bestätigte, gab ihnen den Namen Cleriker des heiligen Paulus, weshalb sie den Namen Paulaner bekamen. Franz Sforza gab ihnen die Rechte einer Corporation, Heinrich IV. berief sie 1608 nach Béarn, Ludwig XIII. eröffnete ihnen ganz Frankreich, Kaiser Ferdinand II. verlangte sie als Missionäre für seine österreichischen Länder; 1626 entstand ein Collegium in Wien, 1660 ein zweites. Außer den Missionen waren sie thätig für den Unterricht an Gymnasien und Universitäten; sie haben auch namhafte Gelehrte, wie Gerdil, Fontana, aufzuweisen. Außer Armut, Keuschheit und Gehorsam gelobten sie, sich nie in oder außerhalb der Congregation um ein Amt zu bewerben, nie ohne des Papstes besondere Erlaubnis eine außer der Congregation angebotene Würde anzunehmen.²⁾

Barna-
biten.

Die Thätigkeit der Kirche Spaniens wandte sich im sechzehnten Jahrhundert insbesondere der Bekehrung der Indianer zu, womit die Ordnung der Diöcesen daselbst in Verbindung stand. Unzählige Glaubensboten giengen von Spanien nach Westindien aus.

Im Jahre 1524 erscheint Fonseca³⁾ als Universalpatriarch Westindiens. Ferdinand der Katholische hatte diesen Titel für ihn 1513 von Leo X. erbeten zu einer Zeit, wo man die Größe Westindiens noch nicht kannte. Später wurde dieser Titel nur ein leerer Ehrenposten ohne jeden Einfluß, meist für den Inhaber eines Bisthums in Spanien.⁴⁾ Das lag in der Natur der Dinge, die Diöcesen jenseits des Oceans waren zu groß, zu

Univer-
sals-
patri-
arch.

1) Vita Aemiliani. Bolland. Febr. II. — Heimbucher, l. c. II, p. 259 ff.

2) Helyot, l. c. VIII, cap. 15.

3) Vergl. Bd. VII, S. 255, 362, 378, 428 dieses Werkes. 5. Aufl.

4) Gamis, l. c. III, 2, p. 202.

zahlreich, zu entfernt, zu selbständig, um sich von einem Bischof in Spanien leiten zu lassen.

Domingo wurde 1543 ein Erzbisthum mit drei Suffraganaten, Mexiko 1534 mit sechs; im Jahre 1555, 1565 und 1585 wurden in Mexiko schon Concilien abgehalten, welche für zwei Jahrhunderte die Regel für die kirchliche Disciplin in diesen Ländern abgaben. Guatemala wurde 1534 ein Bisthum, 1742 ein Erzbisthum. Santa Fé de Bogota wurde 1564 ein Erzbisthum mit drei Suffraganaten, Panama 1534 ein Bisthum; Cartagena wurde 1534, Santa Marta 1535, Popayan 1546 ein Bisthum, 1532 entstand ein Bisthum Coro, das 1803 zum Erzbisthum Caraccas erhoben wurde. La Plata, 1552 errichtet, hatte sechs Suffraganate. Cordova entstand 1570, Santa Cruz de la Sierra 1605, Assuncion 1547, Buenos Ayres 1582. Lima, 1539 ein Bisthum, ward 1546 ein Erzbisthum, das im Laufe der Zeit zehn Suffragansitze erlangte; Cuzco wurde 1538 ein Bisthum, Arequipa 1577, Trujillo 1577, Quito 1546 (erst 1837 ein Erzbisthum mit sechs Suffraganaten), Chile 1561 (seit 1840 Erzbisthum).¹⁾

Unter den ausgezeichneten Kirchenfürsten des Westens wird Turibius oder Toribio, der zweite Erzbischof von Lima (1578—1606), an edler, eifriger Thätigkeit mit dem heil. Ambrosius von Mailand verglichen; er war unermülich in der Belehrung der Indianer, die er zugleich furchtlos vor den Mißhandlungen durch die Spanier schützte; er lernte alle Sprachen der Indianer seines Gebietes. Zur Zeit der Pest opferte er alles und pflegte die Kranken; er rastete nicht, bis öffentliche Argernisse abgestellt waren; er gründete Spitäler, Kirchen, Schulen, er hielt drei Provincial- und zwölf bis dreizehn Diöcesan-Synoden. — Als erste Blüten der Heiligkeit in Südamerika glänzten die heil. Rosa von Lima (1586—1617) und Maria Anna a Jesu de Paredes, die „Blie von Quito“ (1618—1644). Pius IX. sprach 1850 die Blie von Quito selig auf ständiges Bitten der Bewohner von Quito.²⁾

In ihrem edlen Eifer für die Freiheit der Indianer wurden die spanischen Geistlichen vom heiligen Stuhl kräftig unterstützt. Paul III. verbot³⁾ 1537 bei Strafe des Bannes, den nur der Papst lösen könne, Indianer zu Sklaven zu machen, und unter dem Vorwand, daß sie keine Kenntnisse vom christlichen Glauben haben, wie vernunftlose Thiere zu behandeln. „Wir, die wir Christi Stelle auf Erden vertreten, erklären anmit, daß diese Indianer und alle andern Völker, welche noch von den Christen entdeckt werden sollten, wenn sie auch noch außerhalb der christlichen Kirche stehen, im Besiz ihrer Freiheit und ihres Eigenthums bleiben sollen, daß sie nicht zu Sklaven gemacht werden dürfen und daß, was immer dagegen geschieht, ungiltig und nichtig ist, daß sie aber durch die Predigt des Wortes Gottes und das Beispiel eines guten Lebens zu diesem Christenthum eingeladen werden sollen.“

¹⁾ Gamz, l. c. III, p. 202—209.

²⁾ Ibid. p. 210—215.

³⁾ Ibid. p. 119 f.

Wett-
eifer im
Mif-
fion-
wert.

Im sechzehnten Jahrhundert herrschte ein wunderbarer Wett-eifer für die Missionen; Dominicaner, Franciscaner, Augustiner, Hieronymiten, Minimien, Norbertiner, Benedictiner, Cistercienser, Trinitarier, Mercedarier rangen um die Palme. Von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an kamen die Jesuiten und Karmeliter. Das Gebiet war groß, die Erfolge wunderbar. Millionen Seelen wurden für ein höheres Leben gewonnen. — Als im siebzehnten Jahrhundert Spanien sank, kam auch Schwäche in das Missionswesen und die Indianer hatten es bald in ihrer Behandlung durch die Weißen zu spüren. Doch nicht überall gleich. Lorenzana, Erzbischof von Mexiko (1766—1772), behauptet, „kein anderes Volk habe seine Colonien so wohl civilisiert und christianisiert, wie die Spanier ihre Colonien.“¹⁾

1) Gams, l. c. III, 2, p. 220.

Westeuropa im Zeitalter Philipps II. und Heinrichs IV.

Philipps II. Regierungsgrundsätze und Charakter.

Es lag in der Natur der Dinge, daß bei dem Widerstreit der religiösen Anschauungen, welche die Gestalt Europas zu ändern schien, derjenige katholische Fürst, welcher die meiste Macht besaß, auch der Vorkämpfer der katholischen Kirche wurde, und daß seine Fähigkeit, sein Charakter, sein Glück oder Unglück auch auf die äußeren Schicksale der Kirche eine Rückwirkung ausübten. Nun war Philipp II.¹⁾ allen katholischen Fürsten seinerzeit gegenüber im Vortheile. Den deutschen Habsburgern waren durch die Türken, durch die religiösen Wirren im eigenen Land, durch die Eifersucht der deutschen Fürsten die Hände gebunden. Die Könige von Frankreich lagen im Kampfe auf Leben und Tod gegen die Hugenotten und die Aristokratie, welche sich um das Banner der Reform scharte, um die königliche Macht zu brechen. England, Schweden, Dänemark waren protestantisch geworden. Rußland übte noch wenig Einfluß auf Mittel- und Westeuropa aus. So wurde Philipp durch seine Macht, durch den Geist Spaniens, durch seine Überzeugung der Vorkämpfer der katholischen Kirche. Seine Vorzüge wie seine Fehler wurden gleich bedeutsam für dieselbe.

Unter Karls V. glücklicher Regierung hatte Spanien ein früher kaum geahntes Ansehen erreicht. In seinem Reiche gieng die Sonne nie unter. Seine Feldherren eroberten ihm Kaiserreiche, wie Mexico und Peru. Man sagte: „Wenn Spanien sich rührt, so zittert die Erde!“²⁾ Neapel und Mailand gehörten zu Spanien, die reichen Niederlande versahen ihren König mit Geld und tapferen Männern, für ihn wurden die Goldgruben Amerikas

Macht-
höhe
Spa-
niens.

¹⁾ Prescott, Geschichte Philipps II. Deutsch von Scherr. 5 Theile. Leipzig 1856. — Leti, Vie de Philippe II. — Luis Cabrera. Felipe II. rey de Espanna. Madrid 1619. — Mignet, Antonio Perez et Philippe II. Paris 1854. III. éd. — Philippsen, König Philipp II. von Spanien, in „Der Neue Plutarch“ von Gottschall, III. Thl., S. 3—116. — Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen 1850. — Mendoza, Guerra de Granada. Valencia 1776. — Circourt, Histoire des Arabes d'Espagne. — M'Grie, Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien. Deutsch von Plieninger. — Gamz, Kirchengeschichte von Spanien, III, 2 voll. Regensburg 1879.

²⁾ Como se mueve Espanna, la tierra trembla.

ausgebeutet und lieferten die Inseln des östlichen Asiens ihre Gewürze und Perlen. Seit den Tagen von Villalar war keine Empörung im Lande selber mehr zu bekämpfen, stand Spanien einiger und stärker da denn je. Das Land war reich an tapferen, kühnen, geistreichen, arbeitsamen Männern. Das spanische Fußvolk galt seit den Tagen, da ihm der große Gonsalvo von Cordova seine Ordnung gab, bis zum Tage von Rocroy, wo es vor den Bataillonen Ludwigs XIV. und den Puritanern Cromwells in den Staub sank — für das beste der Welt. Officiere aus andern Regimentern waren stolz darauf, als Gemeine hier dienen zu können. Tapferkeit und Treue waren gleich glänzend. Aus Karls V. Schule giengen tüchtige Feldherren hervor: Alba, Philibert Emanuel von Savoyen, Don Juan, Alexander von Parma. In Wissenschaft und Kunst herrschte reger Wettstreit. Unter Philipp II. begann die Blüte des spanischen Theaters, die classische Zeit spanischer Literatur. Spanische Formen galten für fein, Spanien für das Land der Bildung. Das Spanien von damals war nicht waldarm, wie das heutige, sondern reich bedeckt mit Waldungen, Weiden, Ackerland, bis in die Höhe der Gebirge hinauf wurde fruchtbares Erdreich geschafft und Wasser geleitet. Die Bevölkerung war dicht und tüchtig.

Campanella.

Was Wunder, wenn ein calabresischer Dominicaner, Thomas Campanella, in einer Schrift „De monarchia hispanica“ für Spanien die Weltherrschaft in Anspruch nahm! Der König solle nach der Kaiserkrone ringen, ein Mitglied seines Hauses auf den päpstlichen Stuhl befördern und an der Spitze der Christenheit den Kampf gegen den Halbmond führen; er solle Jakob VI. von Schottland, wenn er Katholik werde, auf den englischen Thron setzen; er solle eine Prinzessin seines Hauses mit dem Herzog von Guise vermählen und so Frankreich an sein Haus bringen; er solle die drei protestantischen Kurfürsten verjagen und drei Katholiken an ihre Stelle setzen, welche treue Anhänger Spaniens wären; er solle einen Erzherzog auf den polnischen Thron befördern; er solle sich mit Persern und Georgiern gegen die Türken verbinden, Spanien habe die Mittel, die größte Seemacht aufzustellen. Philipp II. solle einen Orden von Oesterreich (*Ordo Austriae*) gründen, in welchem die tüchtigsten Jünglinge zu Predigern des Glaubens gebildet würden, so daß sie als Bekehrer in protestantische und in ungläubige Länder gesendet werden könnten. Um dieses ungeheure Reich vor Empörungen zu schützen, solle der König namentlich Geistliche zu Statthaltern in einzelnen Landschaften ernennen, denn sie haben keine Familie, für welche sie eine Empörung wagen möchten; Geistliche soll er in seinen Rath nehmen und in allem die Einheit von Kirche und Staat darstellen; Gnaden solle er selber ertheilen, Strafen nur durch seinen Beamten. Seinen Staatsrath solle der König auch mit Vertretern verschiedener Nationalitäten besetzen; in spanischen Angelegenheiten sollen Spanier, in italienischen Italiener einschreiten.

Es geht jedoch aus allem hervor, daß diese weltumspannende Politik nicht die der ersten Regierungsjahre Philipps war.¹⁾ Erst seit Granvella ins Cabinet eintrat, nahm die spanische Politik einen großartigen Schwung. Der König suchte in der ersten Zeit nur zu erhalten.

Streng aber hat Philipp II. den Gedanken, den auch Campanella aussprach, verfolgt: ein König von Spanien solle die Rathschläge aller hören, die besten auswählen, aber selbständig handeln, in naher Freundschaft dürfe er zu keinem stehen. Sein Vater schrieb ihm: „Du darfst Dich in militärischen Angelegenheiten auf Alba verlassen, verlaß Dich aber auf niemanden, als auf Dich selbst.“ — Keine seiner vier Frauen hat Einfluss auf seine Regierung geübt und doch hingen alle mit Zärtlichkeit an ihm: Maria von Portugal (1543 bis 1545), Maria von England (1554—1558), Elisabeth (Isabella), die Tochter Heinrichs II. von Frankreich (1559—1568);²⁾ letztere war der Lieb-
 ling der Spanier, die zärtliche Stiefmutter des Don Carlos, aber weit davon entfernt, andere Empfindungen für ihn zu hegen, als der Gattin Philipps geziemte. Don Carlos war gezähmt durch die Macht ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, in ihrer Nähe war sein ganzes Wesen wie umgewandelt. Philipp bewies ihr das unbeschränkste Zutrauen und behandelte sie nach dem Ausdruck des französischen Gesandten so herzlich, daß gar nichts zu wünschen übrig blieb. Isabella wußte französische Lebhaftigkeit mit spanischer Würde in einer Weise zu vereinigen, daß Hof wie Volk von ihr bezaubert wurden. Ihr früher Tod setze alles in tiefe Trauer. Die spanischen Ärzte hatten ihre Krankheit nicht erkannt und sie falsch behandelt. Philipp meinte: hätte er noch einmal zu wählen, so möchte er gerade diese Gemahlin wieder finden. Von ihren beiden Kindern wurde Katharina mit dem Herzog von Savoyen, Clara Eugenia mit dem Erzherzog Albrecht vermählt. Letztere besaß, wie kein Mensch, die Liebe und das Zutrauen Philipps. 1570 wurde Anna Maria, die Tochter Kaiser Maximilians II., in Sevilla dem König angetraut; sie war schön, fromm, gut, bescheiden, arbeitjam. Als der König 1580 erkrankte, so erzählen die Spanier, habe sie in ihrem Liebeschmerz Gott gebeten, daß er das Leben des Gatten erhalte und das ihre dafür hinnehme, und der Himmel habe sie erhört; sie starb den 28. October 1580. Von ihren vier Kindern blieb nur der dritte Sohn, Philipp III., am Leben.

So zärtlich Philipp als Gatte war, so unabhängig suchte er als König zu sein. Auch keiner seiner Minister sollte ihn beherrschen. In seinem Staatsrath saßen elf Männer, zuzeiten auch sechzehn, Geistliche und Laien.³⁾ Hervortragend waren Alba und Ruy Gomez de Sylva (später Fürst von Eboli) und der Cardinal Espinosa.

Ruy Gomez war in der Jugend Philipps Gespieler und soll von Karl zum Tode verurtheilt worden sein, als er einmal beim Spiel den Prinzen schlug; Philipp aber erweichte durch Thränen und Bitten das Herz des Vaters, daß er

¹⁾ Die Regierungsanfänge Philipps II. und seine Beziehungen zu den Mittelmeer-mächten s. S. 221 ff. dieses Bandes.

²⁾ Prescott, Philipp II., Bd. II, S. 60—74.

³⁾ Havemann, Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens, S. 260—312. — Prescott, l. c. V, p. 123—133.

Der
König.

Die
Frauen.

Elisa-
beth.

Anna
Maria.

Staats-
rath.

Eboli.

sich vorerst mit der Verbannung begnügte und ihn dann wieder zurückrief. — Gomez war menschlich, freigebig, zum Frieden geneigt, klug, geschmeidig, seiner
 Alba. hatte Philipps Charakter besser studiert. Alba machte nach seinem Tode über ihn die bittere Bemerkung: „Wenn Gomez auch nicht der größte Staatsmann aller Zeiten war, so war er doch in der Kenntnis der Launen und Neigungen des Königs ein so großer Meister, daß wir im Vergleich mit ihm alle Narren waren.“ — Als Eboli 1573 starb, wurde er nicht bloß vom Fürsten, sondern von der ganzen Nation betrauert. — Sein Gegner war Alba: kriegerisch, geneigt, die Regierung despotisch zu machen, und doch dem König gegenüber voll von stolzem Selbstgefühl und von Lust nach Unabhängigkeit. „Wir dürfen uns den Saft nicht aussaugen lassen, wir müssen uns nicht ganz und gar lesen lassen, ein durchgelesenes Buch wirft man beiseite“ — war sein Wahlspruch. Als man von der Eroberung Portugals sprach, meinte Alba: „Woher sollen dann unsere Kinder vor dem König fliehen?“ Der Herzog von Ferria, reichgebildet, hochbefähigt, voll ritterlichen Ehrgefühls, unterstützte die Friedenspolitik des Kuy
 Espinosa. Gomez. Espinosa war hochbefähigt, arbeitam, ohne Liebe zur Gemächlichkeit, von durchbringendem Scharfblick. Zuerst Bischof von Siquenza, wurde Espinosa Präsident des Rathes von Castilien und des Rathes von Indien, Mitglied des Staatsrathes, Großinquisitor, 1568 Cardinal. Würden und Einfluß machten ihn zuletzt stolz. Philipp mußte viele Klagen über ihn hören und bezeugte ihm auf einmal 1572 seine Ungnade so stark, daß Espinosa kurze Zeit danach starb.

Der König nahm nicht selber Antheil am Staatsrath, um die Mitglieder desselben durch seine Gegenwart nicht befangen zu machen, aber er ließ sich nach der Sitzung durch einen Ausschuss die Verhandlungen mittheilen, am liebsten schriftlich; er durchlas dieselben aufs aufmerksamste und machte seine Bemerkungen
 Fleiß
 des
 Königs. dazu. Den größten Beweis seines Fleißes geben die massenhaften Arbeiten des Königs und seiner Rätthe, welche noch im Archiv zu Simancas aufbewahrt sind. Ximenes hat es gegründet, Philipp II. hat es geordnet, erweitert und angefüllt mit den Acten seiner Regierung. Gachard, welcher so manches aus diesem Archiv der Öffentlichkeit übergeben hat, ist erstaunt über die außerordentliche Hingabe dieses Monarchen an die Geschäfte und meint, man dürste in der Geschichte schwerlich noch einen andern Fürsten finden, der so fleißig gearbeitet habe, wie Philipp II., da alle Berichte seiner Vicekönige, seiner Generale, seiner Gesandten, seiner Minister, seiner Rätthe voll sind von Randbemerkungen aus seiner Hand. Das Arbeiten war ihm Lust, er wurde nicht müde, nicht ungeduldig. Seine einzige Erholung war die Jagd und er nahm immer einen Pack Depeichen mit, um am Schlusse derselben sich frisch der Arbeit hinzugeben. Der König
 Aus-
 dauer. gieng sparsam um mit der Zeit und sie war genau eingetheilt: in der Frühe gab er den fremden Gesandten Audienz, dann hörte er die Messe, dann folgte ein mäßiges Mittagmahl, dann empfing er die Besuchsteller und hörte sie mit größter Geduld an, endlich gieng er wieder an die Arbeit mit seinen Secretären bis tief in die Nacht.¹⁾

Fehler. Philipps Fleiß war ein Vorzug und war ein Fehler. Es zeigt auf der einen Seite, wie ernst er es nahm mit seinem Regentenberuf, auf der andern Seite verlor er sich zu sehr im Detail, statt bloß die leitenden Gedanken anzugeben und treuen und bewährten Dienern die Ausführung zu

¹⁾ Prescott, l. c. V, p. 132—137.

überlassen. S a c h a r d sagt mit Recht: „Dieser Fleiß im Cabinet, dieses alles selber sehen wollen, wäre eine Tugend gewesen bei einem Fürsten, der nur einen kleinen Staat zu regieren hatte; bei einem Monarchen, der weite Königreiche zu beherrschen hatte, dessen Politik in die Ereignisse ganz Europas verstrickt gewesen, war er ein wahrer und schwerer Fehler. Verbunden mit der Unschlüssigkeit, die einen vorherrschenden Zug im Charakter Philipps bildete, hatte er die verderblichsten Folgen. Dieser Fürst untersuchte und überlegte, während er hätte handeln sollen, ohne Unterlaß, darauf zählend, Zeit gewonnen zu haben, und jedem energischen Entschlusse ausweichend. Während des Aufstandes in den Niederlanden ließen seine Entschlüsse immer auf sich warten, dadurch gieng die günstige Gelegenheit verloren, das Übel gewann an Herrschaft, die Abhilfe wurde immer schwieriger.“ — Karl V. hatte durch seine weiten Reisen immer Fühlung am Geiste der Völker, es war dagegen Philipps große Täuschung, daß er vom Cabinet aus so verschiedene Völker lenken wollte, gleichsam am Webestuhl der Zeit sitzend, der Gottheit lebendiges Kleid zu weben hoffte. Wenn man ihn der Trägheit anklagt, so geht dies nur auf seine Abneigung gegen das Reisen. Es lag dies in seiner Natur. Reisen, körperliche Übungen machten ihm Unbehagen. Selbst die Cortes klagten darüber, daß er immer in seiner Residenz sitzen bleibe.¹⁾

Seine
Reisen.

Hauptstadt war unter ihm Madrid, nicht mehr Toledo. Schon Karl V. hatte diesen Ort wegen seiner frischen, dünnen Luft gewählt, die ihn schützte gegen Anfälle des Fiebers und der Gicht. Aus dem alten Alcazar der Mauren wurde nach und nach ein königlicher Palaß. Als Philipp II. 1563 diese Residenz bezog, zählte Madrid 12.000 Einwohner, als er starb 300.000, und war so reich an Prachtbauten, Brücken, Wasserleitungen, Spitälern, einem Museum, einem Arsenal, daß es spanisches Sprichwort wurde: „Wenn von Madrid die Rede ist, horcht die Welt stillschweigend zu.“ Es galt als Pflanzschule des Witzes, des Genies und der Galanterie.

Madrid.

Karl V. hatte Philipp den Rath gegeben, sich auf keinen seiner Diener unbedingt zu verlassen, sondern nur auf sich selbst, und nie ist ein Rath treuer befolgt worden! Philipps Vertrauen war schwer zu gewinnen; er übergab eine und dieselbe Frage mehreren Räthen, ohne daß sie von einander wußten, zur Begutachtung; er hatte überall seine geheimen Berichterstatter neben dem Statthalter, um sichere Nachrichten zu bekommen; er war sehr vorsichtig in Mittheilung wichtiger Depeschen. Dieses Mißtrauen stieg mit den Jahren, und mit ihm die Unschlüssigkeit, so daß oft Antworten der Regierung auf Anfragen zu spät eintrafen und verhängnißvoll wurden. Auch die Spanier klagten zuletzt über dieses Sichabschließen von der Welt, über diese Zögerungen, und der Groß-Älmojenier Don Luis Manrique schrieb dem König offen: „Der Allmächtige schickt keine Könige in die Welt, damit dieselben ihre Tage

Miß-
erfolg.

Un-
schlüssig-
keit.

¹⁾ Havemann, l. c. p. 160—205. — Prescott, l. c. V, *p. 138—139.

mit Lesen und Schreiben zubringen, sondern damit sie als Staatsorakel dienen, an die sich alle um Antwort wenden können.“¹⁾)

Haus-
halt.

Gegen treue Diener war Philipp freigebig, nicht launenhaft im Belohnen, obwohl er sonst haushälterisch war. — Die Hofhaltung war glänzend eingerichtet nach burgundischer Art von Karl V. Nicht weniger als 1500 Personen gehörten zum Haushalte und 300 Mann Garde. Die Kosten beliefen sich jährlich auf 200.000 Gulden. Philipp II. selber aber liebte Einfachheit, ein nüchternes Gewand aus schwarzem Sammt, das er alle Monate gegen ein neues vertauschte; er hatte keinen andern Schmuck, als das am Halse hängende Goldene Knie. An seinem Hofe gieng es ziemlich ernst und feierlich her, ohne die Heiterkeit Frankreichs. Das lag in der spanischen Natur. Der venetianische Gesandte berichtet, der Spanier liebe das Sofiego, das heißt die unerschütterliche Ruhe oder Apathie. Nicht glänzende Bankette liebe der spanische Adel, aber hohes Spiel und Nachahmung königlichen Glanzes auf seinen Schlössern, wo er sich mit einer Unzahl von Dienern umgab und seine Kapelle und seine Kunstsammlungen hatte, wie der König. Philipp ließ den Adel hierin gern gewähren, er wurde ihm dadurch weniger furchtbar.²⁾)

Einfach-
heit.

Sofiego.
Der
Adel.

Die
Cortes.

Auch vor den Cortes hatte sich der König nicht mehr zu fürchten, wie sein Vater. Karl V. hatte ihre Macht gebrochen, als er ihnen das Vorrecht nahm, zuerst ihre Beschwerden vorzubringen und erst, wenn diese behoben waren, die Steuern zu bewilligen. Sie durften jetzt erst ihre Beschwerden vorbringen, wenn sie die Steuern bewilligt hatten. Die Cortes kamen oft zusammen unter Philipp. Ihre Beschwerden zeugen von gesundem Sinne und sind oft sehr eigenthümlich. Sie nahmen sich des Handels an, der Landwirtschaft, der Gewerbe, achteten auf sorgfältige Handhabung des Rechtes, aber auch auf Einfachheit des Lebens.

Niemand solle über vier Gerichte Fleisch und vier Gerichte Obst bei einer Mahlzeit haben; die Regierung solle den aufkommenden Gebrauch der Kutschen unterjagen, denn die edle Reitkunst, wegen der die Vorfahren berühmt waren, leide dadurch; die Regierung solle die Stiergefechte befördern, denn sie trage dadurch zur Verbesserung der Pferdezucht und zu den ritterlichen Übungen des Adels bei. Bekanntlich hatte noch Karl V. als Matador immer seinen Stier getödtet. Merkwürdig ist die Beschwerde über das Benehmen der Jungfrauen, welche in der Abwesenheit der Mütter ihre Zeit damit zubringen, daß sie Romane voller Lügen und Einbildungen lesen, dieselben für Wahrheit nehmen und danach ihr eigenes Betragen in der Welt regeln. Damals waren bekanntlich die Ritterromane im höchsten Schwung in Spanien.³⁾)

Romane.

Philipps
Bildung.

Philipp II. war sehr gebildet, ein feiner Kenner der Kunst, ein großmüthiger Beschützer der Talente. Mit Stolz konnte er Fremden den vor dem Palast vorbeigehenden Lope de Vega zeigen. Tizian hatte sich seiner hohen Gunst zu erfreuen. Namentlich verstand sich der König auf Architektur und

1) Prescott, l. c. V, p. 140—141.

2) Ibid. p. 142—146.

3) Ibid. p. 146—154.

hatte keine Freude an Bauten. Madrid ist durch ihn geworden, daß die Spanier sagen: „Es gibt nur ein Madrid“. Er hat das Land mit Prachtbauten, namentlich Kirchen bedeckt; der Stil seiner Bauten ist, wie er selber, einfach und streng.

Des Königs Lieblingsbau war der Escorial, oder El Sitio de San Escorial. Lorenzo Real, dem heil. Laurentius zu Ehren, an dessen Tag — 10. August 1557 — der Sieg bei Saint-Quentin errungen war; er stellte, von oben betrachtet, einen Hof vor und sollte die Grabstätte der spanischen Könige, ein Kloster und ein Palast sein. Lange wurde gewählt, bis man die gesundeste und zu ernstest Gedanken am meisten einladende Stelle gefunden hatte. Der König selber legte am 20. April 1563 den Grundstein und überwachte den Bau, der als das sechste Weltwunder galt. Baumeister war Johann Baptist von Toledo. Die Materialien kamen alle aus spanischen Ländern, die Gemälde und Fresken von Italienern. 1584 war der Bau vollendet, Philipps Lieblingshöpfung und Lieblingsaufenthalt, von wo er, wie er sich zu rühmen pflegte, mit einem kleinen Papiermüchel die beiden Hemisphären der Erde regierte. Hier verkehrte der König vertraulich mit den Künstlern und Mönchen, Hieronymiten; hier konnte er sogar einen Fremden, der ihn nicht kannte und ihn in Betreff der Gemälde um Rath fragte, auf die liebenswürdigste Weise umherführen und ihm alles erklären. Von der Großartigkeit des Baues erhält man einen Begriff, wenn man hört, daß es 12.000 Thüren daran gab, daß in den Höfen und Hallen 86 Fontainen sprudelten, daß die Kosten sich auf sechs Millionen Ducaten beliefen. Sein ganzes Leben hindurch sammelte Philipp II. an Reliquien für diesen Prachtbau, den er mit den herrlichsten Gemälden Raffaels und Tizians schmückte; für die Bibliothek im Escorial brachte der König 4000 Bände in verschiedenen Sprachen zusammen.¹⁾

Wegen seines Verhaltens in Sachen der Religion ist Philipp II. der Religion. Gegenstand des höchsten Lobes bei den Spaniern und des erbittertsten Hasses bei den Protestanten geworden; vergleichen ihn jene mit Augustus, Vespasian, Trajan, so vergleichen ihn diese mit Tiberius. Philipp war in der Religion Katholik von Überzeugung und als Staatsmann der Ansicht, daß Einheit der Religion unumgänglich nöthig sei zur Stärke des Staates; er sah, wie Frankreich herabkam durch den inneren Krieg; er fühlte sich als König vor Gott verantwortlich für den Glauben jedes einzelnen seiner Unterthanen. Daher nun die Strenge, mit der er gegen Verbreitung protestantischer Bücher und Ideen in Spanien einschritt.

Viele Spanier hatten auf fremden Universitäten die neuen Ideen eingefogen; Philipp verbot jetzt den Besuch fremder Hochschulen. In Antwerpen, in Frankfurt wurden Schriften der Reformatoren ins Spanische übersetzt, gedruckt und nach Spanien geschmuggelt und hier verschlungen. Kleine protestantische Gemeinden bildeten sich an vielen Orten, so in Valladolid und Sevilla. Zwölf Hieronymiten flohen nach Genf. Daher der Eifer, mit dem der König sogleich nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden einem Auto-da-fé bewohnte, und die Antwort,

Pro-
testan-
tismus
in
Spanien.

¹⁾ Prescott, l. c. V, p. 161 ff.

die er einem der Berurtheilten auf seine Bitte um Gnade gab: „Wäre es mein eigener Sohn, so würde ich Holz holen, ihn zu verbrennen, wenn er ein solcher Schuft wäre, wie du bist.“

Kein Beruf, keine Stelle schützte vor der Inquisition, deren berühmtestes Opfer sogar der Erzbischof von Toledo, jener berühmte Bartolome Carranza wurde, welcher Karl V. in St. Juste den letzten Trost der Religion gespendet hatte und eine Zierde des Concils von Trient gewesen war.

Die Gründe seiner Mißhandlung sind nicht vollkommen klar und mag dieselbe nicht bloß aus dem Neide des damaligen Großinquisitors Fernando Valdes¹⁾ erklärt werden. Am 21. August 1559 wurde der Primas in seinem Palaste verhaftet. Philipp II., der ihm verheißt, er möge in jeder Noth sich auf ihn verlassen, der ihn selber auf den höchsten Posten der spanischen Kirche erhoben hatte, war, wir wissen nicht warum, nicht mehr geneigt, sich seiner anzunehmen. Nach langer Haft wußte der Gefangene dem Papste ein Schreiben mit den Worten: „Domine, si tu es, fac me venire ad te super aquas“ zukommen zu lassen, und Pius V. drohte dem König und der Inquisition mit dem Banne, wenn sie den Gefangenen nicht nach Rom lieferten. Dort wurde die Untersuchung von neuem aufgenommen und ein freisprechendes Urtheil stand bevor, als Pius V. starb. Unter Gregor XIII. kam die Untersuchung zum Schluß (1576). Carranza mußte hier Irrlehren abschwören, von denen er behauptete, er habe sie nie gelehrt, und sollte fünf Jahre, von seinem Amte suspendiert, im Dominicanerkloster zu Orvieto zubringen. Acht Tage darauf starb Carranza. — Auf dem Todestbette erklärte er noch: „Ich habe diese Irrthümer nie gelehrt, aber ich halte den über mich gefällten Spruch für gerecht, weil er vom Statthalter Christi kommt.“²⁾

Philipp
II.
und die
Kirche.

So eifrig übrigens Philipp II. für Reinhaltung der Kirchenlehre war, so wußte er doch seine königlichen Rechte gegen jeden Eingriff von Seite der Kirche zu wahren, ja gemäßigte Schriftsteller reden von seiner unheilbaren Leidenschaft, den Staat und die Kirche bis ins kleinste zu regieren, „Papstkönig seiner Lande und Völker zu sein, die ihn mit den besten Päpsten, wie Pius V., in Streit brachte“.

Der Aufstand der Moriscos.

Der Sinn für die Einheit der Religion in seinem Staate ließ Philipp II. auf Rathschläge von Eiferern hören, die ihn zu politischen Fehlgriffen ver-

¹⁾ Von Valdes sagt La Fuente: „Wie vielen hervorragenden Männern, wie Valdes war, hat es geschadet, daß sie nicht die Eigenschaften der Güte und Sanftmuth, der Tüchtigkeit der heiligen Demuth, besaßen, ohne welche zwar der katholische Sinn sehr feurig, aber doch jenem Eifer der Apostel ähnlich sein wird, welche den Herrn baten, er möchte Feuer vom Himmel herabfallen lassen.“ Gamz, Kirchengeschichte von Spanien, III, 2, S. 198.

²⁾ Die Literatur über Carranza ist reich. Vergl. Gamz, l. c. III, 2, p. 200. — Döllinger, Beiträge, I. — Laugwitz, Bartol. Carranza, Erzbischof von Toledo. Kempten 1870. — Falloux, Leben des Papstes Pius V. Regensburg 1873. — Maurenbrecher, Studien und Skizzen zur Geschichte des Reformationszeitalters, S. 25–26. Leipzig 1874.

leiteten; wir meinen hinsichtlich der Moriscos oder maurischen Christen. Allerdings waren hier unverföhlliche Gegensätze und war das Vorhandensein des maurischen Stammes im Süden der Halbinsel, wo sie eine Landung von Afrika her unterstützen konnten, eine stets offene Wunde für Spanien. Die Moriscos waren im Herzen noch die alten Mauren und Mohammedaner, obgleich sie die Kirchen besuchten, welche die Regierung, um ihre Befehrung zu fördern, in den Dörfern erbauen ließ, und alle Ceremonien mitmachten. Die Schwierigkeiten, sie andern Sinnes zu machen, waren so groß, daß viele Geistliche zufrieden waren, wenn die Moristen nur die Ceremonien mitmachten. Eifrigere aber meinten, eine Sinnesänderung werde nur erreicht, wenn man die Moriscos zwingt, ihre Sprache und ihre nationale Tracht aufzugeben. Schon 1526 erließ Karl V. ein ähnliches Gesetz, sah aber die Schwierigkeit, es durchzuführen, schnell ein, und stand, gegen ein Geschenk der Mauren, von der Ausführung ab.

Moris-
cos.

Die Zustände, die Klagen blieben dieselben unter Philipp II. Ein Bischof klagte sogar in Rom, daß unter der Eisdecke der Ceremonien die tiefen Gewässer des Unglaubens noch beständen. Der König griff ein. 1560 wurde den Moriscos verboten, Sklaven zu halten, 1563 Waffen zu besitzen, 1566 übergab der König einer Commission den Inhalt der ihm vorgebrachten Klagen, daß die Mauren ihre Kinder in der Kirche zwar taufen lassen, nach der Rückkehr aber die Spuren der Taufe abwaschen, daß sie die Kinder beschnitten und ihnen maurische Namen geben, daß sie die Ehen in den Kirchen zwar einsegnen lassen, nachher aber nach ihren alten maurischen Gebräuchen bestätigen und mit nationalen Tänzen und Gesängen feiern, daß sie noch immer den Freitag als einen Feiertag begehen, daß sie Christen Kinder abfangen und nach Afrika verkaufen, wo dieselben beschnitten und als Mohammedaner erzogen werden.

Klagen.

Die Mehrzahl der Commission rieth dem König, die Art an die Wurzel zu legen, den Moristen zu untersagen, daß sie sich beim Sprechen oder Schreiben des Arabischen bedienen, daß sie ihre alte Tracht beibehalten, jedoch für Erlernung der Sprache und allmähliche Ablegung der Tracht eine Frist von drei Jahren zu gewähren. Auch sollen fortan die maurischen Frauenzimmer unverschleiert ausgehen, wie die Spanierinnen; bei einer Hochzeit solle die Hausthür offen bleiben, damit jeder Christ hineingehen und sehen könne, ob nicht unheilige Gebräuche stattfinden; die dreimalige Übertretung dieses Gesetzes solle mit lebenslänglicher Verbannung bestraft werden, die einmalige und zweimalige mit Geld und Gefängnis.

Be-
schluß.

Es war ein Schnitt ins Leben. Einem Volke befehlen, seine Sprache abzulegen, hieß es in seinem innersten Wesen angreifen! Werden die Mauren Castilier werden — oder werden sie Widerstand leisten? Die Stimmung der Spanier war so, daß Philipp dem Rathe Otadins beistimmte: je weniger

Feinde, desto besser.¹⁾ Alba sprach gegen die Maßregel. Am 17. November 1566 unterschrieb jedoch der König das Pragmaticum.

Pragmaticum.

Die Verkündigung dieses Gesetzes am 1. Januar 1567 erregte Schmerz und Zorn bei den Mauren. Auf ihre Vorstellungen wurde geantwortet: das Gesetz sei gerecht und heilig und Seine Majestät schlage die Rettung einer einzigen Seele höher an, als alle von den Moriscos bezogenen Einkünfte.²⁾

Empörung.

Übrigens hatte Philipp sich die Schwierigkeiten zu leicht vorgestellt. Als alle Bitten fruchtlos waren, zogen die Morisken Empörung dem unbedingten Gehorsam vor: sie rüsteten in der Stille, sie baten bei den Berberfürsten Africas um Hilfe, sie beschloffen, in der Nacht den Albaycin in Granada zu überfallen und die alte Hauptstadt zum Mittelpunkt des Aufstandes zu machen. Der Angriff fand statt in der Nacht vom 26. December 1568, aber er mißlang. Die Christen waren nicht unvorbereitet, die reichen Morisken waren zu bequem, um im Kampfe zu ihren Landsleuten zu stehen. Der Befehlshaber zu Granada, Mendosa, verfolgte die Flüchtlinge bis ins Gebirge.

Mendosa.

Aben Humeha.

Damit begann der offene Krieg. Die Morisken wählten einen König, einen Abkömmling des alten Hauses der Omejjaden, der mit seinem castilischen Namen Don Fernando de Valor hieß, zweiundzwanzig Jahre alt und von einnehmender Gestalt war.

Ardenung.

Schriftenmorb.

Mit einem Purpurmantel angethan und einer carmoisinrothen Schärpe um die Schultern kniete er auf vier Banner nieder, deren Spitzen gegen die vier Himmelsgegenden gerichtet waren, und schwor, das Gesicht gegen Mecca gerendet, feierlich, daß er für die Vertheidigung seiner Krone, seines Glaubens und seiner Unterthanen leben und sterben wolle. Und die Großen hoben ihn dann auf die Schultern und die Menge rief: „Mah, erhöhe Muley Mohammed Aben Humeha, den Herrn von Andalus und Granada!“ Viele Christen, die in der Mitte des maurischen Gebietes wohnten, wurden jetzt ein Opfer des Zornes der Moriscos, namentlich die Priester. Wie manche Kirchen wurden gestürmt, wie oft die heiligen Gefäße besudelt, Schweine auf den Altären geschlachtet, um die Verachtung gegen die christliche Gottesverehrung auszudrücken, und dann Männer, Weiber und Kinder, nachdem sie alle erdenklichen Qualen ausgestanden, wie Thiere hingeschlachtet! Namentlich zeigten die maurischen Frauenzimmer einen tollen Durst nach Rache, besonders gegen Maurinnen, die christliche Männer geheiratet hatten. Die spanischen Geschichtschreiber erzählen mit Stolz, daß selbst castilische Knaben eher alle Martern und den schrecklichsten Tod erduldeten, als daß sie zur Lehre Mohammeds übergiengen, und kein einziger Spanier abtrünnig wurde.³⁾

Krieg.

Ein ernster Kampf begann, die Moriscos zogen sich in die Alpujarras zurück, deren Verstecke, Schluchten, Pässe sie genau kannten, und kämpften weniger in offener Feldschlacht als in nächtlichen Überfällen und von Verstecken aus, jedoch stets mit dem Muth der Verzweiflung. Es wurde ein

¹⁾ De los enemigos los menos.

²⁾ Prescott, Philipp II., Bd. IV, S. 1—24. — Havemann, Das Leben des Don Juan d'Austria. Eine geschichtliche Monographie, S. 68—74. Gotha 1865.

³⁾ Prescott, l. c. IV, p. 30—45.

Kassenkampf und ein Religionskrieg: Priester giengen den Spaniern mit dem Beispiele des Muthes voran, der Adel stürzte mit dem altbewährten Ruf: „Für Gott, König und Vaterland!“ in den Kampf.

Mendoza¹⁾ leitete den Kampf mit Umsicht und Menschlichkeit, welche gegen das heiße Blut der Andalusier aufrechtzuerhalten, oft sehr schwer war. Sein Grundsatz, Milde richte mehr aus als Waffen, schien sich zu bewähren. Aben Humeya schien zuletzt von der Unmöglichkeit des Erfolges überzeugt und zu unterhandeln geneigt, als wider Willen des Führers die Reihen handgemein wurden. Der Sultan floh und der Krieg schien seinem Ende nahe. Da gab das harte Verfahren des Marquis von Los Velez, eines tapferen, aber eigensinnigen Mannes, und das Ende des Sultans, der den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprach, willkürlich und grausam herrschte, und die Erhebung des Aben Abu, eines fähigen, ruhigen, zähen und tapferen Mannes, zum Sultan dem Widerstande neue Kraft. Ehe Aben Humeya von den Seinen erschossen wurde, erklärte er, er sei nie Mohammedaner, sondern stets ein Christ gewesen.²⁾

Aben
Abu.

Die Uneinigkeit zwischen den Führern Los Velez und Mendoza zwang den König, einen über beiden stehenden Feldherrn mit der Beendigung des Krieges zu betrauen. Der König wählte hiefür seinen hochbegabten jungen Bruder Don Juan.

Don
Juan.

Von dem ersten Augenblicke an, da der Knabe dem König Philipp II. vorgeführt wurde und dieser ihn mit den Worten anredete: „Fasse Muth, mein Kind, du stammst von einem großen Manne ab; der Kaiser Karl V., der jetzt unter den Seligen wohnt, ist dein und mein Vater“, bewies der König gegen denselben eine wirklich liebevolle Gesinnung; er hieng ihm das Goldene Vlies um den Nacken, schnallte ihm ein Schwert um die Hüften, er wies ihm einen Palast in Madrid an, gab ihm den Titel Excellenz und den Namen Don Juan von Oesterreich; er gab ihm Quijada zum Obersthofmeister, er sandte ihn mit seinem Sohne Don Carlos und seinem Neffen Alexander Farnese auf die Universität Alcalá. Philipp hatte Freude an des Bruders Fortschritten, ja sogar an seiner heimlichen Flucht nach Barcelona, als der Jüngling an der Vertheidigung Malta's gegen die Türken theilnehmen wollte, obgleich er ihm in Briefen mit seiner Ungnade drohte, wenn er mit den königlichen Befehlen spiele. Diese Kriegslust des Jünglings gewann ihm die Liebe der Spanier: „Er ist ein wahrer Sohn des Kaisers!“ riefen die Soldaten. Und als Don Juan gegenüber den Verirrungen des Don Carlos sich ebenso klug als hochsinnig zeigte, stieg der Jüngling in der Gunst des Königs, der, um seinem Ehrgeize eine Laufbahn zu

¹⁾ Diego Hurtado de Mendoza, Guerra de Granada, que hizo el rey D. Felipe. Val. 1776—1777. — Circourt, Histoire des Arabes d'Espagne, p. 267 ff. Paris 1846. — Von dem Zeitgenossen Ludwig de Marmol Carvajal erschien 1600 das berühmte Buch „Historia del rebelion y castigo de los Moriscos del reino de Granada“. Madrid 1797.

²⁾ Wie bedenklich 1569 der Kampf wurde, zeigt der Brief des französischen Gesandten an Katharina von Medicis, daß der Großherr von Frankreich die Begünstigung erbitte, seine Flotte in Toulon überwintern zu lassen, sobald sein Entschluß, den Moristen beizufolgen, reif sei, und daß auch ein Hilfsheer aus Algier ihnen zugesagt sei. Charrière, Négociations, III, p. 94.

eröffnen, ihm im Jahre 1568 den Oberbefehl über die Flotte übertrug, welche gegen die Berbern kreuzen sollte. Die Fahrt gelang, die Seeräuber wurden geschlagen — und jetzt wurde Don Juan mit Beendigung des Maurenkrieges betraut.¹⁾

Krieg
in der
Bega.

Die Briefe des Königs zeigen, wie vorsichtig er über das Leben des heißblütigen Jünglings wachte, der in seinem Heldenfinne, statt sein Leben als Feldherr zu schonen, sich immer zuerst in das heißeste Schlachtgetümmel stürzen wollte. Es kam zu grimmen Kämpfen in der Bega, Don Juan wurde mehrmals nur wie durch ein Wunder gerettet. Luizada erhielt eine tödliche Wunde. Schwer war seit 19. Januar 1570 der Kampf um die Festung Galera, Minen brachten die tapfer vertheidigte endlich am 7. Februar zum Falle.²⁾ Mit ihr war der wichtigste Platz der Mauren genommen. Don Juan versprach allen, die binnen zwanzig Tagen sich unterwerfen würden, vollkommene Amnestie. Die Überzeugung von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes griff bei den Morisken um sich, trotzdem viele Freiwillige aus Afrika in ihre Reihen eingetreten waren. *Aben Abu* wies jedoch alle Gunstbezeugungen des Königs von sich: er werde widerstehen, solange ein Mensch in den *Albujarras* aushalte. Da fiel der Sultan im März 1571 durch die Dolche seiner eigenen Anhänger.³⁾

Ver-
pflanzung
der Mo-
risken.

Der König befahl, alle Morisken des Königreiches Granada in das Innere des Landes zu versetzen. Solches geschah im November 1570. Sie wurden in das Gebiet von La Mancha, in die nördliche Grenze Andalusiens, in die beiden Castilien, nach Estremadura und nach Galicia versetzt.⁴⁾ Unter den lautesten Ausbrüchen des Schmerzes schieden die Morisken aus der liebgewordenen Heimat. In ihren neuen Sizen mußten sie auf ihre alten Bräuche, ihre Feste, ihre Religion, ihre Sprache verzichten. — Castilier wanderten in Granada ein, um die Verbindung der Mauren mit Afrika für immer abzubauen. Aber auch hier galt der alte Spruch: „Wenn Afrika geschlagen wird, hat Castilien zu trauern.“ Die Bega verödete.⁵⁾ Das Geheimniß mancher Industriezweige gieng verloren. Die Morisken blieben auch in ihren neuen Sizen, so sehr sie sich äußerlich als Christen und Spanier geberdeten, im Herzen ihrer Nationalität und Religion anhänglich. Don Juan aber zog nach Madrid, um als Lohn seiner Thaten den Oberbefehl über die Flotte der Liga zu übernehmen und den Sieg bei Lepanto zu erringen, den wir früher⁶⁾ geschildert haben.

Viel folgenschwerer als der Aufstand der Morisken wurde der

1) Havemann, Don Juan, S. 1—66.

2) *Ibid.* p. 108 f.

3) Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II. Elisabeth und Heinrich IV., S. 161. Berlin 1882.

4) Prescott, l. c. V. p. 25 f. — Havemann, l. c. p. 115.

5) Gans bemerkt (Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 228): „Heute noch ist dem Lande das Gepräge der Noth und der Armut aufgedrückt. Wie im zwölften Jahrhundert die mozarabischen Christen fliehen mußten vor den Mauren, so jetzt die Mauren vor den Christen. Die Enclavität des spanischen Charakters, seien die Spanier Mauren oder Christen, zeigte sich aufs neue. Tolerant sind die Spanier erst, wenn ihnen jeder Glaube gleichgiltig geworden ist.“

6) Vergl. S. 265—269 dieses Bandes.

Mußstand der Niederlande.

Für Karl V. waren die Niederlande eine der einträglichsten Provinzen, unter seinem Sohne Philipp II. verschlangen sie die Schätze, die Kräfte Spaniens.

Das kleine Land, aus 17 Provinzen bestehend, zählte 208 ummauerte Städte, 150 Flecken mit Stadtrechten, 6300 Dörfer, 60 Festungen; es war das bevölkerteste Land Europas und das Volk eines der fleißigsten, geschicktesten, reichsten, am meisten freiheitsliebenden.¹⁾ Die Bevölkerung bestand im Norden vorzugsweise aus Friesen, im Süden aus Wallonen und Belgen, in der Mitte aus Franken und Sachsen.

Die Friesen, ein Volk von Viehzüchtern, Fischern, Schiffern und Händlern, Friesen. jaßen von der Schelde nordwärts bis zur Elbe am Küstenland. Auf den fetten Auen gedeiht das Gras, das Meer lockt zum Fischfang, zur Seefahrt — es weckt den Verstand, die Thatkraft; es reißt dem Bewohner den Boden unter den Füßen weg, wenn er es nicht eindeicht und ihm immer wieder abkämpft. Der Frieße ist ruhig, fast phlegmatisch, aber hartnäckig und unerschütterlich, tüchtig und anständig, er liebt die Freiheit und Gleichheit; es waren Bauerngemeinden, unter denen der Adel nur schwer emporkam.

Anders bei den Wallonen oder Walen im Süden, in Hennegau, in Namur, im Lütticher- und Luxemburgerland, unter den Resten altkeltischer Völkerschaften! Da sah man von jeder Ritterburg den Rauch aus den Kaminen von drei andern, da lebte ein Geschlecht, das Jagd und Fehde, Musik und prachtvolle Feste liebte.²⁾ Das Volk war krieglustig, die Städte nur erweiterte Festungen. — Zwischen beiden gediehen die Flanderer, ein gescheites, fleißiges Volk, das Ackerbau, Viehzucht, wie Handel und Gewerbe liebte. Deutsches und welsches Blut hatte sich bei den Flandern vielfach gemischt, sie hatten den Fleiß und die Ausdauer des Deutschen, das Feuer, die Beweglichkeit, die Kampflust des Kelten. In Brabant gab es glänzende Rittergeschlechter und tüchtige Bauern, deutsche ruhige Art und bedächtigen Fortschritt. Von Utrecht war einst die Bekehrung der Friesen ausgegangen: es war das Rom der Niederlande, voll prächtiger Kirchen und guter Schulen. In Holland, das heißt dem hohlen Lande, das nur aus Holland. einer oberen Grasdecke bestand, unter dem das flüssige Moor war, zeigt die Geschichte zuerst Bataver, dann Franken, Friesen und Sachsen; es wurde durch seine Lage und den Sinn seiner Bevölkerung, durch Handel und Gewerbe das Kernland.³⁾ Im fünfzehnten Jahrhundert waren diese Gebiete bedeckt mit

¹⁾ Theodor Juste, Les Pays-bas sous Charles Quint.

²⁾ Löher, Jakobäa von Bayern und ihre Zeit, I, S. 1—14.

³⁾ Der Boden Hollands ist der Kampfplatz zwischen Erde und Meer, der gegenwärtige Zustand eine Art Vertrag zwischen beiden Elementen. Mit Stolz sagt darum ein holländischer Dichter: „Die Natur hat nichts für uns gethan, ihre Gaben hat sie uns vor-enthalten und alles, was man in unserem Lande sieht, ist das Werk der Arbeit, des Fleißes, der Industrie.“ — „Was sind die sogenannten Mühlbauten der übrigen civilisirten Länder der Welt — was die monumentalen Bauten der Vorzeit gegen die Schleusenwerke von Katwijk, gegen die Deiche von Westkapellen und vom Helber?“ — fragt Wilb in seinem Werke „Die Niederlande“, Bd. I, S. 57. Leipzig 1862. „Die Pyramiden Agyptens sind die Denkmäler des Despotismus und der Sklaverei; die Wasserbauten der Holländer sind die Denkmäler der Energie, der Kunst und der Ausdauer eines freien Volkes.“

heiteren Dörfern und glänzenden Städten, voll kräftiger Männer und schöner Frauen, reich an Kunstwerken und Erzeugnissen des Gewerbefleißes. Wohlhabenheit und heitere Lebenslust walteten allenthalben.

Reichthum.

Antwerpen war damals der erste Handelsplatz der Welt, 500 Schiffe liefen täglich in seinen Häfen, während auf der Schelde oft 2500 zu gleicher Zeit lagen; 2000 Lastwagen kamen jede Woche aus Deutschland, 5000 Kaufleute versammelten sich täglich auf seiner Börse.¹⁾ Es gab fast keine Armen, keine Kinder, die nicht lesen und schreiben und wenigstens zwei Sprachen sprechen konnten, niemand aß das Brot der Faulheit. Antwerpen wurde in seiner Schönheit und ob seines Gewerbefleißes mit Venedig verglichen, Gent mit Verona. Antwerpen zählte 100.000, Gent 70.000, Brüssel 75.000 Einwohner, während London damals bloß 150.000 zählte. Karl V. sagte witzig: Er könne Paris in seinen Handschuh (gant) stecken. Als die Gemahlin Philipps des Schönen in Brügge einzog, äußerte sie: „Ich glaubte, allein Königin zu sein, und finde hier deren Hunderte.“ Die Männer waren kräftig, arbeitssam, tapfer, freiheitsstrübig, die Frauen schön und sittsam. Ackerbau, Viehzucht blühten wie Gewerbe und

Handel.

Handel, Kunst und Wissenschaft. Starkes Wolltuch wurde gewoben und nach allen Theilen der Welt versandt wie Leinwand, Seidengewebe und glänzende Tapeten. Ihre Schiffe besuchten die Küsten der Levante, wie die Häfen Afrikas, und ihre Flagge wehte in Ostindien wie in den Gewässern der andern Hemisphäre. Für die Bildung des ganzen Volkes zeugt am meisten, daß sogar jedes Dorf seine Schule hatte, zeugen die Schulen der Kederlykers, die sich durch das ganze Land verzweigten, zeugen die dramatischen Darstellungen, die Mysterien und Moralitäten, an denen das Volk mitspielend oder zuschauend den lebhaftesten Antheil nahm, zeugen die Bruderschaften von Büchsen- und Armbrustschützen, von Schwertseggern, die sich in Waffen übten, und in jährlichen Festen ihre Kunst zur Schau stellten. Die Kederlykers sind in den niederländischen Städten, was die Meisterfinger in den deutschen, sie bestanden nicht bloß in großen Städten, sondern auch in unbedeutenden Dörfern; sie dichteten zierliche Liebesgedichte, fromme Legenden, Dramen, aber auch derbe politische Spottlieder und übten auf den öffentlichen Geist die größte Wirkung aus. Im ganzen, kann man sagen, trug das Leben den Charakter der Wohlhabenheit, Heiterkeit, Arbeitsamkeit und Bildung.

Kederlykers.

Burgundischer Kreis.

Der ganze burgundische Kreis bestand aus siebenzehn Landschaften, darunter waren vier Herzogthümer, nämlich Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; sieben Grafschaften, nämlich Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zutphen, Holland und Seeland, die Markgrafschaft Antwerpen; fünf Herrlichkeiten: Friesland, Mecheln, Utrecht, Oberyssel, Gröningen. Das Ganze bildete nie eine Nation, sondern einen Haufen von Republiken; das Gefüge der Verfassung war lose, mehr für den Frieden, als für den Krieg. Es gab zwar in Mecheln ein oberstes Gericht, an das man appellieren konnte; hin und wieder kamen auch Generalstaaten zusammen, aber sie hatten nur das Recht der Bitte um Abstellung von Beschwerden, kein Recht der Gesetzgebung, kein Recht, Steuern zu bewilligen, das thaten die ein-

¹⁾ Kampen, Geschichte der Niederlande, I, S. 388. — Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, S. 811. Gorha 1879.

zelnen Staaten. — In diesen waren die Stände wieder verschieden organisiert.

Wie die Wasser von den Bergen Europas nach den Niederlanden fließen, so wurden diese auch von den Ideenströmungen berührt. Der Schrei der Reform, den Luther ausstieß, fand auch in den Niederlanden seinen Widerhall. Von allen Seiten kamen durch die Fremden die Bücher der neuen Lehre ins Land. Namentlich fand der Radicalismus der Reformation, die Wiedertäufererei, viele Anhänger. Trypmacher gründete, durch Melchior Hofmann angeregt, in Amsterdam die Melchioriten; Matthiesen, sein Schüler, gab sich für den Herrn aus und sandte die Apostel aus, welche nach Münster kamen. Im Februar 1535 behauptete ein „Prophet“, Snyder, in einer Versammlung, Gott gesehen, Himmel und Hölle besucht zu haben, und vernichtete hierauf seine Kleider. Einige Tage darauf giengen in Amsterdam Wiedertäufer, Männer und Weiber, nackt durch die Straßen und schrien: „Wehe, wehe! der Zorn Gottes!“ und weigerten sich, als sie festgenommen wurden, Kleider anzuziehen, mit den Worten: „Wir sind die nackte Wahrheit!“ Ein anderer Schwarm erstürmte und verwüstete im März 1535 das Kloster Bolsward.¹⁾ Sie wurden alle hingerichtet.

Beginn
der Re-
forma-
tion.

Karl V. hatte in den Niederlanden, als seinem Eigenthume, die Vollziehung des Wormser Edicts befohlen, alle Privatversammlungen, alles Lesen verbotener Bücher bei Todesstrafe verboten. Es fanden Hinrichtungen statt, die häufige Wiederholung seiner Befehle zeigt aber, daß sie säumig vollzogen wurden. Im großen und ganzen blieb unter ihm das Volk der alten Kirche ergeben. Keine einzige neue Secte entstand in den Niederlanden,²⁾ das Streben gieng auf Erwerb, nicht auf neue Dogmen.

Nicht von der Reformation gieng der Aufstand in den Niederlanden aus, sondern vom unzufriedenen Adel; nicht weil er die Freiheiten der Niederländer antasten wollte,³⁾ sondern weil er sich beim Volke nicht beliebt zu machen wußte, verlor Philipp II. die Niederlande, eines der schönsten Juwelen in seiner Krone.

Karl V. hielt die Reformation strenge nieder und beim Abschiede priesen ihn die Niederländer als den Schirmherrn der Religion; seine Hand lag oft schwer auf ihnen und doch weinten sie bitterlich, als er von ihnen schied. Aber er war ein Flamänder, in Gent stand seine Wiege, er redete ihre

Karl V.

¹⁾ Kampen, l. c. I, p. 282 ff. — Leo, Zwölf Bücher Niederländischer Geschichte, II, S. 312 ff. — Wenzelburger, Geschichte der Niederlande, I, S. 720 ff., 762 ff.

²⁾ Hugo Grotius, Annales, I, p. 8. — Matthias Koch, Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande, S. 1—4. Leipzig 1860.

³⁾ Holzwarth, Der Abfall der Niederlande, I, XIII—XIV und 18 ff. Schaffhausen 1865, gegen Juste, Histoire de la Révolution des Pays-bas sous Philippe II. Bruxelles 1855.

Sprache, hielt es nicht unter seiner Würde, einen Trunk Bier von ihren Bauern anzunehmen, bei ihren Festen mit Armbrust und Büchse wettzuschießen, mit ihren Edeln Carroussel zu reiten. Sie waren stolz auf seine Siege, seine Größe, seinen Ruhm, er war einer der Ihren; ihr Handel nahm einen hohen Aufschwung in seinen weiten Reichen. Wie ganz, anders war da Philipp, steif, zurückgezogen, stolz, er liebte nur spanische Sprache, Art und Sitte, spanische Umgebung;¹⁾ er war kein Kriegermann und der waffenlustige Adel fand unter ihm nicht, wie unter Karl, Beschäftigung, Unterhalt und Geschenke. Der Spanier und der Niederländer sind ganz verschiedene Naturen und stoßen sich ab. Philipp II. brachte unter seinem Gefolge von 1500 Mann fast nur Spanier in die Niederlande und das hochfahrende Wesen derselben wurde ihm zur Last gelegt.

und
Philippp
II.

Groß
des
Abfels.

Der Adel grollte ihm, er fand an ihm nicht einen freigebigen, heitern, ruhmreichen Herrn, wie an Karl V.; er wurde häufig übergangen, als Stellen vertheilt wurden. Namentlich war der brennende Ehrgeiz des Wilhelm von Oranien verlegt.

Oranien's
Abtammung.

Wilhelm von Oranien ist ein Nassauer,²⁾ nicht aus der Wastramischen, sondern aus der Ottonischen Linie. Otto II. von Nassau-Dillenburg vermählte sich 1331 mit der Gräfin Adelheid von Bianden und die ausgedehnten Erbschaften der letzteren Familie kamen an seine Nachkommen. Engelbert I. (gest. 1442) spielte eine große Rolle am Hofe der Herzoge von Burgund, Engelbert II. (gest. 1504) tritt für Karl den Kühnen bei Nancy, Heinrich III. (gest. 1538) stand in hohen Ehren bei Karl V. Sein Sohn Renat erbt von der Mutter her, einer Claudia von Chalou, das Fürstenthum Oranien, dessen Wappen er annahm, mit der Devise: „Je maintiendray Chalou“, woraus später das einfache „Je maintiendray“ entstand. Sein voller Titel war: „Von Gottes Gnaden Renatus (René) Prinz zu Uranien, geboren von Nassau und Chalou, Graf zu Katzenellenbogen, Bianden, Diez, Donnerre, Penthièvre, Charny, Herr zu Breda, Diest, Barneton, Arley, Nozeroy und Chateaubelin“; er fiel, sechsundzwanzigjährig, 1544 bei der Belagerung der Grenzfestung Saint-Dizier. Der Kaiser verweilte beim Schmerzenslager seines Lieblings bis zum letzten Athemzuge. In seinem Testamente setzte der kinderlose Renat den ältesten Sohn seines Oheims Wilhelm von Nassau, Wilhelm den Verjchwiegeneu (taciturnus) zum Erben ein — in der Franche-Comté besaß das Haus Chalou allein 30 Herrschaften und 360 Ortshaften.

Karl V. verwendete seinen ganzen Einfluß, um das Testament aufrechtzuerhalten, und erzwang vom König von Frankreich die Freigebung des sequestrirten Fürstenthums Oranien. Wilhelm verzichtete dagegen auf sein väterliches Erbe und den ganzen Landestheil der Dillenburgischen Linie.

¹⁾ So berichtet 1559 der Venetianer Michel Suriano. Vergl. Gachard, Relations des ambassadeurs Vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II. Bruxelles 1856. Ähnlich Badoaro 1557.

²⁾ Der alte Haß Adolfs von Nassau gegen den Habsburger Albrecht lebte in ihm neu auf, wie eine Stelle der „Apologie“ bezeugt, Défense du très-ill. pr. Guillaume, p. 30. Delft 1581. — Koch, l. c. p. 7.

Geboren am 16. April 1533 zu Dillenburg, war Wilhelm, wie sein Vater, dem Augsburgerischen Bekenntnisse zugethan. Der Kaiser übernahm jetzt seine Erziehung und that ihn zunächst an den Hof seiner Schwester Maria von Ungarn, General-Statthalterin in Brüssel. Der Jüngling gefiel durch seine edle Gesichtsbildung, durch sein feines Wesen, durch seine Gewandtheit, sich in Verhältnissen und Personen zu schicken, durch seinen frühreifen Verstand, seinen vielverheißenden würdigen Ernst. Der Kaiser hatte seine Freude an ihm, er weichte ihn selber in die Staatskunst ein, lobte oder berichtigte sein Urtheil, suchte ihn zum Kriegsmanne zu bilden, übergab im Kriege gegen Frankreich dem Einundzwanzigjährigen die Führung eines Heeres¹⁾ — in der Kriegsführung hatte jedoch Wilhelm nie Glück —; Karl V. freite für ihn Anna von Egmond, die reichste Erbin der Niederlande, durch deren viele Besitzungen Wilhelm auch Einfluß in den nördlichen Provinzen gewann. Noch vorhandene Briefe beweisen, daß Wilhelm in dieser Ehe sehr glücklich war. Auf seines Lieblings Schulter stützte sich der Kaiser, als er 1555 von den Niederlanden bewegten Abschied nahm.²⁾

Wird sich auch Philipp II. auf Dranien stützen? — Dieser hoffte und wünschte es, anfangs schien es auch so. 1556 verlieh ihm der König den Orden vom Goldenen Vlies, im Feldzug von Saint-Quentin nahm er ihn zum Begleiter, wählte ihn zum Unterhändler beim Frieden von Cercamp, zum Gesandten bei Heinrich II. und Bürgen für die Aufrechthaltung des Friedens von Cateau-Cambresis. Dranien rechnete sogar auf die Statthaltererschaft der Niederlande und warb, als Anna von Egmond 1558 starb, um die Tochter der Christine von Lothringen, als diese dafür Ausichten zu haben schien. Philipp konnte aber Dranien nicht hiezu wählen, ohne Egmond zu beleidigen, der nach derselben Würde strebte; überdies mochte er diese ehrgeizigen Großen nicht noch mächtiger machen. Auch wurde Christine nicht Statthalterin, weil sie, arg verschuldet, zu sehr nach der Statthaltererschaft strebte. Granvella empfahl Margareta von Parma: sie war eine Halbschwester des Königs, also dadurch, wie durch den Wunsch ihres Gemahls Octavio Farnese nach dem Besitze von Piacenza, dessen Rückgabe von Philipp abhing, an diesen und seine Interessen gebunden; sie war am Hofe der Maria von Ungarn erzogen, kannte das Land und war doch nicht in seine Parteiung verwickelt; sie war kräftig und verständig, also zur Stelle geeignet. Vom Augenblicke an, da sein Ehrgeiz verletzt war, haßte Wilhelm den König und seinen Rathgeber Granvella.

Und Dranien war ein gefährlicher Feind: Niemand wußte besser das Wasser zu trüben, um zu fischen, niemand andere für seine Pläne geschickter voranzuschieben und selber geschützt sich im Hintergrunde zu halten, niemand berechnete schärfer Personen und Verhältnisse und jaun auf Abwehr der Ge-

¹⁾ Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, I, p. XVIII ff.

²⁾ Von grobem Unthat Wilhelms zeugt die Stelle „Apologie“, p. 48, wo er den Kaiser den Nachkommen eines Bastards, des Heinrichs von Castilien, nennt; und p. 39, wonach er schon zu Karls V. Zeit sich mit dem Plane trug, ihm die Niederlande zu entreißen.

Jugend.

Bildung.

Ehrgeiz.

Statthalterin Margareta von Parma.

fahr, ehe diese noch sichtbar wurde. Niemand wußte richtiger die entstehenden Gedanken und Pläne anderer zu errathen — und seine eigenen tiefer zu verbergen und mit eiserner Standhaftigkeit durchzuführen. Philipp II. und Oranien wollten beide selbständig herrschen, die Niederlande waren für diese Religion. zwei zu enge, einer mußte weichen. Die Religion aber war die Waffe, mit der Oranien seinen König aus dem Lande trieb. Und doch war sie ihm nur Vorwand, Mittel, nie Sache seines Herzens, Oranien hatte keine Religion.

Oranien. Im Augsburgischen Bekenntnisse erzogen, benahm sich Wilhelm von Oranien am Hofe Marias als Katholik. Als Christine von Lothringen nicht Statthalterin wurde, warb er um Anna, die Tochter des Kurfürsten Moriz von Sachsen; in Dresden ließ er sagen: er sei dem Protestantismus heimlich sehr gewogen; wenn er ihn auch nicht öffentlich predigen lassen dürfe, so werde er der Prinzessin doch einen evangelischen Prädicanten und die Sacramente nach ihrer Weise verstaten. Dem König Philipp aber versicherte er, er habe das katholische Bekenntnis seiner Braut bedungen und werde nie zugeben, daß seine Frau anders als katholisch lebe. Am Hochzeitstage (24. August 1561) äußerte er vertraulich, er wünsche nicht, daß seine Frau mit der melancholischen Lectüre der Heiligen Schrift sich befasse, statt ihrer möge sie den „Amadis von Gallien“ und andere kurzweilige Bücher lesen.¹⁾ An den Papst schrieb er, er wünsche, daß die Pest der Häresie, wenn sie je in sein Fürstenthum dringe, vertilgt werde. Während seiner Machtstellung im Aufstande ließ er die Katholiken aufs blutigste verfolgen. — Daraus ergibt sich auch die Unwahrheit seiner Vertheidigung: „Als ich wegen Friedensunterhandlungen nach Frankreich gesandt ward, vernahm ich aus dem eigenen Munde des Königs Heinrich, daß der Herzog von Alba mit dem Clerus Rath pflog wegen Ausrottung aller sowohl in Frankreich, wie in den Niederlanden und in der ganzen Christenheit vorhabenden Keger. Ich gestehe, Mitleid ergriff mich für diese vielen guten Menschen und besonders für dieses Land, und bewog mich, daß ich zu jener Zeit den Plan faßte, alles zu thun, damit dieses spanische Lumpengeschmeiß aus dem Lande gejagt werde.“²⁾

Religion als Maske.

Religion war nur Maske bei Oranien. Arglist, Heuchelei, Lüge sind schlimme Züge in seinem Charakter. Wie den Cäsar trieben ihn Arglist und Verschuldung — durch sein verschwenderisches Leben war er aufs tiefste verschuldet — alles auf einen Wurf zu setzen. Anna war „ungeschickten Leibes und heftiger Gemüthsart“, die 70.000 Reichsthaler, die sie als Mitgift ihm beibrachte, giengen bei den Festen der Vermählung auf. Oranien wollte durch ihre Hand bloß die Hilfe der protestantischen Fürsten für seine Pläne gewinnen.

„Katholiken“, meint ein Zeitgenosse, „hielten den Prinzen für einen Katholiken, Lutheraner für einen der Ihrigen.“ Wilhelm gehörte in der That

¹⁾ Raumer, Historisches Taschenbuch, VII, 1836. — Koch, l. c. p. 10 — Groen van Prinsterer, Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. 1835. — Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne prince d'Orange, II, p. XX. 1850.

²⁾ Apologie, p. 40.

zu jenen hochmüthigen, berechnenden Naturen, welche eine Religion allenfalls als Maske gebrauchen und nichts glauben, als daß sie berufen seien, andere, welche sich für sie opfern sollen, an der Nase herumzuführen.¹⁾

Mit Dranien war Lamoral (Amurath) Graf von Egmond der angesehenste Edelmann des Landes. Geboren 1522, aus einem Hause, welches einst der Landschaft Geldern Herzoge gab, durch seine Mutter Fürst von Gauer, durch Karl V. Ritter des Goldenen Vlieses, war Egmond mehr Mann des Gemüthes, als der Berechnung wie Dranien, offen, leutlich, fröhlich, ein tapferer Soldat, der beste Schütze, der schönste Mann, aber auch leicht verführbar, ein unklarer, schwankender Charakter; mehr heldenmüthiger Soldat als scharfblickender Feldherr, hatte er durch seine stürmische Tapferkeit am meisten zum Siege bei Gravelingen und Saint-Duentin beigetragen, der Siegesruhm aber auch sein Selbstgefühl über das Maß gesteigert.

Übrigens wurden beide vom König mit sehr ausgiebigen Stellen bedacht. Dranien wurde Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht; Egmond erhielt die Regierung von Flandern mit Artois. Beide wurden Mitglieder des Staatsrathes, Hoorne wurde Admiral der Flotte, viele Edelleute wurden mit Statthaltereien oder mit Officiersstellen bei den Ordnonanzbanden bedacht. Neben dem Staatsrath aber ordnete Philipp einen Privatrath für die Statthalterin an, bestehend aus Granvella, Berlaymont und Viglius. Dieser geheime Rath entschied in allen wichtigen Fällen nach geheimem Befehl über Aemtervertheilung und Gnadenerteilung.

Die Seele desselben war Granvella, der Sohn eines Lieblingsministers Karls V., geboren am 20. August 1517 in Befançon; früh zum Geistlichen bestimmt, studierte er zu Padua, zu Paris und Löwen. Sein Vater hatte sich vom Sohne eines Hufschmiedes durch Geist und Thatkraft zum Vertrauten Karls V. erhoben. Auf den Sohn regneten schon früh Stellen und Auszeichnungen: er wurde im vierzehnten Jahre vom Papste zum Protonotar, im dreißigsten zum Bischof von Arras befördert; seine Rede beim Concil gewann den Kaiser derart, daß er ihn zum Staatsrath ernannte. Granvella sprach fünf Sprachen, arbeitete so rasch, daß er fünf Schreiber nebeneinander beschäftigen konnte, war ein gründlicher Kenner der Theologie, der Geschichte, ein Freund und Schützer der Kunst. Beim Tode des alten Granvella hatte Karl V. an seinen Sohn geschrieben: „Ich und Du, wir haben einen großen Verlust erfahren, ein Bett verloren, auf dem sich sicher und sorglos ruhen ließ.“ — Der jüngere Granvella verdiente und genoß nicht minderes Vertrauen: er war ein treuer und geschickter Diener seines Herrn, er meinte es mit dem Lande wohl wie mit dem König. Im Parteikampfe vergaß er Beleidigungen, nie aber Wohlthaten. Der Haß, den Dranien damals bei einem ganzen Volke gegen ihn erregte, ist längst vor einer ruhigeren und gewissenhaften Betrachtung der Dinge erloschen. Gachard²⁾ nennt Granvella mit Recht einen der hervorragendsten Staatsmänner seines Jahrhunderts und bekennt offen, daß er das Wohl, die Ruhe

¹⁾ Matth. Koch, l. c. p. 15—20. Im Alter von 80 Jahren hatte Wilhelm schon 900.000 Gulden Schulden bei einer Jahresseinnahme von 152.785 Gulden, worunter 98.366 den Amtsgehalt bildeten. Ponti Heuteri, Opp. hist., p. 388.

²⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., p. CLXIX ff., CLXXXII.

und den Glanz der Niederlande wollte, daß sein Abgang aus Brüssel unheilige Folgen nach sich zog, und daß sein Verbleiben bei den Geschäften, bei der Regierung, das Land, welches bisher das glücklichste und blühendste von Europa war, vor all den Täuschungen und Unglücksfällen bewahrt hätte, die es mit Elend erfüllten.

Die Stimmung des Adels war großend, und diesen Umstand gegen seinen König zu gebrauchen, verstand niemand besser als Oranien. Die Reihe von Schritten, zu denen er den Adel zu verleiten wußte, ist eine wahre Musterchule, wie man ein Volk zum Abfall bewegen und einem König ein Land entreißen kann.¹⁾

Philipp
II.
reist ab.

Die
Truppen.

Philipp verlangte von den Ständen, die er im August in Gent eröffnete,¹⁾ drei Millionen an Gold. Die Stände verlangten dagegen zuerst die Entfernung der spanischen Truppen aus dem Lande; es waren 3000 Mann, allerdings Kerntruppen, hin und wieder zügellos, aber was konnten diese der Freiheit des Landes schaden! Oranien aber flüsterte den Ständen ins Ohr,²⁾ der König wolle diese Truppen im Lande lassen, um die Protestanten auszurotten und mit Strafgebern seine Cassen zu füllen. Vergebens betonte Philipp II., daß diese Truppen bei der unsicheren Haltung Frankreichs zum Schutze der Grenze nöthig und ein Kern seien, an den sich die einheimischen Truppen bei einem Überfall anschließen könnten, daß er sie keinesfalls lange hätte im Lande belassen wollen, und daß sie aus Spanien bezahlt würden. Der König mußte versprechen, sie in kürzester Zeit abzurufen. Sein Herz war von Unmuth erfüllt, und als er am 25. August 1559 zu Bliffingen sich einschiffte, verlor er, als Oranien noch einmal vom Willen der Stände sprach, seine Selbstbeherrschung, faßte zürnend Oranien an der Schulter mit den Worten: „No los estados, ma vos, vos, vos!“ („Nicht die Stände, sondern er, er, er!“)³⁾

Philipp sollte sein Land nicht wiederssehen; daß er es in diesem Augenblicke der Vöhrung verließ und dem lauerten Oranien platz machte, wird ihm von vielen Schriftstellern zum Fehler angerechnet. Nachrichten über Bewegungen unter den Moristen und das Eindringen protestantischer Lehreinungen sollen ihn zu schleuniger Abreise veranlaßt haben. In Wahrheit trieb ihn Widerwille aus dem Lande. Die Truppen mußten im December abziehen. Es war der erste Sieg Oraniens über den König und das königliche Ansehen.

Die Bis-
thümer.

Als die Truppen eingeschiffet waren, warf sich die Agitation auf eine andere Frage, auf die der Bischofthümer. Es waren nur drei bischöfliche Stühle in den siebenzehn Provinzen, der zu Tournay, Arras und Utrecht, und

¹⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 53.

²⁾ Apologie, p. 39.

³⁾ Ober „du, du, du“. Über „vos“ als Anrede an die Vasallen vergl. Koch, l. c. p. 22.

die Herden zu groß für die Überwachung eines Hirten. Ein Theil der Niederlande gehörte zu den Sprengeln von Köln, Trier, Münster, Paderborn, Lsnabrück, Minden, Lüttich, Metz, Verdun, Cambrai und Therouanne.¹⁾ Die Bischöfe waren seit Menschengedenken nie zur Übung ihrer oberhirtlichen Pflichten in die Niederlande gekommen. Bei der Wahl für Stühle in den Niederlanden selber wurde meist mehr auf die Geburt, als auf Bildung und Tugend gesehen. Passte der Oberhirte nicht auf seine Stelle, so kann man danach auf die Würdigkeit der Abte und Pfarrer schließen — und bei diesem verwahrlosten Zustande der Kirche war das Eindringen der Neuerung leicht; verkommene Geistliche wurden die eifrigsten Prediger derselben.

Karl V., der seine Niederlande liebte und in der alten Religion erhalten wollte, unterhandelte daher schon längst mit dem römischen Stuhl um Vermehrung der Bisthümer. Kleine Diöcesen, so daß ein Bischof sie leicht überwachen kann, tüchtige Bischöfe, welche sich einen gebildeten und tugendhaften Clerus erziehen, das schien Karl V. das beste Mittel für das Wohl der Religion und der Heimat, entsprechend den Bedürfnissen des Volkes und den Interessen der Religion. Philipp setzte die Unterhandlungen seines Vaters fort und brachte sie mit Paul IV. zum Abschlusse, denn die Errichtung neuer Bisthümer sei das einzige Mittel, die Pest der Häresie von den Niederlanden fernzuhalten.

Danach sollten vierzehn Bisthümer mit drei Erzbisthümern errichtet werden: die Bisthümer Antwerpen, Bois-le-duc, Roermonde, Gent, Brügge, Ypern sollten zum Erzbisthum Mecheln gehören; Deventer, Harlem, Leuwarden, Middelburg und Gröningen zum Erzbisthum Utrecht; Arras, Tournay, Saint-Omer und Namur zum Erzbisthum Cambrai gehören. Philipps Eifer in dieser Sache war rein,²⁾ wenn auch die Staatsgewalt durch Vermehrung der Bischöfe insofern ihren Vortheil zog, als die Vermehrung der Bischöfe auch eine Vermehrung der Stimmen für die Regierung in der Ständerversammlung war, denn die Bischöfe wurden vom König ernannt.

Bis-
herige
Diöcesen.Neue
Diö-
cesan-
ord-
nung.

¹⁾ Gachard (Correspondance de Philippe II., vol. I, XCV - C) nennt die Maßregel eine weise, zum Vortheil des Landes berechnete. — Vergl. Holzwarth, l. c. I, p. 69 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 46 f. — Häufig findet sich die Behauptung, daß es in den Niederlanden bis 1559 vier Bisthümer gegeben habe; selten aber werden auch die vier Namen genannt. Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 13, 3. éd., Paris 1854, nennt sie Cambrai, Arras, Tournay und Utrecht; Wenzelburger, in der Geschichte der Niederlande, I, S. 745, nennt dagegen Doornik (Tournay), Nameryt (Cambrai), Lüttich und Utrecht! — Im zweiten Bande, Seite 46 aber nennt Wenzelburger nur drei Bisthümer: Utrecht (Arras), Doornik (Tournay) und Utrecht. Letzteres ist das richtige, denn Cambrai gehörte ebensowenig zu den spanischen oder burgundischen Niederlanden als Lüttich; diese beiden Bischöfe waren deutsche Reichsstände und nicht Unterthanen des Herrn der Niederlande. Freilich erstreckte sich ihre geistliche Jurisdiction auch auf Theile der Niederlande, doch war dasselbe auch bei Münster, Paderborn zc. der Fall. Freilich wurde speciell Cambrai durch die neue Diöcesanordnung Metropole einer niederländischen Kirchenprovinz, aber nicht selbst ein Theil der Niederlande, sondern blieb deutscher Reichsstand.

²⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., Rapport XCIII.

Die
Abteien.

Schwierig war die Dotation dieser Bischöfe, ein Erzbischof sollte 5000, ein Bischof 3000 Ducaten erhalten. Als sich die Krondomänen schon zu sehr beschwert zeigten, erbot sich der König, sogar die Erträgnisse der in Spanien vacanten Bisthümer für die Niederlande zu verwenden. Granvella versiel auf den Plan, diese Dotationen in den Abteien zu finden, die in der Nähe der neuen bischöflichen Kirchen lagen und mit diesen vereinigt werden sollten. So weise und wohlthätig diese Maßregel war, einen so hohen Haß rief sie hervor bei den Prälaten, deren Sprengel gekürzt, und dann bei den Mönchen, deren Abteien eingezogen werden sollten, endlich beim Adel, der sich eine Versorgungsanstalt für nachgeborene Söhne entzogen sah, namentlich durch die Bestimmung, daß die Ehrenstellen an den Domkirchen nur mit Männern von tüchtigen Studien zu besetzen seien.¹⁾

Man klagte über den Eingriff in die Freiheit und Privilegien, die Mönche schrien dem Adel nach „dumm wie die Büffel“,²⁾ meint Granvella, und im Volke hallte das Geschrei wieder: man wolle mit diesen Stühlen nur die spanische Inquisition ins Land bringen und alle Freiheit ausrotten; schon hätten die Pfarrer den Befehl erhalten, Blutbücher anzulegen, in die alle der Keterei Verdächtigen eingetragen werden müßten. Die Agitation wurde so gewaltig, daß selbst Granvella, der wider seinen Willen zum Erzbischof von Mecheln ernannt worden war, die Errichtung dieser neuen Bisthümer verwünschte, daß viele Bischöfe nie zu ihren Stellen kamen, daß der König in Betreff der Abteien nachgeben mußte, daß viele Bischöfe in ihren neuen Stühlen ihres Lebens nicht sicher wurden. Der Riß zwischen König und Volk war erweitert.

Charakter
der Re-
volution.

Diese Frage hatte ihre Dienste gethan, Oranien ließ sie jetzt fallen und griff zu einer andern — und Matthias Koch kommt darum im Verlauf seiner Untersuchungen über den Abfall der Niederlande zu dem schneidigen, aber richtigen Urtheil, daß die Umwälzung nicht eine aus der inneren Grundbedingung hervorgegangene Erscheinung des staatlichen Lebens, sondern eine gemeine Adelsverschwörung war, begründet im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, welches deren mehr als eine ausbrütete, weil eben damals der Adel und die Fürstengewalt miteinander im Kampfe lagen.

„Das Volk wurde nur durch die Umtriebe der Großen infolge der mit der politischen Bewegung enge verknüpften Glaubensabtrünnigkeit in die Reformation theils fortgerissen und selbst auch dazu gezwungen. In ihren Anfängen tragen die niederländischen Unruhen nicht das Gepräge einer nach langer innerer Gährung plötzlich zum Ausbruch gekommenen allgemeinen Auflehnung an sich, sondern das einer von Parteihäuptern planmäßig geleiteten und Schritt für Schritt erfolgten Abschwächung und Untergrabung der Regierungsgewalt. Für diesen Zweck griff die Opposition theils den vorgefundenen Stoff begierig auf, theils zog sie den, der im Hintergrund lag, arglistig hervor, daß sie ein Hauptaugenmerk auf Unterhaltung einer die Ruheliebe des Volkes vercheuchenden Agitation richtete. Wenn man bedenkt, daß Jahre verfloßen, bis es gelang, das Volk aus seinem behäbigen Zustand zu bringen, und alle zur Aufreizung nach-

¹⁾ Gachard, l. c. I, p. CIf — Holzwarth, l. c. I, p. 75—79.

²⁾ „Ces Abbés sont si stupides, qu'ils se laissent emporter comme des buffles“ — schreibt Granvella au Perez. — Holzwarth, l. c. I, p. 80 ff.

einander angewandten Mittel feilschlügen, so daß es, um sie zu bewirken, der Verführung zum Religionsabfall bedurfte, so überzeugt man sich, daß die Reime zur Empörung im Volke gänzlich fehlten, daß dieselbe allein Sache des ehegeizigen und neuerungsjüchtigen Adels war.“¹⁾

Dieselbe Bewandnis hat es mit dem Vorwurf der Einführung der Inquisition. Philipp II. hat keine Neuerungen getroffen, Karl V. hatte schon das Nöthige verordnet. Die Placate gegen die Irreligionen sind sehr streng, ganz dem Geiste unserer Zeit zuwider. Aber wir dürfen nicht vergessen, wie mit religiöser Neuerung immer auch Umsturz und Blutvergießen verbunden war.“²⁾

Die Calvinisten kannten kein Erbarmen mit ihren Gegnern. Luther freute sich über die Plagen, welche die Papisten treffen. Wizer sagte ganz offen: „Wie wolltet ihr die Papisten zu Paaren treiben, wenn ihr kaiserliche Gewalt und noch sieben Könige an euch geslochten hättet? Mein Gott, welch Blutbad sollte dann werden! Haben sie euch mit Besen gestäubt, ihr würdet sie freilich mit Heißeln gürteln und alle Schuld also gezahlt nehmen, daß sie weder Haus noch Hof behielten. Das zeigen eure Nachreden und blutgeizigen Schriften.“³⁾ —

Der Fürst hatte mit dem Glauben die Ruhe und zugleich die höchsten Güter seiner Unterthanen zu schützen. Philipp II. hatte in Betreff der Inquisition nur die Unterweisungen seines Vaters befolgt. Die Verordnungen waren streng, um zu schrecken, sie wurden aber meist milde oder gar nicht vollzogen.“⁴⁾

Daß eine Untersuchung am Plage war, zeigt ein Bericht über eine Secte, die 1564 in Brügge und Antwerpen entdeckt wurde. Jedes Mitglied der Secte durfte vier Weiber haben und sie entlassen, wenn er sie nicht mehr ernähren konnte. Ihr Prediger war zugleich Versammler und Verheirater, hatte die Gewalt, die Ehen zu schließen und aufzulösen, und gab jedem soviel Weiber, als er ernähren konnte. Die Frauen durften ihre Männer nur mit „Herr“ anreden; äußerten sie Widerwillen gegen das Treiben der Secte, so hatte der Prediger das Recht, sie zu tödten. Wir haben hier wieder eine Abzweigung zur Wiedertäufererei.“⁵⁾

Übrigens war die Mehrzahl des Volkes religiösen Neuerungen abgeneigt. Handel und Industrie und fröhlicher Genuß des dadurch erworbenen Reichthums waren die Angelpunkte, um die sich sein Leben drehte. Es gab verkommene Klöster, ungebildete und unzufriedene Geistliche, es gab Bischöfe ohne priesterlichen Beruf, aber es gab auch sehr fromme, sehr beredte Mönche, sehr gebildete Pfarrgeistliche. Die Universität Löwen war die Stätte, wo die Wissenschaft gepflegt und zugleich die Jugend im Geiste der Kirche erzogen wurde, und genoß in jener Zeit eines hohen Ansehens. Die Häresie ist künstlich von dem Adel dem Volke eingepfropft worden.

¹⁾ M. Koch, l. c. p. 41.

²⁾ Gams, Zur Geschichte der spanischen Staatsinquisition. Regensburg 1878. — Philalethes, Über die kirchliche und politische Inquisition. Wien 1875.

³⁾ Dollinger, Reformation, I. S. 124.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 87 ff., 94 ff.

⁵⁾ Gachard, l. c. II, p. XXVI f. — Holzwarth, l. c. I, p. 210 ff.

Kampf
gegen
Gran-
vella.

Das Treiben dieses Adels wurde von niemand besser durchschaut und geschildert als von Granvella; er mußte fort, sollten die Herren aus Nieder kommen. Ihn zu verdrängen, war aber keine leichte Aufgabe, denn er besaß das Vertrauen des Königs und der Statthalterin, die sich so streng an seinen Rath hielt, daß er eigentlich der Regent der Niederlande war. Es galt nun zunächst den Mann, der nie an einen Bruch der Verfassung gedacht hat, als den Feind der niederländischen Freiheiten beim Volke zu verdächtigen, dann die Statthalterin ihn feindselig zu stimmen und den König endlich durch Drohung eines Aufstandes so zu schrecken, daß er Granvella preisgab. Dranien vollbrachte hier wieder ein Meisterstück politischer Intrigue.

Renard.

Dranien und Egmond haßten Granvella, denn sein Rath war schuld, daß keiner von ihnen Statthalter geworden. Als Cardinal hatte Granvella vor ihnen den Vorrang, wie im Staatsrath so bei allen Festlichkeiten. Ihr Werkzeug wurde Simon Renard, der, durch den älteren Granvella aus niederer Stellung zu den höchsten Ämtern erhoben, dem Sohne seines Wohlthäters mit Undank und Verrath lohnte. Granvella war in geordneten Vermögensverhältnissen, die Adelige durch ihre Verschwendung von Schulden erdrückt. Bei Banketten war immer der Pfaffe, welcher durch Vermehrung der Bishümer das edle Volk der Niederlande in das Joch der spanischen Knechtschaft einschnüren wollte, der Gegenstand der Verhöhnung.

Egmond und Dranien, bisher Feinde, vereinigten sich zum Sturze Granvellas und schrieben am 23. Juli 1561 dem König, wie der Cardinal so anmaßend sei, über alles allein entscheiden wolle, wie sie in den Staatsrath nur berufen würden, um über unbedeutende Dinge Rath zu geben, und daß sie unter diesen Verhältnissen es vorzögen, lieber aus dem Staatsrath auszutreten.¹⁾

Hoorne.

Hoorne überbrachte dieses Schreiben an Philipp, der, als der Graf sich persönlich über Granvella beklagte, ihn heftig anjühr: „Unglücklicher, ihr alle beklagt euch über diesen Mann, und wenn ich darüber fragen mag, so weiß keiner eine Ursache dafür anzugeben.“²⁾ — Margareta hatte an Philipp geschrieben: „Granvella dient dem Staate mit Eifer und Redlichkeit und ist erleuchtet; Egmond und Dranien aber folgen nur ihrer Leidenschaft und ihrem Haße.“³⁾

Die trotzige Stimmung der Großen zeigte sich, als Philipp II. verlangte, 2000 Mann von den Ordounanz-Compagnien sollten zur Unterstützung der Katholiken in Frankreich einrücken. Allein der Adel der Niederlande sah in den Hugenotten Verbündete, widersetzte sich dem Antrage und verlangte Einberufung der Generalstaaten, mit deren Hilfe man Granvella zu stürzen hoffte. Die Regierung erreichte ihr Ziel nicht, sie sandte jezt Geld an die Katholiken.⁴⁾

1) Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. I, p. 195.

2) Granvella, Papiers d'état, VII, p. 423.

3) Reiffenberg, Correspondance de Marguërite d'Autriche, p. 2—6. — Koch, l. c. p. 50.

4) Solzwarth, l. c. I, p. 149—152.

Wenn Egmond dem Cardinal andeutete, daß der Adel ihn darum hasse, weil er seinen Vortheil beim König bekämpfe, so muß dabei bemerkt werden, daß Oranien bis in das Cabinet des Königs bestochene Verräther hatte,¹⁾ welche ihm den Wortlaut der Briefe Margareta's, Granvella's und Philipps mittheilten. Beim Adel und Volke suchte man Granvella dadurch verhaßt zu machen, daß man verbreitete, wie er dem König gerathen, Oranien's Haupt zu fällen und noch ein Halbdutzend andere Köpfe auf den Block zu legen, dann erst sei Ruhe möglich; der König solle mit gewaltiger Macht ins Land einrücken und spanisches Regiment einführen. Philipp schreibt 1562 an Margareta: Granvella habe ihm nie gerathen, ein halbes Duzend Köpfe abschlagen zu lassen, obschon diese Maßregel vielleicht gut wäre. Daran aber hat Granvella den König stets gemahnt, selber in die Niederlande zu kommen, um alle Lügen der Feinde bloßzulegen und den Frieden zu befestigen.

Ber-
seum-
bung.

Philipp II. hatte es schwer zu büßen, daß er diesen guten Rath nicht befolgte. Granvella machte ihn darauf aufmerksam, daß die unzufriedenen Herren eine größere Macht inne hätten, als je Statthalter einzelner Provinzen besaßen, und daß ihr ganzes Absehen dahin gehe, die königliche Macht auf Null herabzudrücken und selber alle Macht an sich zu reißen, alle Stellen zu besetzen, ihre Anhänger zu befriedigen und ihre leeren Taschen zu füllen.

Der König hatte dem Abgeandten des Staatsrathes, Montigny, auf das entschiedenste erklärt, daß er die Freiheiten der Niederlande nicht zu kränken, die spanische Inquisition nicht einzuführen gedenke: es fruchtete nichts. Die Agitation gegen Granvella gieng fort.²⁾

Heben
gegen
Gran-
vella.

Hoorne betrieb eine förmliche Verbrüderung gegen den Cardinal, Egmond war sehr thätig dafür. Viele ließen sich gewinnen, andere, wie Arenberg, traten dem Beginnen entgegen: sie hätten weder gegen die Regierung, noch gegen Granvella eine Beschwerde. Egmond, Oranien und Hoorne unterschrieben dagegen am 11. März 1563 eine Beschwerdeschrift gegen den Cardinal, der alle Gewalt in seine Hände nehme, allgemeines Mißvergnügen hervorgerufen habe und der Ruin der Niederlande sei; ihre Ehre lasse es nicht zu, daß sie länger mit ihm im Staatsrath zusammensaßen.³⁾ Zugleich gaben sie sich das Wort, von den Sitzungen wegzubleiben, bis Granvella entfernt wäre.

Philipp antwortete am 6. Juni: Einer der Unterzeichner, namentlich Egmond, möge nach Madrid kommen, um mit ihm über die Sache zu verhandeln. Diese aber beschloßen, niemand solle nach Spanien gehen. Die Vermittlungsversuche Margareta's befestigten sie nur in ihrem Troste. In einem neuen Schreiben vom 29. Juli begehrt sie vom König Entschließung in kürzester Frist; er dürfe den Cardinal nicht ohne große Gefahr länger im Amte lassen.⁴⁾ — Auch der Cardinal schrieb an den König: Egmonds Absichten seien nicht so schlimm, aber er lasse sich von dem Schlimmsten unter den Schlimmen leiten. Habe man ihn, Granvella, gestürzt, so gehe es dann an den König selber, denn diese unzu-

Egmond.

¹⁾ Koch, l. c. p. 40.

²⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 154—162.

³⁾ Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, II, p. 35—39.

⁴⁾ Ibid. p. 41—47. — Das königliche Schreiben vom 6. Juni kam erst am 29. Juni nach Brüssel.

friedenen Großen strebten nach einer republikanischen Regierungsform und schmeichelten darum gegenwärtig dem Volke, welches sie dereinst mit der gleichen Münze bezahlen würden. Die Ankunft des Königs allein könne den ganzen Sturm beschwören; es seien treue Leute genug im Lande, die ihn bei seiner Ankunft so gleich entgegenströmen würden.¹⁾ — Philipp äußerte zu Perez, daß er lieber seine Krone verlieren wolle, als an der Ungerechtigkeit gegen seinen Minister theilnehmen. Alba, dem der König den Brief der drei Herren mittheilte, erklärte: „Ihr Schreiben setzt mich in Wuth. Eine Empörung gegen den Fürsten beginnt immer mit einem Angriff gegen seine Minister, darum solle er Granvella um keinen Preis von der Verwaltung der Niederlande entfernen, dagegen versuchen, die Verschworenen zu trennen, insbesondere Egmond auf seine Seite zu ziehen.“²⁾

Albas
Rath.Schwäche
Philipps
II.

Der König versicherte den Cardinal seines Schutzes, handelte aber nicht entschieden und fragte bei der Statthalterin, ob es nicht gut wäre, wenn Granvella die Niederlande auf einige Zeit verlasse, und von 1563 an führt Margareta über den Cardinal in ihren Briefen an den König eine andere Sprache. Sie zeigte sich schwach, die Verbündeten mußten sie zu gewinnen durch Vortheile für ihre Familie, die sie ihr in Aussicht stellten.³⁾

Marga-
reta.

Egmond eröffnete ihr: er könne nicht mehr stehen für das Leben des Cardinals. In Pasquillen, in Spottbildern wurde Granvella aufs bitterste verhöhnt, dargestellt, wie er eine Menge junger Bischöfe ausbrüte, über ihm schwebte ein Teufel, aus dessen Munde die Worte giengen: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“⁴⁾ — Auf Egmonds Vorschlag gaben die Adelligen ihren Dienern dunkelgraue Livreen, gestickt mit der Figur eines Kopfes, der dem Cardinal ähnlich sah, und einer Narrenkappe, die dem Cardinalshut gleich. Die Statthalterin schickte Muster davon an Philipp, und erst nach vieler Mühe gelang es ihr, die Edlen zu überreden, daß sie eine andere Devise annahmen. Sie wählten nun einen Bündel Pfeile, aus welchem später die sieben vereinigten Provinzen ihr Wappen machten.

Gran-
vella
fällt.

Der Cardinal fühlte den ganzen Ernst seiner Lage: sein Haar wurde grau, obgleich er erst sechsundvierzig Jahre zählte. Doch verlor er den Muth nicht, aber Philipp, der ihm am 22. Januar 1564 meldete, er möge auf einige Tage die Niederlande verlassen und zu seiner Mutter gehen, so wäre die Ehre gewahrt. Am 13. März verließ Granvella Brüssel.

„Pa-
piers
d'état.“

Die Freude des Adels war über die Maßen: „Sie gleichen aus der Schule entlassenen Knaben!“ In Besançon lebte Granvella den Studien, dem Umgang mit Künstlern und Gelehrten, Justus Lipsius war sein Secretär. Kunst und Wissenschaft wurden großmüthig unterstützt, aber auch der Politik blieb seine Thätigkeit nicht entzogen. Nicht bloß blieb er in stetem Verkehr mit Philipp und hatte auf das Staatsleben den größten Einfluß — Zeuge dessen sind die achtzig Bände „Papiers d'état“, die aus seiner Correspondenz zusammengestellt in

1) Prescott, l. c. II, p. 112.

2) Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. I, p. 271 f. — Koch, l. c. p. 53—55. — Holzwarth, l. c. I, p. 164—180.

3) Holzwarth, l. c. I, p. 175.

4) Wenzelburger, l. c. II, p. 124 f.

Beiançon unbenuzt liegen blieben, bis Guizot ihre Herausgabe veranstaltete —, sondern von 1581 an übernahm er die Leitung des spanischen Cabinets und nahm Spaniens Politik von da an einen ganz Europa umspannenden Aufschwung.

Als bald nach der Abreise des Cardinals traten Oranien, Egmond und Hoorne wieder in den Staatsrath und betheuereten dem König in Briefen ihre Anhänglichkeit und widmeten sich mit anscheinendem Eifer den Geschäften. Man merkte aber schnell die Entfernung der strengen Hand. „Troh, von einem solchen Sittenrichter frei zu sein,“ bemerkt der Zeitgenosse Pontus Baien, „ergaben sie sich jetzt dem tollsten Leben und in den Geschäften riß eine solche Verwirrung ein, daß man wohl bekennen mußte, wie nützlich die Dienste des Cardinals für den König und den Staat gewesen, und daß man ein Gut erst erkenne, wenn man es nicht mehr habe.“ — Die Statthalterin aber, welcher die Herren immer vorgestellt hatten, daß sie keine Macht habe neben dem Cardinal, der alles unumschränkt regieren wolle, fühlte bald, daß sie allein seinen Gegnern nicht gewachsen und zur Null heruntergeunken sei. Die Dinge giengen schlimmer als zuvor und bald hörte man davon, daß die Herren Philipp die Niederlande zu entwenden suchten. Das Mittel war: Verstärkung des Staatsrathes durch Männer ihrer Partei, Abchwächung der Autorität der königlichen Beamten, Hineinziehen der Städte in ihre Hezerei gegen die Regierung und in die feindselige Irrlehre. Zu letzterer taugte die Lehre Calvins mit ihrem republikanischen Geiste besser,¹⁾ als die Lehre Luthers mit ihrem passiven Gehorsam.

Der
Abel

mit
Repu-
bit,

barum
cal-
vinisch.

Die Gebiete Karls V. und Philipps II. hatten, obschon wenig angewendet, doch geschreckt, jetzt aber wagten die Prediger ihre Verstecke zu verlassen und öffentlich aufzutreten, wagten die Flüchtlinge heimzukehren. Der Cardinal galt eben als der eigentliche Vertreter des inquisitorischen Vorgehens gegen die Ketzer, sein Sturz erschien als Sieg gegen die königlichen Religionsgebote oder „Placate“. Daher nahmen die Vorstellungen, welche von verschiedenen Seiten hinsichtlich der Inquisition an die Regierung gerichtet wurden, jetzt einen andern Charakter an. Burden bisher wohl Klagen geführt gegen die Art, wie der Inquisitor seines Amtes waltete, so wandte sich jetzt Brügge mit den drei andern Hauptstädten Flanderns in einer Eingabe an den König gegen das Institut als solches. Zugleich kam es zu gewaltsamer Widersehllichkeit gegen die Ausführung der von der Inquisition erlassenen Todesurtheile in Valenciennes, Antwerpen und Gent. Mehr und mehr wuchs die Aufregung gegen die königlichen Placate.²⁾

Neuen Stoff zur Agitation gab das Concil von Trient: seine Sitzungen waren 1563 beendet, seine Beschlüsse sollten in katholischen Ländern gesetzliche Geltung erhalten.³⁾ So eifersüchtig auch Philipp II. sonst

Das
Concil.

¹⁾ Eine historisch sehr begründete Bemerkung schreibt Viglius an Hopper: „Calvinorum hoc proprium est studium, ut libertatem, quam ipsi principio tantum praedicaverunt, omnino tollant, nec catholicos alteriusque dogmatis sectatores secum habitare patiantur, immo exilium caedemque quotidie eis committunt.“

²⁾ Holzwarth, l. c. I. p. 200—214.

³⁾ Ibid. p. 215 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 145 ff.

über seine königlichen Rechte wachte, so wollte er diesmal doch in Hingebung für die Kirche dem Kaiser und dem König von Frankreich zuvorkommen. Er ließ anfragen, was für die Ausführung der Reformdecrete geschehen könne, um sie nutzbringend zu machen. Die beiden Universitäten Löwen und Douay — letztere war 1562 für den französisch redenden Theil gegründet worden, um die Jugend vom Besuche hugenottischer Lehranstalten abzuhalten¹⁾ — erklärten, daß die Decrete ein Heilmittel gegen alle Schäden enthielten. In ähnlicher Weise sprachen die Bischöfe. Nicht so die Herren im Staatsrathe: die Geistlichkeit wolle die ganze Welt unter das Joch ihrer Tyrannei bringen; man solle einer Versammlung rechtschaffener Leute die Lösung der unhaltbaren religiösen Zustände übertragen, man solle die Generalstaaten einberufen.

Löwen
und
Douay.

Zuletzt ward beschlossen, Egmond an den Kaiser zu entsenden. Als es sich um Abfassung seiner Instruction handelte, sprach Dranien sehr erregt, er sei ein guter Katholik, aber man müsse dem König klar auseinandersetzen, daß es mit der Inquisition, mit dem Concil sein Bewenden habe, selbst die katholischen Fürsten im nahen Deutschland wehrten sich gegen dessen Beschlüsse. Wie wolle man sie in den Niederlanden einführen, wie möge ein Fürst das Recht der Einnischung in die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen beanspruchen? Die Gewissen müßten freigegeben werden, auch gehe es mit den drei obersten Rathsscollegien auf die Dauer nicht. Der Staatsrath müsse das Übergewicht über die andern erlangen und durch Männer von Ansehen und Einfluß verstärkt werden. Der Präsident Viglius, ein Frieser, treu seinem König und seiner Religion, wurde durch diese Rede Draniens so aufgeregt, daß er am andern Morgen vom Schlage getroffen wurde. Im Sinne Draniens wurde nun die Instruction für Egmond abgefaßt, der anfangs Januar 1565 seine Reise nach Madrid antrat. Die Herren unterzeichneten mit ihrem Blute eine Urkunde, worin sie ihm versprachen, Rache zu nehmen an Granvella oder jedem andern Anführer, wenn ihm auf seiner Reise ein Unglück widerfahre.²⁾

Dranien.

Viglius.

Egmond
in
Madrid.

Die Sorge war vergeblich. Der Sieger von Gravelingen fand am spanischen Hofe die glänzendste Aufnahme. Der König gieng ihm, als äußerstes Zeichen seiner Huld, mit der Ausrufe: „Willkommen, mein Vetter“, entgegen und umarmte ihn, ehe Egmond auf ein Knie sich niederlassen konnte, zog ihn oft zur Tafel, fuhr mit ihm aus, willfahrte all seinen Wünschen in seinen Privatangelegenheiten aufs reichlichste — Egmond hatte eine sehr zahlreiche Familie zu versorgen — und dem Beispiele des Königs folgten die Großen und überboten sich in Aufmerksamkeiten. Der König hörte sein Anliegen in Sachen des Landes huldvoll an, wies ihm nach, wie verleumderisch das Gerücht über seine und Granvellas Absichten in Betreff der Niederlande sei, und Egmond, ein leicht entflammbares Gemüth, wurde ganz überzeugt von der Güte und dem Rechtsinne des Königs, aber auch von seinem entschiedenen

¹⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 209.

²⁾ Ibid. p. 222 f. — Prescott, l. c. II, p. 131—150.

Willen, den katholischen Glauben unverletzt zu erhalten. Der König berief eine Versammlung von Theologen, um von ihnen zu hören, ob er gezwungen sei, die Gewissen freizugeben, und warf sich, als ihre Antwort nicht bejahend ausfiel, vor einem Crucifix mit den Worten nieder: „Ich bitte dich, großer Gott, daß du mich allezeit bei dem Willen erhalten mögest, daß ich nie der Beherrscher derer sein oder heißen will, welche dich als ihren Herrn nicht anerkennen.“¹⁾

Philipp's
firch-
licher
Eifer.

Es ist dem Geschichtschreiber nicht gestattet, die Strenge der Gegensätze und die Härte der Charaktere jener Zeit zu verwischen. Noch macht zu diesen Worten die Bemerkung:²⁾ „Philipp II., wie alle übrigen, sich einbildend, er sei für den Glauben jedes einzelnen seiner Unterthanen verantwortlich, hielt auch aus diesem Grunde eifrig und strenge auf Bewahrung der Rechtgläubigkeit. Nebstdem gab es noch zwei wichtige Nebengründe, nämlich die bei seiner Thronbesteigung eidlich eingegangene Verpflichtung, die herrschende Religion gegen jede Verletzung zu schützen, und dann die durch die Erfahrung mit Frankreich und mit seinen eigenen Staaten bewährte Überzeugung, daß die Secten nicht bloß religiöse, sondern auch politische Zwecke verfolgten, und in allen Ländern, wo sie noch festen Fuß gefaßt hätten, Unruhen erregten. Übrigens war der Wert des Menschenlebens in jener Zeit nicht so hoch geschätzt, als heutzutage. Darum ordnete es die Strafgesetzgebung (die sich noch überdies von der Theorie der blinden Wiedervergeltung bestimmen ließ) ohne reifliches Bedenken und strenges Abwägen der Gründe.“

Mit frohen Hoffnungen und mit Dankgefühlen verließ Egmond Spanien. Am 30. April 1565 traf er mit der versiegelten Antwort des Königs in Brüssel ein, voll Lobeserhebungen für die Regierung, voll Eifer, ihr zu dienen. Am 5. Mai theilte die Statthalterin die Antwort des Königs mit. Derselbe erklärte: er wolle lieber hunderttausend Leben verlieren, als eine einzige Veränderung in Religionsfachen erlauben. Zwei oder drei Bischöfe und andere Vertrauenspersonen sollten mit dem Staatsrath über die beste Weise berathen, das Volk zu belehren, damit es nicht den Verführern in die Hände falle und damit Abgefallene wieder gewonnen werden; Häretiker sollen nicht ungestraft bleiben, aber ihre Hinrichtung solle man insgeheim vornehmen. Hinsichtlich des Staatsrathes, speciell über das Verhältniß desselben zum Privatrathe, war keine Entscheidung getroffen.³⁾

Antwort
des
Königs.

Die vom König angeregte Berathung des Staatsrathes mit den drei Bischöfen von Ypern, Namur und Saint-Omer, drei andern Theologen und noch drei hervorragenden Laien kam zustande am 25. Mai. Von Anfang an zeigte sich bei den Staatsrathen, speciell bei Oranien, Hoorne und Egmond ein Widerwille gegen eine Berathung mit Personen, die nicht Staatsräthe waren; doch ließen sie sich endlich herbei, um wenigstens in der Frage der

¹⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 224—227.

²⁾ Koch, l. c. p. 85, 88.

³⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 227 f. — Prescott, l. c. II, p. 150 ff.

Behandlung der Kezer ihre Ansicht zur Geltung zu bringen. Sie vermochten dies aber nicht. Am 6. Juni wurden die Beschlüsse über Volksbelehrung und Jugendunterricht, über Reform der Geistlichkeit und über die Behandlung der Kezer ganz im Sinne des Concils von Trient und der bisherigen königlichen Edicte (Placate) unterfertigt, aber nicht von den Staatsrathen, die durch Oranien, Egmond und Hoorne sich davon abhalten ließen.¹⁾

Besonders Egmond, der von Madrid die sichere Hoffnung auf baldige Aufhebung der Kezer-Edicte mitgebracht hatte, fühlte sich durch diese Wendung bitter enttäuscht. Er klagte nun über die Doppelzüngigkeit des Königs. Oranien rief: „Der Graf ist von der spanischen List zum Narren gehalten worden!“ — Die Regierung stieß in Vollziehung dieser Beschlüsse überall auf Schwierigkeiten. Egmond hielt wieder ganz mit Oranien und Hoorne: man müsse den Zeitverhältnissen Rechnung tragen, die Rechte des Staatsrathes erweitern und die Beschlüsse der Reformcommission revidieren. Brederode aber schrieb: „Man muß die Spitzbuben von Bischöfen wie grüne Hunde auszrotten.“ Die Statthalterin legte noch einmal eine Fürsprache ein für die Wünsche der Herren, für Milderung der Edicte und bat um schleunige Erledigung.²⁾ — Lange kam keine Antwort. Philipps Weise, zu zögern und zu verschieben, arbeitete den Feinden in die Hände. „Alles geht bei Philipp von dem einen morgigen Tag zum andern,“ klagt der Bruder Granvellaß, „sein einziger Entschluß ist, unentschlossen zu bleiben. Der König wird sich in den Niederlanden die Sachen so verwickeln lassen, daß, wenn er sie je besuchen sollte, er es leichter finden wird, sich dem Stande der Sachen anzubequemen, als ihn zu verbessern. Die dortigen Herren sind mehr Könige, als der König selber.“³⁾

Philipps
Höfe-
rung.

Entsch-
bung.

Erst am 20. October 1565 gieng die entscheidende Antwort aus dem Holze von Segovia ab, die eine verhängnisvolle Bedeutung bekam. Der König befahl, die alten Gebote hinsichtlich der Religion mit Strenge auszuführen und an die Stelle lässiger Richter bessere zu setzen, der Inquisition solle die Regentin allen Vorschub leisten und die Beschlüsse der Kirchenversammlung von Trient unverzüglich vollziehen lassen. Von der Reorganisation des Staatsrathes nach dem Willen der Herren könne keine Rede sein, ebensowenig von einer Versammlung der Generalstaaten, ehe die religiösen Verhältnisse geordnet seien.⁴⁾

Margareta eröffnete den Befehl dem Staatsrathe am 14. November. Egmond klagte, daß die Worte des Königs mit seinen Handlungen nicht übereinstimmen. Wegen der Wichtigkeit wurde die Sache am 30. November noch einmal berathen. Wiglius schlug wegen der gereizten Stimmung des Volkes vor, die Veröffentlichung zu verschieben, er wolle die Verantwortlichkeit auf sich allein nehmen und dem König wegen der Inquisition Vorstellungen machen. Oranien. Oranien aber stimmte gegen Wiglius: der Wille des Königs sei zu bestimmt

1) Holzwarth, l. c. I, p. 228—233.

2) Ibid. p. 233 ff.

3) Prescott, l. c. II, p. 153. — Koch, l. c. p. 157—163.

4) Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. I, p. 372 f.

ausgesprochen, man müsse die Verordnung einfach vollziehen! Mit andern Worten, er freute sich, daß die Regierung einen Mißgriff gemacht habe, und konnte beim Hinausgehen am 2. December diese seine Freude nicht verbergen, indem er äußerte: „Jetzt werden wir bald den Anfang eines herrlichen Trauerspieles sehen.“ Am 28. December 1565 theilte dann Margareta den Statthaltern und Gerichtshöfen den Willen des Königs mit.

Margareta hatte selber geäußert, daß der König schlecht berathen sei, und viele Statthalter, die dies wußten, verweigerten auch den Gehorsam. Die Partei der Bewegung war sehr thätig. Pasquillen, Spottbilder flogen durch das Land, aufregende Lieder hörte man auf allen Gassen.¹⁾ Dranien, ob schon er für die Vollziehung des königlichen Willens gestimmt hatte, schrieb jetzt an Margareta: die Gegenwart sei nicht wenig geeignet, die Köpfe der Leute zu erhitzen, zumal die Getreidetheuerung eine sehr aufgeregte und bedenkliche Stimmung hervorgerufen habe. Man solle daher die Religionsache bis zur Ankunft des Königs verschieben. Ubrigens lege er gern seinen Posten nieder, so sehr er auch bereit sei, zum Schutze des Königs seine Person, sein Weib und seine Kinder zu opfern. Nur wolle er die Verantwortung für die Wirren nicht tragen, die durch Einführung der Inquisition kommen würden. Und dem Beispiele der Herren folgten die Städte. Die Verlegenheit Margaretas war größer als je. Besonders regte sich der niedere Adel.²⁾

Eifer der Wähler.

Damals gieng ein Schriftstück durch das Land, genannt „Der Compromiß“,³⁾ verfaßt zu Breda, einem Schlosse Draniens, von ihm aber nicht unterzeichnet. Als Verfasser wurde genannt Philipp von Marnix, Herr von Aldegonde, geboren 1538 in Brüssel, ein tapferer Ritter, ein Dichter und Redner, im Herzen eifriger Calvinist. Unterzeichnet war der Compromiß von Ludwig von Nassau, einem Bruder und vorgeschobenen Werkzeuge Wilhelms von Dranien, von Brederoode, einem durch sein lockeres Leben herabgekommenen Edelmann, oder eigentlich mehr Säufer und Kaufbold als Edelmann. In seiner Stadt Biane hatte er eine Buchdruckerei errichtet, aus der die schmächtigsten Pamphlete gegen die Regierung hervorgiengen. Um Religion war es dem Manne nicht zu thun, stand er doch im Verdachte, mit seiner eigenen Schwester in Blutschande zu leben. Der eifrigste Verbreiter des Compromisses war Nikolaus von Hammes, der Wappen-

Der Compromiß.

Brederoode.

Hammes.

könig des Ordens vom Goldenen Blies. Statt nach dem Geiste des Ordens für die alte Kirche einzutreten, erschien Hammes bei den reformierten Predigten mit den Ordens-Insiquien, um die Leute glauben zu machen, daß der ganze Orden für die Reformation sei.

Der Compromiß, welcher in kurzer Zeit 2000 Unterschriften fand, erklärte den König für übel berathen, indem er die Inquisition dem Lande

¹⁾ Gachard, l. c. I, p. 393 f.

²⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 245 ff.

³⁾ Die Uebersetzungen des Compromisses führten den Titel: „Ligue des Adels von Flandern gegen die Inquisition.“ Prinsterer, Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau, II, p. 2—7. Vollständig ist er übersezt bei Holzwarth, l. c. II, p. 252—255.

Die
Inquisition.

aufzulegen trachte. — Die Inquisition sei allen göttlichen und menschlichen Rechten zuwider, überbiete alles, was die blutigerrigsten Tyrannen ausgeübt an Grausamkeit, hebe alle Freiheit des Landes und die Blüte des Handels auf (und doch hatte diese Inquisition sich bisher mit den Freiheiten der Niederlande und der Blüte ihres Handels vertragen) und werde den König noch um das Erbe seiner Ahnen bringen. Daher hätten die Unterzeichner, als treue Vasallen des Königs, sich durch feierlichen Eidswur gegen die Inquisition verbunden und würden mit Gut und Blut als Brüder und treue Gefellen einander beistehen, verwahrten sich aber gegen die Unterstellung, als wollten sie etwas zur Entehrung Gottes oder zur Verminderung der königlichen Majestät in deren Staaten unternehmen.

Marga-
reta's
Ber-
legen-
heit.

Erst in der Staatsrathssitzung am 13. März 1566 erhielt Margareta Kunde nicht bloß von der Verbindung, sondern daß auch eine feierliche Beschwörung in geschlossenen Reihen gegen die Inquisition bei ihr vorgebracht werden sollte. Meghem schilderte ihr den Bund als eine Verschwörung, die schon über große Streitkräfte verfüge und in Deutschland, England und Frankreich ihre Anknüpfungspunkte habe, und rieth ihr, da man nicht gerüster sei zum Widerstand, die Bittsteller durch Beseitigung der Inquisition zu befriedigen. Margareta schrieb am 24. März an Philipp: entweder Anwendung von Gewalt oder Nachgeben.¹⁾ Gerüstet war sie nicht und Philipp war fern, Granvellas Rath fehlte. Nur Arenberg, Arschot, Ligne, Verlaymont und Meghem standen im Staatsrath zu ihr. Egmond schmolte und war ohne Festigkeit. Oranien klagte, daß er beim König verleumdete sei, wahrscheinlich um herauszulocken, was man von ihm wisse. Die Mehrzahl im Staatsrath sprach sich für das Vorlassen der Verschworenen aus. Am 4. April rückten viele vom niederen Adel im Waffenschmuck in Brüssel ein und in der Nacht fand in Oranien's Palast eine heimliche Versammlung der Häupter statt.²⁾

Die
Petition.

Am 5. April giengen die Verbündeten vom Kulemborgischen Hofe im Festzuge gegen das Schloß. Ludwig von Nassau und Brederode waren die Leiter. Brederode verlas vor der erschrockenen Statthalterin die Adresse, welche die Loyalität der Bittsteller betheuerte, die Erneuerung der Religionsedicte verwarf, da die Zeiten Karls V. vorüber seien und sonst kein Mensch in den Niederlanden seines Lebens und Gutes sicher wäre, und die Statthalterin zuletzt aufforderte, beim König die Abschaffung der Religionsedicte und die Berufung der Stände zu erwirken, damit diese bessere Mittel zur Erhaltung der Religion aufstellen, und bis die Antwort vom König da sei, möge die Statthalterin die Inquisition und die Placate suspendieren.³⁾

Marga-
reta.

Vor innerer Bewegung, die ihr die Thränen in die Augen trieb, konnte Margareta lange nicht sprechen. Endlich erklärte sie, daß sie die Sache berathen und den Bittstellern einen Bescheid geben wolle. Am 6. April kamen

1) Reiffenberg, l. c. p. 14.

2) Wenzelburger, l. c. II, p. 160 f. — Holzwarth, l. c. I, p. 263 ff.

3) Juste, Les Pays-Bas sous Philippe II., tome II, p. 61—65.

die Verbündeten noch zahlreicher, um ihre Antwort zu holen. Margareta jagte, sie habe die Forderungen beim König befürwortet und die Inquisitionsbeamten angehalten, keinen Anlaß zur Klage zu geben. Sie hoffe übrigens, die Büttler würden ihrem Versprechen Ehre machen, nichts in der Religion zu neuern.¹⁾ Die Antwort.

Bei einem Bankette im Kulemborgischen Hause hatte Brederode den Vorsitz und erzählte, wie die Statthalterin ob ihrer großen Zahl erschreckt gewesen sei, Verlaymont sie aber mit den Worten beruhigt habe, die Regentin möge sich nicht fürchten, es sei nur ein Haufen Bettler (*ce n'est qu'un tas de gueux*; *gueux* bedeutet aber nicht bloß Bettler, sondern auch Schurke). Er, Brederode, habe gegen diesen Namen nichts einzuwenden; es sei ihm gleich, ob er für die Sache des Königs und des Vaterlandes zum Bettler werde. Die Geister waren durch den Wein schon erregt und die Versammlung brach in den Ruf aus: „Vivent les gueux!“ Da warf Brederode einen Bettelsack über die Schulter und füllte einen hölzernen Becher oder eine hölzerne Schüssel, wie sie die Bettler zum Empfang der Speisen bei sich trugen, bis an den Rand mit Wein und trank darauf, daß jeder, wie er selber, einstehe für die Sache, für die sie sich zusammengethan. Und die Schüssel machte die Kunde. — Im Augenblick traten Dranien, Egmond und Hoorne — welche die Hände im Spiel hatten, aber den Schein offener Theilnahme mieden — ein, und wieder hallte es im Saale: „Es leben die Geusen!“ So entstand der Parteiname Geusen. Bankett. Geusen.

Viele Verbündete trugen fortan graue Kleider — wie Bettler — aus grobem Wollzeug, viele trugen einen hölzernen Becher am Hut oder Gürtel, andere eine Medaille mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift: „Treu dem König bis zum Bettelsack!“²⁾ Am 10. April verließen die Verbündeten Brüssel, nicht ohne vorher für jede Provinz drei Häupter erwählt zu haben, welche über die Aufrechthaltung des Bundes wachen und den Verkehr übermitteln sollten. Das Aussehen, welches der Schritt der Verbündeten beim Volk, die Zuversicht, die er beim Adel erregte, war gewaltig.

Margareta fühlte ihre Schwäche. Wie oft kam ihr die bange Ahnung, die Religion sei nur Vorwand, hinter dem ganz andere Dinge beabsichtigt wären! Zu der Energie Verlaymonts, der geradezu rieth, man solle diesen Leuten, welche ihr Hauswesen nicht in Ordnung zu halten wüßten und doch den König befehlen wollten, wie man das Land regieren müsse, mit tüchtigen Schlägen Antwort geben, konnte sie sich nicht aufraffen. Nach Frauenart vermittelte sie; Montigny und Markgraf van Bergen sollten zum König gehen, um ihm die wahre Sachlage darzustellen. Ein milderes Religionsedict wurde erlassen, die Todesstrafe gegen solche zurückgenommen, welche die Häresie abschworren. Die Provinzialstände wurden berufen. Ihre Antworten zeigten, daß die Verbündeten nicht die Meinung des Landes aussprachen.³⁾ Die Stände von Artois zum Beispiel beschwerten sich, daß man Bemittlung.

¹⁾ Prinsterer, Archives, II, p. 78—91.

²⁾ Fidèle au roi jusqu'à la besace.

³⁾ Reiffenberg, l. c. p. 37. — Holzwarth, l. c. I, p. 279—284.

das Andenken des besten Fürsten, der seit 2000 Jahren regierte, nämlich Karls V., entehre: sie wollten die Religion geschützt wissen.

Eifer der
Ber-
schwor-
nen. Die Verbündeten waren nicht unthätig. Sie verschrieben Prediger aus Genf, sie zogen flüchtige Hugenotten ins Land, aus England, aus Frankreich, aus Sachsen kamen Prediger.

Calvini-
sche
Prediger
regen das
Volk auf,
Kraß Lorenzo berichtet an Philipp: „Die Herren ließen aus Genf durch Abgeordnete dreißig flämische, deutsche und französische Prediger begehren und ihnen versprechen: 1. daß man die Reisetkosten bestreite, 2. ihnen eine Sicherheitswache gebe und 3. ihnen eine Rente zu ihrem Unterhalte zuerkennen werde, wenn sie das Volk dermaßen würden bearbeitet haben, daß es den Consöderierten sich ganz unterwirft.“ Die Abgesandten begaben sich durch Frankreich, wo sie von Coligny Briefe an Theodor Beza erhielten, welcher ihnen die verlangten Prediger wirklich sandte. In Antwerpen fanden sich schon wegen des Zusammenflusses der Fremden viele Neuerer. Derselbe Lorenzo berichtet über die Art, wie dort von ihnen das Volk bearbeitet wurde: „Sie wählten aus ihrer Mitte dreißig Personen, welche sich nach Antwerpen, Mecheln und Gent begaben und in Gemeinschaft mit ihren Freunden und Dienern mittags und abends die Gasthäuser besuchten. Hier lenkten sie das Gespräch auf das Vorhaben des Königs, die spanische Inquisition einzuführen, die Beute dem Feuertode zu überliefern, ihre Güter einzuziehen. Sie fügten dann allerlei schauerliche Gerüchte eigener Erfindung und tausend andere schreckliche Dinge hinzu, um das Volk aufzuregen. Zurückgekehrt, theilten sie ihren Mitgenossen die günstige Wirkung ihrer Schritte mit, versichernd, daß Katholiken wie Protestanten in gleichem Grade erbittert und willens seien, den letzten Tropfen Blut zur Abwehr der Inquisition zu vergießen.¹⁾“

Rüstung. Die Geusen verbreiteten ferner die Rede, daß Margareta ihr neuestes Religionsedict, die sogenannte „Moderation“ — bald als „Morderation“ verhöhnt — ohne Zustimmung des Adels erlassen habe;²⁾ sie rüsteten, um dem König, wenn er in Seeland lande, mit Gewalt zu begegnen;³⁾ sie knüpften Verbindungen mit Frankreich an, mit Condé und Montmorency — und im Verdachte steht namentlich Montigny.⁴⁾ — Auf Verbindungen mit dem deutschen Adel, welcher alles Fürstenthum abwerfen wollte, machte Kaiser Maximilian II. Philipp II. aufmerksam. Die Statthalterin theilte am 15. October 1566 dem König einen Theilungsplan mit, wonach der Kurfürst August Friesland und Oberijssel, Brederode Holland, Dranien Brabant, Frankreich dagegen Flandern, Artois und Hennegau erhalten sollte, Egmond hinwieder die lebenslängliche Statthalterschaft über diese Provinzen. Deutsche Herren waren in die Verbindung hineingezogen und trugen die Abzeichen der

¹⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. I, p. XXIII ff.

²⁾ So sagt ein Flugblatt, über welches am 22. Juni 1566 an Philipp berichtet wurde. Gachard, l. c. I, p. 425.

³⁾ So berichtet Margareta selbst an Philipp am 11. Juni 1566. Gachard, l. c. I, p. 419 f.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 293.

Geusen. Im Sommer 1566 forderte Dranien von Philipp von Hessen freie Rüstung für die Niederlande, war also schon zum offenen Kampfe gegen seinen König entschlossen und anerkanntermaßen das Haupt des Bundes.¹⁾

Philipp
von
Hessen.

Das Treiben des Adels ermutigte natürlich das gemeine Volk. Die Anschauung verbreitete sich, die Religionsfreiheit sei sicher zu erwarten. Wer von Neuerungen angeweht, sich Kraft zutraute, trat auf die Kanzel und predigte, Handwerker, Weiber, abgefallene Mönche, und jetzt kam in die große Masse die Lehre Calvins. Nicht mehr heimlich, an abgelegenen Orten, in der Einsamkeit des Waldes, sondern am hellen Tage, in Dörfern und Städten, auf öffentlichen Plätzen, begann die Predigt, ertönte der Psalmen- gesang.²⁾

Verbrei-
tung des
Calvi-
nismus.

Am kühnsten geberdeten sich die Prediger in Handelsstädten, wie Antwerpen. Hier predigten zuerst ein Färber und ein Gerber, dann ein Hugenotte, Franz Junius,³⁾ letzterer mit außerordentlichem Feuer und seltenem Erfolge. Der Magistrat wurde eingeschüchtert oder hielt es im Geheimen mit der Bewegung. Brederode erschien im Juli 1566, wurde mit Jubel empfangen und feuerte die Massen an. Die Gährung stieg mit jedem Tage. Der Magistrat verlangte, die Statthalterin möge selber kommen und Ordnung schaffen oder wenigstens Dranien senden. Letzteres geschah am 13. Juli. Eine unübersehbare Masse gieng dem Prinzen entgegen: „Da kommt unser Retter, der uns die Freiheit, der uns die Augsburger Confession bringt!“ — Was that Dranien? Er war nicht warm und nicht kalt, trat so auf, daß er das Gesetz für sich hatte, handelte aber nicht im Sinne der Regierung. Dagegen machte er sich beliebt beim Volke und that alles, daß die Gährung im Flusse blieb. Ähnlich gieng es in andern Städten, und rasch entstand eine Verbindung zwischen ihnen.⁴⁾

Antwer-
pen.

Dranien.

Im ganzen waren die Calvinisten insgeheim für Dranien, zwischen beiden bestand stillschweigend der Vertrag: „Werd' ich Kaiser, wirst du Papst.“ Die Katholiken waren entweder eingeschüchtert, denn die Partei der Bewegung ist immer die angreifende und muthigere, oder sie handelten nicht nach einem gemeinsamen Plane und Einvernehmen. Im großen und ganzen hieng das Volk noch immer an der alten Kirche. Wo ein Katholik entschieden und mit Muth auftrat, fand er Anhang. So ließ der Herzog von Arschot eine Medaille mit dem Bilde der Lieben Frau schlagen und viele Edelleute folgten ihm nach. Viele vom Adel, die dem Compromiss beigetreten waren, erschrafen über den Gang der Ereignisse und brachen mit den Verbündeten.

General-
staaten.

¹⁾ R. Koch, Quellen zur Geschichte Maximilians II., Bd. II, S. 36—42; I, S. 54. Die „Papiers d'état“ von Granvella sind wichtig für diese Verbindungen, z. B. VII, p. 33, 52, 77; VIII, p. 16, 526, 549; IX, p. 468. — Prinsterer, Archives, II, p. 66, 171.

²⁾ Prinsterer, Archives, II, p. 180. — Holzwarth, l. c. I, p. 302 ff.

³⁾ Juste, l. c. II, p. 8. Er ist der Sohn adeliger Eltern aus Bourges, geboren 1545, von maßlosem Ehrgeiz verzehrt; in Genf hörte er Calvin und besaß nur vier Bücher, die er aber fortwährend studierte: die Bibel, die „Institutionen“ Calvins, Bezas „Confessio“ und die hebräische Grammatik. Scaliger meint, seit der Apostel Zeiten habe kein Jahrhundert einen Theologen gleich diesem hervorgebracht.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 306—316.

Marga-
reta.

Endlich gieng Margareta das Licht auf über Oranien und seine Pläne. Am 9. Juli verlangten die Herren, namentlich Oranien und Egmond, im Staatsrath die Einberufung der Generalstaaten, sonst sei alles verloren, Religion und Land, und zwar solle sie sogleich dieselben berufen. Nur fünf- und zwanzig Herren erklärten sich bereit, noch auf die Antwort des Königs zu warten. Margareta berichtete hierüber an den König, machte ihn aber auch aufmerksam, daß der Zweck der Berufung offenbar nur die Gleichberechtigung der Confessionen und eine allgemeine Amnestie sei.¹⁾ — In Saint-Trond hingegen hielten die Verbündeten noch im Juli eine Versammlung, bei 1500, worin sie mit Gut und Blut für Religionsfreiheit, für Erhaltung der Landesprivilegien einzustehen gelobten. Margareta sandte Oranien und Egmond, um mit ihnen zu unterhandeln, diese erklärten aber den Verbündeten, daß sie mit ihren Forderungen einverstanden seien, und die Verbündeten verlangten am 30. Juli von Margareta durch eine Abordnung von Zwölf, der sogenannten zwölf Apostel, daß sie die Generalstaaten berufen und die weiteren Unterhandlungen mit dem Adel in die Hände Egmonds, Oraniens und Hoornes niederlegen sollte, mit andern Worten, Margareta möge abdanken. Die Citrone war ausgepreßt, man konnte die Schale wegwerfen.²⁾

In
Saint-
Trond.Philipp
II.
soll
kommen.

Das war die Folge davon, daß Margareta sich von den Herren hatte bethören lassen. Jetzt stand sie ebenso allein wie früher Granvella, den sie ihnen geopfert. Dringend empfahl sie in ihrer Angst Philipp II., selber zu kommen, sonst gehe alles zugrunde. Und auch von anderer Seite ward der König daran erinnert, daß sein Vater dreizehnmal über das Meer geschifft, sein Recht, seine Gesundheit, Jugend, sein Geld, seine Soldaten, alles sei auf seiner Seite gegen diese Rebellen. Und in der That, wäre Philipp gekommen die Menge hätte sich um ihn geschart und seinen Gegnern wäre nichts als schmachvolle Flucht zu ihrer Rettung geblieben.

Philipp
be-
schwich-
tigt.

Allein statt des Königs kamen nur Briefe (31. Juli 1566) von ihm, welche eine Aufhebung der Inquisition, eine Milderung der Religionsedikte und eine allgemeine Amnestie in Aussicht stellten. Das war Vertrauens-täuschung, um die Bewegung zu beschwichtigen, es war dem König nicht ernst damit. Denn am 9. August 1566 gab er im Holz von Segovia vor Zeugen zu Protokoll, daß er zu diesem Versprechen einer allgemeinen Verzeihung nur durch Umstände gedrängt, daher auch nicht daran gebunden sei, vielmehr entschlossen sei, die Schuldigen, vor allem die Anstifter der Bewegung, bei Gelegenheit zu strafen.³⁾

statt zu
kommen.

Das war nicht bloß ein Aufgeben seiner Würde als Mann und König, es war auch ein politischer Fehler. Allerdings hat der spanische Staatsrath, in welchem die niederländische Frage verhandelt wurde, die Herren für alles, was geschehen, als verantwortlich erklärt, jedes Zugeständnis, das man ihnen mache,

¹⁾ Gachard, l. c. I, p. 432. — Reiffenberg, l. c. p. 83 ff.

²⁾ Prinsterer, Archives, II, p. 159—207.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 170 f.

nur als eine Stufe zu weiteren Forderungen bezeichnet und dem König gezahen, die Herren mit Versprechungen hinzuhalten, bis er die nöthige Macht gesammelt habe, um als strenger Richter oder Rächer aufzutreten. Darum ließ auch der König dem Papst Pius V. im August 1566 erklären: mit der Amnestie habe er bloß das verziehen, was ihn, den König, persönlich angehe; er werde aber in nichts einwilligen, was dem Dienste Gottes oder den Interessen der Religion schade. Lieber wolle er hundert Leben und jedes Stück seines Reiches verlieren, denn als Herr über Ketzer herrschen.¹⁾

Der Bildersturm von 1566.

Aber die Herren trauten auch nicht. „Wir stecken bis an die Ohren darin, wir müssen die Sache weiter treiben“, jagte Brederoode in der Versammlung zu Saint-Trond. Wie, wenn es gelang, durch irgend eine auffallende That das ganze Volk in ihre Schuld zu ziehen und jede Brücke hinter ihm abzubrechen, den König so zu reizen, daß der Riß ein unheilbarer wurde? Unverdächtige Zeugnisse besagen, daß in Saint-Trond der Bildersturm schon verabredet wurde. Die Meute war in der Hand der Herren, jetzt ließen sie dieselbe los. Die Sache geschah mit solcher Schnelligkeit, mit solcher Übereinstimmung, daß eine leitende Hand unverkennbar ist. In einer Woche lagen 400 Kirchen und Altäre der Niederlande in Schutt und Staub.²⁾

Brede-
roode.

Der Sturm begann in Flandern. Am 14. August 1566 brach ein Haufe, 300 Köpfe stark, mit Keulen und Ärten wohl versehen, in die Kirche bei Saint-Omer, zerschlug die Bilder, zerriß die Kirchengewänder und räumte weg, was aus den Kirchen mitzunehmen war. Mit Blitzeschnelle warfen sich die Tempelschwärmer dann nach Ypern, verwüsteten in gleicher Weise den Dom, dann giengs dem Lauf der Lys entlang gegen die Kirchen von Menin, Courtray, Comin, dann über Valenciennes nach Tournay; jetzt wälzte sich der Haufe gegen Antwerpen.

Flan-
dern.

Hier war das prachtvolle Münster, eines der herrlichsten der Christenheit. Gegen den Dom und besonders gegen das Bild der Lieben Frau richtete sich die Wuth der Stürmer. Am 15. August war der große Umgang mit dem Marienbilde gewesen, dem Dranien vom Balkon zusah. Calvinisten höhnten schon damals das betende Volk: „Mariechen,“ riefen sie, „das ist dein letzter Spaziergang, die Stadt ist deiner müde!“ Weil man einen Angriff fürchtete, so stellte man das Bild nicht, wie üblich, in der Octav in der Kirche auf, sondern schloß es in der Muttergotteskapelle ein. Dranien wurde nach Brüssel abgerufen. Auf das Verlangen nach Gestattung der Predigten in der Stadt hatte er geantwortet: man solle doch warten, bis er abwesend sei. Kaum war er fort, so sammelte sich Gesindel vor der Muttergotteskapelle: „Warum, Mariechen, so früh ins Nest gegangen? rufe doch: es leben die Geusen!“ Einer sprang auf die

Ant-
werpen.

Kirchen-
schän-
kung.

¹⁾ Gachard, l. c. I, p. 445—446.

²⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 344 ff. — Prescott, Philipp II., Bd. II, S. 207

Kanzel und ahmte den katholischen Prediger nach. Ein frommer Matrose wollte ihn herunterreißen, wurde dabei verwundet und in der Kirche kam es zur Rauferei. Desungeachtet wurde die Kirche nicht geschlossen. Am nächsten Abend brach wieder ein Haufe in den Tempel. Einer stimmte in französischer Sprache einen Psalm an, die andern fielen ein — und das war das Signal zur Zertrümmerung der Bilder. Die Gitter wurden erbrochen, das Marienbild zertrümmert, dem großen Christusbilde über dem Altar, einem Kunstwerk, ein Strich um den Hals geworfen und dasselbe zertrümmert, nur die Bilder der beiden Schwächer ließ man stehen. Dann gieng es an die zweiundsiebzig Altäre und in kurzer Zeit waren sie zertrümmert. Die heiligen Hostien wurden mit Füßen getreten, mit dem heiligen Öle wurden die Schuhe geschmiert, in den Kelchen tranken die Frevler mit dem Abendmahlswein einander Gesundheit zu und alle Bilder an den Wänden wurden heruntergeschleudert. Zuletzt gieng es an die große Orgel, die vollendetste und berühmteste ihrer Art in den ganzen Niederlanden — in wenig Augenblicken war sie ein Trümmerhaufen. Als der Dom geleert war, stürzten die Plünderer unter dem Geschrei: „Es leben die Geusen!“ über die andern Kirchen her.

Banda-
stimmte.

Und in ähnlicher Weise gieng es in Holland, Utrecht und Friesland mit den Kirchen und mit den Klöstern. Kulemborg fütterte seine Papageien mit geweihten Hostien. Brederode ließ die Heiligenbilder auf einen Haufen zusammenwerfen und verbrennen. Die herrlichsten Monstranzen wurden in Stücke zerschlagen, unschätzbare Werke der Kunst vernichtet, Mönche und Nonnen wurden mißhandelt. Hatten sich die Tempelschänder in den Klosterkellern vollgetrunken, so ließen sie die Fässer auslaufen. Und solchem Volke sollte Gleichberechtigung der Bekenntnisse gewährt werden!¹⁾

Dranien.

Der Schaden war unschätzbar! Die herrlichsten Werke des Genius waren in vierzehn Tagen zugrunde gerichtet! Nicht einmal die Gräber wurden geschont! Margareta schrieb an den König, es gebe keine Priester, keine Mönche, keine Altäre, keine Kelche, keine Messgewänder mehr, der katholische Gottesdienst höre auf. Sie jammerte, dajs auch nicht eine Seele sich zum Widerstande aufmache. Sie schreibt aber auch an den König, dajs durch Dranien's Anstiftung und die seines Bruders die Antwerpener geleitet waren, und die Anklageschrift der spanischen Regierung wirft später, in letzter Instanz, die Anstiftung des Bildersturmes ganz auf Dranien.

Marga-
reta.

Im ersten Schrecken über diese Zustände berief die Regentin ihre Räte und verlangte von Dranien und Egmond Hilfe — beide riethen aber von gewaltjamen Maßregeln ab. „Zuerst muß man für die Sicherheit des Staates sorgen,“ sagte Egmond, „dann kann man an die Religion denken.“ — „Zuerst die Religion, denn ihr Ruin ist ein größeres Ubel“, entgegnete die Statthalterin. — „Wer etwas zu verlieren hat, ist anderer Ansicht“, meinte Egmond. — Dranien sagte, „man solle die Protestanten durch Zugeständnisse versöhnen“. — „Das ist der Ruin unserer heiligen Religion“, antwortete Margareta. Als sie hörte, dajs sie und Brüssel bedroht seien, wollte sie nach Mons entfliehen. — „Dann

¹⁾ Morillon schildert den Bildersturm ausführlich in seinen Briefen an Granvella; Correspondance de Card. Granvella, tome II.

werde ich Mons mit 40.000 Mann belagern“, entgegnete Egmond. — „Dann muß man zum Schutze des Landes sogleich die Generalstaaten einberufen“, meinte Oranien. Der Stadtrath verschloß die Thore mit der Weisung, weder die Herzogin, noch ihr Gefolge durchzulassen. — Die Herren hatten also die Regentin hinlänglich in Angst gejagt und hielten sie gleichsam gefangen!¹⁾

Margareta mußte thun, was sie wollten. Am 23. August stellte sie jetzt eine Schrift aus, daß den Verbündeten für ihre Verbindung kein Leids Zu-
ge-
stände-
nisse. geschehen solle, daß den Reformierten religiöse Versammlungen vorderhand, bis der König und die Generalstaaten anderweitig bestimmt hätten, gestattet seien, nur sollten sie unbewaffnet dahingehen und die Katholiken nicht beunruhigen. Dagegen schworen die Herren am 25. August, der Regentin in Unterdrückung der Unordnung im Lande und in Überlieferung der Schuldigen an die Gerichte behilflich zu sein und den Compromiß als null und nichtig zu betrachten, solange die Regentin dem Vertrage treu bleibe.²⁾

Nach dem Sturme trat einige Zeit Ruhe ein und in dieser eine neue Stille. Scheidung der Parteien. Die Katholiken wurden entschieden für ihre Kirche. Viele, die bisher mit der Bewegungspartei gegangen waren, kehrten um, erschrocken über das Ziel, auf welches sie losgesteuert; die Anhänger der Augsbürgischen Confession wollten nichts wissen von einer Verbindung mit den Calvinisten und lehnten jeden Antheil am Bildersturme von sich ab. Die Häupter der Bewegung wollten zeigen, daß sie die Ruhe herzustellen vermögen, und traten gegen dieselbe Masse rücksichtslos auf, die sie in Bewegung gesetzt hatten.³⁾

Oranien ließ in Antwerpen drei Bilderstürmer hängen — was lag ihm Oranien. an drei Menschenleben — setzte aber auch fest, daß den Reformierten sechs Kirchen überlassen blieben, denn Antwerpen war ein wichtiger Platz für ihn und er durfte es mit der Partei nicht verderben. In Antwerpen aber den Protestanten sechs Kirchen bewilligen, hieß die Katholiken opfern, denn die Calviner hatten es offenkundig auf Vernichtung des Katholicismus abgesehen. Religiöse Duldung mag heutzutage möglich sein, ein Calviner jener Zeit verstand sie nicht. Zu gleicher Zeit fürchtete Margareta, die Vorgänge in Antwerpen möchten maßgebend werden für andere Städte, und erklärte darum, Oranien habe ihr Vertrauen mißbraucht. Er hingegen bot Niederlegung seiner Stelle an. Der Riß zwischen beiden wurde unheilbar. In ähnlicher Weise handelte er in seinen Statthalterbezirken Utrecht und Holland: religiöse Duldung sei eine Nothwendigkeit. Wie Oranien, so verfuhrn seine Vertrauten Hoorne und Hoogstraten in ihren Gebieten. — Margareta sah, daß sie zuviel zugestanden, und bat Biglius. Biglius, den Freund Granvellas, den sie, von Oranien und Egmond verleitet, bisher zurückgesetzt und öfters beim König verklagt hatte, um Rath und gestand ihren Irrthum ein. Biglius fragte sie, ob sie den Willen des Königs treu ausführen wolle, und als sie dies bejahte, rieth er ihr, dieselbe Frage an jedes

¹⁾ Prescott, l. c. II, p. 216 ff.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 180.

³⁾ Prescott, l. c. II, p. 222.

Mitglied des Staatsrathes zu stellen, dann werde sie sehen, wem sie zu trauen habe. Mansfeld, Verlamont und Arschot erklärten sich sogleich bereit. Hoorne schrieb an den König, dass es eine Beschimpfung sei, nach der Feste der Herzogin zu tanzen. Egmond war in der übelsten Lage. Die Nothwendigkeit, sich zu entscheiden, das Gefühl, dass er einen falschen Weg eingeschlagen, dass er den Zorn des Königs auf sich geladen, machte ihm graue Haare.¹⁾

Philipp
II.

Indes erfuhr Philipp den Bildersturm. Nach der einen Nachricht soll er, sich den Bart raufend, ausgerufen haben: „Das soll sie theuer zu stehen kommen! Bei der Seele meines Vaters schwöre ich's, sie sollen es schwer büßen!“ — Nach einer andern und sichereren soll er, obschon an einem dreitägigen Fieber leidend, bei Empfang der Nachricht, sich selbst beherrschend, kein Zeichen des Argers verrathen, aber die Depeſchen sogleich seinem Staatsrath übergeben haben. Dieser habe den ganzen Bildersturm dem Adel zur Last gelegt und zu ernstlichen Schritten gerathen, namentlich solle Philipp selber in die Niederlande gehen.²⁾

Dranien.

Ber-
rätberer.

Dranien wusste von jedem Beschluss des Staatsrathes, von jeder Äußerung des Königs. Die Schreiber, die er bestochen, stahlen ihm Herr, während er schlief, aus seinen Kleidern die Schlüssel zu seinem Arbeitszimmer. In ähnlicher Weise war ein Schreiber des spanischen Gesandten in Paris in seinem Solde — und wie war erst Margareta durch ihn von Beräthern umgarnt! Lange wollte Philipp den Warnungen Margaretas nicht glauben. Viel später erst, als die Sache unleugbar war, wurde ein Schreiber seiner Kammer zum Tode verurtheilt und geviertheilt, ein Courier erdrosselt.³⁾ Wenn Dranien nicht gleich von Anfang an den König um sein Land bringen wollte, wozu sonst diese schmutzigen Mittel?

Egmond.

In dieser Zeit, da Egmond schwankte, griff Wilhelm zu einem ganz plumpen Mittel, um ihn auf seine Seite zu ziehen. Bei einer Verhandlung zu Dendermonde am 3. October legte er gefälschte Briefe vor, angeblich vom spanischen Gesandten zu Paris, Alava. Darin war gesprochen vom Zorne des Königs und dass er dem Triumvirat Dranien, Egmond und Hoorne ans Leben wolle; darum müsse man sich Philipps bewaffneter Ankunft mit Gewalt widersehen.⁴⁾

Falsche
Briefe.

Die Fälschung der Briefe ist jetzt allgemein anerkannt, auch Egmond hat sie zugestanden. Damals war er verblüfft, aber zur offenen Rebellion gegen den König mochte er sich doch nicht herbeilassen: er zeigte die Briefe der Statthalterin, welche dieselben für eine unverſchämte Fälschung und für den größten Schurkenstreich in der Welt erklärte. Egmond suchte jetzt durch eifrige Dienstleistung seinen Fehler wieder gutzumachen, Dranien aber wurde mit den Seinen immer mehr isoliert.

¹⁾ Prescott, l. c. II, p. 224—225.

²⁾ Ibid. p. 226 f.

³⁾ Ibid. p. 229.

⁴⁾ Koch, l. c. p. 137. — Wenzelburger, l. c. II, p. 184.

Das Ansehen der Regierung stieg. Auch Margareta suchte ihre frühere Schwäche jetzt durch Eifer für den König vergessen zu machen: sie zog das, was sie am 25. August bewilligt hatte, zurück und veröffentlichte am 8. October das Decret, durch welches alle fremden Prediger binnen drei Tagen des Landes verwiesen wurden. Am 21. October erfolgte das Verbot der protestantischen Predigt überhaupt. Nun mußte Margareta sich auch auf ersten Kampf gefaßt machen.¹⁾

Sie warb Truppen und stellte sie unter die Befehle des treuen Arenberg, Meghem's und anderer; sie legte Besatzungen in Städte, welche durch die Calvinisten aufgeregt oder in Gefahr waren, dem König entfremdet zu werden. Als Valenciennes sich weigerte, königliche Besatzung aufzunehmen, gab sie an Noircarmes den Befehl, Gewalt zu brauchen. Dranien hatte seine Hände im Spiele. Brederode und Ludwig von Nassau sammelten Truppen, Marnix von Thoulouse (jüngerer Bruder des Marnix von Aldegonde) schiffte nach Balthern, um sich der Landung Philipps zu widersetzen. So kam es zu einem Kampfe in der Nähe von Antwerpen, doch die Königlichen vernichteten die Aufständischen. Dranien halfen seine Lavierungskünste nichts mehr. Die Calvinisten, die er zum Widerstande gereizt hatte und die er jetzt nicht offen zu unterstützen wagte, nannten ihn laut einen Verräther.²⁾

Valenciennes wurde nach tapferem Widerstande am 24. März 1567 gezwungen, sich zu ergeben, und jetzt öffnete Schrecken der Regentin die übrigen widerspenstigen Städte: Maastricht, Gent, Ypern, Dudenarde, selbst Antwerpen hat die Regentin um ihre Gegenwart. Sie vergoß Thränen, als sie am 28. April 1567 den geschändeten Dom betrat. Der Umschlag war ein vollständiger. Das Volk jubelte ihr zu. Um aber genau zu scheiden, verlangte Margareta von jedem Mitgliede des Staatsrathes einen Eid, daß er dem König dienen wolle, wie seine Majestät befehlen werde, und gegen und für jeden, ohne Rückhalt und Beschränkung. Brederode lehnte trohig ab, Hoorne und Hoogstraten in gemäßigten Ausdrücken. Dranien weigerte sich, weil es sonst den Anschein habe, als hätte er den früher geleisteten Eid gebrochen; er werde sich von den Niederlanden zurückziehen und warten, bis sein Souverän Zeit gehabt habe, mit seiner Treue zufrieden zu sein.³⁾

Noch einmal suchte Wilhelm den Egmond auf seine Seite zu ziehen. In Willebroek fand am 4. April 1567 eine letzte Zusammenkunft statt. Dranien sprach von der Ankunft Albas, von der Rache des Königs. „Ich vertraue auf seine Milde,“ entgegnete Egmond, „er kann mit Männern, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt haben, nicht heftig verfahren.“ — „Diese Milde, an die Sie glauben, wird Ihr Untergang sein“, erwiderte Dranien. „Die Spanier werden sich Ihrer als Brücke bedienen, um ins Land zu kommen.“ — „Fahrt wohl, Prinz ohne Fabel!“ rief Egmond. — „Fahrt wohl, Graf ohne

¹⁾ Holzwarth, l. c. I, p. 384.

²⁾ Prescott, l. c. II, p. 236—250.

³⁾ Ibid. p. 252—254.

Balenciennes.

Umschlag.

Dranien's Abschied.

Kopf!“ erwiderte Oranien beim Abschied.¹⁾ Egmond suchte in der That durch Feuereifer sich von seiner Vergangenheit reinzuwaschen: er ritt mit seinen Truppen durchs Land und stellte überall den katholischen Gottesdienst wieder her.²⁾ — Oranien aber verließ die Niederlande, die er gewissenlos in so viel Verwirrung gestürzt hatte; seine größten Güter lagen außerhalb des Landes. Zunächst nahm er Wohnsitz in Dillenburg, lauernd, um aus dem Gang der Ereignisse Nutzen zu ziehen. Als ihn die Reformierten, die er aufgestachelt, noch um Hilfe anriefen, meinte er: sie sollten sich mit den Lutherischen vergleichen — das aber machte der Haß unmöglich — oder sie sollten ohne Zeitverlust 600.000 Gulden aufbringen, die er zu ihrem Schutze verwenden wolle. Dazu hatten sie nicht genug Vertrauen. Hoogstraten, Kulemborg und andere giengen ebenfalls über die Grenze. Brederode soff sich in kurzer Zeit in Friesland zu Tode.

Flucht
der
Häupter.

Die Flucht der Häupter war für ihre bloßgestellten Anhänger die Mahnung, das Gleiche zu thun. Bei 100.000 Menschen wanderten nach England, nach Frankreich, nach Emden aus. Margareta konnte ihrem Bruder berichten, die Niederlande seien so ruhig als zu den glorreichen Zeiten Karls V., es gebe keine Revolution mehr. Die Ankunft Albas sei also unnöthig. Da sie die Sache in so guten Stand gebracht, wolle sie die Ehre nicht einem andern überlassen. Die gute Frau täuschte sich. Nicht aus Angst vor ihr floh Oranien, denn mit ihr hatte er ja nur gespielt, sondern aus Angst vor dem heranziehenden Heere Albas und vor den Truppen, welche die Bischöfe am Rhein zusammenzogen, weil sie die Bewegung der Niederlande nicht auch auf ihr Gebiet sich ausdehnen sehen wollten.

Alba in den Niederlanden, 1567--1573.

Philipp II. hätte selber nach den Niederlanden gehen sollen, sein thatenreicher Vater hätte sicher keinen Augenblick gezögert. Es fehlte nicht an ernstern Mahnungen hiezu. Papst Pius V. schrieb an Philipp II.: „Eure Majestät hat es noch in der Gewalt, diese Provinz zu retten. Geht sie aber säumig und lässig zu Werk, so wird jedes Heilmittel zu spät sein. Kommen Sie wenigstens nach Mailand, dort werden Sie mit mehr Muße die Reise nach Flandern besprechen können; und bis diese beschlossene Sache ist, wird schon das Gerücht von Ihrer Ankunft allein die Aufständischen in ihren Plänen stören und die Lauen ermuthigen. Gebe Gott, daß Eure Majestät doch so klar, wie wir, das Verderben erkennen, welches hereinkrechen wird, wenn Sie nicht rechtzeitig Gewaltmaßregeln anwenden.“³⁾ Der Bruder Lorenzo Villavicencio schrieb ihm auch kühn: „Wenn Euer Majestät bloß das eigene Wohlbehagen in Anschlag bringt und sich nach Flandern zu gehen weigert,

Philipp
soll gehn,

1) „Vaert wel, Prins sonder goed.“ — „Vaert wel, Graf sonder hooft.“

2) Prescott, Philipp II., Bd. II, S. 256.

3) Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. II. p. LVII f.

wo es sich um die Ehre Gottes und seiner Heiligen handelt und um die Wohlfahrt der Christenheit, was heißt dies anders, als erklären, daß Sie zwar die königliche Würde gern annehmen, aber alle Sorge und Mühe, die zu dieser Würde gehören, Gott überlassen, der Ihnen das Königthum verliehen hat. Wenn Ihre Beamten Ihnen ihre Arbeit zu thun überliehen, würden Sie es ihnen nicht übel nehmen?“¹⁾

Allein Philipp war schwerfälliger Natur, eine Reise war ihm eine so unangenehme Sache, daß er nach der witzigen Bemerkung seines Sohnes Don Carlos sich nur von Madrid nach Aranjuez und von Aranjuez nach Madrid bewegte. Dann war er ein Zauderer, schnell sich zu entschließen war ihm eine Qual. Sein Lieblingsatz war, die Zeit und er könnten es mit zwei andern aufnehmen. Sein Rath war gespalten. Gomez und Perez waren für Milde und veröhnliches Auftreten des Fürsten. Alba rieth, der König solle mit den aufrührerischen Vasallen verfahren, wie Karl V. mit den Genetern, und erst in den Niederlanden erscheinen, wenn mit Waffengewalt der Widerstand niedergeworfen sei. Dieser Rath gefiel Philipp, aber nicht, ohne daß er lange den Schein bewahrte, als wolle er selber in die Niederlande abgehen. Schiffe wurden für ihn bereitgehalten und öffentliche Gebete für das Gelingen der Reise veranstaltet. Am 15. April 1567 jedoch erhielt Alba seine genauen Instructionen,²⁾ so eingehend, daß er sich später selber über Mangel an Vertrauen beklagte.

geht
nicht.

10.000 Mann Kerntuppen, darunter 8800 Mann zu Fuß und 1200 Reiter wurden im Mailändischen zusammengezogen. Alba nahm seinen Weg von Barcelona zur See nach Genua, von da über den Mont-Cenis nach Burgund, welches damals noch zu Spanien gehörte.³⁾ In Genf fürchtete man einen Angriff und Hugenotten und Schweizer standen auf der Lauer, Alba jedoch nahm den kürzesten Weg und hielt strenge Mannszucht. Zu Thionville kamen ihm Beamte der Herzogin und niederländische Edle zur Begrüßung entgegen, unter ihnen Egmond, bei dessen Anblick Alba zu seiner Umgebung sagte: „Hier kommt ein großer Ketzer“, doch suchte er sogleich den üblen Eindruck durch Herzlichkeit und durch ein Geschenk von zwei schönen Pferden zu verwischen.

Alba's
Marsch

Am 22. August zog Alba mit der unterdessen auf etwa 20.000 Mann angewachsenen Armee in Brüssel ein, von keinem Beifall begrüßt; die Stadt schien wie von Einwohnern verlassen; er nahm Wohnung im Kulemborgischen Palast. Der Empfang bei der Herzogin war kalt. Beim Staatsrath wies er seine Vollmacht als General-Capitän vor: der König hatte das Land als im Zustand des Aufruhrs befindlich erklärt und den Herzog beauftragt, es zum Gehorsam, nöthigenfalls mit den Waffen, zurückzuführen, die Ursachen der neuerlichen Unruhen zu untersuchen und ihre Urheber nach

nach
Brüssel.

Voll-
macht.

¹⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. II, p. XLVII.

²⁾ Ibid. I, p. 528.

³⁾ Prescott, l. c. III, p. 1—12.

Gutbefinden zu strafen oder zu begnadigen. In einer nachträglichen Vollmacht war jedermann in den Niederlanden, die Regentin nicht ausgenommen, ermahnt, seinen Befehlen wie denen des Königs zu gehorchen.

Margareta.

Margareta war hiedurch tief gekränkt. Sie hatte Philipp vor Alba gewarnt, schon sein Name mache den König verhaßt. Sie beklagte sich, daß er, ohne sie vorher zu Rathe zu ziehen, diese Ernennung vorgenommen habe; sie beschwerte sich, daß Alba keine Rücksicht auf sie nehme, nur seinem eigenen Kopfe folge, und verlangte schon am 8. September die Erlaubnis, das Land unverzüglich verlassen zu dürfen.¹⁾ Alba aber legte Besatzung in Brüssel und in andere Städte, errichtete Festungen, wo keine waren. Wer sich vor der Rache des Königs zu fürchten hatte, floh in banger Ahnung aus dem Lande.²⁾ London nahm zu an Gewerksleuten aus den Niederlanden. Alba aber gab Feste, bis seine Mittel bereitet waren; er war der Ansicht, daß Gewalt nur mit Gewalt beimestert, Ausnahmiszustände nur durch Ausnahmiszustände behoben werden können; doch zog er das Schwert nicht sogleich aus der Scheide. Es galt, den Adel sicher zu machen und Flüchtlinge zurückzurufen.

Albas Arglist.

Bei Hoorne gelang ihm dies. Alba sprach freundlich zu seinem Secretär und daß er seinem Herrn wichtige Mittheilungen zu machen habe, woraus dieser erkennen sollte, daß er ihn nicht vergessen. Hoorne, dadurch sicher gemacht, kam am 9. September mit Egmond in den Staatsrath, in dem über einen Befestigungsplan für einige flandrische Städte berathen wurde. Kaum hatte Alba Nachricht, daß Baderzeele, der Secretär Egmonds, und Van Straalen, der Bürgermeister von Antwerpen, verhaftet seien, so hob er die Sitzung auf und gieng mit Egmond im Gespräch durch den Palaß. Da erklärte diesem auf einmal ein Hauptmann, er sei ein Gefangener, und forderte ihm im Namen des Königs das Schwert ab. Egmond übergab es ruhig mit den Worten: „Es hat dem König schon mehr als einmal gedient.“ — In ähnlicher Weise ergieng es Hoorne im Gespräch mit Ferdinand, dem Sohne Albas — auch er leistete keinen Widerstand. Beide wurden unter starker Bedeckung in die Festung Gent gebracht, jedoch geschah kein Versuch zu ihrer Befreiung.³⁾

Hoorne und Egmond verhaftet.

Ein dumpfer Schrecken kam über die Bevölkerung, als sie die Gefangensetzung der höchsten Adelligen des Landes vernahm. Viele wanderten aus dem Lande. Margareta nannte das Ereignis eine Beleidigung, die sie nicht ertragen könne, und verlangte Abberufung. Aber die Sache war von Alba mit Philipp schon in Spanien verabredet. Granvella fragte, ob Alba auch den Schweigsamen gefangen habe, nämlich Dranien. Als man dies verneinte, sagte der Cardinal: „Dann hat Alba nichts gefangen.“

Zeit der Strafe.

Jetzt begann die Zeit der Strafe für den Aufruhr und die Kirchenschändung. Alba errichtete am 5. September ein Kriegsgericht mit außerordentlichen Vollmachten, das zuerst der Rath seiner Excellenz, bald der Unruhen,⁴⁾ beim Volke aber Blutrath (Bloedraet) hieß. — Über das historische Recht, ein außerordentliches Gericht niederzusetzen, kann kein Zweifel

Blutrath.

1) Gachard, l. c. I, p. 570.

2) Strada, l. c. I, p. 338.

3) Über Albas Berechtigung hiezu vergl. Koch, l. c. p. 174—180.

4) Consejo de las altercaciones, — conseil des troubles.

sein, es ist dasselbe Recht, nach welchem Karl V. die aufständischen Genter bestrafte. Verbrechen gegen die Person des Herrschers, gegen kirchliche und geistliche Personen waren schon seit 1296 den Schöffengerichten entzogen und Sache des Regenten.

Der Rath der Unruhen bestand aus zwölf Richtern, wie Alba schreibt, aus den gelehrtesten, rechtschaffensten und unbeholstenen Männern im ganzen Lande. Aber auch zwei Spanier von schlimmem Namen waren darunter: Dr. Lohs dal Rio und Juan de Vargas, kühne, entschlossene, aber auch gewissenlose Männer, dem Feldherrn unbedingt ergeben. Es war der Fehler der niederländischen Juristen, daß sie aus Abneigung gegen die beiden Spanier und Alba nach und nach aus dem Rathe austraten und das Schicksal ihrer Landsleute ohne Widerstand den beiden Fremden überließen, von deren Unkunde, nicht bloß im Rechte der Niederlande, sondern auch von deren Unwissenheit im Latein, die Zeitgenossen komische Dinge verichten.¹⁾

So soll Vargas nach dem Grundsätze gehandelt haben: „Haeretici Bargas. fraxerunt templa, boni nihil faxerunt contra, ergo debent omnes patibulari“ = „Die Abtrünnigen haben die Tempel zerstört, die Guten haben nichts dagegen gethan, also müssen alle gehentt werden.“²⁾ Als die Universität Löwen dagegen protestierte, daß einer ihrer Studenten, der Sohn Wilhelms von Oranien, verhaftet und als Geißel für das Benehmen seines Vaters nach Spanien gesandt werde (wo er übrigens ein eifriger Anhänger des Königs und Katholik wurde), entgegnete Vargas barsch: „Non curamus vestros privilegios.“³⁾

Raum war der Rath der Unruhen vollends eingerichtet, am 20. September, so begannen die Verhaftungen. Wer immer die Kirche bekämpfte, wer den Compromiß unterschrieben, wer an den Unruhen theilgenommen, wurde eingekerkert, verurtheilt, hingerichtet. Vargas und Dal Rio waren immer bereit zur Schuldigsprechung, und Alba, der sich um Formen wenig kümmerte, gab ihrer Entscheidung den Vorzug und ließ sie vollziehen. Seine Absicht war, durch Beispiele des Schreckens den Geist des Gehorsams wieder zurückzuführen, oder, wie er an Philipp schrieb, jedermann fühlen zu lassen, daß sein Haus ihm jeden Tag über dem Kopfe zusammenbrechen könne.⁴⁾

Margareta war in peinlicher Lage, sie fühlte sich erniedrigt, sie verwendete sich für das Land, sie verlangte Amnestie, aber ihre Vorstellungen blieben ohne Erfolg. Mitte November erhielt sie die Genehmigung des Königs, von ihrer Stellung abzutreten, nebst kühlem Ausdruck der Zufriedenheit mit ihren Diensten und einer Pension von 14.000 Ducaten. Ihre Bitte um

Margareta
bant ab.

¹⁾ Prescott, l. c. III, p. 29—36.

²⁾ Reidanus, Annal. Relig. Van der Vynkt., I, 5, p. 313.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 225.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 165—170.

Verurteilung der Generalstaaten, vor denen sie feierlich, wie einst Karl V., ihre Gewalt niederlegen wollte, wurde abgeschlagen.¹⁾

Sie nahm deshalb schriftlich Abschied von den einzelnen Staaten. Vom politischen Schauplatz abtretend, schrieb sie am 22. November an ihren Bruder Philipp: „Gnade ist eine göttliche Eigenschaft. Eine je größere Macht ein Monarch besitzt, umso mehr nähert er sich der Gottheit und umso mehr soll er sich bestreben, die göttliche Milde und Barmherzigkeit nachzuahmen. Ein hartes Verfahren wird nur Unheil über das Land bringen.“²⁾ Doch die Würfel waren schon geworfen. Vom Lande geliebt, beschenkt und bedauert, verließ Margareta am 30. December 1567 Brüssel und lebte von da an in Parma und Neapel.³⁾

Albas
Strenge.

Alba war jetzt Regent und General-Gouverneur der Niederlande und vollzog rücksichtslos, um künftigen Zeiten ein Beispiel und eine Warnung zu geben, die Urtheile des Blutrathes. In allen Städten fanden Hinrichtungen statt. Die Vornehmen wurden enthauptet, die Armen gehängt. Wer aus dem Lande floh, dessen Vermögen wurde eingezogen.⁴⁾

Busch-
geusen.

Viele flohen, andere leisteten als Buschgeusen (*Guoux sauvages*) Widerstand und übten an Mönchen, Geistlichen und Nonnen Vergeltung für das, was Alba an den Auführern that. Kaiser Maximilian II. verwendete sich 1568 vergeblich bei Philipp für milde Behandlung der Niederländer.

Dranien
rührt.

Wilhelm von Dranien sammelte auf dem Schlosse Villenburg Mittel zum Kriege. Im April 1568 sollten in drei Abtheilungen Aufständische ins Land einfallen. Zwei Abtheilungen wurden zersprengt, die dritte, unter Ludwig von Nassau, hatte besseren Erfolg. Der Statthalter von Gröningen, Graf Arenberg, wurde von seinen spanischen Soldaten beim Kloster Heiligerlee gezwungen, die in vortrefflich gedeckter Stellung stehenden Feinde anzugreifen. Vergebens war seine Mahnung zur Vorsicht. In stolzer Verachtung aller Hindernisse drangen die Spanier vor und wurden geschlagen am 23. Mai 1568; 1600 blieben auf dem Plage, unter ihnen Arenberg.⁵⁾

Schlacht
bei Hei-
ligerlee.

Die Unzufriedenen zeigten Hoffnung, Alba Entrüstung und entschlichen Ernst. Ehe er selber zum Kampfe auszog, versetzte er den Gegnern noch einige schwere Schläge. Wilhelm von Dranien wurde in *contumaciam* für schuldig erklärt. Der Kulemborgische Palast, wo einst die Geusen sich versammelt, wurde niedergerissen und eine Schandsäule auf der Stelle desselben besetzt, daß dies geschehen wegen der darin gegen die Kirche und den König angezettelten Verschwörung. Noch schwerer traf, daß Alba das Todesurtheil über Egmond und Hoorne aussprach. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, daß sie hinter seinem Rücken, während er gegen den Feind zog, mit Gewalt befreit würden. Die unerbittliche Gerechtigkeit gegen die ersten

1) Prescott, l. c. III, p. 45—49.

2) Gachard, l. c. I, p. 601 f.

3) Wenzelburger, l. c. II, p. 228.

4) Über die Hinrichtungen s. Holzwarth, l. c. II, p. 242 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 237 ff.

5) Prescott, l. c. III, p. 50—72. — Holzwarth, l. c. II, p. 255—270.

und beliebtesten Männer des Landes sollte jedem zeigen, wie furchtbar ein Frevel gegen Religion und König sei. Philipp verschmähte es, bloß die Niederen zu treffen und die Hohen aus Rücksicht entschlipfen zu lassen.¹⁾

Für beide waren ihre Frauen vergebens thätig, berief sich Mansfeld vergebens auf ihr Vorrecht, als Ritter des Goldenen Blieses nur von Ordensmitgliedern gerichtet zu werden. Das Vergehen des Aufruhrs, wurde entgegnet, tilge jedes Vorrecht. Selbst Granvella, früher sein Ankläger, flehte jetzt Philipp II. um Milde an, weil diese einem großen Fürsten mehr gezieme als Strenge und weil Egmond mehr verführt als Verführer sei. Auch Kaiser Maximilian II. legte für die Grafen Fürbitte ein.²⁾ Es half nichts. Am 11. Januar 1568 waren die Anklageacte fertiggestellt. Egmond wurde angeklagt, er habe sich mit Wilhelm von Oranien zum Sturze der spanischen Herrschaft und der Religion verbunden und gestrebt, alle Absichten des Königs zu vereiteln. Ähnlich war die Anklage Hoornes. Egmond weigerte sich ansangs, zu antworten, denn nur die Mitglieder seines Ordens hätten ein Recht, über ihn zu urtheilen. — Auf die Erklärung, daß er dann in contumaciam verurtheilt werde wegen Hartnäckigkeit, wählte er fünf der ersten Rechtsgelehrten zur Bertheidigung. Diese suchten den Proceß in die Länge zu ziehen, indem sie glaubten, sei Zeit gewonnen, so sei alles gewonnen. Alba aber schloß den Proceß und erklärte beide Grafen am 4. Juni des Hochverraths und Aufruhrs für schuldig und verurtheilte sie zum Tode durch das Schwert.³⁾

Die Gefangenen waren am 3. Juni von Gent nach Brüssel gebracht worden. Egmond hoffte, es geschehe seiner feierlichen Freisprechung wegen. Am 4. Juni nachmittags befahl Alba dem Bischof von Ypern, Rithovius, Egmond zum Tode auf den nächsten Morgen, 5. Juni 1568, vorzubereiten. Der Bischof, ein Freund Egmonds, warf sich dem Feldherrn zu Füßen und flehte lange um Gnade, dann um längere Vorbereitungszeit. Ernst gemahnt, die Ausführung des Befehles nicht zu hemmen, gieng der Bischof in das Brodhuis, wo der Graf, von der Reize ermüdet, im tiefen Schlafe lag. Als der Bischof ihm den Grund seiner Ankunft mittheilte, rief Egmond todtenbleich: „Es ist ein schreckliches Urtheil. Ich glaube nicht, daß irgend ein Vergehen, welches ich gegen Gott oder den König begieng, eine solche Strafe verdiene. Den Tod selber fürchte ich nicht, der Tod ist unser aller Loß, aber ich entseze mich vor der Schande. Doch darf ich hoffen, daß mein Leid meine Schuld vollkommen sühnen wird, damit nicht meine unschuldige Familie durch die Confiscation meines Eigenthums mit in meinen Ruin gezogen wird. So viel wenigstens, glaube ich, darf ich für meine geleisteten Dienste verlangen — doch weil ich denn einmal nach dem Willen Gottes und Seiner Majestät sterben muß, will ich versuchen, es mit Fassung zu thun.“

Mit Reue unterzog Egmond sich der Beicht, mit inniger Andacht empfing er das Abendmahl, nahm dann in einem Briefe, geschrieben „an der Schwelle des Todes“, Abschied von seiner Gemahlin, Abschied vom König, dem er einen wertvollen Ring zugleich zurückgab. Er bat den König um Gnade für seine Familie und seine Diener. Er leugnete darin seine Absicht, der Religion oder der Regierung zu schaden. Wenn er während der Unruhen Andersscheinendes

¹⁾ Prescott, l. c. III, p. 69 ff. — Holzwarth, l. c. II, p. 274 ff.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 278.

³⁾ Prescott, l. c. III, p. 29—32, 73 ff.

gerathen oder erlaubt habe, so sei es nur aus aufrichtigem Bestreben für den Dienst Gottes und des Königs geschehen und unter der Nothwendigkeit der Umstände. Weiter wünschte Egmond, jetzt einmal zum Tode gefasst, keinen Aufschub mehr. Er schnitt selber vom Wams und Hemd den Kragen ab, um den Streich des Scharfrichters zu erleichtern. Auf dem Wege grüßte er anmuthig und würdig bekannte Gesichter, bestieg festen Schrittes das Schaffot und gab nach kurzem, inbrünstigen Gebet selber das Zeichen — sein Haupt fiel auf den ersten Schlag. Viele drangen durch die Reihen der Soldaten und tauchten ihre Tücher in sein Blut. Die Glocken läuteten, alle Läden waren geschlossen, es schien den Brüssellern, als ob der Jüngste Tag andrehe. „Wenn nicht schon alle Thränen“, sagt Strada, „für Egmond verweint gewesen wären, würde der Tod Hoornes über die Maßen betrauert worden sein.“¹⁾ — Hoorne wurde jetzt zur Rechten geführt. Er hatte mit weniger Fassung das Urtheil aufgenommen, sich lange zu beichten geweigert, sein Wesen zeigte Stolz und Entrüstung. Auf dem Schaffot noch betheuerte er, daß er kein Verbrechen gegen den König begangen. Drei Stunden hindurch waren die Köpfe beider am Schaffot aufgesteckt.

Heinrich-
tung.

Hoorne.

War die
Strenge
richtig?

Alba wollte an Egmond und Hoorne ein Beispiel der Strenge aufstellen und schrecken. Schuldig waren beide, ob aber des Hochverraths und ob es nicht unklug war, gerade Egmond zu schlagen, das ist eine andere Frage! Der französische Gesandte schrieb an seinen König: „Ich sah das Haupt des Mannes fallen, vor dem zweimal Frankreich gezittert hat!“²⁾ — Egmond hat sich allerdings tief mit Dranien eingelassen, war aber reuig zur Fahne des Königs zurückgekehrt und hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um die Erinnerung an seine frühere Verirrung zu verwischen. Er konnte der königlichen Sache jetzt noch durch sein hohes Ansehen wesentliche Dienste leisten. Gerade sein Haupt fallen, war hart! Der König hat ja darum das Recht der Gnade, um in Fällen, wo das höchste Recht auch das höchste Unrecht ist, zu verzeihen! Egmond ist erst durch das Schaffot groß geworden, sein Blut hat den Kitt der spanischen Herrschaft nicht fester gemacht.

„Es ehrt Philipp, daß sein Gericht der Großen nicht schonte und er sich nicht, wie Kaiser Maximilian II., bei seinen Intercessionen für Dranien und Egmond vom Ansehen der Person und der vornehmen Verwandtschaft bestimmen ließ. Weil aber eben die Großen die Urheber der Meuterei waren und das Volk nur durch ihre Ränke in sie verstrickt wurde, hätte der Kleinen umsomehr geschont werden sollen. Allein über alle von der Vernunft und Billigkeit dictierten Rücksichten setzten Albas Werkzeuge sich hinweg. Die Gottlosigkeit ihres Verfahrens bestand in einer Ausklügelerei von Verbrechen, die höchstens leichte Vergehen waren, in einem Übermaß der Strafe und in der gewissenlosen Leichtfertigkeit der Proceßführung.“³⁾

Übrigens muß bemerkt werden, daß Alba sich für Egmonds Familie beim König eifrig verwendet hat, ihm in beweglichen Worten die Noth derselben schilderte, und daß die Güter später zurückgegeben wurden,⁴⁾ — aber auch, daß in

1) Prescott, l. c. III. p. 73—100.

2) Thuanus, *Historia sui temporis*, lib. XLIII, p. 643.

3) W. Koch, l. c. p. 183.

4) Prescott, Philipp II., Bd. III, p. 104—105.

der Familie selber die Überzeugung lebte, Egmond habe unrecht gegen den König gehandelt. Sein Sohn Philipp vergoß heiße bittere Thränen, als er einst in Brüssel im Kampfe bis zum Platze gelangte, wo das Haupt seines Vaters gefallen war. Als er aber bei einem Einzug in Paris, in einer Anrede des Rectors, als der Sohn des großen Freiheitshelden gefeiert werden sollte, rief er: „Schweig davon, mein Vater war ein Rebell.“¹⁾ Daß übrigens Egmonds Hinrichtung nicht verschoben wurde, daran war Oraniens Feldzug schuld. Alba konnte nicht einige tausend Mann zu seiner Bewachung zurücklassen, als er gegen Ludwig von Nassau zu Feld ziehen mußte.

Philipp
Egmond.

Dieser Zug wurde im Juli 1568 unternommen und zeigte Albas Meisterschaft als Feldherr in glänzendem Lichte. Mit 15.000 Mann Kerntruppen trat er den Aufständischen, die bei Gröningen ein befestigtes Lager innehatten, entgegen, wußte sie zum Kampfe herauszulocken und trieb dann seine Spanier zum stürmischen Angriff. Im Augenblick löste sich das feindliche Heer in Flucht auf. Bei Jemmingen an der Ems gedachte Ludwig, sich noch einmal zu stellen, allein die Entmuthigung und der Geist der Weuterei hatte die Kraft des Widerstandes gebrochen. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die Spanier anstürmten; zu Haufen wurden sie niedergemezelt, andere fanden in der Ems den Tod, 7000 Aufständische sollen gefallen sein, dagegen nur sieben Spanier. „Es war kein spanischer Troßbube, der nicht jemand todtgeschlagen hatte.“ — Stundenweit war alles mit Leichen und Waffen bedeckt und der Strom mit Hüten der Ertrunkenen. Gröningen wurde wegen zweideutiger Haltung gestraft und der Bau einer Citadelle daselbst angeordnet.²⁾

Alba
liegt

bei Jem-
mingen

Ludwig von Nassau entkam nach Deutschland, Alba kehrte nach Brüssel zurück. Unter den Verurtheilten, die jetzt das Schaffot bestiegen, war der Secretär Egmonds und der Bürgermeister von Antwerpen. Oranien veröffentlichte 1568 seine „Apologie“ oder Rechtfertigung gegen falsche Anklagen, in der er sich als treuen Anhänger seines Königs mit vielen sophistischen Gründen und als ganz unschuldig an den Wirren in den Niederlanden hinzustellen suchte. Auch seine „Warnungen“ an die Bewohner der Niederlande trugen das Motto: „Pro lege, rege, grege“. Es war ein Geplänkel in Schriften, mit welchem er den eigentlichen Krieg mit Waffen eröffnen wollte.³⁾

Oranien's
Schrift-
ten.

Mit Hilfe protestantischer Fürsten, mit Beisteuern seiner Anhänger in den Niederlanden und aus den Resten seines eigenen Vermögens hatte Wilhelm im September wieder ein Heer von 30.000 Mann, darunter 8000 Reiter, zusammengebracht. Befehlshaber in demselben war auch Lumeij, Graj von der Mark, ein Abkömmling des wilden Ebers der Ardennen, der geschworen hatte, Haare und Bart nicht zu scheeren, bis er den Tod seines Vaters Egmond gerächt und das Land befreit habe.⁴⁾

Heer.
Lumeij.

¹⁾ Er fiel bei Jory, 1590 im Kampfe gegen Heinrich IV. und die Hugonotten.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 262 f.

³⁾ Ibid. p. 265 f.

⁴⁾ Ibid. p. 267 ff. — Holzwarth, l. c. II, p. 309 ff. — Leo, l. c. II, p. 533 f.

Über die
Maas.

Am 5. October machte Oranien bei Stockem einen meisterhaften Übergang über die Maas, so daß selbst Alba bewundernd ausrief: „Ist die Armee des Prinzen ein Schwarm wilder Gänse, daß sie über Flüsse, wie die Maas, fliegen kann?“ — Allein als Feldherr stand Oranien dennoch weit unter dem Spanier. Wilhelm wollte eine entscheidende Schlacht; denn er war an Mannschaft, namentlich an Reiterei, Alba um das Doppelte überlegen. Aber gerade deshalb suchte Alba seinen Feind durch Zaudern zu besiegen und bezog das Kaiserlager bei Mastricht, wo einst Cäsars Legionen gestanden, und ließ Oranien's Herold, der ihn zu einer Übereinkunft aufforderte, sogleich aufknüpfen, denn er parlamentierte nicht mit Rebellen. Im strategischen Spiel war Alba der erste Meister seiner Zeit. Durch eine einzige Niederlage konnte er seinem König das Land verlieren; darum ließ er nur schwärmeln und heftete sich an die Seiten seines Gegners: neunundzwanzigmal wechselte der Prinz sein Lager und neunundzwanzigmal nahm Alba eine schwer angreifbare Stellung ihm gegenüber. Oranien gieng über die Maas zurück, Alba ihm nach. Den Übergang über das Flüsschen Geete deckte Oranien mit 3000 Mann unter Hoogstraten, Vitelli hieb diese Nachhut in Stücke. Vom Eifer erhit, verlangten die Soldaten den Befehl zur Schlacht. Vitelli ließ es Alba melden, der aber zürnend darüber, daß sein Lieblingsofficier seinen Plan nicht begreife, die barische Antwort gab: „Mir soll Vitelli keine Rathschläge zum Angriffe schiden. Wenn noch einer derart kommt, so kehrt er nicht mehr lebendig zurück.“ — Die Officiere murkten, Alba beharrte auf seinem Plane und ließ sich zu keiner Entscheidungsschlacht herbei. Bitterung, Prantheit, Mangel an Geld — lösten die Armee Oranien's in Wäde auf. Der Prinz mußte umkehren, in Strassburg entließ er die Reste seines Heeres; selbst sein Silberzeug mußte er verkaufen und, da dieses zur Bezahlung des Soldes nicht hinreichte, versprechen, sich persönlich in die Hände seiner Gläubiger zu überliefern, wenn er zur bestimmten Zeit nicht zahlen könne.

Alba
in der
Defensiv.
fiv.

Schar-
müßel
an der
Geete.

Sieg
ohne
Schlacht.

Oranien war ohne eigentliche Schlacht doch vollständig geschlagen und hatte keine Aussicht, je wieder ein solches Heer zusammenzubringen. Albas Triumph war vollständig. Der Stolz stieg ihm derart zu Häupten, daß er seine eigene Bildsäule, wie sie die Gestalt der Empörung zu Boden drückt, mit der prahlenden Inschrift in der Citadelle zu Antwerpen aufstellen ließ: „Dem Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, unter Philipp II. Statthalter der Niederlande, der den Aufruhr erstickt, die Empörung gezüchtigt, die Religion wieder hergestellt, die Gerechtigkeit gesichert, den Frieden begründet hat, dem treuesten Diener des Königs, ist dieses Denkmal errichtet.“¹⁾ Die Bronze dazu lieferten die Geschütze, die er bei Zemmingen erobert hatte.

Albas
Triumph.

Der König war, wie sein Feldherr, von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens vollständig überzeugt. Als 1568 der Erzherzog Karl im Auftrage Kaiser Maximilians II. nach Madrid reiste, um für die Niederländer, namentlich für Oranien, mildere Behandlung zu erwirken, zeigte sich Philipp II. erstaunt: er habe vielmehr durch das Beispiel der Strenge den Dank der Fürsten verdient; keinerlei Vorstellung und Rücksicht werde ihn je ver-

Philipp
II.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 270 f.

leiten, auch nur um eines Haares Breite von seiner Bahn abzuweichen. In heiligen Dingen könne er sich zu keinem Vergleiche verstehen: was Oranien anbelangt, so sei er der eigentliche Urheber der ganzen Bewegung der Niederlande.¹⁾

Dem Kriege gegen Oranien schien ein Krieg mit England zu folgen, Schiffe mit Kaperbriefen von Condé hatten Ende 1568 spanische Schiffe, die 800.000 Thaler nach den Niederlanden bringen sollten, aufgegriffen und in einen englischen Hafen gebracht. Elisabeth legte Beschlagnahme auf das Geld, um es für ihren königlichen Bruder von Spanien zu bewahren, wie sie den einen sagte, und weil sie es von Genuesischen Kaufleuten, denen es eigentlich gehöre, geborgt habe, wie sie sich bei andern entschuldigte. Als die Königin auf mehrfache Forderung das Geld nicht herausgab, ließ Alba alles englische Eigenthum in den Niederlanden mit Beschlagnahme belegen und jeden Engländer verhaften. Die Sache wurde sehr ernst, doch 1573 gab Elisabeth nach.²⁾

Elisabeth.

Albas Mißgriffe. Die Alcabalsteuer.

Bisher hatte Alba das gute Recht der Regierung vertheidigt und die Empörung vollständig niedergeschlagen. Jetzt ließ er sich aber im Bestreben, die Mittel zu finden, um die Armee zu erhalten und die Niederlande für den König erst recht ergiebig zu machen, verleiten, das gute Recht des Landes anzugreifen und so auch die Mehrzahl der treuen Anhänger des Königs und der alten Religion mit Ingrimme gegen die spanische Regierung zu erfüllen. Aus dem unberechtigten Aufstande einzelner wurde jetzt eine offene Empörung des Landes, welches für sein verletztes Recht sich erhob.

Alba verletzt das Recht.

Alba berief nämlich eine allgemeine Versammlung nach Brüssel und forderte hier am 20. März 1569 in Berücksichtigung, daß der Aufstand der Regierung sehr viele Kosten verursacht habe, und diese billig nicht den andern Ländern des Königs, sondern nur dem aufständischen Lande auferlegt werden dürfe, ein- für allemal den hundertsten Pfennig von allem beweglichen und unbeweglichen Gut — dann aber für alle Zukunft für jede Veräußerung von Grundstücken den zwanzigsten und von jeder beweglichen Habe den zehnten Pfennig.

Die Bestürzung der Stände war groß. Den hundertsten Pfennig ein- für allemal waren sie geneigt, zu entrichten, meinten aber, der zehnte und zwanzigste Pfennig vernichte Handel und Gewerbesleiß des Landes; alle Veräußerung des Grundeigenthums werde aufhören, wenn man jedesmal den zwanzigsten Theil des Wertes an die Regierung entrichten müsse. Der zehnte Pfennig für alle Ware, die in einer Woche zehnmal den Besitzer wechseln könne, sei gleich einer Confiscation. Alba dagegen behauptete, diese Steuer

Der hundertste, zwanzigste und zehnte Pfennig.

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 320 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 272.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 457 ff.

Alcabala.

sei gar nichts anderes, als die spanische Alcabala, die ihm allein in seiner Stadt Alba jährlich 50.000 Ducaten liefere.

Sigliu.

Allein Alba vergaß, daß er es dort mit Hirten und Ackerbauern, in den Niederlanden aber mit Kaufleuten zu thun hatte. Er war der erste Feldherr seiner Zeit, aber gewiß einer der schlechtesten Kenner des Finanzwesens. Überdies griff diese Steuer tief in das Recht der Staaten. Nie hatte der Herrscher das Recht besessen, Steuern zu erheben, welche ihm die Stände nicht bewilligt hatten: er mußte, wenn er Geld wollte, in Person oder durch einen Stellvertreter vor den Ständen erscheinen und seine „Bede“ oder Bitte um Geld vorbringen, welche sie dann nach ihrem Urtheil entweder bewilligten oder abschlugen. Dies betonte auch Siglius im Staatsrathe und bewies einen ernstern Widerstand zu Gunsten des Rechtes.

Das
hillo-
rische
Recht.

Die Generalstaaten erklärten, daß sie über die Forderungen des Herzogs zunächst ihren Vollmachtgebern zu berichten hätten. Ein Schrei der Entrüstung gieng durch das Land. Die Staaten bewilligten die einmalige Erhebung des hundertsten Pfennigs; was den zehnten und zwanzigsten anlangt, so gaben sie zuletzt eingeschüchtert die Zustimmung, aber unter wichtigen Vorbehalten, namentlich daß die Zustimmung nur Geltung habe, wenn alle Provinzen zustimmten. Utrecht aber blieb hartnäckig in der Weigerung, und so war die Zustimmung der andern nichtig. Alba sah jedoch im ganzen Volke nur bezwungene Empörer, denn die einen hätten sich gegen die Regierung erhoben und die andern sie in ihrem frevelhaften Benehmen nicht gehindert, und glaubte deshalb, sich um das historische Recht nicht kümmern zu dürfen und jeden Widerspruch mit Gewalt niederzuschlagen zu müssen.

Utrecht.

Als die Einquartierung eines Regiments in Utrecht die Bürger nicht nachgiebig machte, ließ er die Staaten von Utrecht am 15. December 1569 vor den Blutrath citieren und Stadt und Provinz ihrer Freiheitsbriefe und Privilegien für verlustig erklären. Die Staaten appellierten an den König, der sie abschlägig beschied. Alba hatte ja an Philipp gemeldet, die Provinzialstaaten hätten nun sämmtlich in die Steuer gewilligt, und er hoffe daraus außer Deckung aller Unkosten zwei Millionen jährlich in den Schatz zu liefern. Allein jetzt weigerte sich wieder jede einzelne Provinz der Zustimmung und die Schwierigkeiten der Einhebung erschienen unüberwindlich. Da verglich man sich dahin, bis August 1571 solle die Frage ruhen, dafür aber die Staaten jährlich im ganzen zwei Millionen als Abfindung zahlen. Der König hatte den zehnten und zwanzigsten Pfennig nicht befohlen, am Hofe spottete man über das Finanzgebaren Albas und der Herzog war damals so verstimmt, daß er um seine Abberufung bat.¹⁾

Mit Gewalt kann man wohl Ordnung auf einige Zeit herstellen, aber es läßt sich auf Bajonetten nicht ruhen. Es war genug Blut geflossen als Strafe für die Empörung. Jetzt war die Zeit des Vergebens und Vergessens gekommen. Granvella empfahl dem König ein System der Milde und

¹⁾ Leo, Universalgeschichte, III, p. 391—400.

Verkündigung der Amnestie. Ende 1569 bekam Alba aus Madrid vier Amnestie-Entwürfe; den besten sollte er auswählen, die drei andern sorgfältig vernichten. Erst am 16. Juli 1570 verkündete Alba feierlich allgemeine Vergebung, aber mit bedeutenden Ausnahmen: alle Prediger, Lehrer, Bildhauer, alle keckerischer Gesinnung Verdächtigen, alle, die den Compromiß unterschrieben und gegen den König die Waffen geführt oder passiv den Hochverrath begünstigt hätten, waren ausgenommen; jedoch war ihnen Gnade in Aussicht gestellt, wenn sie sich binnen sechs Monaten stellten und ihr Verbrechen offen bekanneten.¹⁾

Amnestie.

Einige stellten sich und wurden gänzlich begnadigt. Allein seit dem Tode Egmonds und Hoornes galt Alba für arglistig und die Mehrzahl der Schuldigen kam darum nicht, und somit blieb die Amnestie ein Schlag ins Wasser. Witzlinge machten aus Perdona (Amnestie) Pandora und Alba hatte Grund, über Wirkungslosigkeit der Verzeihung zu klagen. Wie streng aber die Gesinnung des Königs Philipp II. gegen die Führer der Aufständischen noch immer war, zeigt das Schicksal Montignys. Er war mit Bergen 1566 als Gesandter nach Madrid gekommen, aber unter allerlei Vorwänden nicht in die Heimat entlassen worden. Der Marquis von Bergen war sehr reich und Ritter des Goldenen Fleißes, Montigny war ein Verwandter der Montmorency und der jüngere Bruder des Grafen Hoorne. Bergen starb in Madrid, über Montigny sprach am 4. März 1570 der Blutrath in Brüssel wegen Theilnahme am Aufstande das Todesurtheil aus. Am 15. October wurde das Urtheil insgeheim im Gefängnisse durch die Garrota oder die Erstickung vollzogen, aber so, daß selbst Montignys Bedienten glaubten, er sei dem Fieber erlegen.²⁾ — Bis in neuester Zeit alle Papiere über diesen merkwürdigen Proceß veröffentlicht wurden,³⁾ war Streit bei den Schriftstellern, ob Montigny einen natürlichen oder einen gewaltigen Tod gefunden habe.

Wiss-
trauen.

Mont-
igny

garrot-
tiert.

Zu dem Unglück, das die Empörung über das Land gebracht, kam am 1. und 2. November 1570 noch ein entsetzliches Naturereignis. Infolge eines anhaltenden Nordwest-Sturmes durchbrach das Meer die Deiche und überschwemmte die ganze niederländische Küste von Flandern bis Friesland. Gegen 100.000 Menschen verloren das Leben. Der Schaden an Besitzthum war unberechenbar. Das Meer floss in den Straßen der Städte und die Menschen suchten Zuflucht auf den Bäumen, auf den Dächern, auf den Kirchtürmen. Und nach diesem unsäglichen Elend kam im Jahre 1571 — denn die zweijährige Frist war verflossen — die Frage wegen des zehnten und zwanzigsten Pfennigs wieder in Anregung. Keine einzige Provinz hielt sich durch ihre frühere Erklärung für gebunden. Im Staatsrathe sprach nament-

liber-
schwem-
mung.

Alca-
bala.

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 401. — Wenzelburger, l. c. II, p. 284 f.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 221 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 288 ff.

³⁾ Gachard fand sie im Archiv von Simancaz. Anna von Osterreich, die damals als Philipps Braut nach Spanien kam, wollte für Montigny Fürbitte, ihre erste Bitte an ihren Gemahl, richten, allein Montigny hatte sein schweres Schicksal schon erfahren, ehe Anna mit ihrem Bräutigam zusammentraf. Prescott, l. c. III, p. 123.

lich Siglius kräftig gegen die Maßregel: die Steuer sei dem Volke verhasst, von ihm nicht bewilligt und darum ungerecht.¹⁾

Widerstand.

Desungeachtet erließ Alba im Juli 1571 den Befehl, die Steuer am 13. August zu erheben. Es war unmöglich, das Volk bot ihm offen Trost. Niemand grüßte ihn mehr, wenn er sich auf der Straße sehen ließ, man gab ihm offen seinen Abscheu zu erkennen. Alba gab nach; wenigstens bei vier großen Verkehrsartikeln, Korn, Fleisch, Wein und Bier sowie bei den Rohmaterialien, die man für Manufacturen verwende, wolle er vom zehnten Pfennig absehen. Allein, statt den Widerstand zu lähmen, ermunterte ihn dieses Nachgeben, zumal man wußte, daß ein anderer General-Statthalter in der Person des Herzogs von Medina Celi ernannt worden sei.

Medina Celi.

Wie war dies alles Wasser auf die Mühle Draniens! Der Widerstand gegen den Herzog wuchs mit jedem Tag. Die Leute schlossen lieber ihre Schenkhäuser, Kaufläden, als daß sie ungerechte Steuern zahlten. Dieser Widerstand machte Alba fast rasend. Die Brauer wollten nicht brauen, die Bäcker nicht backen, die Schenkwirte nicht zapfen, aller Verkehr stockte! Man litt Mangel an den gewöhnlichsten Bedürfnissen des Lebens! Die Soldaten wurden zügellos, Alba durch jeden Widerstand hartnäckiger. Er gab Befehl, in den nächsten Tagen die achtzehn ersten Ladenbesitzer in Brüssel zu processieren und aufzuhängen.

Briel.

Wassergeusen.

Da kam in der Nacht die Botschaft, daß die Stadt Briel von den Wassergeusen erobert worden sei. Viele Holländer suchten nämlich eine neue Heimat auf dem Ocean: in Armut und Verbannung getrieben, fanden sie hier eine Freistätte, daher ihr Name Wassergeusen oder Wasserbettler. Dranien gab ihnen Kaperbriefe gegen die spanische Herrschaft. Sein Admiral war der berühmte Graf Wilhelm von der Mark, Freiherr von Lumeny, der Eber des Ardennenwaldes genannt, und dieser übte Grausamkeiten ohne Zahl gegen alles, was mit Spanien in Verbindung stand, namentlich gegen Mönche und Geistliche!

Lumeny.

Von spanischen Schiffen verfolgt, hatten die Corsaren bisher eine Zuflucht in den Häfen Englands gefunden, auf Albas Forderung aber verbot Elizabeth im März 1572 ihren Unterthanen, den Corsaren Fleisch, Brot oder Bier zu reichen. Am Nothwendigsten Mangel leidend, beschloßen die Wassergeusen einen Überfall auf die Küsten Nordhollands. Der Wind trieb sie in die Mündung der Maas, und am 1. April gelang es ihnen, die nicht volkreiche, aber gut besetzte Stadt Briel zu überraschen und im Namen Wilhelms von Dranien, als Statthalters seiner katholischen Majestät, zu besetzen. Den Bürgern geschah nichts, aber dreizehn Priester wurden zu Tode gefoltert. Der Hafen zu Briel war vortrefflich und die Empörung hatte jetzt einen festen Punkt, von wo sie weiter zu greifen suchte. Bei der allgemeinen Entrüstung über die Alcabala war dieser Schlag bedeutungsvoll und von Mund zu Mund flog der Vers:

„Den ersten Dag van April
Verloos Duc d'Alva zynen Brill“.

¹⁾ Solzwarth, l. c. II, p. 423 ff.

Alba gab sogleich dem Grafen Bossu, der in Utrecht lag, Befehl, die Stadt wieder zu nehmen, und Bossu rückte mit zehn Compagnien davor. Allein die Gorjaren öffneten die Schleusen und die Spanier giengen in dem steigenden Gewässer wie durch Geschützfeuer zugrunde. Auf dem Rückzuge fand Bossu die Thore von Rotterdam geschlossen und nur mit List bekam er Einlaß, wofür seine Soldaten alle Greuel, wie in einer eroberten Stadt begiengen. „Der Nord von Rotterdam“ wurde Schlagwort und entfremdete dem König viele, die ihm bisher treu geblieben.¹⁾ — Blissingen folgte dem Beispiele Briels und verjagte die spanischen Soldaten. Lumeij sandte den Blissingern 200 Mann zu Hilfe: es waren lauter Wildlinge, die im Haß gegen alles Katholische in Messgewändern, Kapuzinerkuttan, Alben und Stolen aufzogen. Der geschickte Oberingenieur Albas, Pacheco, wurde in Blissingen gefangenengenommen und erbarmungslos, trotzdem er als Edelmann wenigstens um den Tod durch das Schwert bat, am Galgen aufgehangen. Die Leiter drängten zu diesem Morde, um Blissingen unzertrennlich an die Partei des Aufbruchs zu fetten. Jetzt pflanzte auch Enthuizen, einer der wichtigsten Handelsplätze Hollands und der Schlüssel zur Zuidersee, die Fahne der Empörung auf; in Walchern sammelten sich Tausende von Gegnern. Dann fiel Dordrecht ab, Haarlem, Leyden, Alkmaar, Gorkum, kurz fast ganz Holland und Seeland. Nach der Besetzung der Burg von Gorkum ließ der Wütherich Lumeij gegen den Willen Oranien's neunzehn Priester, „die Heiligen von Gorkum“, ermorden.

Aber auch in Geldern, Oberyssel, Utrecht, Friesland erhob man sich. Überall kam es zu erbitterten Kämpfen, wurden die spanischen Soldaten vertrieben und schworen die Bewohner den Eid der Treue für den König von Spanien und Prinzen von Oranien als dessen Statthalter und verpflichteten sich, dem Herzog, dem zehnten Pfennig und der Inquisition Widerstand zu leisten. Schwer schlug eine andere Nachricht an Albas Ohr: Ludwig von Nassau habe die Festung Mons, die Hauptstadt von Hennegau, am 24. Mai 1572 durch einen Handstreich eingenommen. Überall wurde die Autorität des Königs anerkannt, es war aber nur Fiction. Dagegen wurde für Oranien, der die ganze Bewegung leitete, als Statthalter des Königs, der Eid der Treue geleistet.²⁾

Eine Unglückspost kam nach der andern, doch Alba verlor den Muth nicht. Zunächst entsandte er seinen Sohn Don Fadrique mit Noircarmes und Witelli gegen Mons, welches mit Frankreich in Verbindung getreten war, und von Karl IX. hugenottische Hilfstruppen erwartete.³⁾ Indes landete auch der neue Statthalter, aber die 500.000 Kronen in Gold, die er mitbrachte, wurden von den Rebellen weggenommen. Alba, der Soldat, blieb noch im Amte, obschon er an seinen König schrieb: „Der Haß des Volkes gegen mich macht alle meine Anstrengungen zunichte. Ein Nachfolger wird mehr Sympathien finden und sich nützlicher machen können.“ — Den Staaten von Holland erklärte Alba seine Bereitwilligkeit, auf die verhasste Abgabe ganz zu verzichten, wenn ihm die Generalstaaten eine jährliche Beisteuer von zwei Millionen gewähren wollten. Auch hatte der König einer

¹⁾ Holzwarth, Abfall der Niederlande, II, 2, S. 2.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 309—314. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 1—57.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 320.

Ver-
breitung
des
Biber-
standes.

Rotter-
dam.

Blis-
singen.

Ent-
thuizen.

Mons.

Roth
Albas.

Deputation von Niederländern vertraulich mitgetheilt, daß er von der Alcabala abstehe, aber dem Ansehen des Herzogs nicht schaden wolle.

zu spät. Allein diese Bewilligung kam zu spät. Die Staaten von Holland kamen zusammen, aber nicht da, wo Alba wollte, sondern in Dortrecht, und nicht für Spanien, sondern gegen Spanien. Noch immer anerkannten sie aber Holland. Philipp II. als rechtlichen Nachfolger des einstigen Grafen von Holland, Dietrich I., nannten jedoch den Wilhelm von Oranien des Königs Statthalter für Holland, Seeland und Utrecht. Somit übte der größte Feind des Königs in seinem Namen legislative und executive Gewalt, mit andern Worten: die Stände wagten noch nicht, offen sich von dem König loszujagen.

Oranien. Alba hatte mit Waffengewalt die Revolution niedergeworfen, aber in der Steuer, die er unberechtigt ausschrieb, sich eine Blöße gegeben. An dieser erfasste ihn der lauernde Oranien, der sonst niemals im Kriege einen Erfolg hatte, und schlug ihn aus dem Felde. Als sein Stellvertreter eröffnete Marniz von St. Aldegonde am 19. Juli 1572 zu Dortrecht die Staaten von Holland und Seeland und brachte sie durch eine feurige Rede dahin, daß sie dem Prinzen viel mehr zur Verfügung stellten, als Alba gefordert hatte, nämlich Gut und Blut, daß sie Steuern bewilligten, Anleihen machten, Kirchengut einschmolzen, und Oranien als des Königs rechtmäßigen Statthalter über Holland, Seeland, Friesland und Utrecht anerkannten und versprachen, seine Ernennung zum Protector über die ganzen Niederlande während der Abwesenheit des Königs zu bewirken: kein Theil sollte ohne Zustimmung des andern mit dem König ein Uebereinkommen abschließen.¹⁾

So hatte Oranien nahezu dictatorische Gewalt und suchte von neuem 1572 den Entscheid in Waffen — er fiel aber nicht günstig für ihn aus.

Fresburg
von 1572.

Die Hugenotten, welche dem belagerten Mons zu Hilfe kommen sollten, wurden von Cesare Bitelli am 17. Juli vernichtet. König Karl IX. hatte diese 12.000 Hugenotten gesendet, viele, die nicht in der Schlacht umkamen, wurden von den Bauern getödtet. Den Rest gab Karl IX. preis und ließ es Karl IX. Alba als seine Pflicht hinstellen, die Gefangenen hinzurichten. Und doch hatte Alba Briefe in Händen, aus denen hervorgieng, daß der König dem Ludwig von Nassau ein Heer versprochen und daß er, im Falle des Sieges, dafür das Land von Antwerpen bis zur Picardie erhalten solle.²⁾

Ludwig von Nassau erwartete in Mons Rettung von seinem Bruder Wilhelm von Oranien. Diesem hatte der König von Frankreich 200.000 Kronen zur Verfügung gestellt und für Geld waren Deutsche genug zu haben. In einem Aufruf vom 16. Juni mahnte Wilhelm zur Rettung der ersterbenden Freiheit und zur Abschüttelung des unerträglichen Joches. In einem gleichzeitigen Schreiben an den Kaiser meldete er dagegen, daß er das Land gern zum schuldigen Gehorjam an seinen gnädigen Herrn, den

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 314 ff.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, p. 76 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 321. — Vergl. S. 317 dieses Bandes.

König von Spanien, zurückbringen wolle. Maximilian II. lachte über diese Lüge.¹⁾

Übrigens brachte Oranien 13.000 Fußknechte und 7000 Reiter zusammen, Oranien. mit denen er am 8. Juli 1572 bei Duisburg den Rhein überschritt. Geldern mußte sich am 17. Juli ergeben, Straelen und Wachtendonk wurden leicht eingenommen, an Venloo, das nichts von ihm wissen wollte, zog er vorüber. Vor Roermond erhielt er von Maximilian II. drohenden Befehl,²⁾ augenblicklich von seiner landfriedensbrecherischen Vergewaltigung abzustehen und sein Heer zu entlassen. Oranien antwortete,³⁾ daß er nur aus christlichem Mitleid für die so hart behandelten Niederlande der grausamen und unerträglichen Tyrannei Albas sich widersehe.

Als Roermond am 23. Juli durch Verrath in seine Gewalt kam, brachten seine Soldaten sechsundzwanzig Mönche und Priester auf die grausamste Weise ums Leben. Schweigend ließ der berühmte „Schweiger“ geschehen, was unter seinen Augen vorgieng, erst einen Monat nachher erließ er eine Verordnung gegen das wüste Treiben. Geldnoth hielt ihn einen Monat in der Nähe von Roermond auf, dann erhob er sich zu neuem Raubzug.⁴⁾

Am 27. August überschritt er die Maas und gelangte über Löwen, Mecheln in die Nähe von Mons. Löwen erkaufte sich mit 16.000 Ducaten Neutralität, Brüssel schloß ihm die Thore, Antwerpen ward von den Spaniern bewacht. Oranien hoffte auf Hilfe von Frankreich. Er hatte Briefe vom König, daß Coligny mit einem Heere ihm zu Hilfe komme, aber die Bartholomäusnacht schlug Coligny und die Hugenotten nieder und Oranien's Hoffnung damit. Karl IX. war jetzt besorgt, daß die Hugenotten mit den compromittierenden Briefen von ihm zugleich von der Erde verschwinden. Oranien wandte sich gegen Mons, um den Herzog zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen. Er lagerte sich bei Hermigny,⁵⁾ nahe dem spanischen Lager.

In der Nacht vom 11. auf den 12. September unternahm Julian Romero mit 1000 Spaniern eine „Encamisada“, einen Überfall in Oranien's Lager, wobei sie weiße Hemden über der Rüstung trugen. Die Schildwachen wurden niedergehauen. 600 Soldaten Oranien's fielen durch das Schwert, viele andere verbrannten oder ertranken auf der Flucht, während nur sechzig Spanier das Leben einbüßten; Oranien selbst wurde nur durch seinen kleinen Wachtelhund, der ihn weckte, während die Wachen schliefen, vom Tode errettet, er warf sich auf sein Pferd, das gestallt vor seinem Zelte stand, und entfloh. Er mußte seinen Bruder in Mons im Stiche lassen und den Rückzug über den Rhein antreten und dann sein zuchtloses Heer auflösen.⁶⁾

In 3000 Wagen führten seine Banden das gestohlene Gut mit sich aus dem Lande, das sie angeblich hatten von Albas Tyrannei befreien wollen.

¹⁾ Prinsterer, Archives, Suppl., p. 132.

²⁾ Ibid. III, p. 475.

³⁾ Gachard, Correspondance de Guillaume, III, p. 63 ff.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 84 ff.

⁵⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. II, p. 278 f.

⁶⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 89 f. — Gachard, l. c. II, p. 288.

Jetzt hätte er gern mit Spanien wieder unterhandelt; zu Dr. Eibertus, den er aus Löwen berief, sagte er: „Könnte ich die Gunst meines Königs und des Papstes wieder erlangen, ich würde auf meinen Knien ihre Befehle entgegennehmen.“ — Mit Mühe ward während einer Meuterei der unzufriedenen Soldaten sein Leben gerettet.¹⁾

Monz. Monz konnte sich auf die Dauer nicht behaupten, da Ludwigs Soldaten sich weigerten, zu sechten. Alba bot ehrenvolle Capitulation, sie ward am 21. September angenommen.²⁾ Merkwürdig ist bei dieser Gelegenheit eine Aeußerung Albas über die Bartholomäusnacht: er wolle sich lieber beide Hände abhauen lassen als sich einer gleichen That schuldig machen. Hart war das Loos der Einwohner von Monz, welche die Waffen gegen ihren Landesherren getragen und sich nicht mit der abziehenden Besatzung entfernt hatten, was ihnen von Alba in der Capitulation gestattet war — sie endeten meist unter Henkershand.³⁾

Mecheln. Der Aufstand in den südlichen Niederlanden war zu Ende, indem die Städte ihre Thore öffneten. Nur in Mecheln beantwortete die Garnison die Aufforderung, sich zu ergeben, mit Schüssen. Die Stadt ward dafür nach der Einnahme am 1. October als eine eroberte behandelt, drei Tage dauerte die Plünderung, „kein Nagel blieb in der Wand“. Auch Granvellas Haus ward rein ausgeplündert. Die Spanier hausten so arg als die Bilderstürmer.⁴⁾ — Im Norden dagegen stand die oranische Sache besser. Dort drehte sich der Kampf um Ter Hoës in Seeland, in dem ein Häuflein Spanier sich mit Mühe behauptete.⁵⁾

Marisch durch das Meer. Den Ort zu entsetzen, unternahmen die Spanier zur Zeit der Ebbe einen Marsch durch den Meeresarm, der Südbeveland vom Festland trennt, zur Zeit der Ebbe ist dieser vier bis fünf Fuß, zur Zeit der Flut zehn Fuß tief. Spanier, Wallonen und Deutsche, tausend von jeder Nation, machten in der Nacht vom 20. October, über vier Stunden hindurch, unaufhörlich mit den Bogen kämpfend, ein Mann hinter dem andern, Pulver und Lebensmittel auf dem Kopfe tragend, diesen Marsch und mit Glück — nur neun Mann ertranken. Ter Hoës war gerettet!

Ter Hoës gerettet. Alba's Sohn, Don Fadrique, bezwang am 16. November Zutphen, übte aber nach der Eroberung ein furchtbares Strafgericht. Viele Städte fielen von der oranischen Sache ab; auch Friesland unterwarf sich. Am 22. November sollte Naarden sich unterwerfen, — es weigerte sich, eine Kanone ward auf die Spanier abgefeuert. Die Stadt unterhandelte dann. Ein Unterbefehlshaber sicherte Leben und Eigenthum der Einwohner zu. Kaum waren aber die Spanier in der Stadt, so wurden die Bürger ermordet, die Häuser geplündert und die Straßen an allen Ecken in Brand gesteckt. Die Spanier meinten: es sei das

Naarden.

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 91.

²⁾ Gachard, l. c. II, p. 281.

³⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 95 ff. — Wenzelsburger, l. c. II, p. 325—327.

⁴⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 100 ff.

⁵⁾ Gachard, l. c. II, p. 284, 290, 294.

Strafe, weil in Raarden die Kezerei zuerst ihr Nest gebaut habe, um von da aus ihren Flug nach allen Nachbarstädten zu nehmen.¹⁾

Raardens Schicksal wirkte aufregend. Immer mehr nahm der Krieg Wildheit
des
Krieges. den Charakter eines Rassen- und Religionskrieges an — es war ein Kampf auf Leben und Tod. Dranien, der nach seiner Niederlage mit 70 Reitern von 20.000 Mann nach Holland gekommen war, befeuerte hier den Widerstand. Amsterdam allein war noch im Besitze der Spanier. In Südholland befehligte Dranien, in Nordholland sein Lieutenant, der Katholikensinder Sonoy. Zwischen beiden Districten lag Haarlem. Wenn diese Stadt in Haarlem. die Gewalt der Spanier kam, so war Holland getrennt, darum machten sie sich an Haarlem.

Ein Unfall, der eine spanische Truppenabtheilung auf dem Eise traf, auf welchem die Holländer mit ihren Schlittschuhen zu manövrieren verstanden, er-muthigte die Bürgerschaft. Ripperda, der Befehlshaber der Stadt, forderte Ripper-
da. zur äußersten Anstrengung für die Sache der Freiheit auf. Hilfe im Namen Draniens ward versprochen, und so empfingen die Bürger muthig den Feind, obichon die Wälle schwach waren und die Stadt nur 4000 Bewaffnete zählte. Aber auch die Frauen, unter Führung der patriotischen Witwe Kenau Hasselär, Kenau
Hasselär. nahmen an allen Mähen zur Bertheidigung der Stadt muthigen Antheil. Weiber und Kinder holten in den langen Winternächten mit Schlittschuhen blitzschnell die Lebensmittel herbei. Doch auch die Spanier verstanden in kurzer Zeit mit Schlittschuhen auf dem Eise zu manövrieren.²⁾

Nach dreitägiger Kanonade am 18., 19. und 20. December begann ein fürchterlicher Sturm, der aber auf einen unerschütterlichen Widerstand stieß, dabei bekämpfte man sich unter der Erde mit Minen. Zwei Versuche Draniens, Ver-särfungen in die Stadt zu werfen, mißlangen. Zuletzt versuchte man es mit der Aushungerung. Als Albas Sohn, Fadrique, die Belagerung aufgeben wollte, Alba. drohte ihm der Vater, ihn nicht länger als seinen Sohn zu betrachten. „Fällt er in der Belagerung, so werde ich selbst mich ins Lager begeben und sie fort-sehen, und wenn wir beide gefallen sind, so wird meine Frau, die Herzogin, aus Spanien kommen und das Gleiche thun.“ — Als das Eis aufthaute, bekämpfte man sich zu Schiff mit wechselndem Erfolge. „Es ist ein Krieg,“ schrieb Alba an den König, „wie man nie in aller Welt einen gesehen oder von einem ge-hört hat.“ — Haarlem, hieß es, ist der Kirchhof der Spanier. Die Hungers-noth wurde entsetzlich. Ein letzter Versuch Draniens, die Stadt zu verprovian-tieren, mißlang. Am 12. Juli 1573 ergab sich die Stadt auf Gnade und Ungnade. Die Officiere wurden hingerichtet, die Plünderung mußten die Bürger mit 100.000 Gulden ablaufen. Der Rest der Garnison und eine große Anzahl Bürger wurde niedergehauen.³⁾

Aber der Schrecken wirkte nicht mehr. Einen solchen Krieg konnte Spanien auf die Dauer nicht fortführen. Binnen fünf Jahren hatte es jetzt

¹⁾ Gachard, l. c. II, p. 300 f.

²⁾ Ibid. p. 301.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 331—339. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 122—129.

Ob-
macht der
Waffen-
gewalt.

schon fünfundzwanzig Millionen für Kriegszwecke in den Niederlanden verwendet, außer den fünf Millionen, die man als Ertrag der Confiscationen berechnete. Nach diesem Systeme gieng es nicht weiter. Die Niederlande verschlangen die Schätze Spaniens. Das fühlte jetzt selbst Alba¹⁾ und bot den Niederländern Gnade an, aber unter Drohungen, daß, wenn sie sich nicht unterwerfen, keine Strenge, keine Grausamkeit so groß wäre, daß man sie nicht erwarten könnte. Aber die Drohungen schreckten, die Versprechungen lockten nicht mehr, Folge des falschen Systems! Medina Celi mochte die Statthaltertschaft gar nicht antreten und kehrte im November 1573 nach Spanien zurück, so hoffnungslos erschienen ihm die Zustände.

Man
scharf
nicht
nicht.

Der Haß stieg so hoch, daß, als Don Fabrique seit 21. August 1573 Alkmaar belagerte, er nicht bloß auf einen unüberwindlichen Widerstand stieß, sondern daß die Holländer, eher als sie sich ergaben, auch ihr Land der Vernichtung weiheten und zur Durchstechung ihrer Deiche sich entschlossen, um nur die Spanier zu vertilgen. Albas Sohn mußte am 3. October unverrichteter Sache vor der Festung abziehen.²⁾

Auf der andern Seite war die Lage Wilhelms von Oranien keineswegs die angenehmste, Lumey's Greuelthaten wurden ihm aufgerechnet und er hatte Mühe, sich des Unmenschen zu entledigen, der 1574 die Staaten verlassen mußte und ein paar Jahre später (1578) durch den Biß eines tollen Hundes ein seiner würdiges Ende fand. Oranien unterhandelte damals, obgleich er sich Statthalter des Königs von Spanien nannte, mit fremden Mächten wegen Theilung des Landes, namentlich mit Frankreich und England. Karl IX. wurde das Protectorat über Holland und Seeland und die Souveränität über die sonst noch in den Niederlanden zu erobernden Plätze versprochen. Welch ein Verrath an den Niederlanden! Dagegen versprach Karl IX., wenn er nicht selbst ins Feld rücken könne, jährliche Subsidien zu zahlen und die Freiheit des Gottesdienstes für beide Religionen aufrechtzuerhalten. Oranien versprach, seinen Einfluß für die Wahl Anjous zum König von Polen aufzubieten, ja sogar alles zu thun, daß das Kaiserthum an Frankreich komme. — Was müssen wir von der deutschen Gesinnung Wilhelms von Oranien denken!³⁾

Katharina
von
Medici.

Bemerkenswert ist, daß bei den letzten Verhandlungen Katharina die Abgeordneten des Prinzen, welche Garantien verlangten, barsch fragte: „Ist das Wort eines Königs nicht Garantie genug?“ — und zur Antwort erhielt: „Nein, bei St. Bartholomäus, nein!“ Welche Wendung! Der König der Bartholomäusnacht verbindet sich mit dem Haupt der Calvinisten gegen die Spanier! — An Brandbriefen, um die Provinzen zum Widerstand gegen Spanien zu befeuern, ließ es der Prinz nicht fehlen: „Wenn die kleine Provinz Holland der

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 137 f.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 341 f.

³⁾ Prinsterer, Archives, IV, p. 116—119.

Macht Spaniens die Wage halten kann, was könnten nicht alle Provinzen vereint vollbringen!"

Übrigens waren die Tage von Alba's Statthaltertschaft gezählt. Das Gefühl des allgemeinen Hasses, der Fruchtlosigkeit seines Wirkens, der Ungnade des Königs damals drückte ihn, während er auf der andern Seite von der Rechtmäßigkeit seines Verfahrens so sehr überzeugt blieb, daß er dem berühmten Asceten Ludwig von Granada mit Zuversicht sagen konnte, er habe in den Niederlanden keine Todsünde begangen! Er sah in all seinem Handeln also nur den Ausdruck der Gerechtigkeit. Aber das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht.

Alba war streng, aber nicht gewandt; er war ein ganzer Spanier, aber ohne Sinn für die Eigenart des Volkes, welches er zum König zurückführen sollte; statt zu beugen, wollte er nur zerbrechen. Dieß man ihn fortmachen, so wurden zuletzt auch die Getreuesten meuterisch. Am 23. October 1573 schrieb er dem König, daß man eigentlich alle Orte, die man nicht besetzen könne, verbrennen müsse.¹⁾ In der letzten Zeit hielt sich der Herzog meist in Amsterdam auf. Am 18. December 1573 verließ er die Niederlande in der Stille, belastet mit dem allgemeinen bittersten Haß.²⁾

Die Verwirrung war größer als je. Früher waren einzelne Calvinisten vorhanden, jetzt waren zwei Provinzen, Holland und Seeland, fast ganz calvinisch. Die Katholiken, bitterer verfolgt, als Alba je Calvinisten verfolgte, waren ausgewandert oder vernichtet worden. Dagegen hatten sich die feurigsten Calvinisten aus den Niederlanden und aus Frankreich in diese Provinz geflüchtet. Die Abneigung gegen die spanische Regierung war aber auch in den noch treuen Provinzen seit dem Alcabalastreit aufs höchste gestiegen. Die schreckliche Behandlung, die Alba ganzen Städten, wie Naarden, andeichen ließ, hatte noch die Entschlossenheit im Haß vermehrt. Das königliche Heer belief sich auf 62.000 Mann, in den Cassen aber war kein Geld, sie zu bezahlen. Man begreift, daß Herzog Alba vom König Philipp II. mit Kälte empfangen wurde, daß dem Vargas, der ihn heimbegleitete, verboten wurde, sich dem Hofe auf einen Umkreis von fünf Meilen zu nähern.

Die Niederlande unter Don Luis Mequezens, 29. November 1573 bis 5. März 1576.

Der neue Statthalter, Don Luis de Mequezens y Zuniga, Großcommandeur von Castilien und bisher Statthalter von Mailand, stand als tüchtiger Soldat Don Juan als Rathgeber bei im Krieg gegen die Mauren und

¹⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. II, p. 422 f.

²⁾ Wie selbst die Treuesten ihn verabscheuten und gegen sein Treiben den König warnen, zeigt De Ram, Analecta Univ. Lovan. 1856.

in der Seeschlacht bei Lepanto, zugleich galt er als Mann von milder, ver-
 Beschel
 des
 System's. Am 29. November 1573 leistete er in Brüssel vor dem Staats-
 rath seinen Eid als Generalcapitän und Statthalter und gab sich dann fortan
 ernsthafte Mühe, Frieden zu stiften. Er meinte, wenn man nur reinigen
 Ketzern Ausöhnung gestatte und hartnäckigen die Auswanderung, so werde
 der ganze Streit in kurzem enden und das Land zum ersuchten Frieden ge-
 langen. Requesens überseh jedoch, daß zwei Provinzen schon ganz calvinisch
 waren, und Oranien that sein möglichstes, um Mißtrauen zu säen, arg-
 listig vor Arglist zu warnen und das Werk des Friedens zu untergraben,
 denn nur im Streit konnte er selber seine Macht begründen. Von Frank-
 reich hatte er überdies durch seinen Bruder Ludwig 100.000 Livres zur
 Wiederaufnahme des Krieges erhalten.¹⁾

Schlacht
 von 1574.

Um Frieden konnte überdies nicht lange verhandelt werden, man war
 thatsächlich im Kriege. Middelburg war von den Patrioten belagert und der
 Statthalter hoffte es zu entsetzen. Seine Flotte wurde jedoch am 29. Januar 1574
 von den Holländern geschlagen und Middelburgs Fall war unaufhaltbar. Am
 19. Februar capitulierte die Garnison gegen freien Abzug mit Waffen und Eigen-
 thum. Die Stadt mußte Oranien 300.000 Gulden zahlen, die katholischen
 Priester mußten auswandern und durften nichts als ihre Kleider mitnehmen.²⁾

Leyden.

So hatten denn die Spanier Walcheren verloren und
 waren die Holländer Herren zur See. Nur Leyden war noch
 umschlossen.

Es zu entsetzen, sollte Ludwig von Nassau ein Heer werben und in der
 Nähe von Delft sich mit seinem Bruder vereinigen, dann wollten sie die
 Spanier zur Entscheidungsschlacht zwingen. Christoph, der Sohn des Kur-
 fürsten von der Pfalz, und zwei Brüder begleiteten Ludwig von Nassau auf
 seinem Marsch gegen Maastricht. In der Nacht des 18. März führte Mendoza
 jedoch eine „Encamisada“ in das Lager der Patrioten, welche den Spaniern
 nur sieben, Ludwig dagegen 700 Mann kostete.³⁾

Mooker-
 heide.

Am 14. April 1574 zwang Avila bei dem Dorfe Mook an der
 Maas Ludwig auf gutgewähltem Schlachtfeld zum Kampfe der Entscheidung.
 Nach längerem Plänkeln fielen die Spanier zu kurzem Gebet auf die Knie
 und stürzten dann tollkühn in den Kampf. In kurzer Zeit war das ganze
 Patriotenheer zeriprengt. Von Ludwig, seinem Bruder Heinrich und dem
 Pfalzgrafen Christoph hat man nie mehr etwas gesehen, man weiß nicht,
 sind sie in dem Gefechte gefallen oder auf der Flucht in der Maas ertrunken.
 Der Sieg war glänzend. Die Spanier hatten 37 Fahnen erobert, 5000 Feinde

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 121 u. 177. — Martin, Histoire de France, IX, p. 367.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 174—176.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 362 f.

vom Fußvolk, 1500 von der Reiterei getödtet, sie selber hatten nur 40 Todte und 150 Verwundete. Das Land lag offen vor ihnen, die Rebellen waren entmuthigt, zum Frieden geneigt. Da bereitete ein Soldatenaufstand alle Arbeit des Statthalters.¹⁾

Es brach nämlich im spanischen Heere eine furchtbare Meuterei aus. Seit drei Jahren war ihnen die Regierung den Sold schuldig, die Soldaten hatten Frauen und Kinder, und nun nach dem Siege auf der Noorderheide bekamen sie statt Geld nur Bertröstungen, denn Nequeiens hatte kein Geld. So entschlossen sie sich eben auf den Befehl ihrer Führer in die Schlacht gestürzt hatten, so einmüthig zeigten sie sich jetzt im Aufstande: sie wählten einen Obercommandeur (Eletto), einen Kriegsrath, der ihn überwachen sollte, und rückten dann am 26. April in Antwerpen ein, um sich in dieser reichen Stadt selber bezahlt zu machen. Vergebens hielt Nequeiens eine Anrede an sie, versprach, bot um Geduld. — „Dineros y non palabras!“ = „Bar Geld, nicht Worte!“ — war die einstimmige Antwort. Der Statthalter bat den Magistrat von Antwerpen um ein Anlehen von 400.000 Kronen, erhielt es aber nicht. Jetzt nahm der Eletto mit seinem Generalkstab Wohnung im Rathhaus und die Soldaten quartierten sich selber bei den wohlhabenden Bürgern ein und lebten nach ihrem Gutdünken, „forderten Hahn- und Kapphühner, Kapauen und Fasanen, Hasen und Kaninchen, zweierlei Wein bei Tisch, feine Brühen mit Rappern und Oliven, Citronen und Orangen, allerlei Gewürz und Zuckergebäck, Weißbrot für ihre Hunde, auch wohl Wein, um den Pferden die Füße zu waschen.“ — So gieng es vom 26. April bis in den Mai. Da erbot der Großcommandeur Barzahlung für zehn Monate, Seiden- und Wollenwaren für neue fünf Monate und Verschreibungen für den Rest. Aber die Spanier antworteten mit Hohn. Auch die Soldaten in der Citadelle fiengen an zu meutern und nur tollkühner Muth ihrer Officiere hielt sie im Zaume. Erst gegen Ende des Monats schoß die Stadt dem Großcommandeur 400.000 Kronen vor und begann dieser auszuzahlen, so daß endlich am 5. Juni die rebellischen Regimenter zum Abzug aus Antwerpen bewegen werden konnten.²⁾

Sogleich ward die Armee gegen Leyden geführt, dessen Belagerung Valdez schon am 26. Mai 1574 neuerdings begonnen hatte. Oranien hatte ihr Entsaß versprochen, wenn sie drei Monate aushalte. Die Stimmung der Bürgerschaft war die muthigste, sie wies die Amnestie-Acte, die der König am 8. März unterzeichnete, und wodurch er alle Unterthanen unter voller Verzeihung des Geschehenen einlud, in seine Arme zurückzukehren, höhniisch mit dem Berse zurück: „Fistula dulces canit, volucrum cum decipit auceps.“³⁾

Angriff und Widerstand waren gleich tapfer. Die Noth an Lebensmitteln wurde anfangs mit Stolz ertragen: „Sollte es uns gänzlich an Speise gebrechen,“ riefen die Belagerten von den Wällen, „so hat noch jeder unter uns

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 178.

²⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. III, p. 55 ff., 61 ff., 73 ff., 88 ff. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 179—191.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 375.

einen linken Arm, den wollen wir inzwischen essen und den rechten behalten, um den Tyrannen sammt seinem blutdürstigen Haufen von unsern Mauern abzutreiben!“¹⁾ — Für jeden eingelieferten Kopf eines Spaniers gab die Behörde eine Belohnung. Aber nach und nach stieg die Hungerstoth zu einer kaum ertragbaren Höhe. Brieftauben meldeten die Unmöglichkeit längeren Widerstandes. Da beschloßen die Staaten, die Deiche und Dämme zwischen Maas und Iffel zu durchstechen, obßchon der Schaden auf sieben Tonnen Goldes geschätzt wurde. „Lieber wollen wir unser Land und all unsere Habe in den Wellen versinken sehen, als dich, Leyden, verlassen! Wissen wir doch, daß mit Leyden ganz Holland verloren ist.“ Aber vergebens schauten die Bedrängten vom Thurme, ob nicht bald das Meer über das Land daherbrause, denn der Wind war ungünstig. Die Noth wurde entsetzlich. Mancher Bürger, wenn er vom Wall heimkam, fand seine ganze Familie todt zu Hause. Mütter fielen mit ihren Kindern todt auf der Straße nieder. 6000 Menschen waren im Kampfe oder durch Hunger und Krankheiten erlegen. — Die Stimmung wurde drohend. Da erklärte der Bürgermeister: „Ich habe geschworen, die Stadt zu behaupten. Eure Drohungen schrecken mich nicht. Hier ist mein Schwert, stoßt es in meine Brust und theilt mein Fleisch unter euch, aber erwartet keine Übergabe, solange ich am Leben bin.“ Die Entschlossenheit der Verzweiflung gab ihm zustimmende Antwort. Am 1. October kam eine Springflut und das Meer nahte der Stadt! Aber nun kämpften Spanier und Patrioten zur See. Am 3. October fuhren die Schiffe in die Stadt. Die Spanier hoben die Belagerung auf. Beim Dankgebet in der Kirche war der Gesang nur kurz, allgemeines Weinen unterbrach ihn! Es war ein schwacher Trost für die Spanier, daß sie nur durch die Elemente besiegt seien. Eine Stadt hatte die spanische Macht solange gefesselt, wann sollte der Krieg enden!²⁾

Leyden gerettet.

Universität.

Zum Lohn für so viele Opfer überließen die Staaten der Bürgerchaft die Wahl³⁾ zwischen einer Universität oder mehrjähriger Zollerbefreiung. Die Stadt Leyden gab unbedenklich dem geistigen Gute den Vorzug, und so entstand am 8. Februar 1575 die Universität Leyden, bald ein berühmter Siz der Wissenschaft und Kunst.

Es klingt wie Hohn, wenn in der Urkunde Philipp II. als Stifter genannt ist, „der nach reiflicher Berathung mit seinem theuren Vetter Wilhelm von Oranien, dem Statthalter, eine freie Schule und öffentliche Universität errichten wolle“. Allein die Fiction, daß Philipp II. noch immer König sei, war von Oranien, während er alles that, um ihn zu entthronen, schlaue Festgehalten, um fürs historische Recht gestimmte Geister der Bewegung nicht abwendig zu machen.

Unterhandlungen.

Auf diese gräßlichen Kämpfe folgten wieder Unterhandlungen. Requesens hatte die Versammlung der Staaten schon im Juni 1574 nach Brüssel berufen, um Geld zu fordern, und bot die Abschaffung des Blutrathes an; sie dagegen verlangten Entfernung der spanischen Truppen,

1) Meteren, Niederländische Historien, S. 878.

2) Strada, l. c. VIII, p. 265—268. — Gachard, l. c. III, p. 554—566.

3) Diese „Wahl“ bestreitet Wenzelburger, l. c. II, p. 384.

Ausschließung aller Fremden von niederländischen Ämtern und Einsetzung eines Rathes von Niederländern in Madrid.¹⁾ Auch an Oranien sandte Requiesenz, daß er sich mit dem König ausöhne. An zwei Forderungen des Statthalters scheiterten aber alle Verhandlungen: die Rechte des Königs und die Rechte der Kirche sollten unangetastet bleiben.²⁾

Indes befestigte sich Oranien in Holland, Seeland und Utrecht in seiner Stellung. Monatlich lieferten ihm diese Provinzen 210.000 Gulden, während Alba jährlich von Holland nie mehr als 271.000 Gulden erlangen konnte. Als die Stände ihm nicht ganz zu willien sein wollten, drohte er mit Abdankung und in der Angst übergaben sie ihm unter dem Namen eines Gouverneurs oder Regenten fast dictatorische Gewalt und 45.000 Gulden Gehalt monatlich. Natürlich that Oranien alles, um es zu keinem Frieden mit dem König kommen zu lassen; besaß er doch fast monarchische Gewalt, die mit dem Frieden aufhören mußte. Denn von den fünf Stimmen in der Staatenversammlung — eine für den Adel und die großen Städte von Holland, eine für die Staaten von Seeland, eine für die kleineren Städte von Holland, eine für die Städte Bommel und Büren und eine für ihn selber — besaß Oranien doch thatsächlich drei Stimmen, da Büren und die kleinen holländischen Städte ganz von ihm abhiengen.

Oranien
Macht

Reigt.

Die Verhandlungen zu Breda seit März 1575 scheiterten, denn wenn die katholische Religion in den gesammten Niederlanden wieder hergestellt werden sollte, so mußten die Calvinisten auswandern. Am 13. Juli 1575 giengen die Unterhändler im Verdruß auseinander.³⁾

Es war ein Fehler, daß die königlichen Commissäre die Religionsfrage in den Vordergrund stellten und ihre Entscheidung nicht den Generalstaaten überließen, denn da die meisten Provinzen noch katholisch waren, so wäre der Entscheid ohne Zweifel zu Gunsten des Katholicismus ausgefallen. Gereizt durch die Forderungen der Wiederherstellung der katholischen Kirche, schlossen im April 1575 Holland und Seeland eine Union, wodurch sie dem Prinzen von Oranien für die Dauer des Krieges souveräne und absolute Gewalt übertrugen, mit dem Auftrag, „die Ausübung der römischen Religion zu verhindern“. — So bildete demnach die religiöse Frage den großen Graben, über welchen Oranien den König nie mehr zu seinen Provinzen Holland und Seeland gelangen ließ. Hier hatte sich Wilhelm mehr als königliche Gewalt gegründet — es galt nun diese von da auch über andere Provinzen auszubreiten, womit selbstverständlich auch der Sieg des Calvinismus verbunden war.

Union
zwischen
Holland
und
Seeland.Sieg
des
Calvi-
nismus.

Natürlich geberdete sich Oranien jetzt als eifriger Calviner und vertraute nur „auf den König der Könige“. Auch seine Briefe nahmen in dieser Zeit einen salbungsvollen Ton an. 1575 schloß er auch eine dritte Ehe mit

1) Gachard, l. c. III, p. 118 ff., 190 ff., 149—156.

2) Wenzelburger, l. c. II, p. 385—396.

3) Gachard, l. c. III, p. 567—502.

Char-
lotte
de Bour-
bon. einer Calvinistin, Charlotte, einer Tochter des Herzogs von Montpensier, die aus dem Kloster entflohen war.¹⁾ Die Ehe mit Anna war sehr unglücklich gewesen — 1562 hat er den Landgrafen von Hessen, „sie eng zu verwahren und einen Prädicanten anzustellen, der sie täglich durch ein Fensterlein, durch welches ihr Speise und Trank gereicht werde, ihrer begangenen Sünden mit Fleiß erinnere“. — Daß Dranien eine dritte Frau heirate, während die zweite noch lebte, genehmigten die Priester seiner Religion.

Sonoy. Welchen Haß seine Untergebenen gegen Katholiken äußern durften, beweist das ruchlose Verfahren seines Stellvertreters in Nordholland, Sonoy, welcher angesehene Katholiken auf erpresste Klagen hin als Verschwörer in entsetzlicher Weise zu Tode foltern ließ — er ist nie dafür bestraft worden. Natürlich flohen die letzten Katholiken aus einem solchen Lande. Merkwürdig ist, daß, als sein Prädicant durch lautes Beten die Stimme eines unschuldigen Schlachtopfers auf dem Richtplatz zu erlösen suchte, der Verurtheilte mit dem letzten Hauch den Geistlichen binnen drei Tagen vor Gottes Richterstuhl berief, um ihm Rede zu stehen, und daß der Geistliche nachdenklich nach Hause gieng, erkrankte und richtig am dritten Tage starb.

Aug
durchs
Meer. Nach dem Scheitern der Unterhandlung griffen beide Theile wieder umso eifriger zu den Waffen. Am 7. August 1575 nahmen die Spanier Dudenwater mit Sturm. Glänzend war ein nächtlicher Zug durch einen Meeresarm von Philippsland nach Duiveland und von da durch den Canal nach Schouwen in der Nacht des 27. September 1575, zur Zeit der Ebbe zwischen zwölf Uhr und fünf Uhr morgens.²⁾

Re-
quesens
Tod. Mann gieng hinter Mann bis an die Brust in schrecklicher Gewitternacht durch das Wasser. Wer von der schmalen Sandbank austrat, war rettungslos verloren. Die Holländer suchten in Booten durch Schüsse, durch Harpunen, die sie nach den Spaniern warfen, den Zug zu hindern. Viele giengen zugrunde. Die Pionniere wurden von der Flut überrascht, der Nachtrab konnte noch rechtzeitig umkehren, die Mehrzahl jedoch kam glücklich ans Ziel und ihr unerwartetes Erscheinen am Orte der Entscheidung jagte den Feinden einen panischen Schrecken ein. — Es war die glänzendste kriegerische Unternehmung des Requesens. Geldverlegenheiten und andere Sorgen stürzten ihn in ein Fieber, dem er am 5. März 1576 erlag.³⁾

Absage
an
Philipp
II. Dranien hatte die Deputierten von Südholland schon dahin gebracht, daß sie erklärten, es sei Pflicht, dem König als einem Tyrannen, der seine Unterthanen zu unterdrücken und zu ruinieren strebe, aufzusagen, und es zieme sich, einen andern zu suchen. Wer sollte diese andere Person sein? Die Königin von England oder der Bruder des Königs von Frankreich? Elisabeth fühlte sich sehr geschmeichelt durch den Antrag, das Protectorat über die Provinzen zu übernehmen, nur meinte die Geizige, dieselben müßten selber für ihre Vertheidigung sorgen. Viel geneigter, Opfer zu bringen, war die

¹⁾ Janßen-Pastor, l. c. IV, p. 384.

²⁾ Gachard, l. c. III, p. 366 f., 373—380.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 395.

französische Dynastie. Hierbei müssen wir auf den Gang der Dinge in Frankreich seit der Bartholomäusnacht einen Blick werfen, da wir der Zeit nahen, wo die Schicksale der Niederlande und Frankreichs aufs innigste miteinander in Verbindung stehen.

Vierter und fünfter Hugenottenkrieg. — Heinrich III.

Der Verlauf des Kampfes zwischen beiden Parteien in Frankreich seit der Bartholomäusnacht war folgender: Der Regierung war der verruchte Plan unerwartet gekommen, weil er jedoch nicht lange vorher gefaßt war, so konnte seine Ausführung auch nicht vollständig sein, die Mittel dazu waren nicht vorbereitet. Die Hugenotten aber waren durch die Bluthat anfangs wie niedergeschmettert, sogar die Prinzen zeigten sich haltlos, der Todemuth eines Coligny fehlte ihnen.

Karl IX. ließ sich eines Tages (am 9. September 1572) die Waffen reichen, um mit seinen Gardien in das Gefängnis Condés zu dringen und diesen eigenhändig zu tödten. Seine Gemahlin, Erzherzogin Elisabeth von Österreich, ein Bild der Güte und der Seelenreinheit, stürzte ihm zu Füßen und entwaffnete ihn durch ihre Thränen. Karl ließ nun Condé kommen und ließ ihm die Wahl zwischen drei Dingen: Messe, Tod oder Bastille. Condé überließ dem König die Wahl zwischen den beiden letzten, fiel aber doch bald von seinem Glauben ab. Viel leichter war Heinrich von Navarra zu bewegen, katholisch zu werden, er erließ sogar eine Ausschreibung an die Hugenotten, sich seinem Beispiel anzuschließen, weil der König die Vereinigung seiner Unterthanen in einer Religion wünsche. Beide Prinzen schrieben jetzt am 3. October feurige Briefe an den Papst, daß er sie in den Kreis der katholischen Kirche aufnehme.¹⁾

Heinrich von Navarra wohnte sogar der ungerechten Hinrichtung der zwei Edelleute bei, welche der Hof bloß opferte, um den Glauben an eine Verschwörung der Hugenotten zu bekräftigen. All die Schrecken, die er miterlebt, der entsetzliche Mord seiner Glaubens- und Kampfgenossen, übten keine erhebende Kraft auf sein Herz aus und in den Rehen einer Frau von Sauve vergaß er die Religion seiner Mutter und die Schrecken der Bartholomäusnacht. Eine edlere Haltung bewahrte dagegen Condé.

Der Aufruhr beider Prinzen brachte viele Hugenotten zum Abfall, die andern aber handelten nach der Überzeugung, daß nur im Schwert ihr Heil sei, sie begannen den vierten Hugenottenkrieg und fochten mit dem Muthe der Verzweiflung. Auf einmal sah Katharina, daß gegen religiöse Überzeugung das Schwert des Henkers stumpf sei.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 347.

Rochelle.

Die Bewohner von La Rochelle leisteten einen bewundernswürdigen Widerstand. In Sancerre ertrugen die Bewohner eher alle Schrecken der Hungersnoth — man denkt unwillkürlich an die Belagerung von Numantia und Jerusalem — als daß sie sich auch auf gute Bedingungen hin dem König unterwarfen, denn sie hatten keinen Glauben mehr an sein Wort. Allgemein sprach man jetzt davon, daß man bei einer schlechten Regierung zum Gebrauch der Waffen berechtigt sei. La Rochelle wurde vergebens gestürmt, selbst Frauen kämpften mit Heldenmuth auf den Wällen, und unter Psalmengesang schlug man die Übermacht zurück. Im Belagerungsheere herrschte keine Einheit. Heinrich von Béarn, Condé und der eigene Sohn Katharinas, der junge Alençon, warteten mit gleicher Sehnsucht wie die Belagerten auf das Erscheinen einer englischen Flotte im Hafen — sie wollten nach England entfliehen. Die Regierung mußte zuletzt nachgeben und am 24. Juni 1573 den Frieden wieder herstellen.¹⁾

Friede
von 1573.

Königswahl.

Außere Verhältnisse waren mit daran schuld. Der polnische Thron war erledigt: nur wenn Frankreich sich den Hugenotten günstig zeigte, konnte Katharina die Wahl ihres Lieblingssohnes, des Herzogs von Anjou, durchsetzen. Ein Vertrag mit Wilhelm von Oranien 1573 sicherte Karl IX. seine Hoffnung auf die deutsche Krone und Alençon seine Hoffnung auf die Hand der Elisabeth. Karl IX. dagegen versprach, den Aufstand der Niederlande zu unterstützen und konnte demnach die Hugenotten in seinem eigenen Lande nicht auf Leben und Tod bekämpfen. Sofort waren alle protestantischen Fürsten thätig für die Wahl eines französischen Prinzen zum König von Polen. Frankreich wurde jetzt als der beste Schutz Polens gegen den Ehrgeiz Rußlands und Oesterreichs, und Polen als der Schild des Abendlandes gegen moskowitzische Barbarei dargestellt, und so kam am 9. Mai 1573 die Wahl zustande und erhielten am 24. Juni die Hugenotten in Frankreich wieder günstige Bedingungen. La Rochelle, Nîmes und Montauban erhielten freie Religionsübung, Gewissensfreiheit aber erhielten alle Hugenotten. Der Versuch, auch für Sancerre freie Religionsübung zu erringen, gelang nicht, diese Stadt mußte endlich nach entsetzlichen Leiden während der Belagerung am 19. August 1573 sich an die Königlichen ergeben.²⁾

Heinrich
nach
Polen.

An demselben Tage kam eine polnische Gesandtschaft nach Paris und erregte durch ihre phantastisch-orientalische Tracht und durch ihre Verschwendung Erstaunen, aber man ward auch aufmerksam auf das Sprachtalent der slavischen Rasse. Am 10. September 1573 schwor Heinrich von Anjou in Notre-Dame, die Verfassung Polens und Lithauens aufrechtzuerhalten. Karl IX. aber war froher als Heinrich, daß dieser König von Polen geworden: er fürchtete den Ehrgeiz des Bruders — er hatte ihm schon einmal erklärt, sie beide könnten nicht nebeneinander in Frankreich bleiben; — er drängte darum zur Abreise, während Heinrich die „Wanderung ins Exil“ zu verzögern suchte. Heinrich brach darum am 28. September auf, Katharina begleitete ihren Liebling bis

1) Martin, l. c. IX, p. 348—363.

2) Ibid. p. 362 ff.

nach Lothringen und beim Abschied tröstete sie ihn noch: „Geh nur, aber sei gewiß, du wirst bald wieder kommen.“ — Sie dachte an einen Zug nach den Niederlanden von Polen aus, allein sie hatte auch ohnedies insofern Recht, als Karls Gesundheit untergraben war.

Nun begannen die Unterhandlungen mit den Hugenotten des Südens, welche den Friedensschluss vom 24. Juni als ungenügend nicht anerkannten. Ihre Forderungen waren groß. Huge-
notten
im
Süden.

Sie verlangten nicht bloß die Besatzungen in allen Städten, die jetzt in ihren Händen wären, sondern auch in zwei weiteren Städten sollten diese von ihnen gestellt, aber vom König bezahlt werden; sie forderten ferner freie und öffentliche Ausübung der Religion und Zulassung zu allen Ämtern, sodann in jeder Provinz ein Parlament von reformierten Mitgliedern, um den Bekennern dieses Glaubens Recht zu sprechen, und gemischte Gerichte, um Streitigkeiten zwischen Katholiken und Reformierten zu entscheiden; endlich Bestrafung der Urheber der Bartholomäusnacht.

Was hatte also Katharina erreicht durch jene Bluttthaten? — sie hatte ihre Gegner nur mächtiger gemacht! Erschröden rief sie: „Wenn Condé an der Spitze von 70.000 Mann in Frankreich stände, er könnte nicht halb soviel verlangen. Der König gab allgemeine Versprechungen und ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen. Indessen organisierten sich die Reformierten im Süden auf republikanischer Grundlage. Schriften wurden verbreitet, welche die Berechtigung der Monarchie überhaupt in Frage stellen.“¹⁾ Republi-
kanischer
Geist.

Ein Rechtsgelehrter, Hotman, wies in seiner „Franco-Gallia“ nach, Hotman. daß voraltert das Königreich nicht durch Erbrecht, sondern durch Wahl des Volkes übertragen worden sei, und daß die Reichstage das Recht hätten, Könige abzuweihen; nur die Volksversammlung könne Gesetze geben und abschaffen, Steuern bewilligen und über Krieg und Frieden entscheiden. In einer Schrift, „Stratagemme de Charles IX. et la France-Turquie“, war Katharina angeklagt, daß sie die Zustände der Türkei in Frankreich einführen wollte, wo Leben und Tod von der Laune des Fürsten abhängt, und niemand groß und edel sei durch die Geburt, sondern nur durch die Gunst der Regierung.²⁾

Die Partei der Politiker regte sich wieder, jener Katholiken, welche über die Bartholomäusnacht empört und einer Annäherung an die Reformierten nicht abgeneigt waren und besonders darüber klagten, daß eine Ausländerin regiere und die vornehmsten Mitglieder des Adels davon ausschliesse. Zu ihnen gehörte namentlich der Herzog von Montmorency und seine Brüder Damville, Thoré und Méru: eine Palastrevolution sollte Katharina von der Regierung verdrängen und dann eine Versammlung der Stände die Mißbräuche abstellen. Der Königin eigener Sohn, der neunzehnjährige Alençon, war im Einverständnis: er haßte seine Mutter, weil Politi-
ker.

alençon.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 367 f.

²⁾ Vergl. Michelet, La Ligue et Henri IV, chap. 2. Franco-Gallia d'Hotman, p. 27—34. Paris 1869.

er sich zurückgesetzt glaubte und die Stelle eines General-Lieutenants nicht erlangt hatte; — einmal soll ihn nur seine Muthlosigkeit abgehalten haben, Katharina zu erdroffeln. Welche Mutter! Welche Söhne!

Ver-
schö-
nung.

Die Reformierten waren bereit, für die Politiker sich zu erheben oder zu den Waffen zu greifen. An Fastnacht 1574 sollten Alençon und Heinrich von Navarra vom Hof entfliehen und die Reformierten überall sich erheben. Der Plan scheiterte: Alençon hatte im Augenblick, wo er handeln sollte, keinen Muth und Katharina erfuhr den Plan durch seine Schwäche. Montmorency und Gossé wurden verhaftet, aber auch Navarra und Alençon, und aus dem Schicksal der zwei mitbetheiligten Edelleute Molé und Ciconas, welche hingerichtet wurden, konnte man auch auf eine neue Bartholomäusnacht für den höchsten Adel schließen.¹⁾

Karl IX.

An Ingrimum hiezu fehlte es Katharina nicht, allein Karl IX. war im Sterben. „Hätten sie wenigstens meinen Tod abgewartet!“ rief der arme König, der von nichts mehr wissen wollte und Katharina am 29. Mai eine Urkunde ausstellte, welche sie bis zur Ankunft des Königs von Polen, seines nächsten Nachfolgers, mit der höchsten Gewalt betraute. Am 30. Mai 1574 starb Karl IX., vierundzwanzig Jahre alt.

Ge-
wissens-
bisse.

Seit der Bartholomäusnacht suchte er seine Gewissensangst durch Aufregung, durch Jagden und dergleichen zu betäuben. — Es gelang aber nicht, immer sah er Blut und hörte in den Lüften Wehgeschrei. Die außerordentlichen Anstrengungen rieben seine schwache Lebenskraft rasch auf. Sein Schlaf war kurz, selten und von schrecklichen Träumen gestört. — „Ach, wieviel Blut und wieviel Mord!“ sagte er in der Nacht vor seinem Tode zu seiner Amme, die ihn treu bewachte, „ach, wie war ich schlimm berathen! O Gott, vergib mir, sei barmherzig mit mir! Ich weiß nicht, wo ich bin, so macht mich alles verwirrt. Was soll aus diesem Lande werden und was aus mir, dem Gott dieses Land anvertraut hatte? Ich fühle es wohl, ich bin verloren!“ — „Sire,“ antwortete die Amme, „Mord und Blut mögen über die kommen, die Euch den Rath dazu gegeben haben.“ — Sein letztes Wort war ein Ausruf der Freude, daß er keinen Sohn hinterlasse, der Frankreich in dieser Zeit regieren müsse.²⁾ Sein Töchterlein starb bald. Seine edle Gattin³⁾ kehrte nach Osterreich zurück. Karl hatte Sinn für Musik, ein Herz für Freundschaft und machte sehr schöne Gedichte. Sein Unglück war seine Mutter.

Tod
Karl's
IX.

Katharina
und
Heinrich
III.

So waren denn jetzt Katharina und Heinrich III., die eigentlichen Urheber der Bartholomäusnacht, im Besitze der Gewalt. Mit welchem Grauen ehrenhafte Männer der Zukunft entgegensehen, sieht man aus dem damals weitverbreiteten Glauben, Katharina habe Karl IX. selber vergiftet, damit Heinrich König werde. Der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten war erschrecklich.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 374—378.

²⁾ Estoile, l. c. p. 31. — Brantôme, Vie de Charles IX. — Martin, l. c. IX, p. 379 f.

³⁾ Ein Zeitgenosse nennt sie „prisci moris vel juvenili aetate femina“.

Allenthalben hatten sich schon vor dem Tode Karls IX. die Hugenotten zum fünften Religionskrieg wieder erhoben. Condé hatte in Straßburg die katholische Religion abgeschworen und das protestantische Bekenntnis erneuert, war wieder die Hoffnung der Hugenotten und unterhandelte mit deutschen Fürsten um Söldner und war entschlossen, den Krieg sogleich wieder in großem Maßstab zu beginnen. Krieg war auch die Lösung der Regentin, denn sie kannte den Willen ihres Sohnes. Sie stellte drei Armeen auf: die eine unter Montpensier rückte in Poitou ein, eine zweite in die Dauphiné, eine dritte in die Normandie, wo Montgommery die Fahne der Hugenotten hochhielt. Montgommery wurde gefangengenommen und am 25. Juni 1574 auf dem Grève-Platz enthauptet. Katharina haßte ihn, als den, welcher den Tod ihres Gemahls veranlaßt hatte, als unermüdlichen und fähigen Gegner.

Montgommery.

Mençon und Heinrich von Navarra blieben in anständiger Haft, Montmorency und Cossé waren zum Tode bestimmt, aber Damville, Montmorencys Bruder, der damals in der Dauphiné und in Languedoc befehligte, war noch zu fürchten. Überzeugt, daß Katharina ihn aus dem Wege räumen wolle, unterhandelte Damville mit den Hugenotten. Diese aber erklärten auf einer Versammlung zu Milhaud den Condé für ihr Oberhaupt, bis Heinrich von Navarra imstande sei, an ihre Spitze zu treten. So war es demnach wie ein Verhängnis für Katharina, daß all ihr Thun, all ihre List und Frevel, statt ihre Gegner zu vernichten, sie nur verstärken sollten.

Condé.

So war die Lage, als der König in sein Land kam. Am 30. Mai 1574 war Karl IX. gestorben, Mitte Juni erhielt Heinrich III. in Krakau die Nachricht davon. Sein Walten als König in Polen war kurz und ruhmlos: er fühlte sich nie heimisch im Lande der Sarmaten, er konnte sich nie finden in die rauhen Sitten seiner neuen Unterthanen, in den Freimuth und Stolz ihres Adels. Die Polen hingegen fühlten sich gleichfalls enttäuscht: sie hatten vom Sieger von Montcontour eine Zeit der Eroberung und des Heldenruhmes erwartet und fanden einen Weichling in ihm, der sich mit seinen Lieblingen in den Palast einschloß und sich krank stellte, um sich nicht am Reichstag zeigen zu müssen. Heinrich schrieb damals mit seinem Blute Briefe voll Liebesbetheuerungen an die schöne und pflichttreue Gattin Condés und, um den Unmuth der Polen wieder zu beschwichtigen, gab er ihnen glänzende Feste, bei denen seine Lieblinge im Trinken mit den Polen wetteifern mußten.¹⁾

Heinrich III. in Polen.

Feste.

Bei einem solchen Feste erhielt Heinrich die Nachricht, daß er jetzt König von Frankreich sei, und war entschlossen, sogleich aufzubrechen. Vergebens rieth man ihm, mit Würde abzutreten, entweder sich selber die Krone zu wahren durch Ernennung einer tauglichen Regentschaft, oder doch wenigstens seinem Bruder den Weg zum Throne zu bahnen. Heinrich hörte auf nichts: er gieng wie ein Rissethäter in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1574 durch, nahm Kronjuwelen im Werte von 300.000 Thalern mit und verdankte nur der Schnellig-

Flucht

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 402 f.

keit seiner Pferde, daß er die österreichische Grenze erreichte, ehe die erbitterten Polen ihn einholten. Er ließ dem Senat sagen, die Wirren in Frankreich hätten seine schnelle Abreise nöthig gemacht.

nach
Wien.

Im Widerspruch damit ergöhte er sich auf der Reise drei Monate hindurch an Festlichkeiten, bis er den französischen Boden betrat. In Wien blieb er sechs Tage, wo ihm Kaiser Maximilian II. rieth, nicht mit dem Schwerte ließen sich religiöse Wirren schlichten. Von Wien wäre er in kurzer Zeit in Frankreich gewesen, aber er wagte die Reise durch Deutschland nicht mehr, denn auf seiner Hinreise nach Polen hatte er allenthalben harte Dinge über die Bartholomäusnacht hören müssen. — In Venedig, wo man ihn unter Triumphbogen

In
Venedig.

empfieng, als hätte er die Türken besiegt, und ihm schmeichelte, um Vortheile durch ihn zu erlangen, schien er unter Festlichkeiten Polen wie auch Frankreich vergessen zu haben. In Ferrara, in Mantua, in Turin war nur ein Rausch des Vergnügens. Philibert Emanuel schenkte er die wichtigsten Plätze, die Frankreich noch jenseits der Alpen besaß, zum Beispiel Pignerol, für seine Bewirtung. Dort traf ihn Damville, um sich mit ihm zu versöhnen,

Dam-
ville.

floh aber und warf sich jetzt vollständig den Hugonotten in die Arme, als er vernahm, der König habe den Herzog von Savoyen aufgefordert, ihn verhaften zu lassen. Die Hugonotten wußten jetzt, was sie vom neuen König zu erwarten hätten. Am 5. September 1574 betrat Heinrich III. sein Reich. Alençon und Navarra begrüßten ihn, entschuldigten ihr Benehmen mit der Härte nicht Katharinas — sondern Karls IX., schworen ihm Treue und Gehorsam und nahmen hierauf mit ihm das Abendmahl.¹⁾

In Lyon.

In Lyon zog der König mit seiner Mutter am 6. September ein; hier beschloßen beide, die Gegner zu vernichten. Eine öffentliche Erklärung vom 10. September besagte: wenn diejenigen, die gegen Karl IX. in Waffen gestanden und noch ständen, dieselben niederlegten und die festen Plätze räumten, und die Ausgewanderten nach Frankreich zurückkehren wollten, so solle allen verziehen sein; wenn sie aber diese Gnade zurückweisen, so werde der König ihren Troß zu brechen wissen. Nur rasche Kriegsführung entsprach einer solchen Erklärung. Was that aber der König? Er blieb zwei Monate ruhig in Lyon, bloß mit Freudenfesten und einer neuen Ordnung der Etikette beschäftigt. Das spanische Ceremoniell wurde jetzt eingeführt, welches Adel und Volk in möglichst ehrerbietiger Entfernung vom König hielt. In ihrem Stolge verlegt, giengen viele vom Adel vom Hofe weg. Willfähige Günstlinge²⁾ traten an ihre Stelle, junge Abenteuerer, die ihr Glück machen wollten und den König über die öffentliche Stimmung täuschten und mit deren Augen der König sah. In kurzer Zeit war alles enttäuscht.

Spani-
sches
Ceremo-
niell.Cha-
rakter
Heinrichs
III.

Heinrich III. war ein schöner, gewandter Mann, aber dieses schöne Außere barg eine entnervte Seele; er lebte, wie die Damen Italiens, am liebsten im Zimmer, er scheute Sonne und frische Luft. Seine Kleidung war weibisch, ohne das bißchen Bart hätte man ihn für ein Weib gehalten; er

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 404—406.

²⁾ Mignons genannt.

gieng nicht, er ritt nicht durch Savoyen, sondern ließ sich in einer schönen Sänfte tragen; er lag viel im Bett, er trug Ohrringe und Schmuck wie die Frauen. Ein Franzose sagt: „Die Ausschweifung hatte das kriegerische Feuer erlöschet und die Thatkraft seiner ersten Jugend getilgt.“¹⁾ Alles war falsch an ihm, Geist, Herz und Urtheil, sein Gebahren kindisch und phantastisch im höchsten Grade und ließ auf abscheuliche Neigungen schließen. Die Neigungen einer befudelten Einbildungskraft hemmten ihn, irgend einen Plan mit Ausdauer zu verfolgen. An die Stelle von Karls Wahnsinn war süßthuende Verderbnis getreten. Das Gift, wovon Katharina lebte, tödtete alle ihre Kinder.

Am 16. November verließ Heinrich Lyon, um sich in Rheims krönen zu lassen. Auf dem Wege mußte er eine Beschimpfung nach der andern einstecken. Ein Edelmann, Montbrun,²⁾ der Führer der Hugenotten in der Dauphiné, nahm sein Gepäck weg. Als der König ihn aufforderte, seine Diener freizulassen und ihm zu huldigen, erklärte dieser: er wisse nichts von einem König; wenn man in Waffen im Sattel sitze, sei jeder dem andern gleich.

Beschimpfung.

Statt den Krieg, für den er sich entschlossen hatte, mit allem Ernste fortzuführen, machte Heinrich nach den Festen und Lustbarkeiten in Lyon, in Avignon die Büßungen der Flagellanten³⁾ mit, peitschte sich im öffentlichen Aufzuge Rücken und Schulter, in ein sackartiges Gewand gehüllt, beim Scheine der Fackeln und dem ernstern Gesang des Miserere, riß durch sein Beispiel den ganzen Hof mit, auch Heinrich von Navarra, dem aber der König, seine sinnliche und skeptische Natur wohl durchschauend, offen erklärte, er passe nicht für derartige Dinge.

Büßungen.

Den Cardinal von Lothringen kostete eine Verkühlung bei einem solchen Aufzuge das Leben, am 26. December 1574. Er war ein Staatsmann von hohen Fähigkeiten, ein Gelehrter von reichem Wissen, ein Priester voll Feuer. Katharina aber war froh über den Tod des gewaltigen Mannes: jetzt sei der schlechteste Mensch gestorben, äußerte sie unter ihren Vertrauten.⁴⁾

Der Cardinal.

Heinrich war damals durch den Tod der schönen Prinzessin Condé am 30. October, der Abgöttin seines Herzens, die er von ihrem Manne zu scheiden und zur Königin zu erheben wünschte, erschüttert. Katharina, welche diesem Plane entgegen war, suchte Condé eifersüchtig zu machen, der aber seine Gattin vom Hofe nicht abholen ließ, weil er auf ihre Tugend vertraute. Nun warb der König dem Scheine nach, auf den Wunsch seiner Mutter, um die Hand der Tochter des Königs von Schweden. Als die Prinzessin von Condé — der König trug ihr Bild stets um den Hals — plötzlich starb, glaubte Heinrich III., Katharina sei nicht ohne Schuld, und begann sich vor ihrem rachsüchtigen Charakter zu fürchten und fortan war er gespannt mit seiner Mutter: sie

Die Condé.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 408.

²⁾ Brantôme. Vie de Montbrun.

³⁾ Sie hießen auch „battus. parce qu' ils se battaient les dos et les épaules pour la rémission de leurs péchés“.

⁴⁾ Martin, l. c. IX, p. 410 f.

hatte alles für ihn gethan, ward aber gerade in der Undankbarkeit des Sohnes ihrer Liebe für ihr Treiben bestraft.

Die
Katho-
litik.

Auch die Gunst der Katholiken gewann Heinrich durch seine öffentlichen Büssungen nicht. Nachdem er sich einmal für eine kriegerische Politik ausgesprochen hatte, so wünschten sie den Krieg mit allem Ernste geführt; aber der König hatte keine Thatkraft, vertändelte seine Zeit und nahm die bittersten Beschimpfungen hin, ohne einen Versuch, sich zu rächen.

Dam-
ville.

Damville nahm die zwei Festungen Saint-Gilles und Nîmes unter seinen Augen, und Heinrich III. rührte sich nicht. Als der König auf dem Wege nach Rheims an Livron vorbeizog, welches seine Mannschaft beschoß, riefen die Belagerten ihm und seiner Mutter Hohnworte zu: „Ha, ihr Meuchelmörder, ihr könnt die Leute nur im Bette erdolchen, wie ihr es dem Coligny gemacht habt!“ — und der König konnte sich nicht rächen, seine Mannschaft die Festung nicht einnehmen, in welcher selbst die Frauen aufs heldenmüthigste sich vertheidigten.

Men-
con.

Krö-
nung.

Auf dem Wege zur Krönung bekam der König Kunde, daß sein jüngerer Bruder Mencon sich gegen ihn verschwöre. Dieser leugnete, man habe ihm bloß vorgeschlagen, ihn auf den Thron zu setzen. Katharina rieth, die Sache zu vertuschen, und Heinrich gab nach, hegte aber fortan gegen seinen Bruder den finstersten Argwohn. Am 13. Februar 1575 fand in Rheims die Krönung statt, am Tage darauf des Königs Vermählung mit Louise von Baudemont, aus einem Zweige des Hauses Lothringen, welche den Einfluß der Guisen nur vergrößern konnte. Heinrich heiratete aus Neigung, nicht nach politischer Berechnung, übrigens besaß Louise ein edles Herz.¹⁾

Finan-
zen.

Unter-
hand-
lungen.

Am 27. Februar hielt Heinrich als König seinen Einzug in Paris. Sogleich begann er öffentlich seine Geißelungen, um sich die katholisch gesinnte Bevölkerung günstig zu stimmen. Dann erhob er ein Zwangsanlehen von drei Millionen, das aber in kurzer Zeit verschleudert war. Neue Stellen wurden geschaffen, um durch ihren Verkauf Geld zu bekommen, schwere Steuern ausgeschrieben — und doch konnte man die eigenen Soldaten nicht bezahlen und mußte sich mit den Hugenotten in Unterhandlungen einlassen. Sie verlangten im April freie Übung ihres Bekenntnisses im Königreiche, vollständige Gleichstellung mit den Katholiken mit gleichzeitiger Unterdrückung aller andern Confessionen, Bestrafung der Urheber der Bartholomäusnacht, Freilassung der gefangenen Marschälle, für Poitou und Aquitanien, Languedoc und Dauphiné Steuerfreiheit auf sechs Jahre, Sicherheitsplätze, Bezahlung der Summen, die sie an deutsche Fürsten schuldig waren.²⁾ Es war unmöglich, diese Forderungen anzunehmen; der König war aber so schwach und des Krieges schon so müde, daß er sie nicht gerade zurückwies, Angebote machte und die Verhandlungen fortsetzte.

¹⁾ Martin. l. c. IX, p. 411 f.

²⁾ Ibid. p. 414.

Indes währte auch der Kampf fort, in der Provence mit der ganzen Leidenschaft des Südens. Die Protestanten hießen dort Kasatz, weil sie keinen Part trugen. Verbindungen bildeten sich unter dem Volke mit den armen Bauern, um sich der Mißhandlungen beider Parteien zu erwehren. Auch aus Deutschland rüdten neue Hilfsstruppen an für die Hugenotten. Condé versprach im September 1575 dem Pfalzgrafen Kasimir Mez, Toul und Verdun¹⁾ — also Zerplitterung des Reiches! Welche Lage für Heinrich III., welchen überdies der polnische Reichstag absekte!²⁾ All die Summen für die polnische Königswahl waren umsonst hinausgeworfen, alle Aussicht auf Einfluss im Osten war dahin!

Dabei fürchtete sich Heinrich fortwährend vor seinem Bruder Alençon, welcher umso kühner auftrat, je mehr der König sich unfähig erwies, zu herrschen. Als im Mai 1575 Heinrich III. krank wurde, glaubte er von Alençon vergiftet zu sein und forderte Heinrich von Navarra auf, den Herzog aus dem Wege zu räumen, damit die Krone nicht an einen so schlechten Nachfolger, sondern an Navarra selber käme. Heinrich von Navarra wies den Antrag des Königs zurück. Dieser genas, fuhr aber fort, seinem Bruder zu mißtrauen und ihn zu beschimpfen, wo er konnte.³⁾

Nest entfloh Alençon nach Dreux, wo er am 17. September 1575 ein Manifest erließ, in welchem er über ungeziemende Behandlung und über die Rathgeber des Königs klagte, die das Reich vollständig zugrunde richteten, Berufung der Reichsstände und eines nationalen Concils verlangte. Mit andern Worten: Alençon wollte sich öffentlich an die Spitze der Hugenotten und der unzufriedenen Katholiken stellen, während er insgeheim an den Papst die Botschaft sandte: es sei ihm nicht ernst mit dem Schutze der Hugenotten, er wolle nur Frieden und Ruhe im Reiche herstellen.

Der Zorn des Königs loderte hoch auf, er befahl, seinen Bruder lebendig oder todt zurückzubringen: — aber seine Höflinge folgten ihm nicht. Sofort brach Katharina auf, um Alençon um jeden Preis von den Unzufriedenen abzuwenden. Man gab die beiden gefangenen Marschälle frei, damit sie die Unterhandlungen beförderten. Indessen hatte aber Condé schon Alençon als obersten Anführer ausgerufen und dieser erklärte: er gebe zu keinem Frieden seine Zustimmung, wenn nicht alle seine Forderungen bewilligt würden. Immer wich er seiner Mutter aus und immer reiste ihm Katharina nach, unermülich im Ertragen aller Beschwerden der Reise, der Jahreszeiten, selbst der Krankheiten.

Am 21. November 1575 wurde endlich ein Waffenstillstand auf sieben Monate abgeschlossen. Der König versprach 500.000 Livres, um die deutschen Truppen, die zur Unterstützung der Hugenotten heranrückten, zur Heimreise zu bewegen, seine eigenen fremden Truppen zu entlassen, mit Ausnahme seiner Leibwache. Alençon sollte eine Reihe fester Plätze bekommen, Condé

¹⁾ Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 385. — Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir, I, S. 164 f. München 1882.

²⁾ Am 15. Juli 1575. Im December wurde Stephan Bathory gewählt.

³⁾ Martin, l. c. IX, p. 418.

Mezières und die Hugenotten gleichfalls Sicherheitsplätze und Freiheit des Gottesdienstes an allen Orten, die sie gerade besäßen.

Heinrich III. nahm die Bedingungen an in der Absicht, sie nicht zu halten. Aber auch die Gegner trauten nicht. 16.000 Mann Deutsche rückten im December 1575 verüstelt durch Lothringen in Frankreich ein. Auch die Katholiken fiengen an, eine kühne Sprache zu führen.

Da ward die Lage noch verwickelter durch die am 3. Februar erfolgte Flucht Heinrichs von Navarra vom Hofe. Liebshafte sowie die Hoffnung, die Stelle eines General-Lieutenants des Königreichs zu erlangen, hatten ihn bisher am Hofe festgehalten. Endlich enttäuscht und seiner Fesseln sich schämend, zugleich für seine Sicherheit fürchtend, floh Heinrich zu Alençon und trat in Tours öffentlich wieder zum Protestantismus über. Jetzt war allenthalben in Frankreich Kampf und Anarchie.

Katharina kam zur Überzeugung, der Friede müsse um jeden Preis hergestellt werden — Zeit gewinnen, heiße alles gewinnen. Alençon war geneigt, sich zu vertragen, weil sein Einfluss durch das Ansehen Navarras und Condés zu nichts herabgesunken war. Die Hugenotten verlangten einen Theil des Zehntens zum Unterhalte ihrer Prediger, freie Übung ihres Gottesdienstes in ganz Frankreich mit Ausnahme von Paris und der Orte, wo gerade der Hof sich aufhalte, gemischte Gerichte, Wiederherstellung der Ehre der Opfer der Bartholomäusnacht, Erklärung der Regierung, daß sie jenes Ereignis bedaure und mißbillige.¹⁾

Die Regierung mußte in alles willigen, im April 1576.²⁾ Alençon bekam zu seiner Apanage Anjou, Touraine und Berry, also eine fast königliche Stellung, überdies einen Gehalt von 100.000 Thalern, Condé die Statthalterschaft der Picardie mit dem vollständigen Besitze von Boulogne, Navarra, die Statthalterschaft von Guyenne, die freie Souveränität über seine väterlichen Herrschaften, Rückerstattung des früheren Gehaltes der Familie und Auszahlung der Morgengabe seiner Gemahlin. Das ist der Paix de Monsieur, denn seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hieß der nächste Bruder des Königs „Monsieur“. Er bedeutete Zerstückelung Frankreichs, die tiefste Demüthigung der Krone, und war nicht durchzuführen. Sollte doch der König allein an den Pfalzgrafen Kasimir 3.600.000 Livres zahlen, während dieser auf Metz, Toul und Verdun verzichtete. Es war der fünfte Friede seit dreizehn Jahren und wurde dieser so wenig gehalten wie die früheren.³⁾

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 426 f. — Davila, l. c. I, p. 390. — De Thou, l. c. III, p. 489. — Janssen-Pastor, l. c. IV, p. 387.

²⁾ Estoile, l. c. I, 1, p. 69. Die Publication erfolgte am 8. Mai. Ibid. p. 70.

³⁾ Michelet, La ligue et Henri IV. p. 83. Paris 1856. — Martin, l. c. IX, p. 426.

Ein Schrei der Entrüstung erhob sich unter den Katholiken gegen den König und seine Mutter über diesen Frieden. Also nach so vielen Opfern war man dahin gekommen, daß man noch die deutschen Verbündeten der Hugenotten bezahlen mußte. Man war empört über die Feigheit, wie über die Heuchelei des Königs. In Paris verweigerte der Clerus ein Dankfest für den Frieden, verhinderte das Volk das Anzünden von Freudenfeuern und verweigerte das Parlament die Einregistrierung.

Unmuth
der
Katho-
likern.

Die Liga und der sechste Hugenottenkrieg.

Aber auch die Hugenotten legten die Waffen nicht nieder, denn sie kannten die Schwäche des Königs und wußten, daß Katharina am freigebigsten war mit Versprechungen, wenn sie gar keine halten wollte. Ihr inniges Zusammenhalten hatte den Hugenotten, trotz so vieler Niederlagen, trotz der Bartholomäusnacht, zu einem so günstigen Friedensschlusse verholfen, und sie waren doch in der Minderzahl. Wie, wenn erst die Katholiken ebenso innig zusammenhielten! So entstand naturgemäß der Gedanke der Liga. Und ebenso naturgemäß richteten sich die Blicke der Katholiken von dem König, den seine schlaffe Kriegführung und seine Sitten verächtlich machten, und von seinem gleich sittenlosen Bruder Alençon, der überdies vor kurzem zu den Hugenotten abgefallen war, auf den Edelmann, der, ein Bild männlicher Kraft und des Heldenmuthes, stets sein Schwert der Sache der Kirche geweiht hatte und überdies der Abstammung von Karl dem Großen sich rühmte. So entstand naturgemäß mit der Liga der Gedanke an eine neue Dynastie.

Die
Liga.

Heinrichs III. Sitten waren ganz weibisch. Katharina war stolz auf die Schönheit ihrer Hände, König Heinrich hatte die Schönheit der Hand geerbt und man erzählt sich, wie er, um sie zu bewahren, auch wenn er schlief, Handschuhe trug und eine Maske von kosmetischem Teige, um die Feinheit seiner Haut zu erhalten. Über seine Vertraulichkeit mit seinen schönen Günstlingen redete man abscheuliche Dinge. Wenn Heinrich von Ausweisung erschöpft mit seinen Lieblingen öffentlich in einem Bußsack sich geißelte und Psalmen sang, so ärgerten sich die Katholiken über diese Heuchelei und Erniedrigung königlicher Würde.

Heinrich
III.

Wie ganz anders war da der junge Heinrich Guise! Hochgewachsen, strahlend von Kraft, Jugend und Schönheit, jeder Zoll ein Held, arbeitsam, heiter, ohne daß er je die Würde verlor, berebt, gewandt in Unterhandlungen. Nicht minder befähigt waren seine Brüder Karl, Herzog von Mayenne, und Ludwig, der Cardinal.¹⁾

Heinrich
Guise.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 430.

Picardie.

Es war Zeit zu handeln. Dem Protestanten Condé sollte die Picardie, eine eifrig katholische Provinz, übergeben werden. Dagegen legten nun Adel, Clerus, Bürger Protest ein und schlossen unter Leitung des bisherigen Statthalters Humières eine Verbindung, die alte Religion zu erhalten und das Land nicht in einen Waffenplatz für die neue Religion unwandelbar zu lassen, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen der katholischen Sache und den wahren Freiheiten des Reiches zu widmen, gegen jedermann, der dieselben angreife, unbedingt dem erwählten Obmann zu gehorchen und auch andere Provinzen zum Eintritt in diesen Bund einzuladen. Eine Aufforderung zum Eintritt in diesen Bund flog durch das Land, Städte und Landschaften erklärten sich dafür. Es war ein sehr ernster Augenblick für die Monarchie, man sprach von der Rückkehr zu alten Freiheiten, wie sie unter Chlodwig bestanden;¹⁾ daß man auch gegen den König sich im Nothfalle erheben werde, war zwischen den Zeilen zu lesen.

Einfang
der Liga.

Indes dauerte der Bürgerkrieg fort. Navarra bekam so wenig Bordaue wie Condé Peronne und sie nahmen sich selbst Recht; Condé zum Beispiel besetzte Brouage. Dem König lag alles daran, die deutschen Truppen unter Kasimir aus dem Lande zu bringen. Die Kunde von der katholischen Liga erschreckte ihn zuerst, dann trug er sich mit dem Gedanken, die Leitung derselben den Händen der Guisen zu entwinden und sich selber an die Spitze zu stellen und die Hugenotten zu zermalmen.

Stände
in Blois
1576.

Gemäß des letzten Friedens waren die Stände auf den 15. November 1576 nach Blois berufen. Wie, wenn es Heinrich gelang, sie so zu stimmen, daß sie die Ungiltigkeit des letzten Friedens beschloffen und er zum Bruch desselben gezwungen schien! Darum gab er Weisung an die Statthalter, die Hugenotten möglichst von den Wahlen fernzuhalten. Auf denselben Zweck arbeitete der katholische Bund hin, und insofern waren Regierung und Liga einig.

Projekt
de
David.

Die Hugenotten sandten deshalb nur Abgeordnete zum Reichstage, um gegen jede Verletzung des Friedens, gegen jede Einmischung der Stände in Sachen der Religion zu protestieren und eine Vertagung der Stände zu fordern, bis der Friede durchgeführt sei. Um den König auf ihre Seite zu ziehen, veröffentlichten sie damals einen Aufsatze vom Mai 1576, den sie in den Papieren eines Pariser Advocaten, David, gefunden hatten, welcher auf der Rückkehr aus Rom in Lyon starb.²⁾ Derselbe besagte: „Der Segen des Papstes, welcher dem Geschlechte Karls des Großen erteilt wurde, erstreckte sich nicht auf die Familie des Hugo Capet, vielmehr hat diese durch ihren Kronraub den Fluch des Himmels auf sich gezogen. Einige haben ihren Verstand, andere ihre Freiheit verloren, der größte Theil, ohne Gesundheit und Kraft, starb in der Blüte

1) Les franchises des provinces leur seront restituées par la ligue telles qu'elles furent du temps de Clovis. — Der Wortlaut der Bundesacte und des Eides bei Martin, l. c. IX, p. 431—435.

2) De Thou, l. c. III, lib. LXXXIII, p. 494—508. — Davila, l. c. I, p. 396.

des Alters. Während ihrer unglücklichen Regierung wurde das Reich die Beute der Kezer und auch der letzte Friede dient nur hiezu, wenn nicht das Reich an die wahren Nachkommen Karls des Großen kommt — das sind die Guisen. Heinrich Guise soll sich an die Spitze der Liga stellen und die Häretiker und ihre Verbündeten nieder schlagen und, ist der Sieg errungen, den König in ein Kloster einsperren, wie es Pipin mit Childerich gethan hat. Jeder Prinz, der sich gegen den Willen der Stände auflehnt, ist unfähig zu regieren!“ Guise protestierte, dass er in irgend einem Zusammenhang stehe mit David und seinem Aufsatze, und dieser scheint in der That auch nur die Gedanken, die damals unter den Katholiken gährten, auszusprechen.

Die
Guisen.

Bald versammelten sich die Stände zu Blois.¹⁾ Der König, geschmückt mit einem Perlhalsbande wie ein eitles Weib, eröffnete die Sitzung am 6. December 1576 mit einer gelungenen Rede, worin er sich und seine Mutter zu rechtfertigen suchte. Die Verhandlungen waren sehr bewegt. Auch außerhalb der Sitzungen suchten Regierung und Liga auf die Abgeordneten zu wirken. Der Gedanke brach sich Bahn, daß, was die drei Stände gemeinsam beschließen, Gesetz sein müsse, ein Beweis, wie sehr der König in der Achtung gesunken war. Und der König in seiner Schwäche wünschte, daß die Stände ihn zwingen, den Frieden zu brechen und ihm die Hände binden. — Die Stände erklärten sich denn auch für die Einheit der Religion, der dritte Stand bemerkte nur dazu, daß sie ohne Krieg und Gewalt hergestellt werden möge.

Die
Stände
in Blois.

Darauf gieng Heinrich III. gern ein. Als er aber die Mittel zum Kriege verlangte, kam es zu bitteren Erörterungen über die Verschwendung des Hofes, trotzdem die Regierung erklärte, daß die Majestät oft nichts in der Küche, kein Holz, kein Licht, keine Mittel zur Befriedigung der nöthigsten kleinen Bedürfnisse habe. Die Stände glaubten, die Häupter der Hugenotten durch eine Gesandtschaft zum Frieden auffordern zu müssen. Condé und Damville verlangten bloß den Frieden und Erfüllung der Versprechungen, dann würden sie ruhig sein; Navarra sagte, er wolle den Frieden nicht auf Unkosten seiner Ehre und seines Gewissens erkaufen. Man blieb also im Krieg. Die Stände bewilligten aber dem König auch den Verkauf der Domänen nicht, so daß Heinrich III. vor Zorn über diese Grausamkeit weinte: „Die Stände wollen mir nicht mit ihrem Vermögen helfen und wollen mir auch nicht erlauben, daß ich mir mit dem meinigen helfe.“²⁾

Kerut
des
Hofes.

Im März 1577 entließ der König die Stände in Ungnade³⁾ und begann zu unterhandeln und zugleich den sechsten Hugenottenkrieg zu führen. Die Katholiken waren diesmal glücklicher, zudem unter den Hugenotten die erste Begeisterung verraucht war und große Zügellosigkeit herrschte. So

¹⁾ Man zählte 104 Abgeordnete vom Clerus, 72 vom Adel, 150 vom dritten Stand. Martin, l. c. IX, p. 446.

²⁾ Voilà une énorme cruauté, ils ne me veulent aider du leur ni me laisser aider du mien. Martin, l. c. IX, p. 460.

³⁾ Der Gang der Verhandlungen ausführlich bei Martin, l. c. IX, p. 449—462.

Friede
zu Ber-
gerac. kam es am 17. September 1577 zu dem Frieden zu Bergerac, welcher nahezu dieselben Bestimmungen enthielt, wie der, welcher kurz vor der Bartholomäusnacht abgeschlossen wurde: Freiheit des Bekenntnisses, in den Schlössern und Städten Gottesdienst wie bisher, sonst in jeder Baillage eine Kirche außerhalb der Stadt, eine protestantische Kammer bei jedem Parlament, acht Festungen zur Gewähr der Sicherheit. Nur war die Regierung diesmal pecuniär und sittlich erschöpft und alle Frevel und alle Arglist Katharinas hatten zu nichts geholfen.

Alençon. Alençon hatte durch diesen Frieden¹⁾ fast die Stellung und die Mittel eines Königs. Damit nicht zufrieden, strebte er zuerst nach einer Vermählung mit Elisabeth, dann nach der Herrschaft in den Niederlanden. Im Wahne, alle ihre Söhne müßten Kronen tragen, unterstützte Katharina die Pläne ihres jüngsten. Der König selber war froh, wenn der unruhige Bruder aus dem Lande kam, und so rückte Alençon am 10. Juli 1578 an der Spitze von 7000 Mann in die Niederlande ein. Damit kehren wir auf jenen Schauplatz zurück, auf dem zwei hochbegabte Männer jetzt ihre Kräfte maßen.

Don Juan und Wilhelm von Dranien.

Der Staats-
rath. Unerwartet schnell, mitten aus seinen zunehmenden Erfolgen heraus, 5. März 1576, war Hequesens gestorben,²⁾ während ihn kaum mehr etwas verhindern konnte, die Eroberung Hollands und Seelands zu vollenden, so daß es Geschichtschreiber gibt, welche an eine Vergiftung des Statthalters glauben. Einen Nachfolger hatte er nicht mehr ernennen können, der Staatsrath ergriff darum, bis der König einen solchen bestimmt habe, die Zügel der Regierung. Rasch war diesmal Philipp II. schlußig über die Wahl; schon am 8. April schickte er an seinen Halbbruder Don Juan d'Autria den Befehl, sofort als Statthalter sich in die Niederlande zu begeben. Aber Don Juan zögerte, diesen höchst unerwünschten Auftrag zu übernehmen, und Biglius klagte, Dranien werde gewiß Nutzen ziehen aus dieser Saumseligkeit und irgend einen unermeßlichen Vortheil erhaschen. So war es in der That. Hequesens hatte stets mit den härtesten Geldverlegenheiten zu kämpfen gehabt und seine Truppen nicht bezahlen können, und das Land litt sehr darunter.

Union
zu Delft. Darum mahnte Wilhelm die Städte und die Angeesehensten der andern Provinzen zu einem Bund, um die Ausländer von dem heimischen Boden zu verjagen und die alten Freiheiten wieder zu erringen. Seine zwei Provinzen, Holland und Seeland, hatten sich zu Delft am 25. April 1576 von neuem

¹⁾ Paix de Bergerac bei Dumont, Corps diplomatique, V, p. 309. Heinrich III. nannte ihn „sa paix“ im Gegensatz zum Paix de Monsieur von 1576.

²⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. III, p. 449, 451 – 453, 477.

zu einer verbesserten Union verpflichtet, wonach sie unter des Prinzen Leitung gemeinschaftliche Angelegenheiten behandeln wollten, als ob sie ein Gemeinwesen in einer einzigen Stadt ausmachten.¹⁾ Wilhelm hatte nahezu königliche Gewalt und suchte nun 1576 den Entsatz von Zierikzee zu bewirken, jedoch fiel die Stadt am 29. Juni 1576. Gegen Zahlung von 100.000 Gulden ward sie vor Plünderung verschont und wurden ihr ihre Freiheiten gewährleistet.²⁾

Die Regierung war trotz dieser Summe nicht imstande, den seit lange rückständigen Sold für ihre Soldaten zu beschaffen und diese, welche alle Gefahren mit einem Heldenmuth ohnegleichen bestanden hatten, fiengen an, darauf zu denken, sich selber bezahlt zu machen. Während ihre Officiere nach Brüssel giengen, um das nöthige Geld zusammenzubringen, begann die Meuterei sofort nach der Übergabe von Zierikzee.

Zuerst plünderten die Soldaten Schouwen kahl aus, dann beschloffen sie, den Staatsrath zur Auszahlung der Rückstände zu zwingen oder die reichste Stadt der Niederlande, welche doch dem König gehöre, in Beschlag zu nehmen und zu plündern. Sie wählten einen Ghetto, setzten alle Officiere ab, die nicht mit ihnen hielten, und rückten gegen Brüssel, dessen Bevölkerung sich jedoch in Waffen erhob und die Thore schloß. Auch Mecheln fanden sie wohl verwahrt. Plötzlich wandten sie sich gegen Alost in Flandern, plünderten den Ort und setzten die hundert Pfarrdörfer seines Sprengels in Contribution. Die Erbitterung, die Bestürzung über das Benehmen war gewaltig! Der Staatsrath erklärte die Soldaten für Verräther und Mörder. Am übelsten waren die höheren Officiere daran, welche von ihren Soldaten verhöhnt und bedroht und von den Bürgern und der Regierung mit Geringschätzung behandelt wurden. Wirkungslos war eine Botschaft des Königs, welcher in diesem Augenblick seine Geneigtheit zu milden Maßregeln aussprach: er wolle vergeben und vergessen, nur müßten die Rechte der Religion und des Königs gewahrt bleiben; es sei nicht nach dem Willen und der Meinung seiner Majestät von Alba und seinem Nachfolger gehandelt worden. In kurzem könne der König wirksame Heilmittel anwenden.

Spanische Furie.

Philipp II. gibt nach.

Allein die Soldatenmeuterei bedrohte das ganze Land mit der höchsten Noth und diesmal waren alle siebzehn Provinzen einig im Hass gegen die Spanier, denn der Geist der Empörung gieng schon von ihnen auf die deutschen Regimenter über. Ohne Scheu wurden Dörfer und Städte geplündert. Wo Bauern oder Bürger ihnen in Waffen entgegentraten, wurden sie zusammengeworfen. Das war eine Gelegenheit für Dranien! Nach allen Seiten mahnte er, das Joch der gottlosen spanischen Tyrannei abzuschütteln und nicht zu dulden, daß eine Schar fremder Landläufer die Niederländer gleich Schafen vor sich hertreibe. Zwietracht sei die Ursache aller Leiden gewesen, in brüderlichem Handeln liege alle Hoffnung! Die thatsächliche Leitung der Provinzen gebüre den Generalstaaten und man müsse rasch aus Werk gehen, um einen gerechten und allgemeinen Frieden zu erlangen. Und

Soldaten und Bürger.

Dranien.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 398.

²⁾ Gachard, Correspondance de Philippe II., vol. IV, p. 543—658.

in der That wählte die Mehrzahl der Provinzen Abgeordnete, um in der Stadt Gent mit den Deputierten von Holland und Seeland das Nöthige zu verhandeln und dem Chaos ein Ende zu machen. Das wären also Generalstände gewesen, die aber der Berufung durch den Staatsrath bedurften. Da dieser nicht zuwillen war, gieng man an dessen Sturz, wozu ja bald ein Vorwand gefunden ward.

Die Noth stieg nämlich mit jedem Tage. Bald hieß es im Volke, der Staatsrath halte insgeheim mit den Truppen, und am 5. September erschienen 500 Bewaffnete unter Führung des von de Heze geschickten Lieutenants Glymes im Sitzungsaal des Staatsrathes und verhafteten die fünf anwesenden königstreuen Räthe. Biglius war krank, wurde zunächst in der Wohnung bewacht und endete am 8. Mai des nächsten Jahres sein bewegtes, arbeitsames Leben.¹⁾ Rueda, der zufällig in Antwerpen war, entgieng dadurch der Verhaftung und trat nun als einziger rechtmäßiger Repräsentant des Königs, als Statthalter, auf. Aber seine Autorität anerkannten weder die Krieger noch die Bürger, und so bestand in der That keine Regierung mehr, und erwies sich die Verhaftung der königstreuen Staatsräthe als ein Meisterstück Draniens, der sie eingegeben hatte.²⁾

Ber-
haftung
des
Staats-
rathes.

Während die Abgeordneten in Gent beriethen, lag die Stadt im Kampfe mit den Spaniern in der Citadelle, und sahen sich die flämischen Stände genöthigt, den Prinzen von Dranien, der gern festen Fuß in Flandern fassen wollte, um Hilfe anzurufen und für 28 Compagnien, die er versprach, ihm Niewport und die Burg von Gent einzuräumen. Nun ward die Belagerung der Citadelle ernstlich betrieben.

Auch die Bürger von Maastricht suchten ihre Stadt den Spaniern zu entreißen, erlagen aber im Versuch und wurden behandelt, daß nach den Worten eines Zeitgenossen die Bürger, welche dem Gefechte entrannen, diejenigen bereiden durften, welche durch das Schwert umkamen. Bei Tisnacq wurden am 16. September 2000 Niederländer, Bauern, Bürger, Studenten und Edelleute von den Spaniern zusammengehauen, während diese nur zwei Mann verloren.³⁾

Ant-
werpen.

Noch gesteigert wurde das Gefühl des Jammers als man für Antwerpen, die reichste Handelsstadt der Welt, fürchten mußte und der Führer der Spanier in der Citadelle, Avila, mit den deutschen Truppen zu unterhandeln anfieng. Man brachte gegen 6000 Wallonen zum Schutze in die Stadt, allein auf einmal kamen die Spanier aus Kalkt in die Citadelle von Antwerpen. Was half es, daß jetzt Bürger und Frauen schnell Schutzwehren zu errichten anfiengen!

Am 4. November um elf Uhr morgens rückten die Spanier aus der Citadelle; nachdem sie gelobt, heute entweder im Paradies oder in Antwerpen

1) „Vita hominis vigilia“ war sein Wahlspruch.

2) Wenzelburger, l. c. II, p. 403 ff. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 299 ff.

3) Wenzelburger, l. c. II, p. 407. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 308.

zu spreizen, knieten sie im Angesichte der Schutzwehren zu kurzem Gebete nieder und stürzten dann unter dem Rufe: „San Jago, Spanien, Blut, Mord, Feuer!“ Kampf. auf ihre Gegner los. Blitzschnell waren die Brustwehren erstiegen, die Wallonen in wilde Flucht gejagt, nur die Deutschen und die Bürger wehrten sich tapfer. Vergebens! Die Deutschen blieben bis auf den letzten Mann, die Bürger, im Kampfe weniger geübt, wurden zusammengehauen. Vor der Börse, wo sonst täglich 5000 Kaufleute ihre Geschäfte abwickelten, versuchte noch ein Haufen Widerstand, sie wurden erschlagen oder in die Flucht gejagt. Durch alle Straßen wogte nun der Kampf, das Gedränge der Fliehenden. Zu einem fürchterlichen Gemetzel kam es noch in der Nähe des Stadthauses. Aber die Trossbuben der Spanier hatten begonnen, einzelne Häuser anzuzünden und bald standen fünf- Brand. hundert in Flammen, auch das Rathhaus. Der Bürgermeister sank zum Tode getroffen auf einem Haufen Erschlagener nieder und jeder Widerstand hörte auf. Bei 8000 Bewohner erlagen dem Schwerte oder verbrannten.¹⁾

Und nun begann die Plünderung und die Schlemmerei. Unbarmherzig Raub. wurde gehaust, oft die Folter angewendet, um das Geheimnis, wo die Schätze versteckt seien, zu erpressen. Am Morgen des 8. November war der glänzendste Theil Antwerpens ein Schutthaufen. Gegen sechs Millionen an Wertsachen waren verbrannt und auf die gleiche Höhe stellte sich die Beute der Sieger. Arme Soldaten waren plötzlich reich geworden, einer verlor an einem Tage im Spiel an der Börse 10.000 Kronen, andere ließen ihr Gold zu Schwertscheiden oder Griffen oder Panzern umschmelzen, aber auch schwarz lactieren, damit sie wie Eisen ausfähen. Das ist die spanische Furie, bei welcher die Spanier trotz des erbitterten Kampfes nur 200 Mann einbüßten!

Diese Greuel und Oraniens Thätigkeit beschleunigten die Verhandlungen Pacifi-
cation
in Gent. in Gent,²⁾ wo am 8. November 1576 die Pacifications-Acte zustande kam. Die Staaten von Flandern, Brabant, Artois, Hennegau, Valenciennes, Rhysel, Douay, Orchies, Namur, Tournay, Utrecht und Mecheln auf der einen Seite und Holland und Seeland unter Oranien auf der andern Seite versprachen, eine gute und feste Freundschaft miteinander zu unterhalten und sich mit Gut und Blut beizustehen und die fremden Soldaten, namentlich die Spanier, aus dem Lande zu treiben. Dann sollte eine allgemeine Versammlung der Generalstaaten auf dem Fuße der Versammlung bei Abdankung des Kaisers Karl V. zusammenkommen, um über Landes- sachen und namentlich über den Gottesdienst in Holland und Seeland eine feste Verfügung zu treffen, Holland und Seeland indessen nichts gegen die katholische Religion in den andern Provinzen unternehmen und ihretwillen niemanden beleidigen und beeinträchtigen. Dagegen sollen die Placate und Edicte und Verordnungen Albas bis zur allgemeinen Versammlung der Stände aufgehoben bleiben. Der Prinz von Oranien kann auch fernerhin Seeadmiral und Statthalter von Holland und Seeland sein, die Orte, die aber noch nicht unter seinem Gebote stehen, bleiben bis zur Zeit aus-

¹⁾ Gachard, Actes des états, I, p. 37—38, 44, 70.

²⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 318, 322 ff.

genommen. Die Gefangenen sollen frei werden, die Säulen und Siegeszeichen Albas vernichtet werden. Die katholischen Geistlichen in Holland sollen die Verwaltung ihrer Güter wieder erhalten, die geflüchteten Ordensleute billigerweise versorgt werden. Alle Enterbungen wegen Gottesdienstes oder Aufstandes sind ungiltig. — Dies ist der Genter Friede, der mit Jubel in Städten und Flecken des Landes begrüßt wurde. Die Citadelle von Gent wurde zur selben Zeit von den Spaniern übergeben.

Ankunft
Don
Juan's.

Vier Tage vor diesem Frieden traf der neue Statthalter in Luxemburg ein, als Mohrenslave verkleidet, denn Schnelligkeit war nöthig und der Weg durch Frankreich nicht sicher und die Nachrichten aus den Provinzen lauteten drohend. Darum wählte der neue Statthalter — und kein geringerer war es, als Philipps Bruder Don Juan, der Sieger von Lepanto — diese Verkleidung; sein Freund Ottavio Gonzaga und ein Schweizer, der jeden Weg in Frankreich kannte, waren seine einzigen Begleiter. Don Juan benahm sich, als wäre er Gonzagas Diener; in Paris wohnte er in einem Gasthaus gegenüber der Wohnung des spanischen Gesandten, mit dem er insgeheim eine Besprechung hatte und der ihn in derselben Nacht auf einen Ball im Louvre führte, wo er die Königin von Navarra, das Wunder der Schönheit, sah. Don Juan hatte den Auftrag, die Regierung in den Niederlanden wieder auf den alten Fuß der kaiserlichen Zeit zu setzen, das Feuer des Bürgerkrieges zu löschen und das Volk vor der äußersten Verzweiflung zu retten.

Instruc-
tion für
Don
Juan.

Philipp II. schrieb eigenhändig für ihn die Instruction: „Der große Dienst, den er Gott leistet; und weil es sich um seine Sache handelt, wird Gott seinen Beistand ihm nicht versagen, besonders wenn er zu ihm seine Zuflucht nimmt und sich durch größere Sorgfalt seines Schutzes würdig macht.“ — „Die Verpflichtungen, die ich gegen ihn haben werde.“ — „Einmal in einem der ihm bezeichneten Plätze angekommen, und wenn er zugelassen ist und sie sich mit den früher verheißenen Gnaden begnügen (was man nicht glaubt), muß er demgemäß handeln.“ — „Sind die Dinge so weit gekommen, daß diese Zusagen nicht mehr genügen, verlangen sie den Abzug der Spanier, und kann man durch Zustimmung und die Verheißung, daß die Angelegenheit Oraniens vor die Gerichte gebracht und die Regierung auf dem Fuße wieder eingerichtet werden solle, auf dem sie zur Zeit des Kaisers und bei meiner Anwesenheit in den Niederlanden war, die Unterwerfung Hollands und Seelands, die Entwaffnung der Staaten, die Übergabe der festen Plätze an die deutschen Truppen erlangen, so soll er es thun, nur aber dafür sorgen, daß es in der besten Form und mit möglichster Wahrung des Ansehens geschehe.“ — „Sollten aber die Dinge auf dem äußersten Punkte angelangt sein, daß sie auf allen ihren Forderungen bestehen und ohne ihre Gewährung ihn nicht aufnehmen wollen, so scheint es, muß man in diesem Falle, und wenn die Religion und meine Autorität so gut als möglich gewahrt ist, in der Nothwendigkeit, diese Feuersbrunst zu löschen, dieses Volk nicht in die äußerste Verzweiflung fallen zu lassen und um einen vollständigen Bruch zu vermeiden, zugestehen, was nöthig ist, um damit zu Ende zu kommen und

zu retten, was gerettet werden kann. Das ist die beste Instruction, die man ihm geben kann, und daß er diesen Leuten vertraue trotz aller Gefahren, die dabei sind.“

„Nota. In jedem Falle muß er von den Staaten die Entlassung und Bezahlung der Truppen mit der Garantie für die Summen, die nicht gezahlt werden können, zu erlangen suchen.“ — „Er wird mit den Truppen so verfahren, daß er den andern keinen Schatten von Verdacht gibt.“

„Nota. Er muß die letzten Unordnungen und alle früheren Unordnungen vergessen und die ganze Vergangenheit in gar keinen Betracht ziehen.“

Auf einem weiteren Zettel steht gleichfalls von des Königs Hand: „Auf seine Seele achthaben.“ — „Mit Liebeleien vorsichtig sein und darin den ersten Familien kein Argerniß geben.“ — „Katholische Diener und seinen ganzen Hofstaat mit Herren aus dem Lande besetzt haben mit Ausnahme derjenigen, die er schon hat.“ — „Man darf nichts von einem geheimen Günstlinge wissen.“ — „Die Vergangenheit vergessen.“ — „Mit dem Gelde vorsichtig umgehen und eine gute Vertheilung desselben vornehmen.“¹⁾

Mar-
nungen.

Die Wahl war sicher eine vortreffliche. Der Sohn Karls V., der Sieger von Lepanto, der herzugewinnende Held werde, so hoffte Philipp II., den Niederländern ein willkommener Statthalter sein und die geeignete Persönlichkeit, um je nach den Umständen Milde zu zeigen und Gnade zu spenden, oder, wo ihm Troß entgegentrete, das Schwert zu gebrauchen. Die Dinge waren äußerst verwickelt, die Lage höchst schwierig, aber der jugendliche Statthalter besaß auch außerordentliche Gaben. Mit Zuversicht, voll glänzender Hoffnungen, trat Don Juan sein neues Amt an; er hoffte, nicht bloß in kurzer Zeit empörte, irreführte, mißhandelte Unterthanen in die Arme ihres Königs zurückzuführen, in der meuterischen Armee den Geist des Gehorsams und der Zucht wieder zu beleben, sondern auch nach rascher Beilegung der niederländischen Wirren dieselbe Armee zu einem kühnen Handstreich über den Canal zu führen, die arme Maria Stuart zu befreien, Elisabeth zu stürzen und mit der Königin von Schottland den Thron Englands zu besteigen. — Schöner Traum eines jungen Helden!

Don
Juan's
Träume.

Es war Don Juan Ernst mit seinen friedlichen Absichten gegenüber den empörten Provinzen, und mit jugendlichem Muth machte er sich an die schwere Arbeit. Aber sogleich suchte Dranien ihm durch Listen und durch Ausjäen von Mißtrauen Schlingen zu legen. Und es fragte sich, wer jetzt das Feld behaupte, der jugendfreundige Held oder der arglistige Hänkeschmied. Dranien äußerte, die Krisis sei da, der König verzweifle an der Möglichkeit, seine Absicht mit Gewalt durchzusetzen, und Don Juan solle durch trügerische Glätte jetzt erreichen, was man nicht mehr erzwingen könne. Darum solle man sich sogleich der Person des Statthalters bemächtigen, denn Philipp II. werde eher alles opfern, als seinen Bruder in der Gefangenschaft lassen.

Dra-
niens
Arglist.

¹⁾ Gachard, Collection des documents de l'histoire de la Belgique, I, p. 358—371. — Hofzwarth, l. c. II, 2, p. 327—328.

Fürsten lehre schon der Instinct, mit List ihrem Ziele nachzugehen, wenn die Gewalt nicht ausreiche, sie pfeifen den Vögeln, die sie fangen wollen. Da Don Juan sich aber wohl hütete, sich fangen zu lassen, so mahnte Oranien, man dürfe sich mit ihm in keinerlei Übereinkunft einlassen, wenn nicht vorher alle spanischen Truppen das Land geräumt haben, wenn nicht alle Freiheiten vorher festgestellt und beschworen seien, wenn nicht vorher zugestanden sei, daß die Generalstaaten alle Angelegenheiten des Landes leiteten, sich, so oft sie wollten, versammelten. Das heißt: der König sandte eine Botschaft des Friedens, Oranien aber stachelte die Niederländer von neuem zum Aufstande.¹⁾

Verhandlungen.

Von Luxemburg aus meldete Don Juan den Behörden seine Ankunft als Statthalter und lud sie ein, sich mit ihm über die Mittel zu verständigen, wie das Land zu beruhigen sei; zu gleicher Zeit gebot er den Truppen zur Ordnung zurückzukehren, und sie gehorchten augenblicklich dem Sieger von Lepanto. Die Generalstaaten sandten Bevollmächtigte nach Luxemburg, die von Don Juan höflich und im Geiste der Versöhnung empfangen wurden, aber von Oranien gereizt, benahmen sie sich so, daß eine Versöhnung nicht zustande kommen konnte. Zunächst suchte ein Deputierter den Don Juan auf falsche Wege zu leiten und schlug ihm vor, dem König den Gehorsam zu versagen, die Regierung der Niederlande selber zu übernehmen, die Provinzen würden ihn gern als ihren Herrn anerkennen. Im Grimme über diese Zumuthung der Untreue vermochte sich Don Juan nicht länger zu beherrschen und zückte den Dolsch gegen den Versführer.²⁾

Forderungen der Stände.

Am 3. December überreichten die Abgeordneten ihre Forderungen: alsbaldige Entfernung der Truppen, Freilassung der Gefangenen, Amnestie, Annahme der Pacification von Gent, Zusammenberufung der Generalstaaten wie zuzeiten Karls V., eibliche Verpflichtungen Don Juans, alle Landesrechte und Gewohnheiten aufrechtzuerhalten. In diesem Falle wollten sie Don Juan als Generalsstatthalter anerkennen, die Aufrechthaltung der katholischen Religion und die Anerkennung seiner Majestät verbürgen, ihre Armee auflösen und dem Statthalter eine Ehrengarde von Niederländern bewilligen. Die Verhandlungen währten lange und Don Juan bewies viel Geduld. Der Abmarsch der spanischen Truppen war die Forderung, welche ihm am meisten zuwider war, weil sie seinen Plan auf England zerriß. Aber je mehr er sich dagegen aussprach, umso zäher bestanden die Abgeordneten darauf, und weil er nur in die Absendung der Truppen zur See willigen wollte, so bestanden sie gerade darauf, daß sie zu Lande abziehen sollten.³⁾

Brüsseler Union.

Indes kam im Januar 1577 die Brüsseler Union⁴⁾ zustande, in welcher acht hervorragende Führer der Nationalpartei sich verpflichteten, die Entfernung der Spanier, die Ausföhrung der Genter Pacification zu betreiben, die katholische Religion und die alten Rechte des Vaterlandes auf-

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 282 f., 330 f. — Wenzelburger, l. c. II, p. 415 ff.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 420. — Havemann, Das Leben des Don Juans d'Austria, S. 209 f. Gotha 1865.

³⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 329—339, 341—347. — Wenzelburger, l. c. II, p. 421 f.

⁴⁾ L'Union de Bruxelles anno 1577.

rechtzuerhalten. Die Urkunde fand im ganzen Lande zahlreiche Unterschriften, namentlich auch in Friesland. Es war eine Massen-Demonstration, um einen Druck auf Don Juan auszuüben, der sich auch beklagte, daß die Niederländer nicht das Knie beugen, sondern nach dem Scepter greifen wollten. Die Unterhandlungen wurden jetzt dringender und heftiger.

Don Juan gestand zu, die Truppen zu entfernen, aber zur See, dagegen mußten auch die Staaten ihre Truppen entlassen; er erklärte sich geneigt, die Genter Pacification zu bestätigen, wenn nichts darin gegen die katholische Religion und die Autorität des Königs wäre und auch Holland und Seeland sich eidlich zu ihrer Aufrechthaltung verpflichteten. Es fielen harte Worte. Schon wollten die Deputirten wieder abreisen, als Don Juan die Pacification unter der Bedingung bewilligte, wenn die Univerſität von Löwen und andere Autoritäten ihm verbürgten, daß sie nichts gegen die Religion und die Autorität des Königs enthalte.

Solches geschah, und nun kam am 12. Februar 1577 das Ewige Edict¹⁾ zustande, welches den Genter Frieden bestätigte und bewilligte, daß die Truppen frei und frank zu Lande binnen vierzehn Tagen abziehen und nie mehr, außer im Falle eines Krieges, zurückkehren sollten. Alle Privilegien waren bestätigt, Freilassung der Gefangenen verheißen, auch die von Draniens Sohn, sobald der Vater die Beschlüsse der Generalstaaten ausgeführt haben würde. Dagegen sollten die Staaten einen Eid schwören auf die Aufrechthaltung der katholischen Religion und auch ihre Truppen entlassen. Philipp bestätigte den Vertrag sehr schnell. Der Aufstand schien also beendet. Don Juan hatte den feurigsten seiner Wünsche geopfert; durch die Massenhaftigkeit, durch die Größe der Bewilligungen der Regierung schien jetzt die Zeit eines milden und friedlichen Regiments gekommen zu sein.

Welch ein Schlag für Dranien und seine Partei! Seiner Natur gemäß that er nun das Mögliche, um durch Austreibung von Argwohn, durch freche Forderungen die Wunde, die sich eben schließen wollte, wieder aufzureißen und durch harte Demüthigungen Don Juan das Leben unerträglich zu machen.²⁾ — Don Juan, äußerte er, sei ebenso bössartig wie Alba und Requesens, nur jünger und thörichter und ungeduldiger, seine Hände in Blut zu tauchen. Als die Generalstaaten von ihm verlangten, er solle nun auch das Ewige Edict anerkennen und in Holland und Seeland verkünden, machte er eine Menge Ausstellungen an demselben, weigerte sich und forderte zuvor die feierliche Verpflichtung der Generalstaaten, sich jeder Verbindung mit Don Juan zu enthalten, wenn die Truppen nicht zur bestimmten Zeit abzögen. Vergeblich stellte Don Juan durch einen eigenen Unterhändler dem Dranien vor, wie er gekommen sei, um zu vergeben und zu vergessen und das alte Glück des Landes herzustellen.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 426 f.

²⁾ Prinsterer. Archives. V, p. 542. — Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, III, p. 157, 181, 225—257. — Havemann, Don Juan, S. 217.

Das
Ewige
Edict.

Das
Ewige
Edict.

Dranien
bagegen.

Wenn der Prinz für die Freiheiten die Waffen ergriffen habe, so möge er sie jetzt niederlegen, denn der Zweck sei erreicht; Don Juan wolle ihn als seinen persönlichen Freund behandeln und mehr für ihn thun und sein Haus, als er sich denken könne, wenn er mitbeitragen wolle, das Land zu beruhigen. Allein Oranien, der jetzt das Spiel in der Hand hatte, wies alle Anträge zurück: er müsse die Sachen erst vor die Staaten von Holland und Seeland bringen — als ob er diese nicht vollständig in seiner Gewalt gehabt hätte!

Don Juan an Oranien.
Don Juan wollte jetzt durch offenes, vertrauensvolles Auftreten das Vertrauen der Bevölkerung gewinnen. Ohne Schutzwache zog er im März 1577 in Löwen ein, spendete Gnaden und Auszeichnungen, mischte sich, wie einst sein Vater, zutraulich unter das Volk, speiste herablassend bei den Bürgern, bezauberte alles durch seine Liebenswürdigkeit, seinen Witz, seine Schönheit. Beim großen Schützenfest in Löwen griff er auch nach der Armbrust, traf im ersten Schuß den Vogel und wurde zum Schützenkönig ausgerufen. Der Jubel war unermesslich. Nach langem Haß wieder ein Augenblick der Veröhnung! Alles war voll Freude! Ein Zeitgenosse schreibt: „So groß war die Schönheit und Lebhaftigkeit seiner Augen, daß er mit einem Blick sich alle Herzen gewann.“

Abmarsch der Truppen betrieb er mit allem Ernst, er selber schoß 200.000 Gulden dazu her, er drang in den König, schleunig die übrigen Summen anzuweisen. Endlich Ende April begann der Abmarsch, ungerne zogen die Veteranen aus einem Land, in dem sie in zehnjährigem Aufenthalt eine neue Heimat, oft Weib und Gut gefunden hatten; ihr Weg gieng von Maastricht über Lothringen, Burgund und Savoyen nach Mailand. Den Niederländern schien ein Alp von der Brust zu fallen.

Am 1. Mai 1577 abends acht Uhr zog Don Juan an der Seite von tausend berittenen Edelknechten in Brüssel ein, unter unermesslichem Jubel, unter fortwährendem Blumenregen. Am 4. Mai zehn Uhr beschwor er auf das Evangelium alle Artikel des Ewigen Edictes und wurde von den Städten als Gouverneur und General-Capitän anerkannt. Dabei kannte er aber den launischen Sinn des Volkes, unter das er sich begeben, und die Bedeutung Oraniens sehr wohl, wie aus seinen Briefen an den König hervorgeht. Aber von Philipp erhielt er diesmal nicht die Unterstützung, deren er bedurfte; ein Verrath einziger Art war daran Schuld, er hat Don Juans Leben geknickt, er hat dem König von neuem die Niederlande entrißen.

Antonio Perez.
Der Verräther war Antonio Perez, Philipps Staatssecretär.¹⁾ Der Sohn des Gonzalo Perez, welcher vierzig Jahre lang Karls V. und Philipps II. Staatssecretär gewesen, gebildet auf der Hochschule zu Alcalá, dann längere Zeit in Italien auf Reisen, hatte Antonio eine glänzende Bildung, einen reichen

¹⁾ Gachard, Collection des documents inédits concernant l'histoire de la Belgique, I, p. 359. — Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 9—12. Paris 1854.

Vorrath von Kenntnissen und Anschauungen sich erworben. Philipp II. fand Wohlgefallen an den feinen, gehaltvollen Bemerkungen des jungen Mannes, den ihm der Fürst von Eboli empfahl, und ernannte ihn zu seinem Staatssecretär. Bald wurde Antonio ob seines Fleißes, seiner Arbeitskraft, der Feinheit seiner Berichte, des Königs Liebling. Keiner seiner Diener hat sich mehr in sein Vertrauen eingeschlichen, hat unter der Form der Hingebung mehr ihn zu beherrschen versucht und hat ihn schnöder betrogen, als Antonio Perez. Während der König ihn für treu und unbestechlich hielt, verkaufte Perez die wichtigsten Ämter für Geld, für Kunstwerke, und führte, während er den äußeren Anstand wohl zu beachten wußte, ein ausschweifendes Leben. Der König, so sagen seine Gegner, habe eine Neigung gehabt für die Witwe Eboli und sie sei die einzige Frau gewesen, die über diese stolze, mißtrauische Natur längere Zeit Gewalt ausübte; Perez aber habe seinen Übermuth zuletzt so weit getrieben, der begünstigte Nebenbuhler seines Herrn bei der geistreichen und trotz ihrer Jahre und Einäugigkeit immer noch reizenden Fürstin zu werden. Vielleicht um sich zu halten gegen Anklagen und sich dem König unentbehrlich zu machen, flößte Perez ihm Mißtrauen ein gegen die ehrgeizigen Pläne seines Bruders Don Juan. Zu gleicher Zeit spielte er den Vertrauten des Prinzen und that, als ob er seine Pläne fördere, während er sie gerade hintertrieb und ihn verrieth.

Als Sohn eines Kaisers, als Jüngling schon Sieger bei Lepanto und der gefeiertste Name in der Christenheit, glühte Don Juan für den Plan, sich ein Reich zu erobern, und Papst Pius V. begünstigte den Entwurf des Helden der Christenheit, von Tunis aus ein Königreich in Nordafrika zu erobern. Doch Philipp II. wollte die Kräfte Don Juans für Spanien verwenden, nicht aber ihn unabhängig machen, und entfernte im Jahre 1573 den Secretär Juan de Soto aus dem Dienste Don Juans, weil er glaubte, daß dieser den Ehrgeiz seines Bruders stachle. Escovedo kam an seine Stelle.¹⁾

Aber in kurzer Zeit war auch Escovedo ganz von Don Juan bezaubert und für seine Pläne mit der Hingebung eines Freundes thätig. Beide dachten nicht mehr an Tunis, sondern an die Befreiung der Maria Stuart und an den Sturz der Elisabeth. Und auch für diesen Plan bot der Papst seine Hilfe an und sein Nuntius bat Perez, die Sache beim König zu befürworten, dieser aber machte sogleich dem König die Mittheilung, welcher über den Plan ebenso überrascht als unzufrieden war, jedoch dem Bruder gegenüber darüber schwieg. Don Juan kam damals von Genua nach Madrid, um den Willen des Königs hinsichtlich der Niederlande zu vernehmen, und ließ den Escovedo zurück, um die Sendung von Geld zu betreiben, und daß er mit Perez die Förderung seiner Pläne bespreche. Don Juan hielt Perez für seinen Freund und klagte ihm bald aus den Niederlanden, wie er keinen ruhigen Augenblick habe, wie er erst

Don
Juans
Pläne.

Escove-
do.

Maria
Stuart.

¹⁾ Havemann, l. c. p. 159.

um Mitternacht zu Bette komme, um sieben Uhr schon wieder an seine Geschäfte müsse, wie die Anstrengung ihm schon dreimal ein Fieber zugezogen habe und wie man ihn von Madrid aus ohne Geld lasse und wie er sich in den Niederlanden wie verkauft fühle.¹⁾

Im Eifer für seinen Herrn hatte auch Escovedo dem König Philipp gegenüber hart gesprochen, ihn in seinem königlichen Hochgefühl verlegt und seine tiefe Abneigung sich zugezogen. Doch ließ der König ihn im December 1576 nach den Niederlanden zu Don Juan abgehen. Escovedos Vermittlung war schuld, daß der Abzug der Truppen endlich zustande kam, über den sich die Niederländer freuten, „wie die Aegypter, als die Kinder Israels mit ihren abgeliebten Gütern abzogen“, wie ein Zeitgenosse witzig bemerkt.²⁾ Es war für Don Juan ein Schnitt ins Herz und er schrieb damals vertraulich an Perez, wie ihn das Aufgeben seines Planes unglücklich mache, wie mit den Soldaten, die Mittel, ihn auszuführen, dahin seien und wie ihm seine Stellung zuwider werde, wie er von Verrath umgeben sei, wie er nicht zu diesen Leuten und diese Leute nicht zu ihm paßten, wie er auf unsägliche Hindernisse stoße und wie er geneigt wäre, alles im Stiche zu lassen und sich nach Spanien zurückzuziehen, wo man ihn am allerwenigsten erwarte. Die Hand einer Frau, wie die Herzogin von Parma, wäre geeigneter, dieses ungehorsame Volk zu leiten, das da meine, es könne mit ihm machen, was es wolle, seit er keine Truppen mehr habe, und das da rede von der Armut des königlichen Schatzes, und daß man wohl in Madrid den Willen, aber nicht die Kraft habe, sie zu züchtigen. — Escovedo aber schrieb am 3. Februar 1577 an Perez: „Ihr wißt, daß ein Thron unser Ziel und Streben und alles andere Nebensache ist, und da uns dieser Plan fehlgeschlagen, sind wir in Verzweiflung und wie närrisch. Don Juan hat gar keine Neigung mehr, über diese Schläuche zu regieren, am liebsten möchte er nach Frankreich ziehen, um das Königreich und den Katholicismus wieder herzustellen, oder nach Madrid kommen und ein starkes Cabinet bilden helfen und der Stab für Philipps Alter werden.“ — Wenn Perez die Erlaubnis des Königs zu Don Juans Abreise nicht bald bewirke, so würden sie beide den Freund, den sie so sehr lieben, sich aufreiben sehen, denn Don Juans Gesundheit sei zart und er fürchte, der Prinz würde bald allen gute Nacht sagen. — Und in ähnlich dringender Weise bat Don Juan bei Perez, seine Abberufung zu bewirken, denn sein Leben in den Niederlanden sei ihm ganz und gar unerträglich geworden, Oranien leite das Volk nach seiner Laune und er könne nichts mehr wirken.

Das waren Ergüsse in den Busen eines Freundes, aber dieser vermeintliche Freund machte den Verräther und zeigte alle Briefe dem König und jetzt bekamen sie eine ganz andere Bedeutung. Die Einherrschast duldet keinen Genossen. Philipp wurde argwöhnisch und ängstlich gegen die Pläne Don Juans, der ihm dennoch in der That treu blieb, und Perez gab sich dazu her, Antworten an Don Juan zu schreiben, geeignet, hochverrätherische Pläne, wenn er solche gehabt hätte, aus ihm herauszulocken, und ihn dennoch immer seiner wärmsten Anhänglichkeit zu versichern und über den König und seine Langsamkeit und sein Mißtrauen zu klagen. Der König ließ übrigens Don Juan auffordern, das wohlbegonnene Werk in den Niederlanden fortzusetzen, und machte ihm Hoffnung auf die Hand der Maria Stuart und auf einen Zug nach England!

¹⁾ Mignet, l. c. II. p. 26—34.

²⁾ Motley, The rise of the dutch republic, III, p. 189—192.

Philipp
und
Escovedo.

Don
Juans
Klagen.

Philipp
arg-
wöhn.

Indes geschah auch in den Niederlanden von Oranien und seiner Partei alles, um Don Juan den Boden unter seinen Füßen zu unterwählen und ihm jedes Gefühl der Sicherheit und Freudigkeit in seiner Stellung zu benehmen. Verschwörungen, ihn zu verhaften und zu tödten, fanden statt, und auch die kräftigste Natur kann, wie später das Schicksal Cromwells beweist, durch stete Sorge vor Anschlägen untergraben werden. Über die Stellung des Prinzen zu der Menge schrieb Escovedo damals an den König: „Die Leute hier wollen bleiben und leben, wie es ihnen gefällt. Zu diesem Ende würden sie selbst einwilligen, daß der Türke Herr des Landes würde! — Wie aber die Dinge gehen, wird es der Prinz von Oranien werden, was auf dasselbe hinauskommt“ — und mahnte den König, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. — Don Juan aber schrieb an den König: „Ich bin ein Prediger in der Wüste; diese Leute wollen Oranien zum Herrn und unterrichten ihn von allem und treffen keinen Entschluß ohne seinen Rath.“

Lage
Don
Juans.

Ein letzter Versuch Don Juans, Oranien zu gewinnen, mißlang, denn Oranien wollte den Krieg und Don Juan den Frieden. Auf jeden Hinweis auf die königlichen Zugeständnisse antwortete Oranien mit einer weitergehenden Forderung und schloß damit, dem König trauen, heiße seinen Kopf riskieren; er, Oranien, sei calvus et calvinista (= kahl und ein Anhänger Calvins).¹⁾ Die Königlichen bestanden auf dem Recht des Monarchen und der Autorität der Kirche, Oranien sprach nur von den alten Rechten und der Freiheit des Glaubens. Aber Glaubensfreiheit war nicht möglich neben Calvinisten jener Zeit.

Glaubens-
freiheit.

Der protestantische Geschichtschreiber Leo sagt: „Philipp II. und sein Stellvertreter waren vom juridischen und politischen Standpunkte in vollem Recht, wenn sie der Reformation auch keinen Schritt breit Zugeständnisse machten. Denn von einem solchen friedlichen Nebeneinanderbestehen ganz verschiedener Ansichten über das, was die Grundlagen des Lebens bildet, wie wir dies in unserer Zeit möglich geworden sehen durch die Abtrennung des ganzen äußeren Lebens von seiner religiösen Basis und durch den daher entspringenden Indifferentismus — davon konnte damals nicht die Rede sein, sondern ein Terrainzugeständnis in kirchlichen Angelegenheiten hatte damals dieselbe Bedeutung wie ein Zurückziehen in der Schlacht. Man gab dadurch dem Gegner nur mehr Muth und Mittel, seinen Streit zu verderblichem Ende zu führen. Falls man also, wie König Philipp, die eigene Überzeugung hatte von der Richtigkeit der römischen Kirchenansicht, falls man selbst ohne diese Überzeugung gleich ihm die Verpflichtung hatte, hergebrachte Vermögensbestände, Verfassungen und Rechte der einmal anerkannten Corporationen zu schützen und zu vertheidigen, solange dieselben nicht selbst darauf verzichteten, blieb nur das gänzliche Zurückdrängen der Reformation übrig.“²⁾

¹⁾ Gachard, Correspondance de Guillaume, IV, p. 302 und LXIII. — Mignet, l. c. p. 37—49.

²⁾ Leo, Zwölf Bücher niederländischer Geschichten, II, S. 623. Halle 1835.

Don Juan fühlte sein Leben durch Verschwörungen fortwährend bedroht, er floh von Brüssel nach Gent, von Gent nach Mecheln, von da nach Arras. Der Herzog von Aerschot zeigte ihm an, daß man ihn gefangen nehmen und zwingen werde, jede Urkunde zu unterzeichnen.¹⁾ Die Ankunft der schönen Margareta von Balois, Königin von Navarra, die unter dem Vorwand, die Bäder von Spaa zu gebrauchen, in die Niederlande kam, um für ihren Bruder Alençon eine Partei zu gewinnen, gab Don Juan Anlaß, unter dem Vorwande, sie zu begrüßen, Aufenthalt in Namur zu nehmen. Die Festlichkeiten, die er der Königin zu Ehren gab, verdeckten seinen Anschlag auf die Citadelle von Namur, deren er am 24. Juli 1577 mit List sich bemächtigte, sobald Margareta abgereist war. Übrigens hatte er als Stellvertreter des Königs ein Recht dazu, sich in den Besitz der Festungen des Landes zu setzen. Auch die Festung Charlemont ward von seinen Anhängern besetzt, der Anschlag auf die Citadelle von Antwerpen mißlang jedoch.

Don Juan wählt das Schwert.

Wagen wider Dranien

Bisher hatte Don Juan all seine Verpflichtungen ritterlich erfüllt, jetzt aber vergebens auf eine ähnliche Willfährigkeit von der andern Seite gewartet. Milde hatte nicht zum Ziele geführt, darum griff Don Juan jetzt zur Gewalt. Das Aufsehen über diese Maßregel im Lande war groß. Don Juan rechtfertigte sie in einem Schreiben an die Generalstaaten durch die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit; er sandte zwei Briefe, welche Verschwörungen gegen sein Leben enthüllten, und verlangte Züchtigung des Gefindels. Die Verhandlungen wurden bitter. Don Juan klagte über Undank und forderte, die Staaten sollten allen Verkehr mit dem Erzverräter Dranien abbrechen, welcher den Samen der Kezerei und Rebellion im ganzen Lande ausstreue, wenn er nicht die Genter Pacification annehmen wolle; beharre er in seiner Widerseßlichkeit, so sollten die Staaten mit Don Juan die Waffen gegen ihn ergreifen. Alle Streitkräfte des Landes sollten ihm, dem Generalstatthalter, zur Verfügung gestellt werden. Flandern und Brabant sollten den Predigten der Kezzer Einhalt thun, die Bürger von Brüssel die Waffen niederlegen und an ihre Arbeit gehen. „Gott weiß,“ schrieb damals Don Juan an die Kaiserin, „wie sehr ich wünsche, äußerste Schritte zu vermeiden, aber ich weiß nicht, was ich mit Leuten beginnen soll, die sich als so halsstarrige Rebellen zeigen.“ — Den Staaten versicherte er die Reinheit seiner Absichten und seine Liebe zum Frieden, wie, wenn seine Person ihnen verhaßt wäre, er nur allzu bereit sei, das Land zu verlassen, sobald ihm der König einen Nachfolger gegeben.

Schließlich bat Don Juan die Staaten, ihm seine Depeschen an den König zurückzusenden, welche Heinrich von Navarra an der spanischen Grenze seinem Courier abgefangen und an Dranien geschickt und die letzterer benutzt hatte, um ihn, den Generalstatthalter, als Feind der Niederländer und als Ränkeschmied darzustellen.

¹⁾ Prinsterer, Archives, V, p. 496.

Die Verhandlungen wurden mit jedem Tage unerquicklicher und führten zu keiner Versöhnung. Oranien machte eine solche unmöglich. Don Juan bat den König um Rücksendung der alten Regimenter, da die Provinzen ihre Verpflichtung gebrochen. Die Staaten hingegen warfen in ihrem Schreiben dem Generalstatthalter seine uneheliche Geburt und feindselige Gesinnung gegen das Land vor. Oranien rieth, die Citadellen zu schleifen, und 10.000 Menschen legten in Antwerpen Hand an, bis die Zwingsburg zerstört war. Albas Standbild wurde durch die Straßen geschleift und zerschmettert. Gent folgte dem Beispiel Antwerpens. Oranien ward von den Generalstaaten eingeladen, nach Brüssel zu kommen, um mit ihnen über die Lage des Landes zurathe zu gehen.

Oranien
Rathw. b.

Während Don Juan nur Spott und Haß erfuhr, wurde Oranien am 18. September in Antwerpen mit Begeisterung aufgenommen und zog am 23. September, als Vater Wilhelm begrüßt, unter unermesslichem Jubel in Brüssel ein.¹⁾ Die Verhandlungen mit Don Juan nahmen alsbald einen Ton an, daß dieser sie nur als eine Kriegserklärung betrachteten konnte; nur einen Waffenstillstand von drei Tagen wollte man ihm noch zugestehen und erließ ein in sieben Sprachen abgefaßtes Kriegsmanifest, das an alle Höfe der Christenheit versendet werden sollte. Ein Kampf der Entscheidung, und zwar zu Gunsten Oranien's schien bevorzustehen.

Da schob eine Partei des Adels,²⁾ welche Oranien mißtraute und doch mit dem König und seinem Statthalter nicht Hand in Hand gehen mochte, einen Erzherzog ins Spiel. Bei seiner Einladung nach Brüssel hatten die Staaten von Oranien verlangt, er solle die Ausübung der katholischen Religion in Holland und Seeland gestatten und versprechen, keine Einführung des neuen Gottesdienstes in den übrigen Provinzen zu begünstigen, und war der Prinz, mit Hinweis auf die Rechte der Provinzen Holland und Seeland und dann der Generalstaaten, einem zusagenden Bescheid ausgewichen. Demnach stand eine Zunahme des demokratischen und calvinischen Elementes auch in den katholischen Provinzen bevor. Davor bangte vielen, die auf der andern Seite eine Wiederausöhnung mit dem König von Spanien für unmöglich hielten.

Adels-
partei.

Daher der Plan, den Bruder des Kaisers Rudolf, den zwanzigjährigen Erzherzog Matthias, dem Prinzen von Oranien und dem König von Spanien entgegenzustellen. Er war aus dem Blute der Maria von Burgund wie Philipp II., er war jung, geschmeidig, muthvoll, unbehelligt in den bisherigen Kämpfen.³⁾

Erz-
herzog
Mat-
thias.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 432 f. — Kampen, l. c. I, p. 432 f. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 395 f.

²⁾ Damals gab es drei Parteien: die Partei Don Juans, die Partei Oranien's und die Partei des Adels. Letztere mochte Oranien nicht, weil sie katholisch war und ihren Rang vor den Bürgern aufrecht erhalten wollte, während Oranien als Calviner die Städte auf Kosten des Adels hob. Der Adel glaubte aber nicht mehr an eine Ausöhnung mit dem König und darum war ihm Oranien als Stütze gegen Don Juan angenehm.

³⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 401 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 434 ff.

Die Sache mußte schnell und geheim geschehen, denn Kaiser Rudolf konnte seine Zustimmung nicht geben, ohne sich mit dem König von Spanien tödlich zu verfeinden. Abgesandte des Adels wandten sich darum Ende September an den Ehrgeiz des Erzherzogs Matthias, daß er berufen sei, dem Hause Habsburg die Niederlande zu erhalten und diesen den Frieden zu verschaffen; habe er die Autorität wieder hergestellt, so werde ihm Philipp II. mit seiner Tochter die Niederlande überlassen. Der Erzherzog entfloh in der Nacht des 3. October 1577 aus der Hofburg in Wien und traf, nur von zwei Edelleuten begleitet, am 29. October in Diest ein. Der Kaiser klagte vergebens über die heimliche Flucht des Erzherzogs, sandte ihm Diener nach und ersuchte die Fürsten, ihn festzuhalten.

Matthias,

Oranien
und
Don
Juan.

Oranien war anfangs beunruhigt durch die Ankunft des Erzherzogs, doch bald sah er ein, welchen Nutzen er daraus gegenüber Don Juan ziehen könne. Ihm galt es, den Prinzen in sein Interesse zu ziehen, zu seinem Werkzeug, zur bloßen Figur in seinem Kampfe mit Philipp II. zu machen und ihn beiseite zu schieben, sobald er ihn ausgenutzt habe. Matthias erschien ihm umsoweniger gefährlich, als er von Geldmitteln entblößt und in zweideutiger Stellung war. Vor allem mußte aber Oraniens Machtstellung in den Niederlanden noch vor der Ankunft des Erzherzogs möglichst verstärkt werden, was denn auch gelang.

Oranien ließ sich am 22. October in Brüssel zum Ruward (Gouverneur, conservator) von Brabant, einer Würde von unbestimmten, oft der altrömischen Dictatur ähnlichen Befugnissen, ernennen. Ihm fehlte nur noch die Ernennung zum Statthalter in Flandern. Aber diese Würde wurde dem Herzog von Aerschot übertragen, weshalb die Partei Oraniens fürchtete, Flandern möchte ein Gegengewicht gegen Brabant und der Erzherzog dem Einflusse Oraniens entrisen werden.

Gent.

Eine Revolution in Gent, zu der Oranien seine Genehmigung gab,¹⁾ half aus der Noth. Im unruhigen Gent waren von je leicht Revolutionen zu machen. Aerschot und die andern Führer der katholischen Partei wurden am 28. October verhaftet. Als Aerschot und die Seinen genug eingeschüchtert waren, spielte Oranien den Befreier und kam nach Gent als Bersöhner.

Nun mochte der Erzherzog immerhin die Rolle eines Generalstatthalters spielen, er war dem Volksmanne Oranien nicht mehr gefährlich. Am 21. November 1577 wurde Matthias erlaubt, nach Antwerpen zu kommen, am 7. December wurde von den Generalstaaten die Absetzung Don Juans ausgesprochen, am 8. December wurde die Aufnahme des Erzherzogs als Generalstatthalter beschlossen, und eine neue Brüsseler Union ward am 10. December abgeschlossen, in welcher beide Bekenntnisse einander zu schützen und zu achten versprachen, die reformierte Religion war jetzt der katholischen als gleichberechtigt zur Seite gestellt. Am 17. December ward die Machtstellung des Erzherzogs Matthias geregelt, als Generalstatthalters, oder vielmehr seine

Brüsseler
Union.

¹⁾ Prinsterer, Archives, VI, p. XXIII.

Ohnmacht bestimmt. Es klang wie Hohn, daß man in der Urkunde von der zu erwartenden Bestätigung des Matthias, als Statthalter, durch König Philipp II. sprach. Die Würde des Erzherzogs war ein leerer Name, die wirkliche Macht blieb bei Dranien. Der Erzherzog durfte die Befehle unterzeichnen, die sein General-Lieutenant Dranien contrafirmierte.¹⁾

Darum nannte das Volk auch den Erzherzog nur den Schreiber des Prinzen. Die Hauptmacht war bei den Generalstaaten, die sich versammeln konnten, wann, wo und wie oft sie wollten, und die einen Staatsrath ernannten, an dessen Beschlüsse der Erzherzog gebunden war. Die ganze Maschinerie aber leitete Dranien und des Erzherzogs Name diente ihm als Decke für seinen Ehrgeiz. Schon im November 1577 versprach auch Elisabeth von England ein Hilfscorps von 5000 Fußgängern und 1000 Reitern, deren Befehlshaber aber Sitz und Stimme im niederländischen Staatsrath haben sollte. Dafür sollten die Staaten den Sold dieser Truppen bezahlen, ohne der Königin Wissen und Willen keinen Vertrag schließen und ihr, im Falle sie angegriffen würde, ein Corps von gleicher Stärke und vierzig Schiffe zuhülfe senden.²⁾

Elisabeth.

Don Juan brannte der Boden unter den Füßen, er verzehrte sich in fieberhaften Entwürfen. Wie froh war er, als sein Freund Alexander von Parma mit den treuen Veteranen aus Italien eintraf, im December 1577, wie erschrak aber Alexander über die verfallenen Züge Don Juans, den der Gram über seine geknickten Hoffnungen gebrochen hatte! An der Spitze von 20.000 Mann erließ Don Juan am 25. Januar 1578 eine letzte Erklärung an die Staaten, daß er entschlossen sei, das verachtete Ansehen Seiner Majestät und die in Staub getretene katholische Religion wiederherzustellen; er forderte alle auf, sich um die Fahne des Königs zu scharen, und verhiess für die Vergangenheit Vergeben und Vergessen.³⁾

Alexander von Parma.

Auf das Wort folgte rasch die That. Der Staatenarmee, welche ihn in Namur anzugreifen gedachte, zog er kühn entgegen und stieß am Morgen des 31. Januar 1578 bei Gemblours auf sie. Die Feinde erblickten, und eine treffliche Aufstellung seiner eigenen Scharen anordnen, war das Werk eines Augenblickes. Sein Banner trug das Bild des Gekreuzigten mit der Inschrift: „In hoc signo vici Turcos, in hoc haereticos vincam.“ Der kampflustige Alexander von Parma, der nur recognoscieren sollte, stürzte sich wie tollkühn auf die feindlichen Reiter und ließ dem Oberfeldherrn sagen, er habe sich in den Abgrund gestürzt, dort unzu kommen oder als Sieger daraus hervorzugehen. Dieser Angriff entschied, in anderthalb Stunden war das feindliche Heer zersprengt und mit einem Verlust von 8000 Todten in die Flucht aufgelöst, während der Verlust der Spanier nicht 100 Mann betrug. Alles Geschütz und Gepäck, 34 Fahnen und 800

Krieg.

Gemblours.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 437 f. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 409 ff.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 438 f.

³⁾ Havemann, Don Juan, S. 251 ff.

Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Rasch nacheinander fielen jetzt die Plätze Löwen, Tienen, Jodoigne, Tirlemont, Diest, Bouvines, Sichein, Nivelles, Noeux, Soignies, Binch, Beaumont, Balcourt, Maubeuge und Chimay in die Gewalt des Königs.¹⁾

Der Schrecken war groß in den Niederlanden. Brüssel rüstete sich zu einem verzweifelten Widerstand. Matthias konnte in dieser Noth nicht helfen. Noch einmal forderte Don Juan zu der Wiederherstellung der Zustände auf, wie sie unter Karl V. gewesen. Vergebens! Oranien feuerte zum Widerstand an und sandte nach England um dringende Hilfe. Aber auch Don Juan bat seinen König um Unterstützung, denn der Augenblick der Entscheidung sei gekommen und die feurigste Politik sei die beste. In Deutschland rüstete sich für die Niederländer Johann Kasimir von Pfalz-Zweibrücken, gegen den Rath des Landgrafen von Hessen, der da meinte, die Niederländer seien ein „wüßt, gottlos und leichtfertig Gesinde“, und er möge sich vor diesem Chaos inacht nehmen. Der Herzog war aber ehrgeizig; konnten die Oranier eine solche Rolle in den Niederlanden spielen, warum nicht auch er!

Johann
Kasimir.

Wilhelm sah Kasimirs Thätigkeit nicht gern, denn er konnte für ihn ein Nebenbuhler bei den Calvinisten werden, zumal ihm Elisabeth den Oberbefehl über ihre Hilfstruppen in den Niederlanden und die Aufsicht über die Verwendung ihrer Hilfsgelder übertrug. Darum suchte Oranien sich in seiner Provinz selber zu verstärken durch Einschüchterung der Katholiken und Verfolgung der katholischen Geistlichkeit; der Calvinismus sollte allgemein zur Herrschaft gebracht werden.

Das Mittel dazu war einfach und wirksam. Man sprengte die Verleumdung aus, der katholische Clerus stehe in verrätherischer Verbindung mit Don Juan gegen die Freiheiten der Niederlande. Dann wurde der katholischen Geistlichkeit ein neuer Eid auferlegt, wodurch sie die Statthaltertschaft Matthias-Oranien und die Genter Pacification anerkennen, Don Juan aber als Verräther erklären sollte. Da die Geistlichkeit größtentheils den Eid verweigerte, gieng der Sturm los. Am 27. Februar 1578 wurde den Jesuiten in Antwerpen verboten, im Ordenskloid öffentlich zu erscheinen, im Mai aber wurden sie sammt den Minoriten vertrieben. Aus Maastricht wurde Welt- und Ordensclerus verjagt; ebenso in Utrecht und in andern Städten.

Amster-
dam.

Das katholische Amsterdam hatte bisher von Oranien nichts wissen wollen, obgleich es zu Holland gehörte. Nicht bloß die Abneigung der Katholiken gegen den Schützer der Calvinisten war daran schuld, sondern mehr noch das Mißtrauen in sein Treiben überhaupt. Am 8. Februar 1578 gelang es jedoch seinen Anhängern, ein Abkommen²⁾ zustande zu bringen, wonach der reformirte Gottesdienst geduldet wurde. Das hatte aber nur zur Folge, daß am 28. Mai die Calvinisten das Rathhaus und die Klöster überfielen und die Behörden und

1) Wenzelburger, l. c. II, p. 443 f. — Leo, l. c. II, p. 621.

2) Satisfactie.

Mönche vertrieben oder tödteten. Von diesem Putz an kam der Katholicismus nie mehr zur Herrschaft in Amsterdam. In ähnlicher Weise gieng es in Haarle-
m zu.

Am wüthendsten und gemeinsten war das Treiben der fanatisirten Meute gegen die Geistlichkeit und Kirchen in Gent, wo am 28. Juni vier Minoriten und zwei Augustiner lebendig verbrannt wurden. Die Greuel hörten auch dann nicht auf, als am 22. Juli ein sogenannter „Religions-
friede“ verkündet wurde. Derselbe brachte keinen Frieden, keine Toleranz, sondern sollte nur die Widerstandskraft der Katholiken lähmen. Thatsächlich machten sich jetzt überall die calvinistischen Prediger breit als Pfadtreter für Dranien.¹⁾

„Reli-
gions-
friede.“

Don Juan wünschte eine zweite Schlacht, ehe Kasimir mit seinen Deutschen zum neugesammelten Heere der Staaten stoßen könnte. Er bot die Schlacht an, die aber die Niederländer nicht annahmen. Ihr Führer François de la Noue (bras de fer genannt) wagte nicht, mit diesen Niederländern den Kampf gegen die geübten Spanier zu unternehmen und hielt sich in schwer angreifbarer Stellung bei Mecheln.²⁾

Indes trat eine neue Figur in dem großen Wirrwarr niederländischer Angelegenheit auf, Franz, früher Herzog von Alençon, jetzt Herzog von Anjou genannt. Dranien hatte ihn früher in Aussicht genommen, gleichsam
als eine Drohung für Elisabeth, wenn sie die Niederlande nicht unterstütze, denn französischer Einfluß schien ihr in diesem Gebiete noch gefährlicher als spanischer. Dieselbe Partei, welche früher den Erzherzog Matthias aus Wien berufen hatte und sich in ihm getäuscht sah, seit Draniens Schlaueit ihn in ein Werkzeug seiner Macht umgewandelt hatte, dieselbe Partei richtete jetzt ihr Augenmerk in der Noth auf Anjou, um ihn Dranien und Philipp II. entgegenzustellen. Es ergieng ihr aber mit Anjou wie mit Matthias: er wurde ein Werkzeug Draniens. Dieser schloß mit ihm ab.³⁾

Anjou.

Der König von Frankreich sah den ehrgeizigen und unruhigen Bruder gern scheiden. Katharina aber war ganz Feuer für den Plan. Am 13. August wurde zu Mons der Vertrag⁴⁾ unterzeichnet, wonach Anjou mit 10.000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern gegen „die unerträgliche Tyrannei der Spanier“ unter dem Titel eines „Vertheidigers der Freiheit“ den Niederlanden zuhülfe kommen sollte. Er versprach ihnen, keine Feindseligkeit gegen die Königin von England zu beginnen und sich nicht in die innere Politik der Staaten zu mischen; sie hingegen versprachen ihm den Vorzug vor allen andern, im Falle sie einen auswärtigen Fürsten zu ihrem Herrn wählen würden.

Vertrag
zu
Mons.

Anjou hatte in seiner Heimat sich bald als Verfolger der Hugenotten, bald als ihr Bundesgenosse gezeigt. Insofern war also von dem charakter-

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 443 ff. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 419 ff.

²⁾ Havemann, l. c. p. 273 f.

³⁾ Martin, l. c. IX, p. 481—483.

⁴⁾ Leo, l. c. II, p. 629.

losen Manne für die Reformierten nichts zu fürchten. Dranien that damals bei den Staaten eifrig für gegenseitige Duldung der Bekenntnisse, allein das Beispiel von Amsterdam und Gent zeigte, was man für eine Duldung von Seite der Calvinisten zu erwarten hatte. Im Süden namentlich bildete sich eine Partei der Malcontenten, die durchaus nichts von Duldung des Calvinismus wissen wollte. Wäre Anjou an die Spitze der katholischen Südstaaten getreten, so hätte er eine bedeutende, dauernde Macht sich errungen. Dies fürchtete Dranien und nahm ihn daher gern an als Protector für die gesammten Niederlande, weil er gerade dadurch seinen Einfluss auf die gesammten Niederlande zu lähmen verstand.

Malcon-
tenten.

Unthätig lagen die Heere der Staaten und des Königs sich unweit Namur entgegen; es fehlte beiden am Nerb der Kriegsführung, an Geld. Don Juan stand in wohlverschanztem Lager bei Bouges, aber er verzehrte sich in Sorgen und düsterem Unmuth. Die bitterste Nachricht war ihm aus Spanien zugelommen: sein Freund Escovedo, der im December 1577 nach Spanien abgereist war, um Geld- und Truppenendung für Don Juan oder seine Abberufung zu betreiben, war am 31. März 1578 auf einer Straße in Madrid erstochen worden, und damals flüsteren sich schon Kenner der Verhältnisse zu: Perez habe die Mordmörder bezahlt und der König seine Zustimmung dazu gegeben. Escovedo führte strenge Worte, und Perez, früher sein Fürsprecher, hatte arglistig den König so in Angst vor Escovedo, dem er die der spanischen Monarchie verderblichen Pläne Don Juans zuschrieb, zu setzen gemusst, daß Philipp meinte, nur der rasche Tod Escovedos helfe aus der Noth, und zu Perez sagte: „Wir müssen dem Schläge begegnen, ehe er uns trifft.“¹⁾ — Es war aber nicht bloß Falschheit bei Perez, daß er Don Juan und Escovedo beim König verleumdete, sondern Angst vor Enthüllungen, mit denen ihm Escovedo gedroht hatte. Es scheint, daß Escovedo der Doppelzüngigkeit des Perez auf die Spur kam, und es ist gewiß, daß er ihm drohte, er werde sein unlauteres Verhältniß zur Fürstin Eboli dem König anzeigen. Die Eboli verlangte gereizt seinen Mord, und Perez ließ ihn, nachdem er vergebens mehreremale an seinem Tische den Escovedo zu vergiften gesucht hatte, durch Mordmörder vollziehen, die er wohl bezahlte und aus Spanien zu entfernen wußte.

Mord
des
Escove-
vedo.

Also von Perez verrathen, seines Freundes beraubt, beim König verdächtigt und von ihm ohne Unterstützung gelassen, in den Niederlanden von wildem Hass verfolgt und von Draniens Arglist allenthalben umschlungen, verzehrte der junge Held in Kummer und Sorgen seine Lebenskraft.

Don
Juan.

Wie preist er in einem Schreiben aus jener Zeit seinen Freund Doria glücklich, daß ihm das Leben ruhig dahinsließe, und schreibt über sich die bitteren Worte: „Sie haben uns die Hände abgehauen und es blieb uns nichts anderes zu thun übrig, als auch unseren Kopf dem Beile hinzuhalten.“ Er wünscht, Mönch in Montserrat zu sein und einem Herrn zu dienen, der mehr vermöge als sein Bruder Philipp II. Seinem Freunde Mendoza klagte er: „Ich schreie laut, aber es nußt mir wenig. Es ist klar, daß man uns hier verschmachten

¹⁾ Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 70—92.

läßt, bis wir unsern letzten Athemzug gethan! Gott lenke uns alle, wie er will, in seiner Hand stehen alle Dinge!" — Dem König meldete er seine Noth in den dringendsten Worten und wie eingetroffen, was er vorausgesagt, daß die Franzosen Stellung im Lande haben. „Schmerzlich berührt es mich weiter, von Ew. Majestät mit Ungnade und Vernachlässigung behandelt zu sein, da ich doch nicht bloß als ihr Bruder, sondern auch als ihr treuester und eifrigster Unterthan eine andere Beachtung verdient habe! Ich setze mein Leben gern ein, nur daß ich es in Ehren verlieren möchte. Um Gotteswillen Hilfe, oder das Land ist verloren!"¹⁾

Als Philipp II. dieses Schreiben las, war Don Juan nicht mehr. Melancholie und Fieber verzehrten seine Lebenskraft. Im Delirium lieferte er noch Schlachten und hörte, während sein Auge glühte, die Musik des Sieges! Wenige Augenblicke vor seinem Tode kehrte sein Bewußtsein zurück und traf er die nöthigen Anordnungen, ernannte er seinen Vetter Alexander von Parma, der treu an seinem Schmerzenslager wachte, zu seinem Stellvertreter, empfing die Sterbesacramente und richtete noch eine letzte Bitte an den König, daß seine Leiche ruhen dürfe an der Seite seines ruhmvollen Vaters. Am 1. October 1578 hauchte Don Juan, erst dreiunddreißig Jahre alt, sein Leben aus und sank dieser Stern, der mit herrlichem Glanze aufgegangen war und eine Welt erleuchten wollte, in frühe Nacht hinunter! Sein Herz wurde in Namur beigelegt, sein Leib an der Seite Karls V. im Escorial.

Don
Juans
Tod.

Sein Beichtvater berichtet über Don Juans Krankheit zwei Tage nach dessen Tod an den König:²⁾ „Schon während seines Aufenthaltes im Schlosse zu Namur richtete Don Juan seine Gedanken fortwährend auf eine Ausöhnung mit Gott und betete, daß er als glückliches Werkzeug zur Behauptung des katholischen Glaubens verwendet werden möge. Zwei Tage vor dem Siege bei Gemblours legte er bei mir Generalbeichte ab, empfahl seine Seele dem Herrn und seinem Vater und beauftragte mich, von Euch als Gnade zu erbitten, daß seine Gebeine dereinst neben denen seines Vaters bestattet werden möchten; dadurch fühle er sich für alle seine Dienste reichlich belohnt. Außerdem soll ich Eurer Majestät Verzeihung einholen, daß er sich zur Bestreitung der Kriegskosten mehrfach der ihm nicht zugewiesenen königlichen Gelder bedient habe. Eine ähnliche Beichte wiederholte er am 1. August, als er sich zum Angriff des Feindes bei Mecheln entschlossen hatte. Bereits am Tage seines Erkrankens gestand er mir, daß er auf keine Geneung rechne. Donnerstag den 23. September sprach er gegen mich die Überzeugung aus, daß ihm das Leben nur noch für wenige Tage gestiftet sei, und fügte hinzu, daß er, da ihm der Segen nicht beschieden worden, als Geistlicher Gott zu dienen, jetzt wenigstens an nichts Irdisches mehr denken wolle. Er empfahl dem König seine arme Dienerschaft, der er verschuldet sei und doch über keinen Maravedi zu verfügen habe. Am folgenden Montag und Dienstag litt er große Schmerzen, lag im Delirium, glaubte sich im Schlachtgedränge, gab

Seine
Bitten.

¹⁾ Havemann, l. c. p. 280—283. — Mignet, l. c. p. 95—102.

²⁾ Abgedruckt im VII. Bande, S. 247 der „Coleccion de documentos ineditos“. Bergl. Havemann, l. c. p. 232—283.

das Commando für die Geschwader und rief Victoria. Wie sollte ich mich nicht, sagt er, nach der Weite des Himmels sehnen, da von der Erde keine Handbreit mir gehört? In der Nacht auf den Mittwoch empfing er die letzte Ölung und, als ich anderthalb Stunden vor seinem Tode die Frage an ihn richtete, ob er die heilige Messe zu hören begehre, nickte er bejahend mit dem Kopfe und zog, als die an seinem Bette stehenden Cavaliere ihm sagten, daß das Hochheilige emporgehoben würde, die Bedeckung vom Haupte, obschon das Auge bereits geschlossen war. Etwa ein Uhr nachmittags, am 1. October 1578, entschlummerte er so sanft, wie sich ein Vogel aufschwingt. Der Soldat sagt von ihm, daß er nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Engel gestorben sei.“

1. Oct.
1578.

Die
Leiche.

In der Armee war Streit, wer die Leiche des angebeteten Feldherrn geleiten dürfe. Die Spanier sagten, er sei ein Bruder ihres Königs, die Deutschen, daß er bei ihnen geboren, die Wallonen, daß er in ihrem Lande gestorben sei. Alexander von Parma vertheilte die Ehre unter alle drei. Das ganze Heer geleitete den Todten nach Ramur, die Fahnen und Waffen mit Flor umhüllt. Rino de Zuniga brachte sie in aller Stille (März 1579) nach Spanien,¹⁾ man fürchtete in Frankreich einen Überfall.

Daß Don Juan als Leiche statt als Sieger so bald nach Spanien zurückkehrte, ist das Tragische an Philipp's zögernder, kleinlicher Politik. Die Spione, die er überall unterhielt, fraßen die Summen hinweg, die für Don Juans Pläne unentbehrlich waren. Welche große Folgen für Spanien, hätte er dem Bruder ein Königreich Tunis gegönnt oder die Fahrt nach England ermöglicht. Das ist die Kleinheit der Ansicht, das Zögern Philipps, sein Mangel an Entschlossenheit, durch welche dieses Heldenleben vergeudet wurde.

Nicht an vergifteten Stiefeln,²⁾ die ihm Philipp II. gesandt habe, ist Don Juan gestorben, sondern am Fleckfieber, das damals im Lager wüthete und das Don Juan einsog, indem er furchtlos die Kranken besuchte, an ihrem Bette verweilte, ihnen Speise und Trank spendete. Seine alten Officiere überstanden die Krankheit, der durch Kummer gebrochene junge Held erlag.

Alexander von Parma als Statthalter 1578—1589 und Wilhelm von Oranien.

Alexan-
der
Farnese.

Alexander, geboren in Rom 1544, war der Sohn Margaretas, der früheren Statthalterin in den Niederlanden, und des Herzogs Ottavio Farnese von Parma. Papst Paul IV. hatte vorausgesagt, daß in dem lebhaften

¹⁾ Die Leiche wurde in drei Theile zerlegt und in drei Säcke verpackt, in Spanien aber wieder zusammengestellt, vor den König gebracht, an den ein Stellvertreter statt des Todten die Bitte verlas, daß dieser neben dem ruhmvollen Kaiser bestattet werde.

²⁾ Michellet kann sich nicht enthalten, noch einmal Philipp II. zu verdächtigen, aber auch Don Juan, als habe er auf einmal an eine Ehe mit Elisabeth von England gedacht und an Bewilligung der Religionsfreiheit: „La Ligue et Henri IV“, chap. VIII. Das ist ein Traum des französischen Historikers, denn gerade damals plante der Engländer Ratschiff ein Attentat gegen Don Juan. Richtiger schrieb Papst Gregor XIII. über Don Juan: „Sein Leben war ein rascher Gang zum Ruhm, den er immer in Pflichtenübung und in die Übernahme aller Gefahren für die katholische Sache setzte.“

Anaben, der an kriegerischen Übungen und Ritterspiel seine Freude hatte, ein großer Kriegsheld heranwachsen werde. Als Geisel für die Treue seiner Eltern in der Nähe Philipps verweilend, vergoß Alexander, ob schon erst elf ^{Jugend.} Jahre alt, bittere Thränen, daß ihm der König nicht erlaubte, als Freiwilliger in der Schlacht bei Saint-Quentin mitzukämpfen. Mit Don Carlos und Don Juan erhielt er seine Ausbildung in Madrid und an der Universität Alcalá¹⁾ und ward im zwanzigsten Jahre mit Maria von Portugal, einer Enkelin des Königs Emanuel, vermählt. Ob schon die Ehe glücklich war, ließ die Kampflust dem Prinzen keine Ruhe. In der Nacht durchzog der junge Herzog verkleidet die Straßen und zwang jeden Edelmann, der ihm begegnete, mit ihm die Klinge zu kreuzen. Als der Krieg der Liga begann, riß er sich aus den Armen seiner Gattin, und als er von Don Juan einen Ehrenplatz im Vordertreffen in der Schlacht von Lepanto erhielt, legte er sein Schiff an die Seite der türkischen Schatzgaleere, sprang zuerst hinüber, tödtete Mustafa Pascha und nahm dieses und ein zweites Schiff mit wahrer Tollkühnheit weg.

Am 18. December 1577 kam er an der Spitze der spanischen Veteranen nach Luxemburg. Jetzt übernahm er die Führung des Heeres. Alexander Farneje hatte nicht die ideale Schönheit Don Juans, aber er war das Bild eines vollendeten Kriegers; er hatte nicht den hohen Seelenflug seines Vorgängers, aber er richtete als Statthalter doch mehr aus, weil er die Menschen an ihren niederen Seiten zu fassen und auch auf dem Felde der Intriguen sich meisterhaft zu bewegen verstand. Er wollte kein Reich für sich erobern wie Don Juan, er wollte nur den Befehl seines Königs pünktlich ausführen, und wenn er auch Oranien nicht mehr vollständig aus dem Felde zu schlagen vermochte, so hat er doch die südlichen Provinzen seinem König erhalten. Bei aller Kühnheit seines Wesens — immer trogte er der Gefahr und hatte die Gabe, seinen eigenen Heldennuth in das Herz seiner Krieger zu gießen — war er doch ein nüchterner, kaltberechnender Geist. Die mit Oranien Treiben unzufriedenen Herren des Südens wußte er sogleich an ihrer schwachen Seite, Ehrgeiz und Habsucht, zu fassen, sie durch Geschenke, Verzeihung, Stellen in die eifrigsten Diener des Königs umzuwandeln und die Lage zu klären.

Die Niederlande waren damals ein wahrer Heckenkessel. In Mons war Anjou, in Gent Johann Kasimir, welcher Graf von Flandern werden wollte und seine „30.000 Teufel“ nicht bezahlen konnte, weshalb diese zum Plündern griffen. In Gent wuchs das Gras auf den Straßen; das Volk litt ^{Gent.} entsetzlich, doch war noch immer der alte unruhige Geist in der Bürgerschaft thätig. Ein Putsch folgte dem andern. Oranien stiftete ein Übereinkommen für Gent, welches die Ausübung der katholischen Religion und dem katholischen

¹⁾ Vergl. S. 270 dieses Bandes.

Clerus den Gebrauch seiner Güter gestattete, December 1578.¹⁾ Die Katholiken sahen aber nur Beschränkungen darin, und die Mißstimmung gegen den vermeintlichen Friedensstifter hob sich. Die Zustände wurden immer trostloser. Die Soldaten der sogenannten Helfer überschwemmen das Land und übten Übermuth und Gewaltthat: „Sie verlangten die auserlesensten Speisen und tranken den Champagner und Burgunder eimerweise.“ — Es waren dies die Teufel des Herzogs Kasimir von Zweibrücken, welcher zuletzt mit dem Geständnisse, daß er weder den Provinzen sehr nützlich, noch sehr angenehm sei, im December 1578 das Land verließ, ohne für die Bezahlung seiner Söldner zu sorgen. Parma schaffte sie aus dem Lande.

Anjou. Auch Anjou war damals seiner Stellung müde und schied im Januar 1579 mit dem Wunsche, es möchten sich die Provinzen recht bald mit ihrem König ausöhnen. Die Staaten verschießen ihm, ein Standbild aus Kupfer auf dem Markte von Antwerpen und Brüssel aufzustellen und jährlich einen Kranz von Olivenblättern dort niederzulegen. Die Stände schmeichelten dem Manne, dessen Nichtswürdigkeit sie durchschauten, weil er damals Aussicht auf die Hand der Elisabeth und auf den französischen Thron hatte, und Dranien blieb auch darum in Verbindung mit ihm, weil Anjou als Katholik in den Nordstaaten, wo der Calvinismus übermächtig geworden, ihm nie gefährlich werden konnte.

Indes giengen die Unterhandlungen zwischen Parma und den Südstaaten mit Erfolg voran. Wie ein Putsch in den Städten des Nordens oft nöthig war, um den Calvinisten zum Siege zu verhelfen, so brach einer in Arras die Kraft der oranischen Partei. Die Stimmung des Adels über Dranien schildert um diese Zeit ein Brief des auch als Dichter und vollendeter Ritter bekannten Grafen Kenneberg: „Seht ihr nicht,“ heißt es hier, „daß dieses ganze Werk von den Nassaus gebraut wird, um ihrer eigenen Erhöhung willen, und daß sie sich überall die allerbesten Brocken zu Gemüthe führen? In den wichtigsten Provinzen sind sie Statthalter, wir müssen mit Geringerem fürlieb nehmen. Deswegen habe ich es am klügsten gefunden, meinen Frieden mit dem König zu machen, von welchem man sich bessere Belohnungen versprechen kann.“ — Draniens Bruder, Johann, war nämlich Statthalter von Geldern.

Vertrag von Arras. Am 6. Januar 1579 gelobten zu Arras die wallonischen Provinzen Artois und Hennegau und Abgeordnete der Städte Lille, Orchies und Douay die katholische Religion, den Gehorsam gegen den König und den Genter Vertrag zu handhaben, aber allen denen zu widerstehen, die den vermeintlichen Religionsfrieden einführen wollten.²⁾

Union von Utrecht. Dagegen stifteten in Utrecht am 29. Januar 1579 die Vertreter der nördlichen Lande Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Groningen und privatim einige Mitglieder anderer nördlicher Provinzen die sogenannte Utrechter Union,³⁾ welcher noch im selben und zum Theil im folgenden Jahre auch

¹⁾ Leo, l. c. II, p. 632.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 457. — Holzwarth l. c. II, 2, p. 463.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 462–467.

noch ganz Geldern und Oberyssel beitraten. Diese Vereinigung bildete einen Bund von Souveränitäten, ähnlich der schweizerischen Eidgenossenschaft: sie wollten auf ewig vereinigt bleiben, als wenn sie nur eine Provinz wären, aber dennoch sollte jede Landschaft ihre besonderen Freiheiten, Gebräuche und Ordnungen beibehalten und in eigenen Religions-, Staats- und Rechtsachen alle ihre Hoheitsrechte üben. Über Krieg und Frieden entscheiden alle zu einem unauflösliehen Körper vereinigten Landschaften nach Stimmenmehrheit; die Abstimmungen geschehen jedoch nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten. Keine Provinz und keine Stadt kann mit benachbarten Fürsten und Landen ohne Einwilligung der Gesamtheit ein Bündnis aufrichten. Fremde Fürsten und Städte können nur mit gemeinem Rathe in den Bund aufgenommen werden. Die Versammlungen finden in Utrecht statt. Der Beschluß durch Stimmenmehrheit findet auch für Landschaften statt, welche an der Verhandlung nicht gerade theilnahmen. In Religionsachen sollen Holland und Seeland verfahren, wie es ihnen gefällt, die übrigen Länder entweder den vom Erzherzog Matthias vorgeschlagenen Religionsfrieden annehmen, oder Anordnungen treffen, wie es ihnen angemessen ist, vorausgesetzt, daß jeder in seiner Religion frei und niemand über religiöse Dinge befragt werde. — Dieser Bund zu Utrecht ist die Grundlage der Republik der Niederlande. Zum Sinnbilde wählte er sieben verbundene Pfeile mit der Umschrift: „Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Große.“¹⁾

Die wallonischen Landschaften Artois, Hennegau, Lille, Douay und Archies schlossen dagegen am 17. Mai 1579 mit dem König ihren Vertrag genau ab. Umsonst gab sich Oranien alle Mühe, die Übereinkunft zu hindern. Man nannte ihn im Süden nur den Fürsten der Finsternis, den einzigen Mann, der sich zwischen den König und sein Land stelle. Der König versprach, die Freiheiten des Landes zu schützen, die fremden Regimenter zu entfernen und stets ein Mitglied seiner Familie als General-Statthalter zu senden; sie aber gelobten Aufrechthaltung der katholischen Religion und Gehorsam gegen den König.²⁾

Zwischen dem nördlichen Bunde und den wallonischen Landschaften lag ein Theil von Provinzen, um deren Beitritt jetzt von beiden Seiten geworben wurde. Unterhandlungen, die am 7. Mai 1579 unter kaiserlicher Vermittlung in Köln eröffnet wurden,³⁾ hatten keinen Erfolg. Philipps Bevollmächtigter bot Entfernung aller Spanier, Besetzung der Ämter mit Eingeborenen, bestand aber auf der Erhaltung der katholischen Religion und der Rechte Philipps und auf der Entfernung des Erzherzogs Matthias und des Prinzen von Oranien. Die Gesandten der Staaten verlangten dagegen Religionsfreiheit

Die Wal-
lonen.

Kongress
in
Köln.

¹⁾ „Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur.“

²⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 466 ff.

³⁾ Die Kölner Artikel, lateinisch abgedruckt bei Holzwarth, l. c. II, 2, p. 524—529.

und die alten Landesrechte. Sieben Monate hindurch ward hin und her verhandelt und geschrieben; man kam nicht zur Einheit, nur zum Bewußtsein der Gegensätze.

Krieg. **Mastricht.** Indes hatte Parma wieder zum Schwert gegriffen. Am 12. März erschien er, nach einem Scheinangriff auf Antwerpen, mit 20.000 Mann vor Mastricht, das von 1000 Soldaten, 1200 Bürgern und 2000 Bauern vertheidigt ward. Angreifer und Vertheidiger wetteiferten in Tapferkeit. Parma überbot sich selbst in Heldenmuth wie in der Meisterschaft der Belagerungskunst. Man kämpfte über und unter der Erde. Am 29. Juni wurde Mastricht mit Sturm genommen, wobei noch 4000 Menschen niedergemacht wurden. Auch Mecheln kehrte bald darauf, am 20. Juli, zum Gehorsam gegen Philipp II. zurück und Herzogenbosch folgte diesem Beispiele.¹⁾

Dranien. Selbst bei Dranien ward noch ein Versuch gemacht, unter der Bedingung, daß er das Land verlasse, Zurückgabe seiner Güter, seines Sohnes und Bezahlung seiner Schulden versprochen; er dagegen trieb zur offenen Losfagung vom König und suchte nebenbei nach einem souveränen Fürsten für die Niederlande, da er selbst noch nicht zur höchsten Würde greifen konnte. — Matthias hatte kein Ansehen mehr und konnte in der Kriegsnoth bei seiner Mittellosigkeit auch nicht helfen. Mit einem deutschen protestantischen Fürsten gieng es auch nicht, denn die Calvinisten haßten die Lutheraner damals viel ärger als die Katholiken. Von England und Frankreich wünschte Dranien Hilfe und richtete darum sein Augenmerk wieder auf Anjou, mit dem er Frankreich und England zugleich zu gewinnen hoffte, denn Elisabeth schien damals geneigt, den Werbungen des Franzosen um ihre Hand nachzugeben.²⁾

Groningen. Außere Hilfe wurde umso nöthiger, als Graf Kenneberg im Januar 1580 mit Groningen zu den Spaniern übergieng. Beim Versuch, diese Stadt den Spaniern wieder zu entreißen, endete am 28. Mai 1580 Barthold Enthés, einer der Gründer der niederländischen Freiheit, ein Mann von wilder Grausamkeit, der auf seinen Geusenfahrten die Gefangenen über Bord werfen ließ, später aber immer über einen klagte, den er ins Meer geschleudert und der nicht habe sinken wollen und ihm noch jahrelang im Fahrwasser seines Schiffes gefolgt sei, um ihm ins Gesicht zu starren, wenn er ins Meer blickte.

Vertrag mit Anjou. Wenn Anjou berufen wurde, welche Stellung hatte dann der Erzherzog Matthias! Dieser warnte die Staaten, welche sich mit der Noth entschuldigten und am 19. September 1580 mit dem Herzog von Anjou den Vertrag von Pleßis les Tours abschlossen. Anjou versprach: den Staatsrath (außer zwei Franzosen) nur mit geborenen Niederländern zu besetzen, die Statthalter aus drei von den Generalstaaten vorgeschlagenen Bewerbern zu ernennen, die Union von Utrecht und die alten Freiheiten zu erhalten, jährlich die

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 473 f., 481. — Hofzwarth, l. c. II, 2, p. 481.

²⁾ Hofzwarth, l. c. II, 2, p. 486. — Wenzelburger, l. c. II, p. 498 f.

Generalstaaten einzuberufen, während die Staaten der einzelnen Provinzen, denen ausschließlich die Steuerbewilligung zustand, sich beliebig oft versammeln konnten. Anjou versprach ferner, die Niederlande niemals mit Frankreich zu vereinigen, den dermaligen Stand der Religion nicht zu stören, beide Glaubensbekenntnisse zu schirmen, den Krieg — den Beitrag der Staaten von 2,400,000 Gulden abgerechnet — auf seine und Frankreichs Kosten zu führen und ohne Zustimmung der Generalstaaten keine Heirat oder kein Bündnis zu schließen; dafür ernannten sie ihn zu ihrem Fürsten mit dem Titel Herzog, Graf, Markgraf oder Herr, je nach dem Herkommen in den verschiedenen Provinzen.¹⁾ — Holland, Seeland und Utrecht hielten sich aber — außer dem Münz-, Kriegs- und Steuerwesen — unabhängig von Anjou, vielmehr wurde in diesen Provinzen Wilhelm von Dranien schon 1580 mit der „hohen Obrigkeit“ betraut, das heißt als Landesherr anerkannt und als solcher officiell am 24. Juli 1581 ausgerufen. Anjou konnte nichts thun ohne die Generalstaaten, und diese leitete Dranien. Also war auch Anjou nur eine Puppe in Draniens Hand, die er nach Belieben wegwerfen konnte, zumal die Religionsverhältnisse genug Handhaben boten.²⁾

Dranien,
Herr von
Holland,
Seeland
und
Utrecht

Die Schläge folgten sich jetzt rasch in Schrift und mit dem Schwert. Am 15. März 1580 unterzeichnete Philipp II. eine Achtserklärung gegen Dranien, worin ihm Undant, Treulosigkeit vorgeworfen, und er als einzige Ursache aller Verwirrung, alles Elendes im Lande dargestellt war, in welchem keine Ruhe zu hoffen sei, solange er darin bleibe. Darum sei er als Schelm und Verräther geächtet und für vogelfrei erklärt und jedem, der ihn lebendig oder todt einliefere, eine Belohnung von 25.000 Goldstücken, Verzeihung für alle früheren Vergehen und Erhebung in den Adelsstand verheißen. In den Niederlanden wurde dieses Decret erst im August 1580 publiciert.³⁾

wird
geächtet.

Dranien antwortete in der „Apologie“, worin er Philipp als wollüstigen, mörderischen König und Tyrannen, dem kein Recht heilig sei, darzustellen versuchte.

„Apologie.“

Am 26. Juli 1581 kündeten die neun Nordstaaten Brabant, Flandern, Holland, Seeland, Gelderland, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Mecheln, im Haag versammelt, Philipp feierlich den Gehorjam auf:⁴⁾ der Fürst sei darum über die Lande gesetzt, damit er die Völker schütze wider Gewalt und Druck, wie ein Hirt seine Herde. Nicht um des Fürsten willen seien die Völker geschaffen, um etwa gleich leibeigenen Knechten nur zu thun, was jener befiehlt, sei es nun göttlich oder ungöttlich, recht oder unrecht, sondern der Fürst sei des Volkes willen da, damit er demselben mit Vernunft vorstehe, es liebe wie ein Vater seine Kinder und selbst mit Gefahr

Unabhängige
feierliche
Erklärung.

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 501. — Kampen, l. c. I, p. 455. — Wenzelburger, l. c. II, p. 499 ff.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 500 ff. — Holzwarth, l. c. II, 2, p. 486 f.

³⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 482 f. — Wenzelburger, l. c. II, p. 489 ff.

⁴⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 502 f.

seines Lebens beschirme. Thue er dies nicht, unterdrücke er seine Unterthanen, vernichte er ihre alten Freiheiten und behandle er sie als Sklaven, so sei er nicht mehr als Fürst, sondern als Tyrann zu betrachten, dann könne ihn das Land mit Recht und Vernunft absetzen und einen andern an seine Stelle wählen.

Fürst
und
Volk.

Leo macht zu dem Satze, daß der Fürst nur zum Nutzen des Volkes da sei, die schneidige Bemerkung: „Versteht man unter Volk das natürliche, organische, so hebt sich der ganze Satz auf, denn dann ist der Fürst selbst, oder wer sonst hergebrachter Träger der Gewalt sein mag, ein untrennbarer und mächtiger Theil des Volkes, ja! dieses ohne einen solchen Mittelpunkt ist gar nicht Volk. — Dies also konnte man nicht darunter verstehen, wenn man den Satz geltend machen wollte, wie er calvinischerseits in den Niederlanden und in Schottland geltend gemacht ward, wie ihn nachher die englischen Calvinisten und Puritaner aufnahmen — und so war man also auf einem ganz chimärischen, revolutionären Terrain angelangt, wo man in äußerster abstractester Consequenz auf das hingewiesen war, was die Mehrzahl des Volkes, der größere Theil des Urbreies, als welchen man die menschlichen Gesellschaften dachte, also der Pöbel, als seinen Nutzen betrachtete, und wo man, wenn man consequent verfahren wollte, wie es zuletzt in der Theorie nur Rousseau, in der Praxis nur die Franzosen gethan haben, mit allen höheren und edleren Tendenzen und Aufgaben der Menschheit brechen muß.“

Abgabe.

Am Schlusse der Erklärung verkündeten die Staaten, daß sie weder den Titel, noch die Jurisdiction des Königs ferner anerkennen wollten, und drei Tage später beschlossen sie einen Eid,¹⁾ den hinfort jeder schwören mußte, den König von Spanien nicht mehr als ihren Fürsten anzuerkennen, sondern ihm abzusagen und treu zu sein den vereinigten Niederlanden und dem Landrathe, welcher durch die Staaten dieser Provinzen eingesetzt worden sei. — Da nun Oranien die Stellung eines von Anjou unabhängigen Landesherren über Holland, Seeland und Utrecht innehatte, da die wallonischen Landschaften sich mit dem König wieder ausgesöhnt hatten, da die vereinigten Provinzen — außer Holland und Seeland — den Herzog von Anjou als ihren Souverän anerkannt hatten, so bestanden also die Niederlande aus drei verschiedenen Staatengruppen.²⁾

Drei
Staaten-
bünde.

Erz-
herzog
Matthias.

Für Erzherzog Matthias war jetzt kein Platz mehr. Er fühlte schon lange bitter die Unwürdigkeit der Rolle, zu der er sich herabgelassen hatte, und legte darum zu Antwerpen in der Versammlung der Generalstaaten seine nominelle Gewalt nieder und verließ am 29. October 1581 das Land. Die Generalstaaten überreichten ihm eine Dankadresse und das Versprechen eines Jahresgehaltes von 50.000 Gulden, von welchem aber wahrscheinlich nie ein Heller ausbezahlt worden ist.³⁾

¹⁾ Holzwarth, l. c. II, 2, p. 492.

²⁾ Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., S. 291. Berlin 1882.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 507. — Kampen, l. c. I, p. 457.

Anjou überschritt im Sommer 1581 mit 12.000 Fußknechten und 5000 Reitern die niederländische Grenze. Katharina von Medici glaubte die Weissagung des Nostradamus, daß sie Mutter von vier Königen werde, der Erfüllung nahe. Vernünftige hegten große Bedenken gegen den neuen Schutzherrn, von welchem König Heinrich IV. einmal sagte: „Ich würde mich sehr täuschen, wenn er nicht alle täuscht, die sich auf ihn verlassen, denn er hat ein falsches und boshaftes Herz, wenig Muth, ist übel gebaut und zu allen kriegerischen Übungen untauglich und haßt die Calviner wie den Teufel.“ — Aber, entgegneten andere, besser französische als spanische Herrschaft! Übrigens entsetzte Anjou das von Parma beinahe zum Falle gebrachte Cambray. Alexander Farnese zog sich nach Tournay zurück, das er zu belagern begann. Anjou aber gieng nach England, seine Hochzeit mit Elisabeth schien schon abgemacht — doch es war nur Täuschung. Am 10. Februar 1582 kam Anjou mit Leicester, dem eigentlichen Liebhaber der Elisabeth, von England nach Blißingen zurück. Am 17. Februar hielt er unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Antwerpen und beschwor die Joyeuse Entrée (blyde Incomst).

Während der vielen Festlichkeiten fand am 18. März 1582 ein Attentat auf Oranien statt. Der Diener eines Kaufmanns Anastro, welcher durch die von Philipp versprochene Belohnung für den Mord Oraniens sich vom Bankerott zu retten suchte, Jauregui, schoss dem Prinzen, während er ihm eine Bittschrift überreichte, eine Kugel in den Hals. Im ersten Augenblicke waren die Franzosen alle in Gefahr, denn man hielt Anjou für den Anstifter. Die Papiere, die man bei dem Mörder fand, lenkten den Verdacht auf den wahren Urheber; Jauregui wurde sogleich zusammengehauen, der Prinz aber durch die Geschicklichkeit des französischen Arztes Leonard Botelli gerettet.¹⁾

Übrigens erwiesen sich die Hoffnungen, welche die vereinigten Provinzen auf Frankreichs Hilfe gesetzt hatten, bald als nichtig. König Heinrich III. mochte sich nicht in offenen Krieg wegen eines Bruders, dem er die schlimmsten Absichten gegen sich selbst zutraute, einlassen. Anjou selber war Parma nicht gewachsen. Dieser bezwang schon am 30. November 1581 Tournay, während Anjou in England um Elisabeth warb. Im Jahre 1582 nahm er Dudenarde fast unter den Augen Anjous, dann Minové, Steenwyk.²⁾ Anjou fühlte sich gedrückt durch die Machtlosigkeit Oranien gegenüber. Seine Schmeichler sagten ihm, daß diese untergeordnete Rolle seiner unwürdig sei, und daß er dann erst auf wahre Unterstützung von Seite Frankreichs rechnen könne, wenn er wahre Herrschaft in den Provinzen erlange und diese französisch würden. Es sei doch schmählich für einen Sohn Frankreichs, die katholische Kirche so herabwürdigen zu lassen. Da beschloß der eitle Mann, sich durch einen Gewaltstreich etlicher fester Plätze zu bemächtigen, um so eine Bürgschaft für die Zukunft zu gewinnen.³⁾

Auf den 16. Januar 1583 war der Staatsstreich, durch den er unbeschränkte Herrschaft zu erlangen und bei dem er auf die Mitwirkung der Katholiken hoffte,

¹⁾ Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, VI.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 504. — Wenzelburger, l. c. II, p. 508, 515 f.

³⁾ Kampen, l. c. I, p. 462 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 512 f.

festgesetzt. Allein durch ein Versehen nahmen die Franzosen schon am 15. Januar Dünkirchen, Dendermonde, Wilvorde, Wynogbergen, wurden aber zu Brügge, Niewpoort und Ostende abgewiesen. In Antwerpen regte sich Verdacht, zumal der größte Theil von Anjous Truppen unter dem Vorwande einer Musterung in der Nähe der Stadt zusammengezogen war. Der Bürgermeister äußerte Besorgnis, die Wachen wurden verstärkt, die Straßenketten aufgespannt. Deshalb verschob Anjou den Schlag auf den 17. Januar. Gegen Mittag that er, als wolle er einen Ausritt machen aus der Stadt. Ein Theil seiner Reiter war noch unter dem Thore, als er seinem Gefolge zurief: „Das ist eure Stadt, meine Jungen, geht und nehmt Besitz davon!“ Als bald bemächtigten sich die Truppen des Thores und stürzten unter dem Rufe: „Tue, tue, ville gagnée, vive la messe, vive le duc d'Anjou!“ in die Stadt, die sie als eine im Kriege gewonnene betrachteten, die sie beschossen und plünderten. Aber sie hatten nicht den Erfolg, wie früher die Spanier, obchon die Bürger beim Mittagessen saßen und sie selber in der Stärke von 600 Reitern und 3000 Musketieren im Sturmloaf durch die Stadt rannten. Die Bürger griffen schnell zu den Waffen und leisteten zuerst an der Börse Widerstand. Gemeine und Edelleute, Katholiken und Protestanten waren einig in der Erbitterung und selbst Frauen schnell mit den Waffen bei der Hand. In einer Stunde schon war der Kampf entschieden, 2000 Franzosen getödtet, darunter 250 Edelleute, die übrigen gefangen oder auf der Flucht. Auch Anjou floh. Anfangs entschuldigte er den Streich, „die französische Furie“ genannt, mit einer augenblicklichen Aufwallung über Undank, später schob er ihn auf ein Mißverständnis und auf die Unbändigkeit seiner Soldaten.¹⁾

Französische
Furie.

La folie
d'An-
vers.

Die Entrüstung war, wie begreiflich, groß. Nur Dranien sprach noch dafür, daß man aus Rücksicht auf Frankreich und England sich mit Anjou verständigen müsse, der doch in demselben Augenblicke Alexander von Parma anbot, den Spaniern die Städte, deren er sich bemächtigt hatte, zu überliefern, wenn Philipp ihm einige Plätze an der französischen Grenze überlasse. Parma traute dem Manne nicht. Anjou gieng nach Frankreich, starb aber dort am 10. Juni 1584 unter Umständen, die an eine Vergiftung denken ließen.²⁾

Anjous
Ende.

Parma hatte die Wirren gut benutzt, und sich der Plätze Gindhoven, Diest, Dünkirchen, Niewpoort und Zütphen bemächtigt. Das trieb die Staaten hinwieder, sich enger an Dranien anzuschließen. Er war daran, die allgemeine Souveränität über die Staaten des Nordens zu erlangen, die sich mit dem König nicht versöhnt hatten.³⁾ Da kam über den Schlaunen ein noch Schlawerer.

Balthasar Gerard aus Willefans in der Franche-Comté hatte schon längst den Plan gefaßt, Dranien, den steten Rebellen gegen den König und Verfolger der Kirche, aus der Welt zu schaffen. Unter dem Namen Franz Guion, angeblich Sohn eines Protestanten aus Besançon, der seines Glaubens wegen den Tod erlitten, mußte sich der schwächliche, kleine, siebenundzwanzigjährige

1) Motley, History of the United Netherlands, cap. 6.

2) Wenzelburger, l. c. II, p. 414 f.

3) Ibid. p. 517—520.

Mensch das Vertrauen Draniens zu erwerben. Einmal wurde er in das Zimmer des Prinzen gerufen, der gerade im Bette lag. Gerards Aufregung war groß, aber er hatte keine Waffen bei sich. Am 10. Juli 1584 wartete er im Hause des Prinzen, bis dieser vom Tische kam, und schoß ihm drei Kugeln in den Leib. Besinnungslos sank Dranien zusammen und in wenig Augenblicken war er eine Leiche. Ob er die Worte, die schon ein Brief der Generalstaaten vom 12. Juli ihm in den Mund legte: „O mein Gott, erbarme dich meiner Seele! erbarme dich dieses armen Volkes!“ — wirklich gesprochen hat, wird bezweifelt.¹⁾

Draniens
Ende.

Gerard bekannte kühn seinen Namen wie seine That und bestand die Qualen der Folter mit einer Standhaftigkeit, daß seine Richter an Zaubereien zu glauben anfiengen. Am 14. Juli wurde er in gräßlicher Weise hingerichtet, das Fleisch gebrannt, dann von den Knochen gerissen, endlich wurde er von unten auf gerädert. Kein Laut der Klage kam über seine Lippen: er starb in der Überzeugung, daß er eine gerechte That vollbracht habe und im Paradiese seinen Lohn finden würde.

Gerards Familie erhielt vom König von Spanien mehrere Herrschaften und einen Platz unter dem Adel der Franche-Comté, und der Adel eines Gerard ist sogar in neuerer Zeit von einem Nachkommen Wilhelms des Schweigiamen, von König Wilhelm I., bestätigt worden. — In Bezug auf Dranien sagt Leo treffend: „Kann man in diesem Ende nur eine gerechte Nemesis sehen, daß er, der die Niederlande in Unruhe, Verwirrung und unsägliches Elend gestürzt, keinen ruhigen, besonnenen, sondern einen gewaltsamen Tod fand, daß er, der überall Argwohn ausgestreut, der mit allen Pflügen zum Schaden seiner Gegner gepflügt, um seinen Tod zu finden, auf so gemeine Weise erst auch noch betrogen ward, ist am Ende alles so einfache Erfüllung des Spruches: wer Unglück säet, wird Schaden ernten, daß Sentimentalität bei diesem Falle am allerwenigsten angebracht ist.“²⁾

In den Jahren 1580 bis 1584 führte Parma den Krieg langjamer, weil die Kräfte Spaniens beschäftigt waren durch die

Eroberung Portugals.

Tief war die Trauer in ganz Portugal um den Tod des jungen, heldenmüthigen Königs Don Sebastian, denn mit ihm war eigentlich der Mannstamm der alten Könige ausgestorben (1578).³⁾ Der nächste Erbe war Henrique, Cardinal-Erzbischof von Braga, der zweite Sohn Emanuels des Großen, ein greiser Priester, siebenundsechzig Jahre alt, kränklich. Desungeachtet wurde er als König ausgerufen, ja man drang sogar in ihn, obchon er so schwächlich war, daß er nur noch von Frauenmilch sich nähren konnte, sich zu vermählen und den alten Stamm der Könige von Portugal

Henri-
que.

¹⁾ Leo, l. c. II, p. 665 ff. — Wenzelburger, l. c. II, p. 523.

²⁾ Leo, l. c. II, p. 667.

³⁾ Vergl. Bd. VII, S. 311 dieses Werkes. 5. Aufl.

fortzusetzen. Henrique wies auf sein Alter und seine Kränklichkeit hin — vergebens. Man drang solange in ihn, eine Gemahlin zu wählen, bis der greise Priester seine Überzeugung und Neigung aus Schwäche aufopfern wollte. Von kirchlicher Seite ward ihm aber bedeutet, dass ein solches Vorhaben ihm nicht anstehe und dass an eine Dispensation nie und nimmermehr zu denken sei.¹⁾

Die Portugiesen bedrängten ihren König, dem es nicht angenehm sein konnte, immer vom Nachfolger hören zu müssen, so sehr, weil sie die Spanier haßten und der nächste berechtigte Erbe Philipp II. war, der Sohn Isabellas, der ältesten Tochter Emanuels des Großen. Zwar waren ausländische Fürsten von der Thronfolge ausgeschlossen, allein Philipp II. wollte das von Parma und Savoyen gelten lassen, aber nicht von Castilien, zumal Portugal öfter unter diesem Königreich gestanden war. Philipp zögerte denn auch nicht, öffentlich und heimlich, klug und fest, seine Ansprüche geltend zu machen und den schwachen Henrique zu vermögen, ihn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Sein Gold wirkte wie sein Recht.

Die meisten Rätthe Henriques meldeten immer nach Spanien, was im Rathe des Königs verhandelt wurde. Philipp schrieb auch an die bedeutenderen Städte Portugals, aber hier stieß er auf den entschiedensten Widerstand. Das Volk war für einen Portugiesen. Adel und Clerus neigten sich zu Philipp hin. Die Bürger waren es, die jetzt Henrique drängten, schon bei Lebzeiten einen Nachfolger zu ernennen, damit nach seinem Hinscheiden keine Verwirrung entstehe. Die Cortes, die er sofort auf den 1. April 1579 berief,²⁾ bewirkten die Wahl von fünf Männern, die bei einem etwaigen Ableben des Königs, bevor die Thronfolge geordnet sei, das Reich zu verwalten hätten, bewirkten ein Vorgehen in Sachen der Thronfolge. Henrique forderte alle Prätendenten auf, schriftlich ihre Ansprüche vorzulegen. Solche brachten vor: Philipp II., Katharina von Braganza, die sehr beliebt war, Emanuel Philibert von Savoyen, Ramuccio Farnese, Herzog von Parma, und Antonio, Prior von Crato. Alle stammten ab von König Emanuel.³⁾ Der Prior von Crato war der uneheliche Sohn von Luis, Herzogs von Beja. Die Rechtsgelehrten der Universität Coimbra sprachen sich einmüthig für Philipp aus, als den nächstberechtigten. Der Herzog von Parma stammte ab von einer Tochter von Manuels VI. Sohn Duarte. Der Prior von Crato behauptete, sein Vater Luis von Beja, der rechtmäßige Sohn des Königs Emanuel, habe eine rechtmäßige Ehe mit seiner Mutter geschlossen, was er aber nicht nachweisen konnte, weil das Gegentheil begründet war. Der Papsst soll nach de Thou auf Portugal als ein Lehen des römischen Stuhles und im Falle von Henriques Tod als auf den Nachlaß eines Cardinals Anspruch gemacht haben. Für den Prior von Crato war das Volk. Der König verbannte ihn aus dem Lande, Antonio gieng über die Grenze, kehrte aber wieder um und lebte, vom Volke geschützt, heimlich bald da, bald dort. Henrique, anfangs für die Herzogin von Braganza,

1) Schäfer, Geschichte von Portugal, III, S. 392 ff.

2) Ibid. p. 402.

3) Vergl. die Stammtafel Bd. VII, S. 312 dieses Werkes. 5. Aufl.

wurde nach und nach ganz für Philipp II. gewonnen, nur meinte er, Philipp müsse gewisse Privilegien bewilligen, die Regierungs- und Richterstellen allein mit geborenen Portugiesen besetzen und einige Befreiungen und Begnadigungen zum allgemeinen Wohl des Reiches gewähren.¹⁾

Einige meinten, Philipp solle seinen Sohn nach Portugal schicken, damit dieses seinen eigenen König habe. Ehe noch mit den Cortes die Sache vereinbart war, starb Henrique, nach einer Regierung von siebenzehn Monaten, am 31. Januar 1580. Mit einem Heinrich hatte die burgundische Manns-
Hen-
rique's
Tod.

linie begonnen, mit Heinrich schloß sie. Der Portugiese Conestaggio sagt von ihm: „Henrique hatte viele Tugenden eines Priesters und einige Fehler eines Prinzen. Das Reich ließ er in verworrenem Zustand zurück.“
 Der einzig Berechtigte an den Thron war Philipp II. von Spanien und nur die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier überhaupt bot eine wahre Schwierigkeit. Billige Männer waren von Philipps Recht überzeugt, andere vorher schon durch Versprechungen dafür gewonnen.²⁾

Der Herzog von Braganza suchte für seine Huldigung wenigstens günstige Bedingungen herauszuschlagen, Philipp aber berief sich auf sein Recht, mahnte den Herzog an seine Pflicht und verlieh ihm später nur das Goldene Vlies und die Ehre, in der königlichen Kapelle neben ihm an seinem Betstuhl zu stehen. Antonio aber, der Prior von Crato, rechnete auf die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier und suchte um jeden Preis sich zu behaupten, wobei er aber weder besondere Gaben des Geistes, noch Größe des Herzens bekundete. Er war nie zu sehen, wo die Schwerter für seine Sache gekreuzt wurden; dagegen schwelgte er, wo sich Gelegenheit bot, unbekümmert um die hohe Würde, die er beanspruchte. Das gemeine Volk hielt zu ihm, vom Adel beachtete niemand seine Aufforderung, ihm zu huldigen. Philipp dagegen wahrte sein Recht in jeder gesetzlichen Weise, zuletzt mit dem Schwerte. Die ersten gelehrten Autoritäten seines Reiches erklärten seine Ansprüche für begründet und forderten ihn auf, die Waffen zu gebrauchen, wenn man jene nicht gutwillig anerkenne.

Bra-
ganza.

Ein Heer von 20.000 Mann, darunter 3500 Deutsche, ward an der portugiesischen Grenze zusammengezogen und Alba mit seiner Führung be-
Alba.

traut. Weil aber Philipp lieber seine Macht zeigte, als gebrauchte, und lieber mit Milde, als mit Strenge Portugal erwerben wollte, so fandte er noch einmal Anerbietungen an die Gubernadoren und an die Städte: er versprach
Philipps
II.
Angebot.

die Freiheiten des Landes zu schützen, die Cortes Portugals nur in Portugal zu berufen, nur Eingeborenen Ämter zu ertheilen, ein Mitglied der königlichen Familie als Vicekönig zu senden, den Handel zu schützen, das Geld mit portugiesischem Wappen zu prägen, keine Kirchengüter einzuziehen und nichts ohne Zustimmung des Rathes von Portugal zu thun.³⁾

¹⁾ Vertot, *Revolutions de Portugal*, p. 25. Avignon 1794.

²⁾ Schäfer, *Geschichte von Portugal*, IV, S. 333—340.

³⁾ *Ibid.* p. 340—345.

Das Volk. Viele nannten diese Anerbietungen nur ein Verzeichniß von Täuschungen und unterhandelten insgeheim mit Frankreich, mit England, mit Rom gegen Philipp II. Die Verwirrung wurde mit jedem Tage größer. Die Großen fürchteten die Wuth des Volkes, das Volk wollte die Spanier mit Waffen zurückwerfen, aber jeder zeigte den Willen, einem Löwen gleich sein Haus zu vertheidigen, wollte jedoch nicht bewaffnet ins Feld ziehen.

Antonio König. Indes hatte der König seine Rüstungen vollendet und zog im December 1581 in Portugal ein. Die Kunde davon regte das Volk in Santarem auf. Dort weilte Antonio, dort steckte ein beherzter Mann aus dem Volke ein Stück Tuch wie eine Fahne auf die Spitze seines Degens und rief Antonio zum König aus; — nach verstellter Weigerung nahm dieser den Titel an, fand aber nicht den Zulauf, welchen er erwartet hatte. In Lissabon herrschte die Pest. Die Entscheidung ließ nicht lange auf sich warten.

Alcantara. Das Land diesseits des Tajo nebst Algarbien unterwarf sich dem König ohne Schwertstreich. Antonio hatte nur aufgerafftes Volk um sich und mußte die kläglichsten Mittel anwenden, um es zusammenzuhalten: Geld erpressen, die Münzen verschlechtern, die schwarzen Sklaven zur Freiheit aufrufen, Kirchen und Klöster plündern. Mit Sebastian, hieß es bald, habe die Bewegtheit geherrscht, mit Heinrich die unentschlossene Unwissenheit, mit den Governadores die Verwirrung, mit Antonio herrsche die Ungerechtigkeit. Alba nahm Setuval, welches Antonio zu halten suchte, ohne Kanonenschuß, ließ aber sogleich in seiner Weise einige angesehene Portugiesen hinrichten und rückte dann gerade auf Lissabon los. Die Behörden erklärten dem Antonio geradezu, sie seien nicht gesonnen, seinetwegen die Sicherheit der Stadt aufs Spiel zu setzen. Antonio wollte sich in Belem halten und die Bewohner von Lissabon zwingen, sich für ihn zu schlagen, zog sich dann aber auf den Rath des Italiensers Orsini nach dem wohlgelegenen Alcantara zurück. Hier kam es zu einem ernstern Gefecht. Nach kurzem Widerstande stoben die Portugiesen nach allen Seiten auseinander, indem sie tausend Todte zurückließen.¹⁾

Stände in Thomar. Allein die Wichtigkeit von Albas Sieg wurde dadurch geschmälert, daß Antonio entkam und fortan Jahre hindurch das Reich in Unruhe erhielt. Philipp setzte 80.000 Ducaten auf seinen Kopf, als den eines Empörers und Ruhestörers, und berief die Stände seines Reiches nach Thomar, wo er einen Generalpardon verkündete und unter großen Festlichkeiten sich huldigen ließ. Die Stände aber erklärten entschieden, daß sie nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet seien, wenn er oder einer seiner Nachkommen das beschworene Übereinkommen nicht beachte.

Coimbra. Unter ihren Forderungen waren die vornehmsten, daß Philipp II. sich mit einer Portugiesin vermähle (Anna war kurz vorher gestorben), daß er den ältesten Prinzen in Portugal erziehen lasse. Man rieth Philipp, die Universität Coimbra aufzulassen, denn dort lebten 3000 bis 4000 Jünglinge frei von königlicher Jurisdiction, dort sei in Wort und Schrift Philipps Recht an Portugal be-

¹⁾ Schäfer, l. c. IV, p. 345—370.

ritten worden; es wäre besser, die jungen Portugiesen auf spanischen Universitäten zu erziehen, und so mit spanischem Geiste, spanischer Sitte und Sprache vertraut zu machen. Philipp erhielt jedoch die Hochschule, nahm sie in seinen besonderen Schutz und zeigte sich gerade gegen jene Doctoren, die gegen ihn gelehrt und geschrieben hatten, besonders wohlwollend. Mit seinem festlichen Einzug in Lissabon schloß die Besitzergreifung Portugals.

Nur Antonio wollte sich nicht unterwerfen. Er hielt sich bald da, bald dort in der Verborgenheit auf, niemand zeigte ihn an. Das Gefühl, daß man seine Selbständigkeit verloren habe, seit Portugal einem größeren Staate einverleibt sei, schützte ihn. Unter Verkleidung entkam er dann nach Frankreich, wo ihn Heinrich III. seinem angemessenen Range gemäß empfing und Katharina mit der Freude, ein neues Mittel zu haben, um Philipp Schwierigkeiten zu bereiten.¹⁾

Dieser hatte anfangs Sorgen, ob die Colonien ihn anerkennen würden, in allen Besizungen ward ihm jedoch als König gehuldigt, nur nicht auf den Azoren, die aber als Haltpunkte auf der Fahrt nach Ost- und Westindien sehr wichtig waren. Terceira anerkannte Antonio und Frankreich sandte Schiffe und Mannschaft nach der Insel, um diese gegen Philipp zu behaupten. Anfangs hatten die Spanier wenig Glück, dann kam Antonio mit 70 Segeln und 7000 Mann Franzosen unter Philipp Strozzi. Der Kampf dauerte 1582 bis 1583, die Franzosen wurden zuerst zur See besiegt, dann nahmen die Spanier die Gastele, die jene an allen Landungspunkten errichtet hatten, 28 vornehme Herren und 52 Adelige wurden als Feinde der Ruhe und des Gemeinwessens, als Störer des Handels und Begünstiger der Empörung hingerichtet, denn Spanien war mit Frankreich nicht im eigentlichen Krieg. Antonio kehrte nach Frankreich zurück, wo er auf Kosten der Regierung bis 1589 lebte. Ein neuer Versuch, den er 1589 mit Hilfe der Engländer Norris und Drake gegen Portugal selber unternahm, scheiterte. Am 26. August 1595 starb Antonio in Paris, müde des Verbens um fremde Gunst und Hilfe. „Wer,“ heißt es in einer Trauerrede auf seinen Tod, „wer unter den Königen Europas ist von ihm nicht um Hilfe angebetelt worden!“²⁾

Die Colonien.

Antonio's Ende.

Die Abneigung der Portugiesen gegen die Spanier war schuld, daß, nachdem Antonios Versuche sich wirkungslos erwiesen, eine Reihe falscher Sebastianer auftrat. Jeder wollte der bei Alcazar gefallene König Sebastian, aber dort nur schwer verwundet worden sein.³⁾

Gewiß, der wahre Sebastian wurde erschlagen und seine Leiche in Ceuta und dann in Belem beigesetzt, allein es hieß bei den Portugiesen: „Die Leiche ist unecht, Sebastian lebt noch und wird wieder kommen.“ Zuerst trat 1585 ein Ziegeldecker von Alcobaca als König Sebastian auf, endete aber, nachdem er seinen Betrug eingestanden, auf den Galeeren; dann der Sohn eines Steinhäuers aus Terceira, der einen Anhang von 800 Mann warb, aber gefangen-

Falsche Sebastianer.

¹⁾ Schäfer, l. c. IV, p. 371—378. — Martin, l. c. IX, p. 511.

²⁾ Martin, l. c. IX, p. 512. — Schäfer, l. c. IV, p. 378—402.

³⁾ Die Literatur über den Tod Sebastian's bei Gams, l. c. II, 2, p. 246.

genommen, seiner Betrügereien geständig, zum Galgen verurtheilt wurde. Die gleiche Rolle spielte 1595 ein Zuckerbäcker, und der Lohn seines Treibens war derselbe. 1598 trat ein Sebastian in Venedig auf, der durch seine Ähnlichkeit mit dem echten, durch seine genaue Kenntniss früherer Verhältnisse und durch die Schilderungen seiner Wanderungen und Leiden in Aethiopien, in Persien, in Georgien selbst Zweifler gläubig machte. Auf Verlangen Philipps II. wurde er zuerst in Venedig gefangen, dann außer Landes gesetzt. In Florenz wurde er verhaftet, in Neapel von einem Kriegsgericht für einen Betrüger erklärt und 1601 nach Spanien gebracht, wo er in einem Gefängnis sein Leben endete. Die Theilnahme für ihn war in Portugal im Steigen und die Folge davon, daß Philipp den Portugiesen mißtraute und gegen sein Versprechen castilisches Fußvolk in portugiesische Festungen warf und portugiesische Mannschaft, Geschütz und Kriegsbedarf nach Spanien zog. Am den König von Marocco zu bestimmen, daß er Antonio ein erbetenes Darlehen nicht auszahle, überließ ihm Philipp sogar Arcilla, die glorreiche Eroberung Alfonsos V., und suchte durch eine Gesetzsammlung für Portugal dieses Land im Zaum zu halten, in welcher der Geistlichkeit, um sie zu gewinnen, besondere Rechte und Freiheiten gewährt waren.¹⁾

Der siebente Hugenottenkrieg, die Liga und Philipp II.

Philipps Entrüstung über die Unterstützung des Widerstandes auf den Azoren von Seite Frankreichs war groß. Heinrich III. schob alle Schuld auf seine Mutter, die aus eigenen Mitteln Schiffe ausgerüstet und Mannschaft erworben habe. Allein auch in der niederländischen Frage war Frankreichs Haltung gleich feindselig und das Benehmen Heinrichs III. gleich charakterlos. Es fehlte Philipp nicht an Gelegenheit, Vergeltung zu üben, zumal die Dinge in Frankreich mit jedem Tage verworrener wurden. Das Haus Valois gieng seinem Ende und Frankreich einem neuen großen Bürgerkrieg entgegen. Unsicherer Friede, unentschiedener Krieg, Finanznoth und Verschwendung, Rechtslosigkeit und Faustrecht, Übermuth der Großen und Verzweiflung des Volkes bezeichnen das Ende der Valois.

Ende
der
Valois.

Heinrich
III.

Der König schwankte in einensfort zwischen Ausweisung und Büßungen, an seine Günstlinge konnte er Hunderttausende verschwenden und dann wieder den Ständen klagen, daß es seiner Haushaltung am Allernöthigsten, an Holz, Fleisch, Licht fehle. Wenn er Machiavell las, so hielt sich Heinrich III. selbst für einen großen Staatsmann, wußte aber nie einen gesunden Gedanken festzuhalten und mit Ernst durchzuführen: er fühlte, wie der Boden unter ihm unsicher wurde, suchte sich jedoch nur durch Schwanken zwischen den Parteien Halt zu geben. Er kannte die Gefahr, die ihm von den Guisen drohte, wußte ihr aber nicht mit Kraft entgegenzutreten, sondern nur mit einem dumpfen Hass.

¹⁾ Schäfer, l. c. IV, p. 402—409. Die Abneigung gegen Philipp II. war dennoch so groß, daß der Prediger Luiz Alvarez dem Statthalter, dem Cardinal Albert, aus Anlaß des Evangeliums vom Nichtbrüchigen zuzurufen wagte: „Surge, tolle grabatum tuum et ambula — Serenissimus Princeps!“ d. h. Erheben Sie sich schnell, nehmen Sie Ihr Bettgeräth und gehen Sie davon.

Im December 1578 stiftete er den Heiliggeist-Orden (Ordre du Saint-Esprit) zur Erhaltung der katholischen Religion und Wiederherstellung der Würde und des Glanzes des Adels: die Ritter sollten der Kirche und dem König unbedingte Hingebung geloben und dafür wirkliche Vortheile genießen.¹⁾

Ordre
du
Saint-
Esprit.

Die Stiftung war im Grunde gegen die Guisen gerichtet, denen ihre bedeutendsten Anhänger dadurch entzogen werden sollten. Aber der Orden hatte nicht den erwarteten Erfolg, das Volk hatte keinen Glauben an den kirchlichen Eifer der Dynastie; die Pariser lachten, wenn der König im Bußgewand, eine Peitsche im Gürtel, durch die Straßen zog, und gerade die eifrig katholischen Provinzen sprachen sich am stärksten gegen die Regierung aus. Der Sprecher der Stände der Normandie fragte 1578: „Wie lange noch werden Schmeichler dem König sagen, daß er nicht an die Gesetze gebunden ist und an den Eid, den er bei der Krönung schwor? Gott, der über den Königen waltet, kann sie in den Abgrund schmettern, wenn die Unbill überhand nimmt.“²⁾

Die
Guisen.

Die
Stände.

In all dem jah Heinrich III. die Hand der Guisen, die jede Gelegenheit ergriffen, um sich als die Vertheidiger der öffentlichen Freiheiten und des wahren Glaubens hinzustellen. Um gegen sie Heinrich von Navarra zu gewinnen, reiste Katharina im Jahre 1579 nach dem Süden und bewilligte diesem zu Nerac große Zugeständnisse in Ausführung des Friedens von Bergerac, aber durch geheimen Vertrag, um die Katholiken nicht zu reizen.

Friede
zu
Nerac.

Um das Volk zu beschwichtigen, erließ der König 1579 eine Ordonnanz, die viele verhasste Mißbräuche abstellte, die eine Wohlthat für das Land war, wenn sie durchgeführt wurde, die aber bald sich als bloße Lockspeise bewährte, weil sie vom König selber zu allererst überschritten wurde. Weil dieses Geiz die Klagen der Stände zu Blois von 1576 beschwichtigen sollte, heißt es die Ordonnanz von Blois.³⁾

Ordon-
nance
de
Blois.

Aber noch 1579 kam es zum siebenten Hugenottenkrieg; der Krieg heißt „La guerre des amoureux“, weil der unbesonnene König seine Schwester Margareta der Untreue bei ihrem Gemahl verklagte, Heinrich von Navarra aber den Unschuldsbetheuerungen seiner Gattin glaubte und diese mit den Damen ihres Hofes jetzt den Béarner zum Kriege gegen den ungalanten König von Frankreich fortrijs. Bevor aber Heinrich von Navarra sich vollständig gerüstet hatte zum Rachekrieg, erhob schon der Prinz von Condé das Schwert, weil sein im Frieden von Bergerac bekräftigter Anspruch auf die Statthalterschaft in der Picardie von der Regierung nicht beachtet wurde.

La
guerre
des
amou-
reux.

Am 29. November 1579 nahm daher Condé die Festung La Fère la Fère durch unblutige Ueberrumpfung in Besitz. Nun wollte auch Heinrich von

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 474—475.

²⁾ Ibid. p. 484.

³⁾ Ibid. p. 485—493.

Navarra mit allen Hugenotten loszuschlagen. Doch wollten seine Hugenotten nichts von einem allgemeinen Kriege wissen aus so leichtfertigen Anlaß, und der Béarner glaubte durch einen kühnen Schlag darum sein Ansehen retten zu müssen. In der Nacht des 4. Mai 1580 erschien er mit 4000 Mann vor dem festen Cahors, sprengte zwei Thore — hier kommen zum erstenmal die Petarden vor — hatte aber vier Tage gegen die tapfere Besatzung und die Bürgerschaft zu streiten, bis er Herr des Platzes ward. Dieser Streich ließ ihn als kühnen und glücklichen Soldaten erscheinen.¹⁾

Heinrich III. fürchtete zu sehr die Guisen, als daß er eine Vernichtung Heinrichs von Navarra hätte wünschen können, darum nahm er die Vermittlung seines Bruders Anjou an und so kam es zum Frieden von Fleiz, 26. November 1580, in welchem nur die Verträge von Bergerac und Nerac neu bestätigt wurden, der aber wie diese beiden nur ein Frieden ohne Sicherheit und Ruhe war.²⁾

Für diese Vermittlung erhielt Anjou die Unterstützung Navarras in den Niederlanden.

Wir haben oben gesehen, wie Anjou dort die Mittel und die Ehre Frankreichs verschleuderte. Nicht besser machte es Heinrich III. indessen zu Paris: ohne Hoffnung auf Kinder, suchte er nur seine Günstlinge groß und reich zu machen. Bei der Vermählung zweier dieser Mignons giengen bloß in Festlichkeiten für diese am Hofe 1,200.000 Goldstücke auf; jeder der beiden Lieblinge erhielt zugleich 300.000 Goldstücke bar, und der König verletzete alles Recht, um die Mittel zu dieser tollen Verschwendung aufzubringen. Ein Sturm des Unwillens erhob sich wider ihn.³⁾ Der König mußte mit Gewalt die Cassen der Stadt Paris sprengen. Was half es, daß der König 1583 wieder als Väter mit seinem Hofe durch die Straßen zog! Ein Prediger nannte ihn von der Kanzel herab einen unglückseligen Heuchler, der Gottes nur spottete und die Reitsche, statt am Gürtel, tüchtig auf dem Rücken haben sollte — und der König hatte den Muth nicht, den kühnen Redner zu bestrafen.⁴⁾

Als Anjou, bedeckt mit Schulden und Schande, in Chateau-Thierry am 10. Juni 1584 in Folge seines leichtfertigen Lebens einen frühen Tod fand, wurde diese Unzufriedenheit mit dem König auf einmal sehr bedeutend. Der nächste Erbe des Thrones war jetzt Heinrich von Navarra, denn bei der Sittenlosigkeit Heinrichs III. war an keine Nachkommenschaft im königlichen Hause zu denken. Konnte man aber dem katholischen Frankreich zumuthen, einen Hugenotten als König anzuerkennen? War nicht der Katholicismus Grundgesetz des Reiches seit den Tagen Chlodwigs?

Darum jaudete Heinrich III. 1584 an den König von Navarra: er solle den Calvinismus abschwören und wieder an den Hof kommen; darum

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 496 f.

²⁾ Ibid. p. 499.

³⁾ Estoire, Register-Journal de Henri III, bei Michaud et Poujoulat, Nouvelle Collectio, 2. série, tome I, 1. partie, p. 144—151.

⁴⁾ Estoire, l. c. p. 159 f.

mahnnten ihn würdige Männer, er solle seine faden Liebeleien aufgeben und die Liebe Frankreichs und der Christenheit verdienen. Heinrich von Navarra zögerte, er fürchtete die Protestanten zu verlieren und die Katholiken nicht zu gewinnen; er mochte nicht abhängen von den Günstlingen Heinrichs III.¹⁾

Das hob die Hoffnungen der Guisen. In Holland und Seeland, in England erlitten damals die Katholiken die härtesten Verfolgungen. „So ist unier Los,“ meinten die Katholiken Frankreichs, „wenn wir einen Reformierten zum König bekommen.“ — Die Katholiken fühlten, sie müßten sich einigen, um sich und ihren Glauben zu retten. Hatte sich die Liga von 1576 still und wirkungslos aufgelöst, so erneute sie sich in den letzten Monaten des Jahres 1584 insgeheim wieder, aber zur größten Wirksamkeit. Karl Hotmann war mit den Geistlichen in Paris der Begründer eines neuen Bundes, in den man aber nur wohlbeleumdete und entschiedene Männer in aller Stille aufnahm. Jeder warb wieder Genossen und bald verzweigte sich die Verbindung durch alle größeren katholischen Orte. Man verhiess, einander Mittheilungen zu machen, damit alle Katholiken Frankreichs wie von einem Geist geleitet und imstande seien, die Häresie und die Tyrannei zu bekämpfen. Die Verdrängung des Königs von Navarra und der Sturz der Günstlinge war das Lozungswort.²⁾

Wer sollte aber König werden nach dem voraussichtlich nahen Tode Heinrichs III.! Guise war zu scharfblickend, um alsbald an eine Thronbesteigung zu denken. Ein Übergang, ein Figurant war nöthig, unter dessen Namen er einstweilen regieren und nach dessen Tod er die Krone sich selber aufs Haupt setzen konnte. Heinrich von Navarra hatte einen Oheim, Cardinal Karl von Bourbon. Zwar stammte Heinrich IV. vom älteren Bruder des Cardinals ab, allein man setzte dem entgegen, daß durch Abfall von der katholischen Religion jedes Anrecht an die Krone verwirrt werde. Karl von Bourbon war sechzig Jahre alt, ein schwacher, eitler Mann, den der Glanz der Krone blendete. Auch Katharina von Medici ward für die Liga gewonnen, sie glaubte, man werde zu Gunsten ihrer älteren Tochter, der Herzogin von Lothringen, das salische Gesetz aufheben. Für Philipp von Spanien war in seinem Kampfe für die katholische Sache die Liga zu wichtig, als daß er nicht mit ihr sich verbinden sollte. Heinrich von Navarra, dem früher schon von ihm Unterstützung, um zur Krone zu gelangen, und eine Infantin versprochen worden war, hatte Heinrich III. auf die spanischen Pläne längst aufmerksam gemacht. Guise dagegen versprach Philipp II., den er als den Arm des Katholicismus bezeichnete, in allem Willfährigkeit. Von großer Bedeutung für den Beitritt Philipps II. zur Liga in Frankreich ward die Haltung des französischen Hofes zu den abgefallenen Niederlanden.

Die Sache der Katholiken sowie die der Protestanten wurde jetzt überall, in Frankreich, in den Niederlanden, in England eine gemeinsame. Sieg oder

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 524 f.

²⁾ Ibid. p. 529—532.

Guisen.

Erneuerung
der
Liga.

Heinrich
Guise.

Cardinal
Bour-
bon.

Spanien.

Philipp
II.
und
Guise.

Niederlage in einem Lande mußte in den andern nachwirken. Die Bestürzung über den Tod Draniens erleichterte Alexander von Parma seine Fortschritte. Dendermonde fiel am 17. August, Wilvorden am 7. September, Gent am 17. September in seine Gewalt. Schon begann die Umschließung von Antwerpen.¹⁾

In dieser höchsten Noth boten die vereinten Provinzen im Sommer 1584 dem König von Frankreich die Oberhoheit an. Die Heerführer riefen dem König anzunehmen, auch Katharina, welche Philipp II. gründlich haßte. Heinrich III. Heinrich III. aber hatte Angst vor einem Kriege mit Spanien. Dann machten ihm aber wieder die Fortschritte der Liga bange und er näherte sich den Hugenotten und den Niederlanden und suchte zugleich das Volk durch Nachlaß der Steuern günstig zu stimmen. All das nuzte jedoch wenig.²⁾

Vertrag von Joinville. Am 16. Januar 1585 kam im Schlosse Joinville ein Vertrag zwischen den Guisen, Karl von Bourbon und dem Gesandten Philipps II. zustande.³⁾ Man gelobte sich, einig zu sein, um die Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden zu vertilgen und alle vom französischen Throne auszuschließen, welche Ketzer wären oder Ketzern Straflosigkeit gestatteten. Der Cardinal von Bourbon verspach, wenn er König sei, den Vertrag von Cateau-Cambresis zu vollstrecken, nie eine Verbindung mit dem Großtürken einzugehen, den Spaniern das Monopol der Fahrt nach den beiden Indien zu gestatten und Philipp in den Wiederbesitz von Cambray zu setzen — Anjou hatte es genommen, sterbend an Heinrich III. vermacht, und Katharina es als ihr Eigenthum erklärt, als dieser es nicht in Besitz zu nehmen wagte. Philipp II. versprach hingegen seinen Verbündeten 600.000 Thaler in den nächsten sechs Monaten, in denen sie die Waffen ergriffen, und 50.000 Thaler für jeden Monat, solange der Krieg dauere, jedoch als Anlehen zurückzahlbar, sobald Bourbon den Thron besteige: Nieder-Navarra und Béarn sollten an Spanien zurückgegeben werden. Keiner der verbündeten Theile sollte allein mit dem König von Frankreich fürder unterhandeln.

Auch an Papst Gregor XIII. hatten sich die Guisen gewendet und dieser hatte versprochen, den König von Navarra und Heinrich von Condé für unfähig zur Thronfolge zu erklären, aber jede Empörung gegen den rechtmäßigen katholischen König entschieden mißbilligt.⁴⁾

Heinrich III. und die Niederlande. Die Entscheidung nahte. Die Abgeordneten aus den Niederlanden baten Heinrich III. inständig, einzuschreiten, ehe ganz Belgien verloren sei, und boten zwölf Sicherheitsplätze und 100.000 Thaler monatlich, wenn er sogleich mit einem Heere komme. Elisabeth von England wollte für die Hälfte der

1) Wenzelburger, l. c. II, p. 535 ff.

2) Martin, l. c. IX, p. 537. — Wenzelburger, l. c. II, p. 550 f.

3) Dumont, Corps diplomatique, V, p. 411.

4) Martin, l. c. IX, p. 541. — Vergl. Ranke, Französische Geschichte, I, S. 285—296. — Michelet, l. c. p. 144 ff.

Summe Bürge stehen, denn sie fürchtete jetzt den Sieg der Spanier in den Niederlanden, und der schwache Heinrich war ihr als Nachbar viel lieber als der kühne Alexander von Parma. Aber der König war nicht imstande, einen festen Entschluß zu fassen und Mendoza, Philipps Gesandter, machte mit seinen Warnungen und Drohungen Eindruck auf ihn. Heinrich III. hat die Niederländer um Frist, am 28. Februar nahm er von Elisabeth den Hosenband-Orden an und die Mahnung zum Kriege gegen Spanien. Die Gegner fürchteten, daß er sich mit England und den Niederlanden verbinde. Sowie aber Heinrich III. merkte, daß die Guisen und ihr Anhang im Ernste rüsteten, erschrak er wieder, erklärte öffentlich, er wolle mit dem König von Spanien in Frieden leben, und beschied im März 1585 die Niederländer abschlägig, verwehrete jedoch zu gleicher Zeit alle Werbungen in seinem Reiche, gebot Ruhe und setzte Befehlshaber ab, denen er nicht traute.¹⁾

Da erschien am 31. März 1585 das Manifest von Peronne,²⁾ eigentlich die Kriegserklärung der Guisen. Durch unwürdige Lieblinge, so erklärt hier als erster Prinz von Gebliit und zugleich als Cardinal der Kirche Karl von Bourbon, würden alle verdienten Männer zurückgesetzt, gehe Religion und Verfassung zugrunde, überdies stehe zu befürchten, daß ein Ungläubiger nach dem Tode des jetzigen Königs den Thron besteige. Darum habe sich ein Bund gebildet zur Erhaltung der katholischen Religion, der Rechte des Adels und der Freiheiten des Volkes, zur Ausrottung der Ketzerei und zur Entfernung schlechter Rathgeber. Die Parlamente sollen ihre Rechte wieder erhalten, die Abgaben vermindert und jeder in seinem Rechte geschützt werden. Man habe die Waffen nicht gegen seine Majestät, sondern nur gegen die Mißbräuche ergriffen, werde aber das Schwert nicht niederlegen, bis die Gefahren beseitigt seien.

Und dem Worte folgte rasch die That. Die Verbündeten setzten sich schnell in den Besitz der wichtigsten Plätze der Champagne, Picardie, Normandie, Bretagne, in Burgund und Berry, nur der Angriff auf Bordeaux und Marseille mißlang. Es war ein schwerer Schlag für den König. Übrigens war seine Lage doch nicht so hoffnungslos, wenn er den Muth nicht verlor, denn die Verbündeten hatten auch unter dem katholischen Adel Gegner. Die Venetianer boten Heinrich III. Geld an, die Königin von England 6000 Mann Hilfstruppen, auch die Schweizer wollten ihn unterstützen. Die Hugenotten hätten sich gern für ihn erhoben, allein Heinrich III. fürchtete die Hugenotten noch mehr als die Ligiſten. Katharina mußte mit den Guisen unterhandeln und nach einigem Schwanken kam das Edict von Nemours zustande,³⁾ 7. Juli 1585, worin der König alle Friedensschlüsse und Versprechungen zu Gunsten der Hugenotten widerrief, allen seinen Unterthanen gebot, zur rechtgläubigen Kirche zurückzukehren oder binnen sechs

Manifest
von
Peronne.Neuer
Krieg.Edict
von Ne-
mours.

1) Martin, l. c. IX, p. 542 f.

2) „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Königs der Könige“ hebt es an.

3) Wo Guises Hauptquartier war.

Monaten das Reich zu verlassen, die Hugenotten für unfähig zu allen Ämtern erklärte und befahl, nie mit ihnen Frieden zu schließen, und zugleich feierlich versicherte, nie könne ein Hugenotte den französischen Thron besteigen. Der König billigte alles, was die Liga bisher gethan hatte, und überließ ihnen Sicherheitsplätze.¹⁾

^{Stieg}
^{der Liga.}

Der achte Hugenottentrieg. Die Liga der Sechzehn.

Die Liga hatte also vollständig gesiegt. Aber damit kam keine Ruhe über Frankreich, sondern neuer Krieg, der achte Hugenottentrieg oder der sogenannte Krieg der drei Heinriche: Heinrich III., Heinrich von Navarra und Heinrich von Guise.²⁾ Bisher hatten die Hugenotten die Freiheit des Bekenntnisses überall und die Freiheit des Cultus in bestimmten Grenzen erhalten. Jetzt war ihnen beides mit einem Schlage genommen und sie rüsteten darum zum Kampfe der Verzweiflung.

^{Krieg}
^{der drei}
^{Hein-}
^{riche.}

Dem König von Navarra erschien bei der ersten Kunde von dem Erlass von Nemours die Lage so verzweifelt, daß die Hälfte seines Schnurrbartes grau wurde: Frankreich im Fahrwasser Spaniens, die Übermacht der Katholiken kaum überwindbar, die Neigung der Großen auf Selbständigkeit und Zersplitterung des Reiches gerichtet, ihm selber der Weg zum Thron versperrt! Allein Heinrich IV. hatte Stahlkraft der Seele genug, im Unglück nicht zusammenzubrechen, im Gegentheil neue Hilfsmittel zu finden und an der Gefahr groß zu werden.

^{Noth}
^{Hein-}
^{richs IV.}

Er wandte sich an Elisabeth, er wandte sich an die deutschen Fürsten. Bezas kräftiges Wort ließ den Deutschen jetzt einen Zug nach Frankreich zur Rettung der reformierten Sache als einen Kreuzzug erscheinen. Auch die Schweizer geriethen in Aufregung, sie gestatteten, daß 6000 Mann ausbrachen, nicht um den König von Frankreich, denn mit dem war man in Bundesgenossenschaft, sondern um die Guisen zu bekämpfen.³⁾ Im Lande des Pfalzgrafen Kasimir, der, nicht geschreckt durch seine niederländischen Erfahrungen, noch immer einen Durst hatte nach Ruhm und Beute, sammelten sich deutsche Truppen.⁴⁾

^{Hilfs-}
^{mittel.}

Aber auch in Frankreich hatte der König von Navarra unter dem katholischen Adel Fürsprecher und schauten viele mit Neid und Ingrimm auf die hochfliegenden Pläne der Guisen. Montmorency, „der König von Languedoc“, schloß eifrigen Bund „gegen die Vothringer, die Urheber aller Leiden Frankreichs, die den König gezwungen hätten, den beschworenen Frieden zu brechen“. — Den Boten des Königs, die ihn zum Aufgeben der Sicherheitsplätze und zum Einschreiten gegen den protestantischen Gottesdienst aufforderten,

^{Der}
^{Adel.}

¹⁾ Martin, l. c. IX, p. 546—552.
²⁾ Ein vierter Heinrich, nämlich Condé, trat mehr in den Wintergrund und starb schon vor dem Ende des Krieges am 5. März 1588 nach seiner Rückkehr aus England an Gift, das ihm wahrscheinlich einer seiner Diener beigebracht hatte. Martin, l. c. X, p. 53.
³⁾ Bögelin-Gescher, l. c. II, p. 543 f.
⁴⁾ Janssen-Pastor, l. c. V, p. 68 ff.

antwortete Heinrich von Navarra mit Berufung auf ein allgemeines Concil, die Bulle des Papstes vom 9. September 1585 aber, welche ihn und Heinrich Condé für Bastarde erklärte und ihr Geschlecht für verwünscht und ihrer Ansprüche an die Krone für verlustig, weil sie unverbesserliche Ketzer seien, beantwortete der Bearner mit einer Beschwärde, welche er sogar in Rom insgeheim anschlagen zu lassen verstand, so daß Sixtus V. über diese Kühnheit staunte und erklärte, hier habe man es mit einem Manne zu thun.¹⁾

Ein Mittel zur Rettung für Heinrich von Navarra lag in der Abneigung Heinrichs III. gegen die Guisen: er wünschte nicht die Niederlage Navarras, denn diese mußte die Guisen hoch stellen. Also war ein vollständiger Sieg eine Gefahr für den König. Heinrich III. suchte deshalb den Krieg in die Länge zu ziehen und eine Partei durch die andere zu schwächen, um selber wieder Übermacht über beide zu erlangen.

Des Königs Mißstimmung merkten die Ligisten aus der Art, wie er von dem Präsidenten des Parlaments, den Vorstehern des Handels und dem Decan der Domkirche Geld verlangte: „Ihr habt mich gezwungen zum Krieg, man kann ohne Geld keinen Krieg führen, sagt darum den Bewohnern meiner guten Stadt Paris, daß sie sich nicht weigern dürfen mir 200.000 Thaler zu geben.“ — Dem Cardinal von Guise bemerkte er: „Es ist ein Religionskrieg, also werde ich die Einnahmen der Kirche dazu verwenden, die Geistlichkeit muß ihn unterhalten. Ich fürchte, wir werden die Messe gefährden, indem wir dem Predigen ein Ende machen wollen.“ — Heinrich Guise verlangte eine Armee, um den Osten zu schützen gegen die Deutschen, eine Armee für seinen Bruder Mayenne, um den König von Navarra in Guyenne zu bekämpfen; der König sollte in der Mitte des Reiches mit einer Reserve-Armee bleiben.

Die Zögerungen der Katholiken gaben den Hugenotten Zeit, nicht bloß sich zu rüsten, sondern die ersten Schläge zu führen in Poitou und in der Dauphiné, doch waren sie wenig glücklich. Ein Zug Condés an der Loire mißlang vollständig. In den Kriegslärm tönen Stimmen, welche die Haltung der Geister bezeichnen.

Die Liga zwang dem König eine neue Verordnung vom 17. October 1585 ab, welche die Frist von sechs Monaten nur auf die Frauen beschränkte und den Männern nur vierzehn Tage gestattete, um ihr Bekenntnis abzuschwören, und alle Hugenotten in Waffen als Hochverräther zu behandeln befahl. Das Parlament von Paris legte Verwahrung ein gegen diesen Erlaß „einer blutgierigen Proscription, ohne alle Form von Recht“. Von Seite der Liga, verfaßt von dem Advocaten Louis in Orleans, wurde im Jahre 1586 eine Schrift verbreitet, welche die Leiden der Katholiken in England in ergreifenden Zügen schilderte und die Häresie als den Untergang des französischen Reiches darstellte: die Hugenotten wollten Frankreich in einen Bund von kleinen Republiken umwandeln; Ludwig der Heilige würde den König von Navarra nicht nur für unfähig zur Thronfolge erklären, sondern für unwürdig, zu leben; Philipp II. sei das Vorbild eines katholischen Königs.²⁾

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 3—9.

²⁾ Ibid. p. 16 f.

Heinrich
III.

La
guerre
des
trois
Henris.

Philipp
II.

Krieg
von 1589.

Indes war der Kampf von der Loire und der Charente bis zur Dordogne und Garonne vorgeedrungen. Heinrich von Navarra suchte die Plätze der Gascogne zu vertheidigen. Mayenne klagte, daß ihn der König nicht genug unterstütze, um mit dem Feinde fertig zu werden, nicht ohne Grund, denn Heinrich III. schuf selber drei kleine Armeen, deren Führung er zuverlässigen Anhängern übertrug, aber keinem Oligisten.

Die
Deut-
schen.

So verfloß das Jahr 1586 ohne entscheidende Schläge. Eine Gesandtschaft der deutschen protestantischen Fürsten sollte Heinrich III. mahnen, den alten Frieden mit den Hugonotten wiederherzustellen. Der König gieng nach Lyon, um diese Gesandten nicht sogleich empfangen zu müssen: erst am 11. October 1586 gab er ihnen in Saint-Germain Audienz. Ihre Rede war derb, ebenso seine Antwort: er könne in seinem Reiche machen, wie er es für gut finde, und jeder, der sage, er habe sein Wort gebrochen, sei ein Lügner. Das ward verstanden als Kriegserklärung, und die Rüstung begann mit neuem Eifer.¹⁾

Katha-
rina
unter-
handelt.

Daneben aber brach Katharina trotz Sicht, Husten und Alter im December 1586 nach dem Süden auf, um mit Heinrich von Navarra zu unterhandeln. Es fielen bittere Worte.

„Der König betriegt mich wie ein Wolf und Ihr wie eine Löwin!“ jagte Heinrich zu seiner Schwiegermutter, als sie ihm ihre Sorge um sein Wohl theuerte. — „Welche Unruhe hatte ich nicht um Euretzwegen!“ sagte Katharina. — „Ach, diese Unruhe gefällt Ihnen und nährt Sie,“ entgegnete Heinrich, „Sie würden sterben, wenn Sie in Ruhe leben müßten.“ Sie fühlte bald, daß ihr ganzer Einfluß, alle ihre Künste bei ihm gesunken seien. Als sie unter dem Scheine freundlichen Scherzes ihn in die Seite kitzelte, meinte Heinrich, sie wolle nur untersuchen, ob er einen Panzer an habe, zeigte ihr die offene Brust und rief: „Madame, ich diene jedem offenerzig!“ Auch vor ihrem schönen Gefolge war Heinrich sehr auf der Hut.

Gegen-
seitiges
Mis-
trauen.

Zu den Guisen, die über diese Verhandlungen mißtrauisch wurden, sagte Katharina, der Zweck derselben wäre bloß, Heinrich von Navarra einzuschläfern. Weil die Verbündeten einander nicht trauten, führte jeder den Krieg nach eigenem Plan: die Guisen bemächtigten sich mehrerer fester Plätze und wollten Philipp II. Boulogne in die Hände spielen, welches für den Zug nach England, den er damals mit allem Eifer betrieb, sehr vortheilhaft wäre.

Es war die Zeit, da der Religionshaß in England, in den Niederlanden, in Frankreich den höchsten Grad erreichte: am 18. Februar 1587 fiel ihm das Haupt der Maria Stuart als Opfer! Der Eindruck, den die Nachricht in Paris hervorbrachte, war groß! Es hieß, Heinrichs III. Gesandter habe bei Elisabeth nicht nur nichts gethan, um die unglückliche Königin zu retten, sondern insgeheim zur Hinrichtung gerathen; der König wünsche auch, daß die Deutschen in Frankreich einfallen. In Paris wurde der Plan gefaßt, den König gefangen zu nehmen oder zu tödten.²⁾

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 21 f. — Janßen-Pastor, l. c. V, p. 85 f.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 28—31.

Damals bildete sich in Paris die Verbindung der Sechzehn (la ligue des Seize), der Name rührt nicht von der Zahl der Mitglieder her, sondern von den sechzehn Quartieren, in welche damals Paris getheilt war und deren Vorstände die Polizei des Viertels leiteten. Zum Glück für den König fand sich ein Verräther unter ihnen, Boulain, welcher ihm ihre Pläne immer wieder mittheilte, so daß er Vorsorge treffen konnte. Schnell war eine Verbindung zwischen den Sechzehn und Guise hergestellt, desgleichen mit den Städten ligistischer Gesinnung. Ein Bundeseid ward von Paris aus mitgetheilt: jedes Mitglied gelobte Gut und Blut aufzubieten, daß die Ketzerei in Heinrich von Béarn nicht den Thron besteige, sondern nach dem Tode des Königs sollte der Cardinal Bourbon von den Katholiken gewählt werden. Ein Zug für die alten Municipalrechte geht durch die ganze Verbindung: die Städte sollten ihre alten Freiheiten, aber auch Adel und Bürger ihre Rechte wieder erhalten.¹⁾

Ligue
des
Seize.Bundes-
eid.

Dem König blieb jetzt nichts mehr übrig, als den Krieg mit allem Ernst zu führen. Heinrich III. unterhandelte vorher noch mit den Ligisten um günstige Bedingungen für die Hugenotten oder einen Waffenstillstand. Allein Guise war unbeugsam, sein einziger Vortheil lag im Krieg. Schon im August waren die Deutschen und Schweizer ungefähr 26.000 Mann stark unter Dohna, vereint mit 4000 Hugenotten, im Heranmarsch begriffen.²⁾ Der König wünschte, daß sie sich gegen Lothringen wenden und Guise dort hinlänglich zu thun bekomme; Joyeuse sollte unterdessen an der Spitze von 5000 Mann Heinrich von Navarra zurückdrängen, welcher in Poitou und Guyenne rasch einige Plätze weggenommen hatte; der König selber wollte mit einer starken Armee an der Loire Stellung nehmen und je nach Umständen handeln. Sein Wahlspruch war hinsichtlich der Guisen und Schweizer: „Durch meine Feinde will ich mich an meinen Feinden rächen.“³⁾

La
guerre
des
trois
Henris.

Der erste Schlag fiel im Südwesten. Joyeuse hatte dem König eine Entscheidungsschlacht verheißen und daß er den Kopf des Königs von Navarra mitbringen werde. Eine Menge Edelleute vom Hofe begleiteten ihn als Freiwillige, eine Jugend voll Muth, im reichsten Waffenschmuck und auf den schönsten Rossen. Bei Coutras stieß er am 20. October 1587 auf die Hugenotten unter Heinrich von Navarra; ihre Kleidung war abgetragen, aber es waren Veteranen, die mit dem Muth der Verzweiflung kämpften.

Schlacht
bei
Coutras.

Joyeuse verbot bei Todesstrafe, einem Feinde Pardon zu geben, selbst wenn es der König von Navarra wäre. Dieser hingegen mußte, nach einer etwas unsicheren Nachricht, auf Andringen der strengen protestantischen Geistlichen öffentlich Buße thun und Gott kniefällig um Verzeihung bitten wegen des Urgernisses, das er durch seine zügellose Unenthaltbarkeit gegeben. Heinrich von Navarra

¹⁾ Thierry, Essai sur l'histoire du Tiers État, p. 110.

²⁾ Janssen-Pastor, l. c. V, p. 86. — Wögelin-Escher, l. c. II, p. 555.

³⁾ De inimicis meis vindicabo inimicos meos. Davila, l. c. I, p. 344.

unterwarf sich der Buße und sagte, als einige Hölflinge spotteten: „Man kann sich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug den Menschen die Stirn bieten.“¹⁾ Als Heinrich von Navarra dann kniend vor der ganzen Schar ein Gebet um Hilfe von oben sprach und daß das Blut, welches jetzt vergossen werde, über die Urheber dieses Krieges kommen möge, folgte die ganze Armee seinem Beispiele. — „Seht, wie sie zittern! der Tag ist unser“, rief Joyeuse. — „O nein,“ entgegnete sein Lieutenant, „diese Männer beten allezeit, wenn sie entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben.“ — Die Schlacht begann um neun Uhr. Das Geschütz der Katholiken war schlecht bedient und hatte wenig Wirkung,²⁾ darum ordnete Joyeuse einen Massenangriff seiner Reiterei an, der aber am sicheren Feuer und an der Festigkeit der Gegner scheiterte. Der Kampf war kurz, aber schrecklich. Die Blüte des katholischen Adels wurde niedergemäht. Joyeuse wurde erschossen.

Sieg
der
Huge-
notten.

Die Freude der Hugenotten war groß. Es war ein glänzender Sieg und der erste in offener Feldschlacht, und die Milde des Siegers, welcher die Gefangenen freundlich behandelte und nur die Wiederherstellung des Friedens von 1577 forderte, erhöhte seinen Glanz. Aber der Sieg wurde nicht ausgebeutet. Man wirft Heinrich von Navarra vor, daß er alle Vortheile der Verfolgung aufgab, um nur die eroberten Fahnen einer neuen Geliebten zu überreichen, während seine Lobredner ihn damit entschuldigen, daß er die Hugenotten nicht zusammenhalten konnte, weil sie heimkehren wollten.³⁾

Die
Deut-
schen.

Diese Auflösung hatte verderbliche Folgen für das deutsche Heer, das unter Dohna mit den Schweizern vereint in Frankreich einrückte.

Heinrich
Guise.

Es war kein rechter Plan und kein rechter Zusammenhalt dabei: statt auf Lothringen sich zu werfen und die Guisen zu schlagen, beschloß man, sich mit den Hugenotten des südlichen Frankreich zu vereinigen, und da stieß man bald auf das Heer des Königs, welcher mit den Schweizern zu unterhandeln begann und ihnen auseinandersetzte, nicht gegen die Guisen, sondern gegen ihn seien sie herangezogen, und die Schweizer nahmen Geld von ihm und erklärten: nie und nimmer würden sie gegen die Krone Frankreichs das Schwert führen. Als dann Dohna seine Richtung gegen die Guisen nahm, ließ er sich am 26. October zuerst bei Vimory, dann beim Burgflecken Auneau am 24. November von Heinrich Guise überraschen. Viele der Seinen wurden niedergehauen oder gefangen genommen. Unzufrieden zogen die Schweizer jetzt in ihre Heimat und auch die Deutschen beschloßen, das französische Gebiet zu verlassen; der König ließ sie frei abziehen, allein Guise verfolgte sie bis zur Grenze. Viele wurden von den Bauern erschlagen.⁴⁾

1) On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes.

2) Ausführlich beschrieben bei Lacroix, Histoire de France pendant les guerres de religion, III, p. 210—222. Paris 1844.

3) Martin, l. c. X, p. 39—41.

4) De Thou, Mémoires, bei Michaud et Poujoulat, 1. série, tome XI, p. 323.

Heinrich III. und die Pariser.

Man kann nicht leugnen, daß der König Heinrich III. in Behand-^{Heinrich III.} lung der Schweizer Geschick bewies: wenn sie sich mit Heinrich von Béarn vereinigt hätten, so wäre die Gefahr für Frankreich ernst gewesen. Desungeachtet erntete Heinrich III. kein Lob von den Parichern.

Als der König am 23. December 1587 eine Art Triumphzug in Paris^{in Paris.} hielt und in Notre-Dame Gott dankte für den Sieg, riefen nur wenige bezahlte Stimmen: „Es lebe der König!“ und suchten aller Augen den Herzog von Guise, dem er verboten hatte, nach Paris zu kommen, und hieß es: „Saul hatte tausend erschlagen, David aber zehntausend.“

Die Währung stieg und der König hatte den Muth nicht, sie zu bändigen. Die Sorbonne hatte auf die Nachricht, daß der König mit Geld die Schweizer zum Rückzuge bewogen habe, beschlossen, daß man Fürsten, die nicht regierten, wie sie sollten, absetzen könne. Der König fuhr die Doctoren an: er hätte das Recht, sie auf die Galeeren zu schicken, wagte aber nichts weiter gegen sie.¹⁾

Die Schwester des Guise, die Herzogin von Montpensier, eine ehrgeizige Frau, „die Königin der Liga“, befeuerte alle Gegner des Königs und rühmte sich, sie richte mit der Zunge so viel aus, als ihr Bruder mit dem Schwerte, und trug eine Schere immer an dem Gürtel, mit der man dem König die Tonsur scheren müsse, wenn man ihn ins Kloster stecke.²⁾ Und doch hatte der König den Muth nicht, diese einflussreiche Feindin aus Paris zu vertreiben. Ein Prediger sollte wegen aufrührerischer Reden verhaftet werden, doch die Menge wehrte sich dagegen, und der König stand furchtsam von weiterer Verfolgung ab. Dabei feierte er, trotz der Leere des königlichen Schatzes, den Carneval mit einer Berispendung und einem Leichtsinne, daß man ihm die ärgsten Dinge nachjagte. Sein Liebling Epernon wurde Admiral von Frankreich und bekam die bedeutendste Statthalterei, die Normandie. Die Ligisten verbreiteten eine Schrift „Die Großthaten des Herzogs von Epernon gegen die Ketzer“ — auf jeder Seite stand aber nur das Wort „Kien“ („Nichts“).

Ein solches Benehmen Heinrichs III. hieß reizen, ohne die Kraft zum Schlage zu sammeln. Selbst Katharina war um diese Zeit gegen ihren Sohn. Auf ihre Vorwürfe sagte ihr Heinrich III., er wolle nach seinem eigenen Ermessen handeln und bitte sie, sich fortan nicht mehr in seine Angelegenheiten zu mischen. Sogleich neigte sie sich den Guisen zu.³⁾

Diese hatten ihre Zeit besser benutzt und auf einer Zusammenkunft zu Nancy im Januar 1588 stellten die Häupter der Liga ihre Forderung^{Horberungen der Liga.}

¹⁾ Estoile, l. c. p. 235.

²⁾ Über Heinrichs Kronen haben die Ligisten den Vers gemacht:

„Qui detit ante duas, unam abstulit, altera nutat,
Tertia tonsoris est facienda manu.“ Estoile, l. c. p. 192.

³⁾ Martin, l. c. X, p. 50 ff.

an den König: er solle sich entschiedener und offener mit ihnen verbinden, alle schädlichen Personen aus seinem Dienste entfernen, die Beschlüsse des Concils von Trient annehmen, die Inquisition einführen, die Güter der Häretiker verkaufen, im Kriege solle man keinem Gefangenen das Leben schenken, von dem man nicht annehmen dürfe, daß er fortan als Katholik lebe.

Die Stimmung in Paris wurde immer gereizter, die Widerseßlichkeit gegen den König im Lande immer offener. Espernon stieß auf Hindernisse, als er seine Statthaltereier antreten wollte. Dem König wurde mitgetheilt, Die Sechzehn und Guise. daß die Sechzehn ihre Kräfte schon gemustert und 30.000 Mann zur Verfügung hätten und nur auf die Ankunft Heinrichs von Guise harren und daß dieser versprochen habe, bald zu kommen. Um Paris näher zu sein, wurde denn auch der Ligen-Convent von Nancy im Februar nach Soissons verlegt. Philipp II. trieb Guise voran, denn Heinrich III. hatte der Königin von England große Hilfe versprochen im Falle einer Landung, und der Spanier mußte also darauf denken, dem König von Frankreich Schwierigkeiten im eigenen Lande zu bereiten.¹⁾

Heinrich III. zog Truppen in der Nähe von Paris zusammen, namentlich Schweizer, ließ aber zugleich mit Guise unterhandeln und ihn bitten, später befehlen, nicht nach Paris zu kommen. Heinrich Guise aber wich dem Boten aus und erschien mittags am 9. Mai 1588 von wenigen Reitern begleitet in der Hauptstadt.²⁾

Guise
in
Paris.

Sobald das Volk ihn erblickte, tönte der Jubelruf durch die Straßen: „Es lebe Guise, die Säule der Kirche!“ Man küßte sein Kleid, man warf sich vor ihm auf die Knie, Blumen regneten auf ihn herab. Eine Frau rief: „Herrlicher Fürst, weil du jetzt da bist, sind wir alle gerettet!“ Strahlend vor Freude grüßte der schöne, stattliche Held nach allen Seiten das Volk, welches den Königsgruß für ihn auf den Lippen hatte. Katharina wurde bleich, als Guise in ihr Gemach trat: „Ich hätte Euch lieber zu einer andern Zeit gesehen!“ Doch ließ sie den König bitten, zu ihr zu kommen. Als Heinrich III. es zornig verweigerte, machte sich Katharina, ob schon krank, dennoch auf, den Herzog zu ihm zu führen. Während Guise unter unermeßlichem Jubel des Volkes neben ihrer Sänfte zum Louvre schritt, ward dort berathen, ob man ihn nicht sogleich tödten solle. „Er ist gekommen, bei Gottes Tod, er soll sterben!“ rief der König. — „Schlagen Sie den Hirten und die Schafe zerstreuen sich,“ sagte ihm ein Rathgeber. Ruhiger Denkende machten auf die Unmöglichkeit aufmerksam, dem Zorne des Volkes über eine solche That zu widerstehen. In diesem Augenblicke kam Guise mit der Königin in die Halle. „Ich habe Ihnen befohlen, nicht zu kommen!“ rief ihn der König an. — „Ich komme, mich zu rechtfertigen gegen die Verleumdungen meiner Feinde.“ — Katharina nahm ihren Sohn auf die Seite, um seinen Zorn zu beschwichtigen. Indes entfernte sich Guise, bleich vor Schrecken über die Gefahr, in die er sich tollkühn gestürzt hatte. In der Nacht rüsteten beide Theile.

Guise
beim
König.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 52—56.

²⁾ De Thou, l. c. p. 248 f. — Davila, l. c. I, p. 590—592. — Martin, l. c. X, p. 60 f.

Am andern Tage erschien Guise wieder in dem Palaſt, aber in Begleitung von 400 Gewappneten. Es kam zu heftigen Erklärungen. Indes wuchs die Gährung in Paris. Der König ließ Truppen in die Stadt kommen, aber zu ſeinem Unglück wurden ſie falſch aufgeſtellt und verzettelt, ſtatt ſie in der Nähe des Louvre beiſammenzuhalten.

Wenn Guise die Seele des Aufruhrs war, ſo hätte man ihn in ſeinem Palaſt abſchließen ſollen, — er rüſtete ſich auch auf einen Angriff. Der König verſäumte jedoch die geeignete Zeit zum Handeln und machte dadurch ſeinen Gegnern Muth. Katharina ſandte im Auſtrag ihres Sohnes an Guise das Angebot der Verzeihung für ihn und ſeine Freunde, wenn er ſogleich die Stadt verlaſſe. — „Wer Angst hat, ſoll gehen!“ rief er und blieb. Eine Liſte von 120 Männern, die vom König zur Hinrichtung beſtimmt ſeien, Guise an der Spitze und nach ihm die angeſehenſten Bürger von Paris, wurde verbreitet, um die Stimmung der Bevölkerung zur Empörung zu reizen. Die Haltung wurde mit jeder Stunde drohender. Die Studenten ſchloſſen ſich den Ligiſten an, die Anhänger des Königs dagegen verloren den Muth. Seine Schweizer wurden durch Straſſenfetten und Barricaden voneinander getrennt.¹⁾

Der 12. Mai 1588 heißt davon „la journée des barricades“.²⁾ Man verammelte nämlich die Zugänge der Straſſen mit großen Bauhölzern, Pflaſterſteinen und Körben, welche mit Schutt gefüllt waren.

Briffac hatte ihren Bau geleitet. Vom König ungnädig behandelt, der ſeine Ernennung zum Admiral mit den Worten abſchlug: „Briffac taugt nichts zu Land und nichts zur See“, nahm dieſer jetzt Rache an Heinrich: „Taug' ich nichts zu Waſſer und nichts zu Land, ſo vermag ich doch etwas auf dem Pflaſter!“ Durch die Barricaden wurden des Königs Soldner überall Gefangene des Volkes. Paris glich einem ſtürmiſch bewegten Meere. Von den Fenſtern, von den Dächern begann jetzt der Angriff auf die Truppen, die einen erfolgreichen Widerſtand nicht mehr leiſten konnten, und froh waren, zu capitulieren. Die Schweizer hoben ihre Roſenkränze in die Höhe, um zu zeigen, daß ſie Katholiken ſeien, und baten um Gnade. Andere riefen: „Es lebe Guise!“ — „Sonſt waren wir nur Fliegen,“ rief ihm einer aus der Menge zu, „durch Eure Gegenwart ſind wir Löwen!“ Im Louvre herrſchte Schrecken. Der König ſandte an Guise, er möge den Auſtand beſchwichtigen. Anfangs antwortete Guise kalt: „Der Stier ſei loß, er könne ihn nicht anbinden“, bald aber beſchloß er, ſeine Macht und ſeine Großmuth zu zeigen. Einen Stab in der Hand, gieng er durch die Straſſen; während das Volk ihm zurief: „Nach Rheims, nach Rheims!“ grüßte er beſchwichtigend: „Das iſt zuviel, meine Freunde, es lebe der König!“ Bloß mit ſeinem Worte hemmte er den Kampf. Die Schweizer durſten abziehen, ihre Waffen wurden ihnen zurückgegeben, die Verwundeten wurden gepflegt. Ebenſo leicht hätte jedoch das Volk auf ſeinen Ruf den König in ſeinem Palaſt angegriffen.³⁾

Guise
be-
ſchwich-
tigt.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 60—65.

²⁾ Haumer, Briefe aus Paris, I, S. 321.

³⁾ Martin, l. c. X, p. 66—70. — Estoile, l. c. p. 250.

Alexander von Parma sagte bei der Nachricht: Guise habe für den Scherz zu viel und für den Ernst zu wenig gethan; ein Unterthan, der das Schwert gegen seinen König ziehe, dürfe die Scheide nicht mehr finden. Wollte Guise Heinrich III. entthronen? Nein! Der Vollgehalt seiner Wünsche liegt in den Forderungen, die er an Katharina stellte, die jetzt zur Verhandlung in seinen Palast kam: für sich die Stelle eines General-Lieutenants des Königreichs und die Führung des Krieges gegen die Hugonotten, alsbaldige Einberufung der Stände, die ihn in dieser Würde bestätigen sollten; — Heinrich von Navarra muß für unfähig erklärt werden, den Thron zu besteigen, Entfernung der Günstlinge des Königs und der Fünfundvierzig, so hieß die Leibwache, Minderung der Steuern. Für seine Freunde forderte er die ersten Würden: Mayenne sollte Admiral werden, Briſſac Obergeneral des Fußvolkes und Gouverneur von Paris; die Liga erhalte sechs Sicherheitsplätze.¹⁾

Guise's
Plan.

Katharina fand diese Forderungen hart, sie enthielten in der That die Abdankung des Königs. Guise blieb unerbittlich: „Die Arznei ist bitter, aber heilsam!“ Im Louvre herrschte Schrecken. Am andern Tage gieng Katharina noch einmal zu Guise. Unterwegs hörte sie, daß der Angriff auf den Louvre beginnen sollte, sie sandte alsbald einen Boten an den König, welcher schnell in die Tuilerien eilte und mit wenig Begleitern durch das einzige Thor, das noch offen war, davonritt. „Madame, ich bin verloren,“ jagte Guise, als er dies hörte, „und während Sie mich mit Unterhandlungen hinhalten, geht der König fort, um mich zugrunde zu richten.“²⁾

Der
König
entflieht.

In der That war sein Plan, den König so einzuschüchtern, daß er ihm die General-Lieutenantsstelle des Königreichs bewilligen müsse, durch diese Flucht vereitelt. Auf der Höhe von Chaillot sah Heinrich noch einmal auf die Hauptstadt zurück: „Undankbare Stadt! ich hab' so viel für dich gethan, ich hab' dich mehr geliebt als meine Gattin.“³⁾ — Er sollte nie mehr in ihre Thore einziehen.

Stellung
der Par-
teien.

Guise suchte nun in Paris Ordnung herzustellen. Die Barricaden wurden abgetragen, das Volk lauschte auf jedes seiner Worte und vollzog seinen Wink. Er forderte die Behörden auf, an ihre Geschäfte wieder zu gehen. Katharina und die Gemahlin Heinrichs III. waren noch in der Stadt, ihre Gegenwart galt als Anzeichen, daß der Bruch noch nicht vollständig sei. Zugleich versäumte Guise aber nicht, sich zum Widerstande zu rüsten. Er hob in Paris zwei Regimenter aus, er zog Verstärkung an sich, er bemächtigte sich einiger festen Plätze, er brachte seine Anhänger in die wichtigsten Ämter. Und von Paris aus ergingen sogleich Schreiben an die andern Städte, wie die Hauptstadt die Freiheit und die Religion des Landes gerettet habe, und daß man sich der Hauptstadt anschließen müsse.

Schreiben
von
Paris.

1) Davila. l. c. I, p. 601—603.

2) „Me voilà mort, Madame, tandis que votre Mayesté m'amuse ici, le Roi s'en va pour me perdre.“

3) „O ville ingrante, je t'ai plus aimée que ma propre femme.“

Auch Guise selbst erließ ein Sendschreiben, in welchem er den 12. Mai einen herrlichen Tag nannte, an welchem sich Gottes unfehlbarer Schutz gezeigt habe: „Er hätte den König tausendmal gefangennehmen können, wenn er gewollt hätte; er habe aber alles gethan, um den Frieden und das Recht herzustellen. Leider habe ihm der König durch seine Flucht eine glückliche Gelegenheit entzogen, ihm seinen guten Willen zu zeigen, jedoch werde er alles thun, um ihm das Ansehen wieder zu verschaffen, um welches ihn seine schlimmen Räte gebracht hätten.“ Diese Sprache war stolz.¹⁾

des
Guise

Umsjo demüthiger lautete ein Sendschreiben Heinrichs III. vom 17. Mai an die Statthalter und an die Städte aus Chartres, wohin er geflohen war.

und des
Königs.

Es schmerzte ihn, daß die Stadt Paris habe glauben können, er zweifle an ihrer Treue und er habe eine ständige Besatzung in ihre Mitte legen wollen. Er klagte über Guise, als den Mann, der an allen Unruhen schuld sei; er beschwerte sich bei Philipp II. über das Benehmen seines Gesandten; er versicherte den Papst seines festen Entschlusses, der Härese ein Ende zu machen; vor den Deputationen der Pariser Behörden, die ihn baten, zurückzukehren, behauptete er seine Bereitwilligkeit, wie ein guter König und Vater seine Kinder wieder aufzunehmen.

Ein Zug von Bigisten aus Paris und Neuilly nach Chartres, um Gott zu bitten, daß er das Herz des Königs besänftige, bezeichnet den Geschmack der Zeit und die Art, wie man den König zu rühren hoffte. Heinrich von Joyeuse, als Mitglied des Kapuziner-Ordens, Frater Angelus genannt, ein Bruder des königlichen Lieblings, spielte die Rolle des Heilandes, wie er nach dem Calvarienberg gieng. Blutstropfen waren in sein Gesicht gemalt, eine Dornenkrone auf seinem Haupte befestigt; hin und wieder stieß er Klageöhne aus und schien unter der Schwere des Kreuzes niederzusenken, das aber nur von Pappe gemacht war.²⁾ So oft er niederfiel, warfen sich zwei junge Kapuziner, der eine als Jungfrau Maria gekleidet, der andere die Magdalena vorstellend, vor ihm nieder und vergossen falsche Thränen. Vier Trabanten hielten den vermeintlichen Heiland am Stricke und gaben ihm von Zeit zu Zeit Geißelhiebe. Ein langer Zug von Bürgern folgte. Der König war empört, daß man das Geheimnis der Erhöhung in eine Farce verwandle, und rief laut, daß er in dieser Procession viele Rebellen sehe. Andern erklärte er, es sei abgeschmakt, die Religion gegen ihn zum Vorwand zu nehmen, es gebe in der Welt keinen katholischeren Fürsten als ihn.

Pro-
cession.

Es fehlte nicht an Städten, wie Lyon, welche ihre Entrüstung kundgaben über die Vorgänge in Paris und den König ihrer Treue versicherten. Aber Heinrich hatte nicht Muth genug, die Mittel zum Widerstande zu sammeln und kräftig als König aufzutreten — und indes gewannen die Bigisten in Frankreich mehr Boden und zuletzt gab der König nach durch das sogenannte Edict von Rouen vom 19. Juli 1588.

Lyon.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 79.

²⁾ De Thou, l. c. p. 254.

Edit
de ré-
union
1588.

Heinrich III. verhiess, die Ketzerei zu unterdrücken, sich an das Concil von Trient zu halten; nur ein Katholik könne den französischen Thron besteigen, nur ein Katholik ein öffentliches Amt bekleiden, wegen des Geschehenen solle niemand zur Untersuchung gezogen oder bestraft werden. Die Obergkeiten, welche Guise eingesetzt hatte, nahm der König als rechtmässig an. Die Güter der Hugonotten und ihrer Gönner sollten verkauft werden. Jeder sollte diesen Vertrag (Union) beschwören, aber auch für die Zukunft alle Umtriebe und Verbindungen aufgeben.

Am 4. August 1588 ward Heinrich von Guise zum Oberfeldherrn ernannt, der Cardinal Karl von Bourbon als erster Prinz von Geblüt bezeichnet. Anfangs September entliess Heinrich alle seine Minister. Es blieb nur noch eines übrig, nach Paris zurückzukehren. Katharina rieth dazu. Der König weigerte sich dessen und blieb in Chartres unter dem Vorwande der nöthigen Vorbereitungen für die Stände, welche nach Blois auf den 15. September einberufen waren. Heinrich hatte in allem nachgegeben, zum Theile aus Furcht, dass das spanische Heer, welches damals auf der Fahrt nach England war, in Frankreich lande. Die ganze Welt war gespannt auf das Schicksal der Armada, das für die Stellung der Parteien in Europa als entscheidend galt.

Die „unüberwindliche“ Armada.

Das Ende des Aufstandes in den Niederlanden schien bevorzustehen und das spanische Heer anderweitig verwendet werden zu können, seit der hochbegabte Farnese nicht bloss Flanderns, Mechelns und Brabants, sondern auch nach einer dreizehnmönatlichen, höchst denkwürdigen Belagerung, in welcher beide Theile an Tapferkeit, List und Ausdauer miteinander wetteiferten, sich am 17. August 1585 des reichen Antwerpen¹⁾ bemächtigt hatte. Das Vertrauen der Generalstaaten, die seit dem Tode Wilhelms seinem nicht minder schlauen und thätigen, aber mehr kriegstüchtigen Sohne Moriz die Besorgung der Kriegssachen zu Wasser und zu Land übertrugen hatten, sank schnell unter solchen Schlägen und die Kriegszucht verfiel. Nachdem die Staaten vergebens sich an Frankreich gewendet, boten sie England die Oberhoheit für Hilfe an.

Moriz
von
Oranien.

Elisabeth.

Elisabeth sah die Nothwendigkeit einer Unterstützung der Niederlande im Gegensatz zu dem damals in Frankreich wachsenden Einfluss Spaniens, lehnte aber klug die Landesherrlichkeit für ihre Person ab und sandte dafür 5000 Fußknechte und 1000 Reiter unter ihrem Lieblinge Leicester.²⁾ Als Unterpfand der Kostenerstattung besetzten die Engländer Blyssingen, Briel und Schloss Hammekeus auf Walcheren.

¹⁾ Ant Werft = am Werft.

²⁾ Lingard, Geschichte Englands, VIII. S. 205 f. — Wenzelburger, l. c. II, p. 553 ff.

Unterstützung von Unruhen in fremden Ländern erschien damals schon den Staatsmännern der Elisabeth als der eigentliche Vortheil Englands. Elisabeth dachte damals nicht an die Erwerbung der Niederlande, vielmehr betonte sie ausdrücklich die Souveränitätsrechte Philipps II. Daher verbot sie ihrem Leicester die Annahme der Würde eines Generalstatthalters oder einer andern Würde, wodurch jene Rechte Philipps II. verletzt würden. Doch ihr Liebling war zu ehrgeizig, als daß er der Versuchung hätte widerstehen können. Nachdem Leicester am 19. December 1585 in Blißingen gelandet war, wurde er von dem schmeichelhaften Empfang in den verschiedenen Städten derart gefangen, daß er ohne Säumen zugriff, als man im Januar 1586 ihm die Würde eines Generalstatthalters anbot.¹⁾ Er wurde thatsächlicher Souverän sämmtlicher Provinzen mit einer Herrschergewalt, wie noch kein Landesherr vor ihm daselbst besessen hatte. Elisabeth zürnte zwar eine Zeitlang, gab sich aber doch am 10. April mit der Thatsache zufrieden.

Leicester
in den
Nieder-
landen.

Moriz nahm von ihm die Bestellung als Statthalter von Holland und Seeland und Ludwig von Nassau als Statthalter von Friesland an. Leicester trachtete nach unbeschränkter Macht, aber Moriz, Ludwig und die Partei der alten Stadtgeschlechter unter Führung Oldenbarnevelts traten ihm entgegen. Gerade Oldenbarneveldt hatte im Mißtrauen gegen geheime Verwaltungsbefehle die Ernennung des Moriz zum Statthalter von Holland, Seeland und Friesland durchgesetzt. Leicester begünstigte die Calvinisten und Demokraten, die vielfach aus dem spanisch gebliebenen Süden Eingewanderten, welche nach gleichen Rechten mit den alten Geschlechtern strebten, und wurde der eigentliche Begründer der Statthalterpartei, welche die souveräne Gewalt über Gleichberechtigte in den Generalstaaten und dem Statthalter concentrirt sehen wollte, während die Staatenpartei die Souveränität in den Händen der einzelnen Staaten sah und die Macht des Generalstatthalters nur als eine von ihnen übertragene bezeichnete und zugleich Unterwerfung der Geistlichkeit unter die Staatsmacht und Toleranz im Interesse des Handels verlangte. Leicester zeigte sich verstimmt, die Staaten argwöhnisch, als Heerführer leistete er nichts, Grave und Venloo giengen 1586 an Farnese verloren; im December 1587 entsagte er für immer der lästigen Oberstatthalterwürde und kehrte nach England zurück.

Statthalter-
partei.

Staaten-
partei.

In seiner Sendung hatte Elisabeth offen die Niederländer unterstützt, nachdem sie dies längst insgeheim gethan. Parma hatte Philipp II. öfter gemahnt, in England würden die Niederlande eigentlich geschlagen. Der König hatte Rache für viele Feindseligkeiten zu nehmen und rüstete seit langem. Er allein nahm die Herausforderung an, die in der Hinrichtung Marias an alle Katholiken gerichtet war.²⁾ Die Königin von England hatte seine Unterthanen in den Niederlanden zur Empörung gereizt und darin unterstützt. Ihre Schiffe hatten Verheerung und Raub an seine Küsten getragen. Überall

Krieg
mit
England.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 563 ff.

²⁾ Wignet, Maria Stuart, Cap. 11.

fanden seine Pläne an ihr eine Gegnerin. Er hatte jetzt den Mord einer Verwandten zu rächen. Zugleich galt es, den katholischen Glauben in England wiederherzustellen und für Spanien, da Maria ihm ihre Rechte im Testament übertragen hatte, ein Königreich zu gewinnen. Die Vorbereitungen waren großartig. In allen Häfen wurde seit 1583 gerüstet. 1588 war die *Armada*. unüberwindliche Armada beisammen, 29. Mai verließ sie Lissabon: circa 150 Schiffe mit 8000 Matrosen und 20.000 Mann Landungstruppen, mit 2400 Kanonen, über 100.000 Geschossen, 5000 Centnern Pulver, 10.000 Arten und mit Lebensmitteln auf sechs Monate. Mit dieser gewaltigen Seemacht vereint, sollte aber noch eine eigene Landarmee operieren unter dem Herzog von Parma, der in den Niederlanden 30.000 Mann zusammenzog und den Wald von Waes niederschlagen ließ, um diese Truppen auf die englische Küste hinüberzuführen.

Papst Sixtus V. versprach, eine Million Ducaten beizusteuern, sobald das spanische Heer an der englischen Küste gelandet sei. Dr. Allen, der Rector des englischen Seminars zu Rheims, wurde zum Legaten des heiligen Stuhles für England ernannt und als solcher warf er in einem Manifeste der Königin Elisabeth ihre Geburt, ihre Kezerei, ihre Ausschweifung, ihre Grausamkeit, ihre Verstellung vor.¹⁾ Wem die Rüstung gelte, darüber waltete lange ein Geheimnis — ob den Niederlanden, ob Westindien, ob Afrika? Als die Gefahr immer drohender wurde, hoffte Elisabeth durch Friedensunterhandlungen dieselbe abzuwenden. Philipp II. gieng darauf ein und Heinrich III. kam in große Unruhe, Elisabeth möge sich mit dem König von Spanien gegen ihn verbinden; er sandte nach Constantinopel,²⁾ um den Sultan zum Kriege gegen Spanien zu reizen, und bot Elisabeth ein Bündnis gegen Philipp an. Dieser kannte alle Untriebe, setzte mit einem Eifer ohnegleichen seine Rüstungen fort und reizte den Herzog von Guise, daß dieser mit Heinrich III. brach und diesen durch den Barricaden-Tag vom 12. Mai 1588 in solche Ohnmacht versetzte, daß Heinrich III. erklärte, er könne der Königin von England nicht einmal mit seinen Thränen beistehen, denn er brauche sie, um sein eigenes Unglück zu beweinen. Der lange vorbereitete Schlag sollte seine Gegner zerschmettern und die Macht der Kirche und die Macht Spaniens gleichsehr neu begründen.

Philipps
Fehler.

Aber so vorsichtig sonst Philipp war, jetzt verlor er die Besonnenheit: den klugen Plan, in Schottland landen zu lassen, wo er den Adel und das Volk bereit gefunden hätte, gegen England den Kampf zu beginnen, verwarf er, wie den Gedanken, Irland zur Operations-Basis gegen England zu machen, und gab plötzlich den Befehl zur Abfahrt gerade gen England. Das Meer war ihm nicht günstig. Ein Sturm in der Nähe des Cap Finisterre zerstreute und beschädigte seine Schiffe. Der tüchtige Admiral Santa Cruz wurde in Ungnade entlassen und starb aus Kummer darüber.³⁾ Der Herzog von

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 91. — Mignet, l. c. cap. 11.

²⁾ Charrière, Négociations, IV, p. 650 ff.

³⁾ Strada, De bello Gallico, Dec. II., lib. IX, p. 653.

Medina Sidonia, ein vornehmer Herr, aber kein kühner Admiral, kam an seine Stelle.

Jetzt begriff Elisabeth die ganze Größe der Gefahr. Die Zögerung, bis die spanischen Schiffe wieder gesammelt und ausgebeffert waren, gab ihr Zeit, sich zu rüsten. Die Noth siegte jetzt über ihren Geiz, und das englische Volk, auch die Katholiken, antwortete auf ihre Ankündigung der Gefahr mit einer Bereitwilligkeit, die in Erstaunen setzt. Alle wehrhaften Männer vom achtzehnten bis zum sechzigsten Jahre wurden zur Bertheidigung aufgefördert. Bei Tinbury, an der Mündung der Themse, wurde ein befestigtes Lager errichtet. Die Stadt London, von welcher die Regierung fünfzehn Schiffe verlangte, stellte achtunddreißig. In kurzer Zeit war eine Flotte von einundneunzig Fahrzeugen, mit einer Bewaffnung von 15.000 Mann beisammen, tüchtige Führer, wie der Obercommandant Lord Charles Howard, ein Katholik, und Franz Drake, an der Spitze.¹⁾

Eng-
lands
Rüstung.

Howard
und
Drake.

Am 22. Juli 1588²⁾ lichtete die Armada zum zweitenmale die Anker: sie glich mit ihren großen Kriegsschiffen einer auf dem Meere schwimmenden Festung. Glücklicherweise kam sie über die Spitze der Bretagne. Der Wind war günstig. Jetzt ein Angriff auf die englische Flotte und die Spanier wären Sieger gewesen. Allein der Herzog von Medina Sidonia erklärte seinen kampflustigen Capitänen den Befehl des Königs, welcher ihm jeden Kampf verbot, bevor er sich mit dem Herzog von Parma vereinigt habe. Und dieser Befehl, fern vom Schauplatz erteilt, war der zweite Mißgriff, der das ganze Unternehmen scheitern machte, denn der günstige Augenblick wurde verjäumt. Im Canal waren die kleinen englischen Schiffe mit ihren der Klippen kundigen Führern besser am Platze, als die mächtigen Gallionen, und in kleinen Gefechten waren die Engländer glücklicher.

Die
Armada
im
Canal.

Ehe noch der Herzog von Parma zur Armada stoßen konnte, wurde diese in der Nacht vom 8. auf den 9. August durch englische Brandschiffe zur Auflösung gezwungen und in arge Verwirrung gebracht; zugleich brach ein fürchterlicher Sturm aus. Schon waren fünfzehn Schiffe mit 5000 Mann verloren. Der Sturm trieb nach Norden, Medina Sidonia wagte nicht mehr, durch den gefahrvollen Canal zurückzukehren und fuhr um England, Schottland und Irland herum, stets vom Sturme verfolgt und das Meer mit den Trümmern seiner Schiffe bedeckend. Indes hatte sich König Jakob VI. von Schottland ganz auf die Seite Elisabeths geschlagen, die kriegslustigen Schotten kamen nicht in Bewegung und das Unternehmen, das hundert Millionen Ducaten gekostet, war gescheitert.

Brander
und
Sturm.

Jakob
VI.

Mit stolzer Ruhe vernahm Philipp II. den Untergang seiner Flotte. „Ich danke Gott,“ sagte er, „daß er mir die Mittel gegeben hat, einen

Philipp
II.
Gleich-
muth.

¹⁾ Mignet, Maria Stuart, Cap. 11. — Lingard, l. c. VIII, p. 276 f.

²⁾ Philippsohn, l. c. p. 326. — Lingard, l. c. VIII, p. 284. (12. Juni a. St.)

solchen Verlust leicht ertragen zu können, und daß ich imstande bin, eine ebenso große Flotte nochmals herzustellen. Ein Zweig ist abgehauen, aber noch grünt der Stamm und vermag einen neuen zu treiben“ — und schrieb ruhig weiter. Jede öffentliche Trauer ward verboten, dagegen Gebete veranstaltet, um den Beistand Gottes für den König zu erslehen, damit seine Handlungen zur Verherrlichung der Kirche und zum Wohle der Christenheit gereichen. Die Spanier trösteten sich damit, daß die Stürme schuld seien am Verluste, allein der König fand die Mittel, ein neues Unternehmen gegen England zu veranstalten, nicht mehr. Das Schicksal der Armada bezeichnet einen Wendepunkt der Dinge, das Sinken der spanischen, das Aufsteigen der englischen Macht, eine Schranke in der neuen katholischen Bewegung. England und Schottland blieben protestantisch und Spanien vermochte die Niederlande nicht zu bezwingen. Wie ein Mann, der an der Lösung einer Riesearbeit sich erschöpft hat, sank Spanien in Ermattung zurück.¹⁾

Spanien
sinkt.

Die Stände von Blois und die Ermordung der Guisen.

Die Ligisten in Frankreich waren bestürzt über Philipps Unglück, dieser aber schloß sich ihnen nur umso näher an,²⁾ denn seine Sache war die ihrige geworden. Unter der Spannung auf das Schicksal der Armada waren die Wahlen für die nach Blois berufenen Stände zustande gekommen, großentheils im Sinne der Sechzehn, welche eine Beschränkung des Königthums durch die Stände anstrebten: Krieg, Frieden, Steuern, Besetzung der Ämter, Verleihung der Gnaden, alles sollte von den Ständen abhängen. Am 2. October 1588 eröffnete der König die Stände zu Blois.

Frank-
reich.

Die
Stände
in Blois
1588.

Gleich die Vorfrage, ob man nicht gleich beschließen statt bitten solle, da der König doch nur Präsident der Stände sei, von denen alle Macht komme, zeichnete den Geist der Mehrheit. Am 16. October trat der König vor dieselben mit einer Rede, die mit Geist aufgesetzt und mit Kraft und Annuth vorgetragen war. Er gestand offen die Fehler, die früher begangen worden seien, verhiess aber feierlich, in Zukunft ganz nach dem Willen der Stände zu regieren. Übrigens habe er nicht zu erröthen über Umtriebe gegen die wahre Freiheit, die Verzögerung der Reformen im Königreich falle nicht ihm zur Last; er wäre lange mit seinen Gegnern fertig geworden, wenn nicht der unmäßige Ehrgeiz einiger seiner Untertanen ihn daran gehindert hätte. Damit war Guise gemeint, der als Großmeister des königlichen Hauses in der Nähe des Königs saß (wie Matthieu erzählt), „gekleidet in weißen Atlas, sein Auge durchdrang die Schar der Abgeordneten, um seine Diener herauszufinden und auszuzeichnen und sie mit einem einzigen Blicke in der Hoffnung zu bestärken, daß er seinen Plan erreichen und seine Größe begründen werde, und ihnen stillschweigend zu sagen: ich sehe euch.“ —

Rede
des
Königs.

Heinrich
III.
und
Guisse.

¹⁾ Mignet, Maria Stuart, Cap. 11.

²⁾ Michelet, l. c. p. 266 ff.

Schließlich machte der König die Stände verantwortlich vor Gott, wenn sie ihm nicht ohne Hintergedanken treu in der Thätigkeit für das Wohl des Staates beiständen.¹⁾

Es war Heinrich III. offenbar ernst, aber er sollte eine Demüthigung nach der andern hinunterwürgen müssen: er mußte die für Guise berechnete Stelle in seiner Rede für den Druck streichen, im Eide auf die Grundgesetze des Königreichs wurden die Worte: „Treue und Gehorsam dem König“ gleichfalls gestrichen. Sein Zögern, den König von Navarra der Majestätsbeleidigung für schuldig und dessen Güter für verwirkt zu erklären, mußte er aufgeben. Damals hielten die Reformierten eine Versammlung in Rochelle und legten Verwahrung ein gegen alles, was in Blois beschlossen werde.²⁾

Demüthigung
des
Königs.

Der Herzog von Savoyen, Karl Emanuel I., benutzte die Wirren in Frankreich und nahm die Herrschaft Saluzzo weg. Der König wollte nun, man solle die einheimischen Streitigkeiten ruhen lassen und die Fremden angreifen: Guise aber setzte den Beschluß durch, man dürfe den Krieg gegen die Hugenotten wegen Savoyen nicht unterlassen, und seine Anhänger verbreiteten das Gerücht, der König selbst habe mit dem Herzog von Savoyen den Einfall verabredet, um die Ausführung des Edictes gegen die Ketzer zu verhindern. Der König sollte Krieg führen gegen die Hugenotten und man bewilligte ihm doch kein Geld dazu. Er klagte seine Noth, und die Stände wollten nur Steuernachlaß.

In all diesem Widerstand sah der König nur die Hand von Guise. Zwischen beiden mußte es zu einem Schlage kommen, Guise war zu weit gegangen. Man nimmt eine solche Stellung dem König gegenüber nie ein, ohne ihn zu stürzen oder von ihm vernichtet zu werden. Heinrich III. hatte zuviel Stolz, um sich wie ein Merowinger von einem neuen Pipin einsperren zu lassen. Warnungen kamen ihm von allen Seiten zu. Nach langen inneren Kämpfen beschloß er, dem Schlage zuvorzukommen, denn er glaubte, mit Guise die ganze Liga niederzumachen.³⁾

Die
Straf.

Unter den Klängen eines Festes, welches die Königin-Mutter wegen der Vermählung Christinens von Lothringen mit dem Herzog von Toscana gab, am 18. December 1588, hielt der König insgeheim mit seinen Vertrauten Rath. Er schilderte die Unbilden, die ihm Guise angethan, wie er ihm mehr habe einräumen müssen als je ein König einem Unterthanen, und wie dieser seine Geduld und Gnade auf die härtesten Proben stelle. Guise halte eigenmächtig Mannschaft, lasse Kanonen gießen, Geld prägen und habe hochverrätherische Verbindungen mit dem Inlande und dem Auslande. Den Herzog vor Gericht zu stellen, hielten die Rätthe bei der Macht und Kühnheit des Guise für sehr gefährlich: der König sei oberster Richter — und könne auch ohne die gesetzlichen

Plan
gegen
Guise.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 95—101.

²⁾ Ibid. p. 101—105.

³⁾ Estoile, Journal de Henri III, p. 266 f.

Formen einen Frevler bestrafen; mit der Schlange sterbe ihr Gift, das Wohl des Volkes sei das höchste Gesetz. — Loignac übernahm es, mit den Fünfundvierzig Guise aus dem Leben zu schaffen. Dieser wurde gewarnt; er war aber von seiner Macht wie berauscht, in eine falsche Sicherheit eingefüllt, und schrieb auf ein Blatt voll Warnungen, das er auf seinem Teller fand, einfach die Worte: „Der König wird nichts wagen“ und warf das Blatt unter den Tisch. „Wenn ich den Tod durch das Fenster hereinsteigen sehe,“ sagte er einem Freunde, der ihm Vorsicht empfahl, „so werde ich doch nicht zur Thüre hinausgehen und ihm entfliehen.“¹⁾

Guise
allzu
sicher,

Am 23. December 1588 war in der Frühe Versammlung des Geheimrathes. Als Guise in das Schloß trat, wurde das Thor hinter ihm zugeschlagen. Bald nach seinem Eintritt in den Saal der Berathung wurde er zum König entboten. Er brach sogleich auf, wurde aber, indem er die Thüre des königlichen Gemaches öffnen wollte, von hinten am rechten Arme gepackt, während ein Dolchstoß seine Brust traf; ein zweiter, ein dritter folgte. Guise wehrte sich verzweifelt, erlag aber der Menge und hauchte am Fuße des königlichen Bettes sein Leben aus. „Jetzt sind wir nicht mehr unser zwei,“ sagte Heinrich, indem er der zukenden Leiche einen Fußtritt versetzte, „jetzt bin ich wieder allein König.“ — Gleich darauf traten Bewaffnete in den Rathssaal und führten den Cardinal Ludwig von Guise, den Bruder des Herzogs, und den Erzbischof von Lyon gefangen weg.

fällt
durch
Menschel-
word.

Dies fand im ersten Stockwerk des Schlosses statt, unmittelbar über dem Zimmer, in welchem Katharina krank lag. Wie entsetzte sie sich, als Heinrich in ihr Gemach trat und auf ihre Frage, wie er sich befinde, die Antwort gab: „Besser, denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden, nachdem ich den König von Paris getödtet habe.“ — „Du hast den Herzog von Guise getödtet?“ rief sie erschrocken, „gebe Gott, daß du nicht König von nichts wirst. Hast du die Folgen überdacht? Zwei Dinge thun dir jetzt noth, Eifer und Entschlossenheit!“ — Heinrich verließ sie voll Zuversicht. Sogleich wurde Befehl gegeben, auch die übrigen Häupter der Ligiſten durch das ganze Reich gefangenzunehmen.

Katharina.

Nach zwei Tagen ward auch der Tod des Cardinals Guise beschlossen. Aus Furcht vor der Excommunication wollte sich aber kein Scharfrichter finden. Ein Hauptmann nahm den Mord zuletzt auf sich. „Vollzieht Euren Auftrag!“ sagte der Cardinal, nachdem er kurze Zeit gebetet und sein Haupt mit seinem Kleide bedeckt hatte, und empfieng den Todesstoß. Die Leichen beider Guisen wurden in ungelöschten Kalk geworfen, um ihren Anhängern keine Reliquie zu hinterlassen.

Mord
des Car-
dinals.

Als der Cardinal von Bourbon, bei dem die Königin-Mutter Trost suchte, ihr antwortete: „Ja, Madame, Sie sind es, die uns alle zur Schlachtbank geführt hat“, wurde Katharina von einer Art Verzweiflung

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 109—111.

ergriffen. Sie starb wenige Tage darauf am 5. Januar 1589, siebenzig Jahre alt, von allen vernachlässigt,¹⁾ am meisten von dem Sohne, dem sie ihre Liebe zugewendet hatte. Sechzehn Jahre früher hatte Guise in ähnlicher Weise der Leiche Colignys einen Tritt gegeben. Es schien ein Fluch auf den Anstiftern der Bartholomäusnacht zu liegen, daß sie einer durch die Hand des andern fallen sollten, und auch Heinrich III. werden wir bald den andern ins Grab nachsteigen sehen.

Katharina
Medici
stirbt.

Ende Heinrichs III.

Im Augenblick, wo Katharina starb, schien der Zweck, warum der König seinen Jugendfreund, seinen Gefinnungsgeossen in religiösen Dingen, durch Meuchelmord geopfert hatte, schon verfehlt. Heinrich sagte zwar, er werde jetzt selber regieren, allein er überließ sich wieder seiner weichlichen Unthätigkeit, während er, wenn er schnell mit einigen Truppen nach Paris vorgedrungen wäre, den Bund seiner Gegner hätte sprengen können. So aber gab er ihnen Zeit, sich zu sammeln.

Heinrich
III.
säumig.

Der Herzog Karl von Mayenne, Bruder des ermordeten Heinrich von Guise, wurde in Lyon gewarnt und entkam durch das eine Thor, während des Königs Bote, der ihn verhaften sollte, durch das andere Thor einritt. In ihm war der Partei der Liga ein kriegskundiger Führer und zugleich der Bruder des Guise erhalten. Über Burgund begab sich Mayenne nach Paris, um an der Spitze der Liga den Mord seiner beiden Brüder zu rächen. Der König bot ihm vergebens eine Statthaltertschaft an, wo ihm jetzt eine Krone winkte: Mayenne nannte den König nur einen Glenden, der mit dem Morde seiner Brüder bedubelt sei.

Mayenne.

In Paris traf die Nachricht von den Ereignissen zu Blois abends am 24. December ein. Die Stadt schien überwältigt von Schmerz und Staunen. Es war kein Weihnachtsabend fröhlich wie sonst, kein heiteres Volksgewühl, kein Orgelklang, kein Gesang. Die Messen wurden lautlos abgehalten, die Stille wurde nur durch Schluchzen unterbrochen. Als aber die Prediger die Kanzeln bestiegen, so wurde nur der schmachvolle Mord des edlen Helden geschildert und daran erinnert, daß alle Katholiken sich vereinigen mußten, eine solche Unthat zu rächen, den letzten Heller und letzten Tropfen Blut daran zu wagen — und alle hoben die Hände empor und schworen den Eid, selbst solche, die nicht dafür waren, aus Furcht, in Stücke gerissen zu werden. Von den Kirchen stürzte das Volk gegen das Stadthaus, wo sogleich der Herzog von Nemours zum Befehlshaber von Paris bis zur Ankunft Mayennes ernannt wurde.

Paris
trauert.

Die Trommeln wirbelten, die Sturmglocken ertönten, man hob überall Soldaten aus, man bemächtigte sich der Cassen, man verhaftete offenkundige An-

rüftet
wider den
König.

¹⁾ „L'on n'en fit pas plus compte que d'une chèvre morte“ — heißt es über ihren Tod — bei Estoile, l. c. p. 279.

hänger des Königs oder Männer gemäßigter Ansicht, wie die Politiker, sandte aber doch eine Botschaft an Heinrich III., um die Gefangenen loszubekommen, und der König suchte in der That durch Nachgiebigkeit noch einmal Paris zu gewinnen, statt zu Pferd zu steigen und der meuterischen Hauptstadt Gehorsam zu lehren.

Erklärung
der
Sorbonne.

Auf eine Anfrage erklärte die Sorbonne: das Volk des Königreichs sei seines Treueides gegen Heinrich III. entbunden und könne sich mit gutem Gewissen zur Vertheidigung der Religion gegen seine ruchlosen Pläne bewaffnen. Gemälde, welche die Ermordung des Herzogs und des Cardinals abbildeten, wurden öffentlich ausgestellt, die Wappen, die Bilder des Königs wurden überall zerstört. Eine Procession der Kinder gieng von einer geweihten Stätte zur andern und warf die brennende Kerze mit den Worten zur Erde: „So lösche Gott das Geschlecht der Valois aus!“ — In nächtlichen Processionen drückte die Bevölkerung ihre Trauer aus und erfluchte den Sieg.¹⁾

Die
Sechzehn.

Die Sechzehn wußten die Währung auf ein Ziel hinzuleiten, Kampf gegen den König, Freiheit der Städte unter Führung von Paris. Sie priesen das Verfahren der Schweizer in Begründung der Freiheit. Die Parlamentsräthe, welche für König und Gesetz waren, wurden verhaftet und andere an ihre Stelle gesetzt. Das so „gereinigte“ Pariser Parlament gieng nun Hand in Hand mit den Sechzehn. — Und wie die Hauptstadt, so riß sich der größte Theil des Landes vom König los.

Die
Generalstände
in
Blois.

Die Generalstände in Blois wagten im ersten Schrecken nur einen passiven Widerstand. Sie schilderten in ihren Schlusserklärungen die Unordnung der Staatsverwaltung. Der Sprecher des dritten Standes betonte das sittliche Versinken des Volkes: „Gotteslästerung ist bei vielen Unterhaltung, Ehebruch ihr Vergnügen, Zauberei erfüllt die Gemüther und beschäftigt die Neugierde, Simonie ist gewöhnlicher Handel. Der Glanz der Gerechtigkeit ist verdunkelt, der Raub schreitet mit offener Fahne durch das Königreich.“ — Die Mehrzahl der Abgeordneten sprach sich rasch für die Liga aus.

Mayenne.

Mayenne traf indeffen am 10. Februar 1589 in Paris ein, wo auch Mendoza als Gesandter Philipps II. sich jetzt aufhielt. Er verlangte einen Generalrath aus vierzig Mitgliedern aller Stände, ein schlagendes Zeichen des demokratischen Charakters der Bewegung. Um aber diesen Geist wieder zu brechen, nahm Mayenne vierzehn Mitglieder theils aus dem hohen Clerus, theils aus dem Adel hinzu. Mayenne erhielt den Titel „Lieutenant général de l'état royal et de la couronne de France“ und sollte seine Macht dauern, bis die Stände anders bestimmt hätten; er war aber gebunden an die Beschlüsse des Conseil général. Um der Regierung Mittel zu verschaffen, wurden die Güter aller derer, die den Eid auf die Union verweigerten, für verwirkt erklärt. Die Generalstände wurden auf den 15. Juli nach Paris einberufen. Bald erklärte sich auch fast der ganze Süden gegen Heinrich III.²⁾

¹⁾ Welche Wirkung auf treue Anhänger der Mord des Heinrich Guise ausübte, mag zeigen, daß der Advocat Vichoris darüber starb, nachdem er das Bild des Königs zerrissen und das Bild Guises geküßt hatte. So erzählt Estoile. — Martin, l. c. X. p. 118—126.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 133—137.

Dieser kam in Blois bald in ein großes Gedränge: kein Geld, keine Truppen, fast das ganze Land in Empörung! Was half es, daß er Mayenne, Amale, Paris, Orleans in Bann that! Nur langsam trafen einige vom Adel, den er insgesammt zu seiner Hilfe aufgeboden hatte, bei ihm ein. Mächtige und ehrgeizige Männer dachten aus der Verwirrung Vortheil zu ziehen, so sein eigener Schwager Mercœur, der in der Bretagne sich unabhängig machen wollte. Frankreich war in Gefahr, sich in kleine Gaukönigthümer und einen Haufen städtischer Republiken aufzulösen. Von niemand konnte Heinrich III. jetzt Hilfe erwarten, als von den Hugenotten, und von niemand konnte Heinrich von Navarra jetzt eine Förderung seiner Pläne hoffen, als von der Verbindung mit dem bedrängten König. Nur der Béarner verfügte über eine compacte Macht, 5000 Mann zu Fuß, 500 Hackenschützen, 500 Reiter, lauter bewährte Krieger. Nur, wenn die Hugenotten sich mit der Sache der Monarchie verbanden, konnten sie, die nur ein Fünftel der Nation ausmachten, Aussicht haben auf Bestand. Von selber machte sich nun die Verbindung zwischen Hugenotten und Royalisten, der Kampf hörte zwischen ihnen sogleich auf.

Noth
des
Königs.

Heinrich
von
Navarra.

Die Hugenotten sahen im Ende des Guise den Finger Gottes, die Rache für die Bartholomäusnacht. Heinrich von Navarra war frei vom mächtigsten Nebenbuhler um die Krone — und er hatte geschickte Rätbe, so Duplessis-Mornay, der ihn von dem kleinen Festungskriege, welchen der Béarner damals führte, mit den gesunden Worten abmahnte: „Wenn Sie je König von Frankreich werden wollen, so müssen Sie Ihre Blicke anderswohin richten. Auch die kürzeste dieser Belagerungen hält Sie doch zwei Monate auf und indessen geht Frankreich für Sie verloren. Nehmen Sie all Ihre Macht zu Handen und rücken Sie die Loire hinauf! Der König ist gezwungen, sich in Ihre Arme zu werfen, da seine Hände mit dem Blute der Guisen besleckt sind.“

Du-
plessis-
Mornay.

Am 3. April kam ein Bundesvertrag zwischen den beiden Königen Heinrich zusammen unter der Form eines Waffenstillstandes auf ein Jahr, während dessen der König von Navarra nur nach dem Willen des Königs von Frankreich seine Streitkräfte verwenden und gerade auf Mayenne losgehen, dabei sich aber verpflichten sollte, überall die Person und den Gottesdienst der Katholiken zu achten und zu schützen. Dagegen sollten alle Verfolgungen der Reformierten aufhören und ihnen freie Übung ihres Cultus überall gestattet sein, wo der König von Navarra sich aufhalte, und wo ihnen derselbe früher gestattet war.

Bund
Heinrichs
III.
und
Heinrichs
von
Navarra.

Damit war das Eis gebrochen. In Blesis-les-Tours fand am 30. April eine Zusammenkunft beider Könige statt. Lange konnte der Béarner vor dem Gedränge des Volkes nicht zum Valois kommen. Sie streckten die Arme einander entgegen, Navarra beugte das Knie, Valois hob ihn auf und umarmte ihn. Jubelruf erfüllte die Luft. Zwei Principien schienen sich umarmt zu haben, Toleranz und Monarchie. Als Heinrich von Navarra den andern Morgen in der Frühe

Toleranz
und
Mon-
archie.

den König ohne jede Vorsichtsmaßregel im Bette mit einem Besuch überraschte, hörte jede Angst vor Nachstellungen von beiden Seiten auf. Das offene, kriegerische Wesen Navarra's gewann die Herzen.¹⁾

Nun galt es, im Bunde Paris zu gewinnen. Bei Senlis bewährte Heinrich III. in einem Gefecht gegen die Pariser hohen Muth — die Not schien seinen männlichen Sinn wieder geweckt zu haben. Auch der Adel fand sich wieder zahlreicher unter seinen Fahnen ein, er suchte im Königthum den Schutz gegen den in der Liga sich regenden republikanischen Geist.

Geld schoss Ferdinand von Toscana vor. Aber ein schwerer Schlag traf Heinrich III., als Sixtus V. am 24. Mai ihn feierlich mahnte, den Cardinal von Bourbon freizugeben und binnen sechzig Tagen sich wegen des Mordes des Cardinals Guise zu verantworten. Dagegen wußte ihm Sanci die Hilfe der Schweizer zu gewinnen und mit 40.000 Mann erschienen beide Könige vor Paris, wo die größte Bestürzung herrschte und tiefe Abspannung nach der früheren Erregtheit.²⁾

For
Paris.

Der Geist der Überspannung lebte aber noch in einzelnen, nachdem er die Massen nicht mehr besetzte. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, früher Soldat, ein verwirrter, schwacher Kopf, aber mit der Thakraft ausgestattet, die zuweilen beschränkten Geistern eigen ist, trug sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, durch den Mord Heinrichs III. allem Elend ein Ende zu machen.

Jacques
Clement.

Die Bilder von Brutus und Judith verfolgten ihn: er hatte Erscheinungen, die ihn aufforderten, Frankreichs Tyrannen zu fällen und sich die Märtyrerkrone zu erringen. Mit Empfehlungsbriefen bahnte er sich den Weg durch die Vorposten und gelangte unter dem Vorwand, er habe wichtige Mittheilungen zu machen, am 1. August bis zum König. Während dieser aber den Empfehlungsbrief las, versetzte ihm der Mönch einen Stich in den Unterleib. — „Verruchter Mönch, du hast mich getödtet!“ schrie Heinrich und schlug den Mörder ins Gesicht, der sogleich von der Leibwache in Stücke gehauen wurde. Die Wunde schien anfangs nicht gefährlich, bei näherer Untersuchung aber verzweifelten die Ärzte am Aufkommen des Königs, der wie ein frommer Christ sich zum Tode vorbereitete und all seinen Feinden verzieh. „Seien Sie überzeugt, mein Bruder, daß Sie nie König von Frankreich werden, wenn Sie nicht katholisch werden und sich vor der Kirche demüthigen“, sagte er zu Navarra. „Meine Freunde,“ sagte er zu den anwesenden Edelleuten, „ich bitte und beschwöre euch, anerkennt nach meinem Tode meinen Bruder hier als König und leistet ihm, mir zu Gefallen, in meiner Gegenwart, den Eid der Treue.“³⁾

Ende
der
Valois.

Am 2. August 1589 in der Frühe war Heinrich III. eine Leiche. So endete das Geschlecht der Valois, welches Frankreich dreizehn Könige gegeben hatte, nach einer Regierungszeit von zweihunderteinundsechzig Jahren.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 145—148.

²⁾ Ibid. p. 148—157. — Wögelin-Gescher, l. c. II, p. 568.

³⁾ De Thou, l. c. II, 1. part., p. 300 f. — Martin, l. c. X, p. 160 f.

Kampf um Frankreich bis zum Tode Karls X.

Nach dem Rechte der Geburt war jetzt Heinrich von Navarra König von Frankreich, er stammte im zehnten Gliede von Ludwig dem Heiligen.¹⁾ Wird aber die Richtung siegen, die da sagt: „Der König ist todt, es lebe der König“,²⁾ oder die andere Richtung, die da behauptet: erst die Salbung in Rheims macht den König und keiner kann König sein, der nicht die Religion bekennt, mit welcher der Staat seit einem Jahrtausend aufs innigste verbunden war? Heinrich IV. bekannte sich damals nicht zum Glauben der Mehrheit der Franzosen. Oder wird endlich der in der Liga gährende republikanische Geist siegen und Frankreich in viele kleine Freistaaten nach Art der Schweiz sich auflösen, oder werden die ehrgeizigen Großen es in Stücke reißen und schwach machen, wie Deutschland? Das war jetzt die große Frage, und daß Heinrich IV. nicht bloß sich den Thron, sondern Frankreich die Einheit erkämpfte und es vor Zertrümmerung bewahrte und das Princip der Toleranz aufstellte, gibt ihm seine Bedeutung in der französischen Geschichte.³⁾

Liga.

In Paris herrschte Jubel, Gesang, Freudenfeuer über den Tod des Königs. Man pries die Mutter des Clement, daß sie ein solches Wunder geboren. Hätte Mayenne das kühne, geniale, Unhänglichkeit erweckende Wesen seines Bruders besessen, er wäre König geworden. Er war ein tüchtiger Heerführer, doch ein Ehrgeiziger des gewöhnlichen Schlages, der nicht Kraft zur ersten Stelle, aber auch nicht Vaterlandsliebe genug hatte, seine Wünsche dem Gemeinwohle zum Opfer zu bringen. Bemüht, seine gegenwärtige Stellung zu erhalten, einigte sich Mayenne mit Mendoza am 5. August dahin, den gefangenen Cardinal Bourbon als Karl X. zum König auszurufen; so blieb Mayenne die Gewalt und wurde das Recht der Geburt gewahrt, indem man beim königlichen Stamme blieb, und der Grundsatz, daß nur ein Katholik in Frankreich König sein könne.⁴⁾

Paris.

Mayenne.

Karl X.

Aber auch andere Stimmen wurden laut. Boucher, einer der feurigsten Eiferer für die alte Religion, schrieb damals: „Das Volk ist der eigentliche Souverän, das Recht der Wahl ist über dem Rechte der Erblichkeit, das Volk steht immer über dem König, den es sich gibt, es hat immer das Recht über Leben und Tod desselben.“ Manche wollten, Philipp II. solle zum König von Frankreich gewählt werden und statt König von Spanien fortan sich Großkönig nennen. Andere waren für den Herzog von Savoyen, als Enkel Franz' I. von seiner Mutter her, wieder andere für die Infantin Clara Eugenia, als Tochter der Elisabeth von Valois; sie solle mit einem französischen Prinzen vermählt werden und man solle, mit Genehmigung des Papstes, vom salischen Geize absteigen.

Voll-souveränität.

¹⁾ Vergl. die Stammtafel der Bourbons und Valois' Bd. VI, S. 101 dieses Wertes. 5. Auflage.

²⁾ Le mort saisit le vif. Le roi est mort, vive le roi.

³⁾ Martin, l. c. X, p. 163—168.

⁴⁾ Davila, l. c. X. — Capefigue, Guerres de la Ligue, V, p. 344—353. — Martin, l. c. X, p. 169—172. — Poirson, Histoire du règne de Henri IV, vol. I, p. 15—61. Paris 1867.

Heinrich
IV.

Nicht minder war der Wirrwarr um Heinrich IV. Die Hugenotten bezeugten ihm ihre Treue, sie seien stark genug und wollten ihm schon zum Throne verhelfen. Aber wie konnte Heinrich IV. glauben, daß sich acht Zehntel der Nation von zwei Zehnteln einen König aufdrängen lassen würden! — Heinrich selbst forderte bei der Leiche alle Franzosen von Ehre auf, gemeinsam den Mord zu rächen. Aber viele vom Adel erklärten: „Lieber tausendmal sterben, als einem Hugenotten huldigen!“ Franz von D sagte im Namen vieler, der Adel sei bereit, Heinrich als König anzuerkennen, aber sein Recht auf die Krone hänge von seinem Glaubensbekenntnisse ab, er möge darum zur katholischen Kirche zurückkehren oder doch versprechen, in wenig Tagen sich unterrichten zu lassen.

Heinrichs Stolz empörte sich, „daß man ihn so an der Kehle packe; ob man eine Religion schnell wie ein Kleid abwerfen könne?“; er sei bereit, sich belehren zu lassen, sich einem Concil zu unterwerfen, den Katholiken alle denkbaren Bürgschaften zu geben. Givri warf sich voll Begeisterung ihm zu Füßen: „Sire, Sie sind der König der Tapferen, die Blüte des Adels harret ihrer Befehle!“

Erklärung
vom
4. August
1589.

Aber soweit war es doch noch nicht. Allerdings folgten viele ihm gern, weil er ein kühner Krieger war, der sich freudig und unjüchtig im wildesten Kampfgewühle bewegte, aber Heinrich mußte doch, damit ihn nicht die Mehrzahl des Adels verließ, am 4. August 1589 eine Urkunde ausstellen: daß er binnen sechs Monaten sich in der katholischen Religion unterrichten lassen und dem Ausspruche eines allgemeinen oder National-Concils sich fügen werde, daß er den katholischen Gottesdienst wieder herstelle, wo er unterdrückt sei, und die Geistlichkeit in den vollen Besitz ihrer Güter wieder einsetze.¹⁾ Viele Großen versprachen ihm dafür Gehorsam, manche verließen ihn einfach, einige giengen zur Liga über. Die Armee sank auf die Hälfte herab, mit Mühe ließen sich die Schweizer bewegen, noch zwei weitere Monate auf Credit zu dienen.²⁾

Schlacht
bei
Arques.

Heinrich IV. konnte sich vor Paris nicht mehr halten: er zog sich in die Normandie zurück, um hier die königliche Partei zu stärken und einen Hafen zu besetzen, durch den er mit England in Verbindung käme, was ihm mit Dieppe, Arques und Boulogne gelang.³⁾ Mayenne verließ mit einem starken Heere am 27. August Paris, „um den Béarnier zu fangen“. Die Zuversicht war in Paris so groß, daß schon Fenster gemietet wurden, von denen aus man den Béarnier in die Bastille wollte führen sehen. Heinrich IV. vertheidigte sich ruhmvoll bei Arques in fester Stellung mit 9000 Mann gegen

¹⁾ Déclaration du roy Henry IV. et des Seigneurs assemblés au camp de Saint-Cloud du 4 Août 1589, in den „Documents historiques“ bei Poirson, l. c. I, p. 647

²⁾ Ihr Verzeichniß bei Poirson, l. c. I, p. 650—652. — Angoulême, Mémoires bei Michaud et Poujoulat, Mémoires, XI, p. 76—88.

³⁾ Poirson, l. c. I, p. 61—73.

35.000 des Mayenne, wenn auch beim Überfall in der Nacht des 20. September ein Theil der Seinen in Verwirrung und er selber so in Verzweiflung gebracht wurde, daß er rief, ob es denn nicht fünfzig Edelleute gebe, die mit ihrem König sterben wollten. Das Ansehen des Königs stieg, Verstärkung kam von allen Seiten. Mayenne mußte sich in Eile zurückziehen. In Eilmärschen brach Heinrich IV. gegen Paris auf, in der Frühe des 1. November nahm er alle Vorstädte auf dem linken Ufer der Seine durch Überraschung, vermochte aber nicht in die Stadt selber einzudringen. Mayenne brachte Verstärkung, nahm aber die angebotene Schlacht nicht an. Heinrich zog sich nach Tours zurück, wo ihn Rocenigo im Namen Benedigs als König begrüßte. Den Winter hindurch führte der König einen Krieg um Festungen.¹⁾

Indes rangen in Paris Mayenne, Philipp II. und die Sechzehn um die Gewalt. Philipp versprach seine Hilfe, wenn man ihn zum Protector während der Gefangenschaft Karls X. ausrufe; nach dem Tode Karls solle die Infantin Clara Eugenia den Thron besteigen und sich mit einem französischen Prinzen vermählen und als Mitgift Flandern oder Burgund an Frankreich bringen; den Franzosen solle der Handel nach Spanien und all seinen Colonien freistehen.

Kron-
be-
werber.Philipp
II.

Dagegen war jedoch das französische Nationalgefühl, man fürchtete unter Fremdherrschaft zu gelangen, und der Ehrgeiz Mayennes, er war verheiratet und konnte also nicht der Mann der Infantin werden; er war Statthalter des Königreichs und fürchtete durch den Protector herabgedrückt zu werden. Rasch entschlossen, hob er den Staatsrath, der die meisten Gönner des katholisch-demokratischen Elements und des spanischen Protectorats enthielt, auf, und schaltete als Stellvertreter des gefangenen Königs mit königlicher Macht. Zum Schein — denn er glaubte nicht an die Möglichkeit des Zusammentretens — berief er die Stände auf den 3. Februar 1590 nach Melun.

Ma-
nenne.

Auch Sixtus V. war gegen Philipps Pläne, die Päpste waren ja von jeher gegen eine Universalmonarchie; sein Legat Gaetano überschritt jedoch in seinem Eifer für die Liga seine Vollmachten: er verbot allen Bischöfen nach Tours zu gehen, um Heinrich IV. zu unterrichten. Die Sorbonne verbot zu glauben, man dürfe den rückfälligen Kezer Heinrich als König anerkennen, wenn er wieder Katholik werde. Nochmals schwor man in Paris, alles aufzubieten, um Karl X. zu befreien und Heinrich IV. zu bekämpfen.²⁾

Sixtus
V.und die
Sor-
bonne.

Diese Stimmung benutzte Mayenne, um durch einen wirkamen Schlag seinen sinkenden Ruhm als Feldherr wiederherzustellen. Mit Verstärkungen unter Egmonds Befehl, die er von Parma erhalten hatte, rückte er zum Entsatz von Dreux, das Heinrich seit 26. Februar 1590 belagerte, und so kam es zur

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 74—160.

²⁾ Ibid. p. 161—170. — Martin, l. c. X, p. 192—197.

Schlacht bei Jory. Schlacht in der Ebene von Jory am 14. März. Mayenne hatte 12.500 Mann zu Fuß und 4000 Reiter, Heinrich 8000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter. So klein auch die Anzahl der Kämpfenden, so bedeutsam wurde dennoch die Schlacht. Nachdem Heinrich IV. in vollem Waffenschmucke vor der Schlachtreihe niedergelinet und laut zum Allmächtigen um Sieg gebetet, sagte er aufstehend und den Helm aufsetzend, der mit drei weißen Federn geziert war: „Kameraden! Gott ist mit uns! Dort stehen seine und unsere Feinde! Hier bin ich, euer König. Los auf sie! Wenn ihr eure Fahne verliert, so richtet eure Augen nur auf meinen Helmbusch: Ihr werdet ihn immer finden auf dem Wege der Ehre und des Sieges!“ — Unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ stürzten die Seinen in den Kampf, der kurz war, aber schrecklich. Der Sieg war vollständig, die Reihen der Feinde wurden zeriprengt; der riesige, tapfere Philipp Egmond wurde erschossen, viele ertranken auf der Flucht in der Eure. Auch Mayenne schien verloren, da öffneten ihm die Bürger von Nantes ihre Thore.¹⁾

Niederlage der Liga. Die Armee der Liga war todt oder auf der Flucht, Fahnen und Geschütze fielen in die Hände des Königs. Heinrich IV. hatte mit kalter Überlegung den Schlachtplan entworfen und mit heißer Kampflust sich in das Reitergewühl gestürzt. „Le roi te touche, Dieu te guérisse!“ rief er bei jedem Hiebe, den er that, anspielend an die Heilkraft, die man damals der Berührung durch die Hand des Königs zuschrieb. Seine Freunde mußten ihn mahnen, daß er zum König und nicht zum Dragoner bestimmt sei, und Biron, der die Nachhut befehligte, sagte ihm: „Ach Sire, das ist unrecht; Sie haben heute gethan, was Biron hätte thun sollen, während er that, was Sie hätten thun sollen.“

Paris. In Paris hatte man zuverlässig auf einen Sieg Mayennes gerechnet. Umso schmerzlicher war der Eindruck der Niederlage. Jeden Augenblick konnte der Sieger vor den Thoren erscheinen, und man war auf eine Vertheidigung nicht gefaßt; es mangelte an Lebensmitteln. Die leitenden Männer waren jedoch gegen jede Unterhandlung und forderten die Prediger auf, dem Volke die Niederlage zu melden.

Diese sprachen mit großem Geschick über den Text: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ — Man verlas einen Brief Philipps II., worin er den Clerus seines Landes aufforderte, die Mittel herbeizuschaffen, um zwei Armeen den Katholiken Frankreichs zuhülfe zu schicken. Allmählich faßten sich die Pariser, zumal der Legat und der spanische Gesandte erklärten, daß sie in den Mauern bleiben und ihr Schicksal mit ihnen theilen wollten. Auch Mayenne ließ Weib und Kinder in der Stadt, deren Vertheidigung er dem geschickten Herzog von Nemours übertrug. Er selber blieb in Soissons, um eine neue Armee zum Entsätze zu sammeln. Wäre übrigens Heinrich IV. sogleich nach dem Siege vor Paris erschienen, so hätte wahrscheinlich die Bevölkerung im ersten Schrecken sich ihm ergeben. Seine Vertheidiger schrieben die Schuld der Zögerung auf den Regen, welcher die Wege ungangbar machte, auf die Schweizer, die wegen rückständigen Soldes meuterten; die Ankläger aber auf seinen Leichtsinne und seine Sinnlichkeit, die ihn über den Augen einer neuen Geliebten sein großes Ziel, sein Vaterland, seine Partei vergessen ließen.²⁾

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 171—237.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 204—207.

Erst anfangs Mai stand das Heer Heinrichs IV. vor Paris, ^{Paris belagert.} welches die kurze Frist gut benützt hatte, um sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Noth hatte neuen Enthusiasmus entzündet und eine neue Bruderschaft zum Namen Jesu hervorgerufen, deren Mitglieder schworen, niemals mit Heinrich von Bourbon oder seinen Anhängern Frieden und Waffenstillstand zu schließen. Die Sorbonne erklärte am 7. Mai, daß die Anhänger und Helfer Heinrichs von Bourbon im Stande der Todssünde seien ^{Die Sorbonne.} und diejenigen, welche ihm widerstehen, die Palme des Märtyrthums verdienen. Am 14. Mai zogen 1300 Priester und Mönche unter Führung des Bischofs von Senlis in Waffen, den Speer oder das Feuerrohr auf der Schulter, statt der Kapuze den Helm auf dem Haupte, als Ecclesia militans durch die Stadt, unter dem Banner des Kreuzes und der Jungfrau. Der Legat, vor dem sie Revue passirten, begrüßte sie als wahre Makkabäer.¹⁾ ^{La drôlerie.}

Ein Benedictiner des vorigen Jahrhunderts erzählt mit Freude, daß sein Orden sich nicht zu dieser ungerechtfertigten Mischung des Priestergewandes mit dem Kriegskleide herbeiliess. Auch die Jesuiten hielten sich taktvoll fern davon; umso eifriger waren sie, das Volk in Predigten zur Ertragung der Noth zu befuehren. Viele predigten zweimal des Tages und es ist ungläublich, welchen Heldennuth die Pariser in dieser Zeit entsalteten. Ubrigens theilten die Priester alle Beschwerden mit den Bürgern, erlagen dem Hunger, den Krankheiten, den Kugeln, wenn sie dieselben in den Kampf begleiteten, wie die Vertheidiger.

Die Hungersnoth wurde bald groß; ob schon viele geflohen waren und schon lange der Hof nicht mehr in der Stadt war, sollten doch 200.000 Menschen täglich gespeist werden! Man verzeichnete genau alle Vorräthe und bestimmte, wie viel jeden Tag verwendet werden dürfe. Allein die Belagerung dauerte länger als man erwartet hatte. <sup>Hunger-
noth.</sup>

Zuerst hoffte man im Juni Entsatz, dann im Juli, Mayenne versprach am 1. August zu kommen, aber Parma, welcher gegen die Niederländer unter Moriz von Nassau einen schweren Stand hatte, konnte nicht rechtzeitig erscheinen, und als die Bevölkerung am 1. August auf den 15. August vertröstet wurde, erhob sich lautes Wehgeschrei durch die Stadt. Aber auch der 15. August gieng vorüber und noch war kein Entsatz da. Wenn die Prediger auch durch begeisterte Worte die Stimmung im Augenblicke wieder gehoben hatten, so sank sie doch wieder zur Verzweiflung herab beim Anblicke hungernder Kinder. Man hatte sich geistert mit Fleisch von Pferden, Maulfeln, Hunden, mit Hafermehl, aber jetzt fehlte auch dieses. Man kaute Leder, man verschlang Wagenschmiere, Seife, Menschenfleisch. Das Brot, das man aus Mehl von menschlichen Knochen bul, erwies sich als tobbringend. Viele flohen lieber aus der Stadt, unter der Gefahr, vom Feinde getödtet zu werden. Heinrich sah durch die Finger, daß viele seiner Soldaten an die Belagerten Lebensmittel verkauften. Einmal gestattete er 4000 Menschen, die Stadt zu verlassen, und doch wollte kein Angriff gelingen!

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 208—212.

Eine Bewegung der Politiker am 8. August unter dem Rufe: „Brot oder Frieden!“ wurde niedergeschlagen, einige Häupter gehängt und alles war wieder ruhig, wie gelähmt durch die entsetzliche Noth. Noch zwei oder drei Tage, rechnete Heinrich IV., und die Stadt müsse sich ergeben.¹⁾

Da traf wie ein Donnerschlag am heiteren Himmel die Nachricht, der Herzog von Parma sei mit 13.000 Mann am 23. August in Mayenne zu Mayenne gestossen. Am 30. August hallte das Freudengetöse von den Wällen durch die Stadt, die Belagerung sei aufgehoben. Um nicht zwischen zwei Feinde zu gerathen, zog Heinrich dem Parma zur Entscheidungsschlacht entgegen, Parma nahm dieselbe jedoch nicht an. „Ich werde mich schlagen, wenn es für mich vortheilhaft ist“, entgegnete er dem Herold; „eines meiner Ziele, Paris zu befreien, habe ich erreicht; das zweite, dem Katholicismus zum Siege zu verhelfen, hoffe ich noch zu erreichen.“²⁾

Alexander
der
Farnese.

Mayenne wurde am 18. September in Paris nicht freudig empfangen; man hatte im Vertrauen auf sein Wort, daß er bald erscheinen werde, zu sehr sich getäuscht. Parma besuchte Paris incognito und erschrak über das Unmaß von Leiden, welches die Bevölkerung ausgestanden hatte, unter welchen noch Krankheiten nachträglich wütheten, die auch seine Armee ergriffen. Das Land war erschöpft, er zog sich deshalb schnell in die Niederlande zurück.

Zob
starke X.

Trotz des Sieges von Ivry und der Noth von Paris stand also Heinrich IV. noch auf demselben Standpunkte wie im Sommer 1589. Nicht mit Waffen, nur mit der Rückkehr zur Kirche konnte er Frankreich bezwingen. — Aber auch die Liga war in neuer Verlegenheit in Folge des am 8. Mai 1590 eingetretenen Todes Karls X. Am schlimmsten war Mayenne daran, der es einerseits nicht wagte, selbst nach der Krone zu greifen, andererseits aber auch keinem andern dieselbe überlassen wollte. Umso eifriger griff jetzt wieder Philipp II. ein und gab dem Herzog von Parma den Befehl, mit seiner Hauptmacht persönlich in Frankreich einzurücken, wo es galt, Paris gegen Heinrich IV. zu retten. Lange sträubte sich Parma dagegen, und Heinrich IV. glaubte sicher, daß derselbe den Befehl nicht ausführen werde; dennoch kam er, und Paris ward gerettet; Mayenne aber hatte nun einen Rivalen. Bald kam es zu Reibungen zwischen den spanischen und französischen Soldaten, glänzende Erfolge wurden nicht mehr errungen, wohl aber giengen in den Kämpfen und durch Krankheiten viele Soldaten Parmas zugrunde. Dieser fürchtete seinen Waffenruhm zu verlieren und benutzte die bedrängte Lage der Niederlande als erwünschten Vorwand, um anfangs November dorthin zurückzukehren.³⁾ Die Gefahr von Seite Spaniens war vorläufig für die Ligue und für Mayenne beseitigt.

1) Poirson, l. c. I, p. 238—247.

2) Martin, l. c. X, p. 229. — Poirson, l. c. I, p. 252 ff.

3) Martin, l. c. X, p. 214 f., 223 f., 227 f., 231—233.

Aber nicht bloß um Paris wurde gekämpft, sondern durch ganz Frankreich tobte der Krieg und auf jedes kleine Gebiet desselben hatte schon ein mächtiger Mann sein Auge gerichtet, um es an sich zu reißen und sich darin unabhängige Herrschaft zu gründen. In der Bretagne zum Beispiel strebte Mercœur nach unabhängiger Herrschaft, da in Heinrich III. der letzte König aus der Nachkommenschaft der Anna von Bretagne gestorben war. Zum Glück für Frankreich war sein Ehrgeiz nicht stark und seine Fähigkeit nicht groß genug. Auch hatte er Gegner, und Philipp II. machte noch gerechtere Ansprüche für seine Tochter Isabella Clara Eugenia. In Languedoc war Montmorency mächtig, in der Provence schritt der Herzog von Savoyen ein, als Enkel Heinrichs II., und die Stände wählten ihn in aller Form zum Grafen und Herrn, und die Lilien wichen bei seinem Einzuge in Aix im November 1590 vor dem weißen Kreuze von Savoyen. In der Dauphiné hielt Lesdiguières die Sache der Hugonotten aufrecht, in Lyon wollte Nemours sich unabhängig machen. Die Champagne wollte der Herzog von Lothringen in seine Gewalt bringen. Also allenthalben Kampf und Zersplitterungen.¹⁾ Auch die demokratischen Bestrebungen der Liga konnten nur zu einem Frankreich unter spanischer Oberhoheit oder zu einem in kleine Republiken und Gaufürstenthümer zersplitterten Frankreich führen.

Zersplitterung Frankreichs.

Bruch zwischen Mayenne und der Liga.

Im Grunde war seit Karls X. Tod nur Heinrich IV. das Symbol der Einheit und Selbständigkeit des Landes, aber die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstürzten, schienen unübersteiglich. Bald drohten die Hugonotten, ihn im Stiche zu lassen, weil er durch sein den Katholiken gegebenes Versprechen, sich dem Urtheil einer Kirchenversammlung zu unterwerfen, nach ihrem Urtheil, der Wahrheit untreu werden wollte. Bald grockten ihm die Katholiken, weil er so lange zögerte mit dem Übertritte zur Kirche. Der Adel, der sich um ihn scharte, diente ihm stets nur auf kurze Zeit und verlangte dann dringend die Heimkehr. Neben der Liga stand ihm die Macht Spaniens entgegen. Umso mehr ist zu staunen über die elastische Kraft seiner Natur, die durch keinen Widerstand gebrochen wurde, über die Heiterkeit der Seele, die sich durch keinen Verrath, durch keinen Verlust trüben ließ.

Heinrich IV. Aufgabe.

Heinrich IV. war ein unermüdblicher Krieger. Auch nach Parmas Abzug wandte er sein Auge von Paris nicht ab. Am 19. Januar 1591 war er nahe daran, die Stadt durch eine Kriegslist zu besetzen: als Mehthändler verkleidet, sollten seine verwegensten Soldaten sich der Vorstadt Saint-Honoré bemächtigen.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 235—240.

La
jour-
née des
farines.
Char-
tres.
Es mißlang. Das ist der sogenannte Mehltag. Der Angriff hatte zur Folge, daß die Sechzehn um eine spanische Besatzung baten und 4000 Spanier und Neapolitaner am 12. Februar 1591 in Paris einzogen. Indes zwang Heinrich IV. Chartres sich ihm zu übergeben. Die eigene Familie machte ihm damals Sorge.¹⁾

Ein Sohn Condés trug sich mit dem Plane, da Karl X. gestorben war, als Thronbewerber aufzutreten, und bat den Papst Gregor XIV. um Schutz und Hilfe. Nur rasche Siege konnten Heinrich aufhelfen — sie waren für seine Sache umso nöthiger, als damals der Bruch zwischen Mayenne und der Liga begann. Mit Chartres fiel auch der gute Name Mayennes — es hieß unter den Eifrigen in Paris, er vermöge nur mit Flaßchen Krieg zu führen. Mayenne hingegen trat mit Heinrich wieder in Unterhandlungen. Zum Glücke für den König machte der Ehrgeiz die Großen uneinig.

Jeannin
in
Mabrib.

Übrigens mußte bald eine Entscheidung eintreten. Ein gewisser Jeannin reiste damals nach Spanien, um Philipp II. auszuforschen, ob er für eine Thronbesteigung Mayennes wäre. Er fragte zuerst, ob der König seine Tochter Heinrich IV. geben würde, wenn dieser katholisch würde. Das wurde entschieden verneint, im Gegentheile ihm bedeutet, daß die Infantin ein Erbrecht an die Krone von Frankreich habe, und daß durch sie die Ruhe und die Religion Frankreichs allein gesichert werden können. Auch keinem französischen Prinzen sollte sie die Hand reichen, sondern dem Erzherzog Ernst. Als Aussteuer sollte sie die Niederlande an Frankreich bringen. In diesem Falle verhiess der König zwei Armeen zu senden und stellte für Mayenne große Vortheile in Aussicht.²⁾

Gregor
XIV.

In derselben Zeit, im April, erneuerte Papst Gregor XIV., ein Mailänder, geborner Unterthan und Anhänger Philipps, den Bann gegen Navarra und die Katholiken, welche sich diesem rückfälligen Ketzer anschlossen. Das hatte zur Folge, daß die Sechzehn und ihre Partei ihren Eifer erhöhten, daß aber Katholiken, bei welchen das Nationalgefühl stark war, in der Unterstützung Heinrichs IV. die letzte Hoffnung für die Unabhängigkeit Frankreichs sahen und die Bulle des Papstes als einen Eingriff in die Rechte der französischen Nation verwarfen. Heinrich IV. erneuerte sein Versprechen, sich belehren zu lassen, sich der Entscheidung eines Concils zu unterwerfen und bis dahin die Katholiken zu schützen. Das Parlament in Tours aber erklärte am 5. August 1591 den Papst für einen Feind Frankreichs, für einen Anhänger Spaniens, und verbot jede Geldsendung nach Rom.³⁾

Wenn aber Heinrich versprach, von den Katholiken sich belehren zu lassen, so mußte er auch etwas für seine Hugenotten thun. Darum widerrief er die Edicte Heinrichs III. von 1585 und 1588 und setzte die Edicte von 1577 und 1580 in Kraft. Wichtig war, daß ein Theil der französischen Prälaten sich zu seinen Gunsten gegen Gregor XIV., als einen durch die Arglist der Feinde irreführten Papst aussprach und alle Katholiken des Reiches zu

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 243—245. — Poirson, l. c. I, p. 260—271.

²⁾ Mathieu, Histoire de France, II, p. 72 f.

³⁾ Martin, l. c. X, p. 252 ff.

Gebeten aufforderte für die Betehrung des rechtmäßigen Königs. Der Tod des Papstes (15. October 1591) verhinderte die Absendung einer besonderen Gesandtschaft.

In dieser Zeit, am 15. August, entkam Karl, der junge Sohn des Heinrich von Guise, welcher bisher im Thurne von Tours gefangen gehalten war, durch List und Kühnheit seiner Gast und wurde in Orleans und Paris mit Jubel aufgenommen. So war in den Reihen der Liga ein neues Element der Spaltung: die Eifrigen, die nichts mehr von Mayenne wissen wollten, sahen im Sohne des Heinrich Guise den künftigen König von Frankreich.

Karl
Guise.

An Mayenne stellten die Sechzehn Ende Februar die Forderung, er solle den Großen Rath (Conseil général) wieder herstellen und aus seiner Umgebung diejenigen entfernen, welche für den Frieden mit Navarra gesprochen hatten; er solle ein außerordentliches Gericht über die Verräther an der Religion und der guten Sache Frankreichs niedersetzen und endlich um jeden Preis die wirksame Hilfe des Papstes und Königs von Spanien gewinnen. — Hatten bisher die Päpste die Liga mit Vorsicht und einem gewissen Mißtrauen vor ehrgeizigen Elementen behandelt, die dem Eifer für Religion beigemischt waren, so ließ sich dagegen Gregor XIV. verleiten, die Sechzehn zu beloben und zur Ausdauer zu ermuntern. Das trieb den Eifer der Sechzehn bis zur Siedehitze: sie forderten regelmäßige Einberufung der allgemeinen Stände, ja sogar ein Grundgesetz des Reiches, wonach jeder Abtrünnige, sei er nun Herr, Fürst oder Gemeiner, verbannt werden sollte. Der Bischof von Paris schien ihnen nicht eifrig genug, sie verlangten seine Absetzung. Das Parlament, welches noch am Rechtsstandpunkte festhielt, war ihnen ein Dorn im Auge.¹⁾

Spal-
tung der
Liga.

Die Sech-
zehn

Die Sechzehn sandten ein Schreiben vom 20. September an Philipp II., worin sie ihn baten, das Scepter Frankreichs zu ergreifen, um die Herrschaft über alle Katholiken zu erlangen, oder er möge ihnen die Infantin senden, an welcher Frankreich eine zweite Blanca von Castilien haben werde, und ihr unter den französischen Prinzen einen Gemahl wählen.²⁾ — Hiezu empfahl die Universität in einem eigenen Schreiben dem König den jungen Karl Guise, weil er tapfer sei, geistvoll, heiter und gewandt. Übrigens sei es ihnen auch lieb, wenn Philipp selber das Scepter ergreife, nur solle dann die Inquisition eingeführt, kein Amt aber käuflich werden und keines an Fremde kommen, die Steuern gemindert werden, die Stände mindestens alle vier Jahre zusammenkommen und französischen Schiffen alle Küsten Spaniens und seiner Colonien zugänglich sein.³⁾

an
Philipp
II.

Ein bedeutames Schreiben! Philipp II. galt also diesen Franzosen nicht als der, als welcher er in neuerer Zeit geschildert wird, als finsterner Tyrann: sie erwarteten von ihm Schutz für ihre Freiheiten! Über der Nation

1) Martin, l. c. X, p. 259—263.

2) Poirson, l. c. I. p. 285 f. — Estoile, l. c. p. 62.

3) Ranke, Französische Geschichte, I, S. 376—382. — Estoile, l. c. p. 63.

stand ihnen die Religion. Wenn Spanien auch Frankreichs Kräfte zu seiner Verfügung hatte, dann schien dem Hause Habsburg der Sieg über Protestanten und Türken gesichert! Auch aus diesen Forderungen sehen wir wieder, daß der Sinn der Liga demokratisch und kirchlich war, daß die damaligen Ultramontanen Liberale waren.

Die in Paris herrschenden Sechzehn giengen also über den Herzog von Mayenne hinweg. Dieser aber erhielt von den Verhandlungen Kunde und harrete nur auf eine Gelegenheit, um die Macht der Sechzehn zu brechen, und diese gaben ihm eine solche nur zu bald. Es wurde nämlich am 6. November eine Art Wohlfahrts-Ausschuß von Zehn gewählt, natürlich aus den eifrigsten der Eiferer, mit dem Rechte, alle Feinde der Sechzehn, wenn nöthig auch ohne Einhaltung der gerichtlichen Formen, zu vernichten. Diese Zehn ließen am 15. November 1591 den auch als Schriftsteller in der Rechtswissenschaft und Geschichte bekannten Parlaments-Präsidenten Briffon und zwei andere Rätthe, Larcher und Tardif, verhaften. Vergebens bat Briffon um ein ordentliches Gericht und, als man darüber höhnißlich lachte, um ein Gefängnis bei Wasser und Brot, damit er ein angefangenes wichtiges Werk für den Unterricht der Jugend vollenden könne: er wurde mit den beiden andern zugleich am selben Tage noch aufgehängt, und die Zehn wären in ähnlicher Weise noch gegen andere verfahren, hätten die spanischen Officiere nicht ihre Mithilfe verweigert. Aber sie verlangten beharrlich einen außerordentlichen Gerichtshof, *chambre ardente*, welcher schnell über Ketzler und Verräther aburtheilen sollte.¹⁾

In der Stimmung der Bevölkerung von Paris hatten sich übrigens die Sechzehn verrechnet. Die Bevölkerung schien abgehört, sie dürstete nicht nach Blut, die Hinrichtung des Präsidenten des Parlaments hatte nur Bestürzung hervorgerufen. Mayenne schritt schnell ein, denn sonst war es um seine Macht geschehen.

Am 28. November traf er mit bedeutender Macht von Laon in Paris ein, erzwang sogleich die Übergabe der Bastille, versammelte das Parlament, ergänzte es durch einen neuen Präsidenten und drei andere Mitglieder. Als das Parlament noch unter dem Ausdruck des Schreckens die Urheber der Ermordung des Briffon und der andern nicht zu verfolgen wagte, so ließ er auf eigene Verantwortung hin am 4. December vier der eifrigsten der Sechzehn ausgreifen und kurzweg hängen, andere entflohen. Mayenne erklärte, gute Katholiken hätten nichts zu fürchten, er habe nur ein Beispiel der Strenge gegeben, um wieder Ordnung herzustellen. Zugleich verbot er für alle Zukunft bei Todesstrafe Privatversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathen. Alle Officiere, alle Bürger mußten ihm Gehorsam schwören und daß sie das Parlament und alle rechtmäßigen Behörden achten und alle geheimen Versammlungen anzeigen wollten.²⁾

So erlag die Partei der Sechzehn dem Säbelregiment. Jetzt standen sich Mayenne und Philipp II. auf der einen Seite und

¹⁾ Estoile, l. c. p. 64—67. — Martin, l. c. X, p. 266 f.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 268 f. — Poirson, Histoire du règne de Henri IV, vol. I, p. 290—296.

Heinrich IV. auf der andern gegenüber. Und für Heinrich lag damals die einzige Hoffnung nur darin, daß die Pläne Philipps und Mayennes sich kreuzten, eine Zeit hindurch aber, solange noch Aussicht war, daß Heinrich IV. überwunden werden könnte, giengen sie noch Hand in Hand miteinander.

Philipp II. war damals entschlossen, alle Macht aufzubieten, um Frankreich an sein Haus zu bringen, selbst die Niederlande für Frankreich zu opfern. Parma erhielt neuerdings Befehl, mit Mayenne vereint den Norden Frankreichs zu überziehen. Mit Mercœur ward ein Bund geschlossen, und spanische Truppen rückten in die Bretagne ein. Karl Emanuel von Savoyen kämpfte im Bunde mit ihm und von seinem Statthalter in Mailand unterstützt, in der Dauphiné und in der Provence. 14.000 Mann Kerntuppen, in Castilien ausgehoben, sollten die Pyrenäen überschreiten. Allein der König hatte kein Glück, er verschwendete seine Schätze und das Blut seiner Tapfern vergebens an Frankreich, wie an die Niederlande. Die 14.000 Castilianer kamen nicht über die Pyrenäen, sie mußten einen Aufstand in Aragonien selber niederschlagen. Der Mord Escovedos hatte für Spanien, namentlich für die Freiheit Aragoniens, wie für Philipps Ruf bei der Nachwelt verhängnisreiche Folgen. Damit verhielt es sich also.

Philipp II.

Philipp II. und Antonio Perez. — Untergang der Freiheiten Aragoniens.

Die öffentliche Meinung bezeichnete bald den Antonio Perez als den Mörder Escovedos.¹⁾ 1579 stand Perez noch auf der Höhe seiner Macht, die Angelegenheiten Italiens, der Niederlande und Portugals giengen durch seine Hand, allein er hatte auch mächtige Feinde. Sie überzeugten den Sohn und die Witwe Escovedos, wer der Urheber des Mordes sei, und beide verlangten beim König Gerechtigkeit gegen Perez und die Eboli, auf deren Anstiftung der Mord erfolgt sei. Und jetzt erfuhr der König das Verhältnis seines Lieblings zu der Fürstin und bekam die Beweise seiner Untreue, seiner Bestechlichkeit in die Hände. Zwar vom König noch immer wie früher mit Gunst behandelt, schloß Perez doch aus der Kälte, die Philipp der Eboli bezeugte, daß sein Verderben beschlossen sei. Perez als Arbeiter war aber schwer zu ersetzen.²⁾

Antonio Perez.

Die Eboli.

Da schrieb der König an Granvella, der damals Gesandter in Rom war, er möge schleunigst nach Madrid kommen. Der Cardinal war jetzt zweiundsiechzig Jahre alt, Rom war ihm lieb geworden, er wünschte Ruhe, er fürchtete den Reid der Spanier und die Last der Geschäfte. Aber Gregor XIV. rieth ihm, in einer so wichtigen Zeit seine Kraft nicht schlummern zu lassen, und Granvella traf schon am 28. Juli 1579 in Madrid

Granvella.

¹⁾ Vergl. S. 570 ff. dieses Bandes.

²⁾ Mignet, Antonio Perez et Philippe II, p. 95—132.

ein und an demselben Abend um elf Uhr wurde Perez verhaftet und die Eboli auf die Festung Pinto geführt. Von diesem Augenblick an bis zu seinem Tode (1586) leitete der Cardinal die Politik nach außen.

Seine Nachfolger waren der Baste I diaquez und der Portugiese Moura — beide arbeitsam und geschäftsgewandt, aber lange nicht so befähigt wie Granvella. Spanien kämpfte unter ihnen mit England, mit den Niederlanden, mit Frankreich und erlag in diesem Kampfe der Menge der Aufgaben, die es sich gestellt hatte.

Philipps
und
Perez.

Perez wurde anfangs nicht hart behandelt, aber auch nicht freigelassen. Während er immer noch auf den Beistand des Königs hoffte, hegte dieser einen unverföhnlichen Groll gegen den Mann, den er mit Wohlthaten, mit Ehren, mit Vertrauen überhäuft hatte und von dem er so tückisch betrogen worden war. Stieg der Schatten Don Juans zürnend vor Philipps Auge auf, das Bild des hochbegabten Bruders, des Opfers seines Argwohn's, welchen Perez erregt hatte?

Aber Philipps Lage war schwierig: auf der einen Seite war er der König, der Gerechtigkeit über alles lieben sollte, auf der andern Seite war er doch der Mitschuldige des Perez, denn er hatte, allerdings durch diesen belogen, befohlen, den Escovedo meggzuschaffen. Auf der einen Seite mußte er dem Rechte seinen Lauf lassen, auf der andern aber gewärtig sein, daß Perez sich zuletzt in der Verzweiflung auf seinen Befehl berief und die Beweise dafür vorbrachte. Daher die Verlängerung des Processes, bis der König im Besitz der Briefe an Antonio Perez war. Aber der Schlaue hatte einige der wichtigsten Actenstücke nach Aragonien gerettet.

Indes kamen eine Menge Beweise der Bestechlichkeit, der schmächtigsten Untreue, der Verfälschung von Depeschen an den Tag. Philipps Zorn stieg. Rodrigo Vasquez, lange im Cabinet der Feind des Perez, leitete den Process. Von neuem ward die Anklage wegen der Ermordung des Escovedo betrieben und endlich Perez trotz seiner Berufung auf die Vorrechte des Hidalgo auf die Folter gespannt. Perez gestand endlich, den Befehl zum Morde gegeben, aber nur aus Rücksicht für den König geleugnet zu haben. Der Unglückliche sah jetzt das einzige Mittel zur Rettung nur noch in der Flucht: er schien fieberkrank, dem Tode nahe, er bat um Zusammenkunft mit seiner Familie.¹⁾

Perez
flieht

Seine Gattin Juana Coello verschaffte ihm die Mittel zur Flucht; während sie im Gefängnis blieb, schlich er am Abend des 20. April 1590 in ihrem Gewand aus demselben. Pferde standen bereit und so gelangte er nach Calatayud, der Grenzstadt Castiliens, aber mit ihm traf auch der Verhaftsbefehl ein. Perez floh in das Dominicanerkloster, und Mönche und Volk widersetzten sich dem Versuch, ihn aus der Kirche zu reißen. Wieder verhalfen ihm Freunde zur Flucht nach Zaragoza, und hier stellte er sich als Aragoniese

nach
Ara-
gonien.

¹⁾ Mignet, Antonio Perez et Philippe II, 3. édit., p. 182—186, Paris 1854, und Briefe in den „Appendices“, p. 385—410.

unter den Schutz der Fueros. „Perez“, sagt Mignet¹⁾ in seinem gelehrten Werke über diesen Mann, „hatte seinen Antheil am Morde in Castilien durch den Verlust seiner Stelle, durch den Ruin seines Vermögens, durch die Dauer seiner Gefangenschaft, durch die Schmerzen seiner Folterung gebüßt. Philipp II. sollte seinen Antheil in Aragonien durch die Darlegung seiner Mitschuld, durch die Entdeckung seiner Treulosigkeit und durch das Loskommen seines Gegners büßen.“

Vom Gefängnis de la Manifestacion aus bat Perez den König, den Proceß niederzuschlagen, widrigenfalls er zu gefährlichen Entdeckungen gezwungen wäre. Philipp II. achtete nicht darauf; er betrieb seine Klage gegen Perez: daß dieser mit Mißbrauch des königlichen Namens Escovedo habe tödten lassen, daß dieser seinen König verrathen habe, indem er Staatsgeheimnisse verkaufte und Depeschen verfälschte, und daß er dem Rechtsgange in Castilien entflohen sei.

Proceß
gegen
Perez.

Die Auslieferung des Flüchtlings nach Castilien, wo Perez wegen Mordes und Hochverraths zum Tode verurtheilt und auch seine Familie ins Gefängnis gesetzt wurde, konnte Philipp nicht verlangen, ohne einen Eingriff in die Freiheiten Aragoniens, denn er hatte geschworen, die Fueros zu schützen, und ein Angriff derselben berechtigte die Aragonesen zum Aufstand. „Der Ruf: ‚Contra fueros!‘ war sogar imstande, die Steine in Aragonien zu bewegen“, sagt Herrera.²⁾

Die Frei-
heiten
Ara-
goniens.

Mußte doch der König bei der Huldigung aus dem Munde des Justicia die Worte hinnehmen: „Wir, die wir so viel wert sind als du, und die mehr vermögen als du, wir machen dich zu unserem König unter der Bedingung, daß du unsere Freiheiten achtest. Wenn nicht, nicht.“ — Der König durfte nur einen Aragonesen zu seinem Stellvertreter wählen, kein fremder Soldat durfte den Boden Aragoniens betreten. Das Land richtete, besteuerte, regierte sich selber. Die Cortes entschieden über Krieg und Frieden; sie kamen alle zwei Jahre zusammen und der König konnte sie ohne ihre Zustimmung weder auflösen noch vertagen. Ihre Sitzung dauerte nur vierzig Tage, aber ein beständiger Ausschuss, bestehend aus acht Mitgliedern, zwei von jedem der vier Brazos oder Bänke, tagte beständig und übte in ihrem Namen die höchste Gewalt. Alle Richter, königliche wie kirchliche, standen unter der Aufsicht eines höchsten Richters, des Justicia mayor, welcher das Volk und seine Rechte zu schützen und zu wahren hatte. Jeder Einwohner Aragoniens konnte an ihn Berufung einlegen und in diesem Falle hörte jede Vollmacht eines andern Gerichtes auf. Der Justicia übernahm den Proceß, dessen Verhandlung öffentlich war und bei dem keine Tortur, keine Folter angewendet werden durfte. Manifestacion hieß das Gefängnis, in welchem seine Angeklagten verweilten. Der König setzte den Justicia ein, aber nur die Cortes konnten ihn absetzen. Gegen den König, wenn dieser die Verfassung bedrohte, konnte der Justicia sogar das Volk zu den Waffen rufen.³⁾

Der
Justicia
mayor.

¹⁾ Mignet, l. c. p. 187.

²⁾ Voz que en Aragon commueva hasta las piedras.

³⁾ Mignet, l. c. p. 195—198.

Vor diesem Justicia führten nun der König und Perez ihren Proceß gegen einander. Der König hatte keinen Vorzug bei diesem Gericht vor irgend einem seiner Unterthanen. Perez legte hier die Briefe des Königs als Beweismittel vor. Auf einmal erklärte aber der König, daß Staatsgeheimnisse nicht öffentlich behandelt werden dürften, gab jedoch die Anklage wieder auf, vorbehaltend all seine Rechte auf weitere Verfolgung zu gelegener Zeit, denn Perez habe so große Verbrechen gegen seinen König und Herrn begangen, als nur je ein Unterthan begehen könne, sowohl was die begleitenden Umstände als die Art der Ausführung anlange.

Aber der König hatte noch ein Mittel, seinen Gegner zu fassen, nämlich durch die große Polizeianstalt des Staates, durch die Inquisition. Perez hatte in seiner Haft in der Manifestacion über Gott und Religion Worte fallen lassen, wie sie kein Katholik und kein Christ irgend eines andern Bekenntnisses aussprechen darf;¹⁾ diese Worte waren dem Santo Officio mitgetheilt worden, und darauf hin wurde ein Verhaftsbefehl gegen Perez erlassen. Der Justicia legte keinen Widerspruch ein; seine Beamten übergaben den Gefangenen dem Aguazil des Heiligen Amtes. Am 24. Mai 1591 wurde Perez in einer Carosse aus der Manifestacion in die Aljaseria oder den Palaß der Inquisition gebracht.

Aber im Palaß der Inquisition hatte Perez selber Freunde, die er zu hohen Stellen befördert hatte, und so bekam er schon vor der Ueberführung Kunde und wußte seine Freunde unter dem Adel, die er durch eine rührende Schilderung seiner Leiden für sich gewonnen, zu bereden, daß der Schutz seiner Person zugleich der Schutz der Freiheiten Aragoniens sei. Unter dem Ruf: „*Contrarios, es lebe die Freiheit!*“ eilten seine Genossen durch die Straßen, die Sturmglocke ertönte und das Volk griff zu den Waffen. Nur die Drohung, daß es den Palaß niederbrennen werde, vermochte die Inquisitoren, den Bitten des Vicekönigs und des Bischofs nachzugeben und Perez in die Manifestacion zurückzuführen zu lassen.

Das erregte Volk wandte sich dann gegen den Palaß Almenara, eines Vertrauten Philipps II. Der Justicia beschwor ihn zu fliehen. „Wie hat ein Almenara seinen Feinden den Rücken gekehrt“, erwiderte dieser und blieb, trotzdem das Volk die Thore sprengte. Da forderte der Justicia die Umstehenden im Namen Aragon's auf, ihm zu helfen den Bedrohten zu schützen, und diesem befahl er im gleichen Namen, ihm zu folgen, und so rettete er ihn durch die rasende Menge, doch nicht ohne daß Almenara Wunden empfieng, an denen er vierzehn Tage später starb. Perez dagegen feierte einen wahren Triumphzug von der Aljaseria bis zur Manifestacion: er fuhr stehend im Wagen, damit alles Volk ihn sehen könne. „*Sennor Antonio,*“ rief dieses, „zeigt Euch dreimal am Fenster, damit wir wissen, daß in Eurer Person keine Bresche in unsere Freiheiten gemacht wird.“²⁾

Dieser Auflauf sollte verhängnisvoll werden für die Freiheiten Aragoniens! Philipp II. nahm den Widerstand gegen seine Person

¹⁾ Seine Äußerungen bei Mignet, l. c. p. 213—218.

²⁾ Mignet, l. c. p. 219—224.

und gegen das Heilige Gericht sehr ernst, anfangs jedoch zeigte er noch keine Strenge. Es ward unterhandelt. Er wollte keinen Krieg mit Aragonien jetzt, wo er mit so vielen Feinden im Kampfe war. Ein Ausschuss von Rechtskundigen sollte entscheiden, ob die Auslieferung des Gefangenen an das Heilige Tribunal gegen die Fueros laute. Nicht alle sprachen sich bejahend aus. Dem Adel ward bang vor der Aufregung des Volkes. Viele riefen Perez, freiwillig in die Inquisition zurückzukehren, seine Freunde würden ihn schon retten können. Dieser weigerte sich jedoch nicht bloß, sondern er wußte auch durch Pamphlete das Volk aufzuregen. Der Justicia aber hielt die Auslieferung für rechtlich und nöthig, zumal er Perez bei einem Fluchtversuch überraschte.¹⁾

Am 24. September 1591 wurde Perez unter einem Aufgebot von 2000 Soldaten und einer Menge vom Adel um elf Uhr mittags aus der Manifestacion in einen Wagen gesetzt, um in den Palast der Inquisition gebracht zu werden. Es war nicht mehr der alte Justicia, denn dieser war zwei Tage vorher gestorben, sondern sein Sohn Juan de la Maza. Aber auch die Freunde des Perez waren bereit: sie griffen die Soldaten an unter dem Rufe: „Freiheit! Freiheit!“ tödteten einige, schlugen die andern in die Flucht; die Beamten flohen, Perez wurde befreit, auf ein Pferd gebracht, auf dem er aus Zaragoza entfloh. Der Weg über die Pyrenäen war aber gesperrt, heimlich kam er am 2. October 1591 in der Nacht wieder nach Zaragoza, ohne daß die Regierung von seinem Bersted wußte, das er im Hause des Don Martin de la Maza fand.²⁾

Neuer
Auf-
stand.

Also zweimal ein Aufstand gegen die Regierung und gegen die Inquisition! Die Sache war ernst. Desungeachtet zeigte sich Philipp II. ruhig und gelassen, war aber entschlossen, die Aufständischen zu bestrafen und die Empörung zu benutzen, um die königliche Macht in Aragonien zu vergrößern. Bei dem Streben nach monarchischer Einheit in jener Zeit waren die Freiheiten Aragoniens eine Anomalie. Schon Isabella soll eines Tages geäußert haben: „Wenn die Aragonesen sich empören, so habe ich eine Gelegenheit, ihren Fueros ein Ende zu machen.“³⁾ — Castilien hatte durch den Tag von Villalar seine Freiheiten eingebüßt, jetzt kam die Zeit an Aragonien, sich der monarchischen Ordnung der Dinge fügen zu müssen.

Ein Heer von 14.000 Mann unter Alonso de Vargas, das zur Unterstützung der Liga nach Frankreich bestimmt war, erhielt den Befehl, gegen Aragon aufzubrechen. Aber der Einzug eines castilischen Heeres war wiederum gegen die Fueros. Vergebens betheuerte König Philipp, die Armee gehe nach Frankreich und halte in Aragonien nur an, um der Gerechtigkeit Nachdruck zu geben, und er werde mit Milde verfahren. Allein der ständische Ausschuss erklärte den Einmarsch für eine Verletzung der Fueros und forderte zum Widerstand auf. Man drohte Vargas mit dem Tode, wenn er das Königreich betrete.

Vargas.

1) Mignet, l. c. p. 236—252.

2) Ibid. p. 253—262.

3) Ranke, Fürsten und Völker von Südeuropa, I, S. 251—252.

Ein-
marsch
in Ara-
gonien.

Dieser erklärte ruhig, er werde in Zaragoza sein Recht beweisen, und überschritt die Grenze. Der Justicia mayor ließ nun das Fuero proclamieren, die Sturmglocke läuten, allein das Land schloß sich Zaragoza nicht an. Catalonia und Valencia rührten sich nicht, nur ein wilder Haufe trat dem Heere entgegen. Die Häupter, selbst der Justicia, flohen; man hatte sich für eine Freiheit erhoben ohne den Muth, sie zu vertheidigen, und am 12. November zog Vargas ohne Widerstand in Zaragoza ein. — Im selben Augenblicke floh Perez über die Pyrenäen.¹⁾

Am 28. November 1591 kam ein Bevollmächtigter Philipps II. nach Zaragoza um über die letzten Ereignisse und einen Ausgleich zwischen den Fueros und den Rechten des Königs zu verhandeln. Die Stände zeigten sich schwach, Philipp II. aber wollte die Gelegenheit ausnutzen. Am 12. December kam sein Urtheil nach Zaragoza. Gegen seine Verwahrung: „Niemand kann mich verurtheilen, außer den Cortes“, mußte der Justicia das Schafott besteigen. Nach ihm fanden Hinrichtungen der Häupter des Aufstandes statt, die nicht schnell genug entflohen waren. Niemand regte sich für sie.

Ende
der
Fueros.

Wer seine Freiheit nicht zu vertheidigen weiß, verliert sie. Philipp II. versammelte die Cortes zu Tarragona und schnitt von den Fueros weg, was ihm nicht gefiel, oder vielmehr alles wurde ihm bewilligt, was er wollte, nämlich das Recht, den Justicia und seine fünf Stellvertreter ein- und abzusetzen, das Recht, einen Castilianer zum Vizekönig von Aragonien zu ernennen. Die Cortes sollten sich nicht versammeln, ohne vom König ermächtigt zu sein. Das absolute Veto wurde abgeschafft. Einmüthigkeit der Stimmen war nicht mehr nöthig, um eine Steuer gültig zu machen. Nichts durfte im Lande ohne Genehmigung der Regierung gedruckt werden. Zaragoza erhielt eine Zwingburg. So endete die Unabhängigkeit Aragoniens, und Perez ist der Anlaß ihrer Vernichtung.²⁾

Perez
in
London.

Perez fand indes eine Zuflucht in Pau bei Katharina, der Schwester Heinrichs IV.: dürften wir seinen Berichten glauben, so hätte Philipp Meuchelmörder gegen ihn ausgesandt. In Béarn ward aber bald seinem Ehrgeiz, seinem ränkevollen Geiste der Schauplatz zu eng und zugleich war er für Heinrich IV., der damals im Kriege war mit Spanien, ein willkommenes Werkzeug, und dieser empfahl ihn an Elisabeth. Essex, ihr Liebling, nahm sich seiner an: Perez wohnte in seinem Palast, er erhielt durch seine Verwendung einen Jahresgehalt; er traf mit Bacon zusammen, dessen Mutter aber, eine Frau von erstem Sinn, vor ihm warnte, „diesem Menschen, der mit Blut besudelt, hochmüthig, gottlos, ein Verschwender ist und den Zorn Gottes auf jeden herabrufen wird, der mit ihm umgeht“.³⁾

Rela-
ciones.

In London gab Perez 1594 unter dem Namen Rafael Peregrino seine „Relaciones“ heraus, die von Haß gegen Philipp II. geschwellt, die Quelle geworden sind, aus denen viele Geschichtschreiber ihre Darstellung des Königs ge-

1) Mignet, l. c. p. 271—274.

2) Ibid. p. 289—293.

3) Ibid. p. 294—312.

schöpft haben. Mit seinem Talente, seiner Welterfahrung, seiner Geschäftskennntnis, seinem Haffe gegen Philipp II. gefiel Perez in Hoffreisen in London wie bei Heinrich IV., zu dem er mit Aufträgen von Essex wieder zurückkehrte.¹⁾ Aber der Geist der Ränke ließ ihm hier keine Ruhe: er spähte für Frankreich das englische Cabinet und für England das französische aus. Heinrich IV. ver sprach ihm zwar einen Cardinalsstul, einen Jahresgehalt von 12,000 Thaler, sogar eine Wache von zwei Schweizern, allein der Vertrag wurde nicht erfüllt, da Perez in Verdacht kam, französische Staatsgeheimnisse dem englischen Cabinet mitgetheilt zu haben. War es doch Perez, welcher eiferte für Fortsetzung des Krieges gegen Spanien und die englischen Staatsmänner warnte vor der Hinneigung Heinrichs IV. zu Spanien. Seine Bitte, daß seine Rückkehr im Friedensvertrage ausbedungen werde, wurde nicht erhört. Auch seine Hoffnung war eitel, bei Philipp III. in Gnade zu kommen. Der junge König entließ die Gattin und die Kinder des Perez aus der Haft; er selber kam nach Zaragoza und begnadigte alle, die noch von den Folgen des Aufstandes betroffen waren, aber auf keine noch so dringende Bitte des Perez um Rückkehr kam eine Antwort. Als Jakob I. von England 1604 mit Spanien um Frieden unterhandelte, gab Perez seine Stellung in Frankreich auf, um in London für Abschließung des Friedens und für Erwirkung seiner Rückkehr thätig zu sein. Aber die Spanier wollten nichts von seinen guten Diensten wissen und behandelten ihn mit Verachtung, und König Jakob erklärte, lieber wolle er selber England meiden, als Perez darin dulden. So mußte Perez nach Frankreich zurückkehren und starb in Paris in großer Noth am 3. November 1611. Mit seinem ränkefüchtigen Wesen wurde der reichbegabte Mann allen verderblich, die mit ihm in Berührung kamen, seiner Gattin, seinen Kindern, seinen Freunden, seinem König, seiner Heimat Aragon.²⁾

Ränke.

Ende
des
Perez.

Heinrich IV., Philipp II. und Marianne im Jahre 1592. — Tod Alexanders von Parma.

Dieser Sturm in Aragonien wirkte auch auf Frankreich zurück, insofern Philipp II. verhindert wurde, den Abmachungen mit den Sechzehn entsprechend, seine Armee über die Pyrenäen zu senden. Der Schauplatz des Kampfes war daher vorzugsweise in Nordfrankreich, wo Alexander Farnese im Auftrag Philipps II. eingriff.

Um Rouen schien sich der Kampf der Entscheidung jetzt zu drehen. Die Bevölkerung war ligistisch gesinnt und Predigten, und Processionen steigerten ihren Eifer wie einst in Paris. Heinrichs IV. Heer lagerte seit 11. November 1591 davor. Parma versprach selber zu kommen, um die Stadt zu entsetzen, nur verlangte er den Waffenplatz La Fère eingeräumt, als Stützpunkt für seine Operationen. Zugleich fanden Unterhandlungen statt über die Art und Weise, wie das Verhältnis Frankreichs zu Spanien ge-
regelt werden sollte. Die Franzosen schienen geneigt, das salische Gesetz auf-

Rouen.

Philipp
II.
und die
Liga.

¹⁾ Mignet, l. c. p. 313—351.

²⁾ Ibid. p. 352—354.

zugeben, wenn die Infantin sich mit einem Franzosen von Geblüt vermähle; nur solle der König binnen zwei Jahren 10,000,000 Thaler in Gold geben, die Freiheiten Frankreichs bestätigen und die Ansprüche der Häupter der Liga befriedigen. Die Spanier boten dagegen 2,400,000 Thaler in zwei Jahren und die Besoldung von 25,000 Mann auf zwei Jahre. Mayenne suchte die Unterhandlungen hinauszuziehen, denn jeder rasche Abschluß schnitt seinem Ehrgeiz ins Herz.¹⁾

Indes wurde die Gefahr vor Rouen dringend. Heinrichs IV. Heer war durch Engländer unter Essex, durch Deutsche unter Anhalt und endlich durch Schweizer verstärkt worden. Auch die Holländer hatten 3000 Mann und viele Munition dem König zur Hilfe gesandt. Trotz des Widerstandes seiner tapferen Bevölkerung, die von dem unsichtigen Villars geleitet war, schien Heinrich IV., unter dessen Fahnen sich auch zahlreich der Adel Frankreichs drängte, schon im Januar 1592 zum Ziele zu kommen. Da nahte aber das Entsatzheer unter Parma. Mayenne und Parma.²⁾

Heinrich IV. glaubte die Belagerung fortführen und zugleich gegen den Feind, der Rouen entsetzen wollte, sich wenden zu können. Mit 7000 Mann Kerntrouppen, namentlich Reitern, rückte er ihnen entgegen und stieß am 5. Februar bei Numale auf 23,000 Mann. In der Kampflust ließ er sich sogleich in ein Reitergefecht ein, in welchem er verwundet wurde und in die höchste Gefahr kam, getödtet oder gefangen zu werden, wenn sich nicht sein Adel für ihn geopfert hätte. Desungeachtet waren er und seine Umgebung verloren, wenn Parma seine Reiterei ins Gefecht schickte. Heinrich war zu verwegend, Parma zu vorsichtig an diesem Tage. „Ich glaubte, der König sei ein General, und nicht ein Dragoner“, sagte Parma später. Als Parma nachher kühn das Lager des Königs vor Rouen stürmen wollte, waren Mayenne und die Franzosen dagegen, denn sie fürchteten, daß die Spanier Rouen behalten wollten. So begnügte sich denn Parma, Lebensmittel und Verstärkung in die Stadt zu werfen, und zog sich zurück aus dem erschöpften Lande. Darum blieb das Belagerungsheer vor Rouen, und Villars meldete schon im April dem Prinzen von Parma, daß er sich länger als bis 20. April nicht halten könne, aus Mangel an Lebensmitteln.

Noch einmal brach Farnese auf, um Rouen zu retten, und Heinrich IV. hielt es für das Beste, die Belagerung aufzuheben, am 20. April 1592. Unter dem Jubel der Bevölkerung zog Parma in Rouen ein und wollte von da ausbrechen, um seinem Gegner die Entscheidungsschlacht zu liefern. Aber wieder wollten Mayenne und die Häupter der Liga keinen vollständigen Sieg der Spanier: Heinrichs Stellung sei zu fest, seine Macht zu groß, man solle zuerst durch die Einnahme von Caudebec die Seine freimachen. Ungern gab Parma nach.

Caudebec fiel am 26. April, aber bei der Besichtigung des Platzes wurde Farnese in den Arm verwundet, so daß er an Mayenne den Oberbefehl abtreten mußte. Schnell brach jetzt Heinrich IV., der Verstärkung an sich gezogen hatte,

¹⁾ Martin, l. c. X. p. 273 f.

²⁾ Ibid. p. 274—477. — Poirson, l. c. I, p. 301—310.

gegen Mayenne auf, der bei Jvotot lagerte.¹⁾ Der König sperrete seinem Gegner die Lebensmittel ab und brachte ihn bald in die gefährlichste Lage. Parma ließ jetzt sein Schmerzenslager, um die Armee zu retten, und durch einen Rißerstreich gelang es ihm, angeichts der Feinde, sein Heer sicher über den Fluß zu bringen. So war die Armee der Liga gerettet. Heinrichs IV. englische, holländische und deutsche Hilfstruppen wurden schwierig wegen des Soldes und mußten abgefertigt und entlassen werden.²⁾

Die Liga war aber noch nicht vernichtet; Parma kam bis Saint-Cloud, warf 1500 Wallonen nach Paris und erreichte von da sicher Belgien. Heinrich IV. aber führte nur einen Festungskrieg. Trotz der Hilfe aus England, aus Deutschland, aus der Schweiz, aus Holland hatte er doch keinen vollständigen Sieg erreicht. Es gab nur ein Mittel, um die Nation zu gewinnen, nämlich den Übertritt zur katholischen Kirche.

Dazu riethen ihm jetzt selbst Hugenotten. „Die eifrigen Katholiken“, sagte ihm Rosny (später Herzog von Sully), „behaupten, daß wir alle verdammt sind; unsere Prediger behaupten, daß die Katholiken alle verdammt werden; ich meinstheils glaube keines von beiden, sondern daß, wenn man die zehn Gebote Gottes beobachtet, Gott und den Nächsten liebt, auf die göttliche Barmherzigkeit hofft und die Gnade in Jesus Christus ergreift, man gerettet werden wird. Wenn Sie das glauben, können Sie sich auch äußerlich als Katholiken bekennen. Ich bin überzeugt, daß Sie uns nie als Verworfenen ansehen können und nie sich zur Vertilgung unseres Glaubens herbeilassen werden.“ Mit andern Worten: Sully schied ein Christenthum aus, das über den Bekenntnissen stehe, und stellte das Princip der Toleranz auf. Damit schlug er Töne an, die in Heinrichs IV. Herzen Widerhall fanden: „Meine Religion ist die aller ehrlichen und guten Leute“, sagte er oft. Heinrich war eine mehr verständige, als tief religiöse Natur. Über seine Zurückhaltung in religiösen Dingen hatten früher schon seine Genossen sich beklagt, er dagegen immer erklärt, daß er der Entscheidung eines National-Concils sich füge.³⁾

Schlosser hat behauptet,⁴⁾ zu den Calvinisten, welche Heinrich IV. zum Übertritte riethen, zähle auch Theodor Beza, weil er in diesem Schritte das einzige Mittel erblickt habe, die Wunden des zerrissenen Frankreich zu heilen.

¹⁾ Héranagers Berie haben den König von Jvotot berühmt gemacht. Es war ein altes Franc-fief, das seine Freiheiten bis in die neuere Zeit hinein gerettet hatte und dessen Besitzer sich insofern Könige von Jvotot nennen mochten.

²⁾ Martin. l. c. X. p. 278—286.

³⁾ Heinrichs IV. Übertritt ist in neuerer Zeit in Schriften vielfach besprochen worden; vgl. Dr. Stähelin: „Der Übertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche und der Einfluss dieses Fürsten auf das Geschid der französischen Reformation, vom Zeitpunkte der Bartholomäusnacht bis zum Erlaß des Edictes von Nantes. Eine reformationsgeschichtliche Studie. Basel 1856.“ — Philippson, Heinrich IV. und die katholische Kirche in „Historische Zeitschrift“, XXXI, S. 73 ff.

⁴⁾ Schlosser, Theodor Beza, S. 272.

Diese Ansicht erwies sich als irrig seit 1852, da Bonnet auf der Genfer Bibliothek ein Schreiben fand, in welchem gerade Beza den König vor diesem Schritte warnt, ihn auffordert, ein Religionsgespräch über die streitigen Punkte halten zu lassen, und an sein früher gegebenes Wort erinnert: „Wenn es Gottes Wille ist, daß ich König sei, so werde ich es sein, was auch die Menschen dawider thun mögen; ist es aber nicht sein Wille, so ist es auch nicht der meinige.“

Gabriel
d'Amour.

Im gleichen Sinne schrieb ihm der Prediger Gabriel d'Amour — ob er Salomon nachfolgen wolle, der von Weibern verführt, zu den Götzen abfiel. „Ich will es nicht glauben, daß Sie in die Messe gehen wollen, wenn man mich auch deshalb zum Zweikampf herausfordern wollte. Wie? der größte Kriegermann der Welt sollte aus Menschenfurcht seine Überzeugung wechseln! — Sie wollen sich durch die Bischöfe der römischen Kirche unterrichten lassen? Oh — Ihre Majestät sind kein König, der des Unterrichtes bedarf, Sie sind ein besserer Theologe als ich, der ich doch ein Geistlicher bin. Was Ihnen fehlt, ist nicht das Wissen, sondern ein höheres Maß von Gewissen.“¹⁾

Mornay.

Nicht minder ernst war Mornay, der dem König nach seinem Ausbruche so nahe stand, als das Hemd dem Leibe. Philipp Mornay, Herr von Pleffis, geboren auf Schloß Buzi in der Normandie, Staatsmann und Soldat, gehörte zu den Hugenotten, denen es mit ihrer Überzeugung gründlicher Ernst war, und den keine Aussicht auf Lohn davon abbringen konnte. Er diente seiner Partei mit dem Schwert wie mit der Feder. Sein Buch „Über die Wahrheit der christlichen Religion“, ist Heinrich IV. gewidmet. Er hatte den Muth, dem König herbe Wahrheiten zu sagen. Als Heinrich IV. vor Paris, niedergeschlagen ob des Mangels an Erfolg, ausrief, Gott habe ihn verlassen, meinte Mornay, Heinrich möge nachdenken, ob er ihn nicht verlassen und nicht ein ärgerliches, zügelloses Leben geführt habe. Als man in ihn drang, dem König zum Übertritt zu raten, entgegnete Mornay: „Mit welchem Gewissen soll ich ihm das anrathen, wenn ich nicht der erste bin, der auch in die Messe geht?“ Als er sah, daß Heinrich IV. doch übertreten müsse, zog er sich als Statthalter nach Saumur zurück, wo er eine Akademie für die Reformirten stiftete.²⁾

Diese Rückkehr zur katholischen Kirche kam denn jetzt ernster als je zur Frage. Mayenne unterhandelte wieder; für die Hugenotten sollte das Gesetz von 1585 gelten, sie sollten aber von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die Liga Sicherheitsplätze bekommen, Mayenne erblicher Statthalter von Burgund werden, das Andenken des Herzogs und des Cardinals Guise sollte wieder hergestellt werden, alle Häupter der Liga sollten die Statthalterchaft in den Provinzen behalten, die sie gegenwärtig einnahmen. Die Schulden Mayennes und aller Häupter der Liga sollten bezahlt, die Fremden sollten entlohnt, die allgemeinen Stände alle sechs Jahre in Zukunft einberufen werden.³⁾

Damit hätte Heinrich IV. in die Zersplitterung Frankreichs gewilligt und das durfte er nie. Zum Glück für ihn war Gregor XIV. am 15. October 1591 gestorben und gelangte der milde Florentiner Clemens VIII.

Clemens
VIII.

1) Gelzer, Protestantische Monatsblätter, 1853, Januar, S. 149.

2) Matter, Musée des Protestants célèbres, V. Paris 1824.

3) Poirson, l. c. I, p. 329 ff. — Martin, l. c. X, p. 291 f.

nach der nur zweimonatlichen Regierung Innocenz' IX. auf den heiligen Stuhl. Rücksichten auf Spanien gaben ihm anfangs harte Worte gegen den König in den Mund, allein auf die Dauer konnte doch das Verhältnis des römischen Stuhles zu Frankreich kein gespanntes bleiben. War der Spanier auch Herr in Frankreich — das hielt man dem Papste entgegen —, so war die Freiheit der Kirche in Gefahr. Ein mächtiges Frankreich und ein mächtiges Spanien nebeneinander, das sei der Vortheil der Kirche.

In Frankreich selber war Abspannung an die Stelle der politischen Leidenschaft getreten. Die Partei der Politiker gewann an Umfang. Der vermöglichere Theil der Bevölkerung wollte Frieden, denn Handel und Gewerbe lagen entseßlich danieder. Die Eiferer der Liga, einst so gern gehört, predigten jetzt vor leeren Bänken, und die große Hoffnung der Eiferer, der Herzog von Parma, der eben noch 8000 Mann zum Marsche gegen Paris gemustert hatte, den Heranzug anderer Truppen erwartete und den Hauptschlag gegen Heinrich führen wollte, erlag am 3. December 1592 im fünfundvierzigsten Jahre den Folgen der Wunde von Candebec. Sein Tod war ein Verlust für Spanien, kaum geringer als derjenige der Armada. Philipp verlor seinen besten General und einen tüchtigen Staatsmann. Parma allein war imstande, Heinrich IV. auf dem Wege zum Throne Halt zu gebieten. Jetzt lag der Gefürchtete, der erste Feldherr seiner Zeit, im Franciscanergewande auf dem Paradebette. Mayenne war eines gefährlichen Drängers los.

Die
Politik-
ter.

Parma's
Tod.

Auch gegen Parma war Philipp II. zuletzt ungerecht — ein Beweis, wie sehr sein Charakter im Mißtrauen sich zuletzt verdüsterte und welche Schatten Antonio Perez auf sein Leben warf. Erst Gachard stieß in Simancas auf die Beweise von Zwiespalt zwischen diesem Statthalter und Philipp II.; allen Geschichtschreibern vor ihm, selbst dem scharfblickenden Herrera, war er entgangen. — Es war ein unglückseliges System, mit Briefen eine Welt regieren zu wollen und nie mit den Völkern und hervorragenden Männern von Angesicht zu Angesicht zu verkehren. So kam der König dahin, seinen treuesten und verdienstesten Männern zu mißtrauen. So verbrauchte er Don Juan, so Parma. Der letztere war zu selbständig, er schenkte den Spaniern im Rathe wenig Vertrauen, und diese klagten beim König heimlich über ihn; Philipp glaubte ihnen und kam zum Entschluß, seinen besten Feldherrn abzuhezen. Don Juan Pacheco, Marquis von Cerralvo, erhielt die Vollmacht, seine Absetzung zu erklären, wenn er der Einladung Philipps II. nach Madrid, wo der König wichtige Geschäfte mit ihm zu verhandeln habe, nicht folgen wolle. Cerralvo starb auf der Reise. Enriquez von Azebedo, Graf von Fuentes, kam nun mit dem Auftrage am 23. November 1592 in Brüssel an. Der Prinz war eben im Begriff, den dritten Zug nach Frankreich zu unternehmen, aber so schwach, daß er sich kaum im Sattel zu halten vermochte, immer aber noch freundlich und dabei in stolzer Haltung. Wie Don Juan klagte auch Parma zuletzt dem König, „daß er falschen Anschuldigungen und Verschwörungen gegen seine Person glaube und daß der Kummer darüber ihm das Herz brechen wolle“.

Philipps
II.
ungerecht.

Die Generalstände vom Jahre 1593.

Mayenne hatte sich in der letzten Zeit völlig in die Arme des spanischen Königs werfen und nach dem Wunsche des letzteren die Generalstände zur endlichen Königswahl auf Ende 1592 berufen müssen. Diese Generalstände gedachte Philipp II. zu Gunsten seiner Tochter Isabella Clara Eugenia zu beeinflussen, während Mayenne noch immer sich mit der Hoffnung trug, die Parteien Philipps II. und Heinrichs IV. im Gleichgewichte, sich selbst aber im Besitze der Gewalt erhalten zu können. Mayenne täuschte sich ebenso sehr, als Philipp II.; das Friedensbedürfnis des Volkes und die Begeisterung für das ritterliche Wesen Heinrichs IV. entschieden für letzteren.

Die
Stände
in
Paris.

Königswahl.

Erst im Januar 1593 kamen die Stände in Paris zusammen, allerdings wenig zahlreich, anfangs nur sechzig Abgeordnete.¹⁾ Mayenne eröffnete sie. Die Stände sollten einen König wählen, allerdings einen Katholiken, aber nach den Grundgesetzen des Königreichs. Welche Bedingung wog schwerer, das salische Gesetz oder das katholische Bekenntnis? In einem Schreiben an die Stände betheuerte Heinrich IV., das salische Gesetz sei ein heiliges, unveränderliches Grundgesetz des Reiches. Aber durfte man mit Heinrich auch unterhandeln? Eine einflussreiche Stimme, es war die des Legaten, wollte, daß man das Schreiben zerreiße. Die Stände waren dagegen, auch Mayenne gegenüber bewährten sie sich selbständig.

Feria.

Conferenzen.

In Soissons berieth sich Mayenne vom 20. Februar bis 8. März mit dem Bevollmächtigten Philipps II., dem Herzog von Feria. Hier traten denn die Absichten beider hervor. Mayenne hätte Spanien die Provence und die Picardie überlassen, wenn Philipp II. in seine Thronbesteigung gewilligt hätte. Nun aber, da der König nicht zustimmte, versprach er, den Plan mit der Infantin zu unterstützen, wenn ihm selbst die Stelle eines Generallieutenants des Königreichs und die Statthaltertschaft in Burgund in seiner Familie erblich und die der Picardie auf Lebenszeit übertragen werde, nebst großen Schenkungen an Geld. — Feria erschien selber am 9. März in Paris und mahnte am 2. April in langer Rede die Stände, sobald als möglich einen König zu wählen, der ein eifriger Katholik und mächtig genug sei, die Religion im Reiche aufrecht zu erhalten, und setzte die Wohlthaten auseinander, die Philipp II. bereits Frankreich erwiesen habe, und die Höhe der Summen, die er dem Lande vorgeschossen. Am 14. April kam aber an die Stände auch von jenen Katholiken, die sich Heinrich IV. angeschlossen hatten, ein Schreiben, welches zu einer Berathung in Suresne aufforderte über die Beruhigung des Königreichs in Sachen der Religion, und die Stände sandten auch nach Suresne Mitglieder.²⁾

Also die Frage war der Entscheidung nahe, das Land mußte einmal wählen zwischen den Angeboten Philipps II. und Heinrichs IV., und der letztere mußte sich endlich auch einmal entscheiden, ob er König der

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 352—384.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 299—309. — Poirson, l. c. I, p. 352—388.

Hugenotten bleiben oder König von Frankreich werden wolle. Seinen Kampfgenossen und Jugendfreunden hatte er vor kurzem noch versprochen, daß er in ihrer Religion sterben wolle; jetzt mahnten ihn aber andere, ob er nicht ansetze, Frankreich den Fremden und dem Bürgerkriege noch länger preiszugeben. Der Großherzog von Toscana bot ihm seine Vermittlung in Rom an, und am 26. April 1593 versprach ihm Heinrich dafür, daß er zur katholischen Kirche übergehen wolle, und erklärte den Katholiken seiner Umgebung, daß er bereit sei, über die Glaubenssätze von Bischöfen sich belehren zu lassen. — Am 5. Mai begannen die Verhandlungen in Suresne. Für den König sprach der Erzbischof von Bourges, gegen ihn der Erzbischof von Lyon.¹⁾

Jetzt geriethen die Dinge rasch in Fluß. Am 10. Mai wurde den Ständen von Mayenne angekündigt, der spanische Gesandte habe ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Der König Philipp II. bot an: 14.000 ^{Angebot} Soldaten auf ein Jahr in Frankreich zu halten und 1,200.000 ^{Philipp II.} Thaler für das französische Heer zu erlegen und halbsoviel Soldaten und Geld das Jahr darauf noch zu liefern, wenn seine Tochter Isabella Clara Eugenia ^{Clara Eugenia.} zur Königin von Frankreich gewählt werde. Mayenne setzte den Ständen die Ansprüche der Infantin auseinander.

Diese wählten einen Ausschuss, um diese Frage zu behandeln. Also Verhandlungen in Paris, Verhandlungen in Suresne, aber auch Verhandlungen in Mantes, wo Heinrich IV. sich gerade aufhielt, zwischen dem König und katholischen Bischöfen und zwischen Katholiken und Hugenotten, denn Heinrich wollte seine alten Glaubensgenossen nicht verlassen, ohne ihre Rechte zu sichern; er fühlte ihren Vorwurf gar tief, daß sie ihn mit ihrem Blute und ihrer Milch groß gezogen und ihn auf ihren Schultern aus seinem kleinen Königreiche über die Loire bis Paris und Rouen getragen hätten.

Während die Stände über die Botschaft beriethen, daß Heinrich IV. zur alten Kirche übertreten wolle, verdoppelte Feria sein Angebot: Philipp werde 20.000 Mann zwei Jahre hindurch stellen. Die Mitglieder des Parlaments aber hielten der Beweisführung für das Recht der Infantin die Unverletzlichkeit des salischen Gesetzes entgegen, und als Mayenne, um der Abstimmung sicher zu sein, Beamte in ihre Reihen bringen wollte, wiesen die Stände jeden energisch zurück, der nicht vom Lande gewählt sei. Doch schien die Wahl zur Krone für die Infantin noch nicht verloren, zumal die Stände am 5. Juni 1593 zwar ihre Freude über die Bekehrung Navarras aussprachen, aber auf der andern Seite meinten, der Papst müsse entscheiden, ob es mit dieser Bekehrung ernst sei, und ihn vom Banne lösen, den seine Vorgänger über ihn ausgesprochen. Das hieß also die Sache in die Länge ziehen, was auch den Wünschen Mayennes entsprach.²⁾

Das
Parla-
ment.

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 385—408.

²⁾ Ibid. p. 411 ff.

Die Stände fragten dann den spanischen Gesandten, ob Philipp II. die Absicht habe, die Infantin mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Und hätte der Gesandte sogleich mit „Ja“ geantwortet und den jungen Guise genannt, so hätten die Stände zur Wahl sogleich ihre Zustimmung gegeben, denn die Ligisten in Paris waren für Guise sehr thätig. Allein am 13. Juni antwortete der Gesandte, sein König sei für den Erzherzog Ernst, den man zum Könige wählen möge, da man das salische Gesetz nicht umgehen wolle. Dagegen regte sich das Nationalgefühl: die französischen Gesetze und Sitten gestatten nicht die Wahl eines Fremden; wenn der König den Abeln Frankreichs ein Ende machen wolle, so möge er die Infantin mit einem französischen Prinzen vermählen. Philipp II. gab endlich nach, aber jetzt war es zu spät, er hatte wieder einmal seine Unfähigkeit gezeigt, eine günstige Gelegenheit rasch zu ergreifen.¹⁾

Erz-
herzog
Ernst.

Wie-
spalt der
Guisen.

Auch Mayenne war gegen Guise: wenn die Krone an das Haus Lothringen kommen sollte, so habe er Ansprüche vor seinem Neffen: er liebe seinen Neffen so sehr wie sich selbst, aber nicht mehr, und wolle ihn nicht größer sehen, als sich selbst. So stand ein Guise dem andern im Wege. Überdies waren die Spanier in diesem Augenblicke nicht in der Lage, mit großer Wassengewalt in Frankreich aufzutreten. Die Stände baten Feria, dem von Heinrich IV. belagerten und wegen der Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln so wichtigen Dreuz zuhülfe zu kommen; der aber meinte, zuerst sollten sie die Infantin wählen. Das vermehrte nur die Abneigung gegen die spanische Candidatur.

Die Wandlung der Stimmung in Paris wurde mit jedem Tage stärker. Am 28. Juni erklärte in feierlicher Sitzung das Parlament alle Verhandlungen, um einen fremden Prinzen oder eine Prinzessin auf den Thron zu bringen, im Widerspruche mit dem salischen Rechte und den Grundgesetzen des Königreichs, für null und nichtig. Als Mayenne dem Gerichtshofe drohte, erklärten die Räte, sie würden eher sterben, als den Beschluß zurücknehmen. Feria sah zu spät ein, daß er einen Fehler gemacht habe.²⁾

Die Herzen der Pariser wandten sich jetzt dem König zu, der in Saint-Denis weilte und sich von den Bischöfen über die Glaubenssätze belehren ließ. Allerdings meinte ein Hugenothe, es fehle ihm nicht an Wissen, wohl aber an Gewissen.³⁾ Die Bischöfe staunten in der That über seine Kenntniß der Schrift. Am schwersten war Heinrich IV. zu überzeugen von der katholischen Lehre vom Altarsacrament: „Ich bin nicht so zufrieden gestellt, wie ich es erwartete, doch ich lege jetzt meine Seele in eure Hände: habt wohl acht darauf, denn aus der Kirche, in die ich jetzt eintrete, trete ich nicht mehr heraus, ich schwöre es euch“ — und dabei traten ihm Thränen in die Augen. Seine Prediger umarmte er an demselben Abende noch und

Hein-
richs IV.
Übertritt

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 318. — Poirson, l. c. I, p. 420 f. — Capefigne, l. c. VI, p. 220.

²⁾ Poirson, l. c. I, p. 440—446.

³⁾ Il n'y avait faute de science, mais un peu de conscience. Martin, l. c. X, p. 327.

bat sie, ihm ihre Freundschaft zu bewahren: er werde nie dulden, daß man ihnen Gewalt anthue wegen ihrer Religion. Übrigens hatte Heinrich IV. von tüchtigen Männern Unterricht in der katholischen Lehre erhalten, früher vom hochbegabten Jesuiten Maldonat, jetzt vom Bischöfe du Perron, welcher später Bischof von Breux und Cardinal wurde. Am 22. und 23. Juli hatte er noch eine Unterredung mit dem Erzbischöfe von Bourges und einigen andern hervorragenden Theologen.

Übertritt Heinrichs IV. zur alten Kirche. — Krönung in Rheims und Einzug in Paris.

Am 26. Juli 1593, früh 8 Uhr, drängte sich alles Volk zum herrlichen Dome von Saint-Denis, der Grabstätte der Könige Frankreichs, zugleich dem Ehrendenkmal des großen Suger. Der König nahte in weißem Atlasroth, den ein schwarzer Mantel bedeckte, der Weg war mit Blumen bestreut. Er klopfte an und das Thor öffnete sich. „Wer seid Ihr?“ fragte der Erzbischof von Bourges, umgeben von sieben Bischöfen und vielem Clerus. — „Ich bin der König.“ — „Was verlangt Ihr?“ — „Ich wünsche in den Kreis der heiligen katholischen, apostolischen, römischen Kirche aufgenommen zu werden; ja, ich will es und verlange es“ — und dabei kniete Heinrich nieder, sprach sein Glaubensbekenntnis, schwor angesichts des allmächtigen Gottes, als Katholik zu leben und zu sterben, allen Irrthümern zu entsagen und die Kirche mit aller Macht und seinem Leben zu vertheidigen, und übergab ihm dieselbe Formel mit seiner Unterschrift. Da gab ihm der Bischof den Segen, hob ihn empor, umarmte ihn zum Zeichen des Friedens und führte ihn an den Hauptaltar der Kirche. Der ambrosianische Lobgesang erscholl, dann begann das Hochamt.¹⁾

in
Saint-
Denis.

Diese Messe war nach seinem eigenen Ausdruck die Kanone, welche Breiche in die Stadt Paris schoss. Allgemeiner Jubel herrschte darüber unter dem Volke, das jetzt in Heinrich IV. den allchristlichsten König und den Vertheidiger des Glaubens sah. Der Übertritt machte die Liga todt und nahm ihr den Vorwand, daß ihr Aufstand berechtigt sei. In diesem Augenblick wurde die Nation wieder geeinigt und Frankreich von den Fremden unabhängig.

Folgen.

Doch dauerte es noch neun Monate, bis der König in Paris einziehen konnte. Sojehr die Katholiken der königlichen Partei über seine Bekehrung jubelten, mit so wildem Ingrimm vernahmen davon die eifrigen Ligisten: sie erklärten ihn für „einen alten grauen Wolf, auf den jedermann Jagd machen müsse“, und seine Bekehrung für „Pöffe und leere Gaukelei“. Die große Masse der Nation sah den Bürgerkrieg jedoch im ganzen mit Heinrichs IV. Übertritt

¹⁾ Martin, l. c. X. p. 328 ff. — Estoile, l. c. p. 167.

Waffenstillstand. für beendet an. Am 1. August 1593 wurde auf drei Monate ein allgemeiner Waffenstillstand geschlossen.¹⁾

Die friedliche Zusammenkunft der bisherigen Gegner konnte nur im Sinne der Versöhnung und zum Vortheil des Königs wirken. Aber Hindernisse wurden der Einigung noch immer in den Weg gelegt: Mayenne ließ das Concil von Trient von den Ständen vollständig annehmen, nur weil er wußte, daß dies Heinrich IV. Schwierigkeiten bereitere. Es war der letzte Beschluß dieser Ständeversammlung, die dann klanglos nach und nach zu Grabe gieng.

Bamphlete. Der Krieg im großen Stile hatte aufgehört. Man bekämpfte sich noch in Predigten und Pamphleten. Wie später in der englischen Revolution Butlers „Hudibras“ die Puritaner lächerlich machte, so goß jetzt „La Satyre Ménippée“ Hohn und Spott über die Ligisten aus und begrub die Partei in Schande, welcher der Uebertritt Heinrichs schon den Todesstoß gegeben hatte. Das Lächerliche ist bekanntlich der größte Feind des Erhabenen. In einer andern Spottschrift „Démonologie de la Sorbonne“²⁾ war die theologische Facultät in Paris wie eine Höhle von Narren, Räubern und Meuchelmördern dargestellt. Die Partei der Liga sieng an, sich zu zersetzen, und der König scheute kein Geldopfer, um die einzelnen ihr abtrünnig zu machen. 32 Millionen Livres hat er für Bestechung einzelner einflussreicher Männer aufgewendet und so nach und nach die wichtigsten Städte Frankreichs in seine Gewalt bekommen.³⁾

Lyon. In Lyon suchte im Sommer 1593 Remours sich unabhängig zu machen. Mayenne sandte den Erzbischof Espinac, um ihn zu hemmen, und dieser arbeitete so geschickt, daß Remours beim Versuch erlag und gefangengenommen wurde. Mayenne machte sich um diese Zeit Hoffnung auf die Hand der Infantin für seinen ältesten Sohn und er trat darum mit Philipp II. in ein neues Bündnis ein. All diese Dinge dienten aber zuletzt nur, um Heinrich IV. Macht zu verstärken. Es währte nicht lange, so pflanzte Lyon die weiße Fahne auf und war froh, eine königliche Besatzung zu bekommen.⁴⁾

Gesandtschaft nach Rom. Um Spanien und Mayenne jeden Vorwand gegen ihn zu benehmen, sandte Heinrich IV. schon im August 1593 mit großer Feierlichkeit eine Gesandtschaft nach Rom ab. Zwar wollten seine katholischen Anhänger in Frankreich nicht, daß seine Legitimität von seinem Bekenntnisse abhängt, allein sie mußten doch wünschen, daß er die Absolution des Papstes erlange. Clemens VIII. wollte anfangs gar keine Gesandten empfangen. Es war Mißtrauen, Heinrich IV. möchte doch wieder zum Protestantismus zurückkehren. Es war Rücksicht auf Spanien, welches doch für die katholische Sache unsägliche Opfer gebracht hatte und geneigt war, in der Absolution

1) Estoile, l. c. p. 168. — Poirson, l. c. I, p. 484.

2) Estoile, l. c. p. 173.

3) Poirson, l. c. I, p. 587 ff., und Documents historiques. VIII. État des sommes que les chefs de la Ligue exigèrent de Henri IV pour leur désarmement. Poirson, l. c. I, p. 660—669.

4) Martin, l. c. X, p. 337 f.

seines Todfeindes einen Beweis der Feindseligkeit von Seite des Papstes zu sehen.¹⁾

Im ersten Eifer nannte der Papst die katholischen Anhänger Heinrichs die Ungetreuen der Krone und Kirche, Bastarde, während die Ligisten sich als echte Söhne auswiesen. Clemens VIII. konnte sehr aufbrausend sein; — Ranke zeichnet ihn mit den Worten: „In allen Stücken verfuhr dieser Papst mit selbstbewußtester Bedachtsamkeit. Er arbeitete gern; er war eine von jenen Naturen, denen aus der Arbeit neue Kraft entspringt: aber er that es doch nicht so leidenschaftlich, daß er nicht seinen Fleiß mit regelmäßiger Bewegung unterbrochen hätte. So konnte er wohl auch auffahren, heftig, bitter werden, jedoch wenn er sah, daß der andere zwar vor der Majestät des Papstthums schwieg, aber vielleicht in seiner Miene Entgegnung und Mißbehagen ausdrückte, gieng er in sich und suchte es wieder gutzumachen. Man sollte an ihm nichts wahrnehmen, als was sich ziemte, was mit der Idee eines guten, frommen, weisen Mannes übereinstam.“²⁾ — Verlezt durch die anfänglich stolze Behandlung des Papstes, zog der französische Gesandte ab.

Das französische Nationalgefühl fieng jetzt an sich zu regen ^{Amnestie.} zu Gunsten des Königs gegen den Papst.³⁾ Heinrich IV. erließ am 27. December 1593 eine Amnestie für alle, die binnen einem Monat zum Gehorsam unter ihren rechtmäßigen König zurückkehrten, für die andern stand nur Krieg in Aussicht. Je mehr die Parteien während des letzten Waffenstillstandes sich friedlich nahegetreten waren, umso mehr bangte man jetzt vor den Schrecken eines neuen Bürgerkrieges. Die Städte waren geneigt sich zu ergeben, die Führer sich zu verkaufen.

Am 24. December erklärte der Commandant von Meaux: da der König ^{Meaux.} sich bekehrt habe, so könne er nicht mehr gegen ihn kämpfen, und die Bevölkerung öffnete Heinrich die Thore. Die Stadt erhielt Steuerfreiheit für neun Jahre, der Befehlshaber wurde in seinem Amte bestätigt, und der König zahlte seine Schulden. Dies Beispiel zündete, eine Menge Städte ergaben sich jetzt gegen Bestätigung ihrer Freiheiten, gegen zeitweilige Befreiung von dieser oder jener Steuer. Ihre Befehlshaber erhielten Ehren und Geschenke und wurden in ihren Stellen bestätigt.⁴⁾

Der König war noch nicht gekrönt, Rheims war noch im Besitz der Liga.⁵⁾ Darum ließ sich Heinrich IV. am 27. Februar 1594 in Chartres krönen, am andern Tage empfing er aus der Hand des Bischofs das Ordensband vom Heiligen Geiste. Paris kam in große Bewegung; die Anhänger des Königs, aber auch die Reste der Sechzehn strengten ihre letzten Kräfte an. Mayenne verbannte einige der größten Eiferer für Frieden und setzte als Befehlshaber in Paris Brissac an die Stelle Belins, den ^{Kronung in Chartres.} ^{Brissac.}

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 493 f. — Martin, l. c. X, p. 339 f.

²⁾ Ranke, Die römischen Päpste, S. 156. 8. Aufl. Leipzig 1885.

³⁾ Ranke, Französische Geschichte, II, S. 6—20.

⁴⁾ Martin, l. c. X, p. 342 f.

⁵⁾ Poirson, l. c. I, p. 505—520.

die Spanier als unzuverlässig bezeichnet hatten. Aber gerade Briſſac, obſchon früher ſo eifrig für die Guiſen, war jetzt des inneren Krieges müde und beſchloß, die Hauptſtadt dem König in die Hand zu ſpielen — allerdings nicht ohne Vortheile für ſich auszubedingen.

Er forderte 200.000 Thaler bar, einen Jahresgehalt von 20.000 Livres, den Marſchallſtab und die Würde eines Statthalters von Corbeil und Mantes. Heinrich IV. ſagte freudig zu, und Briſſac traf mit den Politikern, mit den Kaufleuten, die der Freiheit und der Wirren müde, endlich wieder einmal Ordnung und Aufſchwung des Geſchäftes wollten, ſeine Verabredung: zwei ligiſtiſche Regimenter entfernte er aus der Stadt. Die Kaufleute und Viertelſchmeiſter hielten ſich in Bereitschaft; den Spaniern ſchien es nicht ganz richtig zu ſein. Der Herzog von Feria ſchickte darum einige Hauptleute zu Briſſac, um mit ihm die Kunde zu machen, und gab ihnen den Auftrag, beim geringſten Zeichen von Verrath Briſſac niederzuhauen. Dieſer aber blieb gefaßt, nichts Verdächtiges zeigte ſich, um zwei Uhr geleitete er die Officiere in den Palaſt Ferias, den er aber nun mit ſeinen Truppen umſtellte, mit dem Befehle, jeden Spanier niederzuhauen, der herausrete.¹⁾

Einzug
in Paris.

Um vier Uhr früh, am 22. März 1594, wurden den königlichen zwei Thore geöffnet. Briſſac überreichte dem König eine weiße Schärpe, und Heinrich IV. umarmte ihn und nannte ihn Marſchall. Der Prevot der Kaufleute übergab dem König die Schlüſſel der Stadt. Die Spanier ſchloſen. Faſt ohne Widerſtand durchſchritten die königlichen die Straßen von Paris. Die Gefinnungsgeſen hatten die wichtigſten Punkte ſchon beſetzt. Die überraschten Gegner konnten ſich nicht ſammeln und wurden entwaſſnet. Der Zug Heinrichs gieng gerade auf Notre-Dame, unter dem großen Thore erwartete ihn die Prieſterſchaft. Das Volk rief: „Es lebe der König!“ Nicht ohne Bangen war Heinrich eingezogen, er ſtaunte ſelber über das leichte Gelingen und ſagte, als er den Louvre betrat: „Soll ich's glauben, daß ich hier bin? Je mehr ich darüber nachdenke, umſoweniger begreife ich es; das iſt kein Menſchenwerk, das hat Gott gethan.“

Abzug
der
Spanier.

Briſſac hatte den Spaniern freien Abzug bedungen. Nach dem Mahle ſah Heinrich IV. vom Louvre ihrem Abzug zu. Den kalten Gruß Ferias beantwortete er mit dem bekannten Wiße:²⁾ „Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn, aber kommen Sie ja nicht wieder.“ — Auch der Legat zog ab und mehrere Ligisten, die ſich am meiſten gegen den König hervorgethan hatten. Etwa hundert wurden ausgewieſen, jedoch ihnen bedeutet, daß ſie bleiben könnten, wenn ſie dem König den Eid der Treue leiſteten. Nur zwei benutzten dieſes Angebot, ein Beweis, wie ſehr es den andern mit ihrem Streben ernst war.

Vergeben und Vergessen war Heinrichs Politik, die ihm auch aus dem Herzen kam. Es war ſeiner heiteren Natur nicht gegeben, lange zu grollen oder über Rachegeſen zu brüten. Er beſuchte in der liebenswürdigſten

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 347 f. — Poirson, l. c. I, p. 533 f.

²⁾ „Messieurs, recommandez-moi à votre maitre, mais n'y revenez plus.“

Beise die Mutter der Guisen und spielte Karten mit seiner erbittertsten Feindin, der Herzogin von Montpensier, und brachte sie in der That ganz auf seine Seite. Überhaupt zeigte sich ein gänzlicher Umschlag der Stimmung. An den König, der vor kurzem noch als Wolf, als rückfälliger Ketzer geschnäht wurde, drängten sich jetzt Kranke, daß er sie berühre, und es wird berichtet, er habe Kröpfe geheilt. Alle Beschlüsse gegen ihn erklärte das Parlament als erzwungen, auch was die Stände vor kurzem angenommen hatten, damit auch die unbedingte Annahme der Beschlüsse von Trient.¹⁾

Umschlag
der
Stim-
mung.

Selbst die Sorbonne unterwarf sich vollständig, nachdem die Universität einen andern Rector bekommen hatte: Heinrich IV. sei der rechtmäßige Erbe des Thrones, dem alle gehorchen müßten, wenn auch der Heilige Vater, verleitet durch Ränkefichtige und durch Feinde des Reiches, ihn noch nicht als den ältesten Sohn der Kirche anerkannt habe; die Obrigkeit sei von Gott, und wer dies leugne, sei verdammt. Alle Orden leisteten dem König den Eid der Treue, nur die Kapuziner und Jesuiten nicht, welche den Eid von der Anerkennung des Papstes abhängig erklärten.²⁾

Sor-
bonne.

Indes übergab Villars am 27. März Rouen und Havre in die Hände des Königs, und die ganze Normandie huldigte ihm. Villars wurde zum Admiral ernannt und bekam 1,200,000 Livres bar. Auch der Herzog Karl Guise, der die Champagne besaß, schloß unter günstigen Bedingungen mit dem König ab. Laon, welches Mansfeld, der Feldherr des Erzherzogs, im Verein mit Mayenne vergebens zu entsetzen versucht hatte, wurde am 2. August zur Unterwerfung gezwungen. Amiens verjagte den Herzog Aumale und rief Heinrich ohne Bedingung zum König aus. Mayenne gieng nach Brüssel, um mit dem Erzherzog Ernst, der dort seit Januar 1594 als Generalstatthalter der Niederlande waltete, über gemeinsamen Krieg gegen Heinrich IV. zu unterhandeln. Feria rieth, Mayenne gefangenzunehmen, denn seine Eigenschaft sei schuld an allem Unglück der Liga und der spanischen Waffen in Frankreich. Mayenne wollte sich dafür mit Feria schlagen — mit Mühe ward er beänigt. Aber fortan grollte er den Spaniern, obgleich er noch zu ihnen hielt. Der Erzherzog nahm Ham und La Fère weg, sein Verjuch auf Beauvais mißlang. Beauvais huldigte Heinrich IV. Das Jahr 1594 schloß glücklich mit dem Erwerb von Royon.³⁾

Karl
Guise.

Ende
der
Liga.

Die Kosten der Ausöhnung des Königs mit der Stadt Paris mußten die Jesuiten tragen, sie waren das Opfer des Umschlags der Stimmung. Die Liga war gefallen, aber die Jesuiten waren noch in Paris, und der Orden galt für die Seele der Liga. Am 12. Mai 1594 verlangte Jacques d'Amboise, der neue Rector der Universität, daß die Jesuiten als Handlanger und Spione Spaniens nicht bloß aus der Universität, sondern auch aus dem Königreich verjagt werden sollten. Die Sorbonne mißbilligte das Thun des Rectors, sie sei wohl der Meinung, die Jesuiten den Statuten der Universität zu unterwerfen, nicht aber sie aus dem Königreich zu vertreiben.

Jesuiten.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 353 ff.

²⁾ Poirson, l. c. I, p. 557 f.

³⁾ Martin, l. c. X, p. 357—364.

Am 12. Juli 1594 wurden die Verhandlungen eröffnet durch eine leidenschaftliche Anklage des Advocaten Anton Arnauld, in welcher den Jesuiten alles Unglück Frankreichs von der Verschwörung von Amboise bis zur Einnahme von Paris durch Heinrich IV. zur Last gelegt war; was der böse Geist Katharina's, die Schwäche der letzten Valois, der Ehrgeiz der Großen, die Unbändigkeit der Hugonotten verschuldet hatten, das alles sollten die Jesuiten verbrochen haben. Im Namen der Pfarrer von Paris, die vor leeren Bänken predigten, klagte Louis Dollé über der Jesuiten Übergriffe in Kanzel und Weichthuhl. Während der Geist des Ordens mehr ein kosmopolitischer ist, hörte doch das Parlament an, daß Karl V. ihn gestiftet habe, um die ganze Welt Spanien zu unterwerfen! Der Vertheidiger Duret forderte einfach Beweise. Das Parlament beschloß, die Anklage den Acten des Processus beizulegen, welcher vor dreißig Jahren gegen die Jesuiten geführt wurde, damit auf einmal über das Ganze entschieden werde. Heinrich IV. wünschte, daß noch nichts entschieden werde, obgleich der Präsident erklärte: „Einen solchen Process unentschieden lassen, heißt des Königs Leben der Ungewißheit preisgeben.“¹⁾

Die Freude der Jesuiten über ihren Sieg war von kurzer Dauer. Am 27. December 1594 kam der König nach Paris und wurde im Hause der Gabriele d'Éstrées durch das Messer eines Meuchlers an den Lippen verwundet. Dieser hatte sich dem König im Gedränge der Edelleute, die ihn grüßten, genahet und ihm einen Stich in dem Augenblick zu versetzen gesucht, da er den Herrn von Montigny eben aufhob und umarmte. „Entweder hast du den König verwundet oder ich“, rief Montigny, indem er den Frevler festhielt. Der Thäter gestand, er heiße Jean Chastel, sei der neunzehn Jahre alte Sohn eines Tuchhändlers, habe bei den Jesuiten die Schule besucht und geglaubt, eine schwere Sünde nur dadurch abzulösen zu können, daß er den König tödte, der vom Papste verworren sei; er habe aus eigener Bewegung den Streich geführt, einen unrechtmäßigen König dürfe jeder niederstoßen; er würde es wieder thun, wenn er könnte. Der Mörder litt am 29. December die schreckliche Strafe für Königsmord: er wurde mit glühenden Zangen gezwickt und von vier Pferden in Stücke gerissen, zog aber auch die Jesuiten ins Verderben.

„Daran sind die Jesuiten schuld“, schrien ihre Feinde, und alsbald wollte die Menge ihr Collegium erstürmen.²⁾ Niemand wagte, eine Stimme für sie zu erheben; sie wurden als Verderber der Jugend, als Störer des Friedens, als Feinde des Königs und des Staates binnen drei Tagen aus Paris und binnen vierzehn Tagen aus Frankreich verbannt und bei Strafe des Hochverrathes jedermann verboten, ihre Schulen im Auslande zu besuchen. Ein Jesuite, Guignard, wurde am 7. Januar auf dem Grèveplatze gehenkt, weil man leidenschaftliche Notizen bei ihm fand, in denen Heinrich IV. ein Sardanapal, ein Kleineke Fuchs, Elisabeth von England eine unzüchtige Wölfin und der Herzog von Sachsen eine Sau genannt war. Diese Notizen entstanden unter der Aufregung in den Kreisen der Liga, aber niemand wollte sich erinnern, daß für alles, was damals geschehen, der König längst eine Amnestie verliehen hatte. Der Haß und die Schmeichelei verlangen ein Opfer. Vom Auslande aus vertheidigten sich die Jesuiten gegen die Vorwürfe; im Federkriege, der darüber geführt wurde, entstand der „Catechisme des Jésuites“, eine Fälschung, der Ursprung der „Monita secreta

¹⁾ Poirson, l. c. I, p. 611—625.

²⁾ Collège Clermont, Rue Saint-Jacques, später Collège Louis-le-Grand genannt.

P. S. J.⁴ — Übrigens folgten nur die Parlamente von Rouen und Grenoble dem Beispiele des Pariser, die Parlamente von Aig., Rennes und Bordeaux waren dagegen, in Clermont erhob sich das Volk und verhinderte die Abreise der Jesuiten.¹⁾

Der König selber sah in Philipp II. den Urheber aller Feindseligkeiten und kündete am 17. Januar 1595 Spanien den offenen Krieg an, er wollte dadurch zugleich den französischen Großen jedwede Verbindung mit Spanien unmöglich machen. König Philipp antwortete, er stehe nicht mit Frankreich im Kriege, sondern nur mit Heinrich von Béarn, der als König vom Papste nie anerkannt werde.

Heinrich IV. griff zunächst die Franche-Comté an, dann das Herzogthum Burgund, in welchem Mayenne, der sich Ende 1594 hieher zurückgezogen hatte, eine Stadt um die andere verlor. Im Glauben, daß der Tod des Erzherzogs Ernst (21. Februar 1595) die Spanier hindere, etwas Wichtiges im Norden zu unternehmen, zog Heinrich IV. selber nach Burgund. Hier erfuhr er, daß Ferdinand von Belasco, Connetable von Castilien und Statthalter von Mailand, mit 10.000 Mann über die Alpen kommend, die Franche-Comté gesäubert und sich mit Mayenne vereinigt habe. Bei Fontaine-Française stieß sich Heinrich IV. am 5. Juni 1595 tollkühn mit den überlegenen Spaniern in ein Reitergefecht ein, in welchem er zugrunde gehen mußte, wenn Belasco seine ganze Macht entfaltete, um was Mayenne ihn vergebens beschwor. Belasco zog sich mit der Erklärung zurück, er habe Befehl, die Franche-Comté zu schützen. Im Zorne darüber unterhandelte jetzt Mayenne ernstlich um Frieden, zumal ihm des Königs Ausföhnung mit Rom jeden Vorwand zu längerem Widerstande benahm. In kurzer Zeit hatte jetzt Heinrich IV. ganz Burgund und hielt am 4. September seinen feierlichen Einzug in Lyon. Als er von da am 25. September sich auf den Weg machte nach Paris, war fast das ganze östliche, südliche und mittlere Frankreich ihm gesichert.²⁾

Die Ausföhnung mit dem Papste war für den König ein Gebot der Nothwendigkeit und für den Papst von Vortheil. Im Norden waren die Spanier doch rührig gewesen, hatten Ham am 20. Juni, Le Câtelet am 25. Juni genommen und am 24. Juli bei Dourlens einen Sieg errungen und bedrohten Cambrai.³⁾

Heinrichs IV. Ausföhnung mit dem Papste. — Das Edict von Nantes.

Sobehr einzelne Führer der Liga ihre Zuversicht verloren hatten, so war doch die mangelnde Ausföhnung des Königs mit Rom für sie ein Vorwand der Widersetzlichkeit: ohne Annäherung an Rom wurde Heinrich IV. nie vollständig König von Frankreich. Auf der andern Seite fühlte sich der

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 368—373.

²⁾ Poirson, l. c. II, p. 3—119.

³⁾ Ibid. p. 74—83.

Krieg
gegen
Spanien.

Fontaine-
Française.

Aus-
föhnung
mit
Rom.

Papst gedrückt durch die spanische Übermacht; er wurde politisch freier, wenn zwei katholische Mächte einander in Schranken hielten. In diesem Sinne sprachen Venedig und Toscana bei ihm für die Versöhnung. Er wurde gewarnt: wie Clemens VII. England verloren, so könne Clemens VIII. Frankreich verlieren, dort werde die Regierung die Kirchensachen vollständig in die Hand nehmen und ein eigenes Patriarchat errichten. Baronius und der Jesuit Toledo waren in Rom die mächtigsten Fürsprecher der Absolution. Darum nahm der Papst eine neue Gesandtschaft wohlwollend auf, die Spanier machten vergebens die äußersten Anstrengungen, es handelte sich nur noch um einzelne Forderungen. Der Papst verlangte nicht Vertilgung Andersgläubiger, nicht ihre Ausschließung von allen Ehren und Ämtern, nicht Aufhebung des Toleranzedictes — er gieng im Gegentheile vom Standpunkte der Duldung aus, forderte aber die Herstellung des Katholicismus in Bearn, die Erziehung des Prinzen von Condé, als des präsumtiven Thronerben, im katholischen Glauben, die Einführung des Concils von Trient, soweit dies möglich sei, ohne das Königreich zu verwirren, Rückgabe verschenkter Kirchengüter und endliche Anerkennung, daß die Absolution in Saint-Denis keine Kraft habe.¹⁾

Am 17. September 1595 saß der Papst vor der Peterskirche auf einem Throne, um ihn seine Cardinäle und Würdenträger. Demüthig nahen ihm die Bevollmächtigten des Königs, der den Heiligen Vater bei den Eingeweiden Christi anflehe, ihm seinen heiligen Segen und die höchste Absolution zu ertheilen. Die Absolution in Saint-Denis ward dann — weil ohne Zustimmung des Papstes ertheilt — für ungiltig erklärt. Die Bevollmächtigten schworen, daß der König das Übereinkommen halten werde. Die Kapelle stimmte das Miserere an. Bei jedem Verse berührte der Papst den vor ihm knienden Gesandten leise mit einem Stabe — ein alter Gebrauch, der aus den ersten Zeiten der Kirche stammt —, dann erhob er sich und sprach feierlich die Absolution aus, umarmte die Gesandten mit der Bethenerung, er nehme den König in die Reihen der kämpfenden Kirche auf; seine Sache sei es jetzt, sich durch Glauben und gute Werke die Pforten der triumphierenden Kirche zu eröffnen. Nicht bloß der Papst war der Ansicht, daß dies eines der wichtigsten Ereignisse sei, auch das Volk in Rom bezeugte es mit unendlichem Jubel, und in Frankreich wollten die Festlichkeiten kein Ende nehmen. Monarchie und Kirche waren wieder hergestellt, diese Grundsäulen des alten Staates, Frankreich gewann wieder seinen Einfluß auf die katholische Welt, und in dieser stellte sich ein Gleichgewicht der Kräfte wieder her.²⁾

Ende
der Liga.

Der Ausöhnung mit Rom folgte Januar 1596 im Schlosse Solembrai die Ausöhnung mit Mayenne und das Ende der Liga. Heinrich IV.

¹⁾ Poirson, l. c. II, p. 91—102. — Martin, l. c. X, p. 378—381.

²⁾ Poirson, l. c. II, p. 102 ff. — Martin, l. c. X, p. 382 ff.

besahle die Schulden Mayennes und überließ ihm drei Sicherheitsplätze. Verzeihung, Wiederherstellung in ihre Ehren und Güter ward allen zugesichert, die sich binnen sechs Wochen dem König unterwerfen. Mayenne wurde Statthalter von Isle de France — Paris ausgenommen — und Großkämmerer.¹⁾ — Mit Joneuse, der Marschall wurde, unterwarf sich jetzt auch Languedoc. Marseille, das in Gefahr war, ganz spanisch zu werden, wurde durch Karl Guise am 17. Februar 1596 für den König erstritten. Heinrich IV. hob bei der Kunde hievon dankend die Hände zum Himmel empor, denn Gott habe Mitleid mit Frankreich. Mit Marseille unterwarf sich die ganze Provence wieder der rechtmäßigen Regierung. Mit der Liga war es aus. Als der König La Fère belagerte, kam ihm Mayenne mit seinen Ligisten zuhülfe. Der Führer der Liga war sehr beleidigt und litt an der Gicht, Heinrich IV. gieng im Gespräche mit ihm rauch auf und ab. „Das ist die einzige Rache, die ich für viele Feindseligkeiten an Ihnen nehmen will“, sagte der König. Mayenne hatte erstlich auf seine hochliegenden Pläne verzichtet und diente Heinrich IV. fortan in voller Hingebung.²⁾

20.000 Mann spanischer Kerntruppen, die unter dem Erzherzog Albrecht wie zum Entsatz nahten, wandten sich plötzlich nach Westen und bemächtigten sich durch Ueberraschung der Festungen Calais am 24. April und Ham, Guines und Ardres am 23. Mai, während Heinrich am 16. Mai La Fère bezwang. Heinrich IV. hatte nicht die Geldmittel, sogleich zur Belagerung der verlorenen Plätze zu schreiten. Der Krieg hatte das Land erschöpft und um riesige Summen hatte er von den Führern der Liga den Frieden erkaufte, die Art der Steuererhebung war die kostspieligste. Der König klagte, daß er fast vor Hunger sterbe, kein gutes Pferd, kein ganzes Hemd habe, während seine Finanzbeamten schwelgten. Darum übertrug er um diese Zeit Sully die Leitung der Finanzen und berief auf den Herbst 1596 die Notabeln nach Rouen, nicht die Stände, denn er fürchtete hier ein Wiederaufleben der politischen Leidenschaften der jüngsten Zeit. Es ist aber für die Geschichte der Bourbonen bedeutsam, daß der beredteste, gewandteste und beliebteste sich nicht an das Volk, sondern an die Notabeln wandte.³⁾

Volksthümlicher hat übrigens nie ein König gesprochen als Heinrich IV. in Rouen. Beim Einzuge bewilligte er den Bürgern die Schleißung der Burg mit den Worten: „Ich will keine andere Citadelle als das Herz des Bürgers.“⁴⁾ Die Versammlung der Notabeln eröffnete er am 4. November 1596 mit den Worten: „Trachtete ich nach dem Ruhme eines Redners, so hätte ich eine schöne Rede einstudiert. Aber ich strebe nur nach dem Namen des Befreiers und Neubegründers, darum habe ich euch berufen. Ihr wißt gar wohl aus euren eigenen Verlusten, wie ich aus den meinigen, daß Frankreich ganz zugrunde gerichtet war, und zwar durch die Franzosen selber, als mich Gott zu dieser Krone berief. Durch die Gnade Gottes, durch die Gebete und den Rath meiner Diener, durch

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 387 f.

²⁾ Poirson, l. c. II, p. 141—173. — Martin, l. c. X, p. 391—393.

³⁾ Poirson, l. c. II, p. 174 ff., 253 ff.

⁴⁾ Martin, l. c. X, p. 404.

Calais.

Notabeln
in
Rouen.

Rede
des
Königs.

das Schwert meines tapferen und hochsinnigen Adels, durch meine eigene Mühe und Noth habe ich es gerettet vom Untergange. Helfet mir jetzt es wieder aufbauen! Ich habe euch nicht berufen, um meinen Willen bloß gutzuheißen, sondern um euren Rath zu erholen und zu befolgen, um mich gleichsam unter euren Schutz zu stellen.“ — Die Versammlung zeigte großen Eifer, richtete aber dennoch wenig aus, weil die Mittel, die sie zur Abhilfe vorschlug, sich nicht bewährten.¹⁾

Und doch waren reichliche Mittel dem König niemals nöthiger als in jener Zeit. Mit England und den Niederlanden hatte er am 24. Mai 1596 einen Bund zum gemeinsamen Kampfe gegen Spanien geschlossen, der Angriff sollte beginnen, in Amiens waren dafür Kriegsmittel in Fülle und Amiens. Fülle aufgehäuft.²⁾ Da kam die Nachricht, eben dieses Amiens sei in der Frühe des 11. März 1597 durch einen kecken Handstreich von den Spaniern unter Porto-Carrero genommen worden. Heinrich IV. war lange wie betäubt von Schmerz, endlich rief er: „Nun bin ich lange genug König von Frankreich gewesen, jetzt muß ich wieder König von Navarra werden!“³⁾

Und es war in der That hohe Zeit, daß er zu Pferd stieg, nicht um seinen Ruhm, sondern um seine Existenz zu retten. Das Vertrauen in sein Glück war erschüttert, alle seine Feinde regten sich wieder. Spanien raffte seine letzte Kraft zusammen, mit allen äußeren und inneren Feinden Frankreichs im Bunde. Elisabeth befürchtete eine Landung spanischer Truppen und verweigerte Heinrich IV. jegliche Hilfe, nur die Holländer blieben treue Bundesgenossen. Doch nahm alles schließlich einen glücklichen Verlauf. Die Belagerung von Amiens begann im Juni. Mayenne und die jungen Guisen wetterten mit den Letzter Kampf mit Spanien. Hugonotten in Hingebung für die Sache des Königs. Sully sorgte aufs beste für die Bedürfnisse des Heeres. Dem einmüthigen Frankreich konnten die Spanier nur schwer Widerstand leisten, zumal ihr kühner Führer, Porto-Carrero, der in der Gestalt eines Zwerges den Geist eines Helden barg, am 3. September 1597 durch eine Kugel fiel. Der Erzherzog Albrecht führte ein Heer zum Entsatz herbei, fand aber die Franzosen so stark und in so guter Stellung, daß er sich wieder zurückzog. Am 25. September capitulierte Amiens. Bei dieser Belagerung wurden die Soldaten zuerst zur Anlegung von Tranchéen verwendet.⁴⁾

Der Erfolg bei Amiens nahm den Gegnern den Muth. Mercœur, welcher in der Bretagne sich hatte unabhängig machen wollen, unterwarf sich am 20. März 1598. Cesar von Vendôme, der Sohn Heinrich's IV. und der Gabriele d'Estrees, wurde mit der Tochter Mercœurs, der reichsten Erbin des Königreichs, vermählt, und Mercœur selber kämpfte fortan gegen die Türken in Ungarn, wo er 1602 starb.⁵⁾

Spanien bietet Frieden. Auch Philipp II. senkte jetzt todmüde das Schwert und bot die Hand zum Frieden; schon lange hatte der Papst sich bemüht, dem Kampfe der beiden

1) Poirson, l. c. II, p. 268 ff.

2) Ibid. p. 214 ff.

3) Martin, l. c. X, p. 404—410.

4) Poirson, l. c. II, p. 353—395. — Martin, l. c. X, p. 411—417.

5) Poirson, l. c. II, p. 435—454.

katholischen Mächte ein Ende zu machen. In Bervins wurden anfangs Februar 1598 Unterhandlungen eröffnet,¹⁾ während Heinrich zu gleicher Zeit die Ordnung der Religionsfrage in Frankreich eifrigst betrieb.

In Nantes stellte Heinrich IV. endgiltig das Verhältnis der Hugenotten zu den Katholiken fest. Die Aufgabe war nicht leicht. Die Hugenotten waren unzählbar, die Katholiken wollten wenig gewähren; jene wollten sich wieder ganz auf eigene Füße stellen, einige Führer sogar Elisabeth als Oberhaupt anerkennen, diese hielten hin und wieder Bittgänge, daß Gott Frankreich bei der wahren Religion erhalte. Am 13. April 1598 unterzeichnete der König das Edict von Nantes „um den Frieden zu erhalten und daß Gottes heiliger Name von allen Unterthanen verehrt werden könne, wenn auch nicht in der gleichen Form, doch in der gleichen Absicht.“²⁾

Danach ist zwar der Katholicismus die Religion des Staates, aber die Hugenotten, deren Anzahl man damals auf 274.000 Familien in 750 Gemeinden anschlug, haben Zutritt zu allen Ehren und Ämtern, die nicht kirchlich sind; sie können in allen Orten des Reiches wohnen ohne Zwang, etwas in Betreff der Religion gegen ihr Gewissen zu thun. Ihre Adeligen, welche die hohe Gerichtsbarkeit besitzen, können auf ihren Besitzungen für sich und ihre Unterthanen ihre Religion ausüben. In allen Orten, wo sie 1596 oder 1597 ihren Cult ausübten, können sie Kirchen bauen (nur nicht in bischöflichen Städten, in Paris und fünf Meilen im Umkreise um diese Stadt), Consistorien, Synoden, Schulen halten, Bücher drucken und verkaufen. Bei der Aufnahme in Universitäten, Schulen und Krankenhäuser soll wegen der Religion kein Unterschied gemacht werden. Die Hugenotten beobachten die katholischen Festtage sowie die Eheverbote der Katholiken wegen Verwandtschaft und zahlen den katholischen Geistlichen den Zehnten. Enterbungen wegen Religion sind ungiltig. Eine eigene Kammer im Parlamente zu Paris (Chambre de l'Édit) entscheidet über Proceffe, in welchen die Hugenotten Hauptpartei sind: in Castres, Grenoble und Bordeaux sollen halbgetheilte Kammern³⁾ aus je einem katholischen und einem reformierten Präsidenten und sechs katholischen und sechs reformierten Rätthen bestehen. Die Reformierten geben alle Unterhandlungen und Einverständnisse mit dem Auslande auf, sie behalten ihre festen Städte und Schlösser noch auf acht Jahre, der König aber bestreitet den Unterhalt der Garnisonen.⁴⁾

Dem Parlamente von Paris, welches das Edict nicht einregistrieren wollte, sagte der König: „Der Unterschied zwischen Katholiken

¹⁾ Poirson, l. c. II, p. 457.

²⁾ Ibid. p. 512—523.

³⁾ Chambres mi-parties. Martin, l. c. X, p. 424. — Édit de Nantes, art. 30 u. 31.

⁴⁾ Dumont, Corps dipl., V, 1, p. 545.

und Hugenotten muß aufhören, alle sollen gute Franzosen sein, durch besseres Leben sollen die Katholiken ihre Gegner bekehren. Als König bin ich der Hirt, welcher all seine Schafe um sich versammelt und das Blut seines einzigen vergießen lassen darf.“ — Eine Einregistrierung erfolgte endlich am 25. Februar 1599.¹⁾

Friede
mit
Spanien.

Dem Edicte von Nantes folgte am 2. Mai 1598 der Friede zu Bervins mit Spanien, in welchem der Friede von Cateau-Cambresis von neuem bestätigt wurde und jeder König zurückgab, was er von den Ländern des andern noch in seiner Gewalt hatte, nämlich der König von Frankreich die Grafschaft Charolais und der König von Spanien Calais, Ardres, Dourlens, La Capelle, Le Catelet und den Hafenplatz Blavet in der Normandie.²⁾

Ende Philipps II. 1598. — Philipp III. 1598—1621.

Das Alter und der üble Gang der Dinge hatten Philipps Unschlüssigkeit, seine düstere Stimmung, seine Schwermuth und Abgeschlossenheit nur gesteigert. „König Philipp“, schreibt ein Zeitgenosse, „ist alt, Feind der Geschäfte und Gespräche: mit all seinen Verdrießlichkeiten und Krankheiten geht er einen Tag nach Prado, den zweiten nach Aranjuez, den dritten nach Escorial. Nichts ist ihm unausstehlicher als eine Audienz, und seit Jahr und Tag hat niemand von Angesicht zu Angesicht mit ihm unterhandelt. Es ist hier seit langer Zeit eine Unzahl von Fremden, die aber für ihre Angelegenheiten noch gar kein Ende absehen. Auch die Spanier sind sehr unzufrieden, von den vornehmsten bis zu den geringsten. Die Minister wagen dem König kein anderes Wort zu sagen, als was ihm behagt, und er will allein seinen Ansichten folgen. Und in der That versteht er mehr von den Geschäften, als all die Unwissenden. Die Spanier wünschen, daß ihr König außer Spanien und Indien gar keine Staaten besäße, weil die übrigen nur Geld und Menschen kosten und neue Steuern und Auflagen herbeiführen.“ — „Sein einziger Entschluß in allen Dingen ist es, beständig unentschlossen zu bleiben“ — sagte Granvella von ihm. — Die einzige Seele, welcher der König in seinen späteren Jahren vertraute, war seine Tochter Clara Eugenia, die mit ihm in seinem Cabinet arbeitete.

Philipps
III.
Ende.

Philipp II. erkrankte 1596. Die Ärzte widerriethen die Reise nach dem Escorial, die Auflösung befürchtend. „Gut, dann will ich meine Gebeine selbst ins Grab tragen“, sagte der König. Die Krankheit — Blutzerfegung — währte nahezu drei Jahre, die letzten dreiundfünfzig Tage konnte Philipp unter unsäglichen Leiden sich nicht von der Stelle rühren — er trug namenlose Schmerzen

1) Estoile, Registre-journal de Henri IV, bei Michaud et Poujoulat, 2. série, tome I, 2. part., p. 300.

2) Poirson, l. c. II, p. 454—464. — Martin, l. c. X, p. 427.

mit der höchsten Ergebung und ließ sich zum Troste die Leidensgeschichte Christi vorlesen. Als die Ärzte ihn in ein sonnigeres Zimmer versetzen wollten, verweigerte er es mit den Worten: „Gebt mir jenes Marienbild, das meiner Mutter gehörte und ich durch fünfzig Jahre bei mir getragen habe, und legt in meine Hände das kleine Crucifix von Holz, das mein Vater im Sterben in der Hand hielt.“ — „Sieh, mein Sohn,“ sagte er dann zum Infanten, „so endigt die Herrlichkeit der Welt. In wenig Stunden hüllt man mich in ein ärmlich Leidenkleid. Die Krone sinkt mir schon vom Haupte, der Tod nimmt sie mir, um sie dir zu geben. Eines Tages wird sie auch dir vom Haupte fallen, wie jetzt mir. Meine Tage sind gezählt, auch die deinen sind bestimmt. Ich empfehle dir den Kampf gegen die Ungläubigen und den Frieden mit Frankreich.“¹⁾ — Nach der letzten Dlung wollte er nichts mehr von Geschäften wissen — er ließ dem Infanten den goldenen Schlüssel zum geheimen Cabinet überreichen und starb ruhig am 13. September 1598. Die Mönche des Escorial betrachteten den König ob der Geduld in entsetzlichen Leiden wie einen Heiligen. — Clemens VIII. jagte im Consistorium, er glaube, daß nächst den Heiligen Philipp II. das meiste Verdienst vor Gott habe. Sicher haben wenige Fürsten beharrlicher für die katholische Religion ihre Macht aufgeboten. Die Gegner siegten. Das Schwert, welches seiner todmüden Hand entfiel, hob Ferdinand II. auf.

Unter Philipp II. begann der Stern Spaniens zu erbleichen und neben andern ist ein Hauptgrund seine Leidenschaft, alles leiten zu wollen, und dabei doch sein Mangel an Raschheit der Entschliefungen. Der wohlmeinende Don Manrique schrieb ihm: „Gott hat Eure Majestät und die übrigen Könige, welche in seinem Namen die Länder regieren, nicht dazu geschickt, daß Sie sich zurückziehen, um zu lesen und zu schreiben, sondern damit Sie dastehen, als öffentliches und allgemein zugängliches Orakel politischer Weisheit, an welches jeder Unterthan sich wenden kann, wenn er eines Ausspruches bedarf.“²⁾ König Philipp hat den Beinamen Prudens, in der Politik war er aber oft unflug.

Weniger bekannt ist, daß der König die Kirche ganz burokratisch behandelte. Er wollte in seinen Ländern der Papstkönig sein und ließ den Päpsten nichts gelten. Mit allen Päpsten lag er zuletzt im Streit, selbst mit denen, die ihm von Haus aus mit dem größten Wohlwollen entgegenkamen. Er verwandte allerdings die Kräfte seines Reiches zu Gunsten der katholischen Sache, aber er meinte dabei, kein Papst und kein Cardinal verstehe die Interessen der Kirche so gut wie er, die Päpste sollten ihm in allem zu Diensten sein. Daher kam es, daß Pius V. ihn durch die Drohung, er werde ihn und ganz Spanien mit dem Interdict belegen, zwingen mußte. Die Inquisition wurde bei ihm reines Staatsinstitut, der königliche Rath hatte die unbedingte Gerichtsbarkeit auch über den Clerus,³⁾ er beanspruchte und

Sitten
Spaniens.

Philipp
II.
und die
Kirche.

¹⁾ Mignet, Antonio Perez et Philippe II., p. 347 ff.

²⁾ Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien, III, 2, S. 248 f. Regensburg 1879.

³⁾ Martin Philippson, Philipp II. von Spanien und das Papstthum. Sybels „Historische Zeitschrift“, Bb. 39.

übte das volle Recht der Prüfung und Verwerfung päpstlicher Bullen. Die freie Bewegung fehlte darum in der spanischen Kirche, der König und seine Minister übten alle kirchliche Gewalt: — Spanien hatte die Folgen davon schwer zu tragen.¹⁾

Philippp
III.

Philippp III. hatte weder den Stolz noch den Arbeitseinstern des Vaters, am wenigsten dessen Willensstärke.²⁾ Der alte König sah dies selber ein. Durch seine Erfahrung an Don Carlos gewarnt, hatte Philippp II. den Thronfolger in strenger Zucht gehalten; erst 1597 ließ er ihn am 24. Juli plötzlich zu sich bescheiden, um ihn in die Regierungsgeheimnisse einzuweißen. „Spaniens Könige“, sagte er ihm dabei, „haben immer die Säule der römischen Kirche abgegeben; ihnen verdankt die Welt die Aufrechthaltung und Verbreitung des wahren Glaubens; welche Opfer ihrer Mühe, an Geld und Blut ihrer Unterthanen, sie dieser Aufgabe gebracht haben, wirst du erst später im vollen Umfange begreifen.“ Der Infant war sprachlos.

Drei Erz-
herzogin-
nen
in Graz.

Bald kam der König zur Überzeugung, daß sein Sohn sich eher zum Gehorchen als zum Gebieten eigne. Als er ihm die Bildnisse der drei Erzherzoginnen in Graz zeigte, damit er eine von ihnen zur Gattin wähle, erklärte der Sohn, jedes eigenen Willens bar, diejenige ersehe ihm als die schönste, die ihm der König auswähle. Der König beehrte nun für den Infanten die älteste, doch sie war schon eine Leiche, als die Gesandten in Graz anlamen: die zweite, um die der König warb, fanden seine Gesandten im Sterben; nun wurde um die dritte, Margareta,³⁾ angehalten, die mehr Neigung zum Kloster hatte; sie mußte Königin werden, sprach aber bald den Wunsch aus, wieder in Graz zu sein — denn der allmächtige Minister Philippps III. fragte den letzteren im Rathe, was seine Gattin mit ihm gesprochen, und verbot ihr, je von Ge-

Marga-
reta.

¹⁾ Gams (Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 248) faßt sein Endurtheil über Philippp II. in den Worten zusammen: „Im Verlaufe der Jahre wurde Philippp immer argwöhnlicher, unzugänglicher, unentschlossener, schwermüthiger und mürrischer. Es lag auf ihm eine Centnerlast und er wollte und konnte sie nicht abwälzen. Er schien das Mitleid der Menschen anzurufen, aber es war ihm nicht zu helfen. Weil er beständig unentschlossen war, mußten alle Angelegenheiten des Reiches ins Stocken gerathen. Indem er sich mit dem Kleinen und Kleinsten abquälte, zerfloß und zerfiel das Größte. Er handelte wie einer, der gleich Gott alles weiß und für alles zu sorgen hat. Weil er für alles sorgen wollte, sorgte er im Grunde für gar nichts, denn es war ganz zufällig, worauf im Grunde gerade seine Thätigkeit sich richtete. Er war vielleicht der fleißigste Arbeiter im ganzen Jahrhundert, aber beim Anblick des unendlichen Details, in das er sich verlor, muß man sich vielleicht fragen, wozu dieser Verlust an Zeit und Kraft. Die Könige sind nicht da, um zu verwalten, sondern um zu regieren, das heißt andere in ihren Geschäften zu leiten. Ludwig XIV. war, verglichen mit Philippp II., darum ein großer Monarch, weil er für jeden Platz den besten Mann ausfindig machte und ihn dann seinem Wissen und Gewissen überließ. Philippp schulmeisterete seine Minister, wollte alles besser wissen als sie. In seinem Eigensinn und seiner Herrschlust wollte er die lebensvolle Welt von seinem Zimmer aus regieren, wie eine im Fleisch wandernde Vorschung für alle allein sorgen und Gott und dem Wolfe gar nichts überlassen.“

²⁾ Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons. Paris 1844.

³⁾ Geboren zu Graz, 25. December 1584, Tochter des Erzherzogs Karl und der Maria von Bayern, vermählt 18. April 1599. Hurter, Maria, Erzherzogin von Osterreich. 1860.

schärten mit ihm zu reden. Das gesunde Kind der Berge fühlte sich unbehaglich unter dem Drucke der Etikette; sie sah das Unwesen ein, forderte aber ihren Gemahl vergebens auf, denselben ein Ende zu machen. Philipp III. war der Sklave seines Ministers.

Francisco Gomez de Sandoval y Roxas, Marquez von Denia, ^{Lerma.} war Oberstallmeister des Infanten gewesen, hatte sich in seine Neigungen eingeheimlicht, war aber von Philipp II. zum Vicekönig von Valencia ernannt worden, um ihn vom Infanten zu entfernen, weil er diesem Geld geliebt hatte, denn der Erbe des ersten Thrones der Welt dürfe nicht der Schuldner eines Vasallen sein. Kaum war nun Philipp III. König, so rief er den Marquez an den Hof, erhob ihn zum Herzog von Lerma und überließ ihm alle Geschäfte, die Vertheilung aller Ämter und Gnaden.

„Der König der Meere“, sagte das Volk, „weist den Strömen und Bächen, die ihm Tribut zuführen, viele Pforten an, durch die sie zu ihm gelangen; zu König Philipp III. aber müssen dessen Völker alle denselben Weg gehen und an dieselbe Pforte klopfen.“ Der König befahl, Lermas Unterschrift sei so gut und solle so viel gelten, wie seine eigene; und Lerma war denn fortan eifrigst bestrebt, sich in dieser Stellung zu halten; er war ruhig und gemäßigt, aber ohne staatsmännische Befähigung. Seine Manieren waren vornehm, er hielt viel auf sein Äußeres; mit dem wenigen wahren Wissen, welches er besaß, verstand er vortrefflich zu prunken; in Audienzen entließ er niemand unbefriedigt und ohne Hoffnung. Er umstellte den König vollständig mit seinen Creaturen; die Königin und die alte Kaiserin, die Schwester Philipps, durften nie allein oder deutsch miteinander sprechen. Lermas Verwandte erhielten den Stuhl von Toledo, das Vicekönigthum von Neapel und andere hohe Würden; des Königs Pagen und Beichtvater waren Werkzeuge Lermas, der König stand förmlich unter der Zucht seines Ministers; wenn er auch klagte über den Zwang, den ihm dieser anthue, so hatte er doch den Muth nicht, ihn zu brechen, den Muth nicht, ihm ein Geheimnis zu verschweigen; er zitterte am ganzen Leibe, als er Lerma einmal in einer Kleinigkeit widerstehen wollte.

Die Politik des Ministers war Friede nach außen und Ruhe im Innern, ^{Lermas Politik.} Friede mit den Niederlanden, Familienverbindungen mit Frankreich — von einer Mitwirkung zu den Plänen der deutsch-habsburgischen Linie trat Spanien vollkommen zurück; nur gegen England wurde 1599 eine Flotte mit fünfzig Schiffen unter Martin de Padilla gesandt, die aber von Stürmen getrennt wurde, ehe sie auf den Feind stieß. Fortan suchte er auch mit England Frieden.¹⁾

Der Gesandte des Kaisers, Graf Rhevenhiller, ward wenig beachtet. Die Königin Margareta starb, sechsundzwanzig Jahre alt (1611), wie man glaubte, durch Lermas Werkzeug, den Pagen Calderon, vergiftet, denn unter Philipp IV. wurde Calderon als der Mörder in Madrid hingerichtet. Lerma war der eigentliche Mittelpunkt des Reiches, die ersten Ämter waren im Familien-

¹⁾ Watson, History of Philipp the third., I, p. 43. Paris 1792.

besize seines Hauses. Was half es, wenn aller Glanz um den Hof sich zusammenzog, wenn die Granden in Prunk wetteiferten, wenn der König in auffallender Pracht von Madrid nach Aranjuez oder von Aranjuez nach Madrid reiste? Spanien kam zurück, die Verarmung nahm reißend überhand. Wenn Lerma auch sieben Klöster mit einem Aufwande von einer Million Ducaten stiftete, so ist dies kein Beweis, daß Sitte und Bildung sich hoben, sondern nur, daß der Herzog als Minister sich ein ungeheures Vermögen machte.

Moristen.

Lerma's Regierung ist durch eine Reihe falscher Maßregeln bezeichnet; dahin ist zunächst zu rechnen die Vertreibung der Moristen. Der Gegensatz zwischen ihnen und den Spaniern war noch nicht ausgeglichen: wenn sie auch äußerlich zum Christenthume sich bekannten, so riefen sie doch sterbend oft Mohammed an oder verbargen die Neugeborenen vor dem Priester, der sie taufen wollte; sie standen immer mit den Herrschern in Nordafrika, dann auch mit den Hugenotten in Frankreich in geheimer Verbindung und waren eine stete Gefahr für Spanien. Vorschläge, sie auszurotten oder aus Spanien zu vertreiben, wurden am Hofe hin und wieder gemacht. 1599 ermahnte Philipp III. die Bischöfe zur Bekehrung der neuen Christen, die jedoch fortfuhren, sich mit den Türken zu verbinden, mit den Corsaren, viele Christen im kleinen Kriege zu tödten, so daß auch Einsichtsvollere, da der Minister nicht Ruhe zu schaffen wußte, zu ihrer Verbannung riethen.¹⁾

Die Moristen Valencias hingegen wandten sich im Jahre 1602 an Frankreich, versprachen Geldvorschüsse, wenn es sie vom spanischen Joch befreien wolle, in Castilien seien 130.000 Moristen, in Valencia 150.000, in Aragon seien 40.000 Familien, die gleichfalls nach Rache dürsteten und Waffen verlangten, in Catalonien 30.000 Familien, zusammen könnten sie wohl an 200.000 Bewaffnete stellen. Heinrich IV. war gewillt, Spanien durch Entzündung inneren Krieges zu lähmen, und versprach ein Heer zur Verfügung, doch der Unterhändler wurde 1605 in Valencia ergriffen, gefoltert und gehangen.²⁾

Gnadenact.

Sofort kam die vollständige Vertreibung der Moristen im Staatsrathe ernstlich in Frage. Vergebens stellte der Adel Valencias vor, die Mauren wären die geschicktesten und fleißigsten Unterthanen des Königs — am 22. September 1609 wurde in Valencia der sogenannte „Gnadenact“ des Königs veröffentlicht, nach welchem die Mauren als Keger, als Abtrünnige, als Verräther binnen drei Tagen sich zur Einschiffung vorzubereiten hätten. Wer nach dieser Zeit noch sich finden lasse, solle ergriffen und bei Widerseßlichkeit getödtet werden. Jeder darf mitnehmen, soviel als er tragen kann; die Kinder unter vier Jahren dürfen in Spanien zurückbleiben, ebenso diejenigen Mauren, welche durch Zeugnisse von Geistlichen ihr gutes Christen-

¹⁾ Watson, l. c. I, p. 320—378. — Gams, Kirchengeschichte Spaniens, III, 2, S. 253.

²⁾ Rochau, Die Moristen in Spanien, S. 288. Leipzig 1858.

thum und den Empfang des Abendmahls nachweisen können. Von den Betroffenen geriethen viele in Verzweiflung, doch der Spruch wurde ohne Erbarmen ausgeführt.¹⁾

Schiffe hatte die Regierung schon bereit gehalten, 150.000 Abkömmlinge der Mauren wurden aus Valencia entfernt, zuerst 20.000 Vasallen des Herzogs von Gambia, der den König vergebens um Aufschub von zwei bis drei Jahren gebeten hatte, damit in seinen großen Manufacturen indessen Christen von den Moriscos eingeschickt würden. Diese 20.000 wurden bei Oran an das Land gesetzt und erhielten durch Vermittlung des spanischen Statthalters, Grafen Aguilar, Land im Gebiete des türkischen Vicekönigs von Tlemcen — aber das Land war nicht schön wie die Gefilde von Valencia. Im Jahre 1610 wurde der „königliche Gnadenact“ auch in Castilien, Murcia, Catalonien und Aragon verkündet. Die Mauren aus Aragon wurden in Abtheilungen von 6000 über die Pyrenäen nach Frankreich geführt, von wo sie über die Häfen der Provence nach Afrika gelangten. Manche wurden von ihren Herren, deren Vasallen sie gewesen, nach Afrika begleitet.

Durchführung des Gnadenacts.

So wurde über eine halbe Million Menschen gewaltsam aus Spanien entfernt. Viele Tausende kamen bei der Überfahrt ums Leben, viele widerstehen sich in den Bergen der Auswanderung und wurden wie wilde Thiere gejagt; diejenigen, welche Afrika glücklich erreichten, fielen zum Theile den Beduinen in die Hände oder erlagen dem Mangel in der Wüste oder waren als heimliche Christen den strengen Gläubigen ein Gegenstand des Argwohnes.²⁾ Die Spanier priesen die Maßregel des Königs als die denkwürdigste That und das heldenmüthigste Unternehmen; man glaubte, jetzt erst sei die völlige Sicherheit aller spanischen Königreiche errungen.

Entwölerung Spaniens.

Die Gegner des Herzogs von Lerma werfen demselben vor, daß er die Vertreibung der Moriscos zum Zweck seiner Bereicherung betrieben habe; aus deren eingezogenen Gütern habe er sich 250.000 Ducaten geben lassen. Sein Sohn habe 100.000, sein Schwiegersohn, der Graf von Lemos, habe 50.000, die Gräfin von Lemos, seine Tochter, 50.000, alle in allem 500.000 Ducaten erhalten.

„Auf Lerma fällt die Hauptschuld der Vertreibung der Moriscos. Hätte er sein ganzes Gewicht dagegen in die Waagschale geworfen, der Patriarch Nibera und der Clerus wären nicht gehört worden. Wäre aber nicht durch Karl I. und besonders Philipp II. die schrankenlose Monarchie geschaffen worden, so hätte

¹⁾ Gams, l. c. III, 2, p. 254.

²⁾ Gams, l. c. III, 2, p. 259, bemerkt sehr richtig: „Dies war das überaus traurige Ende des vielleicht edelsten und besten Theiles der saracenischen Völker in allen drei Welttheilen. Was aber ihnen, den Ungläubigen, widerfuhr, das begegnete in derselben Zeit den gläubigen Christen, den Katholiken, in Großbritannien, Irland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, den Färöeländern, Rußland, in vielen Theilen von Deutschland, Oesterreich, Ungarn, der Schweiz. Es wäre den Katholiken in Frankreich begegnet, hätten die Hugenotten obgesiegt. Es waren Katholiken, welche, fliehend vor der Verfolgung in England, den Staat Maryland und die Stadt Baltimore gründeten. Also wer von euch ohne ähnliche Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf und schleudere ihn gegen die fanatischen und exclusiven Spanier des 17. Jahrhunderts.“

auch der mächtigste Minister solches nicht vermocht. Dieses konnte nur geschehen, weil die alten Stände bloß ein Scheindasein führten.“¹⁾

Sinken
des Na-
tional-
reich-
thums.

Die religiöse Einheit Spaniens war erreicht, aber um welchen Preis! 28.000 Häuser standen allein im Königreich Valencia unbewohnt, drei Viertel der Dörfer Cataloniens wurden menschenleer, die Musterwirtschaften in Spanien, die künstliche Bewässerung der Sierras hörten auf, an die Stelle der einträglichsten Gärten traten Wüstungen.²⁾ In vielen Gegenden Spaniens begann jetzt von Zeit zu Zeit die Hungersnoth zu wüthen. Auch das Geheimnis mancher Industriezweige gieng verloren, Murcia führte jetzt keine Tücher, Granada keine Seidenzeuge, Cordova kein Leder mehr aus; die Ausfuhr nahm überhaupt reißend ab, die Einfuhr zu; der Ausfall der Steuern war ein großer.

Finanz-
maß-
regeln.

Eine andere verkehrte Maßregel, welche aber die steigende Verarmung Spaniens kennzeichnet, war das Verbot, Gold und Silber zu Geräthen zu verarbeiten, und der Befehl, jeder solle ein genaues Verzeichniß aller in seinem Besitz befindlichen Gegenstände von Gold und Silber bei den königlichen Gerichten einreichen. Der Unwille des Volkes sprach sich so stark gegen diese Erlässe aus, daß sie zurückgenommen werden mußten. Noch thörichter war eine Finanzmaßregel, die man anfangs als ein Werk des Himmels rühmte, der Preis des Kupfergeldes wurde nämlich um das Doppelte erhöht; natürlich schlug das Ausland augenblicklich Kupfermünzen mit spanischem Gepräge und tauschte damit die spanischen Waren um die Hälfte billiger ein. Andere Maßregeln zeugen von der zunehmenden Noth des Schatzes.

Rath-
stände.

Juden.

Im Jahre 1605 mußten die Juden in Portugal um 2,400.000 Ducaten Duldung erkaufen, schließlich mußte der Hof für seinen Unterhalt bei den Bischöfen, Capiteln und einzelnen Granden betteln lassen. Im Jahre 1619 soll die Bevölkerung Spaniens auf fünf Millionen herabgesunken sein und das einzige Bisthum Salamanca 80 Wüstungen gezählt haben. Der Handel war neun Zehnthelle in den Händen des Auslandes, Spanien war zu einem Handelshaus der Fremden geworden: den Kleinhandel hatten vorzugsweise Genuesen übernommen, das Ausland führte für 20,000.000 Ducaten ein und bezog für nur 5,000.000 Rohstoff.

Handel.

Finanz-
gen.

Die Gesamt-Einnahme Spaniens mit den europäischen Nebenländern belief sich auf 21,300.000 Ducaten, wozu Amerika 3,500.000 beisteuerte.³⁾ Der größte Theil des Erträgnisses wanderte aber augenblicklich als Zinsen in fremde Hände. Die Noth wurde so groß, daß der Rath von Castilien klagte: „Die Häuser verfallen, und keiner ist, der sie wieder aufbaut, die Einwohner der Städte flüchten, die Dörfer sind verlassen, die Felder unbestellt und selbst die Kirchen stehen leer.“ Der Antrag ward gestellt, auch die Geistlichen zu be-

¹⁾ Die ganze Literatur über die Vertreibung der Moriscos bei Gams, l. c. III, 2, p. 260.

²⁾ Despoplados.

³⁾ Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., S. 470.

stern, den Zubrang zu den Klöstern, der mehr aus Liebe zum Müßiggang als aus Beruf und innerer Sehnsucht hervorgehe, zu mindern; selbst der General der Franciscaner mahnte 1603 den König, die Zahl der Diener Gottes nehme auf eine gefährliche Weise überhand.

Verma fiel endlich am 20. October 1618, gestürzt durch seinen eigenen Sohn, den Herzog von Uzeda. Man überzeugte endlich den König, daß er das Reich nicht länger diesem Günstling überlassen könne, der elende Zustand des armen Volkes rühre doch zuletzt von Verma her. Ferner drängte alles zu einer Aenderung der äußeren Politik; Philipp III. sprach Ungarn und Böhmen an als Enkel Maximilians II., Erzherzog Ferdinand versprach an Spanien die österreichischen Vorlande gegen Unterstützung. — Vergebens hatte sich Verma die Cardinalswürde verschafft — er mußte weichen;¹⁾ er hoffte, diese Würde müsse ihn vor dem Sturme schützen, aber gerade sie stürzte ihn, weil der König mit dem Cardinal nicht mehr so vertraulich verkehren konnte wie früher. Am 20. October erhielt er den Befehl, den Hof zu verlassen. Er wurde nun Priester, hielt im Kloster der Dominicaner zu Valladolid seine erste heilige Messe und stiftete sechs Lehrstühle für die Doctrin des Thomas von Aquin.

Uzeda.

Wäre nur Vermas Nachfolger tüchtiger gewesen! Allein Rhevenhiller bezeichnet ihn mit Recht als ungehobelt, unwissend, dick und faul, als einen leeren Menschen, der ohne die Siesta täglich zehn Stunden schlafe. Der König aber konnte ohne Verma eigentlich nicht leben, die Entfernung des Günstlings brachte einen Zwiespalt in ihn, er erkrankte und ließ Verma berufen. Ehe dieser kam, hatte jedoch Philipp III. am 31. März 1621 schon geendet. Der sterbende König zitterte, vor dem Richterstuhl Gottes nicht bestehen zu können: „O wäre ich doch ein armer schlichter Bürger gewesen oder ein Laienbruder, dessen Blick nicht über den Pförtnerdienst seines Klosters hinausreicht!“

Tob
Philipps
III.

Philip III. war, ganz im Gegensatz zu seinem argwöhnischen, unermüdetlich thätigen Vater, im Uebermaß vertrauensvoll, sorglos und flau. Der Spanier Franz Quevedo sagt von ihm: „Er war von mittlerer Körpergröße, starkgliedrig und wohlgebaut, würdevoll und freundlichen Angesichts und von heiterer Leutseligkeit. Sein Blick hatte eine unentschlossene Anspruchslosigkeit, ohne jede Anlage zum Finsternen; seine Züge neigten sich eher zu der Heiterkeit des Lächelns als zu grollender Aufwallung. Nach nichts strebte er so sehr, als nach Übung des Gehorsams; mit leichtgläubiger Gelehrigkeit richtete er sich nach dem, was die Personen seines Vertrauens wünschten. Außerdem trieb er das Spiel und die Jagd. Allein diese Beschäftigungen waren nur von außen veranlaßt, denn im Innersten seines Herzens wohnten einzig nur Religion und Frömmigkeit. Seine Sitten waren so rein und lauter, daß die Betrachtung seines Lebenswandels ebenso sehr zur Gottseligkeit aufforderte, als Hochachtung vor ihm einflößte. Er war so tugendhaft, daß man von der Reinheit seiner Seele ebenso

Charakter.

¹⁾ Die Spanier dachten Verma den Galgen zu, ein Spottvers auf ihn lautete:

El ladron mas afamado
Por no morir decollado
Se vistio de colorado.

große Wunder hätte erwarten, als Großthaten hätten seiner Macht entsprochen können. Er vollendete die Wiedereroberung Spaniens von den Ungläubigen, gebot Einhalt den Plänen Savoyens, demüthigte Venedig, gegen die Überflutung der Ketzerie ließ er die Katholiken wieder frei aufathmen. Man kann von seiner Gemüthsart nicht sprechen, ohne die zu verurtheilen, die ihn verführten.¹⁾ Seine Wünsche waren rein, voll von Güte und Gerechtigkeit. Statt Gehorjam zu finden, war er beständig belagert; fremde Verschlagenheit verstand es, seinen Gesichtskreis zu beschränken und sein Ohr zu verschließen.“²⁾ Das ist allerdings richtig. Man muß aber auch aus einem andern spanischen Geschichtschreiber, Lafuente, das Urtheil dahin ergänzen: „Die Tugenden Philipps III. waren die eines Privatmannes, als König fehlte er, indem er, statt selber nachzusehen und mitzuarbeiten, allzu vertrauensselig die Geschäfte andern überließ.“³⁾

Ursache
des
Verfalls.

An dem Verfall Spaniens sind übrigens nicht bloß die drei Philippe schuldig, sondern das Volk selber.⁴⁾ Spaniens Aufschwung seit Isabella war zu rasch, die Thätigkeit zu fieberhaft gewesen, es mußte eine Zeit natürlicher Abspannung eintreten; die glänzenden Erwerbungen in Amerika, das rasche Emporsteigen zu Reichthum und Macht ergriffen die Phantasie des Volkes: der Zudrang zur Auswanderung wurde außerordentlich, Amerika hat Spanien ungefähr 30 Millionen Menschen gekostet. Mit den Auswanderern gieng nicht bloß das Capital ihrer Persönlichkeit, sondern auch viel Vermögen nach den Colonien. Ein Heldengeist kam in die Nation, aber der Sinn für Ackerbau und Industrie gieng dabei verloren. Ein Barcelonese klagt: „Der Landmann wandte sich vom Pflug ab, kleidete sich in Seide und ließ die von Arbeit gebräunte Hand bleichen; den Kaufmann trieb Hochmuth, daß er in Stiefeln fuhr, und der Handwerker ließ unlustig sein Werkzeug fallen. Keiner achtete den Wert des Geldes; man wollte an einem Tage erwerben, was sonst der Fleiß einer Woche gewonnen hatte. Es schlug der Handel um, weil man keine Sorgfalt auf ihn wandte. Handwerke und Künste starben aus, weil man sich des Fleißes schämte, und so geriethen wir in die trostlose Lage, die wir jetzt beweinen.“ Thomas Campanella schrieb unter Philipp II.: „Ihr Muth, ihre Stärke, ihre Beredsamkeit werden die Spanier nicht retten. Sie trennen sich stolz von den übrigen Völkern und verbinden sich nur untereinander; sie schätzen nur die Waffen und vernachlässigen den Ackerbau und Handel; sie werden sich dadurch erschöpfen und ihre Verluste nicht ersetzen können. Sie arbeiten nicht, ihre Feldherren schreiben nicht einmal über die großen Thaten, die sie vollbringen.“

Selbst-
stimm.

Stolz.

Träg-
heit.

1) Lerma und Uzeda.

2) Reinhold Baumstark, Franz Quevedo, S. 120—121. Freiburg 1871.

3) Juan Yannez, *Memorias para la historia D. Felipe III.* Madrid 1723. — Davila, *Historia de la vida y hechos del rey D. Felipe tercera.* Madrid 1771. — Savemann, l. c. p. 312—337.

4) Weiss, *L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons. Mémoires, considérations sur le commerce et les finances d'Espagne.* — Savemann, l. c. p. 370—404. — Vergl. Lafuente, *Historia general de España*, tom. V, p. 388 f. Madrid 1874. 2. Ausgabe.

Der Reichthum Amerikas täuschte, man vergaß, daß Künste, Handwerke und Landbau den sichersten Reichthum begründen; man gab das Arbeiten auf und gewöhnte sich an fremde Fabrikate und so kam es zuletzt, daß die Geldsendungen aus Amerika nur durch Spanien hindurchgingen, daß man bald 150.000 Fremde zählte, die in Spanien von Kleinhandel und Handarbeit lebten und, wenn sie sich ein Vermögen gemacht hatten, damit in die Heimat zurückkehrten. So wurden die Fremden Bluteigel für Spanien, weil die Spanier selbst nichts mehr arbeiteten. Spanien besaß alles und doch ließ es bald seine Schiffe durch Fremde bauen, bezog sein Kupfer aus Holland, den Stahl aus Mailand, das Wachs aus Frankreich und Holland, seine Leinwand aus Lille und Arras; seine Bücher wurden in Rom, Venedig, Antwerpen, Lyon und Mainz gedruckt.

Jemehr das Land verarmte, umso mehr wurden die Abgaben erhöht, so daß die Spanier, selbst wenn sie arbeiten wollten, nicht mehr mit dem Ausland concurrirten konnten, welches seine Waren billiger auf den Markt stellte: die Alcabala zum Beispiel wurde bei jedesmaligem Verkauf eines Gegenstandes erhoben, der Wein in Castilien erlag einer Abgabe von 90 Percent; die Mauten verhinderten den Verkehr zwischen den einzelnen Provinzen; Castilien zum Beispiel bezog sein Getreide billiger aus dem Auslande als aus dem nahen Andalusien. Bald bemächtigten sich die Fremden des Handels nach Amerika, der Schleichhandel an den amerikanischen Küsten machte allen Zwang erfolglos.

Dazu kam das Anwachsen der Majorate, die allem Ackerbau feindseligen Gesetze betreffs der Merinoherden, der Grundbesitz sank, und so ist es möglich, daß man in Estremadura auf eine Quadratmeile nur 184 Menschen rechnen konnte, daß die Sierra Morena nur Räuberbanden zum Wohnsitz diente, daß das Sprichwort entstand: „Wer durch Castilien reisen will, muß sein Brot mit sich nehmen“, daß in Cordova allein tausend Häuser unbewohnt standen. Man denkt unwillkürlich an Ciceros Schilderung, wie entvölkert er den Peloponnes fand. Alexanders Zug nach Asien hatte für Griechenland dieselbe Wirkung, wie die Entdeckung Amerikas durch Columbus für Spanien: die Kriege in Asien verschlangen Unzählige, wie die Kämpfe in Amerika; die Lust, schnell sein Glück im fremden Lande zu machen, trieb Unzählige zur Auswanderung.

Philipp III.¹⁾, von dem der Graf von Ericeira sagt, er habe die Weisung seines Vaters erfüllt, indem er sich dem Willen seiner Diener derart überließ, daß sie es waren, die unumschränkt herrschten, auf ihre eigenen Vortheile so aufmerksam, daß sie der Monarchie Spaniens die größten Übel zufügten, die selten zur Kenntniß des Königs kamen, besuchte auf die

Steuertlast.

Entvölkerung.

Besuch Portugals.

¹⁾ Bei den Portugiesen heißt Philipp II. Philipp I., Philipp III. Philipp II., Philipp IV. Philipp III. Wir halten uns an die spanische Zählung.

dringenden Bitten der Portugiesen einmal, im Jahre 1619, ihr kleines Königreich; sie hofften von seinem Aufenthalt Heilung der Leiden, welche sie quälten. Diese waren sehr ernster Natur: ihre Colonien, der Lebensquell für ihre Finanzen, waren in höchster Gefahr, insgesammt die Beute der Holländer und Engländer zu werden, und das Mutterland in Gefahr, dadurch in Armut und Noth zu versinken.¹⁾

Philipp
II.

Philipp II. hatte sich zwar um Portugal angenommen, „er kannte seine Unterthanen,²⁾ belohnte ihre Verdienste, gab allen Gehör, Antwort, nicht im allgemeinen, sondern in Beziehung auf ihre Gesuche, mit deren Gegenstand er sich vollkommen bekanntzumachen suchte“ — es lag ihm ernstlich daran, Portugal zu heben, er machte aber einen großen Fehlgriff³⁾ aus Haß gegen die aufständischen Holländer, die in Lissabon die Gewürze aus Ostindien holten und durch deren Verkauf im Norden großen Gewinn machten, daß er diesen im Jahre 1584 den Markt in Lissabon verschloß; er hoffte dadurch den Rebellen einen schweren Schlag zu versetzen, schlug aber damit die getreuen Portugiesen, denn die rührigen Holländer wurden dadurch gedrängt, den Zwischenhandel aufzugeben und an der Quelle, in Ostindien, selber die gewinnbringenden Waren zu holen.

Die Niederländer hatten lange weder von den Wegen nach Osten noch von den Vändern, Küsten und guten Häfen genauere Kenntnis; sie fürchteten auch, spanischen Flotten zu begegnen. Darum versuchten sie zuerst 1594 bis 1596 die nordöstliche Durchfahrt. — William Barents fand die Nordküste von Nova Zembla (Nowaja Semlja) und gelangte bis zum 77., Lindschotten bis zum 70. Grad; sie fanden aber die Durchfahrt nicht, auch Jakob Hemskerk 1595 nicht: sie bestanden große Gefahren, ertrugen große Beschwerden im Polarwinter, aber die nordöstliche Durchfahrt blieb verschlossen, obschon die Staaten eine Prämie von 20.000 Gulden für diese Entdeckung ausgesetzt hatten.⁴⁾

Indes faßten sie die Hoffnung, auf dem weiten Umweg über das Cap der guten Hoffnung ihr Ziel zu erreichen, und erreichten es auch.

Hout-
man.

Cornelius Houtman, der mit seinem Bruder Frederik in Handelsgeschäften in Lissabon sich aufhielt und über den Handel nach Indien Erkundigungen einzog — während allen Fremden Nachforschungen dieser Art verboten waren, kam dadurch in Verdacht, ward zu einer großen Geldstrafe verurtheilt und ins Gefängnis gesteckt, weil er sie nicht bezahlen konnte. Er wußte nun einer Gesellschaft von Kaufleuten in Amsterdam beizubringen, er wolle alles, was er über die Wege nach Indien erfahren, ihnen mittheilen, wenn sie durch Erlegung des Strafgeldes ihn aus der Haft befreien. Es geschah. 1596 traten unter seiner Führung vier Schiffe die Reise an, landeten am 23. Juni 1596 glücklich in Bantam auf Java, wo sie jedoch, von den Portugiesen als Seeräuber angeschwärzt, keine gute Aufnahme fanden; sie liefen am 14. August 1597 in den Hafen von Amsterdam ein. Gewinn brachten sie keinen heim, ein Schiff hatten sie selbst in Brand stecken müssen, aber sie kannten jetzt den Weg, und

1) Schäfer, Geschichte von Portugal, IV, S. 441 ff.

2) Worte des Portugiesen Ericeira.

3) Schäfer, l. c. IV, p. 422—442.

4) Wenzelburger, l. c. II, p. 733 f. — Schäfer, l. c. IV, p. 425.

die Gesellschaft, die sich „für die Ferne“ nannte (Matchappy van Verre), verband sich mit andern Gesellschaften, und bald fuhren 22 Schiffe nach dem Osten, von denen einige reichlichen Gewinn heimbrachten.¹⁾

Nicht belehrt durch die Wirkung seiner falschen Maßregel, verschloß Philipp II. den Holländern auch die spanischen Häfen, und die Folge davon war, daß die Holländer nun auch den Weg nach Westindien suchten und fanden; zur Vergeltung verboten sie jetzt den Handel nach Portugal und Spanien, selbst den Neutralen.²⁾

West-
indien.

Eine Flotte von 70 Segeln steuerte zuerst nach den Capverdischen Inseln und wandte sich dann zu einem Unternehmen gegen Brasilien, erlitt aber an der Küste von Guinea durch Krankheiten so große Verluste, daß sie heimkehren mußte.

Indessen machten die Holländer Fortschritte in Ostindien. 1599 schlossen sie ein Bündnis mit den Einwohnern von Amboina auf den Molukken, die ihnen den ausschließlichen Handel mit Gewürznelken zugestanden und ihnen beim Bau einer Festung gegen die Portugiesen halfen. 1600 schlossen sie einen Freundschaftsbund mit dem König von Ternate, der sich Herr der 72 Inseln nannte, und besuchten Sina und Patane, die Hauptstadt eines Königreichs auf der Ostküste von Malakka. Nun vereinten sich Portugiesen und Spanier, um den Fürsten der Inseln zu zwingen, den Handel mit den Holländern zu verbieten.

Am-
boina.

Sina.

Bei Bantam kam es zu einem nicht glücklichen Kampfe mit den Holländern, und Bantam blieb ein Hauptstapelplatz des Handels mit den Holländern. Ja, ein König auf Sumatra schickte sogar 1602 an den Prinzen Moriz von Nassau einen Gesandten, der gut empfangen wurde, die holländischen Städte anstaunte und nach seiner Rückkehr die Holländer verherrlichte. 1601 kam Georg Spielberg nach Ceylon. Der Kaiser von Candi war vom Christenthum abgefallen, haßte die Portugiesen und war erfreut, als ihm die gewinnjüchtigen Holländer sagten, sie seien nur gekommen, um ihm Hilfe anzubieten gegen den gemeinsamen Feind, und schenkte ihnen allen Pfeffer und Zimmet in seinem Lande. Auch der König von Ternate leistete ihnen Hilfe gegen die Portugiesen, und sie konnten in kurzer Zeit Amboina und Tidore wegnehmen und sich der Molukken bemächtigen, die durch die Eifersucht der Spanier gegen die Portugiesen nicht ausreichend besetzt waren.

Bantam.

Trotz einzelner Verluste, zum Beispiel bei der Fahrt Noorts durch die Magelhäensstraße, machten die Holländer im ganzen doch großen Gewinn. „Eintracht macht stark!“ war die Losung der Holländer, und so entstand eine Vereinigte holländische Gesellschaft, der die Staaten 1602 auf zwanzig Jahre das Vorrecht des Handels nach Indien verliehen, mit der Unabhängigkeit in Angelegenheiten des Handels, der Befugnis, Verträge und Bündnisse mit den indischen Fürsten zu schließen, Meere aufzu-

Fort-
schritte
der Hol-
länder.

¹⁾ Schäfer, l. c. IV, p. 426.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 589 f.

stellen, nach Gutdünken zu walten, alles im Namen der Generalstaaten. Die Gesellschaft war in sechs Kammern abgetheilt und stand unter 60 Bewindhebbers, von denen 17 die obere Leitung hatten.¹⁾

Als tapfere Führer thaten sich Sebald de Weert, Stephan van der Hagen und insbesondere Cornelius Matelief hervor, der bis Siam vordrang und von Siam und andern Ländern Gesandte und Geschenke an den Prinzen Moriz heimbrachte. Als 1609 um Frieden unterhandelt wurde, boten die Erzherzoge (Albrecht und Isabella) Anerkennung der Republik dagegen an, daß die Generalstaaten den Handel nach Ostindien aufgeben sollten, was aber abgeschlagen wurde, als die Ostindische Gesellschaft nachwies, daß sie bereits mit 180 Schiffen, 7700 Mann und einem Capital von 33 Millionen Handel nach Ost- und Westindien und mit der Küste von Guinea treibe.

Die Generalstaaten wiesen diese Forderung zurück, und am 9. April 1609 unterzeichneten die Spanier einen zwölfjährigen Waffenstillstand und erklärten, daß sie den Holländern den Handel nach Indien mit andern Völkern nicht hindern wollten, schlossen sie aber von allen Häfen aus, welche sie noch in ihrem Besitze hatten.

Bald wurden die Engländer die Nebenbuhler der Holländer. Im Jahre 1600 erhielt eine Handelsgesellschaft das Monopol des Handels nach Raleigh. Indien. Walter Raleigh regte 1603 zur Racheiferung der Holländer an. Beide arbeiteten friedlich nebeneinander, bis die Eifersucht erwachte und jeder Theil alles allein haben wollte. Der Kampf drehte sich um Bantam, dann Batavia. um Jacatra, an dessen Stelle bald eine neue Stadt, Batavia, sich erhob, das der Mittelpunkt des holländischen Handels wurde. 1619 wurde ein Bund zwischen beiden Völkern geschlossen, wonach ein Kriegsrath von acht Personen in Bantam hausen und die Engländer ein Drittel, die Holländer zwei Drittel des ganzen Pfefferhandels haben und beide Theile gemeinschaftlich acht Kriegsschiffe ausrüsten sollten. Die Engländer nahmen 1621 den Portugiesen das wichtige Ormus. Ormus weg.

So verloren denn die Portugiesen durch die Vereinigung mit Spanien, weil die vielen Feinde des letzteren auch über Portugal herfielen. Dabei waren die Spanier doch noch eifersüchtig auf Portugal. Der Portugiese Erceira klagt, daß die Spanier Guinea drei Jahre lang im Kriege nicht unterstützten und nach Brasilien zu spät oder gar nicht kamen, daß dadurch Lissabon, sonst einer der größten Plätze, fast alle Correspondenzen seiner Handelsleute verlor.²⁾

Begreiflich, daß die Portugiesen sich nach Hilfe sehnten, und als sie den gutmüthigen König Philipp III. erblickten, in einen enthusiastischen Beifall ausbrachen, so daß Philipp III. sagte, an diesem Tage allein habe er gefühlt, daß er König sei. Hätte er nur seinem Gefühle gefolgt! Aber der Sohn des arbeitjamsten Königs war der unthätigste der Menschen: er ließ sich ganz von seiner

1) Schäfer, l. c. IV, p. 427—431.

2) Ibid. p. 431—441.

Umgebung leiten, und diese war voll von Widerwillen, ja von Haß gegen die ganze Nation. Nichts geschah für sie, und die Liebe der Portugiesen wandte sich von Philipp ab, und ihr Auge suchte einen andern König und richtete sich auf den Herzog von Braganza. Dies ärgerte die Spanier, sie legten Braganza Schlingen, der sich aber wohl zu hüten verstand. Als er sich vom König verabschiedete, sagte ihm Philipp III., er möge sich eine Gnade ausbitten. Der Herzog antwortete: „Die Ahnen Eurer Majestät und meine Ahnen haben meinem Hause so viel gethan, daß sie es jeder Bitte überhoben haben.“

Bragan-
za.

Ausgang des Freiheitskriegs der Niederlande.

Mit Frankreich hatte Philipp II. noch Frieden geschlossen, aber nicht mehr mit Holland und England. In den Niederlanden war der Krieg säumiger geführt worden. Spanien verwandte seine Streitkräfte mehr in Frankreich, und dies hatte dem Prinzen Moriz, dem Sohne Wilhelms von Oranien, Gelegenheit gegeben, stark zu werden.

Die
Nieder-
lande.

Anfangs 1590 wurde Moriz durch die Bemühung Oldenbarneveldts Statthalter in Utrecht, Geldern und Oberhffel, so daß ihm fortan fünf Provinzen unterstanden, und bewährte rasch seine Tüchtigkeit als Feldherr, als Meister der Kriegszucht, wie seine Kenntnisse in der Mathematik und Kunst der Belagerung. Er nahm im März 1590 durch die List des Torfschürfers Adriaen van den Bergen, welcher unter dem Torfe, den er der Festung lieferte, 70 Mann in die Citabelle brachte, den Spaniern Breda und bald darauf eine Reihe kleinerer Festungen in Nordbrabant, während Alexander von Parma durch verkehrte Befehle aus Madrid am energischen Eingreifen gehindert wurde; 1591 gieng er zur Offensive und nahm 30. Mai Zutphen, 10. Juni Deventer, siegte er jedoch vor Grönningen, gewann dagegen Delfzyl, Hulst und am 21. October auch Rhymwegen und begründete dadurch seinen Kriegsrühm. 1592 setzte er seine Eroberungen fort, nahm Steenwyk, Otmarsum und endlich am 12. September Roerorden, während Alexander von Parma, ohnedies schwer krank, auf Befehl Philipps II. im nördlichen Frankreich unnützerweise zu schaffen hatte.¹⁾

Moriz
von
Oranien.

Nach dem Tode des Alexander von Parma regierte ein vom spanischen Gesandten Fuentes geleiteter Kriegsrath in den spanischen Niederlanden, Mansfeld war nur dem Nanten nach Statthalter; in echt spanischem Geiste sollte jetzt der Krieg strenger geführt und sollten keine Gefangenen mehr ausgewechselt werden, man hieng sie auf, man gab und nahm keinen Pardon. Dieser barbarische Befehl Fuentes' am 5. Januar 1593 rief natürlich Reppressalien hervor und mußte schließlich widerrufen werden, zumal da man ja auch auf dem Schlachtfelde den Aufständischen nicht gewachsen war.

Mans-
feld.

Die abermalige Verwendung der spanischen Streitkräfte in Frankreich (1593) erleichterte nämlich Moriz die Eroberung von Gertrudenburg am 28. Juni.

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 634—652. — Leo, l. c. II, p. 692—697.

Erz-
herzog
Ernst.

Abgesehen von dem nutzlosen französischen Feldzug war Mansfeld auch noch gehemmt durch die Meuterei der unbezahlten Truppen. Übrigens war die Stellung Mansfelds nur eine provisorische, es sollte wieder ein Prinz aus königlichem Geblüte Generalstatthalter werden.¹⁾ Seinem neuen Statthalter, dem Erzherzog Ernst (1594—1595), gab Philipp II. mehr Geld und damit die Möglichkeit, frische Truppen anzuwerben. Der Erzherzog bot den Generalstaaten den Frieden an, aber diese erklärten, lieber der Vorrichtung als ihren Feinden, den Spaniern, vertrauen zu wollen. Dem neuen Statthalter war es nicht möglich, Grönningen zu entsetzen, das daher am 24. Juli 1594 capitulierte. Ja, neue Soldrückstände erzeugten neue Meuterei im königlichen Heere. Als Ernst am 20. Februar 1595 an Blutsturz starb, ernannte er Fuentes zu seinem Stellvertreter, der dann am 9. October Cambray bezwang.²⁾

Erz-
herzog
Albrecht.

Am 11. Februar 1596 traf als neuer Statthalter Erzherzog Albrecht in Brüssel ein, früher Cardinal und Statthalter in Portugal, und brachte 3000 Mann Spanier mit, aber auch die Erklärung Philipps II., daß das Verbot des niederländisch-spanischen Handels aufgehoben sein solle. Fuentes und Ybarra verließen die Niederlande, Mendoza, Admiral von Aragonien, übernahm die Leitung des Krieges.³⁾

Calais wurde am 22. April den Franzosen und Hulst am 18. August den Generalstaaten weggenommen, doch wurden diese Vortheile mehr als aufgewogen durch die schweren Schläge zur See, indem die im Hafen von Cadix liegende spanische Flotte von den Engländern am 1. Juli überrascht und vernichtet ward, im October aber eine andere spanische Flotte von 40 Schiffen vom Sturme verschlungen wurde, am 24. Januar 1597 erlag aber eine spanische Abtheilung bei Turnhout der Übermacht unter Moriz; Graf Baraz und 2000 Mann blieben auf dem Plage. Während der Erzherzog Amiens zu entsetzen suchte, nahm Moriz Rheinbergen, Moeurs, Grool, Breevort, Oldenzaal, Lingen und andere, so daß nun alles Land nördlich vom Rhein der spanischen Herrschaft entrisen war. Auch der Entsatz von Amiens mißlang, und dieses kam schon am 19. September in die Gewalt Heinrichs IV.⁴⁾

Als Philipp II. an sein Ende denken mußte, suchte er seinem Sohne den Frieden zu hinterlassen; auch hatten die steten Kriege die Cassen so erschöpft, daß zweimal, 1575 und 1596, ein Staatsbankerott eintrat. Nachdem mit Frankreich am 2. Mai 1598 der Friede zu Bervins geschlossen war, handelte es sich noch um einen Ausgleich in den Niederlanden oder doch um Herstellung eines Verhältnisses, in welchem Spanien nicht mehr unmittelbar so schwere Lasten zu tragen hatte. Philipp II. gedachte daher, den Niederlanden eine Art Selbständigkeit zu geben, aber auch die Sorge für sich selbst zu überlassen.

Clara
Eugenia.

Der König verlobte seine Tochter Isabella Clara Eugenia mit dem Erzherzog Albrecht und gab ihr als Aussteuer Burgund nebst den

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 653—659.

²⁾ Ibid. p. 660—671.

³⁾ Geo, l. c. II, p. 701 f. — Wenzelburger, l. c. II, p. 677 ff.

⁴⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 681—685, 689—692.

Niederlanden mit, jedoch unter Vorbehalt des Rückfalls an Spanien, wenn diese Ehe kinderlos bleiben sollte. Für diesen Fall hielt sich Philipp II. Bezahungen in einigen Plätzen auf seine Kosten, wodurch zugleich für die Erhaltung des neuen Paares in einem Nothfalle Truppen vorhanden waren. Der Erzherzog wünschte den Königstitel, Philipp wollte ihm nur den Namen Herzog von Burgund und Prinz der Niederlande zugestehen. Man kam überein, daß Albrecht sich Erzherzog von Osterreich und Isabella sich Infantin von Spanien nannte. — Wollten die Niederländer auch jetzt den Frieden nicht, so hoffte Philipp auf Hilfe von Osterreich zur Bezwingung des Aufstandes. So meinte der König auf anständige Weise den Knäuel zu lösen. Die katholischen Staaten huldigten willig dem Paare am 15. August 1598, die nördlichen Staaten aber beharrten im Widerstand, weshalb im Jahre 1599 die Handelsbeziehungen neuerdings abgebrochen wurden.¹⁾

Zunächst mußte sich aber Moriz während der Jahre 1598 und 1599 gegen die spanische Übermacht unter Mendoza in einer militärisch zwar musterhaften, aber doch verlustreichen und kostspieligen Defensivhaltung halten. Als er endlich im Jahre 1600 eine Meuterei der Spanier benutzen wollte und in Flandern einrückte, erschien die Infantin selber unter den Truppen, ermahnte zur Geduld und führte sie zum Gehorsam zurück. Moriz wurde gegen die Dünen zwischen Ostende und Newport gedrängt, seine Lage war verzweifelt, die Holländer waren völlig abgeschnitten. Selbst der Prinz betheuerte: „Entweder marschieren wir über die Hügel der Feinde oder ertrinken im Salzwasser.“ Mit höchster Erbitterung ward am 2. Juli 1600 lange gestritten und, nachdem Durst und Ermattung kurzen Stillstand der Blutarbeit geboten, der Kampf von neuem begonnen. Durch neue Zugänge verstärkt, errangen die Niederländer am Abend den Sieg; über 3000 Spanier deckten die Walstatt, der Admiral Mendoza wurde gefangen. Es war der erste Sieg der Niederländer in offener Feldschlacht über spanische Kerntruppen. Die unermüdete Thätigkeit des Erzherzogs entwand jedoch Moriz alle Frucht des Sieges aus der Hand, Ende Juli mußten die Holländer aus Flandern nach Holland abziehen.²⁾

Schlacht
bei New-
port.

Der Krieg der nächsten Jahre drehte sich um Festungen. Ostende vertheidigte sich vom Juli 1601 bis zum 20. September 1604 gegen den Erzherzog, obgleich Ambrosio Spinola alle Künste eines vollendeten Ingenieurs und Feldherrn entfaltete. Moriz dagegen nahm Luis. Seit 1602 stritten die Holländer ruhmvoll zur See gegen die Spanier, indem sie ihnen durch schlaue Behandlung der einheimischen Fürsten im Ostindischen Archipel großen Theil der Besitzungen daselbst entriß, aber auch in den europäischen Gewässern wiederholt schwere Schläge versetzten. 1607 vernichteten sie gar die spanische Flotte im Hafen von Gibraltar.³⁾

Ostende.

Spinola.

Dies stimmte auch den König Philipp III. von Spanien für den Frieden, den der Erzherzog schon längst befürwortete. Erzherzog Albrecht schrieb in

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 702 ff. — Geo, l. c. II, p. 705.

²⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 745—755.

³⁾ Ibid. p. 765—769.

seinem und seiner Gemahlin Namen den Staaten, daß sie des Krieges müde wären und willens, mit den gesammten Staaten der vereinigten Niederlande in der Eigenschaft und als dieselben für freie Länder, Provinzen und Staaten haltend, auf welche sie keinen Anspruch machten, wegen eines ewigen Friedens oder Stillstandes auf billige Bedingungen zu unterhandeln. Moriz war für Fortsetzung des Krieges, denn er verstärkte seine fürstliche Macht; Oldenbarneveldt, der Republikaner, war aber gerade deshalb für den Frieden. Die Gegenseize, die Forderungen waren aber so hart, daß zunächst nur ein Waffenstillstand möglich war.

Olden-
barne-
veldt.

Waffen-
stillstand.

Am 9. April 1609 wurde in Antwerpen ein zwölfjähriger Waffenstillstand zwischen den Niederlanden und dem Erzherzog Albrecht abgeschlossen, wonach jeder Theil die Städte, Länder und Herrlichkeiten, die er dormalen besitze, behalten, die Kriegsgefangenen ohne Lösegeld ausliefern und während des Waffenstillstandes keine Festung anlegen solle; die beiderseitigen Einwohner dürfen zu Wasser und zu Land freien Handel miteinander treiben¹⁾ und nirgends höhere Abgaben und Zölle zahlen als die eigenen, auch können sie voneinander erben. Die Könige von Frankreich und England übernahmen die Garantie dieses Vertrages.²⁾

Auf-
schwung
der
Nieder-
lande.

So hatte denn die Ausdauer der Nordstaaten über die Weltmacht Spanien gesiegt, und war der kleine Bund, der kaum zwei Millionen zählte, schnell eine Weltmacht geworden, namentlich zur See. 1200 Schiffe, ungefähr mit 15.000 Seeleuten bemannt, zählte damals die kleine Republik, der Erfolg steigerte den Muth. Man holte nicht bloß aus Brasilien und Domingo Perlen, Zucker und Färbholz, sondern suchte jetzt einen selbständigen Weg nach Ostindien im Nordosten, und so entdeckte Jakob Heemskerk 1594—1596 Spitzbergen und Nowaja Semlja.³⁾ Cornelius Houtman fuhr 1596 mit vier Schiffen um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien. 1598 besuchte Jakob van Dek Bantam und Ternate. Im Jahre 1602 wurde nun eine Ostindische Gesellschaft gegründet, die auf zwanzig Jahre allein befugt sein sollte, ostwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung und durch die Magelhäensische Meerenge zu schiffen, in Indien Niederlassungen zu gründen und im Namen der Generalstaaten politische Verhandlungen zu führen. In Japan traten die Holländer an die Stelle der Portugiesen, freilich hielten sie es nicht unter ihrer Würde, um in das Land zu kommen, auf das Kreuz zu spucken, zum Zeichen, daß sie keine Christen seien, eine Schändlichkeit, zu der die Portugiesen sich nie erniedrigten. In kurzem waren die Holländer Herren

Ent-
deckung
gen.

¹⁾ Der König von Spanien schränkte dieses jedoch auf seine Länder in Europa ein und auf alle andern, wo des Königs Bundesgenossen und Freunde mit beiderseitiger Einwilligung handelten.

²⁾ Wagenaer, l. c. p. 293.

³⁾ Die Leiden, welche diese Helden im Winter auf Nowaja Semlja ausstanden, hat Bilderdijk in einem schönen epischen Gedicht geschildert.

der Gewürzinseln, die bei dem damaligen stärkeren Gebrauche von Gewürzen als heutzutage, ihnen ungeheure Reichthümer abwarfen.

Venedig sank, Holland wurde der erste Handelsstaat, mit Stolz konnte damals ein Holländer sagen: „Unser Land hat kein Holz und doch sind die Meere mit seinen Schiffen bedeckt, und verkauft es das Bauholz an Portugal und Spanien; es hat kein Getreide, und doch verkauft es dasselbe an andere Länder; es hat nicht eine Rebe, und doch handelt es in Weinen und Brantwein; es hat nicht eine Ader Bergwerk, und doch wädet man in Gold und Silber. Norwegen ist sein Wald; die Ufer des Rheins und der Garonne sind seine Weingärten; Schlesien, Polen, Sachsen, Spanien und Irland seine Schäfereien; Indien und Arabien seine Gärten.“

Reichthum.

Verfassung und Streitigkeiten in den Niederlanden.

Holland war eine Bundesrepublik oder Eidgenossenschaft, bestehend aus den sieben Landschaften oder Provinzen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern mit Zutphen, Westfriesland, Overyssel und Gröningen. Die Generalstaaten kamen seit 1592 regelmäßig im Haag zusammen; jede Provinz hatte dabei eine Stimme, wenn sie auch mehrere Deputierte schickte; sie repräsentierten die souveräne Gewalt und unterzeichneten die Verträge über Krieg und Frieden, ihr Name war „großmögende Herren“. Jede Provinz hatte aber wieder ihre besonderen Staaten oder Stände, und die Generalstaaten konnten keine Gesetze geben, die denen der einzelnen Staaten widersprachen. In allen wichtigen Angelegenheiten mußte zuerst bei den Provinzialstaaten angefragt werden, diese hatten den Titel „hochmögende“ oder „mögende“. Die eigentlich vollziehende Gewalt übte ein Staatsrath (eigentlich Rath der Staaten) von zehn Mitgliedern; jede Woche wurde das Präsidium bei den Generalstaaten gewechselt, nur der Minister des Außern oder der Rathspensionär blieb fortwährend auf seinem Posten und war immer der Kanzler oder Großpensionär von Holland, weil dieser Staat der größte war und für die Befreiung am meisten gethan hatte; er trug zuerst seine Meinung vor, sammelte die Stimmen und entschied bei durchaus entgegengesetzten Ansichten. Die Executive in den einzelnen Staaten übten wieder die Statthalter.

Verfassung.

Schon Wilhelm von Oranien hatte nach der höchsten Gewalt gerungen und war in demselben Augenblicke gefallen, als ihm die Krone zu winken schien; sein Sohn Moriz hatte das gleiche Streben; ein besserer Feldherr, hatte er das gleiche Talent zur Intrigue und war gewissenlos in der Wahl der Mittel. Seinem Streben trat aber insbesondere der Rathspensionär von Holland, Oldenbarneveldt, entgegen, ein antiker Charakter. Moriz wollte Krieg, denn nur dieser förderte seine Pläne, Oldenbarneveldt Frieden; Moriz

Moriz und Oldenbarneveldt.

wollte monarchische Gewalt, Oldenbarneveldt wollte die Freiheit erhalten; jener stellte sich an die Spitze der demokratischen Partei, dieser an die Spitze der altberechtigten, reichen Geschlechter. Die Calvinisten, die aus dem Süden nach dem Norden ausgewandert waren, wollten Antheil am städtischen Regiment, die alten Stadtgeschlechter wollten sich aber in ihren Rechten behaupten.

Staaten-
und
Statt-
halter-
Partei.

Oldenbarneveldt vertrat die Richtung, welche die Souveränität in den Provinzialstaaten sah; Moriz diejenige, welche die Souveränität der Generalstaaten über die Provinzialstaaten stellte. So kam es zum Kampfe zwischen einer Staaten- und einer statthalterischen Partei, dem bald ein religiöser Streit, eine puritanische Richtung, die sich auf Calvin, und eine antipuritanische, tolerantere, die sich auf Zwingli stützte, Nachhalt und Schärfe gab.

Armi-
nius
und
Gomar.

An der Universität Leiden lehrten zwei Professoren, Arminius und Gomar, ganz entgegengesetzte Ansichten über Gnade und Vorherbestimmung. Arminius, eigentlich Jakob Hermanns Harmensen, geboren 1560 in Dordrecht, der Sohn eines Messerschmieds, seit 1603 Professor in Leiden, stammte aus einem der alten Stadtgeschlechter des Nordens; Gomar, geboren 1563 zu Brüssel, in Heidelberg befestigt in calvinischen Ansichten, seit 1594 Professor in Leiden, gehörte zur Partei der Eingewanderten, die um Gleichberechtigung mit den Stadtgeschlechtern rangen.

In den reicheren Familien war das religiöse Element nicht das vorzugsweise maßgebende und herrschte bei reicherer Bildung und Fülle des Lebensgenusses eine Vorneigung zu milderer Ansichten; sie waren darum für Armin, der diese vertrat, während Gomar Calvins *horribile dictum* mit aller Schärfe vertheidigte.

Nach Armin will Gott diejenigen erretten, welche an Christus glauben, und verdammt er die ungläubigen Unbußfertigen; nach Gomar hat Gott von Ewigkeit her die einen Menschen zur Seligkeit, die andern zur Verdammnis, ohne Rücksicht auf Glauben oder Bußfertigkeit, vorher bestimmt; nach Armin ist Christus für alle Menschen gestorben, jedoch genießen nur die Gläubigen die Vortheile seiner Erlösung; nach Gomar ist Christus nicht für alle gestorben, sondern nur für die Erwählten. Nach Armin bedarf der Mensch der Gnade Gottes und Christi, diese Gnade ist Ursache und Vollendung des Heiles, aber sie ist nicht unwiderstehlich, der Gläubige kann aber auch durch die göttliche Gnade der Versuchung widerstehen; nach Gomar ist die Gnade Gottes unwiderstehlich zur Rettung und kann, wenn einer einmal den wahren Glauben empfangen hat, er ihn nie ganz verlieren, soviel er auch sündigen mag. Gomar meinte, mit dem Glauben des Armin dürfe man vor Gott nicht erscheinen; Armin meinte, eher mit seinem Glauben, als mit Gomar's Liebe. Gomar warf Armin Pelagianismus vor, er mache die Menschen stolz, und Armin warf Gomar vor, er mache Gott zum Urheber der Sünde. Beide vertheidigten ihre Lehrlänge mit größtem Feuer, in der gleichen Kirche wurden oft am gleichen Tage die entgegengesetzten Ansichten als die allein richtigen und zur Seligkeit nothwendigen hingestellt.

Viele Gläubigen wurden irre, die große Masse schloß sich Gomar an, die Gebildeteren und Gelehrten, wie Hugo Grotius,¹⁾ dem milderen Armin. Viele wollten eine Synode, welche diese Fragen für die gesammte Republik entscheide. Diese Forderung befürwortete Moriz, denn die Gomaristen waren die Mehrzahl, würden also wahrscheinlich auf einer allgemeinen Synode siegen, ihr Sieg konnte nur mit Waffengewalt durchgeführt werden, und dies nur die Macht des Moriz erhöhen. OIdenbarneveldt aber nannte eine allgemeine Kirchenversammlung tyrannisch, weil sie das Gewissen anderer binden wolle; es sei besser, jede einzelne Landschaft entscheide sich für das, was ihr passe.

Moriz.

OIden-
barne-
veldt.

So standen sich denn in beiden harten Stirnen die Staaten- und Statthalterpartei und die Ansichten entgegen: die Kirche steht über dem Staat und die Kirche steht unter dem Staat. Um den religiösen Kern der Frage kimmerte sich Moriz blutwenig: „Was geht mich die Prädestination an?“ äußerte er, „ich weiß nicht, ist sie blau oder grau; das aber weiß ich, daß die Pfeife des Advocaten und die meinige nicht harmonieren.“ Armin starb 1609, und seine Anhänger heißen von der Vorstellung, die sie der Obrigkeit überreichten, die Remonstranten; Gomar starb 1641, und von der Gegenvorstellung heißen seine Anhänger Contra-Remonstranten.²⁾

Moriz ließ OIdenbarneveldt den Rang ab. Die Generalstaaten beschloßen, durch seine Wühlereien verleitet, im November 1617 eine allgemeine Synode zu Dortrecht³⁾ abzuhalten. Diese tagte vom 13. November 1618 bis 9. Mai 1619, aus ungefähr 150 Theologen der Niederlande, Englands, Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz bestehend. Die Verhandlungen wurden lateinisch geführt; die Arminianer erlagen, weil in der Minderzahl; sie wurden von allem Gehör ausgeschlossen, als Irrlehrer bezeichnet und der Beschluß gefaßt, alle abzusetzen und in Zukunft niemand anzustellen, der nicht die Aussprüche der Dortrechter Synode unterschreibe.

Synode
zu Dort-
recht.

Auch die großen Gelehrten Vossius, Barläus und Vertius verloren ihre Stellen. Mit Härte wurden die Arminianer verfolgt, sie wurden nicht bloß aus ihrem Amte, sie wurden aus dem Vaterlande vertrieben; wer eigenmächtig zurückkehre, solle lebenslänglich eingesperrt werden. Das Lesen und Verkaufen arminianischer Bücher wurde bei schwerer Strafe verboten, die Prädestinationslehre Calvins in all ihrer Schroftheit, als der einzig wahre Glaube aufgestellt.

Schon vor dem Zusammentritte der Synode war der Beschützer der Arminianer, OIdenbarneveldt, gefallen. Als er am 28. August 1618, in die Staatenversammlung von Holland gehend, am Hause des Prinzen

Ende
OIden-
barne-
veldts.

¹⁾ Eigentlich Hugo de Groot, Fiscaladvocat der Staaten von Holland, seit 1613 Pensionarius von Rotterdam.

²⁾ Die Remonstranten hießen auch politische Geusen, die Contra-Remonstranten genische Geusen.

³⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 845 ff.

vorbeikam, wurde er gebeten, auf einen Augenblick einzutreten. Kaum war er im Hause, so wurde er im Namen der Generalstaaten von der Leibwache des Prinzen verhaftet und als Verräther wegen Verbindungen mit Spanien und mit Katholiken von vierundzwanzig feindseligen Richtern zum Tode verurtheilt unter Verletzung vieler Formen, gegen den Protest Hollands. Am 13. Mai 1619 wurde der Lehrer und frühere Beschützer des Prinzen auf dessen Befehl zum Tode gesandt.¹⁾

Um neun Uhr erschien der hagere Greis, fest einhergehend zwischen einem Geistlichen und seinem Diener, auf dem Sandhause, legte seinen Rock und sein Wams ab. „Ihr Männer, glaubt nicht, daß ich ein Verräther bin; ich habe aufrichtig und fromm, als ein guter Patriot gehandelt, und so will ich auch sterben“, sagte der sechsundsiebzigjährige Greis zu dem Volke: mit der Würde, mit der Standhaftigkeit eines alten Römers wußte er zu sterben. Seine Gattin, eine würdige Matrone, ward aufgefordert, den Prinzen um Begnadigung zu bitten, sie that es nicht, um der Ehre ihres Mannes nicht zu schaden, sondern schloß sich in Thränen und Gebet zu Hause ein. — Moriz hatte seinen Gegner gefällt mit denselben Waffen, wie sein Vater die Habsburger verdrängt hatte, mit Lüge und Verleumdung.

Zugleich mit Oldenbarneveldt waren einige andere Häupter seiner Partei verhaftet worden: Hoogerbeets, der Pensionarius von Leiden, Ledenberg, der Secretär der Staaten von Utrecht, vor allem aber Hugo Grotius²⁾ aus Delft (1583—1645), damals Pensionarius von Rotterdam, der Mann der tiefsten und feinsten humanistischen Bildung, der gefeierte Herausgeber des Tacitus, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes, der Eizeter für Duldung der Gewissensfreiheit, dessen Buch über Völkerrecht später so berühmt geworden ist.

Man wagte nicht, ihn zum Tode zu verurtheilen, aber doch zu ewiger Haft auf der Festung Löövestein. Auch seiner Gattin Maria von Reigerbergen muthete man zu, vor dem Prinzen kniefällige Bitten um Begnadigung zu wagen. Sie that es nicht: „Ist mein Mann schuldig, so schlägt ihm den Kopf ab, bitten werde ich nicht für ihn“; doch nach drei Jahren rettete ihn ihre List aus der Haft: in einer Kiste, die sonst Wäsche und Bücher enthielt, ward Grotius aus dem Gefängnis getragen. Sein wackeres Weib blieb für ihn zurück, bis er in Sicherheit über der Grenze war. Grotius war später als Gesandter der Königin Christine von Schweden am Hofe in Paris thätig. Ledenberg erstach sich im Gefängnis.

Oldenbarneveldts Söhne hatten geschworen, den Tod ihres Vaters am Prinzen zu rächen, Moriz sollte im Jahre 1623 auf seinem gewöhnlichen Spaziergange ermordet werden. Die Sache ward entdeckt, der ältere Sohn Wilhelm konnte entfliehen, der jüngere, Rainer, ward verhaftet und zum Tode verurtheilt, weil er die Verschwörung nicht angezeigt. Jetzt warf sich Oldenbarne-

¹⁾ Wenzelburger, l. c. II, p. 834 ff.

²⁾ Caumont, Etude sur la vie et les travaux de Grotius. Paris 1862. — Luden, H. Grotius nach seinen Schriften und Schicksalen dargestellt. Berlin 1809.

Hugo
Grotius.

Olden-
barne-
veldts
Söhne.

welchs Witwe dem Statthalter Gnade flehend zu Füßen. „Warum bittet Ihr für den Sohn, während Ihr für den Gatten stumm geblieben?“ — „Prinz, mein Mann war unschuldig, mein Sohn ist schuldig.“ Doch der Prinz war unbarmherzig, das Haupt des Jünglings fiel.¹⁾

Moriz selber starb 1625, dem Throne stand er nahe und doch wagte er ihn nicht zu besteigen, obgleich kein Oldenbarneveldt, kein Grotius ihm mehr entgegentrat. Es fehlte die Freudigkeit des Waltens, ein innerer Wurm nagte an ihm.

England in den letzten Jahren Elisabeths.

Elisabeth schloß keinen Frieden mehr mit Philipp II. Nach dem Siege über die Armada war man in England getheilter Meinung. Der alte Burleigh wünschte die Beendigung des Kampfes mit Spanien, die jüngere Generation am Hofe aber, an deren Spitze der Graf von Essex stand, wollte kräftige Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Demüthigung Spaniens. Diese Anschauung gewann auch die Oberhand im Parlamente, welches reiche Mittel für diesen Zweck zur Verfügung stellte. Elisabeth gieng auf diesen Gedanken ein, aber in ihrer Weise, indem sie unter Vermeidung eines offenen und daher kostspieligen Krieges ihren großen Seeräuber Drake gegen Spanien losließ. Dieser Drake erschien denn auch im April 1589 im Hafen von Corunna, verbrannte die dortigen Schiffe und steckte die Stadt in Brand. Hierauf versuchte er einen Handstreich auf Lissabon, hatte aber hier kein Glück, und eine Seuche raffte seine Mannschaft hinweg, so daß er mit einem Verlust von tausend Mann und verhältnismäßig geringer Beute wieder heimkam.²⁾

Die Ermordung Heinrichs III. von Frankreich gab aber jetzt der englischen Regierung Gelegenheit, durch Unterstützung Heinrichs IV. die hochliegenden Pläne Philipps II. auf den französischen Thron zu durchkreuzen; während zu gleicher Zeit englische Kaperschiffe, diesmal besonders unter Walter Raleigh und dem Grafen von Cumberland präsenreiche Jagd auf spanische Schiffe machten, so daß zum Beispiel im Jahre 1592 die nach Peru bestimmte Silberflotte ihren Ausfahrtstermin im Februar aus Furcht vor den kühnen Corsaren nicht einzuhalten wagte. Die Verbindung mit Heinrich IV. wurde auch nach dessen Glaubenswechsel noch aufrechterhalten und führte im Jahre 1596 zur berühmten Expedition der Engländer unter Essex und Howard gegen Cadix. Am 21. Juni wurden daselbst zwölf spanische Kriegsschiffe vernichtet sowie einige Handelsschiffe im Werte von drei Millionen Kronen weggenommen. Am nächsten Tage wurde die Stadt

¹⁾ Kampen, l. c. II, p. 42 f.

²⁾ Grosch, l. c. VI, p. 640—642.

selbst erobert und geplündert, das Leben der Einwohner aber nur gegen Bezahlung von 150.000 Kronen geschont. Die Engländer verließen zwar die verheerte Stadt wieder, nahmen aber eine Beute im Werte von 20,000,000 Ducaten mit sich. Noch viel größer aber war der sonstige Schaden, den die Engländer bei dieser Gelegenheit den Spaniern zugefügt hatten.¹⁾

Philipps II. Dieseß Schlag konnte Philipp II. begreiflicherweise nicht ruhig hinnehmen; „er wolle sich an Elisabeth rächen,“ erklärte er, „selbst wenn er seine silbernen Leuchter zu Geld machen müßte“. 13.000 Mann schickte Philipp im Jahre 1597 auf 120 Segeln nach Norden, um auf England zu landen, Elisabeth zu stürzen und eine Tochter Philipps auf den Thron zu setzen. Jedoch, wieder zerstreute ein Sturm die Flotte, und nur ein Theil kehrte von der erfolglosen Expedition wieder nach Spanien zurück. Nun suchte auch Philipp II. den Frieden; er fand ihn mit Heinrich IV. am 2. Mai 1598 zu Bervins, mit England aber kam es zu keinem Ausgleich, denn dieses wollte nicht ablassen von der Unterstützung der abgefallenen Niederländer. Darüber starb Philipp II.; sein Sohn Philipp III. versuchte zwar im Jahre 1599 noch einen Angriff auf England, doch ohne Erfolg. Daher wurden Friedensverhandlungen angeknüpft, doch die Friedensconferenz zu Boulogne im Juli 1600 war eigentlich von vornherein schon aussichtslos und gieng sofort auseinander, weil den Vertretern Englands der von Elisabeth verlangte Vortritt nicht zugestanden wurde. Sofort unterstützte Elisabeth die Niederländer wieder. Philipp III. aber ergriff Partei für die Irländer gegen England, in jenem Kampfe, der auch für Essex, den Liebling Elisabeths, verhängnisvoll werden sollte.²⁾

Essex war der Stieffohn des bekannten Grafen Leicester. Dieser ist schon 1588 gestorben, sein Andenken ist mit Schmach aller Art behaftet. Sein Stieffohn Robert Devereux, Graf von Essex, war sein Nachfolger in der Liebesgunst der Königin. Neunzehn Jahre war Essex alt, als er an den Hof kam, schön, reich, gebildet, ritterlichen Wesens, in der Blüte der Jugend. Er war unfähig, sich zu verstellen, und seine Art, sein Inneres leidenschaftlich auszuschütten, sprach die Königin an, die sich von ihrer Umgebung stets verrathen und betrogen wählte. Er durfte den Hof nicht verlassen, sie wollte seine Erziehung leiten; bald war er im Vollgenusse ihrer Gunst, die da mütterliche und königliche Autorität mit der Zärtlichkeit für den Geliebten zu verbinden gedachte. Allein das Alter der Königin ließ Essex das Unwürdige seines Verhältnisses bald fühlen. Ihre göttliche Schönheit, die nach der Erklärung ihrer Schmeichler wie eine Sonne die Welt beleuchtete, war dahin; sie bekam Anwandlungen von Ohnmacht, wenn sie in den Spiegel sah, und mit dem Alter stieg ihre Reizbarkeit, ihr zänkisches, heftiges Wesen. Die wilde Natur der Ludors trat zu oft unverhüllt an den Tag; sie konnte ihre Kammerfrauen blutig schlagen, einen Ritter, dessen Kleid

¹⁾ Lingard, l. c. VIII, p. 320—334. — Philippson, l. c. p. 330. — Brosch, l. c. VI, p. 652 f.

²⁾ Brosch, l. c. VI, p. 656—663, 672 f.

ihr nicht gefiel, bespucken, so daß ein Prediger meinte, früher sei sie sanft gewesen wie ein Lamm, jetzt aber gleiche sie einer unbezähmbaren Kuh.

Essex hatte einen gefährlichen Gegner in dem alten Lord Burleigh, und als dieser im Jahre 1598 starb, in dessen Sohn Robert Cecil, der in der Würde eines Staatssecretärs nachfolgte.¹⁾ War Cecil stets bereit, seine Ansicht der „göttlichen“ Beurtheilung seiner Monarchin zu unterwerfen, so wagte es Essex sehr oft, ihr zu widerstreiten, zu trogen, sich krank zu stellen, bis sie ihm nachgab, „um nicht sein Herz zu brechen“. So kam Essex nach und nach zur Überzeugung, Demuth helfe nicht bei der Königin, sondern Hartnäckigkeit. Doch kannte er ihre Herrschucht zu wenig, wenn er meinte, man müsse sie mit Gewalt treiben. Als ihm einmal Elisabeth bittere Worte gab, kehrte er ihr verächtlich den Rücken, sie aber gab ihm eine tüchtige Ohrfeige und hieß ihn sich zum Teufel zu schicken. Essex griff zum Schwerte und rief, solchen Schimpf werde er nie von einem königlichen Weiberroche dulden, und stürzte hinaus. Beide schmolten lange miteinander, bis die Königin ihm wieder Huld bezeugte. Das Volk liebte den offenen, freimüthigen Essex, die Soldaten hiengen ihm an, er hatte zweimal mit ihnen Spanien angegriffen und reiche Beute gemacht; am Hofe aber hatte er große Gegner, die sich nach einer Gelegenheit, ihn zu stürzen, sehnten. Diese fand sich in Irland.

Robert
Elisabeths.

Essex
trögt.

Mit unerschütterlicher Treue hiengen die Irländer noch immer an ihrem katholischen Glauben und wollten noch immer von einem englischen Papst und aufgezwungenen englischen Geistlichen nichts wissen. Noch immer wurden sie aber auch von den Engländern nicht wie Christen, sondern wie Wilde behandelt, die man beschränken und ausrotten müsse, wie die Israeliten es den Kanaaniten gethan; erklärte doch selbst der Staatssecretär Walsingham, der Vorgänger Burleighs, er halte es nicht für Hochverrath, zu wünschen, daß Irland vom Meere verschlungen würde. Kirchen wurden zerstört, Klöster geplündert; die englischen Beamten waren nicht Hirten, sondern Wölfe, sie reizten absichtlich die Eingebornen zu Empörungen, um ihre Güter einzuziehen zu können. Natürlich sahen die Irländer Philipps Kampf gegen England von Herzen gern und wünschten den katholischen Waffen den Sieg über die Heere ihrer Peiniger.

Irland.

Da erhob sich 1594 der hochbegabte Graf Tyrone mit vielen irischen Häuptlingen als O'Neal, König von Ulster. Die Engländer erlitten endlich im Jahre 1598 bei Blackwater eine fürchterliche Niederlage; Ulster, Connaught, Leinster erhoben sich in Waffen, England mußte 20.000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter senden, um den Aufstand niederzuschlagen. Essex verlangte und erhielt den Oberbefehl mit der Vollmacht, nach eigenem Ermessen Krieg zu führen und Verbrecher zu begnadigen. Mit großen Hoffnungen gieng er 1599 in die Falle, die ihm seine Gegner legten. Er hatte an und für sich wenig Feldherrntalent, dazu kamen Unfälle, und nichts gelang; die Hälfte des Heeres gieng zugrunde, und er hatte nur zwei Schloßier

Tyrone.

¹⁾ Lingard, l. c. VIII, p. 335.

Vertrag. erobert und drei Häuptlinge unterworfen. Zuletzt schloß er am 8. September¹⁾ eigenmächtig mit Thronen einen Waffenstillstand, wobei er allgemeine Amnestie, Rückgabe der entrissenen Güter, freie Übung der katholischen Religion, eine eigene Regierung versprach: nur ein Vicekönig, aber aus dem höchsten Adel Englands, solle nach Irland kommen.²⁾

Essex's
Pläne.

Essex gedachte so die Iren von den Spaniern loszureißen, den Katholiken und Puritanern (beide beteten für ihn und hofften von ihm) Genugthuung zu verschaffen und das bisherige verfolgungsfüchtige Regierungssystem der Cecils zu stürzen und einen Nationalkrieg gegen Spanien zu führen. Als er von der ungünstigen Stimmung gegen ihn am Hofe hörte, wollte er anfangs mit 3000 Mann nach London ziehen und seine Gegner mit Gewalt entfernen, dann gedachte er durch sein persönliches Erscheinen die Königin zur Annahme des Vertrages zu vermögen.³⁾

Rückkehr.

Gegen ihren ausdrücklichen Befehl kehrte Essex plötzlich zurück, drang am 28. September (8. October) noch im Reisekleid in ihr Schlafgemach, erklärte, auf die Knie sinkend, er sei gekommen, um ihr den wahren Zustand des Königreichs zu schildern — und ward zärtlich empfangen; beim Fortgehen erklärte er vergnügt, auf dem Meere habe er Sturm, hier Windstille getroffen. Essex täuschte sich. Die Liebe sank, das Gefühl der Königin erwachte. „Bei Gottes Tod,“ rief Elisabeth gleich nach seinem Abgang, „dieser Mensch ist über mir; wer befohl ihm, so frühe herzukommen? Ich hatte ihn mit andern Aufträgen fortgeschickt.“

Haft.

Am Abend ließ sie Essex verhaften, wegen Überschreitung seiner Vollmacht ward er seiner Ämter entsetzt und bekam Hausarrest. Die Theilnahme, die selbst Geistliche auf der Kanzel für ihn äußerten, reizte sie; vergebens meldete ihr Essex, die Zähren der Reue hätten das Feuer seines Ehrgeizes gelöscht, er habe der Welt auf ewig Lebewohl gesagt, er wolle jetzt Gras essen wie Nebukadnezar, bis es ihr gefalle, ihn wieder herzustellen. Zwar erlaubte sie ihm, als er sich krank meldete, auf dem Lande zu wohnen, und schrieb ihm: „Ihr habt lange meine Geduld auf die Probe gestellt, jetzt muß ich Eure Demuth auf die Probe stellen,“ aber die Begnadigung kam immer nicht und das Recht des Alleinhandels mit süßen Weinen, wovon er den größten Theil seines Einkommens bezog, ward ihm entzogen.⁴⁾

Empörung.

Da entschloß er sich, seine Stellung mit Gewalt wieder zu erhöhen oder im Versuch unterzugehen, seine Feinde zu stürzen, die Königin zur Annahme des Vertrages mit Thronen, zur Einberufung eines Parlaments, zur Ordnung der Thronfolge, zur Toleranz zu zwingen.⁵⁾

Die Zusammenkünfte in seinem Hause erregten Aufsehen, er wurde am 7. (17.) Februar 1601 vor den Rath berufen; er erklärte aber, er könne nicht kommen, denn seine Feinde trachteten ihm nach dem Leben. Da erschienen am

1) Oder 18. September neuen Stiles.

2) Lingard, l. c. VIII, p. 360—368.

3) Ibid. p. 368 f.

4) Ibid. p. 370—374.

5) Ibid. p. 374 ff.

8. Februar die höchsten Staatsbeamten auf seinem befestigten Landgut, um ihn vor die Königin zu führen; er aber ließ sie verhaften und zog mit 800 Bewaffneten nach London, um, wie der Herzog von Guise, die oberste Gewalt zu ertrogen, und rief das Volk zur Erhebung auf. Essex hatte sich jedoch verrechnet: die Bürger zeigten sich ebenso theilnahmslos, als die Königin und die Minister mutzig; seine Begleiter verließen ihn, er mußte die Waffen strecken und ward als Rebell vor das Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

Er bat nicht um Gnade, er sei unschuldig am Plane, die Königin zu ermorden. Elisabeth war durch Angabe seiner Liebshafter mit andern Frauen und durch Äußerungen, wie, daß er sie ein altes, an Leib und Seele gleich schiefes Weib genannt, gereizt. Es wird gesagt, sie habe einst im Übermaß der Liebe ihm einen Ring, als Unterpfand ihrer steten Gnade, geschenkt, sie habe die Überfendung des Ringes und die Bitte um Gnade erwartet, Essex habe den Ring ihr auch durch die Gräfin von Nottingham gesandt, diese aber, von ihrem Gemahl verleitet, ihn nicht abgegeben.

Die Königin bestätigte das Todesurtheil, am 25. Februar (7. März) 1601 bestieg Essex im Hofe des Towers das Schafott; er nahm von seinen Freunden nicht Abschied, er hoffte ohne Zweifel Begnadigung, als er den Kopf auf den Block legte; doch statt des Rufes der Vergebung kam der tödliche Streich.¹⁾

Hinrich-
tung.

„Er hat an mein Scepter gerührt,“ sagte Elisabeth später zum französischen Gesandten, „ich war gezwungen, ihn nach den englischen Gesetzen zu strafen und nicht nach den meinigen; meine Leidenschaft ist durch eine noch stärkere überwunden worden, obgleich ich zeitlebens daran denken werde.“ So endete der ritterliche Essex in seinem dreiunddreißigsten Jahre.

„Gibt es eine Vergeltung schon hier auf Erden, so trat sie hier ein für Elisabeth“, sagt ein neuerer Geschichtschreiber;²⁾ „was sie bei Unterzeichnung von Marias Todesurtheil erkünstelt hatte, das ward mit der bittersten Wirklichkeit ihre Qual. Seit Essex' Hinrichtung war Elisabeths Leben gebrochen, sie begann zu siechen. Abermals wiederholte sich nun in furchtbarer Wirklichkeit, was sie bei Marias Tode erkünstelt hatte: tiefe Melancholie, gepreßtes Schweigen und Ekel an den gewohnten Freunden der Geselligkeit.“

Elis-
beths
Ende.

Es wird erzählt, die Gräfin Nottingham habe auf dem Todbette Elisabeth mitgetheilt, wie sie den Ring von Essex an sie hätte überbringen sollen, aber durch ihren Mann daran verhindert worden sei; — da sei das Herz der Königin zusammengebrochen: „Gott möge der Gräfin vergeben, sie könne es nicht.“ — Ob die Geschichte vom Ringe nun wahr ist oder nicht, gewiß lastete die Erinnerung an Essex schwer auf der Seele der Königin, zumal seine Ansicht von den Dingen in Irland sich als richtig erwies. „Mein Herz ist seit einiger Zeit bedrückt und schwer“ — gestand sie unter lauten Zeichen des Schmerzes einem Vertrauten. Tag und Nacht brachte sie in Seufzen und unter Thränen zu; die letzten Tage saß sie auf Teppichen auf dem Boden, jede ärztliche Hilfe verschmähend,

¹⁾ Lingard, l. c. VIII, p. 386—389.

²⁾ Bachsmuth, Historische Darstellungen aus der neueren Geschichte, I, S. 250.

Selbst-
bekenn-
nis.

den Finger im Munde, die Augen auf den Boden geheftet. Als der Erzbischof von Canterbury sie mit den Worten tröstete: „Sie dürfen wohl auf Gottes Barmherzigkeit rechnen. Ihre Frömmigkeit, Ihr Eifer, das wunderbare Werk der Reformation, das Sie befestigt haben, sind für Sie Grund genug zur Zuversicht“ — antwortete Elisabeth: „Mylord, die Krone, die ich lange trug, hat mir Eitelkeit genug eingeflößt, vermehret diese nicht noch in der Stunde, da ich dem Tode so nahe bin.“¹⁾ Auf die Frage, wer ihr nachfolgen solle, antwortete die Sterbende: „Ich will keinen Schutz zum Nachfolger. Wer sonst sollte mir nachfolgen, als ein König, und wer könnte dies anders sein, als mein Vetter von Schottland?“

Elisabeth starb am 24. März (3. April) 1603. Niemand hat ihr nachgeweint, man war froh, dass sie todt war. Am gleichen Tage wurde der Sohn der Maria Stuart, Jakob VI. von Schottland, als Jakob I., König von England, ausgerufen. Den Abstand beider bezeichnet ein alter Vers:

„Rex fuit Elisabeth, at nunc regina Jacobus,
Error naturae sic in utroque fuit.“

Entwicklung der englischen Seemacht.

Die Regierungszeit Elisabeths ist für England ohne Zweifel von größter Bedeutung, als die Zeit eines fast allseitigen glänzenden Aufschwungs. Die merkwürdigen Erscheinungen auf literarischem Gebiete werden wir später noch betrachten; hier wollen wir nur die Entwicklung der Seemacht und was damit unmittelbar als volkswirtschaftliche Consequenz zusammenhängt ins Auge fassen.

Epochenmachend für die englische Seemacht war der Kampf gegen die spanische Armada im Jahre 1588. Nicht als ob die Engländer vor diesem Siege keine hervorragenden Fahrten unternommen hätten, aber diese Fahrten waren nach Nordwesten und Nordosten gerichtet; man suchte im allgemeinen die privilegierten Handelswege der Spanier und Portugiesen zu vermeiden, und wenn man diese Wege schon in einzelnen Fällen kreuzte, so hatten solche Unternehmungen doch stets den Charakter von Seeraub, der freilich im Einvernehmen, ja häufig unter geschäftlicher Theilnahme der Regierung betrieben wurde.

Fahrten
nach
Nord-
westen.

Die Seefahrten der Engländer nach dem Nordwesten hatten den Zweck, um Nordamerika herum einen directen Seeweg nach Ostasien zu gewinnen. Man gieng dabei von der freilich irrthümlichen Voraussetzung aus, dass der amerikanische Continent nach Norden hin ebenso zugespitzt sei als an seinem Südennde.

¹⁾ Lingard, l. c. VIII, p. 409—411.

Der erste, der den Gedanken an eine nordwestliche Durchfahrt energisch verfolgte, war der in englischen Diensten stehende Venetianer Sebastian Cabot,¹⁾ und seinem Beispiel folgte — freilich ohne Erfolg — Robert Thorne im Jahre 1527. — Mit neuem Eifer wurde dieser Plan unter Elisabeth wieder aufgenommen von Martin Frobisher, welcher in der Zeit von 1576 bis 1578 dreimal die Fahrt durch die Inselwelt nördlich von Amerika versuchte. Es war vergeblich, und selbst das im ersten Augenblick so Aufsehen erregende „Nordwesters“, das man in großer Menge dort fand und für Gold hielt, erwies sich bald als geringwertiger Kupferkies. — Trotzdem gab man den Plan nicht auf, und eine Gesellschaft von Londoner Kaufleuten rüstete im Jahre 1585 eine Expedition unter John Davis aus, zu neuen Versuchen. Davis drang weit in die nach ihm benannte Straße ein, ohne die „Durchfahrt“ zu finden. Ebenjowenig gelang ihm dies bei folgenden zwei Fahrten in den Jahren 1586 und 1587. — Der Kampf mit der großen Armada unterbrach die Versuche gegen Nordwesten, und erst unter Jakob I. wurden dieselben wieder aufgenommen, und zwar von Henry Hudson in den Jahren 1609 und 1610. Auf dieser letzten Expedition gelangte Hudson bis an das Südenende der nach ihm benannten Bai, erlag aber auf der Rückfahrt im Juni 1611 sammt seinem Sohne der Meuterei seiner Mannschaft. Auch die Expeditionen des William Baffin in den Jahren 1615 und 1616 führten nicht zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt, die übrigens, wie wir jetzt wissen, ohnedies praktisch wertlos ist.²⁾

Um dieselbe Zeit, als in den Nordwestfahrten ein Stillstand eintrat, nämlich in den Achtzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts, wurden auch die Nordostfahrten unterbrochen. Auch diese wurden von Sebastian Cabot ins Leben gerufen, und zwar mit Hilfe einer von ihm selbst im Jahre 1553 gegründeten und bis zu seinem Tode (1557) geleiteten Gesellschaft von englischen Kaufleuten, die den Zweck verfolgte, dem englischen Handelsverkehr neue Länder zu erwerben, welche nicht mehr unter dem Einfluß der deutschen Hanse standen.

Im selben Jahre noch wurde Sir Hugh Willoughby mit drei Schiffen ausgesandt. Das Geschwader wurde aber durch einen Sturm zerstreut, Willoughby nieng mit der Mannschaft zweier Schiffe im nordischen Winter zugrunde, nur das dritte Schiff unter Richard Chancellor erreichte die Mündung der Dwina. Chancellor wurde hier von den Russen freundlich aufgenommen, kam von da nach Moskau, schloß hier günstige Handelsverträge und kehrte im Jahre 1554 nach Hause zurück. Die Handelsgesellschaft nannte sich nun seit 1555 „moskowitzische Gesellschaft“. In ihrem Auftrag segelte Chancellor im Jahre 1556 abermals nach Archangelak, fand aber auf der Heimkehr in einem Schiffbruch den Tod. — Zur selben Zeit mit Chancellor wurde auch noch ein früherer Gefährte desselben, namens Stephan Burrough, nach dem Nordosten gesandt, um die Mündung des Ob aufzusuchen, über welchen ein eigenthümlicher geographischer Irrthum herrschte. Man glaubte nämlich, daß der Ob im fernen Sina entspringe und durch ganz Asien eine bequeme Wasserstraße

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 275 f. dieses Werkes. 5. Auflage.

²⁾ Hage, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, S. 510—519. Berlin 1881.

bilde; diese wollte man gewinnen. Burrough kam Mitte Juli an die Petschora, fand Nowaja Semlja und die Waigatsch-Insel, konnte aber in die Karische See nicht eindringen und mußte im August wieder den Heimweg antreten. Da im nächsten Jahre (1557) Sebastian Cabot starb, ruhten die Unternehmungen gegen Nordosten eine Zeitlang. Erst 1580 wurden Arthur Pet und Charles Jackman ausgesandt. Dieselben drangen durch die Ugrische Straße in die Karajee ein, mußten aber, von den Eismassen hart bedrängt, wieder umkehren. Pet kam im October wieder nach England, Jackman aber fuhr gegen Island und ist von da an verschollen. — Damit enden die Seefahrten der Engländer nach Nordosten, sie begnügten sich damit, die gewonnenen Handelsbeziehungen zum inneren Rußland weiter zu pflegen.¹⁾

Pet und
Jackman.

England
und
Spanien.

Seit den Achtzigerjahren des sechzehnten Jahrhunderts wurde die Thatsache kraft der Engländer vorzugsweise von dem Kampfe gegen Spanien in Anspruch genommen. Dieser Kampf begann freilich nicht erst damals. Schon seit langem konnten die Engländer sich nicht mehr recht in den Gedanken finden, daß der Handel nach Ost- und Westindien ein ausschließliches Monopol der Portugiesen und Spanier sein sollte. Doch die Flottenmacht dieser Staaten war so überlegen, daß man einen offenen Kampf um Gleichberechtigung nicht wagte und nur im geheimen Geschäfte zu machen suchte. Da war es ganz besonders John Hawkins, der sich in den ersten Jahren Elisabeths (zwischen 1563 und 1567) hervorthat durch Kühnheit seines Seeraubes, aber auch durch Gewissenlosigkeit als Begründer des englischen

Eng-
lischer
Sclaven-
handel.

Sclavenhandels.²⁾ Da nun die Spanier, die übrigens bezüglich des Sclavenhandels nichts besser waren, einen solchen Eingriff in ihre „Rechte“ mit Gewalt verhindern wollten, so kam es bald zu weiteren Feindseligkeiten, und im Jahre 1568 wurde ein spanisches Geschwader, das mit großen Geldsummen für die Soldaten Albas gegen die Niederlande fuhr, an der englischen Küste weggenommen.³⁾

Franz
Drake

In besonders großem Maßstab wurde aber der englische Seeraub auf spanischem Gebiet betrieben von Franz Drake.

segelt

Derselbe war der Sohn eines Matrosen, geboren 1545 in Devonshire, nahm an den Expeditionen Hawkins theil, betrieb aber auch selbständig den Seeraub, wobei er im Jahre 1572 den Spaniern im Golf von Mexiko über hundert kleinere Schiffe wegnahm, Nombre de Dios plünderte und einen reichen Schatz erbeutete. Im November 1577 aber segelte er mit fünf Schiffen, an deren Ausrüstung sich auch Elisabeth mit 1000 Kronen beteiligte, ab, zu einem neuen Raubzug im größten Maßstab. Er fuhr durch die Magelhäens-Straße, plünderte die Küste von Chile und Peru, durfte es aber nicht mehr wagen, durch die Magelhäens-Straße, wo ihm die Spanier auflauerten, wieder zurückzukehren. Deshalb entschloß er sich zur Fahrt durch den Stillen Ocean und um Asira

¹⁾ Ruge, l. c. p. 520—525.

²⁾ Lingard, l. c. VIII, p. 259.

³⁾ Brosch, l. c. VIII, p. 534 f., 558 f.

nach England zurück und vollbrachte somit die zweite Erdumseglung. Im October 1580 landete er wieder in England, allerdings nur mit einem Schiffe, aber dieses trug eine Ladung im Werte von eineinhalb Millionen Ducaten. Drake wurde nun von Elisabeth in den Ritterstand erhoben.¹⁾ Im Jahre 1585 bekam Drake zwanzig Schiffe zur Schädigung Spaniens. Er begann das Werk der Verwüstung in Galicien, segelte dann zu den Capverdischen Inseln und nach San Domingo, wo er eine Beute von eineinhalb Millionen Ducaten gewann.

um die Erde,

Drake suchte hierauf noch Cartagena im Golf von Darien und die Halbinsel Florida heim und brachte im Juli 1586 den Tabak in die Heimat. Im Frühjahr 1587 erschien er schon wieder an der spanischen Küste, und zwar diesmal vor Cadix, wo er zweiundzwanzig spanische Schiffe verbrannte und andere kaperte; ebenso machte er es in Lissabon, bei den Azoren aber kaperte er drei reichbeladene portugiesische Ostindienfahrer im Werte von mehr als zwei Millionen Ducaten.²⁾

brand-
schaft
Spanien,

Auch im Kampfe gegen die spanische Armada (1588) nahm Drake hervorragenden Antheil. Im Jahre 1595 aber versuchte er im Verein mit Hawkins noch einen Anschlag auf spanisch Westindien, doch ohne Erfolg, weshalb ihn tiefe Schwernuth erfasste, die seine Gesundheit untergrub. Er starb am 5. Januar 1596.³⁾ Diese letzten Misserfolge Drakes wurden aber für England bald aufgewogen durch den schweren Schlag, den Spanien im Jahre 1596 durch die bekannte Expedition unter Essex und Howard in Cadix erlitt.⁴⁾

stirbt
1596.

Aber nicht bloß gegen die verhältnismäßig auch noch junge Seemacht der Spanier und Portugiesen nahm das aufstrebende England den Ringkampf auf, sondern auch gegen die altherwürdige deutsche Hanse, welche herkömmlicherweise bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Handel in der Nord- und Ostsee beherrschte, und zwar so, daß in England die Hanseaten größerer Privilegien sich erfreuten als die englischen Kaufleute selbst. Letztere empfanden das natürlich schwer, und wollten sie den Wettkampf mit den Hanseaten aufnehmen, so mußten sie es auf eigenes Risiko thun, weshalb für sie schon im vierzehnten Jahrhundert der bezeichnende Name Merchant adventurers, das heißt wagende Kaufleute, aufkam. Wohl ward im Jahre 1474 zu Utrecht ein Vertrag geschlossen, in welchem die Rede ist von einer Art Gleichberechtigung der englischen und hanseatischen Kaufleute, doch die Bestimmungen darüber waren so unklar, daß es auf die Auslegung ankam und die Auffassung der stärkeren Partei, damals der Hanse, das Recht behauptete.⁵⁾

England
und die
Hanse.Die
Adven-
turere-

1) Brosch, l. c. VI, p. 598 ff.

2) Ibid. p. 602—605.

3) Barrow, Life of Drake. 2. Auflage. London 1861.

4) Brosch, l. c. VI, p. 652 f. — Philippson, l. c. p. 350.

5) Über die älteren Beziehungen zwischen England und der Hanse s. Chan z, Englische Handelspolitik, I, S. 172—182. Leipzig 1881.

Als nach dem Kriege der beiden Rosen England innerlich beruhigt war, suchte das erstarkende englische Bürgerthum mit Umgehung der Hanfa seine englischen Erzeugnisse, besonders Tuchwaren, selbst in fremde Länder zu führen. Dies betrachteten aber die Hanseaten als ihr ausschließliches Privilegium, dessen Bestätigung sie von Heinrich VII. und VIII. wiederholt zu erlangen wußten, weil sie dem englischen König — zumal seit der Glaubensspaltung — als wertvolle Bundesgenossen gegen den Kaiser und die katholischen Mächte erschienen. Freilich blieb das Verhältnis nicht immer ungetrübt; ja um 1540 waren die Hanseaten sogar in schwerer Sorge vor der englischen Regierung bezüglich des Bundeschapes im Stahlhof zu London.¹⁾

Eduard VI. aber bestätigte neuerdings im Jahre 1547 sämmtliche Privilegien der Hanfa, und so war es möglich, daß die Hanseaten noch im Jahre 1551 nicht weniger als 44.000 Stück englischen Tuches aus England ausführten, während gleichzeitig die englischen Adventurier nur 1100 Stück verfrachteten. Wenn wir dazu bedenken, daß die Hanseaten den englischen Kaufleuten auch in den Hansestädten jede Begünstigung verweigerten, so müssen wir den Unwillen der Adventurier begreiflich finden. Ihre Klagen wirkten endlich bei Eduard VI., so daß dieser im Jahre 1552 alle Privilegien der Hanfa in England aufhob.

Zwar erneuerte Maria die Katholische, wohl unter habsburgischem Einfluß, die Privilegien wieder im Jahre 1553, und die Hanseaten erzielten vom Januar bis November 1554 bei einer Ausfuhr von 36.000 Stück englischen Tuches einen Gewinn von 61.254 Pfund Sterling. Die dringlichen Klagen der englischen Kaufleute führten aber schon 1555 zu empfindlicher Einschränkung der hanseatischen Privilegien, was von Seite der Hanseaten in gänzlicher Verkennung der damaligen Zeitverhältnisse damit beantwortet wurde, daß sie allen Mitgliedern den Handel mit England verboten. Nur zu bald mußten sie erkennen, daß sie dadurch sich selbst am meisten schädigten; denn sofort suchten andere Unternehmer sich dieses Handels zu bemächtigen, und einige Hanseaten hatten sich an das Verbot überhaupt nie gehalten. — Als dann Elisabeth zur Regierung kam, begannen die Hanseaten wieder zu hoffen. Elisabeth ließ sich auch in Unterhandlungen ein, bestand aber darauf, daß die hanseatischen und englischen Kaufleute hinsichtlich des Zolles gleichgestellt, die Ausfuhr ungefärbten — also in deutschen Fabriken erst zu färbenden — Tuches auf 5000 Stück für das Jahr eingeschränkt, die Adventurier aber gleich freien Ein- und Verkauf in den Hansestädten haben sollten.²⁾

Anstatt sich mit diesem vernünftigen Ausgleich zu begnügen, suchten die Hanseaten in unglaublicher Verblendung³⁾ Schutz bei Kaiser und Reich: die englischen Kaufleute sollten vom ganzen deutschen Reichsgebiet ausgeschlossen werden. Dazu kam es selbstverständlich nicht, sondern nur zu Vorstellungen, welche bei Elisabeth natürlich nichts nuzten. Von den Hansestädten aber wirklich ausgeschlossen, wandten die Adventurier sich jetzt nach Emden, wo

¹⁾ Schanz, l. c. I, p. 182—246.

²⁾ Sartorius, Geschichte des Hanseatischen Bundes, III, S. 313—346.

³⁾ Vergl. Schanz, l. c. I, p. 246.

sie um 1564 mit Freuden aufgenommen und mit Privilegien ausgestattet wurden. Hamburg aber, das, wie es scheint, einzige Mitglied des Hanfabundes, das die Sachlage vernünftig auffasste, nahm jedenfalls schon 1566 gegen den Hanfabeschluß die Adventurier wieder auf und schloß sogar im Jahre 1567 mit denselben einen Vertrag, der diesen den privilegierten Handel in Hamburg auf zehn Jahre sicherte. — So war also die Hanfa auch innerlich gespalten. Doch raffte sie sich nochmals auf und zwang Hamburg, nach Ablauf der zehn Jahre die Engländer auszuweisen. — Die englische Regierung hätte nun wohl mit gleichen Maßregeln antworten können, that es aber nicht, weil sie eben klug genug war, den unter vernünftigen Bedingungen ja auch für England wünschenswerten Hanfaverkehr nicht ganz zu unterdrücken. Selbst die in Elisabeths ersten Jahren erlangten Handelsvortheile wurden den Hanseaten in London nicht genommen, bis deren Starrköpfigkeit im Jahre 1579 das Verbot der Ausfuhr ungefärbter Tücher und die Gleichstellung der Deutschen mit andern Fremden hervorrief. Eine Ausweisung der Hanseaten erfolgte aber auch jetzt noch nicht.¹⁾

Die
Hanfa
ge-
spalten.

Nun wandten sich die Hanseaten abermals an Kaiser und Reich im Jahre 1580 und es kam — zu fruchtlosen Gesandtschaften, im Jahre 1582 aber auf dem Reichstag zu Augsburg zum Beschlusse, daß man die englischen Kaufleute nicht länger in Deutschland dulden wolle. Nun mußten freilich die Adventurier aus Emden weichen, wurden aber sofort in einer Hanfsstadt, Elbing, aufgenommen, ja bald darauf verkehrten sie wieder ungehindert in Emden, und selbst Hamburg nahm sie wieder auf. Der Reichstagsbeschlusse wurde eben gewohntermaßen nicht ausgeführt. Die erneute Mahnung der Hanseaten auf dem Reichstage zu Worms 1586 hatte den gleichen Erfolg. Auf Drängen des Bundes mußte freilich Hamburg im Jahre 1587 die Engländer ausweisen; doch jetzt ließen sich diese in Stade nieder, machten ihre Geschäfte hier wie in Emden und Elbing, und Hamburg hatte nur den Ärger.²⁾

Die
Adven-
turier in
Emden,
Elbing,
Hamburg

und
Stade.

Unter solchen Umständen kam das Jahr 1588, der Sieg über die spanische Armada, und in weiterer Folge das gesteigerte Selbstbewußtsein der Engländer, deren Verhalten gegen die Hanseaten von da an ein anderes wurde. Schon am 30. Juni 1589 wurde eine hanseatische Flotte von etwa 60 Schiffen mit Getreide und Kriegsartikeln in der Mündung des Tajo von den Engländern weggenommen und trotz aller Vorstellungen behalten. Natürlich wendeten sich die Hanseaten wieder an den Kaiser und auf dem Reichstag zu Regensburg im Jahre 1594 wurde das Ausweisungsdecret von 1582 erneuert, aber — wieder nicht ausgeführt. Endlich, am 1. August 1597, erließ Kaiser Rudolf II. zu Prag das Edict, wonach alle Engländer binnen drei Monaten aus den deutschen Ländern sich entfernen mußten. Dafür wurden im August 1598 die Deutschen in

Edict
Rudolfs
II.

¹⁾ Sartorius, l. c. III, p. 347—373.

²⁾ Ibid. p. 378—400.

London nicht bloß aus dem Stahlhof, sondern auch aus ihren Häusern vertrieben.¹⁾

Niederlage
der
Hansa.

Mit der Herrschaft der Hansa war es vorbei; sie erlag zumeist aus eigener Schuld im Kampfe gegen die weniger eingebildeten, aber thatkräftigeren Adventurier, welche trotz aller deutschen Reichstagsbeschlüsse wohlbehalten in Emden, Stade und Elbing Handel trieben, und zwar in so großem Maßstab, daß sie im Jahre 1600 außer gefärbten Tüchern aller Art noch 60.000 Stück ungefärbten Tuches im Werte von mehr als einer Million Pfund Sterling in Deutschland einführten.²⁾ Die Hoffnung der Hanseaten auf Elisabeths Nachfolger, Jakob I., erwies sich als Täuschung, er gab zwar den Stahlhof wieder zurück, aber nicht mehr die alten Privilegien. Die englischen Kaufleute haben sich nicht bloß gegen die Hansa behauptet, sondern geradezu deren Verkehrsgebiet erobert.

Ostindische
Compagnie.

Unterdessen hatten sich die Engländer aber auch schon in Ostindien festgesetzt, ja im Jahre 1600 die berühmte Ostindische Handelscompagnie gegründet. Nach dem Sieg über die Armada schien es an der Zeit zu sein, das ausschließliche Recht der Portugiesen und Spanier auf den Handel nach Ostindien zu brechen, nachdem es sich so klar gezeigt hatte, daß die spanisch-portugiesische Macht nicht mehr imstande war, ihre Vorrechte gegen Rivalen zu schützen.

Lancaster.

Schon am 10. April 1591 fuhren drei Schiffe unter Sir James Lancaster von Plymouth aus zum Cap der guten Hoffnung und von da nach Malacca, wo wirklich zwei Schiffe ankamen. Auf dem Rückweg, 1592, wurde Lancaster nach Westindien verschlagen, von seiner Mannschaft verlassen und erst 1593 auf französischen Schiffen wieder nach England gebracht. Zum erstenmal war von Engländern das Cap umsegelt worden und die Lust zu weiteren Unternehmungen ward auf das lebhafteste erregt.

Die
Engländer
in
Nischin
und
Bantam.

Daher that sich schon 1599 eine Anzahl von Londoner Bürgern zusammen, um eine Gesellschaft zu gründen für Handelsunternehmungen nach Ostindien. Am 31. December 1600 erhielt diese Gesellschaft das ausschließliche Recht des Handels mit Ostindien und des Erwerbs von Land und Gut im Gebiete nichtchristlicher Fürsten für die Dauer von fünfzehn Jahren. Als bald sandte diese Gesellschaft fünf Schiffe aus, welche zu Atschin auf Sumatra und in Bantam auf Java Factoreien gründeten. Zwar sand diese Gesellschaft eine gefährliche und zunächst überlegene Rivalin in der 1602 von den Holländern gegründeten Ostindischen Compagnie, schließlich behauptete sie aber auch dieser gegenüber das Feld und erscheint so recht als Grundlage für die englische Herrschaft in Ostindien.³⁾

¹⁾ Sartorius, l. c. III, p. 400–408.

²⁾ Falke, Geschichte des deutschen Handels, II, p. 111. — Janssen-Pastor, l. c. VIII, p. 13.

³⁾ Brosch, l. c. VII, p. 86.

Die Entstehung dieser Ostindischen Compagnie ist aber durchaus kein persönliches Verdienst Elisabeths; diese hat vielmehr mit der Bestätigung lange genug gezögert. Wir müssen aber in dieser Compagnie ein beredtes Zeugnis für die schon damals rege Unternehmungslust der Engländer sehen. Es war auch nicht Elisabeths Verdienst, dass zu ihrer Zeit der erste, freilich erfolglose Versuch gemacht wurde, eine dauernde Niederlassung auf amerikanischem Boden zu gründen. Der abenteuerlustige Sir Walter Raleigh erwirkte sich im Jahre 1584 die Zustimmung Elisabeths zum Plane, an der nordamerikanischen Küste, vom 30. bis 40. Grad nördlicher Breite eine Colonie zu gründen und zu Ehren der „jungfräulichen“ Königin Virginia zu nennen. In der That wurde im Juli 1585 eine Colonie gegründet, aber schon 1586 aufgelöst; die Reste führte Franz Drake im Jahre 1586 nach Hauje. Erst 1607 wurde die Colonie neu und diesmal für die Dauer ins Leben gerufen. — Unter Elisabeth nahm ferner die englische Industrie gewaltigen Aufschwung. Tausende von niederländischen Flüchtlingen waren es, die ihre Kunstfertigkeit in der Leinenweberei, Tuch- und Spitzenfabrication sowie in der Gold- und Silberarbeit nach England brachten und daselbst eine Blütezeit dieser Industrien schufen.

Kein Verständnis fand aber in England William Lee, der Erfinder des Strumpfwirkerstuhles. Diese Erfindung wurde im Jahre 1589 zu Nottingham gemacht, von Elisabeth aber zurückgewiesen, aus Furcht, es könnte dadurch der Handstriderei Eintrag geschehen. Daher gieng Lee nach Frankreich, wo er 1610 starb, ohne von seiner Erfindung Nutzen geschöpft zu haben, dieselbe wurde erst von andern ausgebeutet.¹⁾ Mehr Verständnis zeigte Elisabeth für das Werk des Sir Thomas Gresham, der die unsauberen Wuchergeschäfte bekämpfte und im Jahre 1566 auf eigene Kosten die Börse zu London gründete. Elisabeth ließ sich im Jahre 1570 bei Gresham zur Tafel laden und erklärte das neue Institut unter Trompetenschall als „Königliche Börse“. Gresham ist zugleich der Begründer des Creditwesens. „Mein bescheidener Name und mein Credit sind der größte Reichthum, den Gott mir verliehen hat“, erklärte dieser einsichtsvolle Mann. Er starb im Jahre 1579.²⁾

Die durch die Thatkraft des Bürgerthums ausblühende Industrie und Handelsthätigkeit wußte Elisabeth vor allem für sich nutzbar zu machen, indem sie die Consulate, deren Errichtung in fremden Ländern, zum Beispiel in Constantinopel, für die Handelsgesellschaften nothwendig waren, von diesen letzteren besolden ließ, zugleich aber die Consuln als politische Agenten benutzte, für die sie keinen Heller zu zahlen brauchte. Geradezu schädigend wirkte aber Elisabeth auf die Volkswirtschaft durch die maßlose Ertheilung von Monopolen an Günstlinge oder gegen Bezahlung. Solche Monopole wurden dann mitunter, natürlich mit entsprechendem Gewinn, wieder weiter

¹⁾ Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrie, II, S. 210. Leipzig 1862.

²⁾ Schanz, l. c. I, p. 564.

verkauft, und die davon betroffenen Waren, darunter sogar eine Reihe der nothwendigsten Bedarfsartikel, wie Essig, Öl, Salz, Stärke, Wein, Kohlen, Stahl, Zinn und andere in unerträglicher Weise vertheuert. Wiederholt wurde seit 1597 gegen dieses Monopolunwesen von Seite des Parlamentes, besonders vom Unterhause, angekämpft; und endlich, im Jahre 1601, mußte Elisabeth dem ausbrechenden Unwillen der Volksvertretung ihre Prærogative bezüglich der Monopole opfern.¹⁾

Mit dem Aufschwung des industriellen und commerciellen Mittelstandes gieng aber Hand in Hand der Niedergang, ja die Vernichtung des Bauernstandes. Grund und Boden gieng zumeist über in den Besitz der Großindustriellen, und diese hatten beim Aufschwung der Wollindustrie ein größeres Interesse an der Schafzucht als am Ackerbau. Vielen Tausenden von Bauernfamilien wurde so die Möglichkeit einer selbständigen Existenz entzogen, ungeheuer wuchs die Zahl der Armen sowie die Menge der freien Arbeitskräfte, und auf ein Minimum sank der Arbeitslohn bei gleichzeitiger Steigerung der Preise für die meisten Lebensmittel. Während noch am Anfang der Regierung Heinrichs VII. der Arbeiter einen Quarter (12·70 kg) Weizen in zwanzig Tagen verdienen konnte, verschlechterte sich seine Lage so rasch, daß er unter Elisabeth bereits achtundvierzig Tage zu gleichem Zweck aufwenden mußte.²⁾ Da auch die einstigen Zufluchtstätten der Armen, die Klöster, nicht mehr existierten, so wuchs die Menge der Bettler ins Ungeheure. Da griff aber Elisabeth energisch ein durch strenge, ja drückende Gesetze bezüglich der Armenversorgung. Die letzte diesbezügliche Anordnung Elisabeths erfolgte noch im Jahre 1601 und blieb in Kraft bis 1834.³⁾

König Jakob I., 1603—1625.⁴⁾

Jacob I. Jakob vernahm die Kunde von seiner Thronbesteigung mit Entzücken und mit Stolz. Wie war er satt dieses armen Schottlands, wo der Freiheitstrog der Neuerer ihm so bittere Demüthigungen bereitet hatte! England erschien ihm und seinen Höflingen als das gelobte Land, das von Milch und Honig triefe. So viel Schlachten waren umsonst geschlagen worden, um beide Nationen unter eine Herrschaft zu bringen, jetzt bestieg ein Nachkomme von Fergus und zugleich ein Sprosse der Normannenkönige den Thron von England. Nicht König von Schottland, nicht König von England, sondern Herrscher von Großbritannien gedachte er sich fortan zu nennen. Nicht minder

¹⁾ Brosch, l. c. VI, p. 630, 658, 676 ff.

²⁾ Schanz, l. c. I, p. 667.

³⁾ Brosch, l. c. VI, p. 625 f. — Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV., S. 228. Berlin 1882.

⁴⁾ Sieh Stammtafel der Könige von Schottland aus dem Hause Stuart nächste Seite.

amen ihm die Hoffnungen der Engländer entgegen. Elisabeths Willkür war in der letzten Zeit verhasst, seit Essex' Tod erschallte ihr kein Lebehoch mehr aus dem Volke. Man erwartete vom vielgeprüften Jakob ein parlamentarisches Regiment, die Katholiken hofften vom Sohne der Maria Stuart mindestens Duldung, wenn auch nicht Gleichberechtigung. Die Puritaner erwarteten Schutz vor Verfolgung von einem König, der in der Lehre des John Knox aufgewachsen war.¹⁾

III-
seitiges
Soffen.

Stammtafel der Könige von Schottland aus dem Hause Stuart
(vergl. S. 31—35):

Robert (II.) Stuart, † 1390

Robert III., † 1406

Jakob I., † 1437

Jakob II., † 1460

Jakob III., † 1488

Jakob IV., † 1513,
Gemahlin: Margareta Tudor

Jakob V., † 1542,
Gemahlin: Maria, Tochter des Herzogs Claudius von Guise, † 1560

Maria, Königin von Schottland und Frankreich, † 1587,

1. Gemahl: Franz II., König in Frankreich, † 1560;
2. Gemahl: Heinrich Darnley, König in Schottland, † 1567;
3. Gemahl: Heinrich Bothwell, Graf, † 1578

Jakob VI. (I.), König in Schottland und England, † 1625,
Gemahlin: Anna, Tochter König Friedrichs II. von Dänemark

Heinrich, † 1612.	König Karl I., † 1649, Gemahlin: Maria Henriette, Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, † 1669	Elisabeth, † 1661, Gemahl: Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und böhmischer König Sophia, † 1714, vermählt mit Ernst August, Kurfürst von Hannover, † 1698 Georg Ludwig, König Georg I. in England 1714—1727.
----------------------	--	---

Karl II., † 1685, Gemahlin: Katharina von Portugal; von sieben Hebsweibern: Louise Walters, Mutter Herzogs Jakob von Monmouth, der endet 1685, vermählt mit Henriette Wentworth.	Henriette, Herzogin von Orleans, † 1670 Anna Maria, vermählt mit Victor Amadeus II. von Savoyen Maria Abelaide, Herzogin von Burgund, später Dauphine Ludwig XV., König von Frankreich.	König Jakob II., † 1701, 1. Gemahlin: Anna Hyde, † 1671; 2. Gemahlin: Maria von Este (1.) Maria, Königin, 1688—1695, vermählt mit König Wilhelm III., † 1702; und (2.) Anna, Königin, 1702—1714; (2.) Jakob III., Prätendent, † 1766, Gemahlin: Maria Sobiesky 1. Karl Eduard, Prinz von Wales, † 1788; 2. Heinrich, Herzog v. York, Cardinal, † 1807.
--	--	---

1) Lingard, l. c. IX, p. 4—6.

Jakobs I. Charak-
ter. Bald fanden sich alle enttäuscht. Waren die bisherigen Herrscher von England, selbst noch die Tudors, in der Regel urkräftige, kriegerische Naturen, so war Jakob I. gerade das Gegentheil davon: er war ängstlich, er zitterte, wenn er ein Schwert zücken sah; sein Gang war wackelig, seine Zunge war zu groß für den Mund, der sie beherbergen sollte, sein Auge rollte unbeständig umher; ein dürrtiger Bart vollendete den Eindruck der ganzen Persönlichkeit, die eher Mitleid als Ehrfurcht erweckte. Dabei hatte der Mann eine hohe Vorstellung von seinen Herrscherrechten, wie sie etwa für Asien, aber nicht für ein Land passte, in welchem die Magna charta Grundgesetz des Reiches war.

Überhaupt haben die Stuarts nie sich auf englisches Königthum verstanden. Dem Volke war nichts höher als Gesezlichkeit, Jakob aber liebte die Willkür und begriff nicht, wie man es ihm übelnehmen mochte, daß er bei seinem Eintritte in das Land einen auf frischer That ergriffenen Taschendieb sogleich ohne Proceß ausknüpfen ließ. „Ein guter Christ“, äußerte der König in der Sternkammer, „glaubt, was ihn Gott durch die Bibel lehrt; es ist Stolz, Annahmung des Unterthans, von seinem König zu sagen, daß er dieses oder jenes nicht thun dürfe.“ — Das Volk liebte Sparsamkeit im Staatshaushalt, vor dem stürmischen Unwillen über Verschwendung von Monopolen hatte selbst die stolze Elisabeth sich gebeugt und klug nachzugeben verstanden; — Jakob I. dagegen war ein Verschwender, seine Ausgaben überschritten seine ordentlichen Einnahmen in solchem Grade, daß er nicht nur stets mit verlegenden Forderungen an das Parlament kommen, sondern auch zu verhassten Mitteln, Zwangsanleihen, Verkauf von Würden und Ämtern, von Pairschaften greifen mußte und in sechs Jahren 93 neue Baronets, jeden für den Preis von 1000 Pfund ernannte.¹⁾ Während das Volk von den Königen vor allem Anstand verlangte, herrschte an Jakobs Hof Ausgelassenheit der Sitten, Trunkenheit selbst bei den Damen.

Wöllerei am Hofe. „Selbst die Frauen entsagten der Nüchternheit und wälzten sich im Rausche herum“,²⁾ erzählt ein Augenzeuge von einem Hoffeste, bei welchem der Besuch der Königin von Saba bei Salomon dargestellt werden sollte. Die Königin von Saba fiel vor Rausch beim Throne auf ihr Gesicht; auch der König stürzte zusammen, als er sie aufheben wollte. Ähnlich gieng es den Damen, welche Glaube, Liebe und Hoffnung darstellten. Die Hoffnung suchte zu sprechen, aber der Wein beschwerte ihr die Zunge; der Glaube stolperte und war ohne gute Werke. Der König hörte es gern, wenn seine Schmeichler ihn mit Salomo verglichen. Sully aber meinte nach einem Besuche in England, Jakob I. sei der gescheiteste aller Thoren.

Politik. Das englische Volk war stolz auf kriegerische Thaten, und man war noch im Kampfe mit Spanien. Welche Politik wird der König einschlagen?

¹⁾ Brosch, l. c. VII, p. 24.

²⁾ Lingard, l. c. IX, p. 92.

Die Holländer baten um Fortsetzung der Hilfe. Der Erzherzog Albrecht aber ließ alle gefangenen Engländer frei und sandte Arenberg, seinen vornehmsten Cavalier. Heinrich IV. sandte Sully, und dieser verwendete große Summen zur Befestigung der Råthe, erwirkte aber nur das Versprechen, daß England die Holländer heimlich mit Geld unterstützen und, wenn Philipp III. dies übelnehme, offen als Feind Spaniens auftreten werde. Jakob hielt die Holländer im Grunde seines Herzens für Rebellen, hegte keinen Haß wider Spanien wie Elisabeth, deren Namen er ohne Mißbehagen nicht hören konnte, und schloß 1603 Frieden mit Spanien: die Engländer sollten die Feinde Philipps nicht ferner unterstützen und dafür überall, wo vor dem Krieg, freien Handel treiben können.¹⁾

Friede
mit
Spanien.

Am allerwichtigsten war, welche Stellung der König den religiösen Parteien seines Landes gegenüber einnehmen werde! Religiöse Duldung, Entfernung Cecils, der auch leitender Minister bei Jakob wurde, war das Ziel zweier Verschwörungen, welche gleich im Anfange der neuen Regierung sich bildeten. Beide Verbindungen — die eine hieß die Hauptsache (the main), die andere die Nebensache (the bye) — wollten sich der Person des Königs bemächtigen, beide wurden entdeckt.²⁾ Wegen angeblicher Theilnahme an dieser Verschwörung wurde damals, am 20. Juli 1603, auch der berühmte Sir Walter Raleigh in den Tower geschickt und, ohne Beweis seiner Schuld, durch dreizehn Jahre festgehalten.

Ver-
schwö-
rung.

Der König mußte in religiösen Angelegenheiten eine bestimmte Stellung einnehmen. Den Katholiken, welche so viel für seine Mutter gelitten und noch immer sehr zahlreich waren, in London allein 40.000, hatte er Religionsfreiheit früher heimlich zugesagt, allein er war nicht stark genug, sein Wort zu halten, er meinte genug zu thun, wenn er sie vor den Strafen der Recusanten schütze oder den Strafgeldern, welche man alle Monate von denen einzog, die sich weigerten, am protestantischen Gottesdienste theilzunehmen, solange sie durch Treue und Friedfertigkeit sich die königliche Gunst verdienen würden. Der Papst gebot den Missionären, jedem Versuche, die Ruhe des Landes zu stören, mit allen rechtlichen Mitteln entgegenzutreten.³⁾

Katho-
liken.

Auch die Puritaner waren in ihrer Hoffnung auf den König, der, in ihrem Glauben erzogen, öffentlich erklärt hatte, daß er stets ihre Grundsätze aufrechterhalten werde, bald enttäuscht.⁴⁾ Um ihre Bitte um eine gänzliche Reformation des Clerus und der Liturgie zu beantworten, lud der König die Vertreter der englischen Geistlichkeit auf den 14. Januar 1604 zu einer Besprechung nach Hamptoncourt, wo er Gelegenheit suchte und fand,

Puri-
taner.Con-
feren-
zu Hamp-
toncourt.

¹⁾ Martin, l. c. X, p. 527 f.

²⁾ Lingard, l. c. IX, p. 13 ff. — Brofsch, l. c. VII, p. 9 f.

³⁾ Lingard, l. c. IX, p. 23—33. — Martin, l. c. X, p. 527. — Brofsch, l. c. VII, p. 4—6.

⁴⁾ Lingard, l. c. IX, p. 24—32.

seine Kenntniss der Bibel und Kirchenväter glänzen zu lassen. Die Bischöfe der anglicanischen Kirche waren denn auch entzückt darüber, denn er begünstigte sie ja: das Herz im Busen schmelze ihm, rief der Primas, einen König zu hören, wie seit Christus keiner gewesen; der Heilige Geist spreche aus ihm.

Ein Zeitgenosse bemerkt aber dazu, der Heilige Geist habe diesmal ein böses Maul gehabt. „Ich pfefferte diese Puritaner tüchtig,“ prahlte Jakob nachher, „sie flohen vor mir.“ — Obschon in der Lehre von Genf erzogen, hatte Jakob, durch seine Erfahrung in Schottland belehrt, die Überzeugung gewonnen, die Hierarchie sei die festeste Stütze des Thrones; — wo es keinen Bischof gebe, da werde in kurzer Zeit auch kein König mehr sein (*no bishop, no king*). Den Bischöfen gestand er, wie es ihn freue, unter so ernsten, ehrenwerten und gelehrten Männern zu sitzen, nicht wie früher in Schottland, wo er ein König war ohne Staat und Ehre und Ordnung und wo ihm unbärtige Knaben im Priestergerande ins Angesicht trogen durften. Mit andern Worten: er war Calviner, verabscheute aber als König die demokratischen Folgerungen dieser Lehre, darum sagte er zu den Puritanern offen: „Wenn ihr auf ein schottisches Presbyterium abzielt, so verträgt sich das mit der Monarchie, wie Gott mit dem Teufel. Dann stellen sich Jack und Tom und Will und Dick zusammen und bekritleln nach Gelüsten mich und meinen Rath und alles, was wir thun. Dann steht Will auf und sagt: es muß so sein; und Dick erwidert: nein fürwahr, so wollen wir es haben; und deshalb muß ich hier noch einmal meine Worte wiederholen und sagen: *le roi s'avisera*.“

Die
Puri-
taner.

Die Puritaner hatten mit vollem Recht Reinheit des Glaubens, Bildung der Geistlichkeit, Reformation der geistlichen Gerichte und Berichtigung des Kirchengebetsbuches verlangt. Man verhiess ihnen die Ausgabe eines Nationalkatechismus und eine neue Bibelübersetzung. War einmal der Gedanke der Überlieferung aufgegeben, so waren die Puritaner in vollem Rechte, dass die Heilige Schrift allein genüge, nicht nur in Sachen des Glaubens, sondern auch der Disciplin und Gottesverehrung, und dass jeder die Schrift nach eigenem Gewissen und eigener Ansicht auslegen könne. Auch war ihr Eifer viel ernster, ihr Leben viel strenger, als das der Anglicaner. Im Staatsleben mußte allerdings, wenn ihre Grundsätze durchdrangen, die demokratische Republik das Ende der ganzen Reformation sein.

Das fühlte Jakob sicher, darum sein Grundsatz: „Wo kein Bischof ist, ist kein König.“ Daher die neue Verbindung zwischen anglicanischer Kirche und Monarchie: „Machst du mich zum Papst, so mache ich dich zum Kaiser.“ Der König schützte die Kirche und die Kirche sprach zum Dank dafür Sätze über die Macht des Königthumes aus, wie sie in England bisher unerhört waren. Wie war das Jakob willkommen, der selber im Parlament 1609 äußerte: „Könige sind in Wahrheit Götter, weil sie auf Erden eine Art göttlicher Macht üben, denn alle Eigenschaften des Höchsten stimmen mit dem Wesen überein. Gott hat Gewalt, zu schaffen und zu zerstören, Leben und

Divine
Vice-
regency.

Tod zu geben, alle zu richten, selber von niemand gerichtet; er erhebt das Niedrige und erniedrigt, was hoch ist; ihm gehorchen Seele und Leib. Die- selbige Macht besitzen nun die Könige: sie schaffen und vernichten ihre Unter- thanen, erhöhen und erniedrigen, gebieten über Leben und Tod, richten in allen Sachen, selber niemand verantwortlich, denn allein Gott; sie können mit ihren Unterthanen handeln, wie mit Schachpuppen, aus Bauern Bischöfe oder Ritter machen, das Volk wie eine Münze erhöhen oder herabsetzen; ihnen gebürt die Zueignung der Seele und der Dienst des Leibes. Gleichwie derjenige Gott lästert, welcher mit ihm hadert, was ihm auch begegnen möge, also begehen Unterthanen Aufruhr, wenn sie das Gebot königlicher Macht- vollkommenheit bestreiten.“¹⁾)

Das ist das Jus divinum regum, welches Jakob I. in seinem „Basili- con doron“ des näheren bespricht und welches für die Familie der Stuarts so verhängnisvoll wurde. Es war übrigens nur eine Folge der Reformation. Früher waren Kirche und Staat die beiden Kräfte, die sich in Schranken hielten. Durch die Reformation hatte die Kirche ihre Selbständigkeit ver- loren, war der König Oberhaupt der Kirche geworden. Ganz natürlich ent- standen jetzt cäsaropapistische Ideen. Als Oberhaupt der Kirche war der König seinen Unterthanen gegenüber absolut, als König aber beschränkt, an das Parlament, an die Verfassung gebunden. Zwei widersprechende Richtungen vereinigten sich also in ihm und eine mußte der andern zuletzt unterliegen, entweder die absolute der constitutionellen, oder die constitutio- nelle der absoluten. Das englische Staatsleben war an seiner größten Krisis angekommen.

Basili-
con
doron.

Cäsar-
papisti-
sche
Ideen.

England hatte ein richtiges Gefühl für die Größe der Gefahr, die seinen Freiheiten drohte, denn die neuen Verhältnisse führten zu einer neuen Theorie, zu der Lehre von der Hyper-Souveränität: nur als weltlicher Herrscher sei der König durch Freiheiten, die seine Vorfahren gebilligt, beschränkt, im Falle der Noth aber könne er sich über diese Freiheiten und Beschränkungen hinaussetzen. Lehrte doch Jakob I. in der That: die Monarchie sei das Eben- bild Gottes und Gott habe am leidenden Gehorjam der Völker Wohlgefallen; Statuten und Strafbefehle könne der König erlassen ohne den Rath der Stände und Gesetze, die vom Parlamente ausgehen, mildern und ändern nach seinem Wohlgefallen. Ein guter König werde aus gnädigem Willen nach den Ge- setzen regieren, aber er sei nie dazu gezwungen.

Hyper-
Souverä-
nität.

Schritt für Schritt bekämpfte das Parlament den König, sobald er eine dieser Ansichten kundgab: das Parlament mache Gesetze; die Privilegien des Hauses hängen nicht von der königlichen Gnade ab, sondern seien das angeborene Recht der Engländer. Die Geldebewilligungen waren gering, und

Parla-
ment.

¹⁾ Ausführlich ist diese Theorie in Filmer's „Patriarcha“ behandelt.

der Regierung blieb, um den puritanischen Geist in der Opposition nur einigermaßen zu mildern, zulezt nichts übrig, als den Haß auf die Katholiken abzuleiten und ihre Verfolgung zu gestatten. Jeder Engländer, der im Ausland studiere, wurde für unfähig erklärt zu erben; weil die katholischen Priester in der Regel als Hofmeister in England sich aufhielten, so wurde der Unterricht jedem untersagt, der nicht vorher die Erlaubnis der Behörden erhalten habe. Zu gleicher Zeit erließ die Convocation oder das geistliche Parlament harte Verordnungen, um zu conformieren, das heißt um Einheit im Cultus zu erreichen, mit andern Worten Verfolgungserlasse gegen Katholiken und Puritaner. Zum Glück schritt das Parlament ein mit der Bill: Keine in den letzten zehn Jahren erlassene geistliche Satzung könne jemand am Leben, Freiheit, Hab und Gut schaden, wenn dieselbe nicht vom Parlamente vorher bestätigt sei.¹⁾

Das geschah, um die Puritaner zu retten, übrigens verloren mehr als 300 Geistliche ihrer Gesinnung ihre Stellung. Die Katholiken waren zulezt die am meisten Verfolgten. Um jeden Schein des Papiasmus von sich zu weisen, erklärte Jakob I., seine eigenen Kinder enterben zu wollen, wenn sie von der anglicanischen Kirche abwichen, und ließ die Strafgesetze gegen die Katholiken von neuem in Vollzug setzen. Für die ganze Zeit seiner Regierung wurde jetzt die anfangs von ihm erlassene Strafe von zwanzig Pfund monatlich wegen Nichtbesuchs des anglicanischen Gottesdienstes eingefordert und mit Härte eingetrieben. Viele Familien kamen an den Bettelstab, einzelnen seiner schottischen Lieblinge überließ der König seine Ansprüche an reiche Recusanten und im Herzen der Bedrängten vereinigten sich Religions- und Nationalhaß.

Die Verzweiflung erweckte 1604 im Herzen eines muthigen Mannes, des reichen und vornehmen William Catesby, den Plan, am König und am Parlament für diese Verfolgung Rache zu nehmen, und sich und seine Glaubensbrüder von dem unerträglichen Joche dadurch zu befreien, daß er den König sammt seinem Hof und seinem Parlament, wenn er dasselbe eröffne oder schliesse, in die Luft sprengte. Das ist die Pulververschöpfung.

Nach und nach gewann Catesby mehrere muthige Genossen. In der Entüstung über die Art, wie die Katholiken behandelt wurden, waren sie alle einig, nicht aber in der Rücksichtslosigkeit gegen so viele unschuldige Opfer, die mit in den Untergang gerissen werden sollten. Als auch die Erklärung Philipps III. von Spanien, er werde jede Gunst, die Jakob den Katholiken erweise, als ihm selbst erwiesen betrachten, nichts half, und Jakob auch das Angebot der Katholiken, ihm jährlich eine bestimmte Summe statt aller Strafgeelder zu zahlen, zurückwies, wurden die Verschworenen in ihrem Entschluß noch bestärkt. Um die Bedenken seiner Gefährten wegen der unschuldigen Opfer zu vernichten, fragte Catesby den Jesuiten-Provincial Garnet²⁾ in einer großen Gesellschaft: er

¹⁾ Lingard, l. c. IX, p. 29—35.

²⁾ Vergl. die Briefe im Anhang zu Lingard, l. c. IX, p. 367 f., welche Garnets Unschuld beweisen.

sei gerade daran, in den Dienst des Erzherzogs Albrecht in den Niederlanden zu treten, ob er zum Beispiel bei Belagerung einer Stadt den Befehlen seines Kriegsobern gehorchen müsse, wenn zugleich mit den Rebellen, die er bekämpfe, auch Unschuldige umkommen würden. Ohne die Absicht, warum die Frage an ihn gestellt war, zu ahnen, antwortete Garnet: „Die Theologen aller Bekenntnisse billigen den Gehorsam, sonst würde ein ungerechter Angreifer stets imstande sein, den beleidigten Theil an Verfolgung seines guten Rechtes zu hindern.“ Daraus zog Catesby vor seinen Mitverschworenen den Schluss, ihre Bedenken seien unbegründet. Die beispiellose Härte, mit welcher die Katholiken verfolgt wurden, gab Catesby neuen Muth und Ausdauer. Aber die Regierung bekam auch aus Flandern und Frankreich schon einige Winke, daß eine Verschwörung gegen sie bestehe. Als Garnet, durch Catesbys Unruhe ängstlich gemacht, ihn an die Weisung des Papstes erinnerte, den Druck der Verfolgung geduldig zu ertragen, erhielt er zur Antwort: „Diese Lehre, keinen Widerstand zu leisten, macht uns zu Sklaven. Kein Priester und kein Papst kann den Menschen ihr Recht nehmen, sich gegen Mißhandlung zu wehren.“¹⁾

und
Garnet.

Für seinen Plan, den König und das Parlament in die Luft zu sprengen, waren zwanzig Fässer Pulver in dem Keller unter dem Parlamentshause gesammelt, Guy Fawkes sollte die Mine anzünden und ein Schiff auf der Themse ihn sogleich nach Flandern bringen, wo er alle katholischen Engländer um sich sammeln und in einem Aufrufe alle katholischen Mächte zur Hilfe aufrufen sollte. Percy sollte sich des Prinzen Karl, andere der Prinzessin Elisabeth bemächtigen und sie nach Dunchurch, dem Versammlungsorte der Verschworenen, bringen. Ein Protector sollte, wegen der Unmündigkeit des Kronprinzen, ernannt und die Hauptbeschwerden der Nation erhoben und sogleich ein neues Parlament einberufen werden.²⁾

Guy
Fawkes.

Plan.

Die öftere Vertagung des Parlaments war schuld, daß der Plan entdeckt wurde. Catesby hatte bisher alle Kosten bestritten, und mehrere Verschworene wurden nur von ihm unterhalten. Jetzt giengen ihm die Mittel aus, und er sah sich genöthigt, neue und vermögliche Mitglieder zu werben, um von ihnen Geld zu bekommen. Unter den letzteren wurde ein gewisser Tresham zum Verräther. Er theilte seinem Schwager Lord Moun teagle ohne Zweifel den Plan mit, und dieser wies dann dem Geheimen Rathe einen Brief vor, in welchem er gewarnt wurde, der Eröffnung des Parlaments beizuwohnen, denn dieses werde einen fürchterlichen Schlag bekommen und doch nicht sehen, wer es schlägt. Bei der Berathung will Jakob I. zuerst den wahren Sinn des Schlags von unsichtbarer Hand errathen haben. Man untersuchte vor Eröffnung des Parlaments, am 4. November 1605, den Keller, fand Fawkes, eine Blendlaterne und das Pulver unter Reifig versteckt. Vor den König gebracht, gestand Fawkes kühn den Plan, den König sammt seinen schottischen Bettlern in ihre Heimat zurückzuschleudern, nannte aber keinen Genossen. Die Verschworenen verriethen sich selbst, indem sie zu den Waffen griffen und sich nach Wales durchzuschlagen suchten. Die Katholiken aber, die sie zuhülfe aufriefen, wandten sich von ihnen ab, die

Berrath.

Ent-
deckung.

¹⁾ Singard, l. c. IX, p. 41—50.

²⁾ Ibid. p. 53 f.

Gefecht. Mannschaft der Grafschaften war hinter ihnen her und zu Holbeachhouse stellten sie sich ihren Verfolgern, um im Kampfe und nicht durch Henkershand zu fallen. Catesby wurde im Kampfe getödtet, acht, die verwundet und gefangen wurden, litten die gräßliche Strafe des Rathes. — Tresham starb im Gefängnis.¹⁾

Jesuiten. Die Regierung suchte die Jesuiten als Anstifter in den Proceß zu verwickeln; sie waren unschuldig, desungeachtet wurde Garnet am 3. Mai 1606 hingerichtet, obschon auch der in seiner Angst grausame König eingestehen mußte, man sei nicht ehrlich mit ihm umgegangen. — Die Verschworenen erklärten insgesammt vor Gericht, sie hätten nie mit den Jesuiten über die Verschwörung berathen, dagegen hätten sie der Religion wegen alle schwer gelitten und es sei ihnen kein anderes Rettungsmittel mehr geblieben; vor Gott seien sie unschuldig, der König habe sein Versprechen der Duldung gebrochen.

Katholikenverfolgung. Was einzelne verbrochen, dafür mußten jetzt die Katholiken insgesammt büßen. Aus der Pulververschwörung zog Jakob I. nicht die Lehre, daß man durch Bestrafung religiöser Meinungen die Menschen nicht zur Verzweiflung treiben dürfe; er hörte nicht auf den Rath Heinrichs IV., die Religion gleiche einer Flamme, die desto wüthender emporschlage, je heftiger man sie zu unterdrücken suche, und es sei des Königs Pflicht, Unschuldige zu schützen. Ein neues Strafgesetz verschärfte die Strenge gegen die Katholiken: der Katholik, der sich weigerte, den anglicanischen Gottesdienst zu besuchen, durfte nicht am Hofe erscheinen, nicht in London weilen, sich der Hauptstadt nicht innerhalb zehn Meilen nähern, nicht über fünf Meilen ohne besondere Erlaubnis sich von seinem Wohnorte entfernen, war unfähig, als Arzt, als Richter, als Lehrer, als Vormünder zu walten; ließ er sich nicht von einem anglicanischen Priester trauen, so verloren beide Gatten den Anspruch auf das Vermögen; ließen sie ihr Kind nicht von einem Protestanten taufen, so zahlte jedes 100 Pfund Strafe. Jederzeit konnte sein Haus durchsucht, ihm Waffen und Pferde weggenommen werden. Jeder, der katholische Gäste aufnahm oder katholische Dienstboten hielt, zahlte zehn Pfund Strafe monatlich für den Kopf. Ein neuer Treueid ward von den Katholiken verlangt; wer ihn nicht schwor, ward zu ewigem Gefängnis, zum Verlust seines beweglichen Vermögens und des Ertrags seiner Ländereien verurtheilt. Der Papst, besagte dieser Eid, hat keine Befugnis, den König abzusetzen, und es ist gottlos und verdamulich, eine solche zu behaupten.²⁾ Eine Spaltung entstand unter den Katholiken, viele schworen den Eid, andere verließen lieber ihr Vaterland und opferten Freiheit und Leben. Paul V. verdamnte den Eid, Bellarmin schrieb gegen, Jakob für den Eid.³⁾

Oath of allegiance.

¹⁾ Vingard, l. c. IX, p. 54—73.

²⁾ Ibid. p. 73—85.

³⁾ Das Buch führt den Titel: „Apologia pro juramento fidelitatis, praemissa praefatione monitoria.“ Paul schrieb sehr hochmüthig an Jakob. Das Schreiben wieder abgedruckt in Wellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland, II. S. 472 bis 474. Die Behauptungen Jakobs wurden von Bellarmin und Suarez ausführlich und

So war denn der Sohn der Maria Stuart, für welche die Katholiken so viel erduldet hatten, rein aus Schwäche ein harter Verfolger der Katholiken geworden. 4000 Katholiken schmachteten zum Beispiel im Jahre 1616 in den Gefängnissen, sechzehn Priester bestiegen bloß wegen Ausübung ihres Amtes 1607 bis 1618 das Schafott, das Reineinkommen des Königs aus Strafen wegen Katholicismus betrug jährlich 36.000 Pfund und — was unterschlagen nicht erst die Häfcher! Die Katholiken waren in der Lage eines gehehten Wildes. Und doch wurde Jakob I. der Hinneigung zum Papismus verdächtig, weil er den Puritanern nicht genug versagte; sie duldeten gern, wenn nur die Katholiken noch mehr duldeten. Jakob, der Schüler des Knox, war ganz Anglicaner geworden und wollte auch Schottland zur neuen Kirchenordnung zwingen. Wie ein König, so sollte ein Parlament, eine Kirche England und Schottland verbinden.¹⁾

Schott-
land.

Aber dieser Plan kam zu früh, Engländer wie Schottländer äußerten gleichen Abcheu gegen die Union. 1604 ward nur erreicht, daß alle feindseligen Gesetze des einen Königreichs gegen das andere, daß die Grenzölle und Grenzgerichte abgeschafft wurden, und im Jahre 1609 wurde erklärt, alle unter der Herrschaft des gegenwärtigen Königs geborenen Individuen seien ipso facto an allen Orten naturalisirt, die zur Zeit ihrer Geburt unter dessen Botmäßigkeit gestanden.²⁾

Am meisten lag jedoch Jakob daran, die demokratische Verfassung der schottischen Kirche zu brechen, er sah darin eine Gefahr für den Thron. Über der Parochial-Versammlung, welche der Prediger mit den Ältesten der Gemeinde bildete, stand das Presbyterium, über diesem die Provinzial-Synode und über dieser, als höchste Autorität auf Erden in Glaubens- und Disciplinarsachen und nur Christus, als ihrem König, zum Gehorjam verpflichtet, die Generalversammlung. Bei diesen unbeugsamen Leuten, die da lehrten, man müsse ungerechten Herrschern mit dem Schwerte widerstehen, die an unbedingte Prädestination glaubten und vom Geiste der alten Propheten geleitet zu sein meinten, stand das Königthum auf schwachen Füßen.

Kirchen-
ver-
fassung.

Mit List, Bestechung und Gewalt erreichte der König im Jahre 1606, daß Bischöfe zu Vorstehern der Synode ernannt wurden; sie erhielten von den englischen Bischöfen die Weihe und vom König einen Theil der früher eingezogenen Kirchengüter. Bald hieß es, nur der König habe das Recht, eine Generalversammlung einzuberufen, Bischöfe und Geistliche aus dem Amte zu entfernen. — Einige Eiferer wurden Märtyrer, manche ließen sich bestechen, und um den düsteren Geist der Mehrzahl zu fesseln, gab man ihnen die Katholiken preis. Jeder katholische Edelmann mußte einen orthodoxen Geistlichen ins

Bischöfe.

gründlich widerlegt. In Suarez „Defensio fidei catholicae adversus Anglicanae erroris sectae“ ist die darauf bündigste Widerlegung. Velleßheim, l. c. II, p. 239.

¹⁾ Lingard, l. c. IX, p. 178 ff.

²⁾ Ibid. p. 97 ff.

Haus nehmen und verlor sein Vermögen, wenn er nach einer bestimmten Zeit sich nicht zur Staatsreligion bekehrte. — Bei einem Besuch in seiner Heimat 1617 wollte Jakob I. die letzte Hand anlegen, um die religiöse Gleichförmigkeit zwischen Schottland und England vollständig zu machen, stieß aber trotz aller List und Gewalt auf solch zähen Widerstand, daß er selber sagte, es sei besser, das Erlangte zu behalten, als das ganze Volk zum Aufstand zu reizen und alles aufs Spiel zu setzen.¹⁾

Irland.

In Irland ward der Regierungsantritt Jakobs freudigst begrüßt, er galt ja als Abkömmling von Fergus, von den alten Königen von Erin. Die Katholiken erwarteten Freiheit des Cultus vom Sohne der Maria Stuart. Als sie aber durch eine eigene Gesandtschaft darum baten, erklärte der König im August 1606, es sei dies gegen sein Gewissen; solange es noch hundert Menschen mit ihm hielten, werde er die Duldung eines abgöttischen Cultus bis zum Tode bekämpfen, und ein Erlass befahl bei Todesstrafe allen katholischen Priestern, Irland zu verlassen. Zugleich ward Gavelkind und Tanistry²⁾ für gesetzwidrig erklärt, der König wollte nämlich die Natur des Grundbesitzes in Irland dem von England ganz gleich machen, die Clanschaft zerstören, die Widerstandskraft der Häuptlinge brechen. Die großen Güter sollen königliche Lehen werden und der Gutsherr von den Inassen statt der bisherigen Dienste eine angemessene Rente beziehen.³⁾

Aufstand.

Die Iren vermochten ihren Zorn nicht lange zu bändigen, 1608 brach unter O'Dogherty, Häuptling von Innishowen, ein Aufstand aus, er nahm Derry weg. Als der Häuptling im Kampfe fiel, theilte der König sein Gebiet, das auf zwei Millionen Acres geschätzt wurde, in Lose, die er an englische Capitalisten verkaufte oder verschenkte. So wuchs die englische Bevölkerung in Ulster.⁴⁾

„Die Regierung Jakobs“, so sagt einer der größten Söhne Irlands,⁵⁾ „zeichnete sich aus durch Verbrechen, die man am irischen Volke im Namen des Protestantismus ausübte. Die ganze Landschaft Ulster ward ungerechterweise in Beschlagnahme genommen; die Eingebornen wurden auf dem Blutgerüst hingerichtet oder mit dem Schwerte erschlagen, ein elender Rest ward in die Beriefe entlegener Gebirge oder in die Wildnisse fast unzugänglicher Moore gejagt. Ihre Stellen wurden mit schottischen Abenteurern ausgefüllt, mit Fremdlingen durch Blut und Religion. — Eine Verwüstung, gleich der vom König Jakob in Ulster vollführten, hatte man vorher in der Christenheit nie gesehen, außer in Irland. Niemand ist in der Christenheit ein Volk so grausam behandelt worden wie das irländische.“

Als im Jahre 1613 Irländer sich vor Jakob I. beschwerten, daß die Katholiken von allen Ämtern und Ehren ausgeschlossen seien, daß ihre Söhne

¹⁾ Lingard, l. c. IX, p. 147—157.

²⁾ Vergl. Bd. III, S. 796 dieses Werkes. 6. Auflage.

³⁾ Lingard, l. c. IX, p. 157—161.

⁴⁾ Ibid. p. 166.

⁵⁾ Daniel O'Connell in seiner Vorstellung an die Königin.

die Universitäten des Auslandes nicht besuchen dürften, bekamen sie einen scharfen Verweis und den Vorwurf der Untreue, so daß ihr Sprecher, Lord Delvin, den König bat, ihm zu erlauben ins Ausland zu ziehen, wenn er meine, daß man nicht zugleich ein guter Katholik und ein treuer Unterthan sein könne; im Ausland könne er dann Gott dienen, ohne seinen König, noch sein Gewissen zu beleidigen. Jakob war verblüfft, gewährte in der Stille hin und wieder Nachlaß, weil seine Anordnungen unausführbar waren und eine allgemeine Erhebung zu befürchten stand. So blieb alles unfertig und im Zustand bedenklicher Gährung.¹⁾

Jakobs feige Thorheit.

Die weitere Geschichte seiner Regierung ist nur Geschichte seiner Günstlinge, seiner Thorheiten, Halbheiten, seines Kampfes mit dem Parlament. Nicht über seine Kinder schüttete Jakob I. die Fülle seiner Gnaden aus, sondern über unwürdige Günstlinge.

Günstlinge.

Der Kronprinz Heinrich, eine ernste, reichbegabte Natur, war mit dem Vater zerfallen, er tadelte zum Beispiel, daß dieser Walter Raleigh noch immer in Haft halte und seine hohen Fähigkeiten nicht verwerte. Als Heinrich infolge übergroßer Anstrengung 1612 im achtzehnten Jahre starb, munkelte man, er sei von Rochester, des Königs Liebling, vergiftet. Im Jahre 1613 wurde Jakobs Tochter Elisabeth, die Prinzessin, mit dem Pfalzgrafen Friedrich V. vermählt.²⁾

Prinz Heinrich.

Jakobs Schwäche für seine Lieblinge wurde für die Stuarts verhängnisvoll. Der erste war Robert Carr, ein Edelknabe, der bei einem Turnier zu Ehren Jakobs das Bein brach. Der König besuchte den Kranken und faßte solche Neigung zu ihm, daß er ihn selber unterrichtete und nicht bloß einen Gelehrten und Staatsmann, sondern auch einen Mann von hohem Rang aus ihm zu machen beschloß. Carr wurde Graf von Rochester und von Somerset, aber auch übermüthig und zuletzt nach einem schmählichen Prozesse im Jahre 1615 vom König aufgegeben, weil ein anderer in seiner Gunst gestiegen war, George Villiers, der wie ein Pilz aufschoss und zuletzt zum Herzog von Buckingham ernannt wurde.³⁾

Carr.

Buckingham.

Villiers wurde vom König „süßes Kind“ genannt und erwiderte dies mit dem Namen „Papa, Gevatter und Ihre Schweinlichkeit“.⁴⁾ Also ward der Stellvertreter Gottes auf Erden und das Oberhaupt der englischen Kirche vom leichtfertigen, verführten und übermüthigen Günstling behandelt! Begreiflich wird der Unmuth edlerer Naturen über Jakobs Schalten. Shakespeare klagt in einem seiner letzten Sonette:

„Müde von allem diesem wünsch' ich Tod:
Verdienst zum Bettler seh'n geboren werden,
Und hohle Dürftigkeit in Grün und Roth,
Und wie sich reinste Treu' entfärbt auf Erden,

¹⁾ Lingard, l. c. IX, p. 171.

²⁾ Ibid. p. 114 f.

³⁾ Brosch, l. c. VII, p. 34–38. — Lingard, l. c. IX, p. 117–129.

⁴⁾ Your sowship.

Und gold'nen Ehrenschnuck auf Knechteshaupt,
 Und jungfräuliche Tugend frech geschändet,
 Und Hoheit ihres Herrscherthums beraubt,
 Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet,
 Und Kunst im Zungenbände der Gewalt,
 Und Schulennunnsinn, der Vernunft entgeistert,
 Und schlichte Wahrheit, die man Einfalt schalt,
 Und wie vom Bösen Gutes wird gemeistert.“¹⁾

Parla-
ment.

Der Unmuth äußerte sich lebhaft im zweiten Parlament, das der König aus Geldnoth 1614 einberufen mußte, es knüpfte Bewilligung nur an Beseitigung der Beschwerden und wurde deshalb schnell aufgelöst, die kühnsten Sprecher kamen in Haft. Der Unfriede stieg. Das Unglück seines Schwiegersohnes und die öffentliche Stimmung in England zwangen Jakob I., 1621 von neuem die Vertreter des Volkes um sich zu versammeln. Die Stimmung des Parlaments ängstigte die Minister, denn die Klagen über Mißbräuche hatten einen drohenden Ton. Als der König, um zu schrecken, an die Vorrechte der Krone mahnte, gab das Parlament am 18. December 1621 eine Verwahrung seiner Rechte zu Protokoll:²⁾ die Freiheiten und Rechte des Parlaments seien die angeborenen und die unzweifelhaften Erbgüter des englischen Volkes, welches seine Abgeordneten bevollmächtigte, alle wichtigen Angelegenheiten zu berathen und Beschwerden abzustellen; bei Behandlung dieser Angelegenheiten müsse jedes Mitglied Redefreiheit haben; das Haus der Gemeinen könne diese Fragen in der Ordnung vornehmen, die es für gut finde; jedes Mitglied sei vollkommen frei von aller Anklage und Verhaftung wegen jeder Bill oder Rede. Jakob ließ das Tagebuch der Gemeinen holen und riß diese Verwahrung eigenhändig heraus, löste das Parlament auf und befahl, mehrere Mitglieder beider Häuser, zwei vom Oberhaus und vier vom Hause der Gemeinen, zu verhaften.

Trotz des
Parla-
mentes.

Francis Bacon.

Francis
Bacon.

Eines der Werkzeuge dieser schlechten Regierung, welche dem Unmuth des Parlaments zum Opfer fielen, einer der berühmtesten Männer und einflussreichsten Schriftsteller dieser Zeit, ein treuer Spiegel englischen Geistes und dessen, was den Engländern als Philosophie erscheint, ist Bacon von Verulam, bei dem wir aber, wie bei König Jakob, über den Abstand zwischen Erkennen und Wollen, zwischen Intelligenz und Charakter staunen müssen.

Ge-
schichte.

Francis Bacon, geboren am 22. Januar 1561, der Sohn des Nikolaus Bacon, der zwanzig Jahre hindurch das große Siegel von England bewahrte,

¹⁾ Sonett 66. Vergl. Shakespeares Gedichte, deutsch von Wilhelm Jordan. Berlin 1871.

²⁾ Brosch, l. c. VII, p. 64 f. — Lingard, l. c. IX, p. 228.

und einer hochgebildeten Mutter, die Griechisch und Latein verstand, früh durch Kenntnisse glänzend und als Knabe schon ob seiner wichtigen Antworten der Lieb-
ling der Königin Elisabeth, machte von seinem dreizehnten bis zu seinem sechs-
zehnten Jahre seine Studien in Cambridge, wo die herkömmliche aristotelisch-
scholastische Methode noch in voller Geltung war, von wo er aber eine gründ-
liche Verachtung des damaligen Unterrichtssystems mitnahm; dann lebte er, mit
Studien in Statistik und Diplomatie bis 1579 beschäftigt, wo sein Vater starb,
in Paris, welches damals der Herd der neuen Ideen war. Als jüngerer Sohn
vom väterlichen Erbe ausgeschlossen und an sich selbst gewiesen, suchte Bacon
durch seine Verwandten, die Cecils, im Staatsdienst emporzukommen: der alte
Minister that aber nichts für ihn, weil er fürchtete, er stehe seinem Sohne
im Wege.¹⁾

So ward denn Bacon 1588 unter dem Titel eines Rathes der Königin
Schwaller, 1593 Mitglied des Parlaments für Middlesex und zeichnete sich
hier durch seine Beredsamkeit aus. „Niemand“, sagt Ben Jonson, „sprach
damals zierlicher, gedrängter, gewichtiger, oder duldete weniger Leere, weniger
Nüßiges in dem, was er aussprach; seine Zuhörer konnten ohne Einbuße nicht
hüsten oder von ihm wegblicken; jeder, der ihn hörte, fürchtete nur, daß er auf-
hören würde.“ — Doch zeigte der glänzende Redner bald seine Charakterschwäche:
als er einmal durch einen hinreißenden Vortrag gegen Monopole wider den Hof
verließ, bat er demüthig um Verzeihung.

Da ihm die Cecils, seine Verwandten, nicht halfen, so schloß er sich an
ihren Gegner Essex an, und der hochherzige, für alles Schöne und Große
glühende Essex wurde, von Bacons Genie bezaubert, bald sein warmer Freund,
überlud ihn mit Wohlthaten, schenkte dem noch immer Dürftigen ein Landgut
in so freundlicher und edler Weise, daß das Wie noch mehr wert war als das
Was, suchte ihn nicht bloß in hohe Stellen zu bringen, sondern erklärte auch
offen, daß er ihm mit Freuden seine Schwester oder Tochter zur Frau geben
würde. Bacon hatte damals durch einen Band kleiner Aufsätze²⁾ 1597 in Eng-
land wie in Europa großen Beifall gefunden. Wie vergalt Bacon dem Essex
diese Wohlthaten? Als der edle Graf in der Gunst der Königin sank, für einen
verlorenen Mann galt, als man auf seine Anhänger scheel sah, trat Bacon auf
einmal zu seinen Gegnern über. Er machte nicht bloß keinen Versuch, den Un-
glücklichen zu retten, sondern er verschärfte als Ankläger — er war Kronanwalt —
das Gewicht seines Fehlers, er nannte ihn einen Pissistratus und Heinrich von
Cuisse, lähmte die Vertheidigung und, als das Haupt des Unglücklichen gefallen
war, verfaßte er die Staatschrift „Erklärung der Verräthereien des Robert,

¹⁾ Wahrscheinlich sollte folgende, für Bacon charakteristische Stelle in seinem Bitt-
schreiben an den Minister diese Furcht tilgen: „Mein Ehrgeiz ist schrankenlos im Gebiete
der Wissenschaft, aber bescheiden im Gebiete der Politik, denn ich zähle alle Wissenschaften
zu meiner Aufgabe. Gelingt es mir, sie von zwei Classen von Räubern zu befreien, von
denen die einen durch leichtsinniges Disputieren und thörichtes Geschwätz, die anderen
durch lügenerische Berichte und groben Betrug der Wissenschaft Schaden bringen, so hoffe
ich, an deren Stelle sorgfältige Beobachtungen, begründete Wahrheiten, nützliche Erfindungen
und Entdeckungen zu setzen. Diese Hoffnung, mag man sie Menschenliebe oder kindische
Neigung oder eitle Ruhmsucht nennen, hat in meinem Geiste so tiefe Wurzeln geschlagen,
daß sie nicht mehr herausgerissen werden kann. Ich bitte deshalb nicht um eine Stelle,
die mehr von mir verlangt, als ich leisten kann.“

²⁾ Es sind seine „Essays über Moral und Politik“, deren Kern in den „Sermones
sidoies“ lateinisch erschien. Hier kommt der berühmt gewordene Satz vor: „Philosophia
obiter libata a Deo seducit, penitus exhausta ad eum reducit.“

Grafen von Essex“, in welcher er die Königin gegen die Stimmung des Publicums zu rechtfertigen und das Andenken seines Wohlthäters anzuschwärzen trachtete. Die öffentliche Meinung sprach sich gegen ihn sehr stark aus: als die Königin todt war, mußte er sein Verfahren gegen Essex vor der Öffentlichkeit vertheidigen;¹⁾ doch überjah man nach und nach über dem Glanz seines Geistes sein undankbares, kaltes Herz und seine niedrige Gesinnung.

Jakob I. Dem König Jakob I., der mehr ein Gelehrter als ein Herrscher war, empfahl sich Bacon durch sein Wissen und sein gefälliges Wesen. Er stieg rasch in der Gunst des Königs, wurde 1603 zum Ritter geschlagen, er wurde Höhe der Stellung. 1607 Generalprocurator, 1613 Generalfiscal; in der Frage für die Union Englands und Schottlands zeichnete er sich im Parlamente aus. 1605 erschien sein Hauptwerk „De augmentis scientiarum“, 1620 sein „Novum organum scientiarum sive indicia vera de interpretatione naturae“. Beide sollten Theile eines großen Werkes sein, der „Instauratio magna“, die er in sechs Bänden herauszugeben gedachte; beide Meisterstücke an Geist und Gelehrsamkeit.

Bacon schrieb über sich und sein Buch an Brodley: „Ich muß mit dem Psalmisten ausrufen: Meine Seele ist nie auf ihrem wahren Plage für ihre Thätigkeit gewesen. Daher die mancherlei Irthümer, die ich begangen habe und gern eingestehen will. Aber mein größter Fehler ist, daß, obwohl ich weiß, ich passe mehr zum Schreiben als zum Handeln, ich doch fortwährend mich den Staatsgeschäften zuwende, für welche die Natur mich nicht gemacht hat und für welche die Richtung meines Geistes mich noch unfähiger macht.“ — An Salisbury schreibt er: „Ich bin zufrieden, wenn mein Buch die Geister weckt, welche mir überlegen sind; ich will nur der Glöckner sein, der zuerst aufsteht, um die andern zur Kirche zu rufen.“

Europa bewunderte den Philosophen, der neue Bahnen der Wahrheit brach; man wußte noch nicht, daß dieser glänzend begabte Geist mehr die Gunst der Großen und die Schätze der Erde als die Wahrheit suchte, daß Bacon's Charakterfehler. der Mann, der im Studierzimmer über seiner Zeit, im Leben unter seiner Zeit stand. Bacon, der besser als jeder andere seine Pflicht als Oberrichter kannte, verdrehte das Gesetz, wenn es der Hof wollte, verfolgte die Unschuldigen, folterte die Gefangenen, um Schuldverklärungen von Leuten zu erlangen, die dem König mißlieblich waren, plünderte durch seine Schakale die Rechtsuchenden und gewann durch Bestechungen mindestens 500.000 Gulden, ver-

¹⁾ Bacon war als Kronanwalt zur Anklage verpflichtet. Essex hätte an seiner Stelle das Amt eines Kronanwaltes niedergelegt und selbst sein Leben gewagt. Aber dieser Opfermuth war dem Philosophen nicht gegeben, er fürchtete für seine Stelle, wie für sein Leben. Er entschuldigt sich allerdings damit: „Niemand mußte ein Secretär in Gedanken und Worten mehr dem Willen des Dictirenden gehorchen, als ich hier der Königin gegenüber; ja noch mehr, als ich die Schrift vollendet hatte, wurde sie einer Commission von Lords unterbreitet, von Anfang bis zu Ende verlesen, corrigiert, verändert und zu einer ganz neuen Schrift umgearbeitet. Ich gab nur den Ausdruck, aber der Inhalt wurde mir vorgeschrieben. Nachher prüfte noch die Königin die Arbeit, corrigierte noch von neuem und nun erst kam sie in Druck.“

theidigte Angriffe des Königs auf die Freiheiten Englands, um die Gunst Jakobs I. und seines Lieblings, des Herzogs von Buckingham, zu erlangen.

Dafür ward er freilich 1616 geheimer Rath, 1617 Großsiegelbewahrer, 1618 Kanzler und Baron von Verulam, 1621, nachdem er durch das „Novum organum“ die Bewunderung Europas errungen, Viscount von St. Albans. Allerdings gab er sein Siegel zu allen gehässigen Patenten, dafür ward er aber auch vom leichtsinnigen König und seinen gewaltthätigen Günstlingen mit Zärtlichkeit behandelt. Macaulay sagt über ihn¹⁾ die schönen Worte: „Der Führer des menschlichen Geschlechtes auf der Bahn des Fortschrittes zu sein, auf den Trümmern der alten Dynastien des Geistes ein glücklicheres und dauernderes Reich zu gründen, von den späteren Generationen als der erleuchtetste unter den Wohlthätern der Menschheit verehrt zu werden, das war ihm erreichbar. Aber das alles galt ihm nichts, solange irgend ein spitzfindiger Specialanwalt vor ihm auf die Bank befördert wurde, solange irgend ein schwerfälliger Landgentleman in Kraft einer erkauften Adelskrone den Vortritt vor ihm nahm, solange irgend ein Kuppler, mit einem schönen Weibe beglückt, einen herzlicheren Gruß von Buckingham erhalten konnte, solange irgend ein in den neuesten Hofscandalen bewandeter Poffenreißer dem König Jakob ein lauterer Lachen abgewinnen konnte.“

Doch die Strafe blieb nicht aus. Kaum war das Dritte Parlament zusammengekommen, als der Sturm des Unwillens den Mann fällte, „den Natur und Kunst mit allen Gaben ausgestattet hatten“. Bacon wurde der Bestechlichkeit angeklagt von den Gemeinen vor den Lords, achtundzwanzig Fälle so erdrückender Art wurden ihm nachgewiesen, daß er seine Schande nicht zu überleben wünschte; er bekannte sich der Bestechlichkeit schuldig, er verzichtete auf jede Vertheidigung, er bat nur um Barmherzigkeit gegen ein gebrochenes Rohr; er wurde verurtheilt, 40.000 Pfund zu zahlen und so lange im Tower zu bleiben, als es dem König gefalle. Zwar schenkte ihm die Krone die Geldstrafe und ließ ihn nur zwei Tage in Haft und setzte ihm eine Pension von 1200 Pfund aus, doch Bacon war unauslöschlich beschimpft, er wagte nie mehr öffentlich im Parlament zu erscheinen, er war ein gebrochener Mann.

Bacon entschuldigt sich, er habe jede Summe von 100 bis 1000 Pfund erst angenommen, nachdem die Sache schon entschieden war, und habe sich nie durch ein Geschenk zu einem ungerechten Urtheil verleiten lassen! — Er gesteht ein, man könne Bestechlichkeit und Mangel an Redlichkeit in den ihm zur Last gelegten Thatfachen finden, er bereue sie aufrichtig und unterwerfe sich der Gnade des Gerichtshofes; er wolle nichts zu seiner Vertheidigung sagen, er bitte nur, ein mitleidiges Auge auf seine Person und seine Lage zu werfen. — „Bestechliche Personen sind in der Regel unverbesserlich, dagegen scheint Gott mich allmählich zu der Reue geführt zu haben, die ich jetzt empfinde. Meine Lage ist so elend und traurig, daß die Bezahlung meiner Schulden mir die größte Sorge

¹⁾ Macaulay, Critical and historical essays. Vol. III (Lord Bacon), p. 65—66.

macht.“ — Woher die Schulden — bei dem großen Einkommen?! Bacon wußte nicht hauszuhalten, er war über das Maß gastfreundlich — und schwach gegen seine Bedienten. Es heißt, während des Processes sei er einmal durch den Saal gegangen, in welchem seine Bedienten waren, und als sie vor ihm aufstanden, habe er ihnen zugerufen: „Bleibt sitzen, ihr Herren, eure Erhebung hat meinen Fall zuwege gebracht.“

Aber sein Geist blieb jung trotz Krankheit, Alter, Sorgen, Schulden und Schande. Er arbeitete unablässig an einer Sammlung englischer Gesetze, wie an einer Sammlung von Wägen, an einer Geschichte Englands unter den Tudors, wie an Verbesserungen seiner berühmten Schriften. Bacon starb am 9. April 1626 als Märtyrer der Experimental-Philosophie in Folge einer Verkältung bei einem Versuche, thierische Substanzen durch Schnee vor Fäulnis zu bewahren. „Mich soll“, schrieb er, „das Schicksal des älteren Plinius treffen, der seinen Tod fand, weil er sich zur Beobachtung eines Ausbruchs des Vesuv dem Berge zu sehr genähert hatte.“ Er machte sein Testament: seinen Namen und sein Gedächtnis überlasse er den barmherzigen Reden der Menschen, den auswärtigen Nationen und den kommenden Zeiten.

In der letzten Periode seines Lebens faßte er (für sich — nicht zur Veröffentlichung) das schöne Gebet an Gott ab, welches Addison als Muster der Erhabenheit lobt und das uns sein gebeugtes Herz offenbart: „O Gott, mein geliebter Herr! du bist seit meiner Kindheit mir der zärtlichste Vater gewesen. O mein Schöpfer, mein Erretter, mein Tröster! du dringst in die Tiefen des Herzens! du kennst die Redlichkeit des einen und die Heuchelei des andern! du wägst auf deiner Wage die Gedanken und die Thaten der Menschen! du mißest an deinem Maße ihre Absichten und deinen Blicken entgehen ihre eiteln Beweggründe und krummen Wege nicht! O Herr! gedenke der Wege, die dein Diener vor dir gewandelt; gedenke des höchsten Zieles, was ich hier erstrebt habe, und des Gegenstandes meiner Anstrengungen. Ich habe regelmäßig deine Kirche besucht; ich habe dich gesucht im Hofe, im Garten, in den Feldern, und ich habe dich in deinem Tempel gefunden. — Ich habe tausendfach gesündigt und tausendfach deine Gebote übertreten, aber deine Gnade hat mich nicht verlassen. O Herr! du bist mir immer gegenwärtig gewesen und unzählige Bünde der Vergebung haben mich nie daran zweifeln lassen Deine Gnade ist groß für mich gewesen, aber deine Züchtigung nicht minder. Deine Gnade hat mich gebeugt und in der väterlichen Zucht erhalten; sie hat mich wie ein rechtes Kind behandelt, das man züchtigt, weil man es liebt.“

Zweck
der
Philosophie.

Bacon wußte sich im Gegensatze zur bisherigen Wissenschaft: der Zweck der Wissenschaften sei bisher von keinem gut festgestellt worden, alle seien vom letzten Zwecke derselben abgeirrt, von keinem Sterblichen sei das Ziel bisher richtig festgestellt, die ganze bisherige Philosophie laufe auf Streiterei hinaus. Das wahre Ziel der Philosophie dagegen sei, den menschlichen Vortheilen zu dienen, wirksam zur Erleichterung der Beschwerden des menschlichen Lebens beizutragen, das menschliche Dasein mit neuen Erfindungen und Gütern zu begaben; er beabsichtige die Einführung einer derartigen

Philosophie, welche nichts Leeres oder Abstractes enthalte, und welche die Zustände des menschlichen Lebens zum Bessern befördern solle. Alle Philosophen seit zwei Jahrtausenden hätten Fleiß und Scharfsinn umsonst verwendet, seien in einer Treitmühle gegangen und nicht vorangekommen, hätten Wind gesäet und Sturm geerntet, weil sie die Naturwissenschaften vernachlässigten; die Erfinder des Schießpulvers und der Druckerpresse haben mehr für die Menschheit gethan als alle diese Phantasten.

Wenn Plato die Mathematik als Mittel empfiehlt, den Geist zu schulen, um zur Kenntniss der ewigen Wahrheit zu gelangen, und die Geometrie für entwürdigt hält, wenn sie den schlechten Bedürfnissen des Körpers diene, so hält Bacon das für Nebensache und ist ihm die Mathematik als Magd der Naturforschung vorzugsweise wichtig. Wenn Plato die Astronomie empfiehlt zur Erhebung des Geistes, so nennt Bacon eine solche Wissenschaft nutzlos, sie müsse lebendig und brauchbar werden, die Bewegungen und Einflüsse der Himmelskörper darstellen. Nach Plato ist der Mensch für die Philosophie geschaffen, nach Bacon die Philosophie für den Menschen. Nach Plato ist der Zweck der Gesetzgebung, die Menschen tugendhaft zu machen, sie soll die sittliche Hebung des Volkes anstreben, die Einleitung zu den Gesetzen solle die Vernunft überzeugen und das Herz rühren; Bacon hingegen erklärt, alle Vorreden, alle Einleitungen sollen vermieden werden, das Gesetz solle einfach abbrechen. Das Ziel und der Zweck, den die Gesetze ins Auge fassen und auf welchen sie ihre Verordnungen und Vorschriften richten müssen, sind nichts anderes, als daß die Bürger glücklich leben. Das wird eintreten, wenn dieselben in Frömmigkeit und Religion richtig unterwiesen, in Sitten ehrbar, durch Waffen gegen auswärtige Feinde gesichert, gegen Aufstand und Privatverletzungen durch den Beistand der Gesetze gerüstet, der Regierung und den Obrigkeiten gehorsam, in Gütern und Schätzen reich und blühend sein werden.¹⁾

Der selbe Macaulay spricht²⁾ über den Unterschied der alten Philosophen und Bacons: „Sie versprachen das Unausführbare, sie verachteten das Ausführbare; sie füllten die Welt mit langen Worten und langen Bärten und ließen sie so verderbt und unwissend, als sie dieselbe gefunden hatten.“ — „Ein Acker in Middlesex ist besser als ein Fürstenthum in Utopien. Das kleinste wirkliche Gut ist besser als die prachtvollsten Versprechungen von Unmöglichkeiten. Der weise Mann der Stoiker würde ohne Zweifel ein großartigerer Gegenstand sein als eine Dampfmaschine. Aber es gibt Dampfmaschinen, und der weise Mann der Stoiker soll erst noch geboren werden. Eine Philosophie, welche einen Menschen in den Stand setzen würde, sich in Todeskämpfen der Qual vollkommen glücklich zu fühlen, würde besser sein als eine Philosophie, welche die Qual linderte. Aber wir wissen, daß es Hilfsmittel gibt, welche die Qual lindern, und wir wissen, daß den alten Weisen das Zahnweh geradesowenig behagte wie ihren Nachbarn. Eine Philosophie, welche die Habgier austilgte, würde besser sein als

Plato
und
Bacon.

Alte
und neue
Philosophie.

¹⁾ Macaulay, Essays, III, p. 91.

²⁾ Ibid. p. 113.

Mängel
der alten
Philoso-
phen.

eine Philosophie, welche Gesetze zur Sicherung des Eigenthums aussäme. Aber es ist möglich, Gesetze zu machen, die das Eigenthum bis zu einem sehr großen Maße sichern, und wir begreifen nicht, wie irgend welche Beweggründe, wie sie die alte Philosophie an die Hand gab, die Habsucht austilgen könnten. Wir wissen in der That, daß die Philosophen nicht besser waren als die andern Menschen. Aus dem Zeugnisse von Freunden sowohl wie von Feinden, aus den Bekenntnissen des Epiktet und des Seneca sowohl wie aus dem Spott Lucians und den heftigen Scheltworten des Juvenal ist es klar, daß diese Lehrer der Tugend alle Laster ihrer Nachbarn und dazu noch das Laster der Heuchelei besaßen. Manche mögen das Ziel der baconischen Philosophie für ein niedriges halten, aber sie können nicht leugnen, daß es, hoch oder niedrig, erreicht worden ist. Sie können nicht leugnen, daß jedes Jahr etwas zu dem, was Bacon „Frucht“ nannte, hinzuträgt. Sie können nicht leugnen, daß die Menschheit auf der Bahn, welche ihr Bacon zeigte, viel und fortwährend vorgeschritten ist und es noch thut. Gab es irgend eine solche fortschreitende Bewegung bei den alten Philosophen? Nachdem sie achthundert Jahre lang declamiert hatten, hatten sie die Welt besser gemacht, als wie sie anfingen? Wir glauben, daß unter den Philosophen selbst, statt einer fortschreitenden Verbesserung eine fortschreitende Ausartung stattfand.“

Früchte
der
neueren
Philoso-
phie.

Über die Folgen, welche Bacon's Lehre für sein Volk hatte, wie für den Entwicklungsgang der Menschheit überhaupt, sagt derselbe (Engländer:)
„Die neue Philosophie hat das Leben verlängert; sie hat Schmerzen gelindert; sie hat Krankheiten ausgerottet; sie hat die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt; sie hat den Seefahrenden neue Sicherungsmittel gegeben; sie hat dem Krieger neue Waffen geliefert; sie hat über große Flüsse und Buchten Brücken von unsern Vätern unbekannter Gestalt gespannt; sie hat den Wetterstrahl unschädlich vom Himmel zur Erde geleitet; sie hat die Nacht zum Glanz des Tages aufgehellert; sie hat die Tragweite der menschlichen Sehkraft ausgedehnt; sie hat die Kraft der menschlichen Muskeln vervielfacht; sie hat die Bewegung beschleunigt; sie hat die Entfernung aufgehoben; sie hat den Verkehr, den Briefwechsel, alle freundschaftlichen Dienste, alle Erledigung von Geschäften erleichtert; sie hat die Menschen in den Stand gesetzt, in die Tiefen des Meeres hinabzusteigen, sich in die Luft zu schwingen, sicher in die gefährlichen Schluchten der Erde zu dringen, über das Land in Wagen, die ohne Pferde dahinrollen, und über den Ocean in Schiffen zu fahren, welche die Stunde zehn Knoten gegen den Wind machen. Das ist nur ein Theil ihrer Früchte und ihrer ersten Früchte. Denn es ist eine Philosophie, welche niemals ruht, welche nie ans Ziel kommt, welche niemals vollkommen wird. Ihr Gesetz ist Fortschritt. Ein Punkt, der gestern noch unsichtbar war, ist heute ihr Rastort, und wird morgen ihr Ausgangsplatz sein.“

Bacon's
Ber-
dienste.

Bacon hat die Methode der Analogie klar dargestellt und zu ihrer richtigen Anwendung angetrieben. Er besaß ein seltenes Talent, einen Ge-

1) Macaulay, Essays, III, p. 116. Tauchnitz-edition.

danken dicht zusammenzudrängen und Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Dingen zu entdecken, eine seltene Mischung von Kühnheit und Nüchternheit, viel Hoffnung und wenig Glauben, große Genauigkeit der Beobachtung und ausgedehnte Fassungskraft. Niemand kannte besser die gegenseitigen Beziehungen aller Zweige der Kenntnisse, alles Wissen schien sein Fach zu sein.

Bacon war von mittlerer Größe und wohl gebaut, sein Blick lebhaft, seine Miene ernst. Er vermählte sich 1605 mit der schönen Mlly Barnham, Tochter eines Aldermanns von London, seine Ehe war aber kinderlos. Er arbeitete sehr leicht. „Niemand ahnt, wie leicht und schnell er seine Schriften dicitert hat“, sagt sein Secretär Rawley; aber er arbeitete seine Bücher oft um, von seinem „Novum organon“ gab es zwölf verschiedene Manuscripte und zwölf Jahre besserte er ununterbrochen daran. Sein Hauptwerk sollte sein die „Instauratio magna“, davon ist die Schrift „De augmentis scientiarum“ der erste Theil, das „Novum organon“ aber der zweite, welcher jedoch vor dem ersten erschien; der dritte und vierte Theil ist nie erschienen. Die Schreibweise Bacons ist gedankenreich, prägnant, eilig. Seine Redeweise war umso heiterer. Sein Umgang war wegen seiner witzigen, belehrenden Redeweise sehr gesucht. Seine Schriften fanden insbesondere in Frankreich großen Beifall. Ein Jahr nach seiner Verurtheilung wurde Bacon vom französischen Gesandten Effiat besucht: „Sie sind für mich, was die Engel sind, von denen ich immer viel habe reden hören und auf deren Rechnung ich vielerlei gelesen, die ich aber nie zu Gesicht bekommen habe.“ Bacon erwiderte: „Mein Herr, wenn die Güte anderer mich den Engeln vergleicht, so läßt meine Kränklichkeit mich fühlen, daß ich ein Mensch bin.“¹⁾

Instauratio magna.

Heinrich IV. und Sully. — Der große Plan.

Nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche die Regierung des ersten Bourbon zu überwinden hatte. Nach vierzigjährigem Bürgerkrieg waren die Geister schwer an Ruhe und Ordnung zu gewöhnen. Die alten Leidenschaften drohten immer wieder von neuem auszubrechen. Die Katholiken sahen im Edicte von Nantes mehr als ein Urgerniß — eine Schwächung Frankreichs; die trotzigten Hugenotten bildeten einen Staat im Staate und waren immer geneigt, sich mit dem Auslande zu verbinden.²⁾ Die Folgen des langen, mit so viel Haß geführten Bürgerkrieges zeigten sich namentlich im Staatshaushalt. Die Städte waren verarmt, das Land entvölkert und verwüstet, der Ackerbau

Nothstände.

¹⁾ Die Werke Bacons gab in 16 Bänden Esq. Basil. Montagu 1825—1834 in London heraus, in französischer Uebersetzung in 15 Bänden Lasalle, Paris 1800—1803. Pfingsten gab (West 1783) das Werk „von der Vermehrung der Wissenschaften“, Bartholdy (Berlin 1793) das „Neue Organon“, Brück ebendasselbe 1830 in Leipzig heraus; neuestens J. G. v. Kirchmann in Berlin 1870 als 32. Band der philos. Bibliothek, mit erläuternden Anmerkungen. Unter den Monographien über Bacon ist Knoßischer, Francis Bacon und seine Nachfolger, 2. Aufl., Leipzig 1875, sehr beachtenswert. — Justus Liebig tadelt Bacons Methode: „Franz Baco und die Methode der Naturforschung“ (München 1863).

²⁾ Die Beweisstellen bei Martin, l. c. X, p. 395—399.

lag danieder wie Gewerbe und Handel — das Volk war in der Stimmung der Verzweiflung. Das Einkommen des Staates schien kaum genügend, die Zinsen der Staatsschuld zu decken. Heinrich IV. mußte alle Kraft und alle Ausdauer aufbieten, wollte er sichere Zustände schaffen.¹⁾ Zum Glück für sein Volk war der König, nebst erstem Willen zu helfen, mit einem vorzugsweise praktischen Sinne ausgestattet und faßte sein heller Verstand rasch die Mittel, die allein helfen konnten.

Auch an einem geschickten und eifrigen Minister fehlte es Heinrich IV. nicht. Dies war Sully, eigentlich Maximilian de Bethune, vielleicht schottischer Abkunft aus dem Hause der Beaton, mit allen Eigenschaften eines Schotten ausgestattet: arbeitsam, mäßig, schlau, sparsam, ausdauernd. Als Hugonotte früher Kampfgenosse und Vertrauter des Königs, wurde Sully Oberintendant der Finanzen, Grandvoyer oder oberster Straßenaufseher, Baron von Rosny, Herzog von Sully und Pair und bald der einflussreichste Mann in Frankreich. Er war kein großer Finanzmann, kein tiefdenkender Nationalökonom, er war kein uneigennütziger Mann, denn Stolz und Geiz beherrschten ihn gleichmäßig, aber er war ein genauer Rechnungsführer, ein zäher Arbeiter, durch seine Barschheit und Rücksichtslosigkeit der Schrecken aller Betrüger, denen keiner so rasch und sicher den Raub am Staatsgute abzujagen wußte. Ein Italiener, der von Sully kam, rief auf dem Grèveplatze beim Anblicke des Galgens: „O ihr gehenkte Glückliche, die ihr mit jenem Sully nichts zu schaffen habt!“

Sullys Plan war, statt des Geistes der Empörung den Geist des Gehorsams zu verbreiten, den Religionshass zu tilgen, die Hilfsquellen des Königreichs genau zu erforschen, die Schulden des Staates zu vermindern und nach und nach abzutragen, überzählige Diener und Officiere zu entlassen, nicht nothwendige Festungen zu schleifen, Seefahrt und Handel zu heben und schließlich einen großen Bund gegen das Übergewicht des Hauses Habsburg in Europa zu stiften. — Die alte Eifersucht erwacht wieder, sobald Frankreich zu Kräften gelangt; da Spanien geschwächt ist, so wirft sich die ganze Kraft des Hasses gegen die deutsche Linie des Hauses Habsburg.

Dieser Plan kam nach und nach zur Ausführung. Schon 1597 brachte Sully aus Strafen für Veruntreuungen 3,600.000 Livres zusammen.²⁾ 1601 wurde eine eigene Kammer zur Untersuchung der Unterschleife von Finanzbeamten errichtet. Fremden Fürsten hatte man bisher für Kriegshilfe die Erhebung dieser oder jener Steuer überlassen und die Einnehmer hatten oft das Dreifache des Betrages erhoben; jetzt nahm die Regierung das ganze Steuerwesen in die Hand. Die sorgfältigste Umsicht wurde auf eine gerechtere Vertheilung der Steuern verwendet. Um dem Landmann — in Ackerbau, Gewerbe und Handel sah Sully

¹⁾ Lettre de Henri IV à M. de Rosny. Oeconomies royales, V, p. 206.

²⁾ Poirson, l. c. III, p. 102; nach *ibid.*, p. 81 betrug ein Livre in Silber von damals 3 Francs 60 Centimes von heute.

die Quellen des Nationalreichthums — aufzuhelfen, wurde verordnet, daß ihm Vieh und Ackergeräthe aus keiner Ursache, selbst wenn er seine Abgaben nicht zahlen könne, dürfen weggenommen, daß er zu Frohndiensten nur durch einen königlichen Befehl könne angehalten werden. Viele hatten sich in den Zeiten der Unruhen den Adel angemacht, andere sich den Adel erkaufte, um von der Steuer frei zu bleiben, deshalb wurden jetzt alle seit zwanzig Jahren bewilligten Adelsbriefe und Steuerfreiheiten in Frage gestellt. Die übergroßen Zinsen bei den Staatsrenten wurden herabgesetzt und alle Renten aufgehoben, bei welchen eine Ablösung des Capitals nicht nachgewiesen werden konnte. Infolge einer genauen Untersuchung konnten für 35 Millionen Livres Domänen wieder mit der Krone vereinigt werden.¹⁾

Ein vortreffliches Gesetz wurde für Benutzung und Verwaltung der königlichen Forste erlassen, desgleichen wurde die Verwaltung der Bergwerke auf zweckmäßige Weise geordnet, wurden erfahrene Holländer berufen, um sumpfige Landstrecken trocken zu legen. Straßen und Brücken wurden gebaut, um den Verkehr im Innern zu erleichtern, zwischen Seine und Loire der Canal Briare begonnen und auch der Canal du Midi schon geplant, um den Handel zwischen dem Atlantischen und dem Mittelmeere durch Frankreich zu leiten. Das gesunkene Gewerbswesen zu heben, wurden geschickte Arbeiter aus dem Auslande berufen, schnell hob sich wieder Tuch-, Leder-, Stahl- und Glasfabrication. Das Tragen seidener Kleider wollte Sully verbieten, weil große Summen für Seide ins Ausland giengen, weil Frankreich aus Landbau und Viehzucht größeren Gewinn ziehe als aus Seidenbau, weil überhaupt die zur Beschaffung der Seide nöthige sitzende Lebensweise zum Kriegsdienste untauglich mache. Heinrich IV. war anderer Ansicht, er befahl die Anpflanzung von Maulbeerbäumen, ließ Seidenwürmer und durch Sachverständige Anweisungen über ihre Behandlung verteilen, Seidenbau solle auch dem Adel keinen Eintrag thun. Der Seidenbau gedieh schnell. Auch die Tapetenwebereien, die Manufactur der Gobelines entstanden in dieser Zeit.²⁾

Günstige Handelsverträge wurden geschlossen. Der Gedanke an Gründung von Colonien in Nordamerika regte sich. Der König sprach alles Land an der Ostküste Nordamerikas vom 40. bis zum 52. Grad nördlicher Breite für Frankreich an. Champlain gründete 1604 Port-Royal oder Annapolis, 1608 Quebec. Auch eine Ostindische Handelsgesellschaft war im Plane, aber der Sinn für derartige Unternehmungen war in der Nation noch zu schwach. Selbst Sully trat dem König mit seinen beschränkten Ansichten oft entgegen: „Landbau und Viehzucht sind die zwei Brüste, welche Frankreich nähren“,³⁾ war sein Wahlspruch. Auf der andern Seite durchkreuzte des Königs Leidenschaft für das Spiel, für Bauten und schöne Frauen oft die Pläne des Ministers. Leider ließen sich beide durch Geldnoth verleiten, die Paulette, oder die von Paulet angerathene Verkauflichkeit der Ämter mit unbeschränkter Vererbung, einzuführen; Witwen und Erben eines Beamten erhielten 1604 das Recht, über das

Landbau.

Gewerbe.

Colo-
nien.

Paulette.

1) Recherches et considérations sur les finances de France, 1595—1721. Basle 1758. — Martin, l. c. X, p. 438—445. — Poirson, l. c. III, p. 173—215.

2) La France n'est pas propre à de telles babioles, cette vie sedentiaire des manufactures ne peut faire de bons soldats.

3) Labourage et pâturage sont les deux mamelles, qui nourrissent la France, les vraies mines et trésors du Pérou. — Sully, Mémoires des sages et royales économies d'état, chap. 82.

Amt wie über ihr Eigenthum zu verfügen, sobald sie im Januar oder Februar jedes Jahres ein Sechzigstel des Wertes zahlten, auf den das Amt abgeschätzt war. Die Regierung gab dadurch eines ihrer wichtigsten Vorrechte, die Vertheilung der Ämter, auf, wenn sie auch dadurch auf der andern Seite verhüten wollte, daß sie wieder ein Parteihaupt — wie Guise — sich durch Verleihung der Ämter eine Macht verschaffe.

Duelle.

Die Kampflust zeigte sich in erschreckendem Maße noch in den Duellen, 2000 Edelleute blieben 1601 bis 1609 im Zweikampfe.¹⁾ Die Klagen der Kirche zwangen den König einzuschreiten. Ein Gesetz vom Jahre 1602, welches den Zweikampf und Beistand dabei kurzweg für Hochverrath erklärte, also mit dem Tode bestrafte, blieb wegen seiner Strenge wirkungslos. Heinrich IV. hoffte durch Beschränkung zu helfen, 1609 erlaubte er jedem, der durch einen andern seine Ehre verletzt glaube, sich bei ihm zu beklagen; er, der König, werde dann den Zweikampf gestatten, wenn er es für nothwendig erachte; wer aber ohne seine Erlaubnis sich schlage, solle, im Falle er den Gegner tödte, mit dem Tode, sonst mit Verlust der Hälfte des Vermögens und lebenslänglichem Gefängnis bestraft werden, die dem Zweikampfe in Waffen Beivohnenden mit Verlust des Vermögens und Lebens.²⁾

Parlamente.

Die Rechte der Parlamente hat Heinrich IV. zwar anerkannt, um ihren Widerspruch sich aber nie gekümmert, er wollte nicht Rath von ihnen, sondern nur Unterstützung. Die allgemeinen Stände hat er nie einberufen, denn er fürchtete das Wiedererwachen der Parteileidenschaften, die matt zu machen sein stetes Bestreben war. Der Bürgerstand, der Adel wurden in gleicher Weise niedergehalten, das Landvolk dagegen athmete nach einem halben Jahrhundert des Druckes wieder auf. Begründung der Territorialeinheit, der Verwaltungseinheit ist die Lösung dieser Regierung, sie hat die Grundlagen zur Macht, wie zum unumfchränkten Walten Ludwigs XIV. gelegt.³⁾

Jesuiten.

Um auch unter den Geistlichen mächtige Stimmen für sich zu haben, bewilligte der König durch das Edict von Rouen, im September 1603, den Jesuiten die Rückkehr nach Frankreich mit dem Beisatze, daß immer einer als Geißel für das Benehmen des Ordens am Hofe sein solle. Diese demüthigende Bedingung schlug zum Frommen des Ordens aus. Der Vater Cotton, den der Orden als Geißel seiner Treue stellte, gewann den König derart für sich, daß er ihn zu seinem Beichtvater ernannte, und von da bis zur Aufhebung des Ordens bekleidete immer ein Jesuit dieses einflußreiche Amt. Um den Widerspruch des Parlamentes kümmerte sich der König hier so wenig als bei andern Anlässen; auf die Einwendung, sie seien der rechte Arm des Königs, erwiderte er: der Arm führe nur aus, was der Kopf wolle.⁴⁾

Das Königthum war stark durch die Abneigung gegen die Wirren der jüngsten königlosen Zeit, durch die Persönlichkeit des Königs, durch die Thätig-

¹⁾ Fontenai-Mareuil, Mémoires, bei Michaud et Poujoulat, 2. série, tome V, p. 12.

²⁾ Poirson, l. c. III, p. 676 ff. — Martin, l. c. X, p. 469.

³⁾ Poirson, l. c. III, p. 3—58.

⁴⁾ Martin, l. c. X, p. 532 f.

leit seines Ministers. Statt der früheren Ungebundenheit war jetzt überall das geordnete Walten einer starken Regierung.

Solches kam vielen, die Heinrich IV. hatten siegen helfen, unerträglich vor, namentlich Biron, dem alten Waffengenossen des Königs und jetzt Statthalter von Burgund. Im Hochgeföhle geleisteter und nicht genug belohnter Verdienste, im Unmuth über den Vorwurf harten und störrigen Sinnes, gelockt durch den Herzog von Savoyen, der ihm für Beistand die Vermählung mit seiner Tochter verhieß, ließ sich Biron mit dem Grafen von Auvergne, einem unehelichen Sohne Karls IX., in eine hochverräterische Verbindung mit Savoyen und Spanien ein.

Der
Abel.

Heinrich IV. bekam Wind von der Sache, schlug Biron die erbetene Besetzung der Citadelle von Bourg ab und berief 1601 ihn auf seine verletzende Äußerung, daß der König Ketzern seine Gunst gewähre und selbst noch tief in der Ketzerei stecke, an seinen Hof, sprach hier offen, wohlwollend über seine Verdienste, aber klagend über seine Verbindungen. Biron gestand, bereute und erhielt volle Verzeihung gegen das Versprechen künftiger Treue. Aber noch im gleichen Jahre erhielt Heinrich durch Verrath Lafins, welchen Biron in seinen Verhandlungen mit dem Herzog von Savoyen als Zwischenträger benutzte, Beweise von neuen Untrieben mit Savoyen, mit Spanien, mit unzufriedenen Großen, wie dem Herzog von Bouillon. Wieder berief ihn der König an den Hof, wieder kam Biron, geschützt, wie er glaubte, durch seine früheren Verdienste, nicht ahnend, daß der König die Pläne, die er gegen ihn entworfen, von seiner eigenen Hand geschrieben, vorweisen könne. Heinrich IV. erging sich mit ihm allein unter den Tannen von Fontainebleau — und verlangte offenes Geständniß. Biron unterdrückte eine Anwandlung der Reue, forderte Beweise und die Namen der Ankläger, um sich Genugthuung zu verschaffen, und wies mit gleicher Verschlossenheit eine zweite Aufforderung des Königs am Abend zurück. Da ward er verhaftet und der Proceß dem Parlamente zugewiesen.

Biron

Birons Vertheidigung zeigt, daß er das Wort so gut wie das Schwert zu führen mußte: „Mein Trost im Unglück ist, daß jeder von euch Richtern die Dienste kennt, die ich dem Staate und dem König erwiesen. Ich habe euch auf die Lilien zurückgeführt, von denen euch das tolle Treiben der Liga verjagte. Dieser Leib, der jetzt von euch abhängig ist, hat keine Ader, die nicht für euch geblutet hat; diese Hand, welche die mich belastenden Briefe schrieb, hat ganz anders gehandelt. Es ist wahr, ich habe anders geredet und gedacht als ich sollte; aber wo ist das Gesetz, welches leichtfertige Reden und böse Gedanken bestraft? Wäre ich schuldig, so wäre ich nicht aus meiner Provinz hergekommen! Ich dachte, der König kennt den Grund meines Herzens zu gut, um auf meine Treue Verdacht zu werfen. Wenn er mir in Lyon das Leben schenkte, nur um es mir jetzt zu nehmen, so ist dies seiner großen Seele unwürdig und ihm nur von meinen Feinden eingegeben. Ich hatte schlimme Absichten, aber sie giengen nie in That über und waren durch Verdruss erregt, und es wäre doch hart, wenn man bei mir anfieng, die Gedanken zu bestrafen. Soll ich allein in Frankreich nicht erfahren, daß der König mild ist? Doch sei dem, wie ihm wolle, ich rechne mehr auf euch als auf ihn. Sobald er mich euch übergibt, hält er es für nöthig, gegen mich grausam zu sein. Ist aber Gnade nicht der Vorzug der

ver-
theidiat
sich.

Könige? Jeder kann den Tod geben, aber nur der König hat das Vorrecht, das Leben zu schenken. Weiß er denn nicht, daß er mir verziehen hat? Die Königin von England erzählte mir, daß sie Essex begnadigt, wenn er darum gebeten hätte. Ich bitte heute um Gnade. Essex war schuldig, ich bin unschuldig. Mein Vater hat sein Leben geopfert, um dem König die Krone aufs Haupt zu setzen; ich habe vierzig Wunden empfangen, um sie ihm zu erhalten, und zum Lohne dafür schlägt er mir den Kopf von den Schultern. An euch, meine Herren, ist es jetzt, ein Unrecht zu verhindern, welches die Regierung des Königs entehren würde, und ihm einen guten Diener, dem Staate einen tapfern Krieger und dem König von Spanien einen großen Feind zu erhalten.“

Wirksamlos verhallte jedoch dieses Mannes Wort. Die Richter erkannten, daß böse Absichten, zu deren Ausführung nur die Gelegenheit fehlte, ebenso strafbar seien, wie vollbrachte Thaten, und ihr einstimmig gefälltes Todesurtheil wurde vom König bestätigt. Biron endete, achtunddreißigjährig, am 31. Juli 1602, im Hofe der Bastille unter dem Beile des Henkers.¹⁾

Die Überzeugung, daß die Flut der Anarchie wieder hereinzubrechen drohe, die Sorge um sein Kind machten Heinrich IV. unerbittlich. „Wüßte ich,“ äußerte er, „daß ich Biron überlebe, ich würde ihn begnadigen, aber ich darf meinen Kindern keinen so mächtigen und gefährlichen Feind hinterlassen.“ Der Streich, der Biron's Haupt fällte, schlug den Stolz des französischen Adels nieder und zeigte Richelieu die Stelle, wo er ihn treffen müsse, um ihn unterwürfig zu machen.

Heinrich IV. hatte damals schon einen legitimen Thronfolger. Damit verhielt es sich also. An die Nachfolge der Kinder von der Gabriele d'Estée²⁾ war nicht zu denken, denn er war noch vermählt mit der Margareta von Valois, wenn er auch längst von ihr getrennt lebte. Margareta von Valois wünschte die Ungiltigkeitserklärung der Ehe, sie sei von ihrer Mutter und ihrem Bruder Karl IX. dazu gezwungen worden. Allein, wenn ihre Ehe auch für ungiltig erklärt und die Kinder der Gabriele legitimiert wurden, so stand in Frage, ob die Condé und Montpensier nach Heinrichs IV. Tod nicht für sich die Krone ansprachen. Der Tod behob eine Schwierigkeit: Gabriele starb plötzlich hinweg, am 10. April 1599, man sagte an Gift, das ihr ein Florentiner beigebracht habe.³⁾

Margareta von Valois bat den Papst um Aufhebung ihrer Ehe, und im December 1599 erklärten dessen Bevollmächtigte diese für nichtig. Des Königs unheilbare Leidenschaft für Frauen verwickelte ihn jedoch in neue Bande, während er um eine Ehe mit Maria von Medici unterhandelte.⁴⁾

1) Martin, l. c. X, p. 514—518. — Poirson, l. c. II, p. 555—638.

2) Sie hatte zwei Söhne von Heinrich IV., denen sie die stolzen Namen „Cäsar“ und „Alexander“ gab; der erste wurde zum Herzog von Vendôme ernannt, der zweite mit allem möglichen Glanz in Saint-Germain getauft, wie wenn er ein *Enfant de France* wäre.

3) Sismondi, Histoire des Français, XXII, p. 32.

4) Martin, l. c. X, p. 502 f.

Der Marquise von Berneuil gab Heinrich IV. 1599 schriftlich das Eheversprechen, doch Sully zerriss das Schreiben. „Was wagst du,“ rief im Zorn der König; „ich glaube, du bist ein Narr!“ — „Ja, ein Narr bin ich und ein Dummkopf, und ich wollte, ich wäre der einzige in Frankreich“ — antwortete Sully ganz ruhig. — Nur mit Bedauern kann man auf sein Privatleben, seine Leidenschaft für Frauen und für das Spiel blicken, sie schändeten seine großen Eigenschaften und waren der Kummer seines Lebens.

Am 9. December 1600 fand in Lyon die Vermählung mit Maria von Medici, der Nichte des Großherzogs von Toscana und der Tochter seines Vorgängers, statt. Am 27. September 1601 gebar sie Ludwig XIII.¹⁾

Ludwig
XIII.

Die Freude über die Geburt eines Thronfolgers war groß in Frankreich, die Zukunft der Dynastie schien gesichert, die Schrecken eines Bürgerkrieges vermieden. Aber das Verhältnis zur Königin war ein bitteres, der Aufenthalt im Louvre eine Hölle. Maria, von Natur eifersüchtig, stolz, mürrisch und geistig wenig regsam, hatte nur allzuvielen Grund, über die Untreue ihres Gemahls zu klagen.

Im Kriege war Heinrich IV. emporgekommen, im Gewühl des Kampfes war ihm wohl; solche, die ihn gut kannten, meinten, er versiele ganz in Ausschweifungen, wenn der Krieg nicht wäre, der ihn an sich selbst erinnere. Der unruhige Geist seiner ehemaligen Kampfgenossen wie Gegner verlangte eine Ableitung der Kräfte nach außen. Jener Bastard Karls IX., d'Avvergne, ließ Philipp III. sagen, wenn Spanien Krieg mit Heinrich IV. anfange, könne es auf ihn und viele vom Adel rechnen. Der Hugenotte Bouillon unterhandelte mit Spanien wie mit den protestantischen Fürsten Deutschlands. Mit Mühe erhielt der Papst den Frieden zwischen beiden katholischen Großmächten, er wünschte ihre Vereinigung zu einem Kriege gegen die Türken.²⁾

Der Adel
gegen
Heinrich
IV.

Sully aber sammelte die Mittel und stachelte zu einem Kriege gegen Habsburg, zu welchem ihn auch Haß angetrieben haben soll, da man eine vermeintliche Verwandtschaft mit Engelram VII. von Coucy her nicht anerkennen und ihn in das reiche Erbe des Vicomte von Gent nicht einsetzen wollte. Sully rühmt sich, daß er der eigentliche Erfinder des sogenannten großen Planes sei, nach welchem die Karte Europas verändert, namentlich aber Habsburg erniedrigt und Frankreich erhöht werden sollte.

Le
grand
projet.

Um nämlich Gleichberechtigung der Bekenntnisse zu ermöglichen und nach Sullys Ansicht den größten Feind religiöser Toleranz und nationaler Unabhängigkeit, das Haus Habsburg, zu brechen, sollte Tirol und die Freigrafschaft Burgund zur Schweiz geschlagen, Belgien mit den vereinigten Niederlanden verschmolzen, Sicilien mit Venedig, Neapel mit dem Kirchenstaat, Mailand mit Savoyen zu einem Königreich Lombardien verbunden werden — so würden drei gleich mächtige Staaten in Italien geschaffen;

¹⁾ Poirson, l. c. II, p. 547. — Martin, l. c. X, p. 509, 512.

²⁾ Martin, l. c. X, p. 506—508.

als Haupt der italienischen Republik sollte der Papst von Toscana, Mantua, Modena, Genua, Lucca Huldigung und Tribut empfangen. Böhmen sollte ein freies Wahlreich werden wie Polen, desgleichen Ungarn, mit dem man Bosnien, Siebenbürgen, Kärnten, Steiermark, Krain und Osterreich vereinigen könne, um es gegen die Türken zu verstärken. Nie sollten zwei Kaiser aus der gleichen Familie sich folgen, der nächste Kaiser aber der Kurfürst von Bayern sein. Demnach wären im gebildeten Europa als Erbmonarchien bestanden: Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden, Lombardien; als Wahlreiche: das Kaiserthum, das Papstthum, Polen, Ungarn, Böhmen; als Freistaaten: Venedig, Stalien, die Schweiz, die Niederlande. Frieden und Einigkeit und freier Handel sollten unter diesen Staaten bestehen und alle strittigen Fragen ein europäisches Staatsgericht, ein neuer Amphiktionenbund schlichten; zu seinen 64 Abgeordneten sollten der Papst, der Kaiser, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Polen und Venedig je vier, Ungarn aber, Böhmen, Neapel, Sardinien, Sicilien, die Schweiz, die Niederlande, Toscana, Mailand, Savoyen, Mantua, Parma, Modena, Genua je zwei Abgeordnete stellen und drei Collegien bilden in Krakau, Trient und Paris oder einen gemeinsamen Bundesrath. Gemeinsam sollte sein der Krieg gegen die Türken, die Eroberungen aber nach gemeinsamem Beschlusse nicht an die Erbreiche, sondern an die Freistaaten und Wahlreiche vertheilt werden. Rußland solle zunächst nicht in diese christliche Republik aufgenommen werden, weil es viele wilde, auch heidnische Völker umfasse und die herrschende Religionsform wenig mit den drei Bekenntnissen der Abendländer übereinstimme. Als Entschädigung für ihre Verluste sollten die Habsburger die neu zu erobernden Reiche in fremden Welttheilen erhalten!

im
Ernste
geplant.

Das waren Pläne, die Sully mit dem König fünfzehn Jahre hindurch besprach; sie sind in seinen „Denkbüchern“¹⁾ mit einer Sorgfalt ausgeführt, daß der Ernst wohl ersichtlich ist, wie die feste Absicht, sie ins Leben zu setzen; sie sind also mehr als ein Gegenstück zum Plane des Thomas Campanella von der spanischen Monarchie. Heinrich IV. behandelte diesen Plan als eine ernste Sache in seinem Briefwechsel mit Moriz von Hessen. Sully hat Bündnisse geschlossen in Rücksicht auf diesen Plan, dessen Ausführung Frankreich die Hegemonie in Europa verschafft hätte. Man sprach zwar vom Plane als einem uneigennütigen Versuch, das Gleichgewicht in Europa herzustellen und Kriegen vorzubeugen. Mit der bloßen Ehre der Gründung der christlichen Republik hätte sich jedoch Frankreich natürlich nicht begnügt, denn Heinrich IV. sagte ganz offen, es sei nicht seine Absicht, 60 Millionen aus-

¹⁾ Mémoires des sages et royales oeconomies d'Estat de Henry-le-Grand. 1634 erschienen Bd. I und II (in Schloß Sully gedruckt, obschon mit dem Drucker Amsterdam bezeichnet) in Folio, 1662 erschienen Bd. III und IV in Paris. Das Ganze erschien in 15 Bänden, in 12^o zu Amsterdam 1723. Abbé l'Ecuse überarbeitete sie und nach seiner Ausgabe ist eine russische und eine deutsche Uebersetzung (Zürich 1783) veranstaltet.

jugeben, um Länder für andere zu erobern, ohne etwas für sich zu behalten, als Sully ihn mahnte, jede Eifersucht durch Uneigennützigkeit zu ersticken, denn die sicherste Herrschaft wäre die freiwillig anerkannte.

Zu einem Eroberungszuge ward gerüstet, seit die Regierung wieder einige Kraft fühlte. Seit 1602 stand der König in Verbindung mit den Moriscos Balencias, die ihn als ihren Fürsten und Beschützer anerkennen wollten, wenn er ihnen kriegserfahrene Führer und Waffen sende. 1601 gieng Sully selber an den Hof der Königin Elisabeth, um mit ihr Bündnis und Krieg gegen Habsburg zu verabreden; nach dem Tode der Königin besuchte er Jakob I. zu gleichem Zwecke. Den unzufriedenen deutschen Fürsten wurde Unterstützung verheißen. 1602 kam der Landgraf Moriz von Hessen selber nach Frankreich. Der Kurfürst von der Pfalz ward von Paris aus gestachelt, sich an die Spitze eines Bundes gegen die Übermacht des Hauses Habsburg zu stellen. Die Union ward von Frankreich her angeregt. Allmählich kam ganz Europa in Bewegung.

Unter-
hand-
lungen.

Auf sieberhafte Thätigkeit folgte dann wieder ein Zaudern, den letzten Schritt zu thun und das große Wagnis zu beginnen. Da trieb aber eine neue Liebesleidenschaft und persönlicher Groll den König wieder voran.

Der Connetable Montmorency hatte eine Tochter, Charlotte, von solcher Schönheit, daß Bassompierre schreibt, es habe hienieden nie mehr Zauber, Anmuth und Vollendung gegeben. Auch den ernstesten Männern wußte diese Holde den Kopf zu verrücken. Das Herz Heinrichs IV. war ohnehin immer wie Junder und leicht in Brand zu stecken, doch jetzt bemächtigte sich des Sechsfünfzigjährigen eine rasende Leidenschaft. Um Charlotte in seine Nähe zu bringen, vermählte er sie mit dem Prinzen von Condé; sie sollte den Schmutz seines Hofes bilden. Aber der Prinz wollte mit dem König das Herz des Weibes nicht theilen, nicht am Haupte erhöht werden, um am Herzen erniedrigt zu sein, und zwang seine Gattin, welcher die Huldigungen des Königs schmeichelten, im November 1609 mit ihm nach Brüssel zu entfliehen. Umsonst verlangte Heinrich IV. unbedingte Rückkehr seines Vasallen, umsonst forderte er vom Erzherzog Albrecht die Auslieferung der beiden Flüchtigen. Der Erzherzog war zu ehrenhaft — Verlegenheiten bereitete ihm übrigens diese Angelegenheit in Menge. Der König wollte durch einen Entführungsversuch zum Ziele gelangen. Maria von Medici erfuhr denselben, theilte ihn nach Brüssel mit und verhinderte ihn also. In ihren Kreisen ward die Befürchtung rege, Heinrich IV. wolle sich Marias und Condés entledigen, um die Montmorency zur Königin zu machen. Condé floh von Brüssel nach Mailand, dort trat er in Verbindung mit Philipp III., um sich an seinem Dheim zu rächen. Er bestritt die Legitimität des Dauphin: er selber sei der wahre Erbe der Krone!¹⁾

Mont-
morency.

All das steigerte des Königs Leidenschaft, Groll und Kampflust — in seinen alten Tagen wollte er noch einen Weltkrieg beginnen!²⁾ Mit allem

Rüstun-
gen.

¹⁾ Mémoires de Bassompierre bei Michaud, l. c. Sér. II, vol. VI, p. 55. — Martin, l. c. X, p. 554—556.

²⁾ Richelieu tadelt ihn darob. Mémoires, collection Michaud, Sér. II, vol. VII, p. 17. — Martin, l. c. X, p. 570.

Erste ward jetzt zum Kriege gerüstet, der Europa umgestalten sollte. Mit der Union ward anfangs 1510 zu Hall in Schwaben ein Bund abgeschlossen, zu welchem die Frage wegen Jülich und Cleve den Vorwand gab, wie wir später bei der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sehen werden. Die Holländer verhiessen zum Kriege 18.000 Mann, Jakob I. von England 4000. Der kriegslustige Prinz von Wales, Heinrich, wollte unter dem Sieger von Jory die Kriegskunst erlernen. Drei Kurfürsten, nämlich von der Pfalz, Brandenburg und Köln, waren schon gegen den Kaiser gewonnen. Ein Heer sollte im Verein mit dem Herzog von Savoyen, welchem Mailand und der Titel eines Königs von Lombardien versprochen war, in Italien einrücken, ein anderes die Pyrenäen überschreiten, an der Spitze des dritten wollte Heinrich IV. selber in Deutschland und unter Umständen bis Böhmen vordringen.¹⁾

Kriegsplan.

Krönung
der
Königin.

Das Reich deutscher Nation schien den gewaltigsten Erschütterungen entgegenzugehen. Überall griff man nun zu den Waffen. Schon war ein Theil der Armee auf dem Marsche, schon war eine mächtige Artillerie abgedenkt, schon war Maria von Medici zur Regentin und der Tag der Abreise für den König bestimmt — als die Königin, um während der Abwesenheit ihres Gemahls, und im Falle ihn ein Unglück treffe, mit der nöthigen Autorität auftreten zu können, von ihm verlangte, feierlich geweiht und gekrönt zu werden. Ungern gab Heinrich IV. nach, weil dadurch eine Zögerung entstand und weil ihn schlimme Ahnungen überkamen. „Diese verfluchte Krönung“, sagte er zu Sully, „wird Ursache meines Todes sein. Man wird mich in dieser Stadt umbringen!“²⁾

Tod
Heinrichs
IV.

Am 13. Mai wurde Maria von Medici in Saint-Denis feierlich gekrönt, am 16. Mai sollte sie feierlich in Paris einziehen, am 19. Mai wollte der König zur Armee abreisen. Da erreichte ihn am 14. Mai 1610 sein Verhängnis. Er wollte eben vom Louvre nach dem Arsenal fahren, um Sully zu besuchen. In der Straße La Ferronnerie mußte der Wagen wegen des Gedränges einen Augenblick halten. Das Gefolge entfernte sich, um platzzumachen, nur zwei Edelleute saßen beim König. Da stieg ein Mann in den Wagen und stieß dem König ein Messer in die Brust. „Ich bin verwundet!“ rief Heinrich, da machte ein zweiter Stoß durchs Herz seinem Leben ein Ende.³⁾

Ravai-
llac.

Der Mörder ließ sich ohne Widerstand ergreifen. Er nannte sich Franz Ravailiac aus Angoulême, war einunddreißig Jahre alt, Schullehrer, hatte in einen Orden eintreten wollen, war aber aus demselben wegen seiner Gesichte meggewiesen worden, Visionär von düsterer Natur, gegen den König die Gefühle

¹⁾ Sully, Oecon. d'Etat, II, p. 285, 304, 316, 572. — Bassompierre, l. c. Sér. II, vol. VI, p. 38, 69. — Dumont, Corps diplomatique, V, 2, p. 121 bis 138. — Martin, l. c. X, p. 557—563.

²⁾ „Ah maudit sacre, tu seras cause de ma mort! Je mourrai dans cette ville et n'en sortirai jamais. Ils me tueront, car je vois bien qu'ils n'ont d'autre remède en leur danger que ma mort.“ Martin, l. c. X, p. 566 f.

³⁾ Das Messer Ravailiacs ist in Paris noch aufbewahrt im Musée d'artillerie.

der Mehrzahl der Pariser hegend, welche damals mehr einer puritanischen Richtung huldigten und mit Abscheu vom Privatleben Heinrichs IV., mit Ingrimme ob des bevorstehenden Krieges gegen katholische Mächte sprachen und nie zum König ein rechtes Zutrauen hatten fassen können. Ravallac erklärte standhaft, daß ihm niemand zu seiner That gerathen, daß er zu niemandem von seiner Absicht gesprochen habe. Schon früher sei er nach Paris gekommen, um mit dem König zu sprechen und ihm Offenbarungen mitzutheilen, die ihm vom Himmel gekommen, nämlich er solle das Edict von Nantes widerrufen und die Reformierten zur katholischen Kirche zurückführen, man habe ihn aber nicht zum König gelassen. Jetzt sei er wieder gekommen, um den König zu ermorden, weil dieser gegen die katholische Kirche, das heißt gegen Gott, Krieg führen wolle. Der Mörder wurde am 27. Mai geviertheilt und starb mit dem Muth eines Märtyrers.

Das Herz Heinrichs IV. wurde in der Kirche des Jesuiten-Collegiums La Flèche beigelegt, so hatte es der König verordnet, dort sollten in der Zukunft die Herzen der Mitglieder des Königshauses aufbewahrt werden. Indes suchten ihre Gegner den Jesuiten Ravallacs Frevelthat auf den Hals zu laden — dieser hatte früher einmal verkehrt mit dem Vater Mubigny und mochte Mariana's ^{Mariana.} Buch „De rege et regis institutione“ gelesen haben. Ravallac erklärte aber unter den Qualen der Folter beharrlich, daß er von seinem Mordplan keinem Menschen etwas vertraut habe, daß er von Mariana's Buch nie etwas gehört habe — es war in Frankreich damals in der That wenig gekannt. Desungeachtet sah sich das Parlament bemüßigt, am 8. Juni 1610 Mariana's Buch vor der Kirche Notre-Dame verbrennen zu lassen, was die Folge hatte, daß es erst recht bekannt wurde.¹⁾

Heinrich IV. selber war der eifrigste Vertheidiger der Jesuiten geworden und hatte ihnen sogar Zutritt in das hugenottische ^{Heinrich IV. über die Jesuiten.} *Bar n* verschafft und in die Länder des Großsultans. Wie er über sie dachte, zeigte er 1603 in der Antwort auf die Beschwerden des Pariser Parlaments gegen die Wiedereinführung des Ordens.²⁾

„Wie mögt ihr Männer des Ehrgeizes beschuldigen, welche die ihnen angetragenen Ehren und Pfünden verschmähen, ja Gott geloben, solche niemals anzunehmen und nichts anderes auf Erden verlangen, als ohne alles Entgelt denen zu dienen, welche ihre Dienste benutzen wollen. Wenn euch der Name ‚Jesuit‘ so hochmüthig vorkommt, warum tadelt ihr die nicht, welche sich ‚Brüder der heiligen Dreifaltigkeit‘ nennen? Was mich anlangt, so möchte ich mich lieber Jesuit nennen als Jakobiner oder Augustiner.“

„Die Sorbonne hat sie früher verdammt, weil sie, wie ihr, dieselben ^{Woher ihr Anhang?} nicht kannte; wenn das die alte Sorbonne aus Eifersucht that, so hat die neue sie genau kennen gelernt und lobt sie. Allerdings waren sie bisher in Frankreich bloß geduldet, doch hat Gott mir den Ruhm aufbewahrt, sie in diesem Lande einzubürgern, was ich für eine große Gnade halte. — Die Universität ist ihnen allerdings feind, das ist aber nur, weil sie es besser machen als die andern,

¹⁾ Über Mariana und die Vertreter des Tyrannenmordes überhaupt s. Janssen-Pastor, I. c. V, p. 582 ff., 588 ff.

²⁾ Vielfach abgedruckt, auch bei Crétineau-Joly, Histoire de la Compagnie de Jésus, III, p. 50 ff., und Schoell, Cours d'histoire des états Européens, XVII, p. 205.

was der Zudrang zu ihren Vorträgen beweist. Wenn man bei ihnen nicht mehr und besser lernte als anderswo, wie kommt es denn, daß insolge ihrer Geisteslichte eure Universität nur leere Bänke aufzuweisen hat, und daß ihnen, all euren Mahnungen zum Trotz, die Studenten überallhin, selbst über des Reiches Grenzen hinaus folgen? — Ihr klagt, daß sie die begabten Kinder an sich ziehen und die Besten auswählen. Gerade deshalb achte ich sie hoch; — suchen nicht auch wir die besten Soldaten aus, um sie in den Krieg zu führen? Würdet ihr solche wählen, die eurer und des Sitzes im Rathe unwürdig wären? Ihr würdet sie verachten, wenn sie euch unwissende Lehrer oder Prediger lieferten, und jetzt tadelt ihr sie, wo sie euch hochbegabte Geister aufweisen. — Das Gelübde, daß sie dem Papste ablegen, bindet sie nicht für alle Dinge, sondern nur wenn sie zur Bekehrung der Heiden ausgeschied werden — und in der That hat Gott durch sie Indien bekehrt. Ich sage mir oft: „Kann der Spanier sie benutzen, warum nicht auch der Franzose? Sind wir denn schlechter als die andern? Ist Spanien liebenswürdiger?“ — Ihr sagt, sie schlüpfen herein, wie sie nur können; das machen aber die andern geradese und ich selbst bin, so gut ich konnte, in mein Königreich hereingeschlüpft; man muß aber zugeben, daß ihre Geduld eine große ist, und die bewundere ich für mein Theil, denn mit Geduld und Tugend bringen sie alles fertig. — Ich glaube nicht, daß sie die Geisteslichte meiner Oberhoheit abspenstig machen und den Königsmord lehren. Von den hunderttausend Schülern hat nicht einer solches kundgegeben. Den Chastel konnten keine Folterqualen bewegen, einen Jesuiten zu bezichtigen. Und wenn auch ein Jesuit die That vollbracht hätte, müssen denn alle Apostel für Judas leiden, oder bin ich verantwortlich für alle Missethaten meiner ehemaligen Soldaten? — Überlaßt mir also getrost die Behandlung dieser Gesellschaft!“

Bater
Cotton.

„Ich liebe euch, seit ich euch kennen lernte,“ sagte Heinrich IV. zu den Jesuiten, und doch mußte er vom Vater Cotton oft harte Dinge hören. Als die Verneuil mit andern Frauen einst mit dem König in die Predigt kam, fragte Cotton: „Wie mögen Eure Majestät wieder ein Serail mitbringen?“ Heinrich hat Cotton, ihm in Zukunft solches nicht mehr öffentlich vorzuhalten.

Mit Heinrich IV. stiegen seine Pläne ins Grab. Deutschland waren noch einige Jahre der Ruhe gestattet. Gustav Adolf hat später des Königs Pläne wieder aufgegriffen. Ehe wir aber den Dreißigjährigen Krieg und das Elend schildern, welches über das Land kam, in welchem die ganze neue Bewegung entstand, wollen wir die Literatur und Kunst Europas im sechzehnten Jahrhundert ins Auge fassen und dann die Geschichte des Nordens bis zu Gustav Adolf in großen Zügen mittheilen.

Literatur und Kunst im sechzehnten Jahrhundert.

In dieser Zeit, da England und Spanien auf Leben und Tod miteinander im Kampfe lagen, entwickelte sich in beiden, unabhängig voneinander und in jedem eigenthümlich, die höchste Blüte der dramatischen Dichtung.

Dreimal hat sich das Drama in Zeiten und Ländern, die fern voneinander liegen, ganz eigenthümlich aus der Religion entwickelt: in Ostindien aus den Opfertänzen und Festdarstellungen bei der Verehrung des Krishna, in Griechenland aus dem Feste des Dionysos, im Mittelalter aus der Feier der Leidensgeschichte Jesu Christi. Das antike Drama hat keinen Einfluss ausgeübt auf die Entstehung des neuen, wohl aber auf seine Bollendung. In den ersten Zeiten des Christenthums sprach sich die Kirche auf das entschiedenste gegen alles Schauspielwesen aus. Man konnte nicht Mitglied der Kirche und Schauspieler zugleich sein und mit Recht. Man darf nur die Verkommenheit der alten Welt, wie sie sich in den Schauspielen der römischen Kaiserzeit zeigt, und den hohen Idealismus des Christenthums ins Auge fassen, um Theater und Christenthum für unverföhnbar zu erklären!

Aber Kunst und Religion sind zu innig verbunden, als dass nicht auch in der christlichen Kirche das Drama wieder hätte entstehen sollen. Zwar mit dem Alten Testamente ist das Schauspiel unvereinbar; ist Abbildung lebendiger Geschöpfe mit dem Pinsel oder Meißel verwehrt, so noch vielmehr Darstellung derselben durch Geberden und Gesticalationen. Das Judenthum wußte sich überhaupt mit den Formen sinnlicher Schönheit wenig zu befreunden — umsomehr das Christenthum, in welchem die Lehre vom Gottmenschen eine Befriedigung gab, welche die freundlichste Vermittlung war zwischen geistiger Wahrheit und sinnlicher Schönheit. Das Geistige wird hier nicht geltend gemacht auf Kosten der Rechte der sinnlichen Natur, sondern das Sinnliche wird geläutert und verklärt ins Geistige aufgenommen. Nichts versetzt mehr in die Weihe der Andacht als die Kunst und nichts ist mehr Kunst als der Cultus, denn er ist Ausdruck der unendlichen Idee im endlichen Stoff. Nirgends fand die Kunst

Ent-
stehung
des
Dramas.

Theater
und
Kirche.

Kunst
und
Christen-
thum.

eine bessere Pflege als in der Kirche, der Altar ist ihre wahre Heimat und nirgends war die Kunst größer, als wo sie eine Strahlenbrechung der Religion ist.

Kunst und Religion giengen Hand in Hand miteinander. Die Predigt richtete bei den Neubekehrten weniger aus als der Anblick eines Christusbildes, denn sie waren wie Kinder, die das Überfinnliche erst fassen, wenn es ihnen in sinnlicher Weise veranschaulicht wird, die Macht des Bildes aber bewegte sanft ihr Gemüth und bereitete es zur Andacht vor. Noch mehr, wenn die Geschichte der Erlösung gleichsam in theatralischer Weise vorgestellt wurde, wenn die Zuschauer selbst gewissermaßen mitspielten, wie am Palmsonntag, wo sie gleichsam am Einzuge Christi theilnahmen, wie am Charfreitag, wo sie halfen bei der Grablegung Christi. Es war da, wie von der Natur gegeben, daß in der Grabhöhle ein Engel in weißer Kleidung saß, daß zwei Priester in orientalischer Frauentracht sich ihm näherten und auf seine Frage: „Wen sucht ihr im Grabe?“ die Antwort ertheilten: „Jesum, den Gekreuzigten, du Himmelsbewohner.“ Der Engel sagte dann: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden, wie er es vorausgesagt! Gehet und verkündigt, daß er vom Grabe erstanden ist!“¹⁾ — Und laut erscholl dann das Alleluja der freudig bewegten Menge. Und von hier war es nur ein kleiner Schritt bis zu den Passionsspielen, wie sie heute noch in Oberammergau gefeiert werden, und zu den Mysterien überhaupt oder zur Darstellung der Geschichte der Offenbarung.²⁾

Das Volk hieng mit Innigkeit an seinem Glauben und darum fanden solche Darstellungen den größten Beifall. Die Kirchen waren nicht groß genug, um die Zuschauer zu fassen; man schlug die Bühnen auf Kirchhöfen oder auf öffentlichen Plätzen auf. Auch die Geistlichen reichten nicht aus, die Laien mußten herbeigezogen werden. Die Bevölkerung ganzer Städte theilte sich spielend oder zuschauend bei der Aufführung, bei der auch der scenische Apparat immer reicher und glänzender wurde. Aus den Mysterien entwickelten sich nach und nach die Moralitäten, eigene allegorische moralische Schauspiele, in welchen einzelne Tugenden oder Laster personificiert auftraten.

In der Theilnahme der Laien an der Aufführung, ferner in den Moralitäten selbst war der Keim zur allmählichen Loslösung des Drama's

¹⁾ Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, IV, S. 420—433:

Quem quaeritis in sepulchro, o Christicolae?
Jesum Nazarenum crucifixum, o Coelicolae. —
Non est hic, surrexit, sicut praedixerat.
Ite nuntiate, quia surrexit de sepulchro!

²⁾ Die reiche Literatur über die Mysterien und Moralitäten verzeichnet bei Ulrich, Shakespeares dramatische Kunst, S. 3 u. 40. 3. Auflage. Leipzig 1874. Dazu Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, IV, S. 420. Freiburg 1900.

von der Kirche. Diese Entwicklung finden wir nahezu gleichmäßig in Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Die Mysterien sind schon in der Blüte im zwölften Jahrhundert; es sind geschichtliche, geistliche Schauspiele. Der Inhalt beschränkt sich auf Bibel und Legende, der Stoff ist bekannt, die Geschichte wird streng festgehalten — und doch sind diese Dramen, wenn auch einförmig, nicht langweilig. Die religiöse Innigkeit, die reine, kräftige Kindlichkeit jener Zeit, der einfache, lautere und starke Geist unserer Vorfahren weht uns aus ihnen entgegen.¹⁾

In Deutschland, in Frankreich, in England war das Behagen an diesen Darstellungen gleich groß. Keine erfreuliche Osterfeier ohne eine dramatische Aufführung: das ganze Volk kam in bestimmter Ordnung und blieb dabei, bald in Saracenen und Christen, bald in Römer und Juden eingetheilt. Bald entstanden stehende Bühnen und Schauspielergesellschaften.²⁾ Im Jahre 1402 zum Beispiel ernannte Karl VI. von Frankreich, der in einem Schauspiel Erheiterung in seinem Trübsinn gefunden hatte, eine königliche Schauspielergesellschaft.³⁾ Aber nicht rasch, wie bei den Griechen, kam das Drama zu höherer Entwicklung, Jahrhunderte hindurch bewegte es sich in den gleichen Formen. Der schönste Stoff war gegeben in der Geschichte des Leidens Christi,⁴⁾ aber kein großer Dichter wußte den Stoff auszubenten und wirksam zu machen und statt der bisherigen Eintönigkeit das Herz mit der süßen Mischung von Freude und Schmerz, von Hoffnung und Furcht, von Liebe und Haß, von Bewunderung und Grauen zu erfüllen und dadurch zu läutern.

Theilnahme.

Langsame Entwicklung.

England.

Der aus der griechischen Literaturgeschichte gezogene Satz: ein Volk komme zur Vollendung im Drama erst, nachdem es das Höchste im Epos und in der Lyrik geleistet (denn das Drama als höchste Form der Dichtung

¹⁾ Zum Besten gehören noch immer A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. — Hauptwerke über das englische Drama sind: Ulrich, Shakespeares dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakespeareschen Dramas. 3. Auflage. Leipzig 1874, und Gervinus, Shakespeare. 4 Bde. Leipzig 1862. — Die Abhandlungen über einzelne Stücke Shakespeares sind zahlreich, zum Besten gehören die Arbeiten von Fischer, Röttscher u. s. w. — Die beste Textausgabe des großen Dichters ist von Collier, The works of William Shakespeare. 1842—1844. 8 voll. — Drake, Hazlitt, Jameson, Cornwall, Knight leisteten in neuerer Zeit Mühsames zum Verständnis des Dichters. — Bedeutsame Werke sind ferner Dunlop, History of fiction. Edinburgh 1814. 3 voll. — Wharton, History of English Poetry. 1781. — Percy, Reliques of English Poetry. London 1775. 3. ed. 3 voll. — Godwin, The life of Chaucer. London 1803. — über das Drama des Mittelalters: Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. — Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen-âge. Paris 1839. — Wright, The Chester plays. London 1843. — Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse historisch dargestellt. Berlin 1846. — Bouterwek, Geschichte der engl. Literatur. — Gräße, Allgemeine Literaturgeschichte.

²⁾ Confréries.

³⁾ Confrères de la Passion hießen sie. 1285 gab es aber schon eine Confrérie bouffonne de la Basoche, dann Enfants sans souci, Confrérie de la mère folle de Dijon, Société des Fous de Clèves.

⁴⁾ Passio und Resurrectio bildeten das eigentliche Mysterium.

vereine Epos und Lyrik in sich, es stelle das Subject in seiner Gährung dar und das daraus hervorgehende Object, die Handlung), bewährt sich nicht in der englischen Geschichte. Weder in der Lyrischen noch in der epischen Dichtung trat vor Shakespeare eine Größe auf, welche auch nur annähernd mit ihm verglichen werden könnte. Die einzig originale englische Liederdichtung, welche Stoff und Form nicht von dem Festlande mitnahm, war die Minstrel-dichtung.

Menestrelsy. Das Wort *menestrier*, *menestrel*, ursprünglich bloß den Musikanten bezeichnend,¹⁾ ward von den Normannen nach England gebracht und bald auf den sächsischen Harfner übertragen, es waren Dichter und Sänger, wandernde Spielleute oder beständige Diener eines Großen. Percy sagt:²⁾ „Noch immer wurden sie gastfreundlich und achtungsvoll empfangen und manche Ehrenbezeugung, die dem Barden und Skalden gebürte, ward ihnen noch zutheil. Einige trugen nur die Dichtungen anderer vor, allein viele dichteten auch selbst Lieder und alle konnten gelegentlich ein paar Verse machen. Ich zweifle nicht, daß die meisten alten Heldenballaden von dieser Art Leute gemacht wurden, denn, obwohl die größeren metrischen Romane³⁾ von den Federn der Mönche und anderer herrühren mochten, die kleineren Erzählungen wurden wahrscheinlich von den Minstrels, die sie vortrugen, selbst verfaßt. Aus den ungeheuren Abweichungen, die in verschiedenen Exemplaren der alten Stücke stattfinden, geht hervor, daß sie sich kein Gewissen daraus machten, anderer Erzeugnisse zu ändern; dem Vortragenden war es nicht verwehrt, ganze Verse nach Gutdünken und Bequemlichkeit hinzuzufügen oder wegzulassen!“ — Lieblingslieder waren die über Robin Hood,⁴⁾ über die Schlacht bei Otterburn,⁵⁾ Lord Thomas und schön Elinor.⁶⁾ Die englischen Balladen zeichnen sich hin und wieder durch herrliche epische Wendungen und gesunden Humor, die schottischen durch wilde Kraft der Schilderung und bewunderungswürdige Stärke der Empfindung aus, sei es inniger Liebe oder glühenden Hasses.⁷⁾ Die Minstrelsy blühte noch unter Elisabeth, erst der Puritanismus machte ihr ein Ende. Eine Ordonnanz Cromwells befiehlt, die Leute, gewöhnlich Fiedler oder Minstrels genannt, wenn sie in einer Herberge oder in einem Bierhaus auffordern, ihrem Gesang und Spiel zuzuhören, zu ergreifen und als verstockte Bettler zu bestrafen.

Epos. Als epischer Dichter und Vater der englischen Poesie wird Chaucer genannt (geboren zwischen 1328 und 1345 zu London, zuerst Rechtsbesessener, dann von König Eduard III. mit diplomatischen Sendungen betraut — auf einer solchen lernte er 1372 in Oberitalien Petrarca kennen —

1) *Mimus, histrio, jocolator* werden auch dafür gebraucht.

2) Percy, *Reliques of English poetry*, I, p. 18. London 1775. — Talvy, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen, S. 473 bis 511. Leipzig 1840.

3) *Metrical romances*.

4) *Robin Hood's life* — bei Ritson, *Collection of Ballads relating to Robin Hood*. London 1795. über ihn Thierry, *Histoire de la conquête*, IV, p. 280—289.

5) Proben bei Talvy, l. c. p. 489 ff.

6) *Minstrelsy of the Border*, I, p. 57. — Talvy, l. c. p. 537.

7) Percy, l. c. II, p. 153. — Talvy, l. c. p. 513.

ein Liebling Johannes von Gaunt, aber auch bei Richard II. in dessen Sturz verwickelt, lange im Tower gefangen und erst unter Heinrich Bolingbroke wieder in Gunst bei Hofe, starb er am 25. October 1400), Hofmann, Gelehrter und einer der eifrigsten Schüler Wiclifs, dessen kühnste Gedanken er gern ausspricht. Sein bedeutendstes Werk, die „Canterbury Tales“, ist in mancher Beziehung eine Nachahmung vom „Decamerone“ des Boccaccio.

Neunundzwanzig Personen, lauter Typen der englischen Gesellschaft in jener Zeit, finden sich in einem Wirtshaus in London zusammen, um gemeinschaftlich eine Wallfahrt zum Grabe des heil. Thomas in Canterbury zu machen. Um sich die Zeit zu verkürzen, soll jedes Mitglied zwei Geschichten auf dem Hinweg, zwei auf dem Herweg erzählen, und demjenigen, welches die Gesellschaft am meisten zu erheitern verstand, von den andern ein Festmahl gegeben werden, in den vierundzwanzig Geschichten, welche Chaucer vollendete und von denen zwei in Prosa geschrieben sind, ist Boccaccio in Anschaulichkeit der Schilderung erreicht, in gutem Humor oft übertroffen, wie in der Anordnung des Ganzen.

Chaucer ist ein gutes Talent, kein Genie, ohne eigentliche Tiefe der Ideen, aber lebhaft in seiner Phantasie und ungezwungen in der Form. Auf die englische Sprache war er von großem Einfluß, indem er das Sächsisch durch seine Einmischung des Französischen auch den normännischen Herren mundgerecht machte.¹⁾

Von Chaucer bis in die Tage der Elisabeth schien in England die Dichtung verstummt, gelesen wurde viel, aber meist Übersetzungen. Statt des Epos finden wir den Roman, aber überladen mit Wortspielen und Wit-Roman. haschereien. In diesem Geiste schrieb Lily (geb. 1554, gest. 1606) seinen „Cuphues, die Reisen eines jungen Atheners“, erschienen 1580. Besonders Schäferromane wurden beliebt, die Phantasie bewegte sich gern in einer

¹⁾ Taine widmet — im I. Bd. seiner „Geschichte der englischen Literatur“ — Chaucer, „dem ersten Schriftsteller in England, seit dort eine definitive Sprache sich herausgebildet hat“, einen ganzen Abschnitt, S. 163—226. Er nennt ihn „einen originellen, erfindereichen Geist, den sein Genie, seine Erziehung und sein Leben befähigten, eine ganze Welt zu kennen und zu schildern“ und insbesondere die ritterliche Welt und die glänzenden Höfe zufriedenzustellen, die auf ihrem Culminationspunkte standen und denen er angehörte, „obwohl er ein Gelehrter war und in allen Zweigen der Scholastik genau Bescheid wußte“. Die Zeit des verfallenden Mittelalters zeigte sich in ihm allenthalben; die Erhabenheit der Stimmung sei vorüber, die Sittenstrenge mangle, die Leute wollten abends beim Gewürzwein unterhalten sein — und zwar von der Liebe, um die Langeweile zu bekämpfen. Ein höheres Gesellschaftsleben habe sich entwickelt, eine schöne Erzählung gelte als etwas sehr Angenehmes, noch mehr eine Sammlung schöner Erzählungen. Chaucer sei aber mehr als ein guter Plauderer; der positive, englische gesunde Verstand und die Fähigkeit, in das Innere der Dinge zu dringen, zeige sich, ein neuer männlicher Geist. Die Personen nehmen wie bei Van Eyck feste Gestalten an, deren Glieder aneinander haften, die keine weichenlosen Geipenster sind. Das Gedicht sei nicht mehr ein einfacher Aufzug, eine Procession, sondern ein Gemälde mit geschickt angebrachten Gegenätzen, ein Ensemble. — „Je nachdem man dem Ensemble Sorgfalt zuwendet oder nicht, betritt man das Stadium der Reise oder bleibt auf der Stufe der Kindheit stehen.“

Spenser. arkadischen Welt. Auch Edmund Spenser (geb. 1552, gest. 1599), den heute noch Engländer einen großen Dichter nennen, bewegte sich zuerst in der Schäferpoesie,¹⁾ dann strebte er im Epos den Ariosto zu erreichen. So entstand seine „Feenkönigin“,²⁾ in neunzeiligen jambischen Strophen geschrieben.

Die Feenkönigin. Die Feenkönigin Gloriana hält alljährlich ein Fest,³⁾ da werden Klagen vorgebracht über die Übel, welche die Menschheit bedrücken; sie sendet zwölf Paladine aus, um dieselben abzustellen, allegorische Träger von zwölf Tugenden, der Keuschheit, Mäßigkeit und dergleichen. Arthur, das Urbild des Ritterthums, soll sich zuletzt mit Gloriana vermählen. Spenser sagte: „Ich habe die Feenkönigin unternommen, um alle moralischen Tugenden darzustellen. Ich gebe jeder Tugend einen Schutzherrn in der Person eines Ritters, in dessen Handlungen und Heldenthaten die Wirkungen jener Tugenden sichtbar sein sollen, zugleich sollen die sich der letzteren widersetzenden Laster und ungezügelter Begierden besiegt und überwunden werden.“

Philipp Sidney. Der Dichter hat Seelenschwung, feurige Phantasie, tiefe Gedanken, hohe Kraft der Schilderung. Der Anfang fesselt. Es wird erzählt, daß sein Gönner Philipp Sidney, der ihn auch in die diplomatische Laufbahn und in ein Amt in England brachte, als er die ersten Stanzas las, dem Hausmeister befahl, dem jungen Dichter 50 Pfund auszuzahlen, und 100 Pfund, nachdem er weitergelesen, dann 200 Pfund, aber schnell, sonst komme er in Versuchung, sein ganzes Vermögen für ein solches Gedicht hinzugeben. Sidney las eben nur den Anfang.

Spenzers Ende. Edmund Spenser, geboren in London um 1552, aus einer altadeligen Familie stammend, in Cambridge gebildet, war der Freund Philipp Sidneys und Walter Raleighs. Von seinem Leben wissen wir wenig. Am Hofe kam er nie recht empor, obgleich seine Dichtungen bewundert wurden; er erhielt eine untergeordnete Stelle in Irland, aus der ihn aber die Revolution vertrieb, wobei er Haus und Kind durch Feuer verlor. Drei Monate darauf, am 16. Januar 1599, starb er an gebrochenem Herzen, arm, nach vielen Enttäuschungen immer ein wahrer Dichter, der allem, was er berührt, den Stempel seines inneren Adels aufdrückt.⁴⁾

„Seine Seele ist vor allem von der erhabenen und reinen Schönheit befangen, vornehmlich platonisch, bezaubernd, eine jener begeisterten, zarten Seelen, die, im Naturalismus entstehend, aus diesem ihr Lebensmark schöpfen, aber über ihn hinausgehend sich dem Mysticismus nähern und infolge einer unwilligen Anstrengung in die Höhe steigen, um die Grenzen einer höheren Welt zu streifen.“⁵⁾ Der Schönheit widmet er eine Verehrung, die eines Denkers und Poeten

¹⁾ Shepherd's Calendar.

²⁾ The fairy queen.

³⁾ Vergl. A letter of the author's expounding his whole intention in the course of his work, in Spensers Sendschreiben an Raleigh 1589.

⁴⁾ Taine, Englische Literaturgeschichte, S. 289, 294. — Craik, Spenser and his poetry. 3 Bände. London 1846.

⁵⁾ Taine, l. c. p. 289. — Sein Porträt in der Ausgabe seiner Werke von Lamy-Purves, London 1876, trägt das Gepräge eines ideal angelegten Menschen.

würdig ist; sie ist ihm mehr als bloßer Formen- und Farbeneinklang, der Ausfluß der einzigen himmlischen, unvergänglichen Schönheit, die kein sterbliches Idealismus. Auge sehen kann und die das vornehmste Werk des großen Welterschöpfers ist; der Reiz und die Anmuth liegen nicht in den Dingen, sondern in der ewigen Idee, die daraus hervorleuchtet. Die Liebe umfaßt bei ihm alles Gute, Schöne und Edle, ist die Hauptquelle des Lebens und die ewige Seele aller Dinge; sie wohnt in Gott, ja sie ist Gott selbst.

Das Dichten kommt bei Spenser nicht stoßweise, sondern ist beständig, darum hat er auch auf dem höchsten Gipfel der Begeisterung die Ruhe des Epikers und entwickelt, was er schaut, ausführlich und schwelgt in seinen Betrachtungen. „Um diese gedehnten Gedanken und deren Gefolge zu tragen, bedarf es der langen, stets erneuerten Stanze mit den gestreckten Wechselversen und den vielfachen Reimen der Stanze, deren Einförmigkeit und Umfang an das majestätische Geräusch erinnert, das man in Wald und Feld ewig hört.“¹⁾

Der Stempel der Schönheit ist Spensers Dichtungen²⁾ aufgeprägt. Das Reich der Kunst ist angebrochen. Dies der große Zug des Jahrhunderts, der Zug, welcher die Dichtung von allen ähnlichen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet. „Diese waren unzusammenhängende entstellte Trümmer, Entwürfe, aus welchen die schwachen Trouvères kein Denkmal aufzurichten vermochten. Nunmehr aber erscheinen die Dichter und Künstler, mit ihnen der Sinn für das Schöne, das heißt das richtige Gefühl für das Ensemble. Sie begreifen den Wert der Verhältnisse, der Verbindungen, der Gegensätze; kurz, sie componieren. Unter ihren Händen werden die nebelhaften Verhältnisse deutlich abgegrenzt, die unbestimmten Skizzen zu klaren colorierten Bildern. Jeder solcherart durchdachte und aufgefaßte Gegenstand tritt ins bestimmte Dasein, sobald er die wahre Gestalt angenommen; nach Jahrhunderten wird man ihn erkennen, bewundern und von ihm gerührt werden. Noch mehr, man wird vom Verfasser gerührt sein, denn abgesehen von seinen Themen schildert der Künstler stets auch sich selbst. Aus dem Zusammenwirken der einzelnen Erzählungen entwickelt sich bei Spenser eine Schönheit, die im Herzen des Dichters wohnt und zu deren Sichtbarmachung sein Werk durchwegs dient — eine edle und doch heitere Schönheit, bestehend aus moralischer Erhebung und sinnlich wahrnehmbaren Lockungen, englisch in ihrem Gefühl, italienisch in ihren Außerlichkeiten, ritterlich in ihrem Stoff, modern in ihrer Vollendung; sie zeigt uns einen Moment ohnegleichen: das Erscheinen des Heidenthums bei einer christlichen Masse und den Cultus der Form bei einer nordischen Phantasie.“³⁾

Macaulay,⁴⁾ der Spenser bewundert, findet nur seine Allegorien für die Leser unserer Zeit ungeeignet: „Auch Spenser gelang es nicht, die Allegorien

Kunstwerke.

Allegorien.

¹⁾ Faine, l. c. p. 294.

²⁾ „The fairy queen“ in 6 Gesängen. Dann „The two cantos of mutability“, „The shepherd's Calendar“, „The ruins of time“, „Prosopopoia“, „Muiopotmos“.

³⁾ Faine, l. c. p. 321—322.

⁴⁾ Macaulay, Essays, vol. II, p. 3 f. (John Bunyan).

interessant zu machen. Umsonst verschwendet er die Schätze seines Geistes auf das Haus des Stolzes und auf das Haus der Mäßigkeit. Wir werden der Cardinaltugenden und Todsünden überdrüssig und verlangen nach der Gesellschaft schlichter Männer und Frauen.“

Blieb aber auch England im Epos und in der Lyrik hinter andern
Drama. Völkern zurück, so erreichte es im Drama das Höchste. Die historische und praktische Richtung des Engländer's machte ihn zur Ausbildung des Dramas besonders geeignet. In keinem Lande nahm man reger Antheil an den Mysterien; Innungen und Zünfte führten sie auf öffentlichen Plätzen auf, und zwar mehrere Tage hintereinander; die ganze Geschichte vom Falle Lucifers bis zum Jüngsten Gericht wurde in einer Reihenfolge dargestellt. Vollständigkeit, Lebhaftigkeit, Fülle von Handlungen zeichnen das englische Drama aus. Der Ton war mehr episch als dramatisch; was geschah, geschah mehr für als durch den Menschen.¹⁾ — In den Moralitäten²⁾ waren die handelnden Personificationen der allgemeinen sittlichen Mächte, trat das Handeln in allegorischer Gestalt auf, war die Kunst noch zu schwach, um die allgemeine Idee in concreter Form darzustellen. Aber allmählich ward die Allegorie schwächer, wurden die Gestalten concreter und zuletzt war die Allegorie nur noch der Rahmen für den weltlichen Inhalt des Stückes und begleitete höchstens noch als Prologus oder Chorus die Handlung.

Heywood. In dieser Richtung weitergehend, gab Heywood 1520 alle Idealität auf und suchte rein nach der Natur zu zeichnen.³⁾ — Zuerst wurde das Drama in der Komödie naturwahr, dann in der Tragödie, denn das Komische steht dem Leben näher, und gelangte zu fester und sicherer Zeichnung der Charaktere.

Die Tragödie erhob sich langsamer. Das Studium der Alten war förderlich, die Studierenden führten an den Universitäten antike Dramen auf.
Sackville. Sackville führte den Blank verse, den jambischen Senar ein, der am besten die Sprache der Empfindung wie der That zu reden weiß.⁴⁾

Sily. Anfangs war viel Rede und wenig That. Sily wagte sogar in Prosa, in zierlicher Prosa zu schreiben, er war Hofdramatiker. Bald war im Drama wieder die Überfülle der That zu sehen. Whetstone klagt um 1580: „Der Engländer gründet sein Schauspiel auf Unmöglichkeiten, dann durchläuft er in

¹⁾ Ulrici, l. c. I, p. 30—34.

²⁾ Moral plays. Ulrici, l. c. I. p. 35 ff.

³⁾ Ulrici, l. c. I. p. 50 ff., 54 ff.

⁴⁾ Ibid. p. 93. Wie widrig ist dagegen der französische Alexandriner. Vergl. Vb. XI dieses Werkes. — Mit Recht sagt Ulrici (l. c. p. 74): „Kein Vers ist geeigneter, den Schwung der Schönheitslinie, Maß und Rhythmus der Bewegung zu geben; keiner vermag so geschmeidig allen Wendungen der Action sich anzuschließen, keiner so leicht und ungezwungen, jezt zu den erhabensten Höhen der Poesie sich aufzuschwingen, jezt in die niedrigsten Ebenen der Prosa hinabzusteigen; keiner ist so geschickt, den Dialog der gewöhnlichsten Conversation, wie die Monologe der stärksten Leidenschaft, der zartesten scheinenden Empfindung, der intriguirenden Reflexion, in stets wechselndem und doch immer wesentlich gleichem Rhythmus wiederzugeben.“

drei Stunden die ganze Welt, heiratet, zeugt Kinder, macht sie zu Männern, läßt die Männer Königreiche erobern, Ungeheuer tödten, und holt die Götter vom Himmel und die Teufel aus der Hölle.“ Die Dichter fühlen, daß die Handlung das Wesen des Dramas ist, und ergehen sich in einer Überfülle von Handlungen; sie haben sich noch nicht zur Anschauung emporgeschwungen, daß es keine Schönheit gibt ohne Maß und daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeigt.

Übrigens handelten diese Dichter im Geschmack jener jugendkräftigen Zeit. Die Einbildungskraft ihrer Zuschauer war so rege, daß sie nicht der Nachhilfe der Decoration bedurfte — aus einem einfachen Teppich bestand die ganze Ausstattung (bewegliche Scenerie kam erst nach der Restauration auf); auf einem Brett war der Name des Ortes oder Landes aufgeschrieben, ein Tisch mit Feder und Tinte bedeutete ein Geschäftszimmer, zwei Stühle eine Schenke.

Freude
am
Theater.

Das Volk trank in den Zwischenacten, knackte Nüsse oder spielte Karten; die Herren saßen auf Stühlen im Proscenium oder lagen auf Binsenmatten. Schauspieler und Publicum standen einander näher. Die Liebe zum Schauspiel war so stark, daß zu Shakespeares Zeit 17 Theater in London bestanden. Der Wettstreit förderte die Schauspielkunst, hatte aber seine Nachteile für die Geschichte des Dramas. Jedes Theater wachte eifersüchtig über sein Repertoire, die Stücke wurden nur für ein Theater, nicht aber für den Druck geschrieben und oft erst nach Jahrzehnten gedruckt, oft während der Vorstellung nachgeschrieben, oder durch Bestechung der Schauspieler nach ihren einzelnen Rollen zusammengestellt. In solchen gestohlenen Drucken sind viele der ältesten Dramen Shakespeares vorhanden.¹⁾

Man hat in neuerer Zeit die Dramen der unmittelbaren Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeares herausgegeben und übersetzt²⁾ und viel besprochen, um zu zeigen, wie der große Dichter vorbereitet war.

Man hat gefunden, bei Thomas Kyd werde wenig geredet, aber viel gehandelt, sei das Tragische gräßlich; Lodge besitze kunstlichen Witz, Feinheit der Gedanken, Eleganz des Stiles, aber keine Tiefe des Gemüthes, keinen idealen Gehalt, doch ahne er schon das erhebende und versöhnende Element im Tragischen; Peele sei trocken und kurz, reich an Handlung, aber arm an Empfindung; Robert Greene habe zu wenig Beweglichkeit und tieferen Gehalt in seinen Charakteren, es gelinge ihm nicht, das Große und Gewaltige darzustellen, seine Sprache sei aber rein, klar und anmuthig; Marlowe habe einen feurigen kühnen Geist, aber sein Herz sei roh, das Gewaltige werde gewaltsam, das Erhabene ungeheuer, er ergreife, aber er verfühne nicht.³⁾

Vor-
gänger
Shake-
speares.

All diese Forschungen haben nur die ungeheure Kluft beleuchtet, welche diese Zeitgenossen von Shakespeare trennt, und seine Größe bewundern

1) Collier, New facts regarding the life of Shakespeare. London 1835.

2) Bodenstedt, Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. 3 Bde. Berlin 1858 bis 1860. — Dazu Laine, l. c. 1, p. 133—197.

3) The works of Christopher Marlowe. London 1826.

gelehrt. Er ist nicht bloß der Brennpunkt einer reichbewegten Zeit, sondern auf dem Herde seines Gemüthes flammt ein eigenes Feuer. Er hat nicht bloß die Bausteine, die in seiner Zeit lagen, zusammengetragen, er hat Eigenthümliches, Neues, Höheres gebracht. Insofern nennt Carlyle ihn eine Offenbarung.¹⁾ Ihm hat es Gott gegeben, im Drama das Höchste zu leisten, in seinen Werken Mit- und Nachwelt zu entzücken, die erhabensten und die zartesten Gefühle zu erwecken. „Shakespeare ist eine geistige Naturkraft, die den Schleier hinwegnimmt, durch welchen das Innere der Handlung und ihre Motive dem gewöhnlichen Auge verborgen werden. Seine Werke“, sagt Ranke, „bieten eine Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises über die geheimnisvolle Natur der Dinge und der menschlichen Seele dar, durch die sie selbst zu einer großen historischen Erscheinung werden.“²⁾

- Herkunft.** William Shakespeare wurde geboren am 23. April 1564 zu Stratford am Flusse Avon in Warwickshire;³⁾ sein Vater, ein wohlhabender Handschuhmacher, später Wollhändler und zuletzt Bailiff der Stadt, erlebte noch die Glanzperiode des Sohnes. William besuchte die lateinische Freischule der Stadt nur bis in sein zwölftes Jahr, mußte sie dann verlassen und seinem Vater im Handwerk helfen, weil es rückwärts gieng im Vermögen. Auch als Schulmeister, dann als Schreiber bei einem Advocaten soll der Jüngling sein Brot gesucht haben. Seine Jugendgeschichte ist bewegt und nicht ohne Dunkel. Wenn er als **Jugend.** Knabe die Festlichkeiten sah, die Leicester 1575 im nahen Kenilworth zu Ehren der Königin Elisabeth gab — wie behauptet wird —, so mag er früh eine Ahnung bekommen haben, wozu er berufen sei. Jedenfalls war Stratford nicht der Ort, wo dieser Fürst der Geister sein Genüge finden konnte. Im dunklen Drange seines Berufs hatte er keine Ruhe; ein Sonnenroß, hielt es ihn nicht lange am Karren des Handwerks. Dazu kamen Verirrungen im Feuer jugendlicher Leidenschaft: achtzehn Jahre alt, vermählte er sich anfangs December 1582 mit Anna Hathaway, der Tochter eines Maliers in Stratford, am 26. Mai 1583 ward ihm eine Tochter Susanna getauft. Die Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Wegen Wilderns im Jagdbezirk eines Edelmannes öfters bestraft, rächte sich Shakespeare am Kläger durch ein Spottgedicht. Als er dafür in die Freimühle kommen sollte, entfloh er 1587 nach London. In ähnlicher Weise entrannt später Schiller dem Drucke und den Schranken in der Karlschule.
- Heirat.**

In
London.

In London fand Shakespeare eine Bahn für seine einzige Kraft. Nach der Sage mußte er sich anfangs kümmerlich durchhelfen, er soll am Schauspielhaus die Pferde der Edelleute gehalten haben. Gewiß ist, er lernte das Elend kennen und aß einige Zeit sein Brot in Kummer. In dem 29. Sonett schildert er, wie er vergebens zum Himmel geschrien und den Schiffbruch seines Lebens beweint habe. Er wurde Schauspieler, bald jedoch Charakter oder

¹⁾ On heroes, heroworship and the heroic in history, p. 122—180.

²⁾ Ranke, Englische Geschichte, I, S. 604 f.

³⁾ Collier, Life of William Shakespeare, im Bd. I der Ausgabe seiner Werke. — Gerwinus, Shakespeare. 4. Auflage. Leipzig 1873. — Kreyßig, Vorlesungen über Shakespeare. 2. Auflage. Berlin 1873—1874.

Theilnehmer an einem Theater, der von jeder Vorstellung 9 bis 20 Pfund hatte. Mehr aber als durch sein Spiel that er sich bald durch seine Dichtungen hervor.

Schon 1587 schrieb er für die Bühne, 1588 wurde sein „Titus Andronicus“ aufgeführt; 1591 schreibt Spenser, die Natur habe den liebenswürdigen Willk geschaffen, um die Wahrheit nachzuahmen; 1592 war Shakespeare schon der Liebbling des Publicums. Eine neue Sonne hatte das Gewölke durchbrochen und strahlte wärmend und begeisternd in aller Herzen. Königin Elisabeth besuchte gern seine Stücke; ihrem Wunsche zu genügen, Ritter Fallstaff verliebt zu sehen, soll er „Die lustigen Weiber von Windsor“ gedichtet haben. Jakob I. nahm seine Schauspielergesellschaft in seinen besondern Schutz und dankte in einem eigenhändigen Schreiben dem Verfasser des „Macbeth“ für die Verherrlichung seiner Ahnherren. Männer wie Southampton, Pembroke, Montgomery würdigten ihn ihrer vertrauten Freundschaft. Auch Gegner seiner Richtung anerkannten sein großes Dichtertalent. Es war die Zeit seines regsten Schaffens, in der er, Mangelhaftes abstreifend, seiner vollen Kraft sich bewußt, im Hochgefühl seines Wertes dem Freunde zuzuft:

Der
Liebling
des
Publi-
cum.

„Mein Freundesvers wird sein dein Monument,
Dass dich noch ungeborne Augen lesen
Und kommender Geschlechter Mund dich nennt;
Wenn alle Athmer dieser Welt verwesen,
So hält dich da, wo Athem nicht versiegt,
Auf Menschenlippen athmend mein Gedicht.“

Zeitgenossen nennen ihn „den süßen Schwan vom Avon“, „den milden, edlen, geliebten Shakespeare“. ¹⁾ Auch seine Vermögensverhältnisse gestalteten sich günstig, er konnte seinen Vater unterstützen, ein hübsches Haus in Stratford kaufen, sogar seiner Vaterstadt ein Anleihen gewähren; er kaufte Grundstücke in der Heimat; er besaß ein Haus in London. 1613 verließ Shakespeare die Hauptstadt, angewidert durch den Verfall, welchem damals England entgegenging; schreibt doch Beaumont, der französische Gesandte, im Jahre 1604: die Engländer seien jetzt moralisch verderbt, unter sich zerfallen, wenig fest in ihrer Religion, dem König weder in Liebe noch in Gehorsam zugethan; aus vielem, was in der Stille brüte, könne man schließen, daß England auf ein Jahrhundert hin von seiner Kraft Mißbrauch machen werde. Die große Revolution warf ihre Schatten schon voraus. Shakespeare lebte in ländlicher Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt bis zum 23. April 1616; er hinterließ zwei Töchter in schönen

Schwan
vom
Avon.“

¹⁾ Laine bemerkt (Geschichte der englischen Literatur, I, S. 477): „Sein ganzes Genie bestand darin, daß er eine jener zarten Seelen besaß, die wie vollkommene Musikinstrumente bei der geringsten Bewegung vibrieren. — Er war wohlwollend und freundlich, von höflichem Benehmen, ehrenhaft, loyal, offenherzig, freimüthig, honigzünftig — wie seine Zeitgenossen sagen. Er hatte nicht bloß die hinreißende Gewalt, sondern auch die Herzenergüsse eines edlen Künstlers; man liebte ihn und befand sich in seiner Gesellschaft behaglich; seine Anmuth, seine halbweibliche Hingebung hatte etwas Gewinnendes. Im Gespräch war sein Geist schlagfertig, witzig, sark, seine Lustigkeit glänzend, seine Phantasie leichtflüchtig und so üppig, daß er, wie seine Collegen berichten, nichts Geschriebenes ausstrich, sondern lieber unsichrieb und in diesem Falle weniger die Worte als die Idee änderte, und zwar war hiebei kein peinliches Feilen von Versen im Spiele, sondern der Andrang des poetischen Erfindungsgeistes.“

Verhältnissen, sein Sohn war im Knabenalter gestorben. Der Dichter wurde bestattet in der Hauptkirche seiner Heimat, 1741 setzte ihm England ein Denkmal in Westminster.¹⁾

Drama-
tiker.

Shakespeare ist der größte aller Dramatiker, tiefer in der Grundanschauung und reicher in Mannigfaltigkeit der Gestalten als die Griechen; größer als Corneille und Racine, die ihm gegenüber oft hohl rhetorisch erscheinen, als Lope und Calderon, als Schiller und Goethe, die mehr lyrisch und contemplativ sind. Das Drama hat nach ihm den Zweck, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihren eigenen Zug, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Die höchste Aufgabe des Schauspiels ist also die Darstellung des Menschenlebens in seinen erhabensten Beziehungen, die Darstellung der Weltgeschichte. Kein Dramatiker wußte historische Gestalten kräftiger und zugleich naturgetreuer vorzuführen als Shakespeare zum Beispiel in „Julius Cäsar“. In diesem Sinne schreibt Goethe richtig in „Wilhelm Meister“: „Shakespeares Stücke scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekanntzumachen. Es sind keine Gedichte. Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens faust und sie mit Gewalt rasch hin und wider blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, Gewalt und Ruhe außer aller Fassung gebracht.“

Es ist schwer zu sagen, was an Shakespeare mehr zu bewundern ist: die Kraft der Auffassung oder die Tiefe des Gedankens, die durchsichtige Ruhe in der Tiefe oder die freudige Stärke. Seine Charaktere sind so naturgemäß, als hätte die Natur selbst sie geschaffen; alles wächst so gesund heraus, daß viele meinen konnten, es habe dem Dichter gar keine Überlegung gekostet, er sei ein blindes, wildlaufendes Genie. Schlegel²⁾ nennt diese Ansicht mit Recht einen blinden, wilden Wahn: „Bei den übrigen Künsten widerlegt er sich von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche

¹⁾ Es trägt die Inschrift: „Guilielmo Shakespeare anno post mortem CXXIV amor publicus posuit.“ Auf dem Säulensturz, an den sein Standbild sich lehnt, stehen die Verse aus Scene 1, Act IV des „Sturm“:

„Die wolkenhohen Thürme, der Paläste Pracht,
Die heiligen Tempel, der große Erdball selbst
Und alles, was drin haust, wird untergeh'n,
Und, wie dies leere Schaugepräng erblassen,
Spurlos verschwinden.“

²⁾ Über dramatische Kunst und Literatur. Zwölfte Vorlesung.

Werke geliefert, ausgezeichnete Cultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dies gilt ebensowohl von Homer als von Dante. Die Thätigkeit des Genies ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblicklich wird Rechenschaft ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas Abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint.“

Kunst
und
Natur.

Shafespeare ist einer der größten Meister im Charakterisiren und seine Gestalten sind doch nicht bloß allgemeine Charakterbilder, sondern haben individuelles Leben. Alle seine Gestalten sind klar, in sich wahr und leben: „Ausgezeichnet ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich rascher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältnis entwickeln und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die ebenso gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie ins Innerste zu durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shafespeares Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben und, indem sie wie andere Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dieses bewerkstelligt wird.“¹⁾

Charakter-
zeichner.

Wenn die Zeichnung seiner Charaktere, jeden einzeln betrachtet, schon unübertrefflich fest und richtig ist, so übertrifft er sich selbst noch in ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Einwirkung. „Dies ist eigentlich der Gipfel der dramatischen Charakteristik: denn man kann einen Menschen niemals ganz abgesondert für sich nach seinem wahren Wert beurtheilen, man muß ihn in seinem Verhältnis zu andern sehen; und hier sind eben die meisten dramatischen Dichter mangelhaft. Shafespeare macht jede seiner Hauptpersonen zu einem Spiegel für die übrigen, in welchem wir das entdecken, was uns nicht unmittelbar eröffnet werden konnte. Was bei andern schon das Tiefste, ist bei ihm erst Oberfläche. Man wäre übel berathen, wenn man die Äußerungen der Person über sich selbst und andere immer für bare Münze nähme. Die zweideutige Gesinnung fließt bei ihm, wie billig, von lobenswürdigen Grundsätzen über, und der Ubernheit sind nicht selten weise Lehren in den Mund gelegt, um anzudeuten, wie wohlfeil dergleichen Gemeinplätze zu haben sind. Niemand hat, so wie er, den leisen Selbstbetrug geschildert, die halb selbstbewußte Heuchelei gegen sich, womit auch edle Gemüther die in der menschlichen Natur fast unvermeidliche Eindrängung selbstlicher Triebfedern verkleistern. Diese geheime Fronie der Charakteristik ist bewunderungswürdig als ein Abgrund von Scharfsinn, aber dem Enthusiasmus thut sie weh.“

Das En-
semble.

1) Schlegel, l. c. p. 149.

Dahin kommt man also, wenn man das Unglück gehabt hat, die Menschheit zu durchschauern, und außer der traurigen Wahrheit, daß keine Tugend und Größe ganz rein und echt sei, und dem gefährlichen Irrthum, als stünde das Höchste zu erreichen, bleibt uns keine Wahl übrig. Hier spüre ich, während er die innigste Rührung erregt, in dem Dichter selbst eine gewisse Kälte, aber die eines überlegenen Geistes, der den Kreis des menschlichen Daseins durchlaufen und das Gefühl überlebt hat.“¹⁾

Wann
seine
Dramen
ent-
standen.

Es ist schwer, die Entstehungszeit der einzelnen Shakespearischen Stücke genau zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten folgen sie sich also:²⁾

Erste Periode 1586—1591/92: „Perikles“ 1587, „Titus Andronicus“ 1587/88, „Heinrich VI.“ (erster Theil) 1588—1590, „Komödie der Irrungen“ und „Die beiden Veronejer“ 1590. — Zweite Periode 1591/92—1597/98: „Die verlorene Liebesmüh“, „Zähmung der Widerspenstigen“ und „Ende gut, alles gut“ 1591/92, „Romeo und Julie“ (in der ersten Form) 1592, „Richard III.“ 1593, „König Johann“ 1593/94, „Richard II.“ 1594/95, „Sommernachts-
traum“, „Heinrich IV.“ (erster Theil) 1595, „Heinrich VI.“ (zweiter Theil), „Romeo und Julie“ (Überarbeitung), „Kaufmann von Venedig“ 1596/97. — Dritte Periode 1598—1605: „Hamlet“ und „Was ihr wollt“ 1598, „Biel Värmen um nichts“ und „Heinrich V.“ 1599, „Wie es euch gefällt“ und „Die lustigen Weiber von Windsor“ 1600, „Troilus und Cressida“ (erster Entwurf) 1601, „Hamlet“ (letzte Bearbeitung) 1603, „Othello“ und „Maß für Maß“ 1604, „König Lear“ und „Ein Trauerspiel in Yorkshir“ 1605/06. — Vierte Periode 1605—1613/14: „Julius Cäsar“ 1607, „Antonius und Cleopatra“ 1607, „Coriolan“ 1608, „Troilus und Cressida“ (Umarbeitung) 1608, „Macbeth“, „Cymbeline“ 1609/10, „Der Sturm“, „Das Wintermärchen“ 1610/11, „Heinrich VIII.“, „Timon von Athen“ 1611/12.

Sonette.

Die „Sonette“ entstanden 1592—1609, sie sind wichtig, weil sie das reiche Gemüthsleben des Dichters schildern, und geben Haltpunkte für seine eigene Seelengeschichte. Übrigens sind die einzelnen Dramen alle Bilder vom Seelenleben des Dichters, gleichsam Fenster, durch die wir in sein Inneres sehen können. Welch ein Reichthum tritt uns hier entgegen, wenn wir uns die einzelnen großen und rührenden Gestalten seiner Stücke vergegenwärtigen! In welch großen Gedanken muß dieser Geist sich bewegt, mit welch edlen Empfindungen dieses Herz sich getragen haben!

Shake-
speare
in
Deutsch-
land.

Über die Bedeutung und den Wert der einzelnen Stücke ist namentlich von deutschen Schriftstellern viel Sinniges und Tiefes gesagt worden. Ich darf nur an die großen Werke von Ulrici, von Gervinus, an die Abhandlungen von Röttscher und Wischer erinnern, an die vielen Arbeiten, die allein „Hamlet“ hervorgerufen hat. Überhaupt ist Shakespeare durch gute Übersetzungen und sinnige Erklärungen in Deutschland so eingebürgert, als ob er ein deutscher Dichter wäre. Deutsche haben ihn viel tiefer aufgefaßt als die Engländer,³⁾ am langsamsten und schwersten ist jein

¹⁾ Schlegel, l. c. p. 159.

²⁾ Ulrici, l. c. III, p. 120 f.

³⁾ Reiches Material bieten die zwei Bände von Böhse, Über Shakespeare. Ham-
burg 1851.

Verständnis den Franzosen aufgegangen. Zum Besten, was über Shakespeare gesagt wurde, gehören noch immer die Äußerungen August Wilhelm Schlegels in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, wo die alte Einteilung in Lustspiele, Trauerspiele und historische Schauspiele festgehalten wird.

„Romeo und Julie“ wird von Schlegel bezeichnet¹⁾ als „ein herrlicher Lobgesang auf jenes unaussprechliche Gefühl, welches die Seele zum höchsten Schwunge adelt und die Sinne selbst zur Seele verklärt, und zugleich eine schwermüthige Elegie auf dessen Hinälligkeit vermöge seiner eigenen Natur und der äußeren Umstände, zugleich die Vergötterung und das Leichenbegängnis der Liebe. Sie erscheint hier wie ein himmlischer Funke, der, auf die Erde herunterfallend, sich in einen Blitzstrahl verwandelt, welcher, sterbliche Geschöpfe fassend, in demselben Augenblicke entzündet und verzehrt. Was der Duft eines süßlichen Frühlings Berauschendes, der Gesang der Nachtigallen Sehnsüchtiges, das erste Aufblühen der Rose Wollüstiges hat, das athmet aus diesem Gedichte.“ — Vom „Sommernachtstraum“ sagt Schlegel, es ströme darin eine ergiebige Ader der kühnsten und muthwilligsten Erfindung; die außerordentliche Zusammenstellung fremdartiger Bestandtheile scheine durch einen sinnreichen Zufall ohne Mühe entstanden zu sein, und die Farben seien von einer so hellen Durchsichtigkeit, als ließe sich die ganze bunte Gaukelei mit einem Hauche wegblasen. — „Othello“ erscheine ihm als tragischer Rembrandt, keine Beredsamkeit sei vermögend, die niederwerfende Gewalt der Katastrophe zu schildern, dies Gedränge von Gefühlen, die einen Augenblick die Abgründe der Ewigkeit ausmessen.“ — „Hamlet“ sei einzig in seiner Art: „ein Gedanken-Trauerspiel durch anhaltendes und nie befriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstere Berworrenheit der Weltbegebenheiten, eingegeben und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen“. Dieses räthselhafte Werk gleiche jenen irrationalen Gleichungen, in denen immer ein Bruch von unbekannter Größe überbleibt, der sich auf keine Weise auflösen läßt. Schon so viel sei darüber gesagt und geschrieben worden, und kein denkender Kopf, der von neuem darüber spricht, werde in seiner Ansicht des Zusammenhanges und der Bedeutung aller Theile ganz mit seinen Vorgängern übereinstimmen. Am meisten müsse es in Erstaunen setzen, daß bei so versteckten Absichten und einer in unerforschten Tiefen hinabgebauten Grundlage das Ganze sich auf den ersten Anblick äußerst volksthümlich darstellt. — „Macbeth“ ist ein Werk, wie seit den Furien des Aischylos etwas so Großes und Furchtbares nicht wieder gedichtet worden ist.“ — In „König Lear“ ist die Wissenschaft des Mitleids erschöpft; die Hauptpersonen sind hier nicht die Handelnden, sondern die Leidenden. Cordelias himmlische Seelenschönheit darf nur mit Antigone zusammen genannt werden. In den drei letzten Stücken offenbart sich ein beinahe übermenschlicher Schwung des Genies. Der Geist verliert sich ebenso sehr in der Betrachtung aller Höhen und Tiefen, die sich darin finden, als der erste Eindruck das Gefühl überwältigt. — In „Coriolan“, „Julius Cäsar“, „Antonius und Cleopatra“ werde das öffentliche Leben des alten Rom vor unsern Augen durch die großartigste und freieste dramatische Form aus seinem Grabe auferweckt, und Plutarchs Helden werden durch die beredteste Poesie verherrlicht. — In „Julius Cäsar“ sei

¹⁾ Schlegel, l. c. p. 206.

keineswegs Cäsar der Held des Stückes, sondern Brutus. Die liebenswürdigste Schönheit dieses Charakters, sein gefühlvoller und patriotischer Heldenmuth sei mit besonderer Sorgfalt ausgeführt.

Die
Dramen
aus der
eng-
lischen
Ge-
schichte.

Die zehn Dramen aus der englischen Geschichte sind eines der gehaltreichsten Werke Shakespeares und aus der reifsten Zeit und sind alle offenbar vom Dichter zu einem Ganzen zusammengebracht, gleichsam ein historisches Heldengedicht in dramatischer Form, wovon die einzelnen Schauspiele die Rhapsodien ausmachen.

„Die Hauptzüge der Begebenheiten sind so treu aufgefaßt, ihre Ursachen und sogar ihre Triebfedern sind so lichtvoll durchschaut, daß man daraus die Geschichte nach der Wahrheit erlernen kann, während die lebendige Darstellung sie der Einbildungskraft unauslöschlich einprägt. Allein diese Reihe von Schauspielen ist dazu gemacht, einen viel höheren und allgemeineren Unterricht zu ertheilen; sie bietet für alle Zeiten gültige Beispiele vom politischen Weltlaufe dar. Dieser Spiegel der Könige sollte ein Handbuch junger Fürsten sein: sie können daraus die innere Würde ihres angestammten Berufes kennen lernen, aber auch die Schwierigkeiten ihrer Lage, die Gefahren der Usurpation, den unvermeidlichen Fall der Tyrannei, die sich selbst überlebt, indem sie sich fester gründen will; endlich die verderblichen Folgen von den Schwächen, Fehlritten und Verbrechen der Könige für ganze Nationen und auf mehrere Menschenalter hinaus.“

Bei allem Ernste fehlt es dem Dichter nicht an heiteren Figuren, und Falstaff wird mit Recht als der Gipfel von Shakespeares komischer Erfindungskraft bezeichnet.

„Falstaff ist der angenehmste und unterhaltendste Laugenichts, der je geschildert worden. Seine verächtlichen Eigenschaften werden nicht verkleidet: alt und dabei lüstern und liederlich, übermäßig wohlbeleibt und immer dabei darauf bedacht, sich durch Speise und Trank und Schlaf zu pflegen; beständig in Schulden und wenig gewissenhaft in der Wahl der Mittel, um sich Geld zu verschaffen, ein feiger Soldat und ein lügenhafter Prahler, ein Schmeichler und eine böse Zunge hinter dem Rücken seiner Feinde, erregt er dennoch niemals Unwillen. Man sieht, daß seine zärtliche Besorgnis für sich selbst ohne alle Beimischung von Tücke gegen andere ist. Nur in der behaglichen Ruhe seiner Sinnlichkeit will er nicht gestört werden und diese erkaufte er durch die Geschäftigkeit seines Verstandes. Immer ausgeräumt und guter Laune, immer bereit, andere zum besten zu haben und über sich selbst Spass zu verstehen, so daß er mit Recht von sich rühmt, er sei nicht bloß witzig, sondern veranlasse auch andere, es zu sein, ist er ein vortrefflicher Gesellschafter des jugendlichen Müßiggangs und Leichtsinns.“ — Überhaupt ist in Shakespeares Stücken oft eine überflutende geniale Heiterkeit, unter der aber immer eine tiefe Weltanschauung verborgen ist.

Shake-
speare
katholisch.

Shakespeares Weltanschauung¹⁾ ist die christliche, und zwar schwillt er noch ganz von katholischen Anschauungen, und sind seine Werke ein Beweis,

¹⁾ Ulrichi, l. c. I, p. 410 ff.

wie sehr der Katholicismus noch im Volke lebte.¹⁾ Shakespeares Vater selber war ja Recusant. Das Schicksal der Alten, welches als unabänderliche Nothwendigkeit der Freiheit der Handlung gegenüber auftritt, findet sich bei ihm nicht, sondern Schicksal und Gemüth sind bei ihm eines, in der Brust des Menschen leuchten die Sterne seines Schicksals. Der Mensch ist Herr seines Schicksals, wenn er auf die göttlichen Lebensgedanken eingeht; er verfällt den ewigen Gesetzen, auch wenn er noch so groß ist, sofern er der sittlichen Nothwendigkeit zuwider handelt. Hinter der Objectivität und Subjectivität des Geistes und Lebens steht die göttliche Leitung, die alle Einseitigkeiten aufhebt und mildert. Staat und Kirche sind Organe der Vorsehung und stehen in Wechselwirkung, und die Weltgeschichte, der größte Stoff des Dramas, wird dadurch, obschon von Menschen vollbracht, doch zuletzt nur Gottes That!

Ulrici sagt: „Shakespeare vereinigte die Grundelemente der mittelalterlichen Weltanschauung mit denen der neueren Zeit zu einem gebiegenen Ganzen. Bei ihm ist weder, wie bei Calderon, die subjective Freiheit vom göttlichen Rathschlusse oder den objectiven Mächten der sittlichen Nothwendigkeit erdrückt, noch ist bei ihm, wie bei Goethe, das Recht der subjectiven Freiheit gleichsam zum Privilegium erhöht, sondern sittliche Nothwendigkeit und menschliche Freiheit stehen in organischem Gleichgewicht“; — und darum enthält auch Shakespeare eine Fülle der tiefsten Lebensweisheit in schönster Form, und in all seinen tragischen Gestalten waltet doch eine heitere Ruhe, und neben der Kraft der Auffassung müssen wir immer die Tiefe des Gedankens, die durchsichtige Ruhe, die freudige Stärke bewundern. Mit heiterem Antlitz sagt er, wie Mozart, das Schwerste und Tiefste. Wir sehen ihm so wenig an, daß ihm sein Schaffen Mühe gekostet, daß seine Werke nicht als Producte der Kunst, sondern der Natur erscheinen.

So ist auch seine Sprache immer voll Kraft, Frische und Anmuth, sprudelnd von Leben wie die Natur, individuell wie seine Charaktere und mit dem Dufte des Lebens umgeben. Und bei all dieser Urwüchsigkeit zeigt sich bei näherem Betrachten doch die größte Kunstberechnung. Shakespeare ist der größte dramatische Compositeur, der je gewesen. Jedes seiner Stücke ist ein harmonisches Ganzes, jede seiner Figuren hängt mit dem Grundgedanken desselben aufs innigste zusammen, und jede einzelne Scene ist nothwendig zur Entwicklung des großen, reichen Gewebes, und man weiß nicht, ist er größer in der Schilderung der Männer oder Frauen, während bei andern dramatischen Dichtern, wie bei Schiller, nur die Männer, bei Goethe nur die Frauen gelungen sind.

¹⁾ Böhse sucht ihn mit Unrecht als Protestanten hinzustellen: „Shakespeare, als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter.“ Hamburg 1851. — Für Shakespeares Katholicismus tritt ein besonders Rio, Shakespeare, übersetzt von Zell, Freiburg 1864, und Reich, Shakespeares Stellung zur katholischen Religion. Mainz 1884. — Dazu A. B. [aumgartner] in „Stimmen aus Maria-Laach“, Bd. 28, S. 427—431 (1885).

Shakespeare
in
England
ver-
gessen.

Und trotz aller Größe konnte Shakespeare in seiner eigenen Heimat dennoch in Vergessenheit gerathen. Es war dies Folge der Zeitrichtung. Alle seine Stücke aus den Jahren 1606 bis 1614 haben einen schweren, bitteren Ernst. England sank unter Jakob I., man fühlte die Wehen einer großen Revolution. Das Volk theilte sich allmählich in zwei Parteien: die eine wollte Ernst machen mit der Reformation, die Urzeit des Christenthums und ihre Einfachheit zurückführen — und da war kein Platz für das Theater. Kunst und Wissenschaft waren gleich bedeutungslos diesem sittlichen Rigorismus gegenüber. Die puritanische Richtung ergriff die besseren Theile der Nation, und da hörte denn das Theater auf, national zu sein, die Bühne galt für ein Werkzeug des Satans. Weil das Theater nicht mehr national war, so wurde es nur noch Hofbühne: da wollte man Glanz, prachtwolle Costüme, Augen- und Ohrenweide, überzuckert von geistiger Cultur, aber keine Tiefe der Anschauung.

Ben
Jonson.

Für diese Leute war Ben (Benjamin) Jonson, mit völlig nüchterner Auffassung des Lebens, mit Mangel an allem Idealen, aber mit geschickten Streiflichtern des Hohnes und Tadels, der rechte Mann. Statt ursprünglicher poetischer Kraft haben wir mehr einseitige Verstandesrichtung, die das Urwüchsige bemäht und auf die drei Einheiten (Zeit, Ort und Handlung) pocht. Zwar sagte Jonson 1623 in der Vorrede zur ersten Folio-Ausgabe der Shakespeare'schen Werke: „Triumphiere nur, mein England, denn du hast einen aufzuweisen, dem alle Bühnen Europas huldigen müssen! Shakespeare ist nicht eines Zeitalters, sondern für alle Zeit! Die Natur war selbst stolz auf seine Schöpfungen und freute sich, das Gewand seiner Dichtung zu tragen, das so reich gesponnen und so fein gewoben war, daß sie seitdem keinen andern Geist mehr anerkennen will.“ — Allein Ben Jonson selber und seine sogenannte Schule, Fletcher (1576 bis 1625), Massinger (1584—1640), Beaumont (1585—1616), haben keine Ahnung von Shakespeares künstlerischer Harmonie, gestaltender Kraft und sittlicher Schönheit, sondern moralisiren und haschen nach Effect.

Lebens-
gang.

Ubrigens ist Ben Jonson nicht zu unterschätzen. Er hat unter schwerem Druck nach Höherem gerungen. Geboren 1573 zu London, studierte er zu Cambridge mit Eifer insbesondere die Classiker, in denen er sich wohl bewandert zeigt, als ihn sein Stiefvater, ein Maurer, abrief und in seinem Handwerke verwendete. Angeekelt davon, entfloh der Jüngling und trat als Freiwilliger in die niederländische Armee ein, wo er angesichts beider Heere einen Mann im Einzelkampfe tödtete und ausraubte. Mit neunzehn Jahren kehrte er nach London zurück, wurde Schauspieler und Bearbeiter von Dramen. Zu einem Zweikampfe herausgefordert, tödtete er seinen Gegner, wurde aber selbst dabei schwer verwundet. Ein katholischer Priester besuchte und bekehrte ihn. Im zwanzigsten Jahre nahm er ein Weib, im zweiundzwanzigsten brachte er sein erstes Stück auf die Bühne und fortan schrieb er, um sich und seiner Familie Nahrung zu verschaffen; aber dabei vergaß er nur zu oft die nöthige Rücksicht und reizte seine Gegner zum Hasse, indem er ihre Fehler verspottete. Er behandelte seine Zuhörer wie Schüler und griff die Laster seiner Zeit offen und derb an. Dafür endete er in ärmlichen Verhältnissen, nachdem er Gattin und Kinder verloren, aber bis zum letzten Augenblick war er noch geistesfrisch. Erscheint Shakespeare oft wie ein Träumer, so ist Jonson der Logiker im Drama, nicht ohne Herbeheit und moralischen Adel, voll Verachtung gegen Kriecherei.¹⁾

¹⁾ Taine, l. c. I, p. 425 ff.

In ernster Seelenstimmung verließ Shakespeare 1613 die Hauptstadt, wo ihm einst so viele Liebe und Freundschaft entgegenkam. Die Revolution brach aus, alles griff zum Schwert, die Theater wurden geschlossen. Shakespeare war vergessen. Als das Königthum zurückkehrte, lag das Drama in den Banden französischen Geschmacks. Shakespeare ward verkannt, oder wenn man ein Stück von ihm gab, so war es verstümmelt, verglätet, verzärtelt und verwässert. Erst die Kritiken von Addison und Steele weckten wieder Theilnahme am größten Dichter der Nation, Rowe gab 1709 die erste selbständige Ausgabe heraus. Aber das Verständniß war noch so unklar, daß Pope sagen konnte, Shakespeare verlege die Einheit, sei unregelmäßig und seine Stücke planlos. Erst Garricks Darstellungen wiesen auf die verkannte Größe hin, und Samuel Johnsons Kritiken und Richardson's Werk über einige Hauptfiguren des großen Dramatikers bezeichnen eine Wendung. Letzterer wies auf die Lebensfülle, Einheit, Tiefe, Folgerichtigkeit in den Charakteren des Dichters hin und man ahnte, daß die höchsten Leistungen der Kunst in ihnen enthalten seien.

Shakespeare wieder erkannt.

Übrigens äußerte Shakespeare auf keinen Dichter Englands im vorigen Jahrhundert Einfluß, wohl aber in Deutschland, wo er bei der Gährung des Geschmacks bald für die besseren Köpfe Leitstern und Muster wurde und als Genius wieder Genien weckte.¹⁾ Seine Würdigung in Deutschland wirkte wieder auf England zurück und machte ihn dort von neuem theuer, und die Verehrung für den großen Dichter hat jetzt einen Grad erreicht, daß der Schotte Carlyle²⁾ sagen konnte: „England umfaßt nur einen kleinen Theil der Engländer: in Amerika, in Neuholland, in Osten und Westen bei den Antipoden, da bedeckt das Sachsenthum einen großen Theil der Welt. Und was hält sie alle zusammen als ein Volk? Parlamentsbeschlüsse und Ministerpräsidenten nicht. Amerika hat sich von uns losgerissen, Ostindien, Neuholland wird es einst auch thun. Dennoch waltet ein König über allen, den kein Parlament entthronen kann, in gekrönter Souveränität als das edelste, reinste, stärkste Zeichen der Vereinigung, unzerstörbar, und wird noch Jahrtausende als Stern der Einheit über allen englisch redenden Völkern leuchten, und in Paramatta und in New York werden englische Männer und Frauen sagen: Ja, dieser Shakespeare gehört uns an, wir denken und sprechen nach ihm, wir sind Fleisch und Blut mit ihm.“

Shakespeare in Deutschland.

Spanien.

Spanien hat in der dramatischen Kunst Großartiges und Eigenthümliches in Menge hervorgebracht, mehr Stücke als alle Völker Europas zusammen. Man rechnet nicht zu viel, wenn man 30.000 Dramen in Spanien allein annimmt. Franzosen, Engländer und Deutsche haben oft den Stoff zu

Drama in Spanien.

¹⁾ Adolf Stahr, Shakespeare in Deutschland — in Prutz, „Literar-historisches Taschenbuch“. Leipzig 1843. — Ulrichi, l. c. p. 792—814.

²⁾ On heroes, heroworship and the heroic in history, p. 138—179.

ihren Stücken aus spanischen Dichtern entlehnt, und Lord Holland behauptet nicht zu viel, wenn er sagt: „Hätte Lope de Vega nicht geschrieben, würden vielleicht die Meisterwerke von Corneille und Molière nie entstanden sein, und kennten wir die Werke dieser nicht, gälte Lope de Vega noch immer für einen der großen dramatischen Schriftsteller Europas.“

Ursprung.

Die Geschichte der allmählichen Entwicklung der dramatischen Kunst in Spanien wird deshalb wichtig. Wie in England, wie in Frankreich und Deutschland, bildete sich auch in Spanien das Drama aus den Mysterien und Moralitäten heraus, obschon man erwarten könnte, daß es aus dem Drama der Alten hätte hervorgehen sollen, denn Spanien war ja eine Zeit hindurch ganz römisch, und die Römer hatten dort Theater. Wir hören von Gefängen der alten Iberer, die, mit lebhaften Gesticulationen begleitet, vorgetragen wurden.

Gothen.

Die feingebildeten Westgothen nahmen von den Römern den Sinn für theatrale Belustigungen an, denn wir haben Concilienbeschlüsse, welche den Christen verbieten, als Komiker und Pantomimen aufzutreten. König Sisebut setzte den Bischof von Barcelona ab, weil er die Aufführung unanständiger Dinge auf dem Theater nicht verhindert hatte.¹⁾ Allein all das starb ab unter den Arabern, diesen war das Drama ein Greuel, und die tapferen Gothen im Norden waren zu arm, zu bedrängt, in stetem Kampfe um ihr Leben, als daß das Drama aus alter Zeit sich hätte forterhalten können. Ihre einzige geistige Auffrischung fanden sie im christlichen Gottesdienst und im Heldenlied.

Tenzone.

Pastorella.

Kaum aber haben die Gothen nach langem, schwerem Kampfe ihre Herrschaft bis in den Süden ausgebreitet, so finden wir auch die Poesie bei ihnen gepflegt und die Aufführung geistlicher Schauspiele im Gebrauche. Aus Südfrankreich pflanzte sich die Tenzone, ein Wettgesang, die Pastoretta oder Pastorella, bei ihnen ein, ein Gespräch zwischen einem Dichter, einem Schäfer und einer Schäferin, und die Albas, Morgenlieder, bei denen ein aufgestellter Wächter dem liebenden Paare den Anbruch des Tages verkündet. Während der Sänger eine Romanze hersang, stellten andere Spielleute die erzählte Begebenheit pantomimisch dar.

Eine Beweisstelle für das Vorhandensein dramatischer Darstellungen um 1255 findet sich in dem Gesetzbuche Alfons' X. oder des Gelehrten: „Die Geistlichen sollen keine Possenspiele darstellen und, wenn andere Personen dergleichen thun, so sollen die Priester nicht dabei sein, weil da viel Hässliches und Unanständiges vorfällt. Auch sollen diese Dinge nicht in den Kirchen getrieben werden; denn die Kirche Gottes ist gemacht, um zu beten. Doch gibt es Vorstellungen, die den Geistlichen erlaubt sind, wie zum Beispiel die von der Geburt unseres Herrn Jesu Christi, worin gezeigt wird, wie der Engel zu den Hirten kam und wie er ihnen sagte, Jesus sei geboren, und dann die von seiner Erscheinung, wie die drei Magier kamen, um ihn anzubeten, und die von seiner

¹⁾ Über die Stimmung der Urfirche gegen das Theater vergl. Hefele, über den Rigorismus in dem Leben und den Ansichten der alten Christen in der „Tübinger theologischen Quartalschrift“, 1841, S. 396 ff., dann in seinen „Beiträgen zur Kirchengeschichte“, I, S. 28 ff., und in seiner „Kirchengeschichte“, I, S. 156 f., 180, 181, 184, 207, 337.

Auferstehung, die zeigt, wie er gekreuzigt ward und am dritten Tage auferstand. Solche Dinge, wie diese, welche den Menschen ermuntern, Gutes zu thun und Ehrfurcht vor dem Glauben zu haben, können sie darstellen, auch noch deshalb, damit die Menschen sich erinnern, daß so, wie hier, es sich in der Wirklichkeit zugetragen hat. Aber sie müssen das mit Ordnung und großer Frömmigkeit thun und in großen Städten, wo Erzbischöfe und Bischöfe sind, oder auf deren Geheiß, aber nicht in Dörfern und an schlechten Orten und um Geld zu gewinnen.“¹⁾

Die geistlichen Schauspiele²⁾ kamen in den höchsten Flor, als Urban IV. das Frohnleichnamtsfest³⁾ anordnete. Die Frohnleichnamtsspiele namentlich sind unter den „Autos sacramentales“ verstanden. Ferner hören wir, daß das Opfer des Isaak, der Traum des Jakob gern aufgeführt wurden. Auch der Todtentanz muß zu den geistlichen Schauspielen gerechnet werden.

Autos sacramentales.

Tobtentanz.

Die Anschauung, daß der Tod mit jedem tanze, ward durch die große Pest im Jahre 1348 veranlaßt und gieng aus tiefem Ernst der Einsicht von der Bedeutung und Aufgabe des Lebens hervor. Nur in der Überzeugung von der Ewigkeit des Geistes vermochte man über den Tod zu lächeln und dessen Vorstellung zum Stoff künstlerischer Verarbeitung zu nehmen. Die mimischen Darstellungen des Todtentanzes riefen erst die materiellen Darstellungen desselben hervor. Der Tod tritt als Gericht, das über alle Erdengröße waltet, an jeden heran, jeder hat Einwendung zu machen, alle werden abgewiesen, jeder beklagt sein Schicksal, in das er sich zuletzt fügt mit frommer Ergebung.

Aus den geistlichen Schauspielen heraus entwickelte sich nach und nach das weltliche. Die Berührung, in welche Spanien mit Italien kam, erweckte den Sinn für die Kunstform, und so konnte das spanische Drama national sein und doch die Form vollendet werden. Der hohe Geist, mit dem die Regierung Ferdinands und Isabellas ganz Spanien erfüllte, zeigte sich schnell in den dramatischen Darstellungen.

Im Jahre 1492, heißt es, fiengen die Gesellschaften an, öffentlich Komödien von Juan del Encina darzustellen, einem Dichter von großer Amuth, Scherzhaftigkeit und Unterhaltungsgabe — und Agostin de Rojas sagt: „In jener glücklichen Zeit, als die katholischen Könige die Mauren aus Granada vertrieben, begann die Inquisition und unsere Komödie, damit alle angespannt würden, gute, heroische und ausgezeichnete Handlungen zu vollbringen, indem sie die Thaten ausgezeichneten Männer dargestellt sehen.“ Encina war geboren 1469 bei Salamanca, wo er auch seine Studien vollendete. Sein poetisches Talent entwickelte sich früh. Schon im vierundzwanzigsten Jahre gab er seine sämtlichen Werke heraus, Umbildungen der Eklogen des Virgil und

Encina.

¹⁾ Siete partidas, I, 6, 34 u. 36. — Schaef, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien, I, S. 116. 2. Auflage. Frankfurt 1854.

²⁾ In der Nähe von Mexiko führen die Landleute heute noch solche religiöse Schauspiele auf. C. d. B. Life in Mexico. London 1843. — Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien, I, S. 203.

³⁾ Das Fest des heiligen Frohnen-Leibes, Frohn = Herr. Urban IV. bestieg 1261 den päpstlichen Stuhl; er war es, der die Feier dieses Festes anordnete und den Tag — den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitsfeste — für die ganze Kirche festsetzte.

dramatische Versuche, die bei festlichen Gelegenheiten bei seinem Gönner, dem Herzog von Alba, vorgestellt wurden. Später kam der Dichter nach Rom und wurde von Leo X. zum Director der päpstlichen Kapelle ernannt. 1519 machte er eine Reise ins Heilige Land, die er in einem Gedichte „Tribagia“ besang. Er wurde Priester, erhielt das Priorat von Leon und starb 1534 in Salamanca. Schack vergleicht seine Dramen sehr sinnig mit den alten religiösen Bildern Giotto's, Pisoles, die uns durch ihre Naivität und süße Anmuth entzücken.¹⁾

Ein Drama, aber nicht für das Theater gearbeitet, wenn auch von Einfluss auf die dramatische Literatur, ist „La Celestina, tragicomedia de Calisto y Melibea“, 1500 zu Salamanca erschienen, von mehreren verfaßt, 21 Acte groß, der Anfang soll von Juan de Mena sein, der Schluß ist von Fernando de Rojas. Sie will ein Gemälde von den Verirrungen der Leidenschaft zur Warnung von jedermann entwerfen und zeichnet sich durch hohes Talent der Darstellung, feine Charakterisierung und Lebendigkeit des Dialoges aus; sie muß aber mehr als dramatischer Roman denn als Schauspiel betrachtet werden, enthält dabei Stellen voll Tiefinn und hoher Schönheit.²⁾ Der Portugiese Gil Vicente³⁾ war auf das Drama Spaniens von Einfluss, denn er schrieb einen Theil seiner Stücke spanisch, und sie fanden natürlich ihren Weg in das Land und fesselten durch ihre Kraft und ihre naive Anmuth. Wie umfassend der Stoff seiner Stücke hin und wieder war, zeigt das Summarium der Geschichte Gottes, welches die heilige Geschichte vom Falle Lucifers bis zur Himmelfahrt Christi behandelte. Am meisten dramatisches Talent zeigt er in seinen Farcen, fast hingeworfenen Schwänzen voll burlesker Kraft und dramatischer Lebendigkeit und sprudelnd von Witz.⁴⁾ — Torres Naharro, ein Geistlicher und Gelehrter aus angesehenen Familie, geboren in la Torre bei Badajoz, einmal Gefangener in Algier, gab 1517 in Rom vermischte Dichtungen unter dem Namen „Propaladia“ heraus mit Erlaubnis Leos X. Dies Buch enthält nicht bloß acht Komödien, sondern auch wichtige Bemerkungen zur Geschichte des spanischen Theaters. Die Komödie nennt er „eine sinnreiche Entwicklung interessanter und glücklich endender Begebenheiten“. Er unterscheidet zwei Gattungen von Komödien, „Comedias a noticia“, die eine wirklich vorgefallene Begebenheit behandeln, und „Comedias a fantasia“, deren Handlung rein erdichtet ist. Statt Acte gebraucht er den Ausdruck „Jornadas“, Tagreisen, weil sie die meiste Ähnlichkeit mit Stationen haben.⁵⁾

1526 finden wir übrigens schon ein ständiges Theater in Sevilla, 1534 erließ Karl V. ein Gesetz gegen übertriebenen Luxus in Kleidern bei Komödien. Die Taufe Philipps II. wurde 1527 mit großartigen Autos gefeiert. Juan Boscan übersezte eine Tragödie des Euripides, um das spanische Drama nach antiken Mustern zu gestalten. Ähnliches thaten Villalobos und D. Liva.⁶⁾

1) Schack, l. c. I, p. 146—156.

2) Ibid. p. 156 ff. — Schlegels sämtliche Werke von Böcking. Leipzig 1846. Bd. IV, S. 172. — Ticknor, l. c. I, p. 216—219. — Garus, Das spanische Drama im Mittelalter, I. — Deutsche Uebersetzung der Celestina von Bülow. Leipzig 1843.

3) Welcher Bd. VII, S. 321 dieses Werkes, 5. Aufl., bei der portugiesischen Literatur erwähnt wurde.

4) Schack, l. c. I, p. 160. Seine acht Dramen in Böhl's „Hispanische Schaubühne“. Gil Vicente obras. Hamburg 1834.

5) Schack, l. c. I, p. 180—197.

6) Ibid. p. 198—207.

Zur wahren Blüte des Dramas gelangten die Spanier jedoch erst, als mehr Ruhe in das Leben der Nation kam und die Regierung ihren festen Sitz in Madrid nahm. Über Lope de Rueda und das Drama jener Zeit überhaupt, namentlich über die steigende Kunst der Darstellung gibt Cervantes eine höchst interessante Nachricht:¹⁾

Lope
de
Rueda.

„Der große Lope de Rueda war zu Sevilla geboren und seines Gewerbes ein Goldschläger. Er war bewunderungswürdig in der Schäferpoesie, und in dieser Gattung hat weder vor noch nach ihm irgendwer ihn übertroffen. Ob ich gleich nicht über die Güte seiner Verse urtheilen konnte, weil ich noch ein Kind war, so sind mir doch einige im Gedächtnis geblieben, die ich, indem ich sie jetzt in einem reifen Alter wieder durchgehe, ihres Rufes würdig finde. Zur Zeit dieses berühmten Spaniers war die ganze Geräthschaft eines Schauspielers und Theaterdirectors in einem Sacke enthalten und bestand in vier weißen Schäferpelzen, mit vergoldetem Leder besetzt, vier falschen Bärten und Perücken und vier Schäferstäben, mehr oder weniger. Die Schauspiele waren nur Unterredungen wie Eklogen, zwischen zwei oder drei Schäfern und einer Schäferin; man verschönerte oder verlängerte sie mit zwei oder drei Zwischenspielen von einer Regerin, Kupplerin, Tölpeln oder Biscayern. Derselbe Lope spielte diese vier Rollen mit aller Vortrefflichkeit und Wahrheit, die man erdenken kann. Zu jener Zeit gab es keine Couliissen, keine Gefechte zwischen Mauren und Christen zu Fuß und zu Pferde; da gab es keine Gestalt, welche durch eine Theaterverkennung aus dem Mittelpunkte der Erde emporstieg oder emporzusteigen schien; und die Bühne bestand aus vier in ein Viereck gestellten Bänken, mit vier oder sechs Brettern darüber, so daß sie sich vier Hand breit über den Boden erhob. Man sah keine Engel oder Geister auf Wolken vom Himmel herabsteigen; der ganze Hierauf des Theaters war ein alter, an Schuiren zu beiden Seiten aufgehängter Teppich; er trennte den Platz der Zuschauer von der Bühne. Dahinter stellte man die Musiker, welche ohne Guitarre irgend eine alte Romanze sangen. Lope de Rueda starb, und wegen seiner Berühmtheit und Vortrefflichkeit bestattete man ihn zwischen den beiden Chören in der großen Kirche zu Cordova, wo er gestorben war, an derselben Stelle, wo jener berühmte Narr, Louis Lopez, auch begraben liegt. Naharro, aus Toledo gebürtig, folgte dem Lope de Rueda; er machte sich be- rühmt besonders in der Rolle eines hasenherzigen Kupplers; Naharro vermehrte um etwas die Verzierungen der Schauspiele und verwandelte den Kleidersack in Koffer und Kasten. Er zog die Musik auf die Bühne, welche vorher hinter dem Vorhang ertönte; er nahm den Spaszmachern ihre Bärte, denn bis auf ihn hatte niemand ohne einen falschen Bart gespielt. Er wollte, daß alle sich frank und frei zeigten, ausgenommen diejenigen, die alte Rollen spielen oder ihr Gesicht verändern mußten. Er erfand die Couliissen, die Wolken, den Donner und Blitz, die Zweikämpfe und Schlachten. Aber nichts von dem allem wurde zu der Vollkommenheit gebracht, in der wir es heutigentags sehen (und hier muß ich aus den Schranken meiner Bescheidenheit heraustreten), in dem Augenblick, wo man auf dem Theater von Madrid ‚Die Gefangenen von Algier‘, welche ich verfaßt habe, ‚Die Numancia‘ und ‚Die Seeschlacht‘ aufführen sieht. Hier wagte ich die Schauspiele von fünf Acten oder Handlungen, welche sie vorher hatten, auf drei zu beschränken. Ich war der erste, der die Phantome der Einbildungskraft und

Naharro.

¹⁾ In der Vorrede zu seinen acht Komödien.

die verborgenen Gedanken der Seele darstellte, indem ich moralische Gestalten auf der Bühne erscheinen ließ, mit allgemeinem Beifall der Zuschauer. Ich verfertigte in jener Zeit zwanzig bis dreißig Schauspiele, die alle aufgeführt wurden, ohne daß das Publicum die Schauspieler mit Gurken oder Drangen oder sonst etwas bewarf, dergleichen die Zuschauer schlechten Komödianten an den Kopf werfen; sie giengen ihren Weg fort ohne Pfeifen oder Verwirrung und Lärmen.“

Autos.

Neben diesen weltlichen Stücken dauerten die Autos fort. Das Concil zu Toledo (1565) verbot aber, sie in den Kirchen, während des Gottesdienstes aufzuführen, und untersagte den Geistlichen, Rollen darin zu übernehmen. Sie wurden jetzt auf eigens dazu erbauten Gerüsten auf großen Plätzen aufgeführt oder auf den für weltliche Stücke bestimmten Bühnen.¹⁾

Eifer
für
Schaus-
spielc.

Im Gegensatz zu Rueda schrieb Juan de Malara um 1550 Lustspiele, in denen er die Manier der Alten nachahmte. Philipp II. verbot, daß Frauen auf der Bühne erscheinen, 1580 wurde aber dieses Verbot wieder aufgehoben. Augustin de Rojas Bilandrando, Soldat unter Philipp II. in Frankreich, später Schauspieler, gab 1602 eine unterhaltende Reise heraus, in welcher er das Treiben verschiedener Schauspielertruppen in ergötzlicher Weise schilderte, aus der wir entnehmen können, wie die Liebe zu dramatischen Darstellungen die ganze Nation, ja sogar jedes kleine Dorf ergriffen hatte.

Valencia wie Sevilla hatten ihr ständiges Theater. 1565 traten Bürger von Madrid zu einer Bruderschaft zusammen für Kleidung und Speisung der Armen, Pflege der Kranken, und erhielten das Privilegium, den Schauspielertruppen Locale für ihre Vorstellungen zu liefern. Ein Theil des Erträgnisses kam der wohlthätigen Stiftung zugute. Bald wurde nicht mehr bloß an Sonn- und Festtagen, sondern auch an Werktagen gespielt, so sehr wuchs der Hang zum Schauspiel. Die zwei Theater de la Cruz und del Principe, welche 1580 in Madrid errichtet wurden, bestehen heute noch fort.²⁾

Cervantes.

Cer-
vantes

Die besten Geister der Nation hielten es also nicht unter ihrer Würde, für die Bühne zu arbeiten, und unter ihnen war Cervantes einer der ersten, welche diese Laufbahn betraten. Ein großer Schriftsteller aus der großen Zeit Spaniens ist dieser Miguel de Cervantes Saavedra.³⁾

Er stammte aus guter Familie, die mit den alten Gothenkönigen von Leon verwandt war — einer seiner Vorfahren that sich unter Ferdinand dem Heiligen bei der Eroberung Sevillas hervor —, aber sein Vater war wenig bemittelt. Geboren zu Alcala de Henares (1547), wurde Cervantes für die gelehrte Laufbahn

1) Schaef, l. c. I, p. 239.

2) Ibid. p. 263—271.

3) Thomas Roscoe, Life and writings of Miguel Cervantes. London 1839.

bestimmt. In Madrid lernte er die Classiker kennen, in Salamanca machten einige Gedichte von ihm schon Aufsehen, denn früh schon regte sich in ihm der poetische Genius — er schrieb Sonette, Romanzen, einen Schäferroman „Fílana“. Im Dienste des Cardinals Aquaviva kam der arme Jüngling nach Rom, wo die Größe der Erinnerungen wie die Schönheit der Kunstwerke sein Herz mit Begeisterung erfüllten. Der Geist der Kreuzzüge wehte damals noch einmal durch die Welt, und Cervantes trat als gemeiner Soldat in die Armee und nahm auf dem Schiffe „Marquesa“ an der Seeschlacht bei Lepanto Antheil, wir sahen oben, mit welchem Heldennuth; mit dem Rufe: „Lieber den Tod als eine mit Feigheit erworbene Gesundheit!“ hob er sich vom Krankenlager und stürzte sich tollkühn in den Kampf und bedeckte sich mit Wunden und Ruhm so, daß er von Don Juan belobt und beschenkt wurde. In Messina von seinen Wunden geheilt — nur die linke Hand blieb verstümmelt — machte dann Cervantes den Sturm auf Navarino, die Feldzüge in Afrika mit. Von Don Juan mit Empfehlungsbriefen an Philipp II. versehen, fiel Cervantes am 26. September 1575 mit seinem Schiffe nach verzweifelmtem Widerstand in die Hände der Seeräuber und wurde in Algier Sklave eines griechischen Renegaten. Fortan ist sein Leben eine stete Schule der Leiden, die er aber mit heroischer Seelenstärke ertrug.

In ergreifenden Zügen schildert er später¹⁾ die Leiden der Christensklaven in Algier, um Werke des Erbarmens zur Loskaufung der Gefangenen oder einen Kreuzzug zu ihrer Befreiung hervorzurufen. Wie erkunderisch sein Geist, wie kühn und stark sein Herz, wie edel sein Gefühl war, zeigen die steten Befreiungsversuche, die zwar insgesammt mißlangen, aber seinem Herrn doch solche Angst und Achtung vor Cervantes abdrangen, daß man ihn zwar zu schrecklichen Strafen verurtheilte, aber sie niemals an ihm vollzog. Aber er stieg im Werte: als 1576 sein Vater alle Habe, seine Schwestern der Aussteuer opferien, kam doch nur so viel zusammen, daß Cervantes oder der Bruder damit losgekauft werden konnte. Cervantes ließ den Bruder ziehen, er selber blieb in Gefangenschaft. Wie sehnte er sich nach der Freiheit! Einmal ist er wieder entronnen, schon sicher im Hause eines Freundes. Da verkündet der Sultan Todesstrafe für den, der den Flüchtling berge, und um den Freund nicht in Gefahr zu bringen, stellt sich Cervantes freiwillig dem König. Weil er sich weigert, Mitschuldige zu nennen, wird er gefesselt und in den Kerker geworfen; der König sagt selber, er sei seiner Hauptstadt nicht sicher, solange er diesen Spanier nicht in Banden habe. Ein allgemeiner Aufstand aller Christen in Algier ward in der That von Cervantes angeregt.

Endlich, am 19. September 1580, schlug die Stunde der Befreiung; Trinitarier kauften und baten ihn los. Cervantes trat sogleich wieder in die Armee ein und machte den Feldzug nach Portugal unter Alba mit. Sein Herz war noch immer entzündbar und seine Phantasie feurig. 1583 dichtete er den Schäferroman „Galathea“; unter dem Namen der Heldin stellte er seine Geliebte dar, Donna Catalina de Palacios Salazar, mit der er sich 1584 vermählte und in ihrer Heimat, dem Städtchen Esquivias, sich niederließ; unter dem Schäfer Elicio stellte er sich selber dar, unter den andern Schäfern Schriftsteller seiner Zeit und Bekantschaft.²⁾ Der Reiz der Erfindung, die Süßigkeit

¹⁾ Vergl. Reinhold Baumstark, Cervantes' Musternovellen, Bd. I, S. 1—20. Freiburg 1868.

²⁾ Dies wird übrigens bezweifelt. Sieh Schaaf, l. c. I, p. 323; Ticknor, l. c. I, p. 488.

der Sprache, die Reinheit des Tones setzen dieses Werk unter die classischen Schriften Spaniens.

Mit dem Familienleben kamen die Nahrungszorgen. Um sein Brot zu verdienen, schrieb damals Cervantes „zwanzig bis dreißig Stücke“, die alle mit Beifall aufgenommen wurden. Nur zwei von ihnen sind noch vorhanden und lassen uns durch ihren Wert den Verlust der andern gar so sehr bedauern: „Das Leben in Algier“ und „Numancia“: in jenem will er das Mitleid und den Eifer zur Loskaufung der Gefangenen, in diesem die Vaterlandsliebe erregen. Diese Gefühle bilden die Einheit dieser großartigen, aber auch hin und wieder die Schranken des Schönen überschreitenden Dichtungen. Die Kraft der Gefühle, die Kühnheit der Sprache erinnern an den Geist, der in den „Persern“ und im „Prometheus“ des Aischylos weht.

Numan-
cia.

Wie muß die „Numancia“ die Spanier für Unabhängigkeit und Nationalruhm berauscht haben! Das Stück wurde in Madrid oft aufgeführt. Es war die Zeit, da Philipp II. zur großen Unternehmung gegen England rüstete. Der Dichter kam oft nach Madrid. 1588 erhielt er die Stelle eines Proviantofficiers der indischen Flotte in Sevilla, er mußte Einkäufe machen für die Armada und zu diesem Zwecke Andalusien bereisen.

Novellen.

Die Eindrücke, die er hier empfing, zeigen sich in seinen „Novelas exemplares“ oder Mustererzählungen, die er damals begann, und von denen er zwölf im Jahre 1612 herausgab. Er nennt sie Mustererzählungen, um sie von den unanständigen Erzählungen zu unterscheiden, die man seit dem „Decamerone“ aus dem Italienischen übersetzte, und weil es keine darunter gebe, aus der man nicht ein gutes Beispiel nehmen könne. „Die verliebten Aeden,“ sagt der Verfasser, „die in einigen dieser Novellen vorkommen, sind der Vernunft, der Sittlichkeit und der Religion so wenig entgegen, daß sie weder dem einfältigsten noch dem wichtigsten Leser einen unreinen Gedanken einflößen werden. Wenn ich wüßte, daß das Lesen dieser Erzählungen bei irgend jemand einen unreinen Wunsch erregen könnte, so würde ich mir die Hand, womit ich sie schrieb, lieber abhauen als sie ans Licht stellen!“ Cervantes hat hohen, reinen Sinn. — „Ich glaube, daß ich der erste bin, der in unserer castilischen Sprache selber erzählt. Die vielen andern Novellen, die bei uns gedruckt worden, sind durchgängig aus fremden Sprachen überetzt; aber diese sind mein Eigenthum, ich habe sie weder geborgt noch gestohlen. Meine Phantasie hat sie erzeugt, meine Feder hat sie zur Welt geboren, und die Presse gibt ihnen ihre Ausprägung.“

Weder
Sinn.

Ein eigener Zauber ruht auf diesen Novellen. Cervantes ist ein Meister im Erzählen, und manche enthalten so feine Seelengemälde, so viele Wortspiele, daß sie nahezu in andere Sprachen nicht zu übertragen sind. Die Erfindung ist immer sinnreich, die Schilderung meisterhaft, der Vortrag anmuthig und spannend.

La
Gitanilla.

Die erste dieser zwölf Novellen, „La Gitanilla“, die Zigeunerin (es ist die Geschichte der Preciosa), ist auch darum merkwürdig, weil sie eine anziehende Schilderung des Lebens der Zigeuner gibt. Der Hauptmann derselben sagt: „Wir sind Herren der Felder, der Saaten, der Wälder, der Berge, der Quellen und der Flüsse. Unentgeltlich liefern uns die Berge Brennholz, die Bäume Früchte,

die Reben Trauben, die Gärten Gemüse, die Quellen Wasser, die Flüsse Fische und die Forste Wildbret, Schatten die Felsen, Kühlung die Klüfte und Wohnung die Grotten. Für uns ist die Ungunst des Himmels ein Zephyr, Kühlung der Schnee, ein Bad der Regen, der Donner Musik und eine Leuchte der Blick. Für uns ist der harte Erdboden ein weicher Federstuhl, die abgehärtete Haut unseres Körpers dient uns zum undurchdringlichen Panzer, der uns beschirmt; unsere Behendigkeit hemmt keine Gitter, hindern keine Gräben, versperren keine Mauern; unser Muth bindet kein Strick, mindert keine Schranke, erstickt keine Folter, bezwingt keine Marter. Zwischen Ja und Nein machen wir keinen Unterschied, wenn es uns zusagt; immer sünden wir es rühmlicher, Märtyrer als Beichtiger zu sein. Für uns werden die Lastthiere auf den Feldern erzogen und die Beutel in den Städten abgeschnitten. Kein Adler oder anderer Raubvogel stürzt sich schneller auf die Beute, die sich ihm darbietet, als wir auf die Gelegenheit zuzufiegen, die uns einen Vortheil ankündigt. Kurz, wir haben gar viele Eigenschaften, die uns einen glücklichen Ausgang versprechen, denn im Gefängnis singen wir, auf der Folter schweigen wir; wir arbeiten am Tage und fehlen nachts, oder besser gesagt, wir erinnern daran, daß niemand veräume nachzusehen, wohin er seine Habe legt. Uns peinigt nicht die Furcht, die Ehre zu verlieren, noch macht uns das Bestreben, sie zu vermehren, schlaflos. Zu Sterkundigen hat uns die Natur gemacht; denn, da wir immer unter freiem Himmel schlafen zu allen Stunden, so wissen wir auch, wie weit es am Tage oder bei Nacht ist. Mit einem Worte, wir sind Leute, die von ihrem Kunstfleiß leben und ohne den alten Spruch auf sich anzuwenden: Kirche, Meer oder Königshaus; wir haben, was wir begehren, weil wir uns mit dem begnügen, was wir haben."

Im fünfzehnten Jahrhundert erschien dieses fremdartige Volk zuerst in Europa. Von Hind Kales, mit Umwandlung der Spirans in Sibilans, Zingaris oder schwarze Indier, wie sie sich nannten, entstand das Wort Zigeuner. Wie einst vor dem Einbruch der Arier die Chaniten, so flohen diese Parias aus dem Stamme der Nuts vor den Horden Tamerlans aus Ostindien nach Persien, nach Ägypten, nach Europa. 1417 erschienen sie zuerst in der Moldau und Walachei, in Ungarn und an der Nordsee, 1422 in Italien, unjet umherirrend, wahr sagend, stehend, und drangen bis Portugal, bis Schottland, bis Norwegen. In Frankreich erhielten sie den Namen Bohemiens, weil man sie mit den Husiten in Gedanken verband, in England Gypsies, weil sie aus Ägypten¹⁾ kamen, in Dänemark und Norwegen Taters oder Tataren, in den Niederlanden Heiden.

Überall war die Staatsgewalt hinter ihnen her: Ferdinand der Katholische verbannte sie 1492, Heinrich VIII. 1531; Franz I. sprach Galeerenstrafe gegen sie aus. Karl V. verwies sie von dem Boden des Reiches; Friedrich Wilhelm I. von Preußen gebot, jeden Zigeuner, der achtzehn Jahre alt wäre, kurzweg aufzuhängen. Alles vergebens; die Romnitschel, wie sie sich auch nennen,²⁾ waren nicht auszurotten. Zahlreich sind sie heute noch

Zi-
geuner.Ber-
folgung.Romnit-
schel.

¹⁾ Woher das spanische „Gitanos“, d. h. Ägypter, entstand.

²⁾ Von rom, Mann, Mensch, also „Menschenkinder“.

im südlichen Spanien, in der Moldau und Walachei, in Ungarn. Sie sind geschickte Korb- und Mattenflechter, Hofs-tänzer und Viehhändler, Kuppler, Wahrsager und Diebe, lieben leidenschaftlich den Tanz und haben viel Talent für Musik. In Europa sollen im ganzen noch 795.000 Zigeuner leben.¹⁾ Kaiser Joseph II. bemühte sich, sie an anständiges Gewerbe und an Besittung zu gewöhnen.

In der Vorrede zu seinen Novellen rath der Dichter, unter sein Bild die Worte zu setzen: „Der Mann hier mit dem Adlergesicht, mit den braunen Haaren, mit der glatten freien Stirn, mit dem fröhlichen Blick, mit der krummen, aber nicht hässlichen Nase, mit dem Silberbart, der vor kaum zwanzig Jahren noch golden war, mit dem starken Stuhbart und kleinen Mund, mittelmäßig von Wuchs, frisch von Gesichtsfarbe, ein wenig geduckt und nicht gar zu leicht zu Fuß — dieser Mann, sage ich, ist der Verfasser der ‚Galathea‘ und des ‚Don Quixote von la Mancha‘, Miguel de Cervantes. Er war viele Jahre Soldat und sechshalb Jahre in der Gefangenschaft, wo er lernte die Widerwärtigkeiten mit Geduld zu ertragen. In der Seeschlacht bei Lepanto verlor er die linke Hand durch einen Büchschenschuß, eine Verletzung, die ihn zwar entstellte, die er aber für eine Schönheit achtete, weil er sie bei der denkwürdigsten Gelegenheit erhielt, welche vergangene Jahrhunderte gesehen haben und künftige sehen können.“

„Galathea“ und „Don Quixote“ sind demnach der Stolz des Dichters. Cervantes hatte für eine Familie zu sorgen sowie für seine Schwester, die ihr Vermögen geopfert, um ihn zu befreien, und bewarb sich in seiner Noth 1588 bei der Regierung um eine Stelle. Die Bittschrift sammt den Beweismitteln ist in neuerer Zeit gefunden und von Navarrete herausgegeben worden. Der Dichter wurde Proviandcommissär für die indische Flotte in Sevilla, hielt sich zehn Jahre in dieser Stadt auf und machte von da Reisen durch Andalusien, was die reizenden Schilderungen des spanischen Volkslebens ermöglichte. In seiner Herzensgüte vertraute Cervantes einem Kaufmann Geld an, das er eingezogen hatte, und kam dafür ins Gefängnis, da er unvermögend war, aus eigenen Mitteln die Summe zu ersetzen. Einige Zeit hindurch fehlen jetzt alle Nachrichten über sein Leben. Nach der Überlieferung soll er wegen eines Streites im Städtchen Argamasilla im Gefängnis gewesen sein und hier den Roman begonnen haben, der seinen Namen schnell durch die Welt trug.

Im Jahre 1605 erschien der erste Theil des „Don Quixote“, der bald in alle Sprachen übersetzt und der Liebling aller Stände wurde. Als Philipp III. von seinem Balkon einen Studenten sah, der, am Manzanares sitzend, während des Lesens in einemfort hell aufachte, sagte er zu seinen Hofleuten: „Der Mensch muß ein Narr sein, oder er liest den ‚Don Quixote‘.“

Während Cervantes noch lebte, wurden 30.000 Exemplare des Buches verkauft. Von einer der vielen französischen Übersetzungen zählte eine allein bis jetzt mehr als fünfzig Auflagen, aber bei dem damaligen Zustande des Buchhandels hatte der Verfasser keinen Vortheil davon, er blieb arm. Alles erheiterte sich an den Früchten seines Geistes und lachte darüber, während er selber darbt und in

¹⁾ In Ungarn und Siebenbürgen zählt man 97.000, in Spanien 57.000, in England 18.000, in Rumänien 200.000.

Sorgen seine letzten Jahre zubrachte. 1614 gab sogar ein gewisser Avellaneda eine Fortsetzung von „Don Quixote“ heraus, welche die bössartigsten Schmähungen gegen Cervantes enthielt. Cervantes widerlegte sie, indem er selber den zweiten Band erscheinen ließ. In demselben hat der Dichter die höchste Meisterschaft zu charakterisieren erreicht, und herrscht eine Klarheit und Durchsichtigkeit, daß dieses Werk zu den ersten Leistungen aller Völker und Völker zu zählen ist.

Aber, wird eingewendet, „Don Quixote“ ist das traurigste Buch, das je geschrieben wurde! Der Grundgedanke ist höchst traurig, die Nichtigkeit der Seelengröße und die Täuschungen des Heldenthums werden nachgewiesen und ein vortrefflicher Mann zum beständigen Gegenstand des Lachens hingestellt! Allerdings. Aber, wenn der Dichter es anders angefangen hätte, so hätte er schwerlich sein Ziel erreicht. Dasselbe ist nicht, den Gegensatz des Poetischen und Prosaïschen, von Heldenthum und kalter Selbstsucht zu schildern, wie man hin und wieder gemeint hat, sondern einer Zeitkrankheit entgegenzutreten, die Verbreitung und Geltung der Ritterbücher zu brechen, an die Stelle einer verlockenden, berausenden, eine nüchterne und gesunde Weltanschauung zu setzen. Der Dichter hat sein Ziel erreicht, kein Ritterroman erschien mehr nach dem „Don Quixote“, aber die Cur war zu spät angewendet, Cervantes hätte ein Jahrhundert früher erscheinen sollen.

Ein fantastischer Zug liegt im ganzen spanischen Wesen, und die Ereignisse haben ihn gesteigert. Schon im Gesetzbuche Alfonsos ist ein Ideal des Ritterthums gezeichnet, wie der Ritter glänzende Kleidung tragen müsse, um dem Volke mehr Ehrfurcht einzusflößen, wie er enthaltsam leben und allen erschlaffenden Vergnügen entsagen müsse. Während der Mahlzeit, heißt es dort, muß er sich die Heldenthaten vergangener Zeiten vortragen lassen, um seinen Geist zu befeuern, und in der Schlacht den Namen seiner Dame anrufen, damit ihm dies frischen Muth in die Seele gieße und ihn vor unritterlichem Thun bewahre. Seit die Spanier den Mauren gegenüber stets im Siege waren, verlangten sie in der Ruhe wenigstens Erzählung von Ritterthaten. Französische Ritterromane drangen in die Halbinsel und wurden gierig verschlungen. Noch wirksamer war die Arbeit eines Portugiesen, der „Amadis de Gaula“, geschrieben von Vasco de Lobeira, einem Edel- Amadis. manne am Hofe Johannis I. von Portugal, der von demselben 1385 zum Ritter geschlagen wurde und 1403 gestorben ist.¹⁾ Gaula scheint so viel als Wales zu sein.

Übrigens verfährt der Verfasser ganz frei mit Geographie und Geschichte und sucht nur ein glänzendes Ritterideal hinzustellen. Abenteuer folgen auf Abenteuer, Amadis ist ein Muster aller ritterlichen Tugenden. Die Leser stießen sich nicht an der Länge des Buches, nicht an der Unzahl der Gefahren. Gerade dieses gefiel — der Verfasser hatte die Saiten angeschlagen, die in allen Herzen

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 181.

Roman-
Leserei.

widerklagen. Selbst Cervantes gesteht im ersten Buche des „Don Quijote“, wo bei der Säuberung der Büchersammlung des fahrenden Ritters der Pfarrer den „Amadis“ verbrennen will, weil dieses erste in Spanien gedruckte Buch über fahrende Ritterschaft Ursprung und Quelle für alle andern war: es sei das beste aller Bücher dieser Art, welches jemals geschrieben wurde, und es solle darum wegen seiner Besonderheit Vergebung erhalten. Unzählige Werke dieser Art entstanden in Spanien und wurden immer wieder und wieder gelesen und verrückten die Köpfe. Auch die gebildeteren Stände glaubten an die Wahrheit des Gelesenen. Wir hören, daß ein Ritter bei der Rückkunft auf seinem Schlosse seine Frau und Kinder in Thränen fand und auf die Frage, was für ein Unglück geschehen, die Nachricht erhielt, Amadis sei gestorben — so weit hatten sie nämlich gerade gelesen. Geschichtschreiber jener Zeit klagten, daß die Leute mit dem Lesen von Ritterromanen ihre Zeit verschwenden. Wir hörten oben das gleiche Geständnis aus dem Munde der heil. Theresia und des heil. Ludwig von Granada. Die Wuth, Romane zu lesen, war ein öffentliches Unglück. Die Cortes verlangten von der Regierung, daß sie dieser Zeitkrankheit steure und die Ritterromane verbrennen lasse. 1555 wurde auch Druck und Verkauf derselben in Spanien und den amerikanischen Besitzungen untersagt, aber Erlässe halfen hier nichts.

Cervantes erst hat den Ritterromanen ein Ende gemacht: seit sein „Don Quijote“ erschien, wurde kein Ritterroman mehr gedruckt, noch mehr, es hörte das Lesen auf, sie wurden vernichtet. Jetzt ist solch ein Exemplar eine literarische Seltenheit.¹⁾ Alles wollte sich in einer erträumten Welt bewegen, niemand mehr die prosaischen Arbeiten des Lebens verrichten. Diese Neigung hat Spanien arm und vom Auslande abhängig gemacht, und gegen sie trat Cervantes mit den Waffen des Geistes auf, Don Quijote und Sancho Panza wurden Lieblinge aller Leser, und mit lächelndem Antlitz hat der Dichter die größten Wahrheiten gesagt. Beide fesseln fortwährend die Theilnahme, es sind Gestalten, die dem Dichter nicht minder lieb geworden sind als den Lesern, und in Reinheit, Schönheit, Feinheit der Darstellung, namentlich im zweiten Theil, erhebt sich Cervantes über sich selber. Wir lieben den irrenden Ritter, wir bewundern ihn ob seines Heldenmuths und bemitleiden ihn wegen seiner Thorheit und staunen gerade dadurch über das Heilmittel, welches der Dichter in der Mischung dieser Gefühle seiner Zeit darbot.

Die
letzten
Jahre.

Aber man kämpft nicht mit einer Zeitrichtung, ohne vom Gegner Wunden zu bekommen. In seiner letzten Arbeit, „Persiles und Sigismunda“, verfällt der Dichter selber in den Ton der Ritterromane. Er hat große Stücke von dieser Dichtung gehalten, die er nicht mehr vollenden konnte. Sein Leben gieng zur Neige. Er schildert uns in der Vorrede, wie er von seinem letzten Besuch in Esquivias krank gegen die Hauptstadt ritt, wie ein Student, der sich dem Reisenden angeschlossen, als er ihn Cervantes nennen hörte, auf ihn zustürzte, ihm die Hand drückte mit den Worten: „Ja, ja, das ist der halbgefunde, das ist der ganz berühmte, das ist der ergößlichste Schriftsteller, das ist der Liebling der Musen!“ — „Ich bin nicht der Liebling der Musen,“ entgegnete Cervantes,

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 522—523.

„und mein Leben geht seinem nahen Ende entgegen. Nach der Langsamkeit meiner Pulzschläge wird spätestens nächsten Sonntag die Stunde kommen, wo sie stoßen.“ — Wenige Tage nachher, am 19. April 1616, schrieb er noch in einer Widmung seines Werkes für den Grafen von Lemos einige heitere Worte, am 23. April 1616 war jedoch der Kampf mit Unglück, mit Verkennung, mit Armut schon zu Ende: Cervantes starb in den Armen seiner treuen Lebensgefährtin, achtundsechzig Jahre alt. 1835 hat Spanien ihm in Madrid eine Bildsäule zu Ehren aufgestellt.

Tod
Cervantes.

Cervantes zeigte sich verletzt durch die Rälte, welche das Publicum in seinen späteren Jahren gegen seine Schauspiele bewies. „Es ist einige Jahre her,“ schreibt er, „daß ich zu meiner alten Beschäftigung zurückkehrte und im Glauben, die Zeiten meines guten Rufes seien noch nicht vorüber, von neuem einige Komödien verfaßte. Aber ich fand keine Bögel mehr in den vorjährigen Nestern; das soll heißen, ich fand keinen Theaterdirector mehr, der sie von mir begehrt hätte, obgleich alle wußten, daß ich sie liegen hatte. Und so packte ich sie denn in einen Koffer und verurtheilte sie zu beständigem Stillschweigen. Um diese Zeit sagte mir ein Buchhändler, er würde sie mir abkaufen, wenn ihm nicht ein Schauspieldirector gesagt hätte, von meiner Prosa lasse sich etwas erwarten, aber von meinen Versen nichts. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so machte es mir Kummer, dies zu hören, und ich sagte zu mir selbst: entweder habe ich mich verändert, daß ich nicht mehr derselbe bin, oder die Zeiten haben sich sehr gebessert, da es doch sonst immer umgekehrt geschieht, indem man bejähndig die vergangenen Zeiten lobt.“¹⁾

Lope de Vega.

In der That, die Zeiten hatten sich gebessert. Im spanischen Drama ist Cervantes nur ein Übergangspunkt, im „Don Quixote“ aber eine un-

Name.

antastbare Größe. Ein höherer Geist hatte das Publicum an feinere Genüsse im Drama gewöhnt. Lope de Vega beherrschte die Bühne. Der Phönix der dramatischen Poesie Spaniens ist Lope Felix de Vega Carpio. Der Name Lope ist so viel als Lupus, denn am Tage des heiligen Lupus, am 25. November 1562, wurde der Dichter geboren; Vega hieß das Erbgut der Familie im Thale von Carriedo in Alcastilien.²⁾ Lope muß als ein wahres Wunder dichterischer Begabung betrachtet werden. Das Athmen seiner Seele war gleichsam Dichtung, und seine körperliche Organisation auch so beschaffen, daß er Poesien nur aus der Hand geschüttelt zu haben scheint. Er ist der fruchtbarste aller Dichter, von denen wir wissen; hat er doch in seinem Leben nicht weniger als 21,316,000 Verse geschrieben. Was von der

Zahl
der
Verse.

¹⁾ Schack, l. c. I. p. 352 f.

²⁾ Ein „Leben Lopes“ gab 1806—1817 Lord Holland in zwei Bänden heraus — Lope's Life. Der Dichter selber schilderte seine Jugend in Versen an eine Dame in Peru, welche ihn um Nachrichten darüber in einem bewundernden Gedichte gebeten hatte. Sein Briefwechsel steht im ersten Bande seiner vermischten Schriften (Obras sveltas. 21 Bände, Madrid 1776—1777, 4). — Schack, l. c. II, p. 151 ff.

Fruchtbarkeit Menanders, was von der Gewandtheit Dvids erzählt wird, der unter den Streichen der väterlichen Hand noch in Hexametern um Verzeihung bat, ist nichts im Vergleiche zu Lope de Vega, der im fünften Jahre schon Gedichte verfasste, die er mit dem ersten Zwitschern der Vögel in ihren Nestern vergleicht, und im elften Jahre schon Komödien in vier Acten schrieb, und zwar in den schönsten Versen.¹⁾

Jugend. Über die Jugend des außerordentlichen Mannes haben wir wenige Nachrichten; wir wissen nur, daß er schon Verse machte, ehe er schreiben konnte, und sein Frühstück mit älteren Knaben theilte, um sie zu bewegen, die Verse niederzuschreiben, die er ihnen vorsagte, daß er seinen ersten Unterricht in den Schulen von Madrid erhielt, daß er, getrieben von dem Verlangen, die Welt zu sehen, mit einem Schulkameraden aus der Hauptstadt entfloh, mit ihm in Segovia angehalten und zurückgebracht wurde. Lopes Vater pflegte die Dichtkunst wie die Armen und die Kranken und hielt seine Kinder zu Werken christlicher Liebe an, und der edle Sinn der Eltern zieht sich wie ein goldener Faden durch das lange Leben des Sohnes, wenn er sie auch früh verlor, denn die ersten Eindrücke auf das empfängliche Herz waren unauslöschlich. Als Knabe, noch nicht zwölf Jahre alt, nahm Lope Kriegsdienst, war bei einem Zuge nach der Nordküste von Africa (1573), bei welchem Tunis erobert wurde. Dann trat er in die Dienste des Inquisitors Miguel de Carpio, dann bei Manrique, Bischof von Avila, dem er, wie er selber gesteht, seine früheste Bildung und seine ersten Studien verdankte.

Studien. Vier Jahre studierte Lope sofort Philosophie und Mathematik an der Universität zu Alcalá, dann zu Salamanca, und wurde Baccalaureus. Vom Plane, Geistlicher zu werden, stand er damals ab, „da Liebe ihn dergestalt blendete, daß er alles andere vergaß“.

Kriegs-
dienste. Wieder trat Lope ins Kriegsleben. Er zog nach Portugal, er führte das Schwert auf Terceira, dann trat er als Secretär in die Dienste des Herzogs von Alba, des Enkels des berühmten Feldherrn. 1584 hatte er als Dichter schon einen gefeierten Namen, 1588 war er wieder als Soldat auf der Armada. Ein Bruder von ihm starb auf seinem Schiffe in seinen Armen, von einer feindlichen Kugel getroffen. Unter dem Tauwerk der Galeere schrieb Lope seine Verse, denn das Dichten konnte er auch auf dem Ocean und in der Gefahr nicht lassen. — Nach Madrid zurückgekehrt, vermählte er sich hier mit Donna Isabella de Urbina, die er sein süßes, liebevolles Weib nennt und die sich wider den Willen ihrer Eltern mit ihm verband. Ein Zweikampf, in welchen ihn diese Verbindung verwickelte, führte seine Verbannung aus Castilien herbei. Seine Gattin²⁾ folgte ihm in die Verbannung, die sieben Jahre dauerte, und begleitete ihn in Kummer und Widerwärtigkeit als treue, muthvolle Gefährtin. Lope hielt sich lange in Valencia auf, wo das Theater in hoher Blüte stand, einige Zeit hindurch auch in Italien. 1595 kehrte er nach Madrid zurück und trat als Secretär in die Dienste des Marques Malpica und später in die des Grafen von Vemos.

Ehe. In zweiter Ehe vermählte Lope sich hier mit Donna Juana de Guardia. Der Dichter schildert das Glück dieser Ehe mit den Worten: „Wenn ich am

¹⁾ Schack, l. c. II, p. 154. — Tidnor, l. c. I, p. 583 f.

²⁾ Isabella von Urbina, Tochter des Waffentragers Philippi II. Sie ist die Elisa (Anagramm aus Isabel), die er in seinen Versen feiert.

Morgen beim Erwachen das keusche Antlitz meiner süßen Gattin gesehen, dann brachte mir die Amme den kleinen Carlos, welcher, Rosen und Lilien im Antlitz, mir irgend einen kindischen Scherz erzählte. Bei dieser Sonne und diesem Morgenroth kleidete ich mich an. Der Knabe hüpfte um mich her, so wie ein Lamm im Morgenschein die Weide durchhüpft, und jeder kindische Einfall, den seine kleine Zunge kaum auszusprechen wußte, schien uns ein weiser Spruch und ward mit Küffen von uns belohnt. Und zufrieden, solchen Morgen zu sehen, nach so vielen dunklen Nächten, beweinte ich meine früheren eiteln Hoffnungen. Von da gieng ich in mein Zimmer, um zu schreiben, bis man mich zum Essen rief; ich aber sagte dann oft ärgerlich, sie sollten mich nicht weiter stören — so groß war der Hang zur Arbeit. Doch wenn dann mein Carlos kam, um mich zu holen, und meinen Augen Licht und meiner Brust Umarmungen gab, so konnte ich nicht widerstehen und setzte mich zur Seite seiner Mutter an den Tisch. Ohne glänzende Dienerschar, die dahin und dorthin die Gerichte trägt, ohne die Tafel des Überflusses, mit kristallinen Schalen und goldenen Schüsseln besetzt, spendete uns die Armut, soviel wir bedurften, denn die Natur hat an Wenigem genug.“

Stad.

Aber dieser Carlos starb im siebenten Jahre, und der Dichter spricht seinen Schmerz in schönster Weise in einer Ode aus: „Diese süße Frucht meines Daseins biete ich dir, o ewiger Vater, unter deinem Segen demüthig vor deinem Altare an, denn wenn von allen Opfern ein reines und demüthiges Herz das beste ist, so darf ich dir wohl dies mein Herz, meinen Carlos, bieten. Ich liebte dich, o Herr, seit du mein Auge dem Lichte deiner Erkenntnis öffnete. Da kam mein Carlos auf die Erde und war wie eine Wolke, die mich hinderte, nach deiner himmlischen Sonne zu schauen; und so trieb jetzt der Hauch deiner göttlichen Hilfe mein Lebensschiff durch das Meer meiner Thränen in den Hafen des ewigen Heiles; und es war gut, daß mir der entrissen ward, der mich hinderte, dich ganz zu lieben, und daß ich dir dies zarte Lamm zum Opfer bringen mußte. — Und du, glückseliger Knabe, der du in den sieben Jahren deines Lebens keinen Ungehorsam gegen deinen Vater geübt hast, erheitere meine trüben Augen, da du nun im Reiche des Lichtes wohnst. Von der ersten Liebe bis zum letzten Bett hast du uns keine trübe Stunde gemacht. Dein Tod ist der erste Schmerz, den du uns gibst. Wenn ich dich so heilig und so weise sah, erkannte ich in den jungen Jahren schon das Alter, das dich an die Schwelle des Grabes führte und dachte: so endigt der Greis, wie kann das Kind so beginnen? — Wie oft, mein süßer Knabe, fieng ich dir schöne Vögel ein, verschieden an Gesang und Farben; wie oft pflanzte ich dir grüne Zweige in dein Gärtchen und Blumen, in denen ich dein Ebenbild sah; du aber, mein Carlos, warfst kaum in der reinen Luft der Morgenröthe thaubenekt emporgeblüht, als schon die weiße Lilie welk und erstarrt zu Boden sank, um in den Himmel verpflanzt zu werden.“

Tod
des
Sohnes.

Unwillkürlich tritt die ähnliche Erinnerung an eine Wehklage ob des Verlustes des Sohnes von einem andern hochgestimmten Dichter vor die Seele. Der größte epische Dichter des Orients, Firdusi, beweint den Verlust seines Sohnes gleichfalls in schönen Versen. Doch der Schmerz des christlichen Dichters ist verklärter als der des Mohammedaners. Firdusi singt:

Lope
und
Firdusi.

„Viel Zeit ist über mich dahingegangen,
Mein Herz darf nicht am Erdentaud mehr hangen;

Mir ziemet Rath und Weisheit zu gewinnen
 Und über meines Sohnes Tod zu sinnen.
 Für mich, den Alten, war es Gehens Zeit,
 Statt meiner gieng der Jüngling, mir zum Leid.
 Vermöcht' ich, auf dem Weg ihm nachzueilen,
 Ich holt' ihn ein und zwäng' ihn, noch zu weilen.
 Mein war die Reihe, doch mit schnellem Schritt
 Floh er und nahm des Vaters Ruhe mit.
 Du, der mir Trost gab, wenn ich war verdrossen,
 Was lässest du den alten Weggenossen?
 Wohl junge Freunde hast du angetroffen —
 Nicht mehr dich zu erreichen, darf ich hoffen!
 Weil er nicht mehr nach Wunsch die Erde fand,
 Hat sich der Jüngling von ihr abgewandt;
 Dies einmal nur hat er mich betrübt,
 Mit blut'gem Herzen und bethrüntem Blick
 Ließ er mich hier zurück im Mißgeschick.
 Nun mir so lang die Lebensjahre währten,
 Blieb keiner mir der früheren Gefährten.
 Mein Sohn gieng ein in jene Himmelswelt,
 Wo er dem Vater einen Platz bestellt;
 Er blickt mich an von jener lichten Stätte
 Und zürnt mir, daß ich mich so sehr verspäte!“

Ein nicht minder harter Schlag war der Tod der Gattin. Der Dichter ward dadurch so sehr gebeugt, daß er der Welt zu entsagen beschloß. Er empfing die Weihen zu Toledo und las 1609 seine erste heilige Messe. Er empfing die Weihen zu Toledo und las 1609 seine erste heilige Messe. Aber auch als Lope geistlich. Geistlicher hörte Lope nicht auf zu dichten, vielmehr beginnt jetzt erst die glänzendste Zeit seiner Dichtertätigkeit. Sein Ruhm stieg, die Nation betete ihn an, seine Stücke beherrschten das Theater. Über jedes Ereignis sollte seine Feder die Weihe der Dichtung ausgießen, jeden Sieg feiern, in jedem Unglück Trost spenden. Selbst Cervantes gesteht, Lope de Vega sei ein Wunder der Natur¹⁾ und Meinherrscher der Bühne; er mache sich alle Schauspieler dienstpflichtig und unterwerfe sie seiner Gerichtsbarkeit, er erfülle die Welt mit wohlerrundenen Ruhm. Schauspielen und habe sie alle aufzuführen gesehen und alles, was andere hervor gebracht, reiche nicht an die Hälfte dessen, was er allein geschrieben.

Auf der Höhe des Dichterruhmes verlor Lope seine bescheidene Haltung Demuth. nicht, er blieb ein frommer, demüthiger, wohlthätiger Priester. Sein Haus war der Zufluchtsort aller Bedrängten. Niege Honorare nahm er ein, aber er war dabei doch immer so mittellos, daß er einmal einem Geistlichen, der ihn um ein Almosen ansprach, nur mit seinem eigenen Priestergewand aushelfen konnte. An Gegnern und Neidern hat es bei solchem Ruhme natürlich nicht gefehlt. Wenn Lope antworten mußte, so geschah es mit Witze, aber nicht in boshafter Weise. „Ich liebe, die mich lieben, aber ich hasse nicht die, welche mich hassen“ — und je demüthiger er ward, umso mehr stieg die Liebe der Nation zu ihm. Sein Name wurde der Inbegriff alles Vollkommenen: „Ein Lopediamant, ein Lopegemälde“ waren damals Modeausdrücke, um etwas besonders Vortreffliches zu bezeichnen.

¹⁾ Maestro de naturaleza.

Fremde kamen nach Madrid, nur um Lope zu sehen. Das Volk drängte sich auf der Straße, wenn er ausgieng. Der König blieb ehrsüchtig und bewundernd stehen, wenn er ihm begegnete; der Papst ernannte ihn zum apostolischen Protonotar, zum Doctor der Theologie, zum Ritter des Johanniter-Ordens. 1617 veranstaltete Lope eine echte Ausgabe seiner Dichtungen in zwölf Bänden, die 144 Komödien enthalten, also diejenigen, welche er für die vollendetsten hielt, um Sammlungen seiner Werke, welche auch unechte enthielten, entgegenzutreten. Wie groß die Zahl seiner Schriften war, sieht man aus einem Warnungsschreiben an seinen Sohn, als dieser sich der Dichtung einzig widmen wollte. „Ich habe“, heißt es hier, „900 Komödien geschrieben, 12 Bücher über verschiedene Gegenstände in Prosa und Versen, und so viele einzelne Gedichte über vermischte Gegenstände, daß das Gedruckte niemals die Summen dessen, was noch zu drucken ist, erreichen kann.“ — „Lope war rasch wie der Blitz in seinen Compositionen,“ erzählt ein Freund, „aber beharrlich wie der Gott in ihrer Durchsicht. Die Gesamtsumme der Honorare, die er bezog, wird auf 97.000 Ducaten Honorar. berechnet. Seine Freigebigkeit gegen die Armen war aber so groß, daß er nicht einmal seiner Tochter eine Mitgift geben konnte (der König übernahm ihre Aussteuer), daß er seinem Sohne schrieb: „Ich habe nichts als ein armes Haus, ein armes Bett, einen armen Tisch und ein Gärtchen, dessen Blumen meine Sorgen zerstreuen“; — ein Beweis, wie wohlthätig der Dichter gewesen sein muß. Über seine Werke dachte Lope nicht so hoch wie seine Landsleute. „Der wahre Ruhm“, jagt er, „besteht in der Tugend, und ich würde gern allen Beifall, der mir zutheil geworden ist, hingeben, um ein gutes Werk mehr gethan zu haben.“¹⁾

Lope starb, dreiundsiebzig Jahre alt, am 21. August 1635, nach kurzem Kranklager. Die Art, wie Spanien seinen Dichter betrauerte, gereicht der Nation zur Ehre. Neun Tage war Trauer im ganzen Königreiche. Ein Leichenbegängnis wie Lope hat noch kein Dichter gefunden; sein Freund und Gönner, der Herzog von Sessa, deckte die Kosten desselben. Drei Bischöfe verrichteten dabei den Dienst der Kirche. Alle Minister, alle Großen, alle Prälaten, alle Gelehrten und Künstler, alle Genossenschaften nahmen an demselben Antheil. Alle

Tob.

Leichen-
begäng-
nis.

¹⁾ Er wünschte nichts gedichtet zu haben als geistliche Stücke. Der Philosophie, welcher er einst so eifrig und lange zugethan huldigte, wurde er jetzt ganz abgeneigt. In dem Sonette „Die höchste Schule“ sprach er dies kurz vor seinem Tode also aus:

„Des Wissens Bier, von allen Seelentrieben
Der unersättlichste, hat mich im Dienste
Der Wissenschaften und der hohen Künste
So viele Jahre rastlos umgetrieben.

Was ist mir nun als Frucht und Lohn geblieben?
Statt laut'rer Wahrheit fand ich Hirngespinnste,
Statt neuen Lichtes trübte Nebeldünste,
Mein Herz blieb leer, blieb arm an Glauben, Lieben.

O Eitelkeit des wißbegierigen Strebens! —
Derr! laß nun auf dein Kreuz den Blick mich kehren,
Dort seh' ich höchste Kunst und Weisheit sprossen.

Doch angenagelt kannst so viel du lehren?
Ja — denn du hast am Kreuz dich ganz erschlossen,
O Christus, ewige Weisheit, Buch des Lebens!“

Die Uebersetzung dieses Sonettes ist von Melchior Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten, S. 203. Sulzbach 1829.

Wie
Spanien
trauert.

Gestalt.

Fenster und Dächer der Häuser waren mit Zuschauern bedeckt. Der Zug machte einen großen Umweg, damit seine Tochter Marcella, die im Kloster der Barmhertigen Nonne war, das Antlitz des geliebten Vaters noch einmal sehen könne — der Sarg wurde nämlich offen getragen. Als die Leiche in die Gruft gesenkt wurde, erhob sich allgemeines Wehklagen, als ob jeder ein hohes Gut verloren hätte. Mehrere Tage hindurch dauerten die Trauerfeierlichkeiten, sie endeten mit einem Stücke, in welchem seine Aufnahme in den Parnass dargestellt wurde. 160 Dichter priesen seine Leistungen. Die spanischen Gedichte über seinen Tod füllen einen Band, einen zweiten die italienischen. In allen Kirchen ward über seine Verdienste gepredigt! Wohl kein Dichter ward je von einem ganzen Volke in solchem Grade anerkannt, geliebt und bewundert! Von Lopez Auserem hören wir, daß er groß und hager, schön von Gestalt und anmuthig war, liebenswürdig im Umgang, hinreißend im Gespräch, bescheiden, ohne Stolz auf seine Verdienste und ohne jegliche schriftstellerische Eitelkeit.

Geist
seiner
Werke.

1500 Komödien von einem Dichter — gewiß eine erstaunliche Zahl! — nur ein geringer Theil ist im Druck erschienen, 320. Jedoch ist bei dieser dichterischen Kraft nicht so sehr die Zahl der Hervorbringungen, als die Menge des wahrhaft Ausgezeichneten, was in Erstaunen setzt. Ein Zeitgenosse von ihm meinte: „Lope ist der Anfang und das Ende der Komödie; man kann von ihm sagen, daß er vor sich keinen gefunden, den er, nach sich keinen, der ihn hätte nachahmen können. Die Stücke Lopes sind von der Natur, die der übrigen von der Industrie erzeugt, bei ihm aber ist alles so natürlich, wie die Blumen den Pflanzen, die Früchte den Bäumen.“ Möglich war dieses nur durch die Tiefe der Anschauung des Dichters, durch seinen feinen Sinn für alle Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, durch die Glut und den Schwung seiner Phantasie.

Lope ist Meister im Charakterisiren sowohl als im Entwickeln einer Handlung; sein Versbau ist harmonisch und fließend, seine Sprache einfach und gewaltig. Für jede Empfindung findet er den passenden Ausdruck und sagt in seiner „Arte nueva de hacer comedias“ selber: „Man passe die Verse geschickt dem Stoffe an. Die Decimen sind gut für Klagen; das Sonett paßt für die, welche in Erwartung sind; die Erzählungen fordern Romanzen, obgleich sie sich am glänzendsten in Octaven ausnehmen; Terzinen sind für ernste, Redondillen für Liebesscenen geeignet.“ Namentlich sind ihm Frauencharaktere gelungen.

Der Geschichtschreiber des spanischen Dramas sagt: „Der Dichter liebt, die Frauen in einem idealen Lichte darzustellen. Niemand vielleicht hat mit mehr Innigkeit, Seele und Wahrheit die Glut der Neigung, die Standhaftigkeit und die Energie geschildert, deren ein liebendes Weib fähig ist; niemand mit gleicher Feinheit die Labyrinth des Frauenherzens entwirrt und alle Pfade verfolgt, welche die Liebe in ihm wandert, von der ersten schüchternen Regung des Gefühls bis zur aufopferndsten Hingebung und zum höchsten Feuer der Leidenschaft.“

Viele seiner Stücke zeigen bei aller Einfachheit, Natürlichkeit und Frische dennoch bei näherem Betrachten die kälteste Kunstberechnung, alle aber den höchsten Grad der Erfindung, die reichste Fülle dramatischer Motive und unerwarteter Wendungen. Wie seine Zeitgenossen staunten über das Talent, immer etwas Neues zu bringen, so staunt heute noch der Leser über diesen ewig quellenden Born der Dichtung, über diese Mannigfaltigkeit, diesen Reichthum. Kein Dichter hat mehr die Großthaten seines Volkes verherrlicht und in keinem kann sich der Spanier mehr begeistern für den Ruhm seiner Nation. Und bei aller Würde der Handlung ist der Gang des Dialogs leicht und rasch. Wie im Trauerspiel Ernst und Würde, so im Lustspiel Laune und Scherz in edelster und reinsten Weise — überall vollendete Meisterschaft, üppigster Reichthum und feinste Zeichnung.

Über die Frohnleichnamsspiele unseres Dichters sagt A. W. Schlegel: ¹⁾ „Wer zuerst in den Zauberkreis dieser Dichtungen eintritt, der fühlt sich von einem fremden Geiste angeweht und erblickt einen andern Himmel, der sich über eine andere Welt ausspannt. Es ist als ob dämonische Kräfte uns im finsternen Stumme davontrügen; schwindelerregende Tiefen des Denkens thun sich auf, wunderbar räthselhafte Gestalten entsteigen der Finsternis, und die dunkelrothe Flamme der Mystik leuchtet in den geheimnisvollen Born hinein, aus dem alle Dinge entspringen. Aber die Nebel zertheilen sich, und man sieht sich über die Schranken des Irdischen hinaus, jenseits von Raum und Zeit, in das Reich des Unermeßlichen und Ewigen gerissen. Hier verstummen alle Mißtöne; bis hieher steigen die Stimmen der Menschenwelt nur wie feierliche Hymnen, von Orgelklängen getragen, empor. Ein riesiger Dom von geistiger Architektur nimmt uns auf, in dessen ehrfurchtgebietenden Hallen kein profaner Ton laut zu werden wagt; auf dem Altar thront, von magischem Licht umflossen, das Mysterium der Dreieinigkeit; ein Strahlenglanz, wie ihn irdische Sinne kaum zu ertragen vermögen, bringt hervor und umleuchtet die gewaltigen Säulenhallen mit einer wunderbaren Glorie. Hier sind alle Wesen in die Anschauung des Ewigen versenkt und blicken staunend in die unergründlichen Tiefen der ewigen Liebe. Die ganze Schöpfung stimmt in einen Jubelchor zur Verherrlichung der Urquelle alles Lebens zusammen; selbst das Wesenlose redet und empfindet; das Todte gewinnt Sprache und den lebendigen Ausdruck des Gedankens; die Gestirne und Elemente, die Steine und Pflanzen zeigen Seele und Selbstbewußtsein; die verborgensten Gedanken und Gefühle der Menschen springen ans Licht; Himmel und Erde strahlen in symbolischer Verklärung. Auch abgesehen von dem tiefen inneren Gehalt dieser Dichtungen, muß der Glanz in der Ausführung des Einzelnen entzücken. Vielleicht in keinem ihrer andern Werke haben die spanischen Dichter den poetischen Reichthum, über den sie, wie sonst niemand, zu gebieten hatten, so concentrirt wie hier. Es ist ein Farbenschmelz, ein Blumenduft und ein Zauber des entzückendsten Wohllauts, der alle Sinne berauscht.“

Der geistige Mittelpunkt, um den sich die „Autos sacramentales“ bewegen, ist, wie kaum wiederholt zu werden braucht, die Verherrlichung der Transsubstantiation.

Frohn-
leich-
namss-
spiele.

¹⁾ Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst, II, 14. Vorlesung.

Lope hatte Zeitgenossen, die gleichfalls im Drama Ruhm errangen, wenn sie auch seine Größe nicht erreichten.

Andere
Dichter.

Cervantes zählt sie mit den Worten auf: ¹⁾ „Aber deshalb, da Gott nicht allen alles gibt, werde der Wert der Arbeiten des Doctor Ramon, welche nach denen des großen Lope die zahlreichsten waren, nicht verkannt. Die überaus großen Erfindungen des Licenciaten Miguel Sanchez, die Gravität des Doctors Mira de Mesqua, der vorzüglichen Zierde unserer Nation, bleiben hochgeschätzt und ebenso die Sinnigkeit und die unzähligen geistvollen Einfälle des Canonicus Tarrega, die Anmuth und Süßigkeit des Don Guillen de Castro, die Feinheit des Aguilar, die Pracht, das Gepränge, der Pomp und die Grandezza der Schauspiele des Luis Velez de Guevara, sowie die Komödien jenes sinnreichen Kopfes, des Don Antonio de Galarza, mit denen es jetzt ein Ende hat, und die, welche wir nach den „Betrügereien Amors“ von Gaspar de Avila noch erwarten dürfen. Alle diese und noch einige andere haben dem großen Lope bei der Aufrichtung des großen Gebäudes der spanischen Komödie geholfen.“

Balencianer.

Balencia besaß seit lange eine stehende Bühne. Die Akademie de los Nocturnos, die am 4. October 1591 ihre erste Sitzung hielt, war ein Vereinigungspunkt der Schöngelister. Unter ihnen nahm der Doctor der Theologie, Tarrega, eine hervorragende Stellung ein, seine Dramen beweisen Originalität der Erfindung und technische Gewandtheit. Gaspar Aguilar, sein Freund, ist nicht minder selbständig im Erfinden, gewandt im Charakterisiren und voll Wärme der Darstellung; er soll aus Gram darüber gestorben sein, daß eines seiner Gedichte zu Ehren eines Großen eine kalte Aufnahme fand. ²⁾ — Guillen de Castro (1569—1631) war ein Freund Lopes, einmal Befehlshaber einer Festung im Neapolitanischen. Seine „Mocedades del Cid“ (die Jugendjahre des Cid) plünderte Corneille zu seinem Cid; was in letzterem Schönes ist und Großes, ist alles dem Spanier entlehnt, nur ist vieles erstarret und statt des Dustes der Poesie oft hohle Rhetorik. ³⁾ Der fruchtbare Doctor Ramon war ein Barmherziger Bruder im Kloster zu Cuenca. Miguel Sanchez, der Göttliche genannt, war Secretär des Bischofs von Cuenca. Mira de Mesqua war Archidiacon in Valencia und lebte später als Geistlicher am Hofe Philipps III. und IV. Luis Velez de Guevara, der 400 Dramen schrieb, starb 1644 am Hofe König Philipps IV. ⁴⁾

Die drei
Ein-
heiten.

Neben dieser nationalen Schule gab es eine kritische, welche an den drei Einheiten des Aristoteles hieng und für sie dieselben Gründe vorbrachte, welche später Boileau in seinen Alexandrinern breit auseinandersetzte. Lopes Erfolge retteten dem spanischen Drama seinen nationalen Charakter und schützten es vor der Gefahr frostiger und langweiliger Nachbildung antiker Muster.

Zu dieser kritischen Opposition gehören Andres de Artieda, Christoval de Mesa, ein Freund Torquato Tassos, Estevan Manuel de Villegas, sonst ein trefflicher lyrischer Dichter, Bartolome de Argensola, namentlich aber Christoval Suarez de Figueroa.

¹⁾ Schack, l. c. II, p. 417.

²⁾ Ticknor, l. c. I, p. 649. — Schack, l. c. II, p. 420—423.

³⁾ Ticknor, l. c. I, p. 653—660. — Schack, l. c. II, p. 428—430.

⁴⁾ Ticknor, l. c. I, p. 660—662. — Schack, l. c. II, p. 469—491.

Dagegen folgte eine Reihe begabter Dichter der von Lope gebrochenen Bahn, so der treffliche Charaktermaler Diego Jimenez de Enciso, der im „El principe Don Carlos“ Philipp II. als edlen König und Don Carlos als launenhaften Wüfling und Mitverschworenen des Montigny behandelt; sein Drama über die Abdankung Karls V. sucht an Großartigkeit und Pracht der Färbung seinesgleichen. — Juan Perez de Montalvan, ein Freund Lopez aus Madrid, brachte über hundert Dramen auf die Bühne, die aber den Stempel des Genius nicht auf der Stirn tragen, wie die Dramen Lopez; er starb 1638 im Wahnsinn infolge allzu großer geistiger Anstrengung. — Der vielgenannte Tirso de Molina ^{Schule Lopez.} hieß eigentlich Gabriel Tellez, war geboren in Madrid um 1570 und trat 1620 ins Kloster der Barmherzigen, was aber seiner Fruchtbarkeit als dramatischer Dichter — er schrieb über 300 Stücke, alle Zeugen uner schöpflicher Laune und Erfindungskraft — keinen Eintrag that. Sein Witz ist uner schöpfllich, „wie Bienen durch Rosenbüsche, schwärmt er durch die Blumen gärten der üppigsten Dichtung“.

Seine witzigen Ausfälle auf den Hof, die Beamten, die Inquisition lassen uns über die Freiheit der Bühne in jener Zeit staunen; kein Dichter hat die Sprache kühner und genialer bewältigt und liebt mehr in immer neuen Wendungen der Darstellung zu überraschen, niederzureißen, was er eben gebaut, um etwas Schöneres an dessen Stelle zu setzen. „Tirso ist ein Wunderthäter, der uns zwingen kann, selbst Unglaubliches zu glauben; ehe wir noch überlegen können, sehen wir uns in seinem magischen Netze gefangen und ins Feenland seiner Dichtung fortgeführt.“ Der kritischen Schule gegenüber verweist er mit Stolz auf Lope: „Wenn in Griechenland die Trefflichkeit des Aischylos und Menander, wenn bei den Römern die des Terenz und Seneca hinreichte, um jene Gesetze festzustellen, auf welche so stark gepocht wird, so übertrifft die Borzüglichkeit unseres spanischen Lope de Vega (der Zierde des Manzanarez, des Tullius von Castilien, des Phönix unserer Nation) jene sowohl in der Quantität als in der Qualität seiner nie genug gekannten, gleichwohl beneideten und bisfig beurtheilten Schriften so weit, daß diese Autorität wohl ausreicht, um die Satzungen jener umzustößeln. Und da er die Komödie zu der Vollkommenheit und seinen Ausbildung gebracht hat, in welcher wir sie jetzt sehen, so brauchen wir bei keinem andern in die Schule zu gehen.“ — Tirso de Molinas Stücke werden heute noch gern in Spanien aufgeführt; sein Drama: „Es gibt keine Frist, die nicht einträte, und keine Schuld, die nicht bezahlt werden müßte, oder der steinerne Gait“ (El convidado de piedra), enthält die Abenteuer des Sevillaners Don Juan Tenorios und lieferte Molière, Mozart und Byron den Stoff zu ihren Dichtungen.¹⁾

Zu den begabtesten dramatischen Dichtern gehört Juan Ruiz de Alarcón, ^{Alarcón.} Mitglied des indischen Rathes, welcher 1628 den ersten Band seiner Komödien herausgab mit einer Widmung an den Pöbel voll übermüthiger Laune; er ist eine kühne, stolze, für alles Große und Schöne begeisterte, von Fülle der Gedanken und poetischer Gestaltungskraft strotzende Natur.

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 671—676. — Schaß, l. c. II, p. 552—608.

Felipe Godinez, Luis de Belmonte und viele andere bekunden, wie verbreitet der Eifer für dramatische Dichtung war. Die ganze Nation zeigte eine seltene Empfänglichkeit für Dichtung; dies und das Vorbild von Geistern wie Lope beflügelte auch schwächere Talente zu guten Leistungen. Frankreich und Italien zehrten vom Reichthume Spaniens. Corneille wie Molière, Lesage und andere entnahmen spanischen Werken den Stoff zu ihren Dichtungen. In Lissabon spielte man das Repertoire von Madrid, und in Italien bediente man sich bis auf Metastasio und Goldoni der Übersetzungen aus dem Spanischen, und, wollte ein Theaterdirector ein volles Haus haben, so gab er Lope als den Verfasser des Stückes an, das gerade aufgeführt werden sollte.

Calderon.

Calderon.

Lope ist groß, doch sollte ihm ein noch größerer dramatischer Dichter folgen, Calderon. Jener heißt der Phönix, dieser der König der spanischen Bühne. Lope ist fruchtbar, aber auch Calderon; dieser aber ist überlegter als jener. Goethe nennt Calderon dasjenige Genie, das zugleich den meisten Verstand habe, und A. W. Schlegel erklärt: ¹⁾ „Ich weiß keinen Dramatiker, der den Effect so zu poetisiren gewußt hätte und der zugleich so sinnlich kräftig und so ätherisch wäre“ — und sagt über ihn ferner die ewig schönen Worte: „Sein Gemüth aber spricht sich am meisten in der Behandlung der religiösen Gegenstände aus. Die Liebe schildert er nur mit allgemeinen Zügen, er redet ihre dichterische Kunstsprache. Die Religion ist seine eigentliche Liebe, das Herz seines Herzens. Nur für sie erregt er die erschütterndsten, bis in die innerste Seele dringenden Rührungen. Bei bloß weltlichen Begebenheiten scheint er dies vielmehr nicht gewollt zu haben. Sie sind ihm, wie trübe sie auch an sich sein mögen, schon durch die religiöse Ansicht bis zur Klarheit aufgeheilt. Dieser Glückselige hat sich aus der labyrinthischen Wildnis der Zweifel in die Burgfreiheit des Glaubens gerettet, von wo aus er die Stürme des Weltlaufs mit ungestörter Seelenruhe ansieht und schildert; ihm ist das menschliche Dasein kein düsteres Räthsel mehr. Selbst seine Thränen, wie die im Sonnenglanz blizenden Thautropfen an einer Blume, spiegeln den Himmel in sich ab. Seine Poesie, was auch scheinbar ihr Gegenstand sein möge, ist ein unermüdlicher Jubelhymnus auf die Herrlichkeit der Schöpfung; darum feiert er mit immer neuem freudigen Erstaunen die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Kunst, als erblickte er sie eben zum erstenmal in noch unabgenüßter Festpracht. Es ist Adams erstes Erwachen, gepaart mit einer Beredsamkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, mit einer Durchdringung der

¹⁾ A. W. Schlegel, über dramatische Kunst und Literatur, 14. Vorlesung.

geheimsten Naturbeziehungen, wie nur hohe Geistesbildung und reife Beschaulichkeit sie verschaffen kann. Wenn er das Entfernteste, das Größte und Kleinste, Sterne und Blumen zusammenstellt, so ist der Sinn aller seiner Metaphern der gegenseitige Zug der erschaffenen Dinge zueinander wegen ihres gemeinschaftlichen Ursprunges, und diese entzückende Harmonie und Eintracht des Weltalls ist ihm wieder nur ein Widerschein der ewigen, alles umfassenden Liebe.“

Pedro Calderon de la Barca¹⁾ wurde geboren in Madrid am 17. Januar 1600 aus edler Familie, welche, wie Lope de Vega, ihren Stammsitz in dem Thale Carriedo hatte. Sein Vater war Schriftführer beim Schakamt unter Philipp II. und III. Seine erste Bildung erhielt Calderon bei den Jesuiten, dann widmete er sich an der Universität Salamanca dem Studium der Philosophie, der Theologie und des Rechts. Früh erwachte sein dichterischer Genius. Schon im neunzehnten Jahre hatte er als dramatischer Dichter einen Namen, Lope de Vega lobte öffentlich seine Leistungen bei einem dichterischen Wettkampf zum Feste der Heiligensprechung Iffidors und erkannte ihm den Preis zu. Wie Lope, war auch Calderon ein Sänger und ein Held zugleich: er diente in den Heeren seines Vaterlandes, in Mailand wie in den Niederlanden. 1632 finden wir ihn wieder in Madrid, schon auf der Höhe seines Ruhmes, und seit Lopes Tod, 1635, beherrscht er die spanische Bühne bis in sein siebzigstes Jahr. König Philipp IV. liebte die dramatische Dichtung, ja man schreibt ihm sogar selber mehrere dramatische Werke zu, welche unter dem Namen eines geistreichen Mannes vom Hofe²⁾ dargestellt wurden. Bald wurde Calderon an den Hof gezogen und ein Liebling des Königs.

Leben.

Philipp IV.

Von der Vertraulichkeit Philipps IV. mit dem Dichter wird erzählt, daß beide hin und wieder Theaterstücke improvisierten und, als sie eines Tages die Schöpfung der Welt darstellten, Adam von Calderon und Gott von Philipp IV. gespielt wurde. Als aber Calderon, vom Feuer der Begeisterung fortgerissen, eine zu lange Beschreibung des Paradieses aus dem Stegreif hersagte, habe der König plötzlich dieselbe mit den Worten unterbrochen: „Bei mir (statt: Bei Gott!), mir thut leid, daß ich den Adam so geschwächlich geschaffen habe.“

Der Dichter wurde vom König zum Ritter vom Orden des heil. Jago ernannt. Als wegen des Aufruhrs in Catalonien 1640 alle Ritter der vier großen Kriegsorden ins Feld ziehen mußten, hatte der König Sorge um seinen Liebling und befahl ihm, um ihn am Hofe zurückzuhalten, die Vollendung eines Dramas. Allein Calderon wollte nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit dem Schwerte thätig sein und vollendete in großer Eile das Stück „Kampf der Liebe und der Eifersucht“, stieß dann zum Heere und stand tapfer im Felde, bis der Krieg vorüber war. Philipp beehrte den Rückkehrenden mit einem Monatsgehalt von dreißig Goldkronen. — Calderon ordnete die Hoffeierlichkeiten an, als die junge Königin Anna Maria von Oesterreich im Jahre 1649 ihren Einzug in Madrid hielt. 1650 trat der Dichter in den Priesterstand und erhielt 1653 eine Kapellanstelle in Toledo. Im Jahre 1663 ernannte ihn der König zu seinem Ehrenkaplan, um ihn stets in seiner Nähe in Madrid zu haben, und überschüttete ihn mit Zeichen seiner Gnade.

Dichter
und
Held.Ordens-
mann.

¹⁾ Tidnor, l. c. II, p. 3 ff.

²⁾ Por un ingenio de esta corte.

Calderon war ein frommer Priester, dies that jedoch seiner poetischen Thätigkeit so wenig als bei Lope einen Eintrag. — Weltliche wie geistliche Stücke entströmten seiner Feder. Madrid, Toledo, Granada, Sevilla wollten nur von ihm Frohnleichnamsspiele. Wie der Schwan, der singend von hinnen geht, so dichtete Calderon bis zu seinem letzten Athemzuge. Er starb am Pfingsttag, den 25. Mai 1681. Nach seiner Anordnung wurde er ohne alles Gepränge begraben, aber er konnte seine Landsleute nicht hindern, ihrer Liebe und Bewunderung in allen größeren Orten durch die glänzendste Todesfeier Ausdruck zu geben, und nicht bloß in Spanien, auch in Mexiko, in Portugal, in Mailand, in Rom und Neapel trauerte man über seinen Hingang, als ein großes Unglück.

Wie Lope war auch Calderon eine harmonische Natur: mit dem Genius war ein reines und freundliches Gemüth verbunden und mit der Schönheit der Seele eine edle und anmuthsvolle Gestalt. Sein Antlitz hat Ähnlichkeit mit dem Bilde Shakespeares, namentlich was die Form der hohen und schöngewölbten Stirn betrifft. Ein für ihn begeisterter Spanier jener Zeit nennt ihn „das Orakel des Hofes, den Meid der Fremden, den Vater der Musen, das Licht der Bühnen, die Bewunderung der Menschen“, und preist seine tiefe Demuth, seine edle Bescheidenheit, seine aufmerksame Höflichkeit und seine Mildherzigkeit gegen Bedürftige, sein Haus sei der Zufluchtsort aller Bedrängten gewesen.

Gedruckt wurden einzelne seiner Dramen schon 1633, aber wider seinen Willen; er selber hat nie eines seiner Stücke drucken lassen, wie auch Lope de Vega meinte, er habe seine Stücke nicht geschrieben, um von der Bühne in das Cabinet des Lesers verpflanzt zu werden. In ihrer Habsucht verjandten die Buchhändler Stücke als von Calderon verfaßt, in denen auch nicht ein Vers aus der Feder des großen Dichters stammte. Deshalb bat sein Freund, der Statthalter von Valencia, der Herzog von Veragua, Calderon in einem Briefe um ein Verzeichniß, damit er eine Sammlung anlegen könnte. In seiner Antwort klagt der Dichter über die Buchhändler und gibt ein Verzeichniß von 111 vollständigen Schauspielen und 70 Frohnleichnamsspielen. In den Ausgaben Calderons sind jetzt 108 Schauspiele und 73 Frohnleichnamsspiele aufgenommen.¹⁾

Calderon war der Liebling des kunstsinigen Königs Philipp IV., lebte an dem feinen Hofe in Madrid. Seine Stücke wurden im schönsten Schauspielsaal der Welt vor dem König, vor den ersten Männern des Reiches, vor der Blüte des Adels und der Schönheit und mit einem Pompe und einer Kunst der Maschinen, einem Glanze der Decorationen aufgeführt, die vielleicht seitdem bis in unsere Zeit nicht erreicht worden sind. Denn der König scheute keine Kosten: ließ er doch sogar aus Italien einen berühmten Maschinenbauer kommen. Was wir von der Darstellung feuerspielender Berge, sturmbewegter Meere, der Schrecken des Tartarus im königlichen Theater Buen Retiro hören, übersteigt in der That alles, was die Decorationen

¹⁾ Schaaf, l. c. III, p. 38—48.

und Maschinenkunst unserer Zeit an den Hofbühnen leistet. Der König war ein feiner Kenner der Dichtkunst und zog alle tüchtigen Kräfte der Nation an seinen Hof, an welchem wir einen Wetteifer in künstlerischen Leistungen finden, wie etwa im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Weimar. Und nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Nation herrschten Liebe und Verständnis für dramatische Darstellungen. Ein Jahrhundert lang finden wir in Spanien die ganze Nation für das Drama schwärmend, wie es nicht stärker in Athen gewesen sein mag, und so wird erklärlich, wie ein Genius, gleich Calderon, vom allgemeinen Enthusiasmus beflügelt, so Vollendetes zu leisten vermochte. Calderon verhält sich zu Lope, wie allenfalls die Formvollendung des Sophokles zur urwüchsigten Kraft des Aischylos. Lope hatte die Bahn gebrochen, Calderon durfte nur seine Ausschreitungen vermeiden und das Eckige abschleifen, um mit seinem feinen Talent in ihrer Art unübertroffene Muster dramatischer Kunst aufzustellen.

Schad vergleicht unsern Dichter sinnig mit einem Architekten, welcher mit ^{Art der} geachteter Hand auf schon gelegtem Fundament und freilich mit größtentheils ^{Composi-} eigenen Stoffen baue, aber auch das von andern bereitete Material nicht ver- ^{tion.} schmähe und es nur in all seinen Einzelheiten auszubilden und Unverbundenes künstlerisch zu verknüpfen suche. Bei Calderon finden wir neben ursprünglicher Schöpferkraft die stärkste Kunstberechnung und die höchste Vollendung dramatischer Composition. Unaufhaltsam geht die Handlung voran, tausend Fäden werden angeknüpft und in den mannigfachsten künstlerischen Geweben zusammengeschlagen. Und diese künstlerische Berechnung erstreckt sich sogar auf das Kleinste, auf jede Scene, auf alle Formen der Verse, und bei aller psychologischen Berechnung fühlen wir doch überall die Urfraft eines schöpferischen Geistes und dabei eine Feinheit der Diction, eine ungebundene Zierlichkeit, wie sie nur das stete Leben in so feinen Kreisen möglich machte. Die Phantasie ist bei all ihrer Kraft gezügelt, der Wit bei aller sprudelnden Fülle immer fein.

Das Größte aber erreicht Calderon in seinen religiösen Schau-
spielen.¹⁾

Alles, was groß ist im Katholicismus, ist hier in der glänzendsten Gestalt. Von einem Stücke, dem „Standhaften Prinzen“, gesteht Immermann: „Welch eine Dichtung! Man wird nicht müde, sie zu betrachten und zu bewundern! In diesem einzigen Werk hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen uermesslichen Kräften doch nicht reicht. Denn, nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Diese Aufgabe ist nur einmal gelungen, und weder vor, noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Production dieser Tragödie annähern können.“²⁾ — Ein Spanier aber sagt: „Wo dieser eminente Mann zum allgemeinen Erstaunen sich selbst übertroffen, das war in den „Autos Sacramentales“. Die Andacht seines

¹⁾ Schad, l. c. III, p. 106 ff.

²⁾ v. Schulze, Über den standhaften Prinzen, bei Schad, l. c. III, p. 108, 116.

Geistes entzündete ihm sein Gemüth, und die Rede, entflammt im hingerissenen Fluge, schwang sich wie der Adler des Ezechiel über seine Genossen und ihn selbst empor. Seine Erfindungen sind so göttlich, die Gedanken so schön, die Ausschmückung so prächtig, die Moralitäten so verschmolzen, die Lehrsätze so geschmackvoll, Vernunft und Glaube so sanft vermoben, und das Nutzbare ist dem Schönen so freundlich gesellt, daß zugleich der Verstand in Bewunderung und das Herz in Flammen gesetzt wird. Die Seelen kehren voll Liebe und Andacht zurück, erfreut und zerknirscht, ergötzt und beseuert, und indem er dem Ohre liebköst, flößt er heilige Ehrfurcht vor dem Sacramente ein.“

Zeit-
genossen.

Um Calderon finden wir am spanischen Hofe noch eine Reihe begabter dramatischer Dichter.¹⁾

Rojas.

Francisco de Rojas aus Toledo, 1641 zum Ritter von San Jago ernannt, so berühmt, daß man unechte Stücke unter seinem Namen gab, nur um sie zu empfehlen; von der Natur mit reicher Gabe der Empfindung, mit Feuer und Schwung ausgestattet, aber nicht immer künstlerisch sich selbst beherrschend, oft in falschem Prunke sich ergebend, eine Art spanischer Schubart. —

Moreto.

Augustin Moreto y Cabanna, vielleicht aus Valencia, war später in Madrid und Toledo, wo er in reiferen Jahren in den geistlichen Stand trat; er starb in Toledo am 28. October 1669. Aus dem Wunsche in seinem Testament, daß man ihn ohne ehrliches Begräbniß auf dem Acker der Erhängten verscharrten solle, schloß man, daß die Schuld eines Mordes (vielleicht im Zweikampf) seine Seele drückte; er zeichnet sich weniger durch Kraft der Erfindung als durch künstlerischen Verstand und seine Darstellung aus; am besten sind seine Lustspiele, in denen der Dialog geistreich mit attischem Salz gewürzt und die Handlung einfach, aber spannend ist. Sein Stück „El desden con el desden“ wird unter dem Titel „Donna Diana“ heute noch gern auf deutschen Bühnen gesehen. — Wie Moreto, so benutzte auch Matos Fragozo Arbeiten früherer Dichter, die er aber mit großer Gewandtheit zu einem wohl berechneten und wirksamen Bau zusammenzustellen mußte. — Christoval de Monroy aus Andalusien, ein Zeitgenosse des Lope de Vega, und trotz der Größe dieses Dichters dennoch vom Publicum besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt, hat bei schönem Talent eine Neigung zum Außerordentlichen und Maßlosen. — Juan Baptista Diamante, Ritter des Ordens vom heil. Johann von Jerusalem, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts blühend, ist besonders glücklich in Darstellungen aus der spanischen Geschichte. — Antonio de Mendoza bekam ob seines schönen poetischen Talents beim kunstsnigen Philipp IV. die Stelle eines Privatsecretärs, wurde Mitglied des Obersten Rathes der Inquisition und Comthur des Ordens von Calatrava. Acht Stücke, die von ihm vorhanden sind, zeigen ein gewandtes Talent, Wit, aber wenig Tiefe.

Men-
doza.

Dramatische Dichter zweiten Ranges²⁾ sind ferner der fruchtbare Alvaro Cubillo de Aragon aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der namentlich in Durchführung sittlicher Motive stark ist und die edle Seite des Menschenherzens mit großer Wärme auffaßt, und Juan de la Hoz, 1620 geboren in Madrid, 1653 Ritter von San Jago und Präsident des Rathes von Castilien. Seine Komödien zeichnen bestimmte Schwächen und Laster vor-

¹⁾ Schaaf, l. c. III, p. 295—379.

²⁾ Ibid. p. 379.

trefflich. — Der letzte dramatische Dichter von Bedeutung in dieser Periode ist Antonio de Solis, geboren zu Placencia in Altcastilien 1610, Secretär Solis. und Liebling Philipps IV., nach dessen Tod er das Amt eines Chronisten von Indien erhielt, in welcher Eigenschaft er seine berühmte Geschichte der Eroberung von Mexiko schrieb. Auf der Höhe seines Ruhmes und Einflusses, siebenundfünfzig Jahre alt, trat Solis in den Priesterstand und entjagte für immer der Dichtkunst. Er starb am 19. April 1686. Solis ist geschickt, einen Plan zu entwerfen und durchzuführen, sein Witz ist fein, seine Sprache ist elegant, allein es fehlt ihm die echte Kraft und die Ursprünglichkeit eines Lope und Calderon.

Mit dem Tode Philipps IV. endete die Blüte des spanischen Dramas. Ob der Trauer über den Hingang dieses Königs und während der Minderjährigkeit Karls II. durften einige Zeit hindurch gar keine Vorstellungen gegeben werden. Mit Philipp V. kam französischer Geschmack nach Spanien.

Heldengedichte und Geschichtschreibung Spaniens.

Das Lied ist uralt in Spanien. Kaum hatte die Sprache sich gebildet, Lieder. so ertönte das Heldenlied. Das älteste Denkmal in spanischer Sprache ist eine 1155 von Alfonso VII. ausgestellte Urkunde, und aus derselben Zeit stammt das 3000 Verse starke Heldengedicht vom Cid, ¹⁾ volksthümlich, homerisch Poema del Cid. einfach, voll von Kraft und Naturgefühl, originell, malerisch, ein treues Bild des Heldengeistes jener Zeit, in deren Anschauung der unbekannte Dichter noch ganz verfunken ist. ²⁾ — Das ganze Werk macht dem Geiste des spanischen Volkes Ehre — es ist das älteste poetische Schriftdenkmal, die Sprache entwindet sich noch mit Mühe dem Latein, ist noch unvollkommen, aber kühn in ihren neuen Formen.

Ungefähr ein Jahrhundert später wurden von Gonzalo von Berceo Gonzalo von Berceo. die Thaten einiger Helden Gottes geschildert. Der Dichter war aus Berceo, Weltpriester im Gebiet von Calahorra, blühte 1220—1246 und besang in seinen Dichtungen, die ungefähr 13.000 gereimte Verse umfassen, das Leben einiger Heiligen, namentlich der heiligen Jungfrau. Hat er auch nicht die Kraft und Lebendigkeit, die im Gedicht vom Cid uns blenden, so fesseln uns doch viele Stellen durch ihre Anmuth, Frische und Lebendigkeit, durch Schwung und Feuer. Mit dem Dichten war es ihm Ernst, er wollte durch glänzende Vorbilder die Herzen für das Große entzünden und gab darum das Latein auf und „hub seine Rede an im heimischen Romanzo, worin Nachbar zum Nachbar zu sprechen pflegt“. Die Sprache zeigt in ihm einen merkllichen Fortschritt, und Gonzalo war ein wahrer Dichter. ³⁾ Das Romanzo ist die Volkssprache, deren Gebrauch statt der lateinischen in öffentlichen und Privatverhandlungen Ferdinand der Heilige verflattete. Romanzo.

¹⁾ Vergl. Bb. V, S. 274—280 dieses Werkes, 5. Aufl., über die wahre Geschichte des Cid nach arabischen Quellen.

²⁾ Ficknor, l. c. I, p. 9—19.

³⁾ Ibid. p. 25—31. — Sismondi, l. c. II, p. 89—82.

Lorenz³⁰
Segura.

Wieder war es ein Geistlicher, Juan Lorenzo Segura aus Astorga,¹⁾ ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, welcher Spanien die erste Ritterepopöe gab. Das Gedicht behandelt „die Blume der Ritterchaft“, den Liebling der Sage und Dichtung bei allen Völkern des Mittelalters, Alexander den Großen, dessen Geschichte nach Chaucers Worten so bekannt war, „dass jeder Wicht in des Helden Schicksalen bewandert sei“. Der griechische Held ist aber in unserem „Poema de Alexandro Magno“ ganz in einen christlichen Ritter Spaniens umgewandelt; — in ähnlicher Weise, wie in alten Gemälden die römischen Soldaten mit Musketen auftreten.

Ale-
xander-
epos.

Alexander ist hier ein fahrender Ritter von spanischem Gepräge und alles im Gedichte ist nach spanischem Zuschnitt. Achilles wird darin zum Beispiel von der besorgten Mutter Thetis in einem Nonnenkloster verborgen, um ihn der Fahrt nach Troja zu entziehen. Alexander heißt in seiner Jugend immer Infant und sein Lehrer Don Aristoteles. Als sein Ziel bezeichnet der Dichter: „Ich will ein Buch vorlesen von einem edlen heidnischen König, der von großer Tapferkeit und unerschrockenem Herzen war. Er eroberte die ganze Welt und stellte sie unter seine Hand.“ Ergötzlich sind die Schilderungen von Alexanders Jugend, bis er am Tage des heil. Anserus zum Ritter geschlagen wird und mit einem Schwerte umkleidet, welches Don Vulkan schön gehärtet hat. „Wenn er bisher von Darius hörte, so war es ihm zu Muthe, wie dem jungen Leuen, welcher von der Lagerstätte aus die Jagd sieht, an der er noch nicht theilnehmen kann, und es schlägt ihm das Herz.“

Spani-
sche
Sattung.

Raum ist er König, so vereinigt er Griechenland, um es gegen Persien zu führen, nur der Graf Don Demosthenes wiegelt die Athener auf. Bei der Landung in Asien denkt Alexander sogleich an die Vertheilung der Lehen unter seine Barone; um das Grab des Achill veranstaltet er eine große Procession und lässt demselben Exequien halten. Auf den Trümmern Trojas erzählt der Held den Seinen die Geschichte dieser Stadt. Dann geht es durch Asien. Als er sich Jerusalem nähert, lässt der Bischof, um denselben aufzuhalten, die heilige Messe lesen. Die Schlachtschilderungen sind kräftig, oft erhaben, desgleichen die Schilderung Babylons mit Meisterhand ausgeführt. Darius, „ein sehr guter Mann von sanfter Gerechtigkeith und sehr großer Frömmigkeit“, spricht nach seiner Anrede an seine Völker ein Benedicite und ein Dominus.

Vom Tode seines Gegners an wird Alexander Kaiser genannt. Auch der Zug des „ehrenfesten Bartes“, so wird Alexander oft genannt, nach Indien wird eingehend beschrieben. Zuletzt verklagt die Natur den Helden beim Schöpfer, weil er freventlich in ihre Geheimnisse eindringt. Sie steigt in die Hölle hinab, um deren Mächte gegen den Eroberer aufzubieten. Alexander muß sterben, nachdem er in Babylon noch einmal seine volle Macht den Völkern kundgethan und nach Empfang von Huldigungen und Tributgegenständen und der Abingung des Te Deum laudamus in seinen Palast zurückgekehrt ist. Als er die Nähe seines Todes merkt, macht er sein Testament und setzt für Priester und Klöster bedeutende Vermächtnisse aus. Mit Trauer über die Hinfälligkeit solcher Größe schließt der Dichter sein Epos mit der Bitte an seine Leser, im Gebete seiner zu gedenken. Ein angehängtes Trosts Schreiben Alexanders an seine Mutter gibt in meisterhafter Prosa und treffenden Bildern kräftige und edle Gedanken.

Tob
heit
Selben.Testa-
ment.

1) Tidnor, l. c. I, p. 49—52.

Nachdem die altspanische Epik in diesen drei Dichtungen die drei Grundlagen des Mittelalters, das Volksleben, die Kirche und das Ritterthum, zu ihrem Stoffe genommen, so beginnt jetzt eine didactisch-lyrische Richtung in der Literatur. König Alfonso X.¹⁾ gibt dem Geiste Spaniens seine Richtung. Hatte sein Vater den Gebrauch der spanischen Sprache empfohlen, so machte ihn Alfonso durch einen eigenen Befehl zur Pflicht. Das Gesetz der Gothen erschien unter ihm in spanischer Sprache,²⁾ und die spanische Prosa gewann eine feste Gestalt. Die unter seinen Augen ausgearbeitete „Allgemeine Chronik“ („Cronica general“) ist ein kostbares Denkmal mittelalterlicher Geschichtschreibung.³⁾

Lehr-
gedicht.

Sein Bemühen, alle griechischen und arabischen Wörter durch castilianische zu ersetzen, wurde von den Großen nachgeahmt und für die Ausbildung der Sprache von hoher Bedeutung. Unter der bewegten Regierung seiner Nachfolger machte die Sprache wenig Fortschritte, und zeigt sich kein neuer Stern in der Dichtung und Wissenschaft. Bedeutsam ist nur der „Graf Lucanor“, von einem Neffen Alfonsos des Gelehrten, vom Infanten Don Juan Manuel. Es ist eine Moral in Beispielen, eine Sammlung von fünfzig Novellen, die anmuthig und frisch erzählt, immer mit einem Verse schließen, welcher die Lehre der Geschichte enthält. „Ich, Don Juan, Sohn des Infanten Don Manuel, Statthalter der Grenze und des Königreichs Murcia,“ heißt es in der Vorrede, „habe dieses Buch in den schönsten Worten verfaßt, die mir möglich waren, und dem Vortrage hab' ich Musterbilder mit Lehren eingefügt und bin dabei dem Vorgange der Ärzte gefolgt. Wenn diese eine Medicin bereiten wollen, welche der Leber zuträglich sein soll, so mischen sie eine Süßigkeit unter die Arznei; auf eine ähnliche Weise soll mit der Gnade Gottes dieses Buch verfaßt werden.“⁴⁾

El con-
de Lu-
canor.

Nicht minder reich an naiver Anmuth, aber ohne die Würde, welche ein hoher Sinn und große Schicksale dem Infanten Manuel gaben, ist der Erzpriester Juan Ruiz in seinen didactischen Poesien: — ein Geistlicher, in dem ein derbes Stück weltlicher Genusssucht vorhanden ist, ein Priester, der es mit seinem Gewissen vereinigen kann, Schönheiten nachzujagen und Liebesgedichte zu machen. An sinnreicher Erfindungskraft, an der Gabe, Charaktere und Sitten zutreffend zu schildern, an Formtalent (sein Buch ist für die Geschichte der spanischen Metrik von höchster Bedeutung) hat es dem Erzpriester von Hita nicht gefehlt, auch nicht an Belesenheit in den Alten, wohl aber an priesterlichem Sinn. Zwischen 1337 und 1350 war er in Haft, die sein Erzbischof, der berühmte Cardinal Albornoz, über ihn verhängte. In der Haft (um 1343) wurde die Dichtung („El arcipreste de Hita“) vollendet. Fabeln, Geschichten, einige Erlebnisse, Liebesgedichte in künstlicher Formverschlingung, Gebete, derbe Weltlust und sich auftraffender frommer Sinn, freudiges Verweilen bei der Erinnerung an einstigen Genusß und Anwandlungen von glühender Andacht — alles aber in einem naturwüchsigen, kräftigen Tone, sind zu einem locker zusammenhängenden Ganzen verwoben, welches „ein Spiegel der Künste und Fallstricke der weltlichen Liebe sein

Der Erz-
priester
von Hita.

1) Vergl. Bd. V, S. 770, 775—781 dieses Werkes. 5. Auflage.

2) Siete partidas, I, p. 53—64.

3) Tidor, l. c. I, p. 32—48, 131 ff.

4) Ibid. p. 53—64.

soll, durch welche so manche der Sünde verfallen, welches Einsichtsvolle den Weg der Wahrheit lehren und zugleich Muster der Schreibkunst und der Versart aufstellen soll“. Kunstpoesie und Volksdichtung, alles geht hier Hand in Hand.¹⁾

Romances
historicos.

Die Romanzen²⁾ sind die älteste Form, in welcher das Volk seine Geschichte in der Erinnerung bewahrte. Über ihren Ursprung hat man allerlei Erklärungen aufgestellt und sie oft als Nachahmung der erzählenden und lyrischen Gedichte der Araber bezeichnet, während doch ihre Freiheit, ihre Kraftfülle, ihr christlicher Ton, ihre ritterliche Treue, die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit und zugleich Einfachheit ihres Charakters kundgeben, daß sie Urdichtung, echte Kinder des spanischen Geistes und Eingeborene seines Bodens sind. — Ihr Versbau ist der einfachste, achtsilbige Zeilen, die, wenn sie in Strophen von vier Zeilen mit Rundreimen sich brechen, Redonbillas heißen, sonst aber mehr die Assonanz als Consonanz beobachten. Lope meint, dieses Versmaß, nämlich die achtsilbige Assonanz, sei für alle Arten der Dichtung, selbst für die feierlichsten, geeignet.

Redon-
billa.

Romances
pastoriles.

Diese Romanzen sind sehr alt, in ihnen wurden die ersten Siege, in ihnen die Thaten des Cid besungen. Ihre Verfasser sind wie die unierer Volkslieder unbekannt geblieben, aber ein Geschlecht hat dem andern diese Verse überliefert, die durch ihren Inhalt sich in die Erinnerung und durch ihre Form sich ins Ohr einschmeichelten. Im sechzehnten Jahrhundert sieng man an, sie zu sammeln und zu drucken, und so entstanden die „Romances generales“ und „Cancioneros generales“. Sie bilden in ihrer Gesamtheit ein Ehrendenkmal des spanischen Geistes, ein großes Schatzhaus wahrer Volkslieder.

Unter den Helden, welche sie preisen, ist der Cid und Don Bernardo del Carpio zu nennen, der um das Jahr 800 gelebt haben soll, dann Fernan Gonzalez, ein volksthümlicher Hauptmann. Aber nicht bloß historischen Inhaltes sind diese Romanzen, sie schildern auch Sitten und häusliches Leben des alten Spaniens (Romances pastoriles und jocosos). Der Amerikaner Ticknor bemerkt, sie seien insgesammt in Feinheit des Tones und Zartheit der Empfindung, in Schwung der Phantasie den englischen und schottischen Balladen vorzuziehen. Die lange Dauer und zugleich der religiöse Charakter des Kampfes hielten den poetischen und heldenmüthigen Sinn des Volkes viele Jahrhunderte lang aufrecht.

Chroni-
cas.

Der Einfluß der Romanzen ist unverkennbar in den alten spanischen Chroniken: sie bildeten oft die Grundlage derselben, als die Männer der That aus höheren Kreisen schon das Bedürfnis einer geordneten Geschichtschreibung fühlten. Die Romanzen blieben in den niederen Schichten der

¹⁾ Ticknor, l. c. I, p. 67—82.

²⁾ Ibid. I, p. 89—108; II, p. 188—196, 470—478.

Gesellschaft, während in den höheren Reichschroniken, Königsbücher, Lebensbeschreibungen einzelner großen Männer entstanden.¹⁾

So befiehlt das Gesetz der Siete Partidas den guten Rittern, daß sie bei ihren Mahlzeiten dem Vorlesen der großen Thaten zuhören sollten, welche die Vorfahren vollbrachten. So erklärt König Alfonso der Gelehrte in der allgemeinen Chronik von Spanien: „Wir haben befohlen, so viele Gedichte zu sammeln, als wir von Geschichten haben konnten, die irgend etwas von den Thaten erzählen, welche vormals in Spanien geschehen sind, und haben dieses Buch zusammengestellt.“ Diese „Estoria de Espanna“ geht von Erschaffung der Welt bis zum Tode des heil. Ferdinand (1252), des Vaters vom König Alfonso X., und während sie in dem früheren Abschnitte gedrängt ist, ist sie echt spanisch und völlig frei, vom Einfall der Araber und den Kämpfen des Pelayo an bis auf Alfonso den Reuschen; mit andern Worten sind die alten Romanzen in spanische Prosa aufgelöst.

Estoria
de Es-
panna.

Das hohe Nationalgefühl spricht sich in der berühmten Stelle vom „Untergange Spaniens“ (La perdida de Espanna) aus: „Denn dieses Spanien, von dem wir geredet haben, ist wie das wahre Paradies Gottes, weil es von fünf edlen Strömen getränkt wird: dem Duero, dem Ebro, dem Tajo, dem Guadalquivir, der Guadiana. Jeder dieser Ströme hat zwischen sich und dem andern hohe Berge und zackige Gebirgszüge und die zwischenliegenden Thäler und Ebenen sind groß und breit und tragen durch den Reichtum ihres Bodens und die Bewässerung ihrer Flüsse viele und reichliche Früchte. Und Spanien ist vor allen andern Dingen geschickt im Kriege, gefürchtet und sehr kühn in der Schlacht, leichtem Herzens, seinem Herrn getreu und fleißig im Lernen, höflich in der Rede, vollendet in allen guten Dingen. Auch gibt es kein Land in der Welt, das ihm gleichkame an Fruchtbarkeit, noch an Stärke, und nur wenige in der Welt sind so groß. Und vor allem ist Spanien groß an Pracht, am meisten aber unter allen berühmt wegen seiner Treue. O Spanien! kein Mensch ist imstande, alle deine Treflichkeiten aufzuzählen!“

105
Epa-
niens.

Und die ganze Fülle des Unglücks infolge des Sieges der Mauren über die Gothen im Jahre 711 ist in der herrlichen Schilderung ausgesprochen, welche „Die Klage Spaniens“ (El Llanto de Espanna) heißt: „Das ganze Land war leer von Volk, in Thränen gebadet, zum Sprichwort geworden, Fremde nährend, von seinem eigenen Volke betrogen, verwitwet und verlassen von seinen Söhnen, unter Barbaren gemengt, erschöpft von Weinen und Wunden, verfallen an Kraft, geschwächt, ungetröstet, aufgegeben von allen den Seinigen. Vergessen sind seine Gefänge, und seine Sprache selbst ist eine andere geworden und seine Worte fremdartig.“ — Bei Bernardo del Carpio schildert sie herrlich den Streit zwischen seiner Lehensstreue gegen seinen König und seiner Liebe zu seinem vom König eingesperrten Vater.

Die
Klage
Espan-
niens.

Das Beispiel Alfonsos X. wirkte wohlthätig für die Geschichtschreibung. Alfonso XI. befahl, die „Allgemeine Chronik“ bis zu seiner Regierung herab fortzusetzen und ernannte einen eigenen königlichen Chronikschreiber.²⁾

Manche meinen, das sei Fernan Sanchez de Tovar, der die Geschichte bis 1312 fortführte. Heinrich II. trug seinem Kanzler Juan Runnez

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 130—143.

²⁾ Ibid. p. 144—158.

de Villalazan auf, eine Geschichte der Regierung seines Vaters zu verfassen, und so entstand die „Chronik Alfonsos XI.“. Der Verfasser nimmt es mit der Zeitbestimmung wie mit den Thatfachen genau und betrachtet die ganze Geschichte von einem erhabenen Standpunkt. „Gott ist“, sagt er, „der Anfang und das Mittel und das Ende aller Dinge, und ohne ihn können sie nicht bestehen, denn sie sind durch seine Kraft geschaffen und durch seine Weisheit geordnet und durch seine Güte erhalten. Und er ist der Herr und in allen Dingen allmächtig und Sieger in allen Kämpfen. Deshalb soll jeder, der irgend ein gutes Werk beginnt, zuerst den Namen Gottes nennen und ihn vor alle Dinge stellen, seine Gnade heischend und ansehend, das er ihm Kenntniz und Willen und Kraft verleihe, wodurch er die Sache zu einem guten Ende führe.“¹⁾

Lopez
de Ayala.

Die Zahl der Chroniken mehrte sich jetzt schnell. Pedro Lopez de Ayala, geboren 1332, gestorben 1407, als Staatsmann wie als Krieger auf den Gang der Ereignisse von großem Einfluss, behandelte die Geschichte von Peter dem Grausamen²⁾ an bis auf Heinrich III. mit Freimuth und Natürlichkeit, mit Geist und Geschick, war er doch auch mit Livius vertraut. — Die „Königsschronik“ vom Tode Heinrichs III. bis zum Tode Johanns II. ist das Werk mehrerer Verfasser und zuletzt von Fernan Perez de Guzman überarbeitet. — Über die Geschichte Heinrichs IV. finden wir Nachrichten in der Chronik des Diego Enriquez de Castillo, der bei ihm Kaplan und Geschichtschreiber war, und in der Chronik des Alonso de Palencia. Jene ist einfach und trocken, diese schwülstig geschrieben. — Für die Geschichte Ferdinands und Isabellas ist „Der Pfarrer von Los Palacios“³⁾

Bernal-
des.

unschätzbar. Der Verfasser ist Andres Bernaldes, Kaplan beim Erzbischof Deza in Sevilla, dem großmüthigen Beschützer des Columbus; er lebte dem Kriegsschauplatz nahe und schilderte die Ereignisse einfach und treu mit den Gefühlen eines Spaniers jener Zeit bis 1513, wo er als Pfarrer in Los Palacios, nicht weit von Sevilla, starb. — Fernando del Pulgar war Geheimschreiber bei Ferdinand und Isabella und officieller Cronista. Sein Buch über „Die berühmten Männer Castiliens“,⁴⁾ eine Art spanischer Plutarch, gibt in fünfunddreißig Capiteln eine Reihe scharfgezeichneter Charakterbilder in edlem Stil; es sind ausgezeichnete Personen am Hofe Heinrichs IV. geschildert. Seine Chronik ist von 1482 an, in welchem Jahre ihn Isabella zum Reichsgeschichtschreiber ernannte, eine unparteiisch genaue, aus den besten Quellen geschöpfte Darstellung.

Pulgar.

Neben diesen Chroniken über die allgemeine Reichsgeschichte gibt es noch Chroniken über besondere Ereignisse oder Personen, die aber den Geist einer ganzen Zeit aufs trefflichste widerspiegeln.

Special-
chro-
niten.

Dahin ist zu rechnen „Der Weg der Ehre“,⁵⁾ die Schilderung des Kampfes für den Durchgang über eine Brücke in der Nähe von Leon, den dreißig Tage hindurch ein angesehenener Edelmann zu Ehren seiner Dame 1434 gegen jeden anhub, der des Weges kam. 68 Ritter stritten, 627 Rennen fanden

1) Tidnor, l. c. I, p. 146.

2) Chronica del rey Don Pedro de Castilla.

3) El cura de los Palacios. Tidnor, l. c. I, p. 156 f.

4) Los claros varones de Castilla. Tidnor, l. c. I, p. 157 f., 338.

5) El Paso honoroso. Tidnor, l. c. I, p. 159.

natt und 66 Lanzen wurden gebrochen. „Der Burgfriede von Tordesillas“,¹⁾ eine treue, einfache Schilderung der Verhandlungen zwischen König Johann II. und den Großen unter Anführung seines Sohnes, um den Einfluß des Alvaro de Luna zu brechen. Der Vermittler und Geschichtsschreiber war Pedro Fernandez de Velasco, gewöhnlich der gute oder treue Graf Haro genannt. Alvaro de Luna fand selber einen treuen, redlichen und bereiten Biographen in der „Cronica de Don Alvaro de Luna“, dessen Namen wir aber nicht kennen. Gutierre Diez de Gomez beschrieb treuherzig und hingebend die Geschichte des Pero Rinno, Grafen von Buelna, der 1379 bis 1453 unter Heinrich III. und Johann II. eine große Rolle als Befehlshaber zu Wasser und zu Land spielte. Auf den Wunsch Kaiser Karls V. schrieb Hernan Perez del Pulgar die Geschichte des großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova mit Sachkenntnis und dem Gepräge der Wahrheit und mit der Hingebung eines treuen Verehrers.²⁾

Pulgar
de las
hazan-
nas.

Zu den merkwürdigsten Büchern der älteren spanischen Literatur gehört „Das Leben des großen Tamerlan“³⁾ von Clavijo.)

Ruy Gonzalez de Clavijo, der Verfasser, stammt aus Madrid, war Kammerherr Heinrichs III., wurde von diesem 1403 mit Geschenken an Tamerlan entsendet und führte über seine Reise ein Tagebuch, welches köstliche Dinge enthält und den Geist des Verfassers, wie den der Zeit, in gleich spannender Weise abspiegelt. Clavijo wollte dem Timur eine große Vorstellung von der Macht seines Königs beibringen und wagte doch nicht zu lügen, weil er des Glaubens war, der Groß-Khan habe einen Ring am Finger, welcher die Farbe verändere, sobald man ihn anlüge. So sagte er denn dem Timur, sein König habe drei Basallen, welche 6000 Ritter ins Feld führen, und meinte damit die drei Großmeister der Orden von San Jago, Mcantara und Calatrava. So sagte er, sein König habe eine viele Meilen lange Brücke, auf der 12.000 Stück Vieh weideten, und meinte damit den Landstrich, unter dem die Guadiana hindurchläuft. So sagte er dem Timur, sein König habe einen Löwen und einen Stier, die täglich zwölf Stück Rindvieh verspeisten, und meinte damit die Städte Leon und Toro. So sagte er, sein König besitze drei Hunde, die ihm 200 Lanzen in die Feldschlacht führen, und meinte damit die drei Städte Can de Roa, Can de Munno und Cannes de Zurita. Unser Verfasser schildert Constantinopel, Trapezunt, Teheran, Samarkand und das Treiben am Hofe des Welkeroberrers mit Sorgfalt, mit aufmerksamem und durchdringendem Geiste.

Clavijo

Tamerlan.

Das sind die spanischen Chroniken der alten Zeit. Sie kennzeichnen den Geist Spaniens so ehrenhaft wie die Romanzen, wie die großen Thaten, welche dieses merkwürdige Volk vollbrachte. Der Amerikaner Ticknor sagt von ihnen das wahre Urtheil: „Jene altspanischen Chroniken senken ihre Wurzelfasern tiefer in den reichen Boden volksthümlicher Gefühle und Grundzüge als die irgend eines andern Volkes. Unaufhörlich bricht in ihnen die

1) El Seguro de Tordesillas.

2) Ticknor, l. c. I, p. 159–178.

3) Vida del Gran Tamurlan.

4) Ticknor, l. c. I, p. 168–170.

alte spanische Lehensstreue, der alte spanische religiöse Glaube hervor, wie sich beide gebildet und genährt hatten in den langen Zeiträumen allgemeiner Prüfung und Leiden.“

Im Geiste Spaniens, wenn auch in provençalischer Sprache, ist die Chronik geschrieben, welche die Thaten Jakobs des Eroberers von Aragon erzählt, einfach, männlich, anschaulich, desgleichen die Chronik des En Ramon Muntaner, aus welchem früher einige Stellen mitgetheilt worden sind.¹⁾

En
Ramon
Mun-
taner.

Der letztgenannte wurde neun Jahre vor dem Tode Jakobs des Eroberers geboren in Peralada; er sah noch als Kind den großen König, als dieser einen Besuch im Hause seines Vaters abstattete, und fasste die tiefste Verehrung für diesen gottesfürchtigen, tapfern, weisen und beliebten Fürsten und hat durch ein langes, bewegtes Leben hindurch seine Treue in nicht weniger als zweiunddreißig Schlachten bewährt und am Ende seiner Tage ihre und der Aragonesen Heldenthaten noch in einem Werke beschrieben, welches zu den originellsten Geschichtswerken des Mittelalters zu zählen ist, ob seiner Gesinnung, ob seines reichen Inhaltes und der lebendigen und frischen Darstellung. Wie Gregor von Tours wird merkwürdigerweise auch En (Don) Ramon Muntaner erst durch eine Erscheinung zur Abfassung seines Geschichtswerkes gespornt. Er erzählt: „Ich lag eines Tages in meinem Bette auf meinem Landhause, genannt Kibella, in der Gartenebene von Valencia, als mir ein weißgekleideter, ehrwürdiger Greis erschien, der zu mir sprach: ‚Steh auf, Muntaner, steh auf deinen Füßen und denke daran, die von dir gesehenen großen Wunderthaten zu verkünden, welche durch Gottes Lenkung in den von dir mitgemachten Kriegen geschehen sind, denn es hat Ihm gefallen, daß durch dich alle diese Dinge bekanntgemacht werden sollen.‘“ — Muntaner traute sich selbst nicht und zögerte. „Aber andern Tages sah ich an der nämlichen Stelle wiederum jenen Greis, der zu mir sprach: ‚Mein Sohn, was thust du? Warum verachtest du mein Gebot? Steh auf und thu, was ich dir befohlen habe! Wisse aber auch, daß, wenn du so thust, du und deine Kinder, deine Angehörigen und deine Freunde gewißlich Gnade vor Gott finden werden.‘“²⁾

Ge-
schichte.
Cortez.

Will man den Geist dieser Zeit erfassen, so muß man die Geschichtsschreiber lesen, insbesondere die der Conquista.³⁾ Die Zusammenstellung der amtlichen Berichte über die Eroberung von Mexiko reiht Cortez nicht bloß unter die großen Feldherren, sondern auch unter die bedeutenden Schriftsteller. Sie sind geschrieben mit derselben Genialität, mit der er siegte; sie sind eine reiche Fundgrube gesunder und genialer Anschauungen von Gegenständen der Politik und praktischer Lebensweisheit, vielfach belehrend und unterhaltend für den Kriegsmann vom Fach, höchst anziehend endlich durch nachlässige Einfachheit, pikante Naivität und schlaue Zweckmäßigkeit der Dar-

¹⁾ Vergl. Bd. V, S. 491, 773 f., 784, 786 f., 789, 795, 797, 806, 813; VI, S. 56; VII, S. 86 dieses Werkes. 5. Auflage.

²⁾ Tichnor, l. c. I, p. 257 ff.

³⁾ Auf die schon Bd. VII, S. 326—333 dieses Werkes, 5. Aufl., aufmerksam gemacht wurde.

stellung, wie ihr Herausgeber richtig bemerkt. Ein wahrhaft einziges Buch bilden jedoch die „Denkwürdigkeiten des Hauptmannes Bernal Diaz del Castillo“ oder „Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuſpanien“.

Anschaulicher und klarer hat nicht Julius Cäsar geschrieben, und doch war Bernal Diaz schon ein betagter Mann, angesehenener Regidor in Guatemala, als er die Feder ergriff, um der Wahrheit über die Eroberung Mexikos die Ehre zu geben. Wie farbenreich würde seine Darstellung erst sein, hätte er sie unmittelbar nach der Eroberung Mexikos entworfen! Nicht bloß jeder Spanier, der den Helldenzug nach Mexiko mit Cortez mitmachte, sondern sogar jedes Pferd ist in unserem Buche genau beschrieben. Ein seltenes Talent plastischer Darstellung zeigt sich in jedem Abschnitt. Wir sehen die kühnen Abenteuerer und das herrliche, mächtige, an Naturwundern gewaltige Reich, in das sie so kühn sich eindrängen. Wir hören ihr Herz pochen, fühlen aber auch das Staunen der Eingeborenen beim Anblick der Kinder der Sonne! Unter den Einzelheiten geht aber nicht der Geist verloren, und aus jeder Zeile athmet der Stolz, an diesem einzigen Unternehmen theilgenommen zu haben: „Von Cortez' Heldenthaten gebürt mir auch ein Theil, da ich in all den Schlachten unter den Ersten mitgekämpft habe und einer Menge anderer Gefechte beizwohnte. Fürwahr, auch ich kann meinen Theil an der Inschrift ansprechen, welche Cortez auf die Feldschlange setzen ließ, die in Mexiko von Silber, Gold und Kupfer gegossen worden ist und die wir unter dem Namen des Vogels Phönix seiner Majestät verehrt haben. Die Inschrift lautete:

Ein Vogel, wie dieser, ward nie geboren;
Ein Diener, wie ich, wird nimmer gefunden;
Ein Monarch, wie du, ist nicht mehr in der Welt.“

Und als Cortez bei seiner ersten Reise nach Spanien seiner Majestät von seinen muthigen und tapferen Officieren erzählte und dem Kaiser sagte, er glaube nicht, daß die römische Geschichte größere Helden aufzuweisen hätte, da war auch ich so gut damit gemeint, als irgend einer. — Allerdings gibt es in dieser Welt Tugenden und Verdienste, die ein Nachbar besser von seinem Nachbar rühmen mag als er selbst; wer aber nicht im Kriege gewesen ist, der kann auch nicht davon erzählen. Sollen die Sperlinge davon reden, die in den blutigen Schlachten über unsere Häupter weggeschlagen sind, oder die Wolken, die über unsere Schlachtfelder hinzogen? Wer kann davon sprechen, als wir Officiere und Soldaten, denen es in jenen heißen Stunden so sauer geworden ist? — Die Geschichtschreiber rühmen von Julius Cäsar, wie herzhaft und wie bereit er zu jeder Stunde zum Gefecht gewesen, und wie er die Nächte dazu verwendet, um seine Heldenthaten aufzuzeichnen, denn ob es ihm gleich nicht an Geschichtschreibern gefehlt, so habe er ihnen doch nicht seinen Ruhm anvertrauen wollen. Man mag sich daher nicht gar zu sehr verwundern, wenn ich in den Schlachten, an denen ich theilgenommen, auch einige Worte von mir selbst spreche, auf daß die Nachwelt von mir rede und sage: das hat Bernal Diaz del Castillo gethan, und daß meinen Kindern und Nachkommen ein Theil von meinen Heldenthaten verbleibe, gleichwie der Ruhm jener alten Helden in den Wappenschildern ihrer Familien bis auf die späteste Nachwelt gekommen ist.“

Bernal
Diaz.Setzt
geföh.

Bernal Diaz läßt oft ein Wort fallen, das uns ihn und seine Kampfgenossen näher zeichnet. „Drei Castillos waren bei der Armece. Der dritte hieß der Schöne und der war ich, und damals hielt ich auch wirklich viel auf mich selbst.“ Aber er war auch findig. Keiner wußte besser Wegweiser beizutreiben, Lebensmittel aufzustöbern, Hilfsquellen aufzuspüren, und keiner hat unverdrossener seinen Feldherrn in jeder Noth unterstützt als unser Kriegsmann. Als er zur Feder griff, war er schon betagt, aber er gesteht selber, daß er in keinem Bett mehr schlafen könne, daß er jede Nacht von Zeit zu Zeit aufstehen müsse, nach dem Himmel und den Sternen zu sehen und ein wenig in der freien Luft umherzuwandeln! Daran hatte er sich gewöhnt in den langen Kriegen mit den Indianern, die gern ihre Gegner in der Nacht überfielen. Bernal erzählt aber, daß er dennoch auf den Reisen immer Betten mit sich nehme, nicht um darauf zu schlafen, sondern daß man nicht glaube, daß er keine habe.

Zeigt sich hier das Selbstgefühl, so bricht an hundert andern Stellen der menschliche Sinn des Verfassers durch. Dabei ist er sehr fromm, er betet bei der Belagerung Mexikos jeden Morgen zur Madonna, daß sie ihn entweder glücklich heimkehren oder als tapfern Soldaten sterben lasse; — er will nur nicht gefangen und den Götzen geopfert werden! Aber er erzählt keine Wunder und staunt, daß man den Sieg bei Otumba dem heil. Jakob zuschreibe: „Ich war auch in der Schlacht, aber den heil. Jakob habe ich nicht gesehen!“ — In späteren Jahren machte Bernal Diaz eine Reise nach Spanien und war hier Mitglied der Commission, welche auf Anregung des Las Casas über das Verfahren gegen die Indianer entscheiden sollte. Sein Werk vollendete er 1558, gedruckt wurde es 1632. Von Torquemada hören wir, daß Bernal Diaz wegen seines Charakters im verdienstesten Ansehen stand und daß seine Wahrhaftigkeit keinem Zweifel unterliege.

Fesselt an Bernal Diaz die Naivität, so am Geschichtswerk Mendozas die Kunst der Darstellung. Er ist ein vielseitiger, merkwürdiger Mann.

Mendoza.

Diego Hurtado de Mendoza,¹⁾ geboren 1503 zu Granada, war ursprünglich für die Kirche bestimmt und lernte in Salamanca Latein, Griechisch, Philosophie, geistliches und weltliches Recht, während er das Verständnis des Arabischen von Haus aus mitbrachte. Als Student in Salamanca soll er den Roman „Lazarillo de Tormes“ geschrieben haben, der in fast alle Sprachen Europas überetzt ist und mit unerchöpflicher Heiterkeit und feinstem Talent der Charakteristik in geistreichster Weise spanisches Leben und spanische Sitten der unteren Classen schildert, und der Vater der Schelmenromane, des sogenannten Gaunergeschmackes,²⁾ geworden ist.

Karl V. wurde auf den reichbegabten Edelmann aufmerksam und sandte ihn 1538 als seinen Vertreter nach Venedig, wo Mendoza nicht bloß das Talent eines Staatsmannes entfaltete, sondern auch unter Gelehrten ein Gelehrter war und mit Eifer seine Studien im Griechischen und Lateinischen fortsetzte. Er sandte Leute nach Thessalien, nach dem Berg Athos, um griechische Handschriften zu bekommen; ihm verdanken wir die erste Ausgabe des Flavius Josephus und einiger Kirchenväter. Sultan Sulciman II. sandte ihm griechische Handschriften, um für geleistete Dienste zu danken. Bei der Kirchenversammlung in Trient hielt Mendoza eine lateinische Rede, die sein

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 402—410.

²⁾ Gusto picaresco.

Kaiser bewunderte. Als die Verhältnisse zum Papste schwierig wurden, sandte Karl V. ihn als Vertrauensmann nach Rom, erst 1554 kehrte Mendoza nach Spanien zurück.

Philipp II. war ihm nicht hold. Mendoza hatte, vierundsechzig Jahre alt, noch das Feuer der Jugend und warf einen Gegner, der ihn im Palast mit dem Dolche angriff, über den Balkon hinunter. Der König sah dies als Verhöhnung seiner Würde an, und Mendoza wurde zuerst ins Gefängnis gesetzt, dann nach Granada verbannt. Hier schrieb er nicht bloß Gedichte, sondern auch das Werk über den Aufbruch der Morisken, den er zum Theil selber sah. Callust und Tacitus sind ihm hier Vorbild, und in der Kunst malerischer und gedrängter Darstellung, wie in dem Sinn für Wahrheit und Recht, steht er keinem nach. Sein Werk, im schönsten castilianischen Stil, durfte erst 1610 gedruckt werden. Die vollständige Ausgabe¹⁾ ist die von Valencia 1776. — Mendoza starb, zweiundfiebzig Jahre alt, im Jahre 1575. Seine reiche Büchersammlung vermachte er dem König, „damit dem Escorial, dem prachtvollsten Gebäude älterer und neuerer Zeit, nichts fehle und es auch die schönste Büchersammlung der Welt in sich schließe“. — So läßt ihn die Liebe zum Vaterland die Ungunst vergessen, die ihm vom König zutheil wurde, — Mendoza ist ein echter Edelmann aus der Zeit der Größe Spaniens.

Mendozas Arbeit ist das kunstvollste Geschichtswerk Spaniens. Wie gern hätte Karl V. sein eigenes Leben von einer solchen Feder beschrieben Karl V. gesehen, denn er war nicht gleichgiltig um die Stelle, die ihm in der Geschichte angewiesen werde. Er, der Kaiser, wollte nicht über das Verdienst gelobt und nicht ohne Grund getadelt werden. Er nannte den Paul Jovius, der ihm schmeichelte, seinen Lügner rechts, und den Sleidan, der ihn verlästerte, seinen Lügner links. Er selber schrieb an seinen „Denkwürdigkeiten“, und der Niederländer van Male mußte sie ins Lateinische übersetzen. Karl V. stellte Geschichtschreiber an und von ihm an hat bald jede bedeutende Stadt Spaniens ihre Geschichte und Urfundensammlung.

Allein dem Antonio de Guevara mußte er seinen Gehalt für ein Jahr sperren lassen, weil er an seiner Aufgabe noch gar nichts vollbracht hatte.²⁾ Florian de Campo war allzu eifrig: er fieng mit der Sündflut an und war, als er 1555 starb, erst bis zu den Scipionen gekommen. Der Kaiser gab Befehl, seine Papiere zu retten. Petro Mexia kam in seiner Geschichte Karls V. nur bis zu dessen erster Reise nach Italien. Keiner von diesen verstand, wie Mendoza, Geschichte mit Beredsamkeit zu vereinen. Juan Ginez de Sepulveda ward vom Kaiser beauftragt, seine Geschichte zu schreiben.³⁾ Die eigentlichen Väter der spanischen Geschichte, Zurita und Morales, wurden übrigens noch zur Zeit Karls V. geboren und bekamen unter ihm die erste Anregung.

¹⁾ Guerra de Granada, que hizo el rey Don Felipe II. contra los Moriscos de aquel reino sus rebeldes.

²⁾ Fidor, l. c. I, p. 421 – 424, 430.

³⁾ Ibid. p. 431 ff.

Zurita. Zurita ist geboren zu Saragoza 1512 und erlangte eine glänzende Bildung zu Alcalá. Er erweckte früh die Aufmerksamkeit des Kaisers, ward von ihm in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und mit unbegrenztem Vertrauen beehrt. 1547 erhielt er den Auftrag, eine treue Geschichte des Königreichs Aragonien aus zuverlässigen Quellen zusammenzustellen, 1548 genehmigten die Stände diesen Beschluss. Alle Urkundensammlungen standen ihm fortan zu Gebote und er bereizte zu seinem Werke nicht bloß Spanien, sondern auch Sicilien und Italien: 1562 erschienen die beiden ersten Bände, 1580, wenige Monate vor seinem Tode, sah er sein Werk vollständig gedruckt.

Die „Anales de la Corona de Aragon“ gehen vom Einbruch der Araber bis zum Jahre 1516. Sie sind ein höchwichtiges Werk mit kritischem Geist, mit freiem Sinne, mit Liebe für die Rechte Aragoniens, mit Ruhe und Gelassenheit, ohne Hedeprunk geschrieben.¹⁾ Philipp II. ehrte ihn hoch und verwendete ihn oft als Schriftführer.

Morales. Ambrosio de Morales (1513—1591), ein Freund und Bewunderer des Zurita, Professor in Alcalá, später zum Geschichtschreiber des Königreichs Castilien ernannt, setzte im Geiste Zuritas das Werk *Decampos* bis zur Vereinigung der Kronen von Castilien und Leon im Jahre 1037 fort, und Sandoval führte dann diese Geschichte weiter bis 1097. Formvollendet, in männlicher und edler Beredsamkeit schrieb Pedro de Ribadeneira (gestorben vierundachtzig Jahre alt 1611, Jesuit) die Geschichte der Kirchentrennung von England²⁾ und Joze de Siguenza, ein Hieronymit, die Geschichte seines Ordens³⁾ — er starb 1606 als Prior des Escorial.

Mariana.

Der Livius Spaniens aber ist Juan de Mariana,⁴⁾ geboren in Talavera 1536, Findling, dann in Jesuitenschulen gebildet, im vierundzwanzigsten Jahre schon Lehrer im Collegium zu Rom, hierauf in Sicilien und in Paris, 1574 Leiter des öffentlichen Unterrichtes in Spanien, wo er im Ordenshaus zu Toledo noch neunundvierzig Jahre lebte, ein un Fassender, freisinniger, kühner Geist.

Im Jahre 1599 erschien seine berühmte Abhandlung über das Königthum („De rege et regia institutione“), die, Philipp III. gewidmet, vom Grundsatz der Volkssouveränität ausgeht und deshalb der Gegenstand heftiger Angriffe geworden und auf Befehl des Pariser Parlamentes durch Henkershand verbrannt worden ist.⁵⁾ — 1609 erschienen in Köln sieben lateinische Abhandlungen von ihm, Zeugen seines scharfen Blickes und seines Freimuths. Die Veränderung des Münzfußes unter Verma war darin als unklug und schimpflich hingestellt, die Inquisition verhängte eine Buße über den dreiundsiebzigjährigen Mann. Lope de Vega sagte: „Sein Vaterland verzieht dem so gelehrten Mariana nicht, als

1) Tidnor, l. c. II, p. 271. — Prescott, Ferdinand und Isabella, I, Cap. 1. Die Stände von Aragon veranlaßten, um ihn zu ehren, seine Lebensbeschreibung durch Diego Josef Dormer, *Progresos de la Historia en Aragon*. Saragossa 1680.

2) *La Cisma de Inglaterra*. Valencia 1588.

3) *Historia de la Orden de San Geronimo*. Madrid 1600.

4) Tidnor, l. c. II, p. 274—279.

5) Weil es unter gewissen Umständen den Königsmord erlaube. Vergl. S. 721.

er irrite.“ 1574 begann er den Stoff zu seiner „Historia“ oder allgemeinen Geschichte Spaniens zu sammeln. 1592 erschienen in lateinischer Sprache die zwanzig ersten, 1609 die zehn letzten Bücher, 1623 starb Mariana, siebenundachtzig Jahre alt.

Auf das Drängen seiner Landsleute übersehte der Verfasser sein eigenes Werk ins Castilianische und besserte in einemfort daran; vier Auflagen erschienen vor seinem Tode. Mit Recht wird sein Werk als das stolzeste Denkmal der Geschichte Spaniens bezeichnet. Er ist ein Muster historischer Eleganz: klar, anmuthig, fließend, mit wenigen Zügen meisterhaft zeichnend, voll Freimuth, Adel und Würde in Haltung und Färbung. Aber wir vermissen nur zu oft die Kritik. Mariana ist für Spanien, was Livius für die Römer, was Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte für sein Vaterland.

Allerdings entschuldigt sich der arbeitsame Mann, der in späten Jahren erst an ein riesiges Unternehmen Hand anlegte, mit den Worten: „Ich habe es niemals übernommen, eine Geschichte Spaniens zu schreiben, bei welcher ich zuvörderst die Wahrheit jeder Thatsache prüfe. Hätte ich dies gethan oder thun wollen, so würde ich diese Geschichte niemals zu Ende gebracht haben. Wohl aber habe ich es unternommen, in lateinischer Sprache und in schicklicher Schreibart dasjenige wiederzugeben, was andere an Bestandtheilen zusammengebracht hatten, aus denen ich das erlangte Gebäude zu errichten vermochte. Hätte ich für alles erst sichere Gewährsmänner aufsuchen wollen, dann würde Spanien noch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ohne eine lateinische Geschichte des Landes geblieben sein, welche sich vor der Welt hätte sehen lassen können.“ — Mariana behandelte noch die Hauptereignisse der Regierung Ferdinands und Isabellas. Der Benedictiner Prudencio de Sandoval setzte sein Werk fort und lieferte die ausführlichste Geschichte Karls V. Sein urkundliches Werk erschien 1604, er selber starb 1620.

Sandoval.

Der Geschichtschreiber der Entdeckung ist oben¹⁾ ausführlich gedacht worden. Nicht so formvollendet wie Mariana, aber genau in den Thatsachen ist Juan de Ferreras, Pfrar in Madrid, in seiner „Übersicht der Geschichte Spaniens.“²⁾ Antonio Herrera dagegen (ein Liebling Philipps IV., gestorben 1625, der Geschichtschreiber Indiens) veröffentlichte eine Weltgeschichte während der Regierungszeit Philipps II., eine Geschichte Englands und Schottlands zur Zeit der unglücklichen Maria Stuart, eine Geschichte des Antonio Perez.³⁾

Ferreras.

Herrera.

Noch sei einiger durch Geist und Feuer der Darstellung vollendeter Monographien gedacht. Zunächst der „Geschichte der Eroberung der Molukken“⁴⁾ von Bartolome Leonardo de Argensola, 1609 erschienen und Philipp III. gewidmet. Glänzende Schilderungen der Natur, der Sagen, und genaue Darstellung der Ereignisse erhalten den Leser in fortwährender Spannung. Francisco de Moncada, Graf von Osona, Statthalter der Niederlande und Oberbefehlshaber der dortigen Heere, gab 1623 die „Feldzüge der Catalanen gegen

Monographien.
Argensola.

Moncada.

1) Vergl. Bd. VII, S. 326—333 dieses Werkes. 5. Aufl.

2) Synopsis de la historia de Espanna.

3) Tidnor, l. c. II, p. 282.

4) Conquista de las Islas Molucas.

die Griechen und Türken“ heraus,¹⁾ eine Schilderung des Zuges der Catalonier gegen die Türken und Griechen unter Roger de Flor,²⁾ die nach Ramon Muntaner geschildert wurde. Das Gemälde ist in eleganten und kräftigen Zügen gezeichnet, die Erzählung³⁾ ist noch fließender als bei Mendoza, welchem der Verfasser nachstrebt. Aus keinem Buche ist der großartige stolze Sinn des Spaniers, seine Wahrheitsliebe besser zu erkennen; er ist unparteiischer als Muntaner und berichtigt ihn oft. Nicht minder trefflich ist das Werk Colomas, Markgrafen von Espinar, über den niederländischen Krieg,⁴⁾ welches 1625 erschien und die Geschichte von elf Feldzügen in den Niederlanden enthält. Der Verfasser war als Feldherr wie als Unterhändler bei den Angelegenheiten, die er schildert, beteiligt und spricht mit der Zuverlässigkeit und Lebendigkeit eines Augenzeugen und der Würde eines Mannes, der die beste Übersetzung des Tacitus herausgegeben hat.⁵⁾

Coloma.

Melo.

Don Francisco Manuel de Melo, ein Portugiese in spanischen Diensten bis 1641, im Krieg in den Niederlanden und in Catalonien beschäftigt, gab 1645 die „Geschichte des catalonischen Aufstandes“ heraus,⁶⁾ in welchem er selbst eine Brigade der königlichen Armee befehligte. Melo schrieb sein Buch als Gefangener im Thurm zu Belem, wohin ihn ein falscher Verdacht gebracht hatte, und veröffentlichte es unter dem Namen „Clemente Libertino“, indem er meinte, sein Buch verliere nichts dabei, daß sein Name ihm fehle, und sein Name nichts, daß er dem Buche fehle. Es ist eine der besten Arbeiten in der historischen Literatur aller Völker, sachlich genau, voll Wärme und Leben. Den Leser redet er im Vorwort an: „Suchst du die Wahrheit, so lade ich dich zu dieser Lectüre ein; liegt dir aber Unterhaltung oder Schmuck mehr am Herzen, so mache mein Buch zu und danke mir, daß ich dich noch zur rechten Zeit enttäuscht habe. Weder die Kunst noch die Schmeichelei haben Theil an meinem Werke genommen; du findest darin weder Aphorismen von Politikern noch Sentenzen von Philosophen citiert. Alles ist von dem selbst, der es schrieb. Aber von vielen Begebenheiten ist die Rede, aus denen du dir jene selbst bilden kannst, wenn du reiflich über ihre Beschaffenheit nachdenkst. Dann wird der Nutzen dir gehören, wie mir die Arbeit, und wir können uns beide Verfasser nennen, ich durch das, was ich dir erzähle, du durch die Ansicht, die du dir davon gewinnst... Ich spreche von Thaten großer Fürsten und anderer angesehenen Personen. Das erstere muß man soviel als möglich vermeiden, und muß man je von Königen sprechen, so geschehe es mit Ehrfurcht vor dem Purpur. Wunden haben aber nun einmal das Eigenthümliche, daß sie nicht ohne Schmerz und Blutvergießen geschlagen werden können...“

Solis.

Die letzte wichtige historische Arbeit aus der Glanzperiode der spanischen Literatur ist die „Eroberung von Mexiko“ von Antonio de Solis y Ribadeneira,⁷⁾ sie umfaßt die drei Jahre von der Landung bis zur Gefangen-

1) Expedicion de los Catalanos contra Griegos y Turcos.

2) Vergl. Bd. VII. S. 86 dieses Werkes. 5. Aufl.

3) Graf Champfeu übersezte dieses Werk ins Französische: „Expedition des Catalans et Aragonais contre les Turcs et les Grecs, par Moncada.“ Spazier übertrug es ins Deutsche, Braunschweig 1828: „Moncadas Zug der 6500 Catalonier und Aragonier.“

4) Las Guerras de los Estados Baxos, desde Maio 1588 hasta al anno 1599.

5) Tidnor, l. c. II, p. 285—287.

6) Historia de los Movimientos, Separacion y Guerra de Catalunna.

7) Historia de la conquista, poblacion y progressos de la America septentrional, conocida con el nombre de Nueva Espanna.

nahme des Guatimozin und mag als die Ilias jenes kühnsten Heldenzuges bezeichnet werden. Das Ganze ließt sich wie ein Drama; wir finden einen Fluß, eine Wärme der Darstellung, eine Begeisterung für die Größe, für den Ruhm Spaniens, die an die feurigsten Stellen in dem Geschichtswerke von Thiers erinnern. Obschon der Verfasser das Amt eines Geschichtschreibers Indiens bekleidete, so finden wir doch keine neuen Angaben darin — er hat offenbar seinen Stoff aus Bernal Diaz del Castillo entnommen, aber wir finden eine dichterische Glut, das Farbenspiel einer reichen Phantasie über das Gemälde ausgegossen. Solís schrieb dieses Buch, nachdem er schon 1667 sich in ein Kloster zurückgezogen hatte; es erschien 1684 auf Kosten eines Freundes, denn der Verfasser war so arm, daß er einmal schreibt: „Ich habe so viele Gläubiger, die mich auf der Straße anhalten würden, wenn sie sähen, daß ich ein Paar neue Schuhe an habe.“ — Bald wurde das Werk in alle Sprachen Europas übersetzt.¹⁾

Also hat sich die Romanze, das alte Epos, also die Geschichtschreibung in Spanien nach und nach gestaltet! — Die sogenannte Kunstpoesie hatte einige Zeit eine Stätte am Hofe König Johanns II. von Castilien 1406 bis 1454. Italien lag Spanien so nahe, die spanische Sprache stammt wie die italienische von der gleichen Mutter, der römischen; Spanien gewann die Herrschaft über Sicilien und Neapel; in Bologna und Padua pflegten die Jünglinge Spaniens ihre gelehrte Bildung zu suchen, bis die spanischen Universitäten Bedeutung erlangten: Gründe genug, um der italienischen Denkweise und Dichtung Einfluß auf Spanien zu verschaffen.²⁾

Einfluß Italiens.

Alvaro de Luna leitete die Regierung, König Johann II.³⁾ „war ein Freund der Tonkunst, spielte, sang, dichtete, sowie er auch schön tanzte, und war dem Lesen von Dichtern und Philosophen sehr ergeben“. Ein Gedicht des Königs in provenzalischer Sprache ist noch vorhanden. Sein naher Verwandter, Heinrich, Markgraf von Villena (geb. 1384, gest. 1434), war jeder Billena. Kunst und Wissenschaft ergeben. Er war Großmeister zu Calatrava und pflegte dabei Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Mathematik, Sterndeuterei und Goldmacherkunst. Dadurch kam er in das Gerede, er sei ein Zauberer, und dies war schuld, daß nach seinem Tode seine Schriften verbrannt wurden. Er hatte die „Redekunst“ des Cicero, Virgils „Aeneide“ und Dantes „Göttliche Komödie“ ins Castilianische übersetzt und eine eigene Abhandlung über die Dichtkunst geschrieben. Sein Freund Juan de Mena widmete ihm die Grabinschrift: „Es ist Don Enrique, Herr von Villena, die Ehre Spaniens und des jetzigen Jahrhunderts. Es hat deine Bücher verloren, ohne sie gekannt zu haben, und gleichsam wie zum Leichenopfer wurden sie sogleich ins Feuer geworfen.“ Die noch vorhandenen Arbeiten: „Arte cisoria“ (Die Vorschneidekunst) und „Trabajos de Hercules“ (Die Arbeiten des Herkules), ein allegorisches Gedicht, rechtfertigen dieses hohe Lob keineswegs.

Höher an Verdienst und eigentlicher Träger der Verbindung zwischen fremdländischer gelehrter und spanischer nationaler Dichtung ist Innigo

¹⁾ Eidnor, l. c. II, p. 289—291.

²⁾ Ibid. I, p. 279 ff.

³⁾ Bergl. Bd. VII, S. 158 f. dieses Werkes. 5. Aufl.

San-
tillana.

Lopez de Mendoza, Markgraf von Santillana¹⁾ (1398—1458) aus dem großen und reichen Geschlecht der Mendoza.

Seinen Vater, den Großadmiral von Castilien, verlor er früh. Als er mit achtzehn Jahren mündig wurde, wußte er mit dem Schwerte wie auf dem Wege des Gesetzes die ihm durch freche Barone entrissenen Güter wiederzuerwerben und galt fortan für einen ganzen Mann und spielte bald eine große und würdige Rolle am Hofe wie im Heerlager; er war tief in alle Angelegenheiten des Staates verwickelt und zeichnete sich aus im Kampfe gegen die Mauren. Desungeachtet hatte er Zeit, den schönen Wissenschaften obzuliegen, und war der Ansicht, „daß Kenntnisse weder die Spitzen der Lanzen abstumpfen noch den Arm schwächen, der ein Ritterschwert führt“, und bei seinem Reichthum standen ihm Mittel genug zu Gebote, Dichter und Gelehrte zu sich zu berufen, Reien zu machen und Bücher zu kaufen.

Bulgar sagt von ihm: „Er hatte eine große Büchersammlung und ergab sich dem Studiren, insbesondere der Sittenlehre, sowie alter und ausländischer Dinge. Auch hatte er stets in seinem Schlosse Doctoren und Meister, mit denen er sich über die Wissenschaften und die Bücher, die er las, unterhielt. Auch schrieb er selbst andere Bücher in gebundener und ungebundener Rede, die da nützlich waren, zur Tugend zu fördern und vom Laster abzuhalten, und auf diese Weise verbrachte er den größten Theil seiner Mußestunden. Auch hatte er großen Ruf und Ruhm in vielen Königreichen außerhalb Spaniens; aber er hielt es für wichtiger, von den Weisen geachtet zu werden, als Namen und Ruhm bei der Menge zu erlangen.“

Ein wahrer Edelmann! Der Markgraf kannte und übte die provençalische Dichtung, wie einige anmuthige und süße Lieder von ihm beweisen. Noch mehr aber zeigen seine Dichtungen Vertrautheit mit den Werken Dantes, Petrarcas und Boccaccios und daß er diesen als Vorbildern nachempfand. Es sind dies Dichtungen, die den Stempel der Gelehrsamkeit an sich tragen: „Die Weltaalter“, eine Art Weltgeschichte in 332 Stanzan. „Ein Gespräch zwischen Reigung und Geschick“ über die Wertlosigkeit aller äußeren Güter in 180 Stanzan. Als die wichtigste seiner Dichtungen gilt „Das kleine Schauspiel von Ponza“, ein Trostgedicht in Folge der Seeschlacht bei der Insel Ponza.²⁾ Wichtig ist ferner „Centiloquio“, eine Sprichwörterammlung, die er auf Verlangen Johanns II. für den Thronfolger Heinrich IV. anlegte. Der Ruf des Markgrafen stieg derart, daß Leute aus fremden Landen kamen, ihn zu sehen. Reiblos förderte Santillana Verdienst.³⁾

Juan
de Mena.

Er war es, der den jungen Juan de Mena (geb. 1411 in Cordoba) dem König empfahl, welcher ihn zu seinem lateinischen Schriftführer und Geschichtschreiber von Castilien ernannte. Juan de Mena wird der spanische *Ennius* genannt. Sein allegorisches Gedicht in Dantes Art, „Das Labyrinth“,⁴⁾

1) Ticknor, l. c. I, p. 293—303.

2) Comedieta de Ponza.

3) Ticknor, l. c. I, p. 293—302; II, p. 711.

4) El laberinto.

aber mehr unter dem Namen „Die dreihundert Strophen“¹⁾ bekannt, läßt uns jedoch kalt, während es dem König Johann II. so sehr gefiel, daß er vom Dichter weitere 65 Strophen verlangte, damit das Gedicht so viel Strophen habe, als das Jahr Tage. Viele Erklärungen sind über dies Gedicht geschrieben worden. Juan de Mena hat den Vers von zwölf Silben (de arto mayor) in Mode gebracht. Er starb 1456. „Der König wünschte sehr, von Euch gelobt zu werden“, schreibt der Leibarzt an Juan, oder „der König erwartet Ruhm von Euch“, wenn er Juan meldete, wie ein Ereigniß dargestellt werden solle.²⁾

Der große italienische Krieg, die Siege Karls V. brachten die Spanier in innigste Verbindung mit Italien und befeuerten den Geist der Nation. Die Gesittung und Verfeinerung Italiens wirkten dann wieder auf Spanien zurück. Bald wurden die italienischen Formen der Dichtung in Spanien nicht bloß eingeführt, mit Beifall aufgenommen, sondern auch überwiegend. Der Vermittler war ein Barcelonese, Juan Boscan; er war ein Boscan. Patricier, von Haus aus reich, hatte in seiner Jugend in der Armee gedient und große Reisen gemacht. In Granada kam er 1526 in nahe Verbindung mit Andrea Navagiero, der 1521 von Venedig als Gesandter zu Karl V. geschickt worden und Gelehrter, Dichter, Redner und Staatsmann war. Navagiero ermunterte Boscan, die Versarten guter italienischer Schriftsteller im Spanischen zu versuchen. Dieser folgte dem Rathe, fand anfangs zwar einige Schwierigkeiten, bald aber Gefallen und mit seinen Versuchen Beifall. Statt des alten castilianischen Versmaßes in Trochäen kamen jetzt Jamben, und bald wetteiferten die Spanier mit den Italienern in Formvollendung der künstlichsten Versarten. Spanier
und
Ita-
liener.

Das Ansehen Boscans — einige Zeit hindurch leitete er auch die Erziehung des berühmten Alba —, die Anmuth und sanfte Melodie seiner Verse, seine liebliche und edle Art zu erzählen, die Reinheit seiner Sprache wirkten mächtig für die Neuerung. Boscan war ein Gelehrter, er übersetzte ein Trauerspiel des Euripides. Auf Grundlage des Gedichtes von Musäus schrieb er ein Gedicht „Hero und Leander“ in 3000 reizenden Versen, voll der sanftesten und lieblichsten Stellen. Er übersetzte den „Höfling“ des Grafen Castiglione (Il Cortegiano) so schön ins Spanische, als ob dies Buch ursprünglich in castilischer Sprache geschrieben wäre. Nach seinem Tode (1543) gab seine Witve mit Erlaubnis Karls V. seine Arbeiten in Druck. Es sind 93 Sonette, 9 Canzonen, „Hero und Leander“, eine Elegie, Lehrbriefe und die sogenannte „Allegorie“.³⁾

Ein Anhang zu Boscans Werken, das sogenannte „Vierte Buch“ derselben, enthält die Dichtungen eines jungen Freundes, der innig sich mit Boscan in der Absicht verbunden hatte, eine Verbesserung der spanischen

¹⁾ Las trecientos coplas.

²⁾ Eicknor, l. c. I, p. 303—308.

³⁾ Ibid. I, p. 372—381; II, p. 743.

Poesie zu bewirken, der einen frühen Tod gefunden und trotz seines bewegten Jugendlebens doch so schöne Dichtungen geschaffen hat, daß viele Spanier ihn heute noch den Fürsten der spanischen Dichtkunst nennen.

Garcilasso
de la
Vega.

Es ist dies Garcilasso de la Vega,¹⁾ der Abkömmling eines alten Geschlechtes Nordspaniens von berühmtem Namen, geboren 1503 in Toledo, früh an den Hof gesandt und an den Kriegen des Kaisers theilnehmend, welcher großes Vertrauen in ihn setzte. 1529 eilte er nach Wien, um gegen die Türken unter Soliman zu kämpfen. Dort begünstigte er die Heirat eines Verwandten mit einer Dame des kaiserlichen Hofes und kam deshalb in Haft auf eine der Donauinseln, wo er sein Mißgeschick und die Schönheit der Umgebung bejang. Doch bald schenkte ihm Karl V. wieder seine Gunst. 1535 war er bei dem Zuge nach Tunis und in der Schlacht erhielt er zwei schwere Wunden. Am Fuße des Atna schrieb er auf der Rückkehr eine seiner schönsten Elegien. 1536 nahm er theil an dem Zug in die Provence. Auf dem Rückweg belästigte die Besatzung eines Thurmes das Heer. Der Kaiser befahl, dies Hindernis aus dem Wege zu räumen. Garcilasso, welcher elf Compagnien befehligte, griff rasch an. Vergebens mahnten ihn die Freunde, wenigstens einen Harnisch anzuziehen. Die Befestigung wurde genommen, aber Garcilasso tödlich verwundet. Er starb wenige Tage darauf in Nizza, dreiunddreißig Jahre alt.²⁾

Alle Geschichtschreiber Spaniens besprechen seinen Tod ausführlich als ein großes Unglück, und Karl V. beweinte ihn, wie den Schmuck seines Reiches. Nur wenige Dichtungen sind noch von ihm übrig — drei Eklogen oder Schäfergedichte, zwei Elegien, eine Epistel, fünf Canzonen, siebenunddreißig Sonette —, aber sie sind meisterhaft, formvollendet, der süßeste Schmelz der Bilder, der herrlichste Wohlklang der Sprache, Frische, Tiefe und eine liebliche Schwermuth zeichnen sie aus. Man staunt über die Vielseitigkeit der Bildung bei so bewegtem Leben.

Hirtens-
gedicht.

Garcilasso war einer der ersten Gelehrten und einer der geschicktesten Musiker auf Harfe und Flöte; man staunt über so zarte Verse aus der Hand, die so gern das Schwert führte, und über die Neigung zum Hirtengedicht, während Garcilasso doch ganz Staatsmann und Krieger war. Diese Neigung zum Hirtengedicht ist vielen Spaniern jener Zeit eigenthümlich; während beide Hemisphären kaum ihrem Thatendrang genügen und die Erde zittert unter dem Donner ihrer Schlachten und den Thaten ihres Ehrgeizes, ergehen sie sich in ihren Phantasien in süßen Träumen vom Hirtenleben und von idyllischem Glück und dem Behagen in einem kleinen und stillen, glücklichen Lebenskreis. Welcher Reichthum an Geist und Charakter des Volkes! — Garcilasso ist ein Liebling der Spanier geblieben bis auf den heutigen Tag; seine süßen Verse, seine schönen Bilder, der Adel und die Tiefe seiner Gefühle, die Musik seiner Reime fesseln noch immer. Alle Parteien wetteifern,

¹⁾ Ticknor, l. c. I, p. 381—388; II, p. 745.

²⁾ Vergl. S. 66 dieses Bandes.

ihn anzuerkennen, ihn zu erklären, ihn zu verbreiten. Die Auflagen seiner Schriften sind unzählig, er heißt noch immer Spaniens Petrarca und der Fürst der Dichter.

Zu den vollendetsten Lyrikern werden Fernando de Herrera und ^{Herrera.} Luis de Leon gerechnet.

Herrera ist aus Sevilla; von seinem Leben wissen wir wenig, nur daß er, nachdem er die ganze Gewalt der Liebe erfahren, in den geistlichen Stand getreten und 1597, dreiundsechzig Jahre alt, gestorben ist. Die Spanier nennen ihn den Göttlichen, es ist etwas von Pinbar in ihm: eine ursprüngliche Kraft, ein hoher Schwung, ein edles Feuer. Am vollendetsten sind seine Canzonen, namentlich jene auf die Seeschlacht bei Lepanto und seinen Lieblingshelden Don Juan, dann die auf den unglücklichen Don Sebastian. Herrera ist oft dunkel, die Sprache scheint ihm nicht zu genügen, die gewöhnlichen Worte scheinen ihm zu gemein, er schafft neue, er gibt alten neue Bedeutung. Er ist kühn in Bildung neuer Worte und Sachwendungen, aber immerhin ist er eine Größe.¹⁾

Luis Ponce de Leon, als Ordensgeistlicher kurzweg Luis de Leon ^{Luis de Leon} genannt, ist einer der erhabensten Lyriker Spaniens.²⁾

Er ist geboren 1528 in Belmonte, kam früh mit seinem Vater, der königlicher Anwalt war, nach Madrid und Valladolid und genoß eine glänzende Erziehung. Früh reif, bezog er schon im vierzehnten Jahre die Universität Salamanca, wo er, dem Drange seines Herzens folgend, Augustiner wurde, Doctor der Theologie, und im vierunddreißigsten Jahre den Lehrstuhl des heil. Thomas von Aquin erhielt und zehn Jahre später den der biblischen Literatur. Luis de Leon lebte nur seinen Studien, kam nie aus Salamanca heraus.

Der Adel seines Geistes und Herzens gewann ihm, so eingezogen er auch lebte, der Verehrer viele, aber auch Feinde in Menge. Diese verlagten ihn 1571 bei der Inquisition, weil er in einer Übersetzung des Hohen Liedes, dieses wie ein bloßes Hirtenlied behandelt habe, zu lutherischen Ansichten sich hinneige, namentlich aber von der Vulgata geringschätzig rede. 1572 wurde Luis Ponce de Leon verhaftet und fünf Jahre war er im Kerker der Inquisition und stand während dieser Zeit mehr als fünfzigmal vor dem Gerichtshofe. 1576 erfolgte der Spruch: vier Richter waren für Folterung des zartgebauten Gelehrten, um Geständnisse zu erlangen; zwei Richter waren für einen Verweis, weil Luis anstoßige und unzeitmäßige Fragen vor seinen Zuhörern behandelt habe. Der Höchste Rath in Madrid³⁾ jedoch verwarf dieses Urtheil und sprach Luis Ponce de Leon vollkommen frei, nur mahnte er ihn zur Mäßigung und Klugheit und befahl Unterdrückung seiner Übersetzung des Hohen Liedes.

Als der demüthige Gelehrte am 30. December 1576 seine Vorlesungen wieder eröffnete und seine zahlreichen Zuhörer einige bittere Bemerkungen über die Inquisition erwarteten, fieng er mit den einfachen Worten an: „Wie wir in

vor der
Inquisition.

¹⁾ Tidnor, l. c. II, p. 139—143.

²⁾ Obras poeticas de Fray Luis de Leon, recog. y tracucidas en Aleman por Schluter y W. Stork. Münster 1853. — Reusch, Luis de Leon und die spanische Inquisition. Bonn 1873. — Tidnor, l. c. I, p. 467—480.

³⁾ Suprema.

unjerer letzten Vorlesung gesehen haben“, als ob die fünf bitteren Jahre der Verfolgung aus seinem Gedächtnis getilgt seien. Im Gefängnis schrieb Luis de Leon ein schönes tiefsinniges Buch, „Die Namen Christi“, ¹⁾ später eine Erklärung des Hiob; geistliche Lieder voll des erhabensten Seelenschwunges, voll des tiefsten Gefühles, entströmten seiner Feder. Seine Oden haben eine classische Reinheit, sein Hymnus auf die Himmelfahrt gehört zum Schönsten, was die spanische Poesie besitzt. Nicht minder gelungen sind seine Übersetzungen von zwanzig Oden des Horaz und vierzig Psalmen. So zurückgezogen unser Dichter auch lebte, so war er doch der Gegenstand allgemeiner und tiefer Verehrung, und gerade im Jahre 1591, wo er starb, wählten ihn seine Ordensbrüder zu ihrem Haupte, auf daß er eine neue Regel zur Verbesserung entwerfe.

Auf den Entwurf, Dichten sei keine Beschäftigung für den geistlichen Stand, entgegnete er: „Möge niemand Verse und deren Anwendung auf Gegenstände der Schrift für neu und unwürdig halten, denn diese gehören ihnen vielmehr an und ihre Anwendung hiezu ist so alt, daß seit den frühesten Zeiten der Kirche bis zum heutigen Tage Männer von großem Wissen und Heiligkeit sich ihrer zu diesem Behufe bedient haben. Wollte Gott, daß niemals andere Gedichte von uns vernommen würden, daß nur diese heiligen Töne uns lieblich klängen, daß man niemals bei Nacht auf den Straßen und Plätzen andere hörte und daß das Kind sie stets lispelte, die einsame Jungfrau darin ihren besten Trost fände, und daß der fleißige Arbeiter sich durch sie von seinen Mühen erholte!“

Neben Herrera und Luis de Leon gibt eine Sammlung, die 1605 erschien, noch Dichtungen von sechzig gleichzeitigen Dichtern. Herreras Stil gefiel namentlich der Partei der Gebildeten (Cultos), die es auf eine zierliche Schreibart abzahen. Von Luis de Gongora y Argote bekam diese Richtung in ihrer Entartung den Namen Gongorismus.

Gongora war ein Edelmann, geboren 1561 in Cordova.²⁾ In Salamanca sollte er Rechte studieren, verlegte sich aber statt dessen auf Dichtung. Früh schon brachte er es zu einem Namen, aber nie zu hervorragender Stellung. Später trat er in den geistlichen Stand und erhielt den Titel eines Kaplans des Königs. Seine früheren Gedichte sind Muster der Einfachheit, lieblich, schwungvoll. In späteren Jahren häufte er Bilder, liebte Räthsel und geschraubte Ausdrücke. So konnte er von einem Mädchen sagen, es sei so schön, daß sie mit ihren zwei Sonnen Norwegen dörre und Aethiopien mit ihren beiden Händen bleichen könnte. Dies ist Gongorismus.³⁾

Die neue Richtung hatte ihren größten Feind in Christoval de Castillejo aus Ciudad Rodrigo im Königreich Leon, der früh als Page an den Hof des Infanten und nachherigen Kaisers Ferdinand I. kam und damit an den Hof Ferdinands des Katholischen, den er auf mehreren Zügen begleitete.

¹⁾ Los nombres de Christo.

²⁾ Ticknor, l. c. II, p. 148—158. Er starb 1626.

³⁾ In Deutschland stehen Hofmannswaldau und Lohenstein auf demselben Standpunkte.

Im Jahre 1518 verließ Castillejo mit dem Infanten Ferdinand seine Heimat als dessen Secretär und lebte fortan meist in Wien, wo er erfahren sollte, dafs auch österreichische Augen tödlich verwunden können. Seine Angebetete war eine Anna von Schauenburg, die sich 1530 mit Erasmus von Starhemberg vermählte und die Stammutter der Starhemberg wurde. Gegen die übliche Behauptung der Litterarhistoriker, dafs Castillejo, des Hoflebens und der Weltfreuden satt, nach Spanien zurückgekehrt und in einem Cistercienser-Kloster 1596 im hohen Alter in Toledo gestorben sei, hat F. Wolf nachgewiesen, dafs der Dichter 1590 in Wien starb und in Wiener-Neustadt, wie sein noch vorhandener Grabstein bezeugt, seine Ruhestätte fand. Wie Garcilasso hat auch Castillejo Wien gepriesen; während aber den großen Dyrker Spaniens namentlich die Donau fesselt:

„Danubio rio divino,
Que per fieras naciones
Vas con tus claras ondas discurriendo:
Pues no ay otro camino“ —

Lob
Wiens.

lobt Castillejo die freundliche und zierliche Stadt, die Raum hat für so viele Menschen und so manche herrliche Kirchen, den Ort des Überflusses und behaglichen Lebens, die von volkreicher Ebene und fruchtbarem Saatsfeld umgeben sei. Auch er klagt, Liebe habe ihn verlockt, sein Spanien zu verlassen, aber nur Liebe für seinen Herrn und König Ferdinand, die auch andere gefesselt habe, mit ihm nach Deutschland zu kommen.

Castillejos Gedichte zeigen, dafs er einer der größten Meister der Sprache ist. Sie sind leicht und heiter, zart und anmuthig. Er versäumt keine Gelegenheit, gegen die Petrarkisten, welche castilianische Versmaße aufgeben und italienische befolgen, loszuziehen. Allein in kurzer Zeit war der Streit zu Gunsten der Neuerer entschieden.¹⁾

An epischen Gedichten fehlte es Spanien nicht in dieser Zeit, wohl aber an einem Werk, das man einem Homer, Virgil, Tasso und Camoëns gegenüberstellen kann. Das alte Gedicht vom Eid muß als Spaniens größtes Epos bezeichnet werden.²⁾ Die Epopöen Spaniens in der Zeit Karls V. und Philipps II. sind in der Regel als mißlungen zu betrachten. Nur eine unter ungefähr sechzig, hat durch viele Schönheiten, die sie enthält, wie durch die Schicksale ihres Verfassers, bis in die Gegenwart herauf einen gewissen Ruhm sich bewahrt. Es ist „Die Araucana“ („La Araucana“) des Alonso de Ercilla y Zunniga.

Epos.

Ercilla.

Der Verfasser stammt aus altem Biscayanischem Geschlechte, war Sohn eines Rathes Karls V., in seiner Jugend Page beim Infanten Philipp, den er 1547 bis 1551 auf seinen Reisen durch Europa, 1554 nach England begleitete. Dort traf die Nachricht ein von einem Aufstand der Eingebornen in Chili, in Arauco, einer kleinen Landschaft, ungefähr 20 Meilen lang und 12 breit, bewohnt von einem höchst kriegerischen Völklein, welches anfangs sich vor den

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 392—395.

²⁾ Vergl. Bd. V, S. 273 ff. dieses Werkes. 5. Auflage.

Spaniern gebeugt hatte, jetzt aber für seine Freiheit mit einem Muth, einer Ausdauer und einer Umsicht die Waffen ergriff, welche in Europa Aufsehen erregten; heute noch ist dieses Völklein stolz auf seinen alten Namen. Viele edle Spanier eilten sogleich auf den Kampfplatz, um für Vaterland und Religion zu streiten; unter ihnen auch der einundzwanzigjährige *Ercilla*, der in diesem schweren Kriege sieben blutige Schlachten mitmachte und auf den Marschen, in der Wildnis, unter den steten Angriffen der Indianer unsäglich Beschwerden ertrug. „Kein Schritt ist in diesem Lande geschehen, den meine Füße nicht gemessen, keine Wunde geschlagen worden, wo ich die Hand nicht nennen könnte, die sie schlug.“¹⁾

Araucaner.

Die Araucaner wählten einen hochbegabten, tapferen, für die Freiheit seines Vaterlandes alles duldbenden und wagenden Anführer, *Caupolican*, der mit Glück lange die Vertheidigung führte und, als die Gegner Verstärkung bekamen und mit überlegenen Kriegsmitteln ausgerüstet, die Indianer schlugen, doch nach jeder Niederlage furchtbarer wieder sich erhob, bis er durch Verrath in die Hände seiner Feinde fiel und unter ihren Händen muthig einen schweren Tod bestand. *Ercilla* war nicht bloß Held, sondern auch Dichter, und schrieb in jeder Nacht in schönen Stanzas bald auf Papierschnitzel, bald auf Leder, das er in den Hütten der Indianer fand, die Erlebnisse des Tages nieder und kam 1542, 24 Jahre alt, mit 15 Gefängnen nach Spanien zurück. 1569 ließ er sie drucken und widmete sie *Philipp II.* Er erwartete glänzenden Lohn, erhielt aber keinen.

Der Grund ist wahrscheinlich eine poetische Ungerechtigkeit, indem er *Garcia de Mendoza*, welcher die Spanier im araucanischen Kriege anführte, im Gedichte kaum erwähnte, als ob derselbe überhaupt keine nennenswerte Rolle gespielt hätte. *Ercilla* wollte sich auf diese Weise rächen wegen einer zu harten Behandlung von Seite *Mendozas* im araucanischen Feldzuge. Bei einem Turnier nämlich zur Feier der Thronbesteigung *Philipp's II.* forderte der Dichter einen andern Ritter zum Zweikampf heraus, das Kampfspiel wurde aber Ernst, beide Streiter wurden auf Befehl *Mendozas* verhaftet und, um zu schrecken, zur Enthauptung verurtheilt. *Ercilla* war schon auf dem Blutgerüste, als das Todesurtheil in Gefängnis und Verbannung verwandelt wurde.

Nach Spanien zurückgekehrt, bereiste *Ercilla* wieder Europa, vermählte sich 1570 mit *Donna Maria de Bazan*, wurde vom Kaiser *Maximilian II.* 1576 zum Kammerherrn ernannt, veröffentlichte 1578 einen zweiten Theil seines Epos, in welchem er die Fehler des ersten zu vermeiden suchte. Man hatte ihn nämlich wahrscheinlich darauf aufmerksam gemacht, daß sein Gedicht mehr ein Kriegsbericht in Versen, als ein Epos sei — er ist auch in der That mehr ein *Lucan* und *Silius Italicus*, als ein *Homer* oder *Virgil*. Darum suchte er im zweiten Theile mehr episch abzurunden und ahmte mehr die Maschinerie der großen Epiker nach, während er im ersten Theil mehr auf Wahrhaftigkeit und Genauigkeit, als auf dichterische Einheit und Schönheit sah. 1590 erschien die dritte Abtheilung, die mit Klagen über sein finsternes Gestirn, über Verkennung, getäuschte Hoffnung und mit dem Vorsatz schließt, sein übriges Leben der Buße und Andacht zu weihen. Der Dichter starb 1595 arm und verlassen.

Djorio.

Diego de Sanisteban Djorio gab 1597 eine Fortsetzung in weiteren 33 Gefängnen heraus, so daß die ganze Epopöe 87 Gefänge umfaßt. Aber *Djorio* steht weit unter *Ercilla*, dieser aber ist reich an einzelnen Schönheiten, wenn auch

¹⁾ Tidnor, l. c. III, p. 102—106.

der Plan des Ganzen verfehlt ist. Voltaire hat in der Vorrede zur „Henriade“ einzelne Stellen in Creilla weit über Homer und Virgil gesetzt. Der Dichter war zu sehr in die Ereignisse verwickelt, als daß er zur poetischen Übersicht hätte gelangen und nicht einzelne Personen, sondern den großen Gang der Dinge hätte darstellen können. Er ist mehr Geschichtschreiber als Dichter, und obschon er für Spanien kämpft und schreibt, so weckt er doch unwillkürlich mehr Theilnahme für die Indianer, die für ihre Freiheit streiten, als für die Spanier, und kommt so mit sich selbst in Widerspruch.

Unter den Satirikern sei hier namentlich des Francisco Gomez de Quevedo y Villegas gedacht; obschon er sich in fast allen Richtungen Quevedo. der Literatur hervorgethan hat, ist er doch in Fruchtbarkeit nur mit Lope de Vega zu vergleichen, der ihn auch nennt: „Das Wunder der Natur, die Zierde des Jahrhunderts, den ersten aller Dichter, den Gelehrtesten aller Gelehrten, den geistreichen, tiefen, erhabenen Quevedo, den Fürsten der Lyriker.“¹⁾ Seine Werke enthalten 48.000 Seiten; sein Herausgeber behauptet aber, sie enthielten nur den zwanzigsten Theil von dem, was er geschrieben habe. Die Satire ist jene Dichtungsart, in welcher er sich am meisten hervorthat.

Quevedos Geschlecht stammt aus den Bergen Nordwestspaniens, sein Vater lebte am Hofe Philipps II., und in Madrid wurde der Dichter im Jahre 1580 geboren. Seine Studien machte er in Alcalá: Theologie, Rechte, Heilkunst, Mathematik, Staatswissenschaft; er verstand vollkommen Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch, Italienisch, Französisch; er war ein gründlicher Kenner der classischen Literatur und bei alldem ein ritterlicher Charakter, mild und verjöhlich, aber auch stahhart, wo es die Ehre galt, und Meister in den Waffen. Eine Ehrensache zwang ihn, lange seine Heimath zu meiden; er sah nämlich in der Pfarrkirche von Madrid, wie ein Herr eine anständige Dame, die er nicht kannte, gröblich beleidigte. Quevedo nahm sich der Gefrankten an, es erfolgte ein Zweikampf und der Dichter tödtete den Beleidiger, der ein vornehmer Edelmann war. Er floh nach Sicilien, wo der Vicekönig, der Herzog von Ossuna, sich seiner annahm, der später auch Vicekönig von Neapel wurde.

Lebens-
gang.

Quevedo wurde Generalinspector der Finanzen beider Länder und stellte durch seine Einsicht und Rechtschaffenheit bald die Ordnung darin her. Wichtige Gesandtschaften an den Papst, nach Spanien u. s. w., wurden ihm anvertraut. 1615 brachte er viele Steuern nach Madrid, man drückte ein Auge zu über seinen früheren Zweikampf und überhäufte ihn mit Beweisen der Achtung; er erhielt einen Jahresgehalt von 400 Ducaten, er wurde 1617 Ritter von San Jago, es wurden ihm Unterhandlungen mit Venedig anvertraut; siebenmal fuhr Quevedo übers Meer. 1620 aber verlor der Herzog von Ossuna seine Stellung und mit ihm kamen seine Minister in Ungnade.²⁾ Quevedo wurde auf sein Erbgut Torre verwiesen, man erlaubte ihm nicht einmal einen Arzt dahinkommen zu lassen. Der Dichter tröstete sich durch Dichtung und Studien. Nach drei-

¹⁾ Eine ebenso anziehende, als lehrreiche Monographie hat Reinhold Baumstark verfaßt: Don Francisco de Quevedo. Ein spanisches Lebensbild aus dem siebzehnten Jahrhundert. Freiburg 1871.

²⁾ Näheres in dem folgenden Bande gelegentlich der Verschwörung des Bedmar gegen Venedig.

einhalb Jahren wurde er frei, ohne vor Gericht gestellt zu werden: als er aber Entschädigung verlangte, wurde er von neuem verbannt.

Im Jahre 1633 erfolgte wieder ein Umschlag: man ernannte ihn zum Geheimschreiber des Königs, man bot ihm die Stelle eines Secretärs oder die eines Botschafters in Genua an. Quevedo lehnte aber alle Ämter ab — das zurückgezogene Leben in Studien war ihm lieb geworden. 1634 vermählte er sich mit einer Dame aus vornehmerm Hause, aber auch hier verfolgte ihn das Unglück: seine Gattin wurde ihm nach wenigen Monaten durch den Tod entzissen. Indessen stieg sein Ruhm als Schriftsteller. Aber auch die Achtung seiner Landsleute ward ihm gefährlich, denn als 1639 einige geistreiche satirische Verse unter der Serviette des Königs gefunden wurden, schrieb man sie ohne weitere Untersuchung dem Quevedo zu, und er wurde heimlich in der Nacht verhaftet, in ein hartes Gefängnis geworfen und wie ein Missethäter behandelt. Man verjagte ihm sogar einen Arzt, um seine aufbrechenden Wunden zu verbinden. Sein kleines Erbgut wurde mit Beschlag belegt, der verdienstvolle Mann mußte im Gefängnis von Almosen leben. — Der allmächtige Olivarez haßte ihn, weil er ihm zwei bittere Aufsätze gegen ihn zuschrieb. Erst mit dem Sturze des Ministeriums wurde Quevedo frei, aber jetzt war er krank und gebrochen, des Lebens überdrüssig und starb 1645.¹⁾

Bitter klagt der Dichter über sein Schicksal: „Will vom Dach ein Fiegel fallen, muß ich erst vorüber gehen; ich verlier' in jedem Spiel und geh' irre auf jedem Weg; jeder Freund wird mich betrügen, und jeder Feind verbleibt mir ewig. Mir fehlt in dem Meer das Wasser, dafür sind' ich's in der Schenke: meine Freuden, meine Weine werden immer mir verwässert. Mein Schicksal könnte als Tinte dienen, so schwarz ist es gewesen.“

Quevedo ist der vielseitigste Schriftsteller Spaniens. Seine Werke umfassen acht Bände in Prosa und drei in Versen. Die Franzosen vergleichen ihn wegen seiner Vielseitigkeit gern mit Voltaire. Quevedo hat auch den **Witz**, die leichte Auffassung wie der Franzose und die Lust zu blenden, aber er ist viel tiefer und ohne die Irreligiosität und den Geist des Hohnes, welche Voltaire schänden. Deutsche haben ihn mit Jean Paul verglichen, aber er hat mehr Formtalent und Beweglichkeit, als der gemüth- und bilderreiche deutsche Humorist. Quevedo ist schwer darzustellen. Die Spanier nennen ihn ihren Juvenal, aber in seinem Gemüth herrscht zugleich ein Zug der Versöhnung. Manche seiner Gedichte sind dunkel, manche geziert, denn er wollte sie erst drucken lassen, wenn er sie vorher verbessert, und hatte in seinem bewegten Leben nicht mehr die Zeit dazu.

Zum Besten gehören seine kleinen Gedichte, dann seine „Gedichte des Baccalaureus Francisco de la Torre“, die er unter diesem angenommenen Namen veröffentlichte. Unter seinen Schriften in Prosa sind gerühmt seine „Abhandlung über die göttliche Vorsehung“ — mit einem Versuch über die Unsterblichkeit der Seele, und seine an Philipp gerichtete „Abhandlung über Gottes Staatskunst und die Regierung Christi“. Zu seinen besten satirischen Arbeiten gehören die „Geschichte und das Leben des großen Erzhelms Paul von Segovia“ und seine

¹⁾ Tidnor, l. c. I, p. 633—635.

Bergleich
mit
Voltaire.

Jean
Paul.

„Träume“; in seinen Romanzen zeigt er namentlich Laune, Schärfe, Leichtigkeit und Anmuth.¹⁾

Auch einen **Anakreon** sprechen die Spanier an, **Estevan Manuel de Villegas**, geboren 1595 zu Mayera in Altcastilien, der in der **That** ^{Villegas.} schon im fünfzehnten Jahre den Anakreon und mehrere Oden des Horaz übersezte und in seinen eigenen Dichtungen — Lettrillas — diesen beiden nachstrebte und sie in Anmuth und Weichheit oft erreichte. — Auch die beiden Brüder **Argensola**, **Lupercio** und **Bartolomeo Leonardo**, werden mit classischen Namen bezeichnet, nämlich die spanischen Horaze. Sie sind elegant, geschmackvoll, rein und correct, aber in ihren Satiren zu kalt und zu ernst.²⁾

Streng philosophische Arbeiten hat die spanische Literaturgeschichte wenige zu verzeichnen. Zu den glänzendsten Leistungen geistlicher Beredsamkeit gehören die Schriften **Luis de Leon** und **Luis von Granada** und des heil. **Johann vom Kreuze**. Die beiden **Ludwige** (**los dos Luises**) waren Freunde und Landsleute.³⁾

Spanische Maler. Velasquez. Murillo.

Aber auch in der Kunst ist die Zeit Spaniens von **Karl V.** bis zu **Philipp IV.** höchst merkwürdig. Abgesehen von den prachtvollen Tempeln, die an Großartigkeit und Schönheit ein glänzendes Zeugnis ablegen für den frommen Geist und hohen Kunstsinne ihrer Erbauer, war Spanien lange Zeit die Heimat der schönsten Kirchenmusik. Schon **Alfonso der Gelehrte** ^{Musik} gründete in der Universitätsstadt **Salamanca** einen Lehrstuhl für Kunst und Musik. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert gab es in Spanien mehrere Tonsetzer ersten Ranges. Jede Kathedrale hatte ihre Meister; wie das Volk die Dichtung, so liebte es auch den Gesang.

Für Malerei hatten alle Herrscher aus dem Hause **Habsburg** viel Sinn. Als Italien ihnen dienstbar wurde, kamen auch die Meisterwerke italienischer Malerei nach Spanien. Alle Reisenden staunen über die Menge vollendeter Gemälde im Museum zu **Madrid**. Da sind herrliche **Raffaels**, **Guido Renis**, ^{Malerei.} **Paul Veronesis** und dergleichen, namentlich aber **Tizians**. Keine Stadt der Welt besitzt so viele Werke des Meisters von **Cadore**, wie **Madrid**. Und

¹⁾ **Reinhold Baumstark** sagt (l. c. p. 256): „Quevedos Satire ist immer beißend, aber auch manchmal lieblos. Wenn wir ihn mit seinem großen Landsmann **Cervantes** vergleichen, so muß jener fast in allen Beziehungen zurückstehen. Der milde Dulderfinn, die gottergebene Tugend, die hohe Sittenreinheit und der stets lebenswürdige und maßvolle Humor sind Eigenschaften, welche den **Cervantes** nicht nur in der Geschichte der spanischen Literatur, sondern auch in der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt zu einer in ihrer Art fast einzig dastehenden Erscheinung machen.“

²⁾ **Tidnot**, l. c. II, p. 159—165.

³⁾ **Ibid.** p. 297—301.

wie Italiener, so sind auch Niederländer in Menge gesammelt: Teniers, Rubens, van Dyk, Rembrandt; Italien aber gab Spanien am meisten Anregung.

Juan de
Juanes.

Der erste große Maler Spaniens im sechzehnten Jahrhundert, Juan de Juanes¹⁾ (eigentlich Vicente Juan Macip), geboren 1523 in Fuente la Higuera bei Valencia (gest. 1579), war einer der besten Schüler Raffaels und so in den Geist seines Meisters eingegangen, daß manche seiner Gemälde mit denen des Meisters verwechselt werden. Er ist das Oberhaupt der Schule von Valencia. Geringerer Einfluß der italienischen Schule zeigt sich bei dem Sevillianer Luis de Vargas (1502—1568) und bei Luis Morales aus Badajoz (gest. 1586), von den Spaniern „il divino“, der Göttliche, genannt. — Juan Baptista de Toledo war ein Schüler des Michelangelo. Der unter dem Namen Spagnoletto (1593—1656) bekannte und für einen Italiener geltende Maler Giuseppe Ribeira stammt aus Valencia.

Die Zahl berühmter spanischer Maler des siebzehnten Jahrhunderts ist groß: Zurbaran (gest. 1662), Ribalta (gest. 1628), Roólas (gest. 1625), Pacheco (gest. 1654), Franzeschco de Herrera el Viejo (gest. 1656), Carducci (gest. 1608), Leonardo, Castello, Escalante (gest. 1670), Espinosa, Cerezo, Arias, Cages, Orrente (gest. 1640), Carrenno (gest. 1685), Menendez, Pereda (gest. 1669), Claudio Coello (gest. 1693).²⁾

Die berühmtesten spanischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts sind: Don Diego de Silva Velasquez und Bartholomäus Stephan Murillo.

Velas-
quez.

Velasquez³⁾ ist 1599 zu Sevilla geboren, stammt aus einem Geschlecht des niederen Adels (hidalgos) und hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater war Rechtsanwalt in Sevilla. Sein erster Lehrer war Herrera el Viejo oder der Ältere, sein zweiter Francisco Pacheco, der die beispiellose Begabung seines Schülers sofort erkannte und dem Neunzehnjährigen 1618 seine Tochter zur Frau gab, und ihn immer mit Stolz mi yerno (mein Schwiegersohn) nannte. Herreras rauhe Gewohnheiten hatten Velasquez aus seiner Werkstatt vertrieben, Pachecos feine Bildung und poetische Ader zog ihn an. Dreiundzwanzig Jahre alt, machte Velasquez eine Reise nach Madrid. Juan Fonseca, Canonicus der Kathedrale, nahm sich des strebjamen Künstlers an und empfahl ihn im Jahre 1623 dem Minister Olivarez. Ein Porträt Philipps IV. begründete seinen Ruf und erwarb ihm die Gunst des Königs.⁴⁾

Philipp
IV.

Rubens, der 1628 nach Spanien kam, rieth zu einer Reise nach Italien. Velasquez gieng 1629 nach Venedig, 1630 nach Rom und lehrte nach gründlichen Studien mit den beiden herrlichen Gemälden: „Die Schmiede Vulcans“ und „Der Mantel Josefs“, anfangs 1631 in die Heimat zurück. Jetzt war sein Glück gemacht. Er wurde der Vertraute des Königs, in dessen Auftrag er 1648 eine zweite

¹⁾ Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte, II, S. 767. 8. Aufl. Stuttgart 1859. — Lübke-Semrau, Grundriß der Kunstgeschichte, III, S. 392. 12. Aufl. Stuttgart 1908.

²⁾ Kugler, l. c. II, p. 790—792. — Kugler, Geschichte der Malerei, II, S. 444 ff., 460 ff. 2. Aufl. Berlin 1847.

³⁾ Justi, Diego Velasquez und sein Jahrhundert. 2 Bde. Bonn 1888.

⁴⁾ Das Bild ist aber zugrunde gegangen, wahrscheinlich beim Brande i. J. 1734. Justi, l. c. I, p. 165. Doch ließ sich Philipp IV. noch mehrmals von Velasquez porträtieren.

Reise nach Italien unternahm, um Gemälde, Bildsäulen und Münzen zu kaufen. Ein Porträt Innocenz' X., welches er in Rom fertigte, genoss die Ehre der Procession und der Krönung. Nach der Rückkehr 1651 stieg Velasquez täglich höher in der Gunst des Königs, der nach und nach alle seine Gemälde ankaufte, der täglich seine Werkstätte besuchte, der ihn zum General-Quartiermeister des Hofes ernannte, mit welchem Amte hohes Ansehen und großes Einkommen verbunden war. Der junge König und der junge Maler schienen unzertrennlich, und jedesunddreißig Jahre lang, bis zu des Künstlers Tod, dauerte diese Freundschaft.

Ehre der
Procession.

Als er eines Tages im Jahre 1658 ein Gemälde, auf dem nicht bloß das Porträt der Infantin, sondern die ganze Gallerie des Palastes und die eigene Staffelei und er, der Maler selber, und eine wunderbare Lichtwirkung dargestellt ist, so daß man meint, Velasquez habe die Erfindung Daguerres anticipiert, vollendet hatte und er den König fragte, ob er glaube, daß nichts mehr daran fehle, so antwortete Philipp IV.: „Doch, es fehlt noch etwas“, nahm die Palette und malte auf die Brust des Künstlers auf dem großen Gemälde das Kreuz des Ordens von San Jago, und dieses Kreuz, wie es der König malte, ist noch auf dem Bilde. In der That erhielt Velasquez das Ritterkreuz des San Jago-Ordens nach strenger Ahnenprobe im Sommer 1659.¹⁾ Diese Gunst des Königs, die Schmeichelei des Hofes, Glück und Ruhm haben den Charakter des Künstlers nie verändert: er blieb sittenstreng, arbeitsam und neidlos. Bei der berühmten Zusammenkunft auf der Insel der Vidassoa mit Ludwig XIV. war der Künstler anwesend. Der vielbesprochene Pavillon war nach seinem Plane erbaut. Die Reise griff ihn aber so an, daß er bei seiner Rückkehr (6. August 1660) starb.²⁾

„Will man Velasquez' Talent mit einem Worte bezeichnen, so möchte ich ihn, gleich Jean Jacques (Roussau), den Mann der Natur und der Wahrheit nennen. Bestände die Kunst, zu malen, in weiter nichts, als in der Kunst, die Natur nachzuahmen, so würde Velasquez jedenfalls der erste Maler der Welt sein“ — sagt von diesem Künstler der Franzose Viardot³⁾ in seinen „Studien über Spanien“. Man muß über diesen großen Künstler Fremden nachreden oder Spanien gesehen haben, denn die europäischen Sammlungen besitzen selten ein Gemälde von ihm. Wie anregend Velasquez war, davon gibt sein Diener, der Mulattenslave Juan Pareja, ein Beispiel. Als dieser seinen Herrn malen sah, ward er auch von der Lust, zu malen, ergriffen: er versuchte sich, aber insgeheim und lange, und konnte zuletzt seinen Meister mit einem Bilde überraschen, daß dieser ausrief: „Ich glaubte, ich schaffe nur Bilder, und ahnte nicht, daß ich einen Meister geschaffen habe!“ Velasquez schenkte dem Diener die Freiheit und Philipp IV. gab ihm Heimatsrecht.

Velasquez und
Roussau.

„In Velasquez“, sagt Woltmann,⁴⁾ „lernen wir zunächst den spanischen Realismus kennen. Fast einseitig auf sich selbst gestellt, aber auch durch eine bis dahin unerhörte Beobachtungsgabe verfeinert und durch eine erstaunliche malerische Technik mit neuen, früher ungeahnten Reizen ausgestattet, ist Velasquez der einzige spanische Künstler, welcher dem Drange

Spanischer
Realismus.

¹⁾ Justi, l. c. II, p. 235.

²⁾ Ibid. p. 387.

³⁾ Viardot, Studien über Spanien, II. S. 156—222. Leipzig 1847.

⁴⁾ Woltmann, Geschichte der Malerei, III, S. 255. Leipzig 1838.

seiner Zeit und seines Volkes nach dem Ausdruck leidenschaftlich erregter Frömmigkeit nicht nachgab, der einzige, dessen Werken — mit kaum einer Ausnahme — man es nicht ansieht, daß sie unter der Sonne spanischer Glaubensglut und spanischen Kegerhasses gereift sind; da er aber trotzdem der ausgesprochene Lieblingsmeister Königs Philipp IV., des allmächtigen Ministers Olivarez und des ganzen, in diesem Falle auffallend vorurtheillosen Madrider Hofes war, so konnte er, unbekümmert um Aufträge der Kirche, deren treuer Sohn er blieb, die einmal eingeschlagene, ihm allein mögliche Richtung bis zu ihrem letzten Ziele verfolgen. Er ist der unbefangenste Künstler Spaniens und einer der größten Techniker Europas. In seinem malerischen Vortrage, vielleicht nur in dem seinen, findet sich keine Spur von Convention, nicht der geringste Anflug von Manieriertheit. So wie er malt, meint man, müsse die Natur selbst malen, wenn sie es einmal vorzöge, ihre Gebilde auf eine Fläche zu werfen, anstatt sie in den Raum zu stellen. Rafael Mengs, der größte deutsche Meister des doch so ganz anders empfindenden vorigen (achtzehnten) Jahrhunderts, sagte, Velasquez scheine seine Werke weniger mit der Hand, als mit dem bloßen Willen gemalt zu haben: so unbedingt folgte seine Hand seinem Willen, mit so sicherem Auge beherrschte er das geheimste Weben der Natur, so ruhig und wie aus einem Gusse stehen seine fertigen Bilder da.“

Murillo.

Der größte seiner Schüler ist aber Murillo,¹⁾ eigentlich Bartolome Esteban, geboren 1617 in Sevilla, Murillo wahrscheinlich von seiner Großmutter genannt.

Der Sohn armer Eltern, aber von einem unwiderstehlichen Kunsttrieb befeelt, soll der Knabe seine Schulbücher, die Wände, und was ihm unter die Hände kam, früh mit seinen Zeichnungen bevölkert haben. Bei seinem Oheim Juan de Castillo erhielt er den ersten Unterricht. 1628 starben seine Eltern und der junge Maler gewann seinen Unterhalt dadurch, daß er sogenannte Frauen von Guadalupe, das heißt die Madonna, wie sie der Schlange auf den Kopf tritt, für den Trödelmarkt dukendweise, ein bis zwei Piafter das Stück, verfertigte — sie kamen in der Regel nach Amerika. Im vierundzwanzigsten Jahre soll ein Gemälde von Velasquez seinen Genius entzündet haben, wie dem Correggio sagte ihm sein Inneres: „Auch ich bin ein Maler.“ Das Gefühl, daß er zu etwas Größerem berufen sei, ließ ihm keine Ruhe; er arbeitete unablässig, bis er soviel Geld zusammengebracht hatte, um eine Reise nach Madrid unternehmen zu können. Er erreichte zu Fuß im Jahre 1643 die Hauptstadt. Velasquez nahm sich hochherzig des jungen Talenten an, ermunterte ihn, gab ihm Rath und Lehre, verschaffte ihm Arbeit und Zutritt zu allen Kunstschätzen in Madrid. Drei Jahre lang war Murillo unablässig thätig, die Meisterwerke von Tizian, van Dyk, Rubens und Velasquez zu copieren. Im Jahre 1645 kehrte er nach Sevilla zurück, das er bis zu seinem Tode, 3. April 1682, nicht mehr verließ.

¹⁾ Plücker, Bartolomé Esteban Murillo, Leipzig 1877.

Es ist die Zeit eines geistigen Schaffens, das an den Reichthum Lopes und Calderons erinnert. Rasch stieg Murillo zur höchsten Meisterschaft und zu unsterblichem Ruhme empor. Die Zahl seiner Gemälde ist außerordentlich groß, und nicht bloß Spanien, sondern alle großen Sammlungen Europas sind stolz auf den Besitz derselben. Die Spanier unterscheiden drei Stile in seinen Bildern: den kalten, den warmen und den duftigen.¹⁾ Zur kalten Art rechnen sie die Pöffenreißer und Bettler, zur warmen die Entzückungen der Heiligen, zur duftigen die Verkündigungen und Himmelsfahrten. Aber, was soll der Ausdruck kalter Stil bei seinen Bettelknaben sagen! Die kummerlose Seligkeit der Armut hat kein Maler so wiederzugeben gewußt! Niemand hat Madonnen mit mehr Weichheit und Wärme der Empfindung, mit mehr bezaubernder Holdseligkeit darzustellen verstanden. In seinen Ekstasen und Mysterien waltet ein wahrhaft übernatürlicher Charakter, eine göttliche Majestät, ein wunderbares Licht von oben. Jede Zunge verstummt, wenn der Eindruck der glühendsten Frömmigkeit, der erhabensten Entrückung einer gottbegnadigten Seele in Worten wiedergegeben werden soll.

Drei
Stile.

Ein unabhängiger und geistreicher Schilderer Spaniens, Reinhold Baumstark, jagt nach längerem Verweilen vor den Bildern Murillos: „Murillo hat die spanische Malerei gerettet von der doppelten Gefahr, in die italienisch-heidnische Coquetterie mit der Sinnlichkeit oder in die holländische Prosa und Plattheit zu verfallen. Er hat ihr das Bewußtsein zurückgegeben, daß sie einen eigentümlichen Wert in der Kunstgeschichte nur behaupten könne durch Festhaltung der zwei Eigenschaften, welche auf allen Lebensgebieten, in denen Spanien groß war, seine Größe bestimmten: die Kunst mußte national bleiben und christlich. So gieng Murillo, in einer Unterlassungshandlung seine ganze kunstgeschichtliche Stellung bezeichnend, weder nach Rom noch nach Flandern, er gieng von Madrid nach Sevilla zurück und fuhr fort, seine Heiligen und Madonnen zu malen. Er konnte auch andere Dinge malen; wer bloß in München war, kann ihn ja für einen Bettelbubenmaler halten; aber er malte Bettelbuben zu seiner Erholung und das große Thema seines Lebens war: die Versöhnung der Welt mit Gott durch die geoffenbarte Religion, dargestellt in national-spanischen Gestalten. Denn all seine Gestalten sind spanisch, seine Madonnen wie seine Heiligen, und wahrlich! sie sind darum nicht minder schön. Jede hervorragende christliche Tugend, jedes tiefste Gefühl des gottsuchenden Herzens sieht sich in Murillos Bildern wie in einem klaren Spiegel.“²⁾

Murillos
Rationalis-
mus.

Professor Graus sagt gelegentlich seines Besuches in Sevilla in seinem wertvollen „Kirchenschmuck“ (XVIII, Nr. 12) die schönen Worte: „Sevilla ist die Heimat und durchs volle Leben die Stätte des Wirkens für diesen Stern ersten Ranges im Kunstgebiete gewesen; wer wird, wenn er eintritt in diese Stadt und ihr Museum insbesondere, nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf Murillo concentriren? So gieng es auch mir an diesem Orte; das Wenige, was ich deshalb bemerken will, ist, ich muß Anderer Werke übergehen und nur ihn zum Gegenstand haben. Neben der äußersten bei seinem Bildungsgang gewissermaßen rasch er-

1) Frio, calido y vaperoso.

2) Reinhold Baumstark, Mein Ausflug nach Spanien. Regensburg 1868.

Murillo,
Giesole
und
Raffael.

stürmten Vollendung der Malweise zeichnen zwei Eigenschaften diesen Meister aus: eine aufmerksame, oft erstaunlich unbefangene Liebe zum Studium des Lebens und eine wahre und warme Hingebung zum Ausdruck religiöser, heiliger Gefühle, die nur aus seiner festgegründeten christlichen Überzeugung entspringen konnte. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Religiosität in andern spanischen Kunstwerken durch eine innerliche Schärfe so oft abstößt und verletz, bei ihm aber anzieht, gewinnt und auch Andersgläubigen liebenswürdig erscheint. Das 'liebenswürdig erscheinen' als höchsten Charakterzug hat er nun wohl mit zwei andern Spitzen der obersten Lichtregion im Kunstschaffen gemein, mit Giesole und Raffael. Giesole gewinnt Aller Liebe durch seine ungetrübte paradiesische kindliche Herzensunschuld, Raffael mehr durch den unerreichten Adel und die Reinheit einer Formvollendung, wie Blütendust und Frühlingszwehen so zart, daß sie der Nachfolge sich stets noch entzogen hat. Murillo geht von beiden ganz verschiedene Wege, um, könnte man sagen, am gleichen Ziele anzulangen. Er wirkt nicht durch eine eigentliche Raffaelische Schönheit; die Gestalten seiner Umgebung, welche die Urbilder für sein Schaffen wurden, entsprechen keineswegs dem Ideale des großen Italieners. Was Murillos Richtung zum Siege verhalf, ist die selige Inbrunst, die belebende Wärme, die Glut einer Gottesliebe, in deren künstlerischem Ausdruck er keinen Rivalen mehr gefunden hat. Eine jüdlische Leidenschaft flammt in seinen heiligen Gestalten auf; aber dieses Feuer verzehrt und zerstört nicht; es reinigt und beseligt das in Andacht erhobene Herz und beglückt in Gottesfreude, wie Nächstenliebe und mitleidsvolle Erbarmung der in den Bildern dargestellten Heiligen die Mitwelt einst beglückten."

So hat Spanien Grund, stolz zu sein auf seine Leistungen in der Malerei, wie auf die in der Musik, wie auf die in der Lyrik, in der Geschichtschreibung, im Epos; besonders aber auf seine Dramen und auf die große Zahl seiner Helden und Staatsmänner. Nicht umsonst sagte einst voll Stolz der Castilianer: „Wenn Spanien sich bewegt, so zittert die Erde“ und pries Lope die Thätigkeit Spaniens zur See mit den Worten: „Mit so viel Schiffen drückst du auf das Meer, daß seine Schultern kaum die Riele tragen können, noch der Wind die Segel füllen.“ Die Spanier von heute gleichen Zwergen, die auf den Trümmern einer Riesenwelt wandeln!

Mehr als Philipp II. hat wohl kein Herrscher die Künstler beschäftigt.¹⁾ Gegen die Granden zurückhaltend, stolz, war dieser König vertraulich mit den Künstlern, Verkehr mit ihnen war seine liebste Erholung. Philipp II. hat selber modelliert und gemalt.

Tizian.

Der erste, der ihn fesselte, war 1552 der fünfundsiebzigjährige Tizian beim Reichstag in Augsburg. Philipp kam gerade aus Mailand, das ihn mit einer meilenlangen Kette von Triumphbogen empfangen hatte und ihm zu Ehren die glänzendsten Feste feierte. Dem Kaiser brachte Tizian das große Gemälde, das er später nach San Juste mitnahm: „Die Gloria“; Philipp porträtierte er und erhielt von ihm die Bestellung von einer ganzen Reihe mythologischer Gemälde, dann von einer Reihe religiöser Bilder: „Die Grablegung“, „Das Gebet

¹⁾ Vergl. Karl Justi, Philipp II. als Kunstfreund, in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ von E. v. Lübow, 1881.

im Garten“, „Der Zinsgroschen“; „Das Abendmahl“ unternahm Tizian auf eigene Hand, als er vom Bau des Escorial hörte, und soll sechs Jahre daran gearbeitet haben. Vierundzwanzig Jahre hindurch beschäftigte ihn Philipp; der letzte Brief Tizians an ihn ist aus dessen neunundneunzigstem Jahre. Als Philipp auch des Malers Porträt haben wollte, malte sich Tizian mit des Königs Bildnis in der Hand. Das Verhältnis zwischen dem König und dem Künstler blieb ein freundschaftliches.

Im Alcazar zu Madrid hatte Philipp seine eigenen Räume, in die er sich von der Welt zu seiner Beschäftigung mit der Kunst zurückzog und seine Baupläne berieth — er ließ sehr viel bauen und liebte besonders die römische Baukunst, wie er auch bei seiner Reise nach Portugal fünfzehn Tage in Merida blieb, bloß um die altrömischen Bauten dort mit Herrera genau kennen zu lernen. Bauten.

Nach Tizian wurde der Holländer Mor aus Utrecht sein Liebling, „der erste niederländische Bildnismaler seiner Zeit und der zuverlässigste und objectivste aller Zeiten.“¹⁾ Von ihm sind die Porträte der drei Gemahlinnen Philipps, der Maria von Portugal, Maria von England und Isabella von Valois. Keinen Künstler hat Philipp mehr in sein Herz geschlossen; dreimal mußte Mor zu ihm nach Spanien kommen, täglich besuchte ihn hier der König; ein eigener Gang führte vom Arbeitszimmer des Königs in das Atelier des Künstlers. Als Philipp unerwartet ihm einmal auf die Achsel klopfte, schlug der Maler mit dem Stock wegen der Störung den König zum Scherz. Philipp verstand den Scherz. Dieses familiäre Verhältnis erregte jedoch Neid gegen Mor bei den Spaniern; ein Edelmann warnte ihn vor der Inquisition, wo man ihn schon angeschuldigt habe, daß er den König behere. Mor erbat sich Urlaub in seine Heimat Utrecht, kehrte aber nicht wieder nach Spanien zurück, so oft ihm auch Philipp schrieb, er solle wieder kommen. Mor.

Don Alfonso Sanchez Coello, ein begabter Schüler Mors, trat an seine Stelle und kam zu hohem Ansehen: in der Gallerie der Familienporträte waren neun von ihm, fünfzehn von Mor, elf von Tizian. Alfonso Sanchez Coello
Bau-
meister.

Alle Künstler seines weiten Reiches beschäftigte Philipp II. beim Bau des Escorial, der zugleich Kirche, Palast, Kloster, Mausoleum, Bibliothek, Gemäldeammlung und Reliquienschein in sich schloß. Escorial.

Am 10. August 1557 bei der Belagerung von Saint-Quentin wurde dieser Bau gelobt; ein Kloster des heil. Laurentius mußte zerstört werden, der König gelobte diesem spanischen Nationalheiligen ein schöneres und hat mit einem Aufwand von zehn Millionen Goldstücken sein Wort gehalten. Der Bau ist riesig.

Vier Jahre von 1559 an arbeitete daran Don Pedro de Toledo; sein Nachfolger war Juan de Herrera, der auch das Schloß von Aranjuez, die Börje von Sevilla und die Kathedrale von Valladolid erbaute. Drei Jahre wurde nach einem passenden Plage gesucht, zuletzt wurde, wegen der nahen Steinbrüche, der gesunden Luft und des Wasserreichthums, der Platz acht Meilen von Madrid, am Fuße des Gebirges als die geeignetste Stätte befunden, die von den Schlacken- Bau-
meister.

¹⁾ Justi, l. c. p. 310.

lagern den Namen Escorial hatte. Am 23. April 1563 wurde der Grundstein des Klosters gelegt, 1581 war der Hauptbau vollendet. Philipp besuchte die Baustätte so oft ihm die Geschäfte es erlaubten und war bis ans Ende freigebig. Tausende arbeiteten. „Es war ein Ameisenhaufen ohne Verwirrung.“ sagt ein Augenzeuge, „wo alle arbeiteten, als verrichte einer alles. Es war erstaunlich, das Tosen und Summen, diese bunten Menschen und Stimmen, diese Künste und Gewerbe, hineingezwungen in merkwürdiger Eile und Emsigkeit, scheinbar ein Chaos, in der That eine wunderbar einige Harmonie.“ Die Künstler aller Länder waren hier beschäftigt, ordneten an, zeichneten, malten, vergoldeten, schrieben Choralbücher. Die Glocken kamen aus den Niederlanden, die Candelaber und Zellenbilder, die Eisenarbeit, Gitter und Kirchengeräth aus den spanischen Städten, die Stickerien und Spitzen aus den Nonnenklöstern. Alles war solid und auf die Dauer berechnet. „Philipp“, sagt Justi mit Recht, „war ein ehrlicher Freund der Kunst“; der Venetianer Sorranzo schrieb an den Dogen: „Philipp haßte die Eitelkeit in allen Dingen.“ Im Escorial wollte Philipp sterben und ließ sich in einer Sänfte dahin tragen. Wegen der großen Schmerzen, die ihm jede Bewegung machte, währte die Reise sechs Tage.

Woher
alles?

Italien.

Wir sahen im sechsten Bande, wie Dante eine nationale Literatur begründete, wie Petrarca und Boccaccio, wenn auch nicht in gleich hohem und edlem Geiste, sein Werk fortsetzten. Der Eifer aber, den die beiden letzteren zugleich für die Werke des classischen Alterthums erregten, trat bald dem, was sie für die italienische Sprache gethan, hindernd entgegen. Ein einziger Eifer für die Werke des classischen Alterthums erwachte. Nur die Gedanken des classischen Alterthums schienen wahr, nur die Formen desselben schön zu sein. Nur in der Sprache des alten Rom glaubte man wichtige Botschaften an Staaten mittheilen zu dürfen. Die italienische Sprache galt nur als Sache des gemeinen Volkes. Die Philologen waren die Herren des Tages, die Tonangeber. Ihre Übertreibungen, ihre Thorheiten brachen endlich ihre Herrschaft und man kehrte nach langer Abirrung wieder zur Sprache der eigenen Nation zurück. Besonders zwei Fürstenhäuser, die Medici in Florenz und die Este in Ferrara, förderten diese Richtung, beide um Zuneigung beim Volke zu gewinnen und durch den Schuß, den sie hochbegabten Männern gewährten, ihrem Hause neuen Ruhm zu erwerben.

Humanisten.

Lorenzo
Medici.

Lorenzo Medici schmeichelte dem Volke von Florenz, das schwer zu lenken war.¹⁾ Schauspiele, Festlichkeiten, Turniere, Maskenzüge sollten den Verlust der Freiheit vergessen lassen; sie waren, wie ein Italiener geistreich gesagt hat, für die Florentiner das Linsengericht, für welches sie ihr einstiges

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 572–576 dieses Werkes. 5. Auflage.

Ergebnißrecht, die Freiheit, hingaben.¹⁾ Das Volk sah die Stücke von Plautus und Terenz aufzuführen, zuerst in lateinischer Sprache, später in Übersetzungen. Wie aber, wenn man ihn erst seiner Anschauung naheliegende Stoffe in der Sprache Dantes und Petrarca's bot! Lorenzo fieng jetzt an, in der Volkssprache zu dichten, und sein Liebling Poliziano besang ein Turnier, das 1476 in Florenz abgehalten wurde, in den herrlichsten Stanzcn.²⁾

Poliziano.

Dieser Poliziano³⁾ ist ein außerordentlich begabter Mann, er heißt eigentlich Angelo Ambrogini und hat seinen Namen von der toscanischen Stadt Monte Pulciano, wo er 1454 geboren wurde. Durch den frühen Tod seines Vaters (1469), eines Advocaten, kam der Knabe in drückende Verhältnisse, aber auch früh nach Florenz und in das Haus des Lorenzo Medici, der seit 1469 großes Ansehen, große Macht in Florenz ausübte und in dem Knaben ein außerordentliches Talent schnell erkannte. Angelo wurde unterrichtet von Marsilius Ficinus, von Argyropulus, von Andronicus; er machte rasch Fortschritte in der Kenntniß der hellenischen Literatur und erwarb schon im dreizehnten Jahre durch einige lateinische und griechische Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer und Mitschüler. Mit neunundzwanzig Jahren⁴⁾ bestieg er den Lehrstuhl der griechischen und lateinischen Beredsamkeit und machte durch Vorträge und eigene Werke demselben Ehre. Vom siebzehnten Jahre an schrieb er keine italienischen Verse mehr, insofern versiel er ganz in den bisherigen Irrthum, nur die griechische und lateinische Sprache seien die würdige Form für edle Gedanken. Seine gelehrten Werke sind jetzt vergessen, seine Stanzcn⁵⁾ auf das Turnier sind aber noch der Gegenstand der Bewunderung der Italiener. Er war ein wahrer Dichter! Er hätte eine neue Epoche begründet, wenn er in dieser Bahn fortgefahren wäre. Frische, Selbständigkeit, Reichthum der Phantasie, Talent der Erzählung, alles, dessen ein Dichter bedarf, findet sich in seinen Stanzcn. Nur hielt er es für ehrenhafter, Meister in lateinischer Sprache und Literatur zu sein und mit den Griechen über die schwersten Fragen der Philosophie in ihrer eigenen Sprache disputieren zu können, als der Sänger und Liebling seines Volkes zu werden. Er erhielt das Bürgerrecht in Florenz, er wurde der Freund Lorenzos und der Erzieher seiner Kinder. Päpste und Könige ehrten ihn als den größten Gelehrten seiner Zeit.⁶⁾ Poliziano starb im Jahre 1494.⁷⁾

Ehre der Alten.

Die Brüder Pulci (Bernardo, Luca und Luigi), bei denen man Studien des Homer und Virgil, aber auch Kenntniß der damaligen Ritterpoesie herausmerkt, blieben auf der Bahn, die Poliziano nie hätte verlassen

Pulci.

¹⁾ Mariotti, Italien, deutsch von Seybt, S. 257 ff. Leipzig 1846.

²⁾ Daß Poliziano nicht das Turnier vom Jahre 1468, sondern das vom Jahre 1475 besungen hat, erscheint jetzt als ausgemacht. Gasparn, Geschichte der italienischen Literatur, II, S. 228, Straßburg 1888; Neumont, Lorenzo und Medici, I, S. 264 ff., 361; II, S. 55, 67, Leipzig 1874; Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien, II, S. 94, Leipzig 1878.

³⁾ Tiraboschi, Storia della letteratura italiana. Milano 1833. Vol. III, p. 106 f. — Ruth, Geschichte der italienischen Poesie, II, S. 125. Leipzig 1847; Gasparn, l. c. II, p. 218—256.

⁴⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 258; Monnier, Literaturgeschichte der Renaissance, S. 185. Nordlingen 1888.

⁵⁾ Stanze composte per la giostra di Giuliano Medici.

⁶⁾ Ruth, Geschichte der italienischen Poesie, II, S. 125—134.

⁷⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 261.

sollen. Von Luigi Pulci, geboren 1431,¹⁾ gestorben 1484, liest man heute noch gern seinen „Morgante Maggiore“, die Geschichte des Riesen Morgante, welchen Roland gezähmt und zum Christenthum bekehrt hat, einen Stoff aus dem Sagenkreise Karls des Großen.²⁾

Ein Ungethüm von Kraft, aber auch ein Original in Spasshaftigkeit und Treuherzigkeit, ist uns hier in einer Reihe von Abenteuern in vollendeter Charakteristik vorgeführt, in reiner toscanischer Sprache. Für die Beurtheilung des Wertes dieser Anfänge epischer Poesie macht Burckhardt³⁾ die feine Bemerkung: „Ihr Hauptziel scheint die möglichst schöne und muntere Wirkung des einzelnen Gesanges beim Recitieren gewesen zu sein, wie denn auch diese Gedichte außerordentlich gewinnen, wenn man sie stückweise und vortrefflich mit einem leisen Anflug von Komik in Stimme und Geberden hersagen hört. Eine tiefer durchgeführte Charakterzeichnung hätte zur Erhöhung dieses Effectes nicht sonderlich beigetragen; der Leser mag sie verlangen, der Hörer denkt nicht daran, da er immer nur ein Stück hört und zugleich den Rhapsoden vor sich sieht. In Betreff der vorgeschriebenen Figuren ist die Stimmung des Dichters eine doppelte: seine humanistische Bildung protestiert gegen das mittelalterliche Wesen derselben, während doch ihre Kämpfe als Seitenbild des damaligen Turnier- und Kriegswesens alle mögliche Kennerhaft und poetische Hingebung erfordern und zugleich eine Glanzaufgabe des Recitanten sind. — Pulci recitirte sein Gedicht, sobald wieder ein Gesang fertig war, vor der Gesellschaft des Lorenzo Magnifico, und gleichermaßen Bojardo das seinige vor dem Hofe des Ercole von Ferrara; nun erräth man leicht, auf was für Vorzüge hier geachtet wurde und wie wenig Dank die durchgeführten Charaktere geerntet haben würden. Natürlich bilden auch die Gedichte selbst bei so bewandten Umständen kein geschlossenes Ganzes und könnten halb oder auch doppelt so lang sein, als sie sind; ihre Composition ist nicht die eines großen Historienbildes, sondern die eines Frieses oder einer von bunten Gestalten umgaukelten prachtvollen Fruchtstirnur. So wenig man in den Figuren und dem Rankenwerk eines Frieses durchgeführte individuelle Formen, tiefe Perspektiven und verschiedene Pläne fordert oder auch nur gestattet, so wenig erwartet man es in diesen Gedichten.“

Die Este. Die Este begünstigten wie die Medici den Troubadour. Früher⁴⁾ wurde gezeigt, wie rasch diese Familie emporstieg. Um 1200 vermählte sich Azzo V., Markgraf von Este, mit der Tochter eines Guelfen in Ferrara, und so gewannen sie Stellung in dieser Stadt, welche im Jahre 1208 Azzo VI. die oberste Gewalt übertrug. Die widerstrebende Familie der Salin guerra wurde 1240 vertrieben. Azzo VII. stand an der Spitze des Kreuzzuges gegen Ggelin. Später erhielt die Familie die Gebiete von Reggio und Modena.⁵⁾

¹⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 173. — Monnier, l. c. p. 186. — Gaspary, l. c. II, p. 266 ff.

²⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 173, 178. — Ruth, l. c. S. 120, 125, 194–207.

³⁾ Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. von Geiger, II, S. 41 f. Leipzig 1877.

⁴⁾ Vergl. Bd. V, S. 555 ff. dieses Werkes. 5. Auflage.

⁵⁾ Sismondi, Histoire de république Italiennes, II, p. 398, 500.

Die Familie Este that sich auch durch Begünstigung der Wissenschaften hervor, indem Alberto von Este im Einvernehmen mit Papst Bonifaz IX. im Jahre 1391 zu Ferrara eine Universität gründete. Diese gieng freilich nach drei Jahren schon wieder ein, wurde aber im Jahre 1402 von Markgraf Nikolaus III. von Este (1393—1441) wieder erneuert, und als sie abermals eingieng, auf Betreiben der Stadtbehörde von Markgraf Lionello, dem Sohne Nikolaus' III., im Jahre 1442 wieder hergestellt,¹⁾ und fortan blieb dieselbe in der Blüte. Nikolaus' III. Söhne und Nachfolger, Lionello (1441—1450), und Borso (1450—1471) galten für die großmüthigsten Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Kaiser Friedrich III. verlieh dem letzteren im Jahre 1452 den Herzogtitel von Modena und Reggio. Kurz vor seinem Tode im Jahre 1471 erhielt dieser Borso vom Papst Paul II. auch den Herzogtitel von Ferrara, das kirchliches Lehen war. Herkules I. (1471—1505) schätzte alle Männer von Talent. Der Glanz des Hofes von Ferrara erreichte den höchsten Grad unter Alfonso I. (1505—1535). Die schönste Zierde desselben war seine zweite Gemahlin, Lucretia Borgia. Die Regierung des Herkules und die des Alfonso heißen die goldene Zeit der Ritterpoesie ob der glänzenden Turniere, die gehalten wurden, wie ob der herrlichen Gesänge, die von begabten Dichtern am freigebigem Hofe verfaßt und vorgelesen wurden.²⁾

Uni-
versität
Ferrara.

Herzog-
titel.

Zu diesen Dichtern gehört Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano,³⁾ aus vornehmer Familie, geboren bei Reggio um 1430, ein reicher Gutsbesitzer, der in seiner Jugend sich eine tüchtige Bildung, namentlich in lateinischer und griechischer Sprache, erworben, den ganzen Herodot und Apulejus und Werke von Lucian ins Italienische übersetzt und lateinische Gedichte verfaßt hat, die mehrere Auflagen erlebten. Er stand zum Herzog Borso in freundschaftlichen Verhältnissen, machte mit ihm eine Reise nach Rom, empfing als Gesandter Kaiser Friedrich III., zur Zeit da dieser auf seiner Wallfahrt nach Rom 1469 das Gebiet von Ferrara betrat. Als Dichter in italienischer Sprache verfaßte er nicht bloß Canzonen und Sonette, sondern zeigte auch eine wunderbare Erfindungskraft als epischer Dichter in seinem „Verliebten Roland“, bei welchem er die Chronik des Turpin zwar zugrunde legte, aber in Erfindung von neuen Abenteuern und Episoden unerschöpflich schien, um ein lebendiges Gesamtbild, ein Ideal des Ritterthums und der romantischen Liebe darzustellen. Um Namen für neue Helden, die seine Phantasie ausheckte, oft verlegen, wählte er hin und wieder Namen seiner Unterthanen, wenn diese einen guten Klang hatten, und es wird erzählt, daß er, als er eines Tages für einen unbändigen Saracenen während der Jagd auf das Wort Rodomonte verfiel, vor Freude im Galopp auf sein Schloß zurückkehrte und alle Glocken seines Dorfes

Or-
lando
inna-
morato.

¹⁾ Denifle, l. c. I, p. 322 ff.

²⁾ Gfrörer, Gregor VII. Bd. II, S. 501; III, S. 9; V, S. 355—360. — Tiraboschi, l. c. II, p. 498; III, p. 306.

³⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 173 f. — Ruth, l. c. II, p. 213—230. — Gaspary, l. c. II, p. 278 ff.

läuten ließ zur großen Verwunderung seiner Bauern, die von dem neuen Heiligen nichts wußten. Die Verse Bojardos sind hart, sein umfangreiches Werk, neunundsechzig Gesänge, ist darum heutzutage selten — Berni hat es umgearbeitet —, aber einige Abschnitte sind reich an dichterischen Schönheiten. Das Werk ist nicht vollendet, der Tod überraschte den Dichter im Jahre 1494.

Ariosto. Lodovico Ariosto übernahm die Fortsetzung im nämlichen Versmaß, aber in unendlich schöneren Versen und mit allem Zauber der Dichtkunst. Ein Franzose¹⁾ sagt über das Verhältnis Ariostos zu seinem Vorgänger treffend: „Das Genie verhält sich zum Talent, wie die Eiche zum niedrigen Gesträuch, das sie umgibt; sie entsteigt demselben Boden, ihr Wachsthum folgt denselben Regeln, aber sie erhebt sich in andere Räume der Luft und man vergißt, wenn man sie einzeln emporragen sieht, daß zu ihren Füßen Wejen kriechen, welche wie sie organisiert sind.“

Lebens-
gang. In Ariostos Leben²⁾ selber finden wir wenig Romantisches. Er stammt aus alter angesehenen Familie in Ferrara; sein Vater war Obersthofmeister beim Herzog Borso; er selber ist geboren zu Reggio 1474 und das älteste von zehn Kindern. Früh erregte er schon Aufsehen durch seine Kenntnisse in lateinischer Literatur und betheiligte sich an der Aufführung der Lustspiele von Terenz und Plautus am Hofe zu Ferrara; statt die Rechte zu studieren, wozu ihn der strenge Vater 1489 bestimmte, arbeitete er selber an Lustspielen. Als ihn sein Bruder einst verwundert fragte, wie er, ohne ein Wort der Entschuldigung zu reden, eine Strafpredigt des Vaters anhören konnte, sagte er, er habe Worte und Miene des Vaters genau beobachten müssen, da er gerade für ein Lustspiel eine ähnliche Strafpredigt brauche. Der Vater ließ ihm zuletzt freie Wahl seiner Studien und Ariosto widmete sich ganz der lateinischen Dichtung bis 1500, wo der Vater starb, und er als Ältester für die Familie zu sorgen hatte. Von da an ist sein stetes Bestreben, sich durch sein dichterisches Talent Gönner und ein angenehmes Leben zu verschaffen.

3ppolito
von Este. Ein lateinisches Gedicht auf die Vermählung Alfonsos I. mit Lucretia Borgia (1502) erwarb ihm die Gunst der herzoglichen Familie. Er trat im Jahre 1503 in die Dienste des Cardinals 3ppolito von Este, eines Bruders des Alfonsos, der die Wissenschaft und Kunst schätzte und beförderte und Gelehrte und Dichter an seinem Hofe hielt. Fünfzehn Jahre war Ariosto beim Cardinal, hin und wieder in Geschäften verwendet und für jene Zeitverhältnisse reichlich belohnt. In Erwägung, wie groß die Menge der lateinischen Dichter sei, und wie schwer sie zu übertreffen, entschloß er sich, künftighin nur italienisch zu dichten und beantwortete die Ermahnung des Cardinals Bembo, ein großes lateinisches Gedicht zu verfassen, mit den Worten: er wolle lieber unter den italienischen Dichtern der erste, als unter den lateinischen kaum der zweite sein. Nach langem Schwanken hinsichtlich des Stoffes beschloß er, den „Verliebten Roland“

¹⁾ Sismondi, Die Literatur des südlichen Europa, I, S. 366.

²⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 320 ff.; IV, p. 161, 177–201. — Fernow, Leben des Ludovico Ariosto; herausgegeben von Gail. Leipzig 1817. — Ruth, l. c. II, p. 230–304. — Gaspary, l. c. II, p. 412 ff. — Flamini, Il Cinquecento, in Storia letteraria d'Italia scritta da una società di professori, vol. VI, p. 65 f. — Monnier, l. c. p. 303 ff.

des Bojardo fortzusetzen. Zehn Jahre arbeitete Ariosto daran; sowie ein Gesang fertig war, las er ihn seinen Freunden am Hofe vor und benutzte ihre Bemerkungen zu Ausbesserungen.

Im Jahre 1515 war der „Rasende Roland“ in vierzig Gesängen vollendet und 1516 gedruckt, 1532 erschien eine vermehrte Ausgabe; er schwillt von Schmeicheleien auf das Haus Este, insbesondere auf den Cardinal. Seine Absicht dabei, eine außerordentliche Belohnung zu erhalten, erreichte jedoch der Dichter nicht. „Herr Ludwig, wo habt ihr all diese Poffen hergeholt?“ fragte der Cardinal, nachdem er einige Stellen gelesen hatte. Und von da an war der Dichter seinem Dienstherrn abgeneigt. Ippolito war ein Freund ernster wissenschaftlicher Bestrebungen und hatte für solche Dichtungen keinen Geschmack. Als der Dichter 1517 den Cardinal nach Ungarn begleiten sollte, wo dieser sein neues Erzbisthum Ofen zu besuchen gedachte, kam es zum Bruche zwischen beiden. Ariosto war zu bequem und in Ungarn waren die Frauen von Ferrara nicht, die er liebte.

Orlando furioso.

Der Dichter trat darauf 1518 als Cameriere in den Dienst des Herzogs Alfonso I., denn er konnte dabei in Ferrara bleiben. Durch die Gunst des Papstes wurde sein Einkommen erhöht. Im Jahre 1521 ward er Statthalter in der Garfagnana, welchen schwierigen Posten er drei Jahre unparteiisch und mild verwaltete. Seine Dichtungen waren selbst unter die Räuber des Gebirges gedrungen, die ihn nicht nur unbeschädigt ziehen ließen, als er eines Tages in ihre Gewalt gelangt war, sondern ihm auch herzlich ihre Verehrung bezeugten. Bald rief ihn der Herzog zurück, um den Bau des Schauspielhauses in Ferrara zu leiten und Stücke für dasselbe zu schreiben. Karl V. soll ihn in Mantua zum Dichter gekrönt haben. Am 6. Juni 1533 starb Ariosto in Ferrara.

In seinem Epos, welches mit allgemeiner Bewunderung in Italien aufgenommen wurde, setzte Ariosto das Gedicht Bojardos fort und schloß den Kampf zwischen Kreuz und Halbmond mit Zerstreung der Anhänger des Propheten. Wie bei Bojardo — eine Anzahl von Helden, Abenteuern und Wundern, aber der Geist des Dichters schwebt in heiterer Ruhe über der Unermeßlichkeit der Gestalten. Immer zeigt sich der Geist des Dichters voll Laune, Frische und heiterem Muthwillen, während er Stoffe und ganze Situationen aus seinem Vorgänger entlehnt. Sein Talent ist glänzend, aber seine Phantasie nicht immer rein, die Haltung elegant, aber oft ohne Adel der Seele. — „Das Kunstspiel des Ariosto¹⁾ ist das glanzvolle lebendige Geschehen, welches sich gleichmäßig durch das ganze große Gedicht verbreitet. Er bedarf dazu einer Dispensation nicht nur von der tieferen Charakterzeichnung, sondern auch von allem strengeren Zusammenhang der Geschichten; seine Figuren müssen kommen und verschwinden, nicht weil ihr tieferes persönliches Wesen, sondern weil das Gedicht es verlangt.“

Nach der Ansicht vieler Italiener hat Tasso²⁾ seinem Volke das schönste, vollendetste und edelste Heldengedicht geschenkt und ist er der größte epische

Torquato Tasso.

¹⁾ Sismondi, l. c. I, p. 366—387.

²⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 184 ff. — Ginguenè. — Die neueste Biographie ist von Pier-Leopoldo Cecchi: „Torquato Tasso und italienisches Leben im sechzehnten

Erzähler, glänzt er nicht bloß durch die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, durch die spannende Lebendigkeit seiner Erzählung, sondern auch durch die Eleganz seiner Darstellung. Aber nicht bloß diese herrliche Leistung, sondern noch vielmehr sein Unglück hat den Italienern diesen Namen theuer gemacht. Dichter sind oft unglücklich, aber keiner fühlte sich mehr vom Schicksal verfolgt, keiner empfand die Schläge desselben schmerzlicher, als der schwermüthige Sänger des „Befreiten Jerusalem“. Auch Dante war unglücklich, aber sein Stolz und seine Überzeugung hielten ihn aufrecht in den Stürmen des Lebens; dagegen erlag die weiche zartgestimmte Natur Tassos der Last, die er zu tragen hatte, und diese Schmerzen, die er so aufrichtig, so zart in Liedern und Briefen ausspricht, gewannen ihm, seit er auf St. Onofrio bei Rom seine stürmisch bewegte Laufbahn schloß, die Herzen seiner Landsleute: er ist den Italienern der liebste aller Dichter.

In der That ist sein Lebensgang in einesthede schmerzlich durchkreuzt und, wenn die äußeren Umstände sich günstig anlassen, ist sein Inneres zerrißen. Bernardo Tasso. Torquato Tasso ist der Sohn des Bernardo Tasso, geboren zu Sorrento bei Neapel am 11. März 1544. — Sein Vater hat als epischer Dichter einen Namen, er stammt aus Bergamo und gieng in früher Jugend auf Abenteuer aus, er lebte lange in Rom als Verehrer der Julia d'Aragona in großer Armut. Er trat dann in die Dienste des Fürsten Ferdinand Sanseverino von Salerno, ward aber mit diesem, der sich im Jahre 1552 in eine Erhebung gegen die Regierung Karls V. einließ, verbannt.¹⁾ Von drei Kindern, die ihm Porzia de Rossi gebar und die er in Sorrent zurücklassen mußte, war Torquato das begabteste, früh reif und war schon im zehnten Jahre, nachdem er seit 1551 unter den Jesuiten in Neapel drei Jahre hindurch eine gute Schule durchgemacht hatte, vertraut mit den Schönheiten Homers und Virgils und imstande, zierliche Reden und Gedichte zu verfassen. Der Vater berief seine Familie (1554) nach Rom, Porzia wurde von ihren Verwandten in Neapel festgehalten und der kleine Torquato den Armen der Mutter entrißen, die er durch seine Sonette zu trösten versuchte. Die Mutter starb 1556 an Gram über die Trennung und über die rohe Behandlung von Seite ihrer Verwandten.

Jugend. Fortan ist das Leben Torquato Tassos ein heimatloses Wandern. Von Rom kam er nach Bergamo zu Verwandten, dann nach Pesaro zum Vater, der hier beim Herzog von Urbino Schutz gefunden hatte. Hier half Torquato dem Vater dessen „Amadigi“ zum Druck vorbereiten und machte gründliche Studien über Dante, Petrarca, Boccaccio. Aber der Vater wollte nichts davon wissen, daß Torquato sich ganz der Dichtkunst weihe, und der Jüngling ward nach Padua gesendet, um durch das Studium der Rechte zu einem einträglichen Amt zu kommen. Torquato erwarb auch schöne Kenntnisse im kirchlichen und bürgerlichen Rechte, in der Theologie und Philosophie, aber die Dichtkunst war seine Liebe. — Im Alter von achtzehn Jahren hatte er ein Epos in zwölf Rinaldo. Gesängen vollendet: „Rinaldo“. Freunde betrieben den Druck desselben in Venedig 1562. Ganz Italien war entzückt über diese Leistung eines achtzehnjährigen

Jahrhundert.“ Deutsch von F. von Lebzeltern, Leipzig 1880; und Speyer, Torquato Tasso im „Neuen Plutarch“ Bd. X, Jahrg. 1884. — Flamini, l. c. p. 497 ff.

¹⁾ Flamini, l. c. p. 497.

Jünglings und der Vater gab endlich seine Zustimmung, daß Torquato sich ganz seiner Neigung überlasse, und dieser betrat mit rosigem Hoffnungen eine Bahn, auf der er so viele Dornen treffen sollte.¹⁾

Tasso wollte Ariosto übertreffen, ein Heldengedicht schaffen, in welchem in den Regeln der alten Kunst der neue Geist sich bewegen sollte. Damals schon beschäftigte ihn der schöne Stoff, den er später in den herrlichsten Versen unter dem Titel „Das befreite Jerusalem“ behandelte. Und gewiß ist der Gegenstand eines großen Dichtergeistes würdig — der riesige Kampf zwischen den Völkern des Ostens und des Westens, für die erhabensten Ziele geführt und aus den edelsten Beweggründen —, die Religion gibt allen Einzelheiten eine höhere Weihe und Vereinigung.

„Das Epos“, sagt Sismondi,²⁾ „ist die umfassendste von allen harmonischen Schöpfungen, es umfaßt die Geschichte der Welt, die Geschichte der himmlischen und irdischen Mächte. Das Vergnügen, welches die Kunst gewährt, ist umso größer, je ungeheurere Massen sie zusammenstellt, und so wird die Schönheit der Peterskirche in Rom, die Schönheit des Colosseums, erhaben durch ihren Umfang: man glaubt Berge zu sehen, die sich zusammengefügt haben und die, einer höheren Macht weichend, die Vollkommenheit der Kunst in ihrem Ganzen und in all ihren Theilen enthalten. Diese Einheit im Ungeheuren ist das Wesen des epischen Gedichtes. Sie allein erregt Bewunderung, ohne sie hat man nur einen Roman in Versen.“

Tasso machte, was den Stoff anlangt, gründliche Studien. Chateaubriand hat darauf aufmerksam gemacht, wie genau der Dichter die Örtlichkeiten zeichnet, wie wahr seine Beschreibungen sind, wie gewissenhaft genau, wie innig er Geschichte mit der Dichtung verbindet, so daß man den ersten Kreuzzug nicht mehr trennen kann von dem Sänger, der ihn verherrlichte. Aber auch über die Gesetze der Kunst machte Tasso damals und sein ganzes Leben hindurch gründliche Studien. Er schrieb über die Poesie und das heroische Gedicht insbesondere und stellte drei Forderungen auf: 1. der Dichter müsse einen Stoff wählen, der die vortrefflichste Kunstform annehmen könne; er müsse ihm 2. diese Form geben; er müsse ihn 3. mit den schönsten Ausschmückungen bekleiden, deren er fähig ist; er müsse diesen Stoff aus der Geschichte entnehmen, und zwar aus der christlichen, denn in der heidnischen stoße die Einmischung der Religion die Wahrscheinlichkeit um; auch seien uns die Sitten der Alten zu fremd und zu entfernt. Die Handlung müsse erhaben und berühmt sein, der Gegenstand nicht zu lang und zu reich, um die Einheit zu erhalten bei der nöthigen Mannigfaltigkeit.

Seine Abhandlung über die „Gesetze der Dichtkunst“ widmete Tasso dem Scipione Gonzaga, der ihm sein ganzes Leben hindurch warme Freundschaft

Ge-
rusa-
lemme
libera-
ta.

Chateau-
briand.

¹⁾ Ruth, l. c. II, p. 336—339.

²⁾ Sismondi, l. c. I, p. 397—459.

In Ferrara. schaft bewies. Seinen „Rinaldo“ hatte er dem Cardinal Luigi d'Este, dem Bruder des Herzogs Alfonso II. von Ferrara, gewidmet, der einen Stolz darenin setzte, alle Fürsten Italiens durch den Glanz seiner Feste und der Talente zu übertreffen, die er an seinen Hof zog. 1565 ward Tasso nach Ferrara eingeladen. Er wurde bald vertraut mit allen Mitgliedern der Familie, namentlich mit den beiden Schwestern des Herzogs: Lucretia, die damals einunddreißig, und Leonora, die damals dreißig Jahre alt war. Sie waren beide schön, beide fühlten sich von Tasso, der so jung und so schnell zu so hohem Ruhm emporgestiegen war und der es so leicht in seiner Macht hatte, in seinen Versen Unsterblichkeit zu verleihen, angezogen. Der Dichter preist auch ihre Schönheit, aber niemals hat ein ungeziemendes Liebesverhältnis stattgefunden. Lucretia war kalt, Leonora hatte idealen Sinn: sie lebte zurückgezogen, sie nahm an Hofgesellschaften keinen Theil, sie brachte ihre Zeit mit Studien und Übungen der Frömmigkeit zu, sie kam in den Ruf der Heiligkeit. Beide nahmen sich des Dichters an, beide waren entzückt über seine Schöpfungen, die er ihnen vorlesen mußte, Lucretia war seine Rathgeberin in verhängnisvollen Tagen, Leonora war in ihrer ganzen Geistesrichtung ihm sympathischer als die weltverständige Schwester, seine Freundin, aber nie mehr. Es ist eine Sage, daß Tasso im Übermaß der Liebe vor dem Hofe sich der Prinzessin Eleonora genähert und sie geküßt habe und daß der Herzog mit den Worten: „Wie schade, daß ein so großer Mann verrückt geworden ist!“ ihn deshalb im Narrenhause zu Ferrara sieben Jahre habe einsperren lassen.

Verfolgungsnah. Nicht die Liebe der tugendhaften Leonora, nicht der verletzte Stolz des Herzogs war schuld an Tassos Unglück, sondern das Überwiegen der Phantasie über den Verstand und der sich mit jedem Jahre steigende Hang zur Schwermuth, der ihn Feinde sehen ließ, wo keine waren, und bei seiner Reizbarkeit und Heftigkeit ihm schließlich Feinde erweckte.

Am Hofe in Ferrara kam ihm anfangs alles wohlwollend entgegen. Tasso schreibt selber an einen Freund: „Der Herzog zog mich aus der Finsternis meines geringen Glückes an das Licht und in den Ruf des Hofes; er befreite mich aus dem unbehaglichen Zustand und verschaffte mir ein sehr bequemes Leben; er gab meinen Gedichten den Wert dadurch, daß er sie oft und gern hörte und mich, der sie ihm vorlas, mit aller Günst beehrte; er machte mich würdig der Ehre seiner Tafel und der Vertraulichkeit seiner Unterhaltung und nie wurde mir irgend eine Günst, um die ich ihn bat, verweigert.“ So oft Tasso einen Theil seines Gedichtes vollendet hatte, las er ihn vor, wurde vom Fürsten und den Prinzessinnen höchlich bewundert und zu neuen Leistungen aufgemuntert. Man war stolz auf den Besitz des Mannes und auf die Ehre, die aus seinen Werken auf das Haus Este zurückstrahlen mußte.

Diese Begünstigung erweckte Neider, und die Erregtheit des Dichters, sein stetes Leben in seinen Träumen, sein Mangel an Weltkenntnis machten es seinen Feinden nur zu leicht, ihm Schlingen zu legen. Für einen Mann, dessen Stärke Phantasie und Gemüth ist, kann ein Hof kaum der geeignete Platz sein, wo ein stetes verständiges Beachten und Benutzen der Schwächen anderer zum Aufsteigen benutzt wird.

Im Jahre 1570 machte Tasso im Gefolge des Cardinals Luigi d'Este eine Reise nach Paris. Der Cardinal galt als Kenner und Förderer der Wissenschaft und Kunst und Tasso hatte schon einen großen Namen als Dichter, beide wurden daher mit Ehren empfangen. Monsard, damals der erste Dichter Frankreichs, bewarb sich um Tassos Freundschaft. Tasso aber äußerte unvorsichtig seine Mißbilligung über die heuchlerische Art, mit der damals, kurz vor der Bartholomäusnacht, der französische Hof die Hugenotten hätschelte. Dies wurde von seinen Feinden hinterbracht und der reizbare Dichter zerfiel mit dem Cardinal und reiste nach Rom. Von dort kam er durch Vermittlung Leonoras und Lucretias Ende 1571 in die Dienste des Herzogs Alfonso II. von Ferrara.¹⁾ Die Ruhe benutzte Tasso zur Verfertigung seines Schäferspieles „*Aminta*“, von dem der nüchterne Muratori sagt, es habe den Nachkommen alle Hoffnung entrißen, je Tasso zu übertreffen, und von dem ein anderer Italiener, Barini, meinte, es sei das edelste Muster von Reinheit der Sprache und Feinheit des Stiles, welches die italienische Sprache überhaupt aufweisen könne. Das Spiel wurde mit großer Pracht am Hofe aufgeführt und riß alles zur Bewunderung hin. Lucretia nahm dann Tasso 1573 den ganzen Sommer zu sich auf ihre reizende Villa. 1574 mußte er den Herzog nach Venedig begleiten, um den aus Polen zurückkehrenden Heinrich III. von Frankreich zu treffen. Von so vielen Huldigungen verwöhnt, soll Tasso in Venedig sieberkrank geworden sein, weil man ihm im Tumult der Festlichkeiten zu wenig Ehre anthat. Bewunderung, Huldigung waren für ihn Bedürfnis. Je mehr sich sein Selbstgefühl steigerte, umso schmerzlicher ward für ihn jede vermeintliche Verlehnung. Tasso war weich, launig und schwach, leidenschaftlich und reizbar, ihm fehlte die Stahlkraft Dantes.

Damals faßte Tasso den unglücklichen Gedanken, sein Heldengedicht vor dem Druck verschiedenen Gelehrten und Dichtern zur Beurtheilung zu übergeben, statt es in einem Wurfe der Welt vorzulegen und auf die Kraft seines Genius und das gesunde Urtheil der Menge zu vertrauen.

Die vermeintlichen Freunde waren beschränkt oder neidisch; aus diesen oder jenen gelehrten Gründen schnitten sie ihm seine schönsten Stücke zusammen, so daß zuletzt vom Gedicht nichts ungerügt übrig blieb, als das Verzeichniß der christlichen Heerschaaren. Indem Tasso ihre Bemerkungen bekämpfte, verlor er doch das Vertrauen auf sein eigenes Urtheil und gerieth in einen reizbaren krankhaften Zustand, den das Gefühl erlittener Kränkungen noch erhöhte. Es war ihm nicht mehr wohl in Ferrara, er wünschte eine andere freie und sichere Stellung. Er unterhandelte mit Rom und Florenz; er fürchtete jedoch Verrath seines Geheimnisses, Eröffnung seiner Briefe, und gerieth darüber in ein heftiges Fieber. Der Herzog nahm sich seiner aufs freundlichste an, ließ sich von ihm nach der Geneiung sein ganzes Epos vorlesen und wollte ihn auf seine Villa Belriguardo mitnehmen, damit er sich dort völlig erhole. Allein die Prinzessin Lucretia wollte den Dichter in ihrer Gesellschaft haben und auch hier mußte er sein Heldengedicht noch einmal vorlesen. Ihr vertraute er seine Reisepläne an, sie rieth ihm aber davon ab, vor Herausgabe seines Gedichtes sich von Ferrara zu entfernen, denn der Herzog wünsche mit größter Ungeduld die Vollendung des Gedichtes, welches dem Namen Este neuen Glanz geben sollte.

¹⁾ Flamini, l. c. p. 499.

In Rom. Desungeachtet gieng Tasso 1575 nach Rom, ungern gab der Herzog die Erlaubnis. In Rom nahmen ihn seine Freunde mit Begeisterung auf. Der Cardinal Medici machte ihm die glänzendsten Anerbietungen für Florenz, als ihm Tasso vertraute, daß ihm die Lage in Ferrara unerträglich sei. Nun aber entstand im Dichter der Streit zwischen seinen Wünschen und dem Gefühl der Dankbarkeit gegen die Gste.

Tasso kehrte über Florenz, wo er sein Gedicht ebenfalls vorlas, 1576 nach Ferrara zurück, wo ihn der Herzog und die Prinzessinnen wieder wohlwollend aufnahmen. Aber seine Stellung wurde durch den Neid seiner Nebenbuhler verbittert, des Dichters Guarini und des Historiographen Montecatini. Dazu kamen Vorwürfe der Kritiker und religiöse Bedenken. Man hatte ihn aufgefordert, alle Liebesscenen zu streichen, damit auch Mönche und Nonnen das Buch lesen könnten. Tasso zeigte sein Gedicht zwei Inquisitoren, die aber erklärten, es sei gar nichts Verhängliches darin. Tasso wurde der ärgste Selbstquäler. Er hatte den Medici versprochen, zu kommen und wagte doch nicht von Ferrara wegzugehen. Er bat um die erledigte Stelle eines Historiographen, weil er glaubte, er werde sie nicht bekommen, und weil er eine abschlägige Antwort als Grund des Bruches zu erhalten wünschte. Wie erschrak er, als er die Stelle im Jahre 1576 doch erhielt und jetzt von neuem durch Bande der Dienstpflicht an das Haus Este geknüpft war, und daß er sich jetzt dem Herzog gegenüber nicht mehr rein wußte! — Alles nur Zeichen eines schwachen Charakters.

Ge-
müths-
krank.

Sein Unglück vermehrte, daß sein Gedicht, welches er so vielen handschriftlich mitgetheilt hatte, jetzt in verschiedenen Städten Italiens gedruckt wurde ohne seine nachträgliche Verbesserung, ohne daß dem armen Mann für seine Arbeit irgend ein Lohn zutheil wurde. — Tasso wurde ernstlich gemüthskrank. Er eilte nach Modena, fand aber auch dort den Frieden nicht; er sah sich überall von Gefahren umstellt. Er glaubte, er sei wegen Keterei verdächtig, und ließ sich 1577 vom Inquisitor in Bologna prüfen. Dieser entließ ihn mit der Mahnung, er habe den wahren Glauben und solle immer dabei bleiben.

Religiöse
Scrupel.

Überall sah Tasso Feinde, sein eigener Diener schien ihm am meisten verdächtig, im Zimmer der Prinzessin Lucretia zog er am 17. Juni 1577 den Dolch gegen ihn. Der Wahnsinn wurde nun gefährlich für andere. Der Herzog gab Tasso Arrest im Schlosse und die besten Ärzte mußten sich bemühen, ihn zu heilen; er nahm ihn mit auf seine Villa Belriguardo, damit er sich erhole; er veranlaßte, daß der Inquisitor zu Ferrara Tasso über seinen Glauben prüfte und ihn für vollkommen rechtgläubig erklärte, nur um ihn von religiösen Scrupeln zu befreien. Tasso traute nicht und schrieb an das oberste Inquisitionstribunal in Rom, aber der Herzog hielt diesen Brief zurück. Tasso glaubte jetzt sogar, man wolle ihn durch Arzneien vergiften. Des Herzogs Gebuld war erschöpft, als ihm der Dichter vorwarf, er selber sei verrückt; jetzt wurde ihm verboten, an den Herzog oder an die Herzoginnen zu schreiben.

Flucht.

Der Unglückliche hielt sich für verrathen und verurtheilt und entfloh am 27. Juli 1577 zu seiner Schwester nach Sorrent. Als Bettler verkleidet,

wollte er sie auf die Probe stellen, ob sie ihn noch liebe. Als er aus ihren Antworten das treue Schwesterherz erkannte, gab er sich zu erkennen. Er wurde heiter, klar und bereute seine Flucht aus Ferrara und bat um Erlaubnis der Rückkehr. Leonoras Antwort benahm ihm jede Hoffnung.

In Rom, wo er alles mit seinen Klagen in Bewegung setzte, zeigte ihm der Gesandte die Antwort des Herzogs: „Wenn Tasso zu uns zurückkehren will, werden wir ihn gern aufnehmen; aber er muß vorher erkennen, daß er voll melancholischen Humors ist und daß seine Furcht vor Haß und Verfolgung, die ihm hier widerfahren sein soll, von keiner andern Ursache, als von diesem Humor kommt, den er aus allen andern Anzeichen am besten daraus erkennen kann, daß er in die Einbildung verfiel, wir wollten ihn tödten lassen, ungeachtet wir ihn immer gern gesehen und geliebt haben und, wenn wir einen solchen Willen gehabt hätten, die Ausführung leicht gewesen wäre. Führt er aber Aeden fort, wie in früherer Zeit, so werden wir uns ferner keine unnütze Mühe mit ihm machen, sondern ihn aus unseren Staaten verbannen, wenn er sich nicht ärztlich behandeln lassen will.“

Dennoch kehrte Tasso im April 1578 wieder nach Ferrara zurück.^{Rückkehr.} Der Herzog nahm ihn wohlwollend auf; man suchte ihn zu zerstreuen.

Jetzt glaubte der Arme aber auf einmal, man wolle seinen Genius durch Vergnügungen ertödtet. Man gab ihm seine Manuscripte nicht heraus, wohl weil man fürchtete, daß er sie in einem Anfall vernichte, oder die Stellen zu Gunsten der Eite streiche und die Medici dagegen verherliche. Tasso floh im Juli nach Mantua, wo man aber auf seine Klagen gegen die Eite nicht eingehen wollte. Immer unstet, fürchtete er Verfolgung und traute seinen besten Freunden nicht mehr, so in Padua, in Venedig, in Turin. Es trieb ihn immer wieder nach Ferrara zurück. Ein Cardinal vermittelte und erwirkte die Erlaubnis zur Rückkehr unter der Bedingung, daß Tasso sich ärztlicher Behandlung unterziehe und seine beleidigenden Äußerungen gegen Hofleute aufgebe.

Am 21. Februar 1579 traf der Dichter wieder in Ferrara ein.¹⁾ Der Hof war gerade beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Vermählung des Herzogs. Tasso konnte im Augenblick Audienz weder bei den Prinzessinnen noch beim Herzog erlangen. Und jetzt quälten ihn Ehrgeiz, Eifersucht, Mißtrauen auf einmal derart, daß er öffentlich den Herzog und seinen Hof eine Bande von Dieben und Ungeheuern nannte. Sofort wurde er als Wahnsinniger behandelt und in eine Irrenanstalt, das St. Annen-Spital, gebracht.

Im
Irren-
haus.

Zum Unglück war der Vorstand des St. Annen-Spitals ein strenger Mann und Gegner der Dichtungsweise Tassos, der in eine einsame schmutzige Zelle kam und einige Zeit ohne Arznei des Körpers wie der Seele blieb. Das Gewicht des Unglücks drückte den Dichter nieder. Er wünschte eine arme Hütte, aber nur Freiheit, damit er, wie die Thiere, an Flüssen und Quellen seinen Durst löschen könne. Er fürchtete ewiges Gefängnis, Verlust seines Ruhmes, Verhinderung an Arbeit; er trug sich mit großen Plänen. Eigenthümlich, der Dichter war nur

¹⁾ Flamini, l. c. p. 501.

wahnsinnig in Betreff seiner selbst, seine poetische Kraft war aber nicht erlahmt: herrliche Gedichte entströmten seiner Feder und wichtige Briefe und literarische Urtheile. Sein Geist, sein Schicksal waren aber so einzig, daß alle Welt sich für seine Freilassung verwendete, selbst der Kaiser Rudolf.

Kaiser
Rudolf.

Dadurch sah der Herzog seine Ehre in Frage gestellt und erklärte, Tasso sei nur zu seiner Heilung eingeschlossen und dürfe frei gehen, sobald er hergestellt sei. 1580 erhielt Tasso ein besseres Zimmer zum Arbeiten und er war unablässig thätig. Von neuem drückte ihn, daß sein Heldengedicht verstümmelt in Venedig erschien, daß andere, um das nationale Werk vollständig zu geben, die Abschriften verglichen und es ganz drucken ließen. In einem Jahre erschienen sieben verschiedene Ausgaben. Alles konnte sich im Glanze dieses Genies, die Fischer fangen in mondhellten Nächten die schönsten Episoden sich zu! — nur der Dichter saß krank und unglücklich im Gefängnis, oder wenn er auch ausgehen durfte, geschah es nur in Begleitung. 1584 griff die Akademie der *Crusca* den ganzen Wert der „*Gerusalemme liberata*“ an und eine Schar von Keidern nannte das Gedicht kalt, trocken und die Sprache lombardisch. Jetzt kamen Anfälle von Raserei über den Unglücklichen: er sah Diebe, Gespenster, Flammen in der Luft, er verfiel in ein hitziges Fieber, aus dem ihn nach seiner Meinung nur die heilige Jungfrau rettete.

Wieder
frei.

Im Jahre 1586 schlug die Stunde der Befreiung. Der Herzog von Mantua hatte sie erwirkt, indem er sich für den Dichter verbürgte. Tasso gieng ohne Abschied vom Hofe. Leonora war längst todt. Man suchte ihn zu erheitern in Mantua, zu erfreuen durch Feste in Bergamo. Genua bot einen glänzenden Gehalt, wenn er Politik und Ethik lehren wolle — umsonst! Tasso war ein gebrochener Mann. „Ich bin gefallen und zugrunde gegangen,“ schreibt er, „ich bin so wenig gesund und so sehr melancholisch, daß ich von andern und von mir selbst für verrückt gehalten werde.“

Und wieder ist sein Leben ein unstetes Wandern. Er wallfahrtet nach Loreto, er verläßt Rom, obshon er die glänzendste Aufnahme dort gefunden, er muß Freunde um einige Geldstücke bitten als Almosen, während die Nachdrucker an den Werken seines Geistes sich bereichern. In Neapel wollten ihm die Großen Wohnung geben in ihren Palästen, er zog den Aufenthalt im Kloster des Monte Oliveto vor. Manjo, Marquese von Villa, verleitete ihn zu Ausflügen und Jagden im Gebirge. Das wirkte wohlthätig. Aber der Mann stand nicht mehr auf der früheren Höhe, das zeigt die Art, wie er jetzt das „*Befreite Jerusalem*“ in ein „*Erobertes Jerusalem*“, „*Gerusalemme conquistata*“, umarbeitete. Sein Geist war abgemattet, auch die Kraft seines Körpers gebrochen. Außerlich gestaltet sich jetzt alles besser. Er hat Aussicht, die Mitgift seiner Mutter und sein väterliches Vermögen wiederzuerhalten. Nach Rom wird er eingeladen, um im Namen Italiens zum Dichter feierlich gekrönt zu werden. Der Papst wünscht den Dichterlorbeer dadurch zu ehren, daß er Tassos Stirn damit bekränze, und setzt ihm zugleich einen bedeutenden Gehalt aus. Schon schmückt sich Rom mit Kränzen, denn der Tag der höchsten Anerkennung ist nahe. Allein Tasso sollte ihn nicht mehr erleben. Unter den Vorbereitungen zu den Festen, umgeben von der Verehrung und den Hülfeleistungen der frommen Hieronymiten, starb Tasso, zweiundfünfzig Jahre alt, am 25. April 1595. In der Kirche dieses

Ende
in Rom.

Klosters, in San Onofrio, fand der unstete Wanderer Ruhe. Dort steht jetzt auch ein herrliches Denkmal. — So lebte, so starb der größte epische Erzähler der neueren Zeit.

Ariost und Torquato Tasso stehen hoch über der großen Zahl von Dichtern, welche sich nach Pulci auf die Bahn der epischen Poesie drängten und den Sagenkreis Karls des Großen und König Arturs behandelten, und unter welchem Luigi Alamanni¹⁾ (geb. 1495, gest. 1556) durch seine „Avarchide“ und Bernardo Tasso (geb. 1493, gest. 1569) durch seinen „Amadigi di Gaula“ hervorragten. Aber wer ist größer unter diesen beiden, Ariost oder Tasso?

Ariost
und
Tasso.

Die Italiener haben viel darüber gestritten, Metastasio zuletzt erklärt: in seiner Jugend habe er zwar Ariost mehr bewundert, nachdem aber sein Urtheil reifer geworden, habe er eine unversöhnliche Abneigung gegen jene, welche es nur wagen, Ariost mit Tasso zu vergleichen. — Tiraboschi sagt: „Die Erzählungen des Tasso gefallen mir, ergözen mich, verführen mich, so anmuthsvoll sind sie, so nach jeder Seite abgerundet und vollendet. Aber die des Ariost reißen mich fort und entzünden in meinem Herzen den Enthusiasmus, von dem sie voll sind, so daß es mir nicht scheint, als lese ich die erzählten Dinge, sondern als sehe ich sie vor mir vorgehen. Tasso ist ein zierlicher Miniaturmaler mit aller wünschenswerten Feinheit und Vollendung. Ariosto kommt mir vor wie ein Julio Romano, Buonarotti, ein Rubens, die mit ihrem kühnen und kräftigen Pinsel die gewaltigsten und schrecklichsten Dinge mir so vor die Augen stellen, daß ich glaube, ich könne sie mit den Händen greifen. Würde Apollo, um seine Macht an mir zu zeigen, aus mir einen Dichter machen wollen und mir jagen, ich solle ein episches Gedicht schreiben, so würde ich ihn bitten, mich Tasso ähnlich zu machen; verlangte er aber ein romantisches Gedicht, so bäte ich ihn um das Talent eines Ariosto.“

Tiraboschi²⁾ entschuldigt hier mit dem Gegensatz von romantischem und epischem Gedicht die Unmöglichkeit, zwei so verschiedene Geister nach einem und demselben Maßstab zu messen. — Besser sagt ein anderer italienischer Literaturhistoriker, Mariotti:³⁾ „Tassos hoher Geist scheint alles, was er berührt, zu veredeln. Sein Genie ermattet niemals; immer seiner selbst würdig, immer consequent, immer Herr seines Gegenstandes, betrachtet er das Fortschreiten seines Werkes mit strenger, heiterer Ruhe. Sein zärtlicher, melancholischer, ritterlicher Charakter athmet aus jeder Zeile seines Gedichtes. Sein Stil ist immer gleich ernst und wohlklingend, seine Verse wogen und rollen wie die Wellen des ruhigen Meeres. Ariosto ist der Dichter der Jugend,

¹⁾ Ruth, l. c. II. p. 304–323. — Flamini, l. c. p. 232 f. — Ebert, Handbuch der italienischen National-Literatur, S. 48 ff. Frankfurt 1864.

²⁾ Confronto dell' Ariosto col Tasso. Storia della lett., IV, p. 190–191.

³⁾ Mariotti, Italien, I, S. 333.

während Tasso der Dichter des reiferen Alters ist. Solange die Poesie nur eine leichte und mit Ausnahme einiger weniger Gefänge unschuldige Unterhaltung gewähren soll, solange als sie keinen andern Zweck haben kann, als eine schnelle Reihenfolge unendlich abwechselnder und stets angenehmer Empfindungen hervorzurufen, ohne auf einen bestimmten Gegenstand hinzuwirken oder eine wichtige Wahrheit zu beweisen oder zu verdeutlichen, erfüllt Ariosto die Mission eines Dichters. Als ein solcher hat er in der That seinesgleichen in keiner Zeit und in keinem Land.“

Ariosto wie Tasso sind Zeichen ihrer Zeit, Ariosto ein Kind des heitern, Tasso ein Kind des ernst gewordenen Italiens. Jener will nur den hohen Kreisen mit dem Reichthum seiner Phantasie einige Stunden Zerstreuung verschaffen, darum das Sprunghafte, das Wiederauffassen von Fäden, die er längst fallen gelassen, der heitere, scherzende, ironische Ton auch bei ernstestn Anläufen, und die Ungleichheit der Darstellung. Bei Tasso aber ist alles ernst, überlegt, ein hohes Ziel schwebt ihm vor, eine religiöse Begeisterung durchdringt ihn, er schrieb sein Gedicht über die Eroberung Jerusalems in der Zeit, wo der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, wo der Geist der Kreuzzüge neu erwachte und der Ruf: „Gott will es!“ wieder durch die Lande tönte und Don Juan d'Austria bei Lepanto der Sache des Kreuzes den glänzendsten Sieg errang.

Drama. Auch die dramatischen Arbeiten Tassos zeigen ihn als zarteren und ernsteren Dichter und geben in ihm ein Bild der Wandlung der Geistesrichtung in Italien. Damit kommen wir an die dramatische Poesie,¹⁾ für welche übrigens das italienische Volk weniger als das englische, als das spanische und als das deutsche begabt zu sein scheint. Seine Stärke ist Lyrik, Musik und Malerei.

In Italien finden wir merkwürdigerweise früh schon Mysterien und Moralitäten (auch „Fausti“ genannt) wie in England, Deutschland, Spanien, Frankreich, und daneben bestanden die Reste des alten Theaters fort, die Darstellungen der „Mimi“ und „Histriones“, die Harlequinaden, welche die Italiener „Commedie dell' arte“ nannten, die Fortsetzung der oedischen Spiele. Nur waren diese das Ergöhen des gemeinen Volkes, während gelebte Nachahmungen der alten Dramen (Commedie erudite), namentlich des Seneca, die höheren Classen der Gesellschaft erfreuten. Pomponius Lätus führte unter Innocenz VIII. in Rom die „Asinaria“ des Plautus auf, die Aufführung der Mysterien und Moralitäten aber war ein Genuß für die Gesammtheit. Nach und nach wurde das Drama ganz weltlich. 1472 wurde der „Orfeo“ des Polizian in Mantua aufgeführt.²⁾

Der erste eigentliche Tragödie dieser Zeit, Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, ist Trissino (1478—1550)³⁾ in seiner „Sofonisba“, dann

¹⁾ Flamini, l. c. p. 238 ff.

²⁾ Ruth, l. c. II, p. 31 f., 98—119, 458 ff.

³⁾ Flamini, l. c. p. 132 ff. u. 242.

Rucellai (1475—1525) in seinem „Dreß“, einer Nachahmung des Euripides, und in seiner „Rosmunda“, die aus der Geschichte des Alboin hinlänglich bekannt ist, und womit er das Signal zu vielen Greuelstücken gab. Alamanni (gest. 1555) und Gianandrea Anguillara übersezten griechische Tragödien. Im allgemeinen zeigt sich in dieser Richtung ein Gefallen an Greuelscenen. In dieser Bahn wandelten Antonio Decio da Orte, Manfredi, Sperone Speroni.¹⁾ — Erst Tasso zeigt in seinem „Torrismondo“ sich von der Weihe der tragischen Idee ergriffen und als Meister in der Steigerung der Verwickelung, in der edlen Haltung der Charaktere, in der schönen Sprache und in dem herrlichen Versbau.²⁾

Reicher als an Tragödien sind die Italiener an Komödien³⁾ — einmal wegen ihres eigenthümlichen Talentes zur Satire, zur Erfassung und Darstellung der Gebrechen menschlicher Natur und dann, weil die eigentliche Komödie der alten Zeit nie gänzlich ausstarb. Wir finden die Mimen in Rom unter dem Ostgothen Theodorich; wir erkennen aus der Untersuchung des Thomas von Aquin, ob man ohne Scrupel, ohne in Sünde zu verfallen, die Kunst der Histrionen ausüben könne, daß sie damals noch bestanden haben müsse. Sie waren der Ausdruck der italienischen Lustigkeit und blieben in Bestand trotz aller Wandlungen des Geschmacks.

Romö-
dien.

Das Wesentliche der „Commedia dell' arte“ war der Phantasie der Schauspieler überlassen, denn die Verfasser bezeichneten ihnen nur in wenigen Worten den Gang der Handlung und den Inhalt der Scenen. Das Städtewesen, die gegenseitige Eifersucht der Bürgerschaften, der Localpatriotismus, welcher die Nachbarstadt gern neckte und verspottete, gab diesen Darstellungen neuen Reiz. Jede Stadt hatte bald ihren Spottnamen und ihren komischen Typus. Der Pantalone war der knauserige Venetianer, der Beltramo war der Pinsel aus Mailand, der Balanzoni war der pedantische Gelehrte aus Bologna, der Pulcinello war der Spassvogel aus Apulien, der Arlecchino war der drollige böshafte Bediente aus Bergamo, der Gelsomino war der römische Stutzer, der Capitän Spavento war der spanische Renommist aus Mailand, der Giangurgulo war der Grobian aus Calabrien. Jeder dieser Charaktere hatte seine besondere Maske und Tracht, zum Beispiel der Arlecchino ein Kleid aus vielen bunten Lappen, und sie durften nur von geschickten Schauspielern gegeben und miteinander in Berührung gebracht werden, um die Zuschauer zum Lachen zu bringen. Die Wirkung hing also namentlich vom Schauspieler ab und die Namen von vielen Meistern dieser Art sind uns noch erhalten. Zu den berühmtesten gehört zum Beispiel Tommaso Inghirami von Volterra (geb. 1470), und besonders Bartolommeo Carosi (geb. zu Siena 1488), der auch einmal in einem Mysterium in der Rolle des Schächers am Kreuze großen Eindruck hervorbrachte, selbst aber von der Handlung so ergriffen wurde, daß er die Schauspielerei aufgab, Bußprediger wurde und im Rufe eines Heiligen starb. Einzelne hervorragende Schauspieler bildeten Schulen dieser Kunst.⁴⁾

Com-
media
dell'
arte.

¹⁾ Ruth, l. c. II, p. 464—479. — Tiraboschi, l. c. IV, p. 193 ff., 200.

²⁾ Ruth, l. c. II, p. 479—481.

³⁾ Flamini, l. c. p. 264 ff.

⁴⁾ Ruth, l. c. II, p. 484—492.

Com-
media
eru-
dita.

Neben dieser Kunstkomödie erhob sich bald die gelehrte Komödie, „Commedia erudita“, deren Wesen in der Nachahmung römischer Muster und in der Befolgung aristotelischer Regeln bestand. Terenz und Plautus wurden in der Ursprache oder in der Übersetzung aufgeführt. Gesellschaften, sogenannte Akademien, bildeten sich für derartige Darstellungen und bald hatte jede Stadt und jedes Städtchen eine Akademie, welche die Aufführung alter Dramen und nach deren Muster die Erfindung neuer Lustspiele betrieb.

Akade-
mien.

In großen Städten gab es bald mehrere Akademien, von denen jede ihr eigenes Theater hatte. So hatte Siena allein eine Akademie der Rohen (Kozzi), der Albernen (Insipidi), der Betäubten (Intronati), Florenz eine Akademie der Beseurten (Infocati), der Unbeweglichen (Immobili) und der sich Erhebenden (Sorgenti) und dazu kamen bald mehrere andere. Dieser Wettstreit führte zur Entstehung einer Unzahl von Theaterstücken, über viertausend, die aber durchgängig nach derselben Schablone gemacht sind. Alle Regeln der Alten sind beobachtet, aber es fehlt das eigentliche frische Leben, das Geniale, und man muß mit Recht darüber staunen, wie sehr die Italiener den Spaniern in dramatischer Erfindung nachstehen.¹⁾

Bib-
biena.

Zu den besten Komödiendichtern des sechzehnten Jahrhunderts gehören der Cardinal Bibbiena,²⁾ eigentlich Bernardo Dovizi, geboren 1470 zu Bibbiena (gest. 1520), dann Machiavelli und Pietro Aretino. In allen diesen zeigt sich eine außerordentliche Freiheit des Tones, die ihre Stücke heutzutage von der Bühne verbannen würde. Die sittlichen Zustände müssen sehr schlimm gewesen sein, wenn Stücke, wie die „Calandra“ des Bibbiena, die „Mandragola oder der Zaubertrank“ des Machiavelli bei hoch und nieder Beifall finden konnten.

Auch Ariost hatte einige Komödien gedichtet:³⁾ „Die Cassaria“, eine Nachahmung des Plautus, „Die Unterschobenen“ (Suppositi), wozu er den Stoff aus Terenz und Plautus entlehnte, „Die Lena“, ein Stück, in welchem Lügen und Schelmerci und Zweideutigkeit die Würze bilden, und den „Negromante oder Schwarzkünstler“, wozu er den Stoff aus dem Volksleben entlehnte. Es fehlte Ariosto an Tiefe in seinem Lustspiel.

Machia-
velli.

Machiavelli ist ein ganz anderer. Kraft und Lebendigkeit des Dialoges, innere Wahrheit der Charaktere, Neuheit des Stoffes läßt sich ihm nicht absprechen, aber des Dichters Herz ist verbittert, eine tiefe Verachtung der Menschheit gibt sich in jeder Scene kund — überall sieht er nur Falschheit und Heuchelei. Die Fülle seines Hohnes ergießt sich namentlich über die Mönche (Il frate).⁴⁾ Das gräßlichste Bild der Verkommenheit der sittlichen Zustände Italiens gibt aber Peter der Aretiner.⁵⁾ Noch nie hat ein

Pietro
Are-
tino.

1) Ruth, l. c. II, p. 495 ff.

2) Ibid. p. 519—523.

3) Flamini, l. c. p. 266 ff.

4) Ruth, l. c. II, p. 531—549. — Flamini, l. c. p. 275 f.

5) Ruth, l. c. II, p. 549—566. — Flamini, l. c. p. 291 ff.

Rann mit roher und niedriger Denkart, mit gemeiner Schmeichelei, mit unmäßiger Sinnlichkeit und etwas Talent eine solche Rolle gespielt, wie dieser Pietro. Er ist, wie Voltaire, ein Spiegelbild seiner Zeit.

Geboren wurde Pietro am 20. April 1492 zu Arezzo aus unehelicher Verbindung. Eine regelmäßige Erziehung und Bildung ward ihm nicht zutheil; er lernte weder Lateinisch noch Griechisch, sein Kopf blieb leer. Auch arbeitete Pietro immer nur, wenn ihn die Noth dazu trieb. Dagegen hat ihm die Natur die Gabe des heißendsten Spottes gegeben. Wegen einiger Spottverse über den Abloß mußte er aus seiner Vaterstadt fliehen. In Perugia lernte er dann Buchbinderei und wurde mit italienischer Literatur bekannt. 1517 gieng er nach Rom und drängte sich an den Hof Leo's X., wo geistreiche Leute willkommen waren; aber er mußte 1524 fliehen, als er auf sechzehn obscene Bilder des Giulio Romano sechzehn schamlose Sonette dichtete. Giovanni de' Medici nahm sich dann des Pöstermaules an und stellte ihn Franz I. von Frankreich vor, der damals mit seinem Heere im Mailändischen stand und ihn mit einer goldenen Halskette beschenkte. Darauf sich stützend, gieng Pietro wieder nach Rom, ließ sich aber in einen schmutzigen Liebeshandel ein, insofgedessen er fünf Dorschstücke in die Brust bekam und an den Händen verstümmelt wurde. Man hielt ihn für todt, aber das Unkraut verdarb doch nicht, er gieng wieder zu Franz I. und Giovanni de' Medici, bis dieser, 1526 in einem Treffen verwundet, in seinen Armen starb. Fortan nahm der Aretiner seinen Aufenthalt in Venedig, wo sich die leichtfertigen Großen an seinen frechen Gedichten erfreuten und ihm Schutz gewährten.¹⁾

Von Venedig aus zwang Pietro durch seine Briefe fast alle Fürsten Europas, ihm Geld zu steuern, wenn sie nicht bitter verhöhnt werden wollten. Wer ihm Geschenke gab, dem schmeichelte er; wer sie ihm verweigerte, über den schüttete er die Schale seines Witzes und seiner Bissigkeit aus und die Angst vor seinem Spotte war so groß, daß er mit Stolz erzählt, wie ihn alle berühmten Männer Italiens von Neapel bis Turin besuchten, wie Franzosen, Deutsche, Spanier, sogar Türken und Juden nach Venedig kämen, ihm aufzuwarten, und daß er vor diesem Andränge oft sich in ein Versteck flüchten müsse.²⁾

In einem Briefe prahlt er, daß, obschon er von Haus aus nichts besitze, er doch in zehn Jahren 10.000 Scudi ausgegeben habe. Der Marchese del Guasto gab ihm eine Pension von 200 Scudi, eine gleiche Summe der Fürst von Salerno, Kaiser Karl V. 1600 Scudi Renten. Aber nicht bloß Geldsummen, sondern auch kostbare Kleider, Schmuck und ausgesuchte Leckerbissen nahm der Aretiner an und ertheilte, je nach Befund, Lob oder Tadel. Alles bewarb sich um seine Gunst, nicht bloß Fürsten, sondern Maler, Bildhauer, Musiker. Die Anforderungen an seine Feder wurden so groß, daß er einen gleich schamlosen und bissigen Geist, den Nicola Franco, als Gehilfen in seine Dienste

Geld-
er-
preisung.

¹⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 102—104. — Ruyh, l. c. II, p. 550—553.

²⁾ Darum nennt ihn Ariost:

„Ecco il flagello
De' principi, il divin Pietro Aretino.“

nahm, zumal dieser auch Kenntniss in der griechischen und lateinischen Literatur besaß, wovon Pietro nichts verstand. Lange konnten zwei Naturen der Art nicht Freunde bleiben und bald verfolgten sie sich mit der unverföhlichsten Feindschaft. Pietro behielt die Oberhand. 1527 hatte er die Keckheit, all seine Bettelbriefe im Tone der Schmeichelei oder Drohung im Drucke herauszugeben, und einzelne Fürsten ließen sich die einzelnen Hände widmen und bezahlten große Summen, denn sie wußten, daß der Mann ihnen Ruhm oder einen bösen Namen verschaffen könne. Viele Akademien nahmen ihn zum Mitgliede auf, seine Schmeichler nannten ihn *il divino*, „den Göttlichen!“ Er selber theilte Medaillen mit seinem Bilde, wie Orden, an Könige und Fürsten aus und gab sich selber den Ehrennamen „Geißel der Fürsten“ (*flagellum principum*). Ja, der schmutzige Mensch bewarb sich sogar um die Cardinalswürde, die er aber natürlich nicht erhielt.

Ehren.

Feinde.

Übrigens fehlte es auch nicht an Feinden und an Dolchstichen bei dem mit Schmach aller Art besudelten Mann. Gegner, die er mit seinen Satiren verletzete, rächten sich mit Stockschlägen.

Strozzi, Marschall von Frankreich, ließ ihm drohen, er werde ihn nöthigenfalls im Bette unbringen, und der Aretiner hielt sich in unaussprechlicher Angst versteckt, bis Strozzi wieder Italien verlassen hatte. Auch der Maler Tintoretto rächte sich an ihm für seine Bosheiten dadurch, daß er ihm Angst einjagte. Er traf ihn eines Tages in der Nähe seines Hauses, that, als wüßte er ihn zu malen, brachte ihn so in sein Arbeitszimmer und trat, als sich der Boshafte gesetzt hatte, plötzlich mit einer Pistole vor ihn. „Ach, Meister Jakob!“ rief Pietro in Angst, „was wollt Ihr thun?“ — „Euer Maß nehmen“, antwortete ernsthaft der Maler, und maß ihn und sagte: „Ihr meßt nach meiner Pistole vier und eine halbe“ — und ließ den Schelm dann laufen und war fortan frei von seinen unverschämten Bemerkungen. Doch starb Aretino nicht unter dem Stocke und nicht durch den Dolch, sondern am Lachkrampf. Er hatte einige Schwestern, die so ausschweifend lebten, wie er; als man ihm eines Tages im Jahre 1557 die ausgelassenen Streiche derselben erzählte, so kam er in ein so unmäßiges Lachen, daß er mit dem Stuhle rückwärts zu Boden schlug und am Falle starb.

Todesart.

Pietro schrieb fünf Komödien, deren Vorzüge mit dem Umstande verbunden sind, daß er nicht griechisch und lateinisch kannte, darum also auch nicht slavisch, wie die übrigen Italiener, nachahmte, sondern allein der Natur folgte, ohne Schonung Gebrechen und Laster eines verdorbenen Zeitalters mit Klarheit und Lebendigkeit zeichnete und die Zuschauer zum Lachen zwang.¹⁾

Heutzutage sind fast all diese Stücke, die im sechzehnten Jahrhundert auf der Bühne erschienen, vom Volke ganz und gar vergessen. Ein Italiener sagt über die Komödiendichter jener Zeit: sie copierten die Römer und waren auf diese Weise Nachahmer von Nachahmungen. Sie schöpften ihre Begeisterung

¹⁾ Ginguené, *Histoire littéraire d'Italie*, VI, p. 128 ff. — Mazzuchelli, *Vita di Pietro Aretino*. Milano 1830.

aus den Werken Todter und die Kälte des Grabes steckte sie an. Übrigens gab es schon in jener Zeit Kritiker, welche riefen, die Regeln der Griechen und Lateiner zu verlassen, da die heutigen Sitten, Geseze und Gebräuche von denen der alten Zeit verschieden seien.

Seit den Tagen Philipps II. wurde die spanische Sprache in den höheren Kreisen Italiens gesprochen und spanische Dramen, welche von den drei Einheiten des Aristoteles nichts wußten, in den großen Städten Italiens aufgeführt. Allein jetzt war die poetische Triebkraft in der Nation erloschen. Die Stücke, welche noch geschrieben wurden, sind langweilig dem Inhalte nach und haben nur Wechsel in den Versmaßen und setzen ihre Stärke in die Reinheit der Sprache.

In einer Richtung stimmten Spanier und Italiener überein, in der Vorliebe für das Hirtendrama.¹⁾ Ländliche Ruhe, stilles Glück war die Sehnsucht des Spaniers, während er die Welt eroberte, und des Italieners, während die Fremden sein Vaterland verheerten.

Hirtens-
dramate.

In Spanien brach *Encina* gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Schäferdichtung die Bahn und in Italien *Jacopo Sannazaro*.²⁾

Sannaz-
aro.

Lezterer, von einer spanischen Familie abstammend und geboren zu Neapel 1458, reich gebildet, treuer Anhänger der aragonischen Dynastie auch in ihrem Unglücke, wanderte 1501 mit Friedrich III. von Neapel nach Frankreich aus und kehrte erst nach dessen Tod nach Neapel zurück, wo er 1530 starb. Friede war die Sehnsucht seiner Seele, Religion und Liebe begeisterten ihn zu Dichtungen. In herrlichen lateinischen Versen in drei Gefängen besingt das Gedicht „*De partu virginis*“ die Mysterien der Incarnation; in Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit verfloßen seine letzten Jahre; zu Ehren der Jungfrau ließ er auf seinem Landgute eine Kapelle bauen, in der er auch begraben wurde, unweit dem Grabe Virgils, seines Vorbildes in der idyllischen Poesie. Seine erste Liebe, seine Wanderungen, den Tod seiner Geliebten, die Trauer um sie, schildern in zarten italienischen Versen seine zwölf Eklogen, die durch Prosastücke zu einem Hirtensroman, „*Arcadia*“, verbunden sind und jetzt, nach bald vier Jahrhunderten, noch von den Italienern bewundert werden. Sechzig Auflagen erlebte die „*Arcadia*“ allein im sechzehnten Jahrhundert.

An Nachahmern dieser Dichtungsweise fehlte es nicht. *Mamanni* schrieb vierzehn, *Girolamo Muzio* aus Padua fünfunddreißig Eklogen. Bald gab es Schiffer=Eklogen, Fischer=Eklogen, Jäger=Eklogen, Schäfer=Eklogen (*Egloghe marittime, pescatorie, boschereccie, pastorali*). — Daraus entwickelte sich naturgemäß das Hirtendrama (*favola pastorale*).

Eklogen.

Hirtens-
drama.

Im Jahre 1554 wurde „*Il Sacrificio*“ von *Agostino Beccari* im Theater zu Ferrara aufgeführt. Die italienische Literaturgeschichte verzeichnet 200 solcher Hirtendramen im sechzehnten Jahrhundert; die Dichter hatten darin die beste Gelegenheit, die Fürsten, unter deren Schuß sie standen, und auf deren

¹⁾ *Flamini*, l. c. p. 481 ff.

²⁾ *Tiraboschi*, l. c. III, p. 178; IV, p. 164. — *Ruth*, l. c. II, p. 598 f.

Kosten diese Stücke aufgeführt wurden, in sinnreichen Allegorien zu verherrlichen. —
Aminta. Torquato Tasso leistete auch in dieser Gattung das Beste in seinem „*Aminta*“, welcher 1572 mit der Musik von Erasmo Marotta auf der Bühne von Ferrara aufgeführt wurde. In den wohlklingendsten Versen, in den schönsten Bildern finden wir die zartesten Gefühle, die edelsten Gedanken, die ergreifendsten Seelengemälde in der Liebesgeschichte des Hirten *Aminta* und der Hirtin *Sylvia* wiedergegeben.¹⁾

Unter den vielen, welche Tasso in dieser Richtung nacheiferten, kam
Guarini. ihm am nächsten Battista Guarini²⁾ in seinem „*Pastor fido*“.

Guarini ist aus edlem Geschlechte, geboren zu Ferrara 1537, seine Studien machte er in Pisa, Padua, Ferrara. Hier war er einige Jahre hindurch Professor der schönen Literatur. Im dreißigsten Jahre trat er in die Dienste des Herzogs Alfonso II. von Ferrara und wurde von ihm zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, so nach Venedig, so nach Turin, nach Wien an Kaiser Maximilian II., an Heinrich III., als dieser zum König von Polen gewählt war, und nach dessen fluchtartigem Abzuge an die Republik Polen selber; denn Alfonso wünschte jekt König von Polen zu werden. Der Mißerfolg soll schuld sein, daß Guarini mit dem Herzog zerfiel. Wir finden ihn später in Florenz in hohen Ehren, dann in Urbino, aber an keinem Orte beständig — er war eine stolze, schwer zu behandelnde Natur. Er starb, fünfundsiebzig Jahre alt, 1612 in Venedig.

In Ferrara traf er bei seinem ersten Auftreten mit Tasso zusammen, den er bewunderte und dessen Freund er lange Zeit war. Bald aber beneidete er ihn um die Gunst, in welcher Tasso bei der schönen Gräfin Sanvitale von Scandiano stand. Um zu zeigen, daß auch er ein Dichter sei und mit dem Dichter des „*Aminta*“ wetteifern könne, schrieb er den „*Pastor fido*“. Der Plan ist nicht so einfach wie der des „*Aminta*“, sondern verwickelt; „*Aminta*“ ist mehr ein Idyll, der „*Pastor fido*“ mehr ein Drama. Durch Bilderfülle, durch Reichthum der Episoden, durch Lebhaftigkeit der Handlung suchte Guarini den Tasso zu übertreffen. Sein Gedicht enthält einen größeren Reichthum an Charakteren und größere Stärke der Leidenschaft. 1585 wurde es zum erstenmale mit großer Pracht in Turin aufgeführt, 1590 wurde es gedruckt. Die große Zahl der Ausgaben, der Übersetzungen, der Aufführungen ist ein klarer Beweis für den Beifall, mit dem der „*Pastor fido*“ aufgenommen wurde. Aber auch an Gegnern fehlte es nicht und bis auf den heutigen Tag geben die einen dem „*Aminta*“, die andern dem „*Pastor fido*“ den Vorzug. Sicher ist eines: Tasso ist reineren Herzens als Guarini, und nicht mit Unrecht sagte der berühmte Bellarmin: „Die Jugend solle diesen nicht lesen, in reifen Jahren aber seien seine Schönheiten unschädlich.“

Oper Von der Aufführung solcher Hirtenstücke mit Musik war nur ein kleiner Schritt bis zur *Oper*.³⁾ Wie das italienische Epos in dieser Zeit mit dem Liede endete, so mündete das Drama in die *Oper* aus. Im Grunde war diese schon erfunden, als man am Hofe Lorenzos von Medici alte Dramen

1) Tiraboschi, l. c. IV. p. 206 ff. — Flamini, l. c. p. 487—489.

2) Flamini, l. c. p. 490 ff. — Tiraboschi, l. c. IV, p. 208 ff.

3) Belloni, *Il Seicento*, in *Storia letteraria d'Italia*, tom. VII, p. 306 ff.

mit Musik ausführte, im sechzehnten Jahrhundert aber wurde die Oper mit Tanz, Decorationen und Mimik an den Höfen Mode. Damit gieng auch die Musik rasch ihrer Ausbildung entgegen. Musik und Poesie vereinigten sich und das Recitativ entstand.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wird als Compositour von Hirtendramen und Oratorien Emilio del Cavaliere in Florenz genannt, dann Giovanni Bardi di Vernio, Caccini und Vincenzo Galilei, der Vater des Astronomen, ferner Girolamo Mei, Jacopo Corji, Pietro Strozzi und Ottavio Rinuccini. Alle diese versammelten sich im Hause des Bardi.¹⁾ Man stellte Forschungen an über die alte Musik und suchte dieselbe in den Chören der Trauerspiele wiederherzustellen. Als die erste vollständige Oper wird die „Dafne“ des Rinuccini bezeichnet,²⁾ die 1594 in Florenz zum erstenmale und 1597 verbessert wieder aufgeführt wurde. Die Verse sind rein musikalisch, das Orchester bestand aus einem Clavicebalo, einer großen Zither, einer Viola da Gamba und ein paar Flöten. Nun gefiel fast nur die Oper, weniger mehr das Schauspiel. Ihr Sieg über das Drama war vollständig. 1597 erschien die erste komische Oper von Drazio Baccio. Von Italien aus hielt dann die Oper ihren Triumphzug durch Europa.³⁾

ausgeführt
in
Florenz.

So endete denn das Ringen nach dem Drama in der Oper, wie das Ringen nach dem Epos in der Lyrik; die Neigungen des Italieners für Musik und Lied sind aber nicht allein schuld, daß er es nicht zu einem Drama brachte, wie das englische und das spanische Volk. Das Schicksal der Nation trug dazu bei und die Verehrung und Nachahmung der Alten. Letztere wurde namentlich von den Akademien gepflegt. Diese Akademien selber sind ein Zeichen der Zeit und gehören nothwendig in die Culturgeschichte. Das öffentliche Leben war geschwunden, es gab keine Clubs-, keine Raths-, keine Volksversammlungen mehr, die entschieden. Der Geist des öffentlichen Lebens flüchtete sich in die literarischen Vereine, seit Italien, nach so viel schmerzlichen Erfahrungen, nach so viel Opfern für die Unabhängigkeit und Freiheit, unter die strenge Herrschaft fremder oder auch einheimischer Fürsten gekommen war. Alles, was sich auf Religion und Politik bezog, durfte in diesen Vereinen nicht besprochen werden. Wir finden darum nur ein Ringen nach einer italienischen Idealsprache, ein Pflegen der alten Literatur, ein ängstliches Nachahmen derselben in diesen Akademien. Ihre Zahl ist groß, fast keine Stadt Italiens, die nicht einige aufzählen kann.⁴⁾ Der Adel hatte keine Laufbahn mehr wie früher; ehrgeizige Köpfe konnten sich nur dadurch

Akade-
mien.

¹⁾ Belloni, l. c. VII, p. 307 f.

²⁾ Vergl. Tiraboschi, l. c. IV, p. 211. *Drammi per musica. La gloria, di avere, se non immaginati prima di ogni altro, almeno scritti felicemente i primi drammi per musica, devesi a Ottavio Rinuccini nel 1597.*

³⁾ Ruth, l. c. II, p. 612—623.

⁴⁾ Nicht weniger denn 170 Akademien sind aufgeführt in Tiraboschi, l. c. IV, p. 637—638.

hervorthun, daß sie gelehrte Gesellschaften stifteten. Man unterscheidet aber zwischen den humanistischen und vorhumanistischen Akademien, insoferne die letzteren nur poetisch-literarische Vereinigungen waren, während die humanistischen zugleich allgemein wissenschaftlichen Anstrich hatten.

Die Namen wechseln. Als die älteste humanistische Akademie könnte der Kreis bezeichnet werden, der sich um Pomponius Lätus, einen Gelehrten von vornehmer Herkunft und Lehrer der schönen Literatur an der Universität zu Rom, schon vor 1468 bildete. Man feierte jährlich den Gründungstag der Ewigen Stadt mit einem Feste.¹⁾ Reden und Gedichte wurden vorgetragen, reiche Mitglieder gaben ein Gastmahl zum Besten, Stücke von Plautus wurden aufgeführt. Nach und nach entstanden nun in allen Städten Italiens ähnliche Gesellschaften. Als die bedeutendste ist wohl die „Platonische Akademie“ in Florenz zu betrachten. Die Vorgespiele derselben haben wir schon kennen gelernt in den literarischen Zusammenkünften bei den Augustinern in San Spirito²⁾ im vierzehnten Jahrhundert. Die Gründung als eigentliche Akademie mit der Tendenz, die platonische Philosophie zu pflegen, erfolgte erst unter Lorenzo de' Medici 1474.³⁾

Es gibt ganze Werke, die sich mit der Geschichte dieser Akademien befassen. Geistliche und Weltliche, Adelige und Bürgerliche nahmen daran theil. Der große Carlo Borromeo war ein fleißiger Besucher der Akademie in Rom; Bologna zählte mehrere solcher Gesellschaften, desgleichen Ravenna, Biterbo, Neapel, Palermo, Siena, Ferrara. Von letzterer Stadt heißt es, daß das Leben dort heiter, friedlich und ruhig sei, daß es viele sehr gelehrte und beredte Männer gebe, eine Menge guter griechischer, lateinischer und toscanischer Bücher, und daß ein reger geistiger Verkehr bestehe. In Modena, das einen Sadolet, einen Sigonius hervorbrachte, war das Haus der edlen Brüder Grillenzoni eine Akademie, in der Vorträge über griechische und lateinische Literatur, über Philosophie und Dichtung gehalten wurden. In Reggio entstand 1540 die erste Akademie, in Venedig gab es Gelehrte ersten Ranges wie Manutius und machte man sich in der Academia della Fama ernste wissenschaftliche Leistungen zur Aufgabe. Padua blieb nicht zurück, ebensowenig Vicenza, Verona, Brescia. Von Vicenza sagt ein Zeitgenosse, daß es dort vierzig Edelleute gebe, alle tapfer, tugendhaft, beliebt, geachtet und einzig im Eifer, die Wissenschaften zu pflegen. Mailand hatte schon 1546 eine Akademie, Pavia 1562, Cremona 1560, selbst das kleine Como blieb nicht zurück. Mantua sah eine ähnliche Gesellschaft 1562 in seinen Mauern entstehen, Parma schon 1543, Genua 1517, obschon Literatur nie die Stärke dieser Handelsstadt war. In Turin gründete Karl Emanuel eine solche Gesellschaft für Pflege der schönen Wissenschaft. Kurz, jede Stadt Italiens hatte ihre Vereine, in denen Gelehrte und Dichter wetteiferten. Man erklärte Classiker, man suchte zugleich die Reinheit der italienischen Sprache zu erhalten.⁴⁾

Für die Festsetzung der reinen Schriftsprache that am meisten die Crusca. Academia della Crusca in Florenz, die berühmteste aller italienischen Aka-

1) Vergl. Bd. VII, S. 561 f. dieses Werkes. 5. Auflage.

2) Vergl. Bd. VII, S. 734 dieses Werkes. 5. Auflage.

3) Tiraboschi, l. c. II, p. 530 f.

4) Ibid. III, p. 358–383.

mien. Sie gieng im Jahre 1584 aus einem literarischen Verein hervor, zu welchem sich Deti, Grazzini, Canigiani, Zanchini und Rossi im Jahre 1582 zusammengethan hatten. Leonardo Salviati, der sich dieser Gesellschaft bald anschloß, ein leidenschaftlicher Gegner des Tasso, entwarf den Plan zu dem großen Wörterbuch, um die Schriftsprache festzustellen, und die Ansprüche der Dialecte in ihre Grenzen zurückzuweisen. Die Medici gewährten der Gesellschaft ihren Schutz und große Namen Italiens und anderer Länder sind im Verzeichniß der Mitglieder zu finden.¹⁾

In den Jahren 1591 bis 1597 wurde der Plan zum großen Wörterbuch entworfen, 1612 trat das „Vocabulario degli Academici della Crusca“ in einem Folioband ans Licht. Es bekam für Italien die Bedeutung, die später der „Dictionnaire de l'Académie“ für die französische Sprache erhielt. Als sprachliche Autoritäten galten zunächst Dante, Petrarca und Boccaccio, dann Poliziano, Lorenzo de' Medici, Bembo und endlich Machiavelli. Das nächste Verdienst dieser Gesellschaft war eine gute Ausgabe des Dante (1595). 1729 bis 1738 erschien die vierte Ausgabe des Wörterbuchs in sechs Foliobänden, welche die Grundlage aller lexicologischen Arbeiten in Italien und ein Ruhmesdenkmal des Hauses Medici geblieben ist. Unter den deutschen Mitgliedern ist die Aufnahme des Prinzen Ludwig von Anhalt für die deutsche Literatur nicht ohne Bedeutung. Er gefiel sich sehr in der schönen Stadt und wurde am 23. August 1600 unter dem Namen Acceso in die Crusca aufgenommen. Kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, so gründete er 1617 im Geiste der Crusca die „fruchtbringende Gesellschaft“, „um die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande ohne Einmischung fremder Wörter aufs möglichste und thunlichste zu erhalten“. Die einzelnen akademischen Namen sind Gegenstücke zu denen der Crusca.

Das große Wörterbuch.

Ludwig von Anhalt.

Diese Akademien haben unleugbar um die gesammte Bildung Italiens große Verdienste, wenn auch ein Italiener spöttisch bemerkt:²⁾ „Das Genie weilt nicht in Akademien; es steht allein wie der Adler, es scheut Berührung und Assimilation; es fühlt sich in den Schranken einer Akademie beengt und geirrt; es verachtet die engherzige Pedanterie, welche darin gewöhnlich die Hauptrolle spielt: es scheut die Lächerlichkeit, welche gewöhnlich mit den kleinsten Bestrebungen derartiger Anstalten unzertrennlich verbunden ist. Akademien sind hauptsächlich ein Zufluchtsort der Mittelmäßigkeit.“ — In ihrem Eifer für die Reinerhaltung der Sprache, in der Verehrung, welche sie namentlich dem Petrarca zollten, übten jedoch diese Akademien einen verhängnisvollen Einfluss aus auf die Entwicklung der lyrischen Dichtung. Die Verehrung Petrarca's wurde wahrhaft abgöttisch und an Petrarca ist doch mehr die Form bedeutjam. Indem diese Akademien nur seine Verse studierten und erklärten, machten sie Petrarca's Manier zum Gesetz. Alle ahmten Petrarca nach.

und edult.

¹⁾ Tiraboschi. l. c. III, p. 366; IV, p. 390, 576 ff.

²⁾ Mariotti, Italien, S. 345.

Im sechzehnten Jahrhundert allein gab es 661 Petrarkisten. Es gab Gesellschaften, deren Mitglieder mindestens zwei Bände Commentare über die Reime Petrarca's geschrieben haben mußten. So wurde denn das So-
notti. Sonett die nothwendige Form für den Erguß dichterischer Gefühle.

Ruth bemerkt jedoch sehr richtig:¹⁾ „Der Dichter, welcher, noch eh' er in seinem Inneren einen Ausdruck, sozusagen eine geistige Melodie für den Drang seiner Gefühle gefunden hat, schon die kerkerartige Form der vierzehn Reime vor sich sieht, und nicht Kraft genug hat, sie zu zerbrechen, hat keinen andern Ausweg, als seine ganze Begeisterung, statt sie an dem Gegenstand zu nähren und zu erhalten, im Gegentheil auf ein Achtel zurückzuführen und das übrige durch den Verstand besorgen zu lassen. Daher ist das Sonett zum größten Theil Kopparbeit, bei der das Herz kaum irgend einen Antheil hat, und dann besonders Stilübung.“ — Es fehlt meist der göttliche Funke, die wahre lyrische Kraft.

Bembo. Als Erneuerer Petrarkischer Dichtungsart wird Pietro Bembo gepriesen.²⁾ Er ist ein vielseitiger Mann, Geschichtschreiber, Dichter — und seine lateinischen Dichtungen haben viel mehr Wert als seine italienischen — Staatsmann, Alterthümmler, Naturforscher.

Bembo ist geboren 1470 zu Venedig; sein Vater war Patrizier, bekleidete hohe Ämter in der Republik, gewährte Gelehrten großmüthig Unterstützung, auch ließ er in Ravenna Dantes Grabmal wiederherstellen. Der Sohn bekam eine glänzende Ausbildung, gieng 1492 nach Messina, um dort unter Constantin Lascaris in die griechische Literatur eingeführt zu werden; darauf besuchte er die Universitäten Padua und Ferrara, wo er innige Freundschaft mit Sadolet schloß. Bembo sollte dann in Staatsämter eintreten, hatte aber keine Neigung dazu. Dagegen wurde er Mitglied der von Aldus Manutius (gest. 1515) gegründeten Akademie und war thätig für die schöne Ausgabe der Classiker der Aldinischen Druckerei. Die Gelehrten in Ferrara zogen ihn in diese Stadt, der Fürst ehrte ihn hoch, Lucretia Borgia schenkte ihm ihr Vertrauen. Am Hofe von Urbino ward dann 1506 der gelehrte Mann willkommen geheißen. 1512 begab er sich nach Rom.

Papst Julius II. bewies ihm Günst, Leo X. ernannte ihn 1513 zu seinem Secretär und vielleicht ist nur die Neigung zur Morosina, mit der er in wilder Ehe lebte, schuld, daß er nicht Aussicht auf den päpstlichen Stuhl hatte. 1520 erholte er sich von einer Krankheit in Padua. Indes starb Leo X. und Bembo wollte in Ruhe seinen Studien leben. Darum blieb er in Padua und sein Haus war bald der Sammelplatz der Gelehrten, seltener Alterthümer und Münzen; in seinem Garten wurden seltene Pflanzen gepflegt; er lebte mit einem fürstlichen Glanz. Hier schrieb er 1529 seine „Geschichte von Venedig“.³⁾

Ge-
schichte
von
Venedig.

Bisher hatte die Republik über ihre Geschichte nur das Werk von Marc Antonio Sabellico. Ravagero hatte in zehn Büchern eine Geschichte von Venedig geschrieben, aber als er während seiner Gesandtschaft in Frankreich

1) Ruth, l. c. II, p. 636.

2) Tiraboschi, l. c. IV, p. 58—60. — Flamini, l. c. p. 127 ff., 173 f.

3) Flamini, l. c. p. 338 f.

zum Tod erkrankte, die Handschrift ins Feuer geworfen, weil er sie für mangelhaft erachtete. Nun machte sich Bembo an diese Aufgabe, aber ohne daß er von der argwöhnischen Regierung Zutritt zu den Archiven erhielt. Dagegen ist diese Geschichte im schönsten ciceronianischen Latein geschrieben. Sie umfaßt einen Zeitraum von 44 Jahren, von der Zeit an, wo Sabellico abgebrochen hatte, und geht bis auf den Tod Julius' II. Sein Urtheil ist oft oberflächlich, an Scharfsinn, an wahrhaft patriotischem Flug steht er weit hinter dem großen Doria zurück.

Bembo gebrauchte keinen Ausdruck, den er nicht im Cicero fand, und in gleicher Weise schwärmt er für Petrarca, wenn er italienisch schreibt. Die Italiener nennen ihn auch den zweiten Wiederhersteller ihrer Drik, aber es fehlt seinen geleckten Reimen an wahrer lyrischer Kraft; es ist studierte Schwärmerei, knechtische Nachahmung des Petrarca.¹⁾ Seinen lateinischen Dichtungen läßt sich Schwung, reine Sprache und Eleganz nicht absprechen, aber sie sind auch voll heidnischer Anschauungen.

Nach-
ahmung
Petrar-
cas.

Paul III. wollte so viel Wissen und Geist in seiner Nähe haben und ernannte Bembo 1539 zum Cardinal und berief ihn nach Rom. Jetzt trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein. Der Dichter wurde Priester und sein Leben wurde streng; er gab sich nun ganz dem Studium der Kirchenväter und den Pflichten seiner Stellung hin. Allgemein geachtet und beliebt, in hohem Ansehen beim Papst, starb Bembo in Rom 1547; dort ruht seine Leiche in der Kirche Santa Maria sopra Minerva zwischen Leo X. und Clemens VIII.

Bald fieng man an, im Sonett zu künfteln. Baldassare Castiglione schrieb Sonette, die nur einen einzigen Satz ausmachen.²⁾ Besser als seine Sonette ist sein Werk über die Pflichten der Hofleute („Il Cortigiano“).

Casti-
glione.

Castiglione war ein tapferer Krieger und ein ausgezeichnete Gelehrter und durch edlen Charakter und bewegtes Leben in hohen Kreisen am besten imstande, darüber zu schreiben, wie man bei Hof sich zu benehmen habe. Geboren 1478 in der Nähe von Mantua, erwarb er sich eine reiche Bildung, begleitete dann den Marschese Gonzaga 1499 nach Mailand und war Augenzeuge vom Einzug Ludwigs XII. 1504 trat er in die Dienste des Herzogs Guidobaldo von Urbino, in dessen Auftrag er 1506 als Gesandter zu Heinrich VII. nach England reiste, der ihn mit Zeichen der Achtung und Zuneigung behandelte; dann war er als Gesandter bei Ludwig XII. beschäftigt. Nach Guidobaldos Tod, 1508, bewies der neue Fürst Francesco Maria della Rovere ihm das gleiche Vertrauen, 1513 ernannte er ihn zum Grafen von Novellara und verwendete ihn als Gesandten bei Leo X. Castiglione war in Rom der Gegenstand der Bewunderung und Liebe der Gelehrten. Sadolet schreibt von ihm: „Er ist ein großer Mann, nicht bloß durch Adel und Geschlecht hervorragend, sondern auch durch jede ausgezeichnete Tugend; obgleich Soldat, umfaßt er doch alle Zweige des Wissens und ist zugleich der heiterste Gesellschafter.“ Im Auftrag Clemens VII.

¹⁾ Petrarchismo sagt Flamini, l. c. p. 170.

²⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 403, 531 ff. — Flamini, l. c. p. 368 f.

begab sich Castiglione 1524 nach Spanien und wurde bald ein Liebling Karls V. Als die Verhältnisse zwischen Papst und Kaiser sich trübten und 1527 des Kaisers Soldaten Rom verheerten und den Papst gefangen hielten, warf Clemens VII. ungerechtfertigtes Mißtrauen auf seinen Gesandten und Castiglione starb aus Kummer darüber 1529 in Toledo.

Baldi. Bernardino Baldi von Urbino (1553—1617) erfand die „Sonetti intrecciati“, deren Verse aus vierzehn Silben bestanden, wovon aber die drei ersten Silben wieder einen Vers für sich ausmachten, und mit den übrigen Versen reimten. Annibale Caro aus Istrien (1507—1566), der gebiegene Übersetzer des Virgil und Theokrit, wurde gepriesen nicht so sehr ob dieser Arbeit, sondern ob der mühsam zusammengestellten Wörter und ungewöhnlichen Reime seiner Sonette, in denen er Schwierigkeiten der Sprache suchte und überwand.

Caro. Auch Giovanni della Casa von Florenz (1503—1556) setzte seinen Ruhm in Häufung härterer Worte und ungewöhnlicher Reime. Es fehlt bei all diesen Dichtern aber an eigentlicher Seele.¹⁾ — Schön und gehaltvoll sind einige Sonette von Lodovico Ariosto, von Luigi Alamanni, namentlich aber die Sonette der edlen Vittoria Colonna.²⁾ Hier ist überraschende Kraft, tiefes Gefühl, edler Seelenschwung. — Zu den besten Dichtungen dieser Art gehören wieder die Leistungen des Torquato Tasso. Auch Machiavelli hat sich, nicht ohne Glück, in dieser Form versucht.

Satire. Zur satirischen Poesie hat der Italiener von Haus aus Neigung. — Scharfe Augen und böse Zunge — heißt es bei ihm und besonders bei dem Florentiner. Wir haben aber in dieser Richtung dieselbe Erscheinung, wie in der Komödie. Die Gelehrten ahmen kraftlos die Alten nach, Horaz und Juvenal, und vergessen über der strengen Beobachtung der Form den Inhalt. Die Volksdichter hingegen haben, wenn auch in Formlosigkeit, am meisten Kraft.

Ein wichtiger Satiriker ist Cesare Caporali aus Perugia. Die sogenannten Satiren Ariosts sind heitere poetische Sendschreiben an Freunde. In den Satiren des Creole Bentivoglio und Luigi Alamanni ist die Reinheit der Sprache von besonderem Werte. Der wichtigste Satiriker ist Pietro Nelli aus Bergamo (Satiro alla Carlona), lebhaft, treffend, derb, oft niedrig, sehr oft feindselig gegen die Kirche. Frivolität und Spottsucht sind Hauptmerkmale der burlesken Dichtung (burla = Spass, Schwank).

Berni. Der größte Meister in dieser Richtung ist Francesco Berni³⁾ aus Campovecchio in Toscana. Ihm gab alles, auch das ernsteste, nur Anlaß zu seinen Spässen (Bernescho).

Was ist grauenhafter als das Leben in einer Stadt, in welcher die Pest wüthet! Die größten Geschichtschreiber und Dichter haben wetterfeind ihre Schreden geschildert. Berni aber wußte sich mit dem Gedanken zu trösten: „Auch die Pest hat ihre guten Seiten, schon gleich die, daß alle Schufte vertilgt werden. Dazu

¹⁾ Ruth, l. c. II, p. 652.

²⁾ Ueber sie vergl. Bd. VII, S. 853 f. 5. Auflage.

³⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 162 f. — Flamini, l. c. p. 212 f. — Virgili, Francesco Berni, Firenze 1881.

Poesia
bur-
lesca.

Spass
über die
Pest.

läßt du auch Schulden machen, soviel du willst. Es gibt bei dem allgemeinen Tod keinen Gläubiger, welcher dich belästigt; kommt ja noch einer, so sage ihm, du habest Kopfschmerz oder Schmerzen am Arm und er wird weglassen und nie wieder kommen. Wenn du ausgehst, bist du nie im Gedräng, denn jeder läuft dem andern aus dem Weg. Du gehst wie ein großer Herr und lachst über alle. Man lebt unter neuen Gesetzen. Dem Menschen ist's erlaubt, närrisch zu sein. Man ißt nur guten Braten und besonders wird alle Arbeit gestrichen. Die Zeit wird zwischen dem Mittag- und Abendessen verschlafen. Alle Schulen werden geschlossen. Jeder macht, was er will; es ist die wahre Zeit der hehren Freiheit, das goldene Zeitalter des unschuldigen Zustandes."

Berni (geb. um 1496) stammte aus einer adeligen, aber armen Familie; mit neunzehn Jahren kam er nach Rom in die Dienste des Cardinals Bibbiena, später wurde er Secretär in der apostolischen Kanzlei. Er zog jedoch keinen Vortheil aus seiner Stellung, seine Abneigung gegen jede beharrliche Thätigkeit, sein Talent, über jeden Witz zu machen, waren schuld daran. In der Akademie der Bignaiuoli war er imstande, Lachen zu erregen, alles wurde unter seinen Händen zur Thorheit. Für classisch gilt bei den Italienern seine Uebersetzung des „Orlando innamorato“, den er mit einer Menge witziger Einfälle bereichert hat. Der Dichter lacht in einensfort selber über die romantischen Dinge, die er erzählt. Als Mann von feinem Geschmack zeigt er sich auch in seinen lateinischen Elegien, keiner von allen Italienern ist dem Catull so nahe gekommen. Berni zog sich in späteren Jahren auf ein Canonicat nach Florenz zurück; hier fand der heitere Mann einen tragischen Tod. Herzog Alessandro gieng ihn an, seinen Vetter, den Cardinal Hippolyt, zu vergiften, und da Berni sich weigerte, sich mit einem Verbrechen zu beslecken, so starb er selber am 26. Juli 1536 an Gift und kurz nach ihm der Cardinal. — Antonio Francesco Grazzini,¹⁾ genannt Lasca, aus Florenz, ist der talentvollste Nachahmer Berni's.

Noch sei hier der „Poesia pedantesca“ und „Maccaronica“ gedacht. Beide bestehen in einer lächerlichen Mischung der lateinischen und italienischen Sprache; die erstere ahmt die Affectation des Gelehrten nach, der viele lateinische Worte in sein Italienisch mischt; bei der zweiten denken wir unwillkürlich an einen unwissenden Schüler, der gelehrt thut, Latein reden will, aber in der Noth italienische Wörter braucht und ihnen lateinische Endungen gibt.

Poesia
pedan-
tesca.

Macca-
ronica.

Der Meister in der ersten Art ist ein Graf Camillo Scrofa aus Vicenza, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, bekannt unter dem Namen Fidenzio Glottocrisio Ludimagistro, daher auch der Name fidenzianische Poesie.²⁾ Der Meister der zweiten Art ist Teofilo Folengo,³⁾ oder nach angenommenem Namen Merlino Coccio.

Folengo.

Folengo stammt aus einer alten Familie in Cipada bei Mantua; geboren 1491, trat er 1509 in den Benedictiner-Orden. Sittliche Verirrungen trieben ihn zur Flucht aus dem Kloster, 1515 bis 1526 zog er nach abgeworfenem Ordenskleid unstat in der Welt herum. Die Anmuth seiner Bilder, die Mannig-

¹⁾ Flamini, l. c. p. 220.

²⁾ Ibid. p. 450.

³⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 181, 265.

faltigkeit und das Spannende seiner Erzählung, die Lebendigkeit seiner Schilderung zeigen, daß er ein wahres Dichtertalent besaß. Man erzählt, er habe anfangs in einem lateinischen Heldengedicht den Virgil übertreffen wollen, dann, als er fand, daß er ihm kaum gleichkomme, seine Arbeit ins Feuer geworfen und sei dann auf diese komische Ausdrucksweise verfallen, um wenigstens in einer Art den ersten Rang zu haben. So entstand sein reich mit unlauteren Spässen und mit Hohn über die conventionelle Phantasiewelt versehenes komisches Epos „Orlandino“, das er unter dem Namen Lincerno Pitocco von Mantua 1526 herausgab. Als er seine Verirrungen zu bereuen anfing, schrieb er das „Chaos del Triperuno“, ein oft dunkles und seltsames Werk, in welchem er bald in Prosa, bald in Versen, in Latein und Italienisch, sein Leben und seine Belehrung schilderte. Folengo kehrte in seinen Orden zurück und schrie, um seine Fehler wieder gutzumachen, das Gedicht „Dell' Umanità del Figliuolo“, aber seine ernste Poesie fand nicht so viele Leser, als seine Spässe und Zoten. Er starb 1544. Unter den größeren Gedichten, welche sein „Maecaronicon“ enthält, ist die „Moschea oder der Krieg der Fliegen und Ameisen“, eine Nachahmung von Homers „Batrachomyomachia“.

Lehrgedichte entstanden, namentlich im Schoße der Akademien, um diese Zeit in großer Anzahl, sie sind aber in der Regel ohne wahren Wert. „Lo Api“ — über die Bienezucht — von Giovanni Rucellai und „Dell' Agricoltura“ von Luigi Alamanni haben jedoch einzelne Stellen von wahrer Schönheit.

Geschichte.

In der Geschichtschreibung treten uns die Florentiner mit bedeutenden Leistungen entgegen, nicht bloß was die Erfassung politischen Lebens, sondern auch was Eleganz und Reinheit des Stiles anlangt. Vor allen merkwürdig ist wegen seines gedankenreichen Stiles Machiavelli, ein Name, der heute noch von den einen mit Bewunderung, von den andern mit Abscheu genannt wird: merkwürdig als Geschichtschreiber, als Staatsmann, als Dichter und als Mensch so tugendhaft, als man es sein kann ohne Glauben und ohne Liebe, seine Hoffnung auf ein freies einiges Italien brach mit seinem Leben zusammen. Seine Schriften sind auch wichtig als ein Bild des damaligen Zeitgeistes.

Machiavelli.

Machiavelli — eigentlich Niccolò di Bernardo dei Machiavelli¹⁾ — ist geboren am 3. Mai 1469 in Florenz aus alter Familie.²⁾ Die Machiavelli waren als Welfen nach der Schlacht bei Montaperto verbannt und lieferten nach ihrer Rückkehr der Republik 53 Prioren und 13 Bannerherren. Sein Vater war Rechtsgelehrter, aber wenig bemittelt, seine Mutter war eine Freundin der Wissenschaft und Dichtung. Aus seiner Jugend wissen wir wenig, nur daß er im sechzehnten Jahre den Vater verlor, daß er unter Vormundschaft der Mutter und unter Leitung des Marcellus Virgilius den Studien des classischen Alterthums sich widmete, daß seine Jugend in die glückliche Zeit Italiens fiel, welche Guicciardini mit den Worten schildert: „Eingewiegt gänzlich in tiefsten

Geschichte Italiens.

¹⁾ Tiraboschi, l. c. III, p. 532 ff. — Flamini, l. c. p. 7—42. — Villari, Niccolò Machiavelli und seine Zeit. Deutsch von Mangold und Heuser. 3 Bde. Leipzig 1877—1885.

²⁾ Cenni biografici su Niccolò Machiavelli, p. IX—XL in der Gesamtausgabe seiner Werke. Milano 1858.

Frieden und Ruhe, angebaut nicht minder an den gebirgigsten und unfruchtbarsten Stellen, wie in den Ebenen und fruchtbarsten Gegenden, keiner andern Herrschaft unterthan als seinen eigenen Regenten, strömte Italien nicht bloß von Reichthum über und Einwohnern, sondern war es auch aufs höchste verherrlicht durch die Pracht vieler Fürsten, durch den Glanz vieler edelster und schönster Städte, durch den Sitz und die Majestät der Religion, war es reich an den ausgezeichnetsten Männern in der Verwaltung des Gemeinwesens und an den edelsten Geistern in jeder Wissenschaft und in jeder sinnreichen Kunst!“ Namentlich war es eine glückliche Zeit für die Vaterstadt Florenz. Macaulay spricht wahr: Florenz.
 „Mit besonderem Vergnügen muß jeder gebildete Geist bei dem schönen, dem glänzenden, dem ruhmvollen Florenz verweilen, den Sälen, die von den Schergen des Pulci ertönt, der Cella, wo die mitternächtliche Lampe des Polizian blinkte, den Statuen, auf welche das junge Auge Michelangelos mit der Blut einer verwandten Begeisterung blickte, den Gärten, in denen Lorenzo irgend ein geistfunktendes Lied für den Waitanz der italienischen Jungfrauen erkann. Ach der schönen Stadt, ach dem Geist und Wissen, dem Genius und der Liebe!“

Diese heitere Zeit nahm ein Ende, seit 1494 die Franzosen in die Halbinsel kamen und ihre Besiznahme von Neapel die Spanier reizte, sich gleichfalls in die italienischen Angelegenheiten zu mischen. Mit der Unabhängigkeit war es aus, in Paris oder Toledo wurden die Würfel über Italien geworfen. Machiavelli gehörte zur republikanischen Partei, er trat unter Leitung des Virgilius 1494 in den Staatsdienst, sein Lehrer wurde 1498 Kanzler und Machiavelli 1499 Staatssecretär und in dieser Stellung blieben beide bis 1512, wo die Medici zurückkehrten. Der Staatssecretär mußte die Berathungen protokollieren, die Correspondenz mit andern Staaten führen und die Verträge abfassen. Staatssecretär.

Aber Machiavelli hatte noch viel schwierigere Aufgaben: er vertrat Florenz dreiundzwanzigmal als Gesandter und in Fällen von höchster Wichtigkeit. Die Wohlfahrt des Staates hieng damals oft von der Geschicklichkeit des Gesandten ab. Er mußte, wie der genannte englische Geschichtschreiber bemerkt, jede Schwäche des Fürsten entdecken und des Günstlings, der ihn beherrschte, er mußte in jede Laune sich schicken, jeden Verdacht einschläfern, jeden Wink sammeln, alles beobachten, alles tragen. Gesandter.

In den Jahren 1500, 1510 und 1511 war Machiavelli bei Ludwig XII. in Paris, Blois, Nantes, Tours, 1502 bei Cesare Borgia, 1503 und 1506 bei Julius II. in Rom, 1507 und 1509 bei Kaiser Maximilian I. Nach der Pflicht der Gesandten, über alles Merkwürdige zu berichten, machte auch Machiavelli Meldung über die Absichten und Anlagen der Herrscher, über die bürgerlichen und sittlichen Zustände der Völker.

Seine Gesandtschaftsberichte¹⁾ bilden eine der belehrendsten Sammlungen für die Geschichte jener Zeit. Wir bewundern den scharfen Blick, mit dem er Fürsten und Völker erfasset, und die lebendige Art, wie er sie darstellt. In großen und scharfen Umrißen zeichnet er Völker und Fürsten. Gesandtschaftsberichte.

¹⁾ Legazioni, Ritratti, Sopra le cose d'Alomagna, Delle cose di Francia.

Franzosen.

Von den Franzosen zum Beispiel sagt er: „Den augenblicklichen Gewinn oder Nachtheil schlagen sie so an, daß sie die früheren Wohlthaten schnell vergessen und sich um zukünftiges Glück oder Unglück wenig bekümmern. Sie sind freigebig, aber nur mit Worten. Unglück macht sie sehr niedergeschlagen und Glück übermüthig. Sie sind eitel und leichtsinnig. Wort halten sie, wie man von den Siegern erwarten kann. In vielen Dingen schätzen sie die Ehrensachen gering. Den Ruhm und die Sprache der Italiener hassen sie.“ — Von Deutschland sagt er: „Es ist reich an Schätzen, blühend durch die Menge seiner Bewohner und sehr kriegerisch und doch ist der Kaiser machtlos. Denn einmal wollen weder die Fürsten, noch die freien Städte seine Macht vergrößert wissen, denn sie sehen ganz gut ein, er werde, wenn er eine größere Hausmacht erwerbe, keine dringendere Sorge kennen, als die Macht der Fürsten zu brechen, und sie ganz seiner Willkür zu unterwerfen, wie der König von Frankreich, Ludwig XI., vor nicht gar langer Zeit gethan hat, indem er durch die Besiegung der einen und die Ermordung der andern die übrigen so unter seine Gewalt und Botmäßigkeit brachte, daß sie jetzt friedlich nach seinem Wunsche leben; das nämliche Los werde aber auch die freien Städte treffen. Sie würden ihn nicht mehr auf sein Ansuchen und seine Bitte, wie es bisher üblich war, sondern auf seine Befehle mit Geld unterstützen müssen. Dann leben Fürsten und Städte, wie unbekannt ist, nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße miteinander. Denn die Städte sind stolz und genießen die Gunst des Kaisers, damit sie ihm helfen, die Macht der Fürsten niederzuhalten, denn er allein vermag dies nicht. Auch die freien Städte und die Schweizer, deren Hilfe sich der Kaiser ebenfalls bedient, sind von gegenseitigem Hasse entflammt. Dies könnte allerdings sonderbar erscheinen, weil sie den nämlichen Gesichtspunkt vor Augen haben, Schutz der Freiheit und Furcht vor den Fürsten, sondern auch die Adelligen hassen, indem in ihren Cantonen keine andere Ungleichheit herrscht, als daß Einige Ämter verwalten.“

Cesare Borgia.

Wichtig sind namentlich Machiavellis Berichte über seinen Aufenthalt bei Cesare Borgia. Die merkwürdigen Eigenschaften dieses Mannes, „in welchem die politische Moral Italiens mit den strengeren Zügen des spanischen Charakters vermengt oder personifiziert war“, machte einen tiefen Eindruck auf den Florentiner; wir sehen in den Berichten den meisterhaften Beobachter eines ebenso verschlossenen als kühnen und thatkräftigen Staatsmannes. Jeder sucht den andern zu ergründen, zu gewinnen und zugleich mit schlau abgemessener Offenherzigkeit über sein Ziel im Unklaren zu halten. Machiavelli bewundert in Borgia die Fülle von Klugheit und Kraft; wenn damit der Idealismus Savonarolas verbunden wäre, dann wäre auch der Mann gefunden, der Italien einigen und retten könnte. Denn für die Einheit Italiens, für seine Befreiung aus der eisernen Umarmung durch die Fremden schwärmen Machiavelli und so viele hochsinnige Italiener jener Zeit.

Absetzung.

Aber es kam anders. Die Fremden blieben und in ihrem Gefolge kehrten 1512 die Medici nach Florenz zurück. Machiavelli ward seines Amtes und des Rechtes beraubt, das Stadthaus zu betreten, er wurde auf das Gebiet von Florenz verbannt. Als die Verschwörung des Capponi und Boscoli entdeckt wurde, kam Machiavelli in den Verdacht der Theilnahme und wurde gefangengeführt und gefoltert, und erst wieder frei, als Johann von Medici unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Zu arm, um in Florenz mit Frau und Kindern leben zu können, zog sich Machiavelli auf sein Gutchen Strada bei San Casciano zurück.

Von hier schreibt er, der an die glänzendsten Ehrenstellen und an Beschäftigung mit großen Fragen gewöhnt war, im Schmerz über seine unrühmliche Muße: „Mit Sonnenaufgang erhebe ich mich vom Lager und gehe ins Gehölz und beschaue die Arbeit meiner Holzhauer. Dann in ein Wäldchen, indem ich ein Buch bei mir trage, entweder den Dante oder den Petrarca, oder einen von den kleinen Dichtern, Tibull und Ovid, und lese ihre süßen Leiden und Liebeshändel. Dann gehe ich auf der Straße fort, rede mit den Borübergehenden und merke mir die ungleiche Denkart der Menschen. Unterdessen wird es Zeit zum Mittagessen, wo ich dann mit meiner Familie die Speisen esse, die mir mein armes Landgütchen und mein kleines Vermögen liefern. Nachher Trictrac-Spiel im Wirtshaus und Streit mit Bauern. Wenn ich so mit diesem gemeinen Zeitvertreib beschäftigt bin, so erheitere ich meinen Sinn und vergesse mein trauriges Schicksal, indem ich zufrieden bin, auf diesem Wege fortzuwandeln, um zu sehen, ob sich dasselbe nicht darob schäme. Abends gehe ich nach Hause zurück und begeben mich in mein Schreibzimmer; beim Eintritt in dasselbe lege ich mein ländliches Kleid, voll Schmutz und Roth ab, und ziehe königliche und amtliche Gewänder an und erscheine dann, anständig gekleidet, an den Höfen der alten Menschen, wo ich liebevoll aufgenommen mich mit jener Speise sättige, die allein mein Ist und für die ich geboren bin; daselbst scheue ich mich nicht, mit ihnen zu reden und sie nach dem Grunde ihrer Handlungen zu fragen, worauf sie mir nach ihrer Artigkeit antworten; und während einer Zeit von vier Stunden fühlte ich weder Langweile noch Kummer, fürchte nicht die Armut und erschreckte nicht vor dem Tode — ich lebe ganz in ihnen. Und weil Dante sagt: ‚Da es keine Wissenschaft gibt, ohne das Verstandene aufzubewahren‘, so habe ich das alles aufgezeichnet, was ich in ihrem Umgang gewonnen habe, und ein Buch von den Fürstenthümern verfaßt, wo ich mich nach Kräften in die Gedanken über diesen Gegenstand hineinarbeite, untersuchend, was eine fürstliche Regierung sei, wieviel Arten derselben es gebe, wie sie erworben werden und zugrunde gehen. Einem neuen Fürsten dürften sie angenehm sein, deshalb richte ich sie an Julian.“¹⁾

Das Werk seiner Studien, das Werk, wozu ihn die Alten begeisterten, war der „Principe“ und die „Discorsi sulla prima Deca di Tito Livio“. Beide sind im gleichen Geiste geschrieben, haben das gleiche Ziel, den gleichen Ausgangspunkt, und doch hat das Buch über den Fürsten den Namen Machiavelli dem allgemeinen Abscheu überantwortet, während die Betrachtungen über die zehn ersten Bücher des Livius als ein Werk des höchsten Scharfsinns gepriesen werden. Desungeachtet ist der Unterschied nur der, daß im „Fürsten“ die Anwendung derselben Grundsätze von Seite eines einzelnen Mannes geschildert wird, in den Betrachtungen über Titus Livius dagegen von Seite eines ganzen Volkes dargestellt wird.

Machiavelli hörte, daß Giuliano Medici, ein Bruder Pietros II., ein neues Fürstenthum erwerben sollte; für ihn schrieb er sein „Buch vom Fürsten“, um zu zeigen, wie er sich darin behaupten und dasselbe stark machen könne. Als Giuliano, für den er es schrieb, im Jahre 1516 starb, widmete er es Lorenzo

¹⁾ So empfiehlt er sein „Buch vom Fürsten“.

Medici, dem Sohne Pietros II. Die Unthätigkeit war ihm unerträglich, sein politisches Talent mochte er nicht vergraben, darum schreibt er an Vettori: „Die Noth zwingt mich, dieses Buch zu veröffentlichen, ich kann nicht länger in dieser Lage bleiben, ohne daß mich die Armut verächtlich macht. Möchten die Medici mich verwenden; wenn sie nur mein Buch lesen, so werden sie sehen, daß ich meine fünfzehn Jahre im Staatsdienst nicht verschlafen und nicht verspielt habe. Einen Mann von solcher Erfahrung sollte jeder zu benutzen suchen. Meine bisherige Ehrenhaftigkeit — ich bin jetzt dreiundvierzig Jahre alt — und meine Noth sind die beste Bürgschaft für meine Treue.“ — Lorenzo Medici jedoch kümmerte sich ebensowenig um das Buch als um den ehemaligen Staatssecretär.

Dichtungen.

Macchiavelli suchte Trost in der Dichtung. Das „Decennale primo o compendio delle cose fatte in dieci anni in Italia“ behandelt im Versmaß des Dante das Unglück Italiens von 1494 bis 1504, das „Decennale secondo“, das Unglück von 1504 bis 1514. Dann entstand die Komödie „Mandragola“, die unter großem Beifall, auch Leos X., in Florenz aufgeführt wurde, und von der Voltaire meint, sie wiege allein alle Stücke des Aristophanes auf, von der aber Macaulay viel richtiger sagt: daß sie unter den besten Werken Molières stehe. Ihr folgten die „Clizia“, die „Commedia sine nomine“ und dieser die „Commedia in versi“. Die „Capitoli“ sind merkwürdig durch die Kraft des Wortes wie der Gedanken, bitteren Scherz enthalten die „Canti Carnascialeschi“. Von dem „Asino d'oro“ in acht capitoli sagt Voltaire: „Er ist eine Verhöhnung der Zeitgenossen; ein Florentiner ist in eine Krage, der andere in einen Drachen verwandelt, der dritte in einen Hund, welcher den Mond anbellt, der vierte ist ein Fuchs, welcher sich nicht fangen läßt. Jeder Charakter ist unter dem Bilde eines Thieres dargestellt; wer den Schlüssel zu dieser komischen Verwandlung hätte, besäße ein Bild des damaligen Standes der Parteien in Florenz.“ Die „Novella di Belfegor“ — gefällig angelegt und erzählt — ist eine Satire auf die Frauen: der Verfasser soll unglücklich verheiratet gewesen sein.

Discorsi.

Wichtiger sind die Untersuchungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius; sie sind einem Kreise von Freunden gewidmet, Buondelmonti, Strozzi, Rucellai, Luigi Alamanni, welche ihn in seiner Noth oft mit ihrer Börse unterstützten. In den Gärten Rucellais suchten diese durch Geist und Stellung ausgezeichneten Männer oft Belehrung und Trost bei Macchiavelli; ihnen widmete er jetzt diese Betrachtungen, um zu zeigen, wie man die Geschichte behandeln müsse, die nicht bloß eine Zeitrechnung, sondern eine Lehrerin der Menschheit sei, um sie durch die Schilderung der Tugenden des alten Rom und der Laster der Gegenwart zur Nachahmung der ersteren und zur Wegräumung der letzteren anzuspornen; denn es sei Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, andere auf das Gute, das er selbst wegen des widrigen Geschickes nicht ausführen kann, aufmerksam zu machen, damit von den vielen, die es können, vielleicht einer, dem der Himmel günstig ist, dasselbe vollbringe. In so vielen Dingen beachte man zudem das Alterthum, doch nur darin nicht, wo es am größten ist: in der Verwaltung der Republik, in der Beherrschung einer Monarchie, in der Anordnung des Kriegswesens, in der Führung des Krieges, in der Rechtspflege, in der Erweiterung des Gebietes,

habe noch kein Regent, kein Heerführer oder ein Freistaat sich nach dem Beispiele der Alten gerichtet.

Das gleiche Ziel hat das Gespräch „Von der Kriegskunst“, ¹⁾ welches 1521 erschien. Nachdem im Eingange dem edlen Jünglinge Cosmus Rucellai ein herrliches Todtenopfer gebracht ist, schildert er eine der letzten Unterredungen in dessen Gärten und spricht, unter dem Namen des Fabrizio Colonna, mit männlichem Freimuth seine eigenen Ansichten über das Militärwesen aus: „Unsere Fürsten meinten, ehe sie von den Waffen der Feinden niedergeschlagen wurden, es sei für sie schon genug, wenn sie nur wüßten, auf Briefe eine schlaue Antwort zu geben, in Worten und Reden Wiß und Geist zu verrathen, irgend eine Intrigue zu spielen, sich mit Gold und Edelsteinen zu schmücken, glänzender zu schlafen und zu leben als die übrigen Menschen, ihre Unterthanen stolz und habfüchtig zu behandeln, in Trägheit zu schleunern, jeden zu verachten, der es wagte, sie eines Besseren zu belehren, und zu verlangen, daß man ihre Stimme für ein Orakel halte. Daher wurden sie auch die Beute der Fremden.“ — Womit will Machiavelli helfen? Mit der Nachahmung der Römer, bei denen die Pflichten eines guten Bürgers die Kenntnisse des Krieges und Friedens umfaßten. Der Fürst muß im Kriege anführen und jeder für das Vaterland den Feind bekämpfen können; die Nationalbewaffnung muß an Stelle der Mietstruppen treten. Die Schweizer bestehen aus Lanzenträgern, wie die griechische Phalang, die Spanier sind wie die römischen Soldaten mit Schwert und Schild bewaffnet. Die Phalang erlag der Überlegenheit der Legion, die Schweizer wurden geschlagen von den Spaniern. Machiavelli rath, beide Systeme derart zu verbinden, daß man die vordersten Reihen, um die Reiterei abzuhalten, mit Lanzen ausstatte, die Rückhut mit dem Schwerte; er rath ferner, daß man das Fußvolk der Reiterei vorziehe und besetzte Lager den besetzten Städten und rasche Bewegungen den vorsüchtlichen und langsamen Stellungen der Condottieri. Die Vaterlandsliebe gibt dem ganzen Gespräch einen warmen und edlen Ton. Das Bild eines vaterländischen Helden versucht er in seiner Schrift „Castruccio Castracani“ zu zeichnen. Dieser ist nach ihm ein Mann, der, durch Talent und Glück begünstigt, von dunkler Herkunft sich zur Oberherrschaft emporshawang und dieselbe, wie durch Tapferkeit und Kriegskennntnis, so durch Wohlwollen, Strenge und Klugheit bewahrte, — nach Machiavelli eine Art Herrscher-Ideal.

Leo X. übersah einen Mann wie Machiavelli nicht: er verlangte 1514 seinen Rath über die Stellung des heiligen Stuhles gegenüber Frankreich, 1519 über die Einrichtung, die er Florenz geben sollte. Der ehemalige Staats-

Arte
della
guerra.

Wie das
Heer sein
soll.

Castruc-
cio.

Florenz.

¹⁾ Dell' arte della guerra.

richtigen Bestimmung dieser Rechte hänge die Liebe zur neuen Ordnung der Dinge ab. Der Staat solle so geordnet werden, dass er sich selbst zu regieren fähig sei, während Leo X. ein Auge zudrückte.

Julius Medici, der spätere Papst Clemens VII., suchte durch Gefälligkeit und Verföhllichkeit die Parteien zu beschwichtigen. Machiavelli aber erhielt den Auftrag, eine Geschichte von Florenz zu schreiben, und so entstand ein in seiner Art classisches Werk, reich an scharfsinnigen Urtheilen und allgemeinen Ideen, unparteiisch, soweit ein Geist seiner Art es vermochte.

Machiavellis Seele ist ganz mit antiken Anschauungen erfüllt, den Geist des Mittelalters vermag er nicht zu fassen. Daher seine schiefen Urtheile über das Papstthum, dessen Bedeutung er nicht begreift. „Alle Kriege, welche seit der Papst die Hilfe des Frankenkönigs anrief, von den Fremden in Italien geführt worden sind, wurden größtentheils von den Päpsten veranlasst, indem alle Fremden, welche unser Vaterland überschwebten, meist von ihnen herbeigerufen worden sind. Diese Politik dauerte auch in unsern Tagen noch fort, und sie war es, welche Italien in Uneinigkeit und Schwäche erhalten hat und noch erhält.“ — So sagt er an einer andern Stelle: „Da die Päpste immer denjenigen fürchteten, dessen Macht in Italien groß geworden war, wenn sie auch durch die Begünstigung der Kirche heranwuchs, und sie dieselbe zu unterdrücken suchten, so entstanden die häufigen Unruhen und Veränderungen, welche in unserem Vaterlande erfolgten; denn die Furcht vor einem Mächtigen erhob einen Schwachen und veranlasste, dass man ihn nach seiner Erhebung fürchtete und gerade aus dieser Furcht zu stürzen suchte.“

Demnach wären die Päpste an allem Unglück Italiens schuld. Er beachtet nicht, dass die alte Welt in sich zusammenfiel, weil sie keine Lebenskraft mehr hatte, dass nur die Kirche die Menschheit aus einer entsetzlichen Sittenverwilderung herausgezogen, dass sie die Barbarei gemildert, dass sie die schönsten Theile der alten Cultur für die Menschheit gerettet hat, dass in der Kirche eine Einigung nöthig war, wenn sie nicht selber in den Stürmen untergehen sollte, dass nur Italien der Sitz dieser Regierung sein konnte, als Hauptland der alten Bildung und des alten Weltreiches, und dass Italien, auch wenn es zerplittert blieb, eine unendlich größere, edlere Rolle spielte, indem es den Völkern das Evangelium verkündete, als in der alten Zeit, wo es den Völkern das Herz brach. Bei all seinem Scharfsinn, bei all seiner Regsamkeit ist Machiavelli doch sehr einseitig, er beobachtet aufs genaueste alle Geseze, in denen sich das Leben bewegt, aber die wahre Seele des Lebens ist ihm doch nicht aufgegangen.

Schon Gerwinus meinte, an dem echten Sohne der italienischen Erde seien auch die Mängel charakteristisch, und nie habe der Süden von Europa jene feinere Seite der Natur des Menschen gekannt, die Gemüthlichkeit der

Die
Päpsteund
Italien.Italien
heimlich.

christlich.

Wahrheit.

Germanen, die sich übrigens auch in den alten Zeiten Griechenlands, namentlich im Homer, finde. „Hätte Machiavelli in seiner Jugend Homer und die Blüte der griechischen Dichtkunst kennengelernt, sie hätten seinen regen Kopf und seine offene Seele unfehlbar mit ihren Ideen und Gefühlen bereichert.“

Machiavelli ist eine altrömische, einseitige Natur, für die höchsten und zartesten Regungen im Seelenleben der Völker ist ihm Auge und Ohr verschlossen. Aber in der Darstellung gewisser Richtungen des Staatslebens ist er ein großer Meister. Niemand weiß besser die Tiefen des Menschenherzens zu sondieren, ganze Reihen von Ereignissen auf ein Gesetz zurückzuführen und schlagender zu charakterisieren und in einem einzigen sinnschweren Satz ihren Wert zuspitzen. Er ist unter den florentinischen Geschichtschreibern der Thukydides, während der farbenreiche Villani ihr Herodot ist.

Die ersten geschichtlichen Aufzeichnungen in Florenz sind Familienchroniken, Genealogien mit beigelegten Actenstücken über Rechte eines Hauses, mit beigefügter Erzählung der Zeitbegebenheiten; sie enthalten unverhüllte naive Wahrheit, waren nicht für die Öffentlichkeit berechnet, hin und wieder wurde sogar ihre Geheimhaltung den Nachkommen zur Pflicht gemacht.

Solche Ricordanzen hat Malaspina seiner „*Historia florentina*“¹⁾ der ersten Geschichte in der italienischen Volkssprache, zugrunde gelegt, sie reicht vom Anfange der Stadt bis 1281 und enthält viele Volkserzählungen und Stadtsagen ohne Kritik. Dann hat Dino Compagni die „*Geschichte seiner Zeit*“²⁾ 1280 bis 1312, deren Parteileben er als wackerer Patriot und in bedeutender Stellung — 1293 war er Bannerherr — durchmachte, frei von Parteigeist und mit staatsmännischem Sinne in gewiegtem Stile geschrieben, sparsam in Lob und würdevoll im Tadel. Dino gehört zu der Partei der Weißen und wurde wahrscheinlich 1302 aus Florenz verbannt,³⁾ in seiner Geschichte ist er aber weniger Parteimann als Patriot und sieht, wie Dante, in Heinrich VII. die Hoffnung Italiens.

Giovanni Villanis „*Chronik*“⁴⁾ reicht bis 1348 und beschränkt sich nicht bloß auf Florenz, sondern gibt sehr oft über gleichzeitige Ereignisse im übrigen Italien und in Frankreich Nachricht; er ist farbenreich, wohl ausgestattet mit dem Talent, zu erzählen, nimmt aber auch auf Handelsinteressen, auf das Geldwesen, auf religiöse Fragen Rücksicht, wie auf Politik, und wurde wegen seiner Anmuth und Vielseitigkeit einer der gelesensten Schriftsteller. Er ist ein wackerer Charakter und will im Parteileben Milderung und Versöhnung; in seiner Vaterstadt war er oft in hohen Stellen und auswärts als Gesandter beschäftigt. — In seinem Sinne setzte sein Bruder Matteo Villani sein Werk bis 1363 fort und dann sein Nefse Filippo, wenn auch nicht mit dem gleichen Talent.⁵⁾

Malaspina.

Ricordanzen.

Dino Compagni.

Villani.

¹⁾ Tiraboschi, l. c. II, p. 140.

²⁾ Cronaca delle cose ne' tempi suoi, Gaspari, l. c. I, p. 360–369.

³⁾ Vergl. Bd. VI, S. 49, 51 u. 63 dieses Werkes. 5. Auflage.

⁴⁾ Gaspari, l. c. I, p. 369–377.

⁵⁾ *Chroniche di Giovanni, Matteo e Filippo Villani*, 2 voll. 4^o. Trieste 1857–1858. — Tiraboschi, l. c. II, p. 386 ff.

Das
Zubi-
läum.

Bei all seiner Lebenserfahrung, bei seiner Neigung, die wahren Ursachen aller Ereignisse aufzufinden, bei seiner kaufmännischen Art, alles auf den Geldwert zurückzuführen, ist Villani zugleich sehr fromm. Er erzählt vom großen Jubiläum unter Papst Bonifaz VIII.: „Auch ich wallfahrte nach Rom, und als ich die großen und alten Dinge sah, welche diese Stadt birgt, und als ich die Geschichte der großen Thaten der Römer las, wie Virgil, Sallust, Lucan, Titus Livius, Valerius, Paulus Orosius und andere Meister der Geschichte sie beschreiben, welche die kleineren Dinge, wie die großen schildern, um die Nachwelt zu belehren, so entlich ich Form und Schreibart von ihnen, obichon ich kein würdiger Schüler zu einem so großen Werke bin. Aber, wenn ich erwog, daß unsere Stadt Florenz, die Tochter Roms, im Zuge emporzusteigen und sich zu großen Dingen zu erheben und dagegen Rom im Verfall begriffen ist, so schien es mir angezeigt, in diesem Buche alle Thaten und die Anfänge der Stadt zu verzeichnen und den Faden der vergangenen und gegenwärtigen und zukünftigen Dinge zu suchen und zu zeigen. Und so sieng ich denn nach meiner Rückkehr von Rom, mit der Gnade Christi, im Jahre 1300 an, dieses Buch zusammenzustellen zum Ruhme Gottes und des heil. Johannes und zur Ehre unserer Stadt Florenz.“

An plastischer Darstellung erreicht Villani den Froissart nicht, mit welchem er oft verglichen wird, dagegen hat er mit Comines viele Ähnlichkeit, besonders im praktischen Urtheil. Wichtig sind insbesondere seine Bemerkungen über Handel und Industrie, nirgends können wir uns besser über die Geldverhältnisse jener Zeit unterrichten. Bei allem Sinne für Statistik jedoch den höheren Sinn für geschichtliches Leben nicht zu verlieren, ist ihm, wie so vielen Florentinern, eigenthümlich.

Velluti.

Die „Chronica di Donato Velluti“ (1300—1370) reicht weit nicht an die Bedeutung des Geschichtswerkes von Villani, sie ist eine naive Arbeit eines Beamten, der oft zu Gesandtschaften verwendet wurde.¹⁾ Überhaupt ist in dem vierzehnten Jahrhundert ein Rückschritt in der Geschichtschreibung bemerkbar. Buoninsegni²⁾ schließt sich enge an Villani an, ohne aber dessen schöne Erzählungsgabe zu besitzen.

Dati.

Goro Dati schildert in seiner „Istoria di Firenze“ (1380—1405) die Geschichte treu und echt, formlos, weitschweifig, ohne höheren Geist. Ähnlich ist die „Chronica di Giovanni Morelli“ von 1348 bis

Morelli.

1437, gewissenhaft und breit, dabei reich an praktischer Lebensweisheit und guten Sprüchen.

Das Erwachen des Studiums des classischen Alterthums verdrängte dann auf einige Zeit durch einen großen Theil Italiens die lebenswarmen Schilderungen in der Sprache des Volkes. Livius wird nicht bloß in seinen Reden nachgeahmt, sondern auch in andern Eigenthümlichkeiten seiner Darstellung, und wir fühlen überall, daß der Boden des Thatsächlichen unter unsern Füßen schwankt.

Scala.

Scala (1430—1497), der Feind Polizianos, gehoben durch die Medici, wollte zwanzig Bücher florentinischer Geschichte schreiben, beendigte aber bloß

¹⁾ Tiraboschi, l. c. II, p. 388.

²⁾ Historia fiorentina.

fünf, und kam nur bis auf den Krieg des Konradin. — Leonardo Bruni Leonardo Bruni Accetino., der für den größten Gelehrten seiner Zeit galt, setzte den Scala fort, nicht ohne Geist und Eigenthümlichkeit.¹⁾ Machiavelli benutzte ihn, aber man vermist an ihm, daß er die inneren Angelegenheiten nicht berührt. — Poggio²⁾ Poggio. schildert die florentinischen Kriege zwischen 1350 und 1455, berührt aber gleichfalls die inneren Angelegenheiten nicht. Er war ein Mann von umfassendem Wissen, viel auf Reisen, weltfahren, geboren 1380 in Como, gebildet in Padua, zuerst Arzt, 1402 päpstlicher Secretär und dann nahezu fünfzig Jahre im Dienste der Curie, deren Veteran er sich auch nennt, 1452 bis 1459 Kanzler in Florenz und dort hochgeehrt. In dieser Eigenschaft schrieb er die „Florentinische Geschichte“, das umfassendste unter seinen vielen Werken. Seine Parteilichkeit hat aber schon Sanazzaro in dem Verse getadelt:

„Dum patriam laudat, damnat dum Poggius hostem,
Nec malus est civis, nec bonus historicus.“

Wald kehrten die Florentiner wieder zur Darstellung in ihrer schönen Sprache zurück. Gino Capponi beschrieb den „Tumulto dei Ciompi 1378—1419“, ein Werkchen, merkwürdig durch scharfe und richtige Beurtheilung und einfache, anschauliche Erzählung. Sein Sohn, Neri Capponi, schilderte die Eroberung Pisas und die Ereignisse in den Jahren 1419 bis 1456 in dem viel gelobten „Commentarii di Neri di Gino Capponi“. — Eines der besten historischen Werke schrieb der reichbegabte Freund Machiavellis Bernardo Rucellai³⁾ Bernardo Rucellai. über den Feldzug Karls VIII. nach Italien.⁴⁾ Die ganze Haltung desselben zeigt, daß Machiavelli mit seiner Richtung nicht allein stand.

Machiavellis „Florentinische Geschichten“ beginnen mit der Völkerwanderung und enden mit dem Jahre 1492. Er wollte ursprünglich mit dem Jahre 1434 beginnen, fand aber, daß die zwei Hauptgeschichtschreiber Leonardo di Arezzo und Poggio zwar in der Beschreibung der Kriege der Florentiner sehr sorgfältig waren, aber die Partaikämpfe im Innern entweder gänzlich verschwiegen oder allzu kurz darstellten, entweder, weil ihnen die Vorfälle unbedeutend vorkamen, oder weil sie die Nachkommen derjenigen nicht beleidigen wollten, die durch ihre Erzählung hätten angeklagt werden müssen.⁵⁾ Ge-
schichte
von
Florenz.

„Wenn in der Geschichte etwas ist, was vergnügen oder belehren kann, so kann es dasjenige, was man mit Genauigkeit darstellt; wenn eine Lehre den Bürgern, welche die Republiken lenken, nützlich ist, so ist es diejenige, welche ihnen die Ursachen der Feindschaft und Zwietracht in den Staaten zeigt, auf daß sie, durch fremde Gefahr weise, sich einig verhalten mögen. Wenn aller Republiken Beispiel das Gemüth anregt, so regen es die, welche man von der eigenen liest, bei weitem am meisten an und bei weitem größer ist ihr Nutzen. Und wenn irgend einer Republik Spaltungen jemals denkwürdig waren, so sind

1) Tiraboschi, l. c. III, p. 100 ff.

2) Ibid. p. 103 f.

3) Ibid. p. 86, 107.

4) Bernardi Oricellarii de bello Italico comment.

5) Proemio dell' autore.

die Florentinischen höchst denkwürdig; denn die größte der übrigen Republiken, von denen man einige Kenntniss hat, ließ es bei einer Spaltung bewenden, durch welche sie, nach Maßgabe der Umstände, ihren Staat bald zur Größe, bald zum Untergange geführt hat. Daselbe that Athen, daselbe thaten alle die übrigen Republiken, die in jener Zeit geblüht haben. In Florenz aber trennten sich zuerst die Adelligen voneinander, hierauf der Adel von dem Volke und zuletzt das Volk von dem Pöbel: ja es begab sich vielmals, daß die eine von diesen Parteien, nachdem sie die Oberhand behalten, sich in zwei theilte, und aus dieser Trennung entstanden so viele Ermordungen, so viele Verweisungen, so vieler Familien Verderben, wie niemals in irgend einem Staate, dessen Andenten uns übrig ist, erfolgt sind. Und wirklich scheint es, nach meinem Urtheile, keinen kräftigeren Beweis zu geben für die Macht unserer Stadt, als denjenigen, der aus diesen Spaltungen hervorgeht, welche stark genug gewesen sein würden, auch die größte und mächtigste Stadt zugrunde zu richten. Nichtsdestoweniger schien die unsere fortwährend größer zu werden; so groß war die Tugend ihrer Bürger und die Macht der Klugheit und des Muthes, die sie anwandten, sich und ihr Vaterland emporzuheben, daß die wenigen, die befreit blieben von so großen Übeln, sie durch ihre Tugend mehr zu erheben imstande waren, als die Feindseligkeit der Ereignisse, durch die sie vermindert worden waren, sie hätte niederdrücken können. Und ohne Zweifel, wenn Florenz das Glück gehabt hätte, nachdem es sich von der Herrschaft des Kaisers befreit, eine Regierungsform anzunehmen, die es in Einigkeit erhalten hätte, so weiß ich nicht, welche Republik, sei es alter oder neuer Zeit, ihm hätte überlegen sein mögen, so große Waffenstärke und Betriebsamkeit würde es erfüllt haben. Ich kann also nicht einsehen, warum diese Spaltungen einer genauen Darstellung nicht würdig seien. Wenn aber jene vortrefflichen Schriftsteller sich davon abhalten ließen, um nicht das Andenten derer zu beleidigen, von welchen sie zu reden hatten, so haben sie hierin geirrt und bewiesen, daß sie nur wenig mit dem Ehrgeize der Menschen bekannt sind und mit dem Verlangen, das sie tragen, ihren eigenen und ihrer Vorfahren Namen zu verewigen. Auch haben sie vergessen, daß viele, denen es an Gelegenheit fehlte, durch irgend eine lobenswerte That sich Ruhm zu erwerben, sich bemüht haben, ihn durch tadelnswerte Handlungen zu erlangen. Sie haben auch nicht bedacht, daß Handlungen, die ein hohes Ansehen mit sich führen, wie das Herrschen und die Staatsverwaltung, wie man sie auch ausüben mag, und welches Ende sie auch immer nehmen mögen, stets auf gleiche Weise dem Menschen mehr Ehre als Tadel bringen. In Erwägung dieser Umstände änderte ich meinen Vorsatz und beschloß ich, meine Geschichte mit dem Ursprunge unserer Stadt anzuhängen.“

Ob schon im Auftrage der Medici geschrieben, sind doch die Charaktere des Cosimo, Pietro und Lorenzo unparteiisch gezeichnet, ein Beweis für den unabhängigen Geist des Schriftstellers und des Papstes Clemens VII., mit dessen Zustimmung das Buch gedruckt wurde. Napoleon I. sagte: „Tacitus hat Romane geschrieben, Gibbon ist ein Declamator, Macchiavelli ist der einzige lesenswerte Geschichtschreiber.“

Diplomatische Sendungen und der Tod hinderten Macchiavelli, sein Werk so weit zu führen, als er sich vorgenommen hatte. Es ist lebendig geschrieben und gibt einen treuen Eindruck vom Charakter der Florentiner, ob schon es in allen Einzelheiten nicht genau ist.

Macaulay meint: „Die besten Porträts sind vielleicht die, in welchen man eine leichte Beimischung von Caricatur findet, und wir sind nicht gewiss, ob nicht die besten Geschichtswerke diejenigen sind, in welchen ein wenig von der Ubertreibung der Dichtung einsichtsvoll angewendet ist. Die schwächeren Linien sind vernachlässigt, aber die größeren charakteristischen Züge werden dem Geist für immer eingepägt.“ Richtiger hätte der berühmte Britte gesagt: der ist der größte Geschichtschreiber, welcher auch in den kleinsten Zügen zuverlässig zu sein vermag und doch eine solche Kraft der Phantasie besitzt, daß er die Gestalten lebensvoll darzustellen versteht.

Ma-
caulay.

Als 1526 die Spannung zwischen Papst und Kaiser hoch gestiegen war, erhielt Macchiavelli den Auftrag, seinem Freunde Guicciardini, der in Modena befehligte, den traurigen Zustand der Stadt zu schildern und ihre Furcht vor dem heranziehenden kaiserlichen Heere. Im Auftrage der Regierung hatte Macchiavelli Florenz befestigt. 1527 war er wieder im Norden Italiens, um über die Bewegung des kaiserlichen Heeres Bericht zu erstatten. Am 6. Mai 1527 kam der Sturm über Rom. In Civita-Vecchia erfuhr Macchiavelli, daß der Schlag auf Florenz zurückgewirkt habe, und dort am 16. Mai der Zustand wiederhergestellt wurde, wie er vor 1512, vor der Rückkehr der Medici war. Auf einmal lebten seine republikanischen Hoffnungen wieder auf. Er eilte in die Vaterstadt zurück, er erwartete, wieder Staatssekretär oder Kanzler zu werden.

Alein die republikanische Partei wollte nichts mehr von ihm wissen, seit er den Medici seine Dienste geweiht. Der Gram darüber beschleunigte sein Ende. Der frühere Spötter starb am 22. Juni 1527, nachdem er reumüthig einem Geistlichen gebeichtet hatte. Der Florentiner Varchi,¹⁾ ein Zeitgenosse, schreibt: „Der heftige Haß aller Bürger gegen Macchiavelli ist sowohl seiner Ungebundenheit, deren er sich in Reden und Gesprächen bediente, als auch seinem lockeren und unsittlichen Lebenswandel zuzuschreiben, besonders aber seinem Buche „Von dem Fürsten“ welches er dem Lorenzo von Medici widmete, damit sich derselbe zum unumschränkten Herrn von Florenz machen könne. Denn in diesem abschaulichen Buche, das nicht bloß getadelt, sondern vernichtet zu werden verdient (wie es der Verfasser selbst nach der Umgestaltung der Dinge im Jahre 1527 thun wollte, da es der Presse noch nicht übergeben war), schien er die Menschen über die Art und Weise, den Reichen das Geld, den Armen die Ehrenstellen und beiden die Freiheit zu nehmen, beschren zu wollen. Über seinen Tod freuten sich, was vielleicht nie wieder geschehen wird, die Guten wie die Schlechten, weil jene ihn für einen ruchlosen Menschen hielten, und diese in ihm einen Mann erblickten, der nicht bloß schlechter, sondern auch klüger und geschiedter war als sie selbst: doch war er im Umgang allen angenehm, gegen die Freunde dienstfertig, ein Liebhaber der besten Menschen, und verdient mit einem Worte, daß ihn die Natur mit weniger Anlagen oder mit einer besseren Gesinnung ausgestattet hätte.“

Macchia-
velli
stirbt.Urtheil
Varchi's.

Die Zeitgenossen stießen sich anfangs weniger an diesem Buche, dessen weitreichende Bedeutung Macchiavelli wohl schwerlich geahnt hat. Der Papst gab die Erlaubnis zum Drucke, wohl in der Anschauung, daß die Schilderung des „Fürsten“ von Macchiavelli nur wirklichen Verhältnissen entnommen, daß aber nicht ein Fürsten-Ideal an und für sich darin gezeichnet sei. Nicht

Urtheile
über
Macchia-
velli.

¹⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 53, 215, 307.

so konnten es aber andere fassen, welche die Geschichte seiner Entstehung nicht kannten, wohl aber die schnelle Verbreitung und die Anwendung von Grundsätzen, welche den christlichen schnurstracks zuwider liefen, mit Schrecken bemerkten.

Pole. Ein Engländer, Cardinal Pole, griff zuerst in seinem Buche „Über die Einheit der Kirche“ den „Fürsten“ von Machiavelli als ein Werk des Satans und dessen Verfasser als einen Feind des Menschengeschlechtes an. Paul IV. setzte 1559 die Werke unseres Florentiners auf den Index, der Kirchenrath von Trient bestätigte dieses Verbot. Die Protestanten stimmten in dieses Urtheil ein, der Hugenotte Gentillet schrieb ein eigenes Buch gegen Machiavelli (1576) und griff fünfundfünfzig Sätze aus dem „Principe“ mit großer Heftigkeit an. Friedrich II. von Preußen schrieb gleichfalls einen „Antimachiavelli“, obgleich er während seiner Regierung die Lehren des Florentiners eifrig

Leo. anwendete.¹⁾ In neuerer Zeit sprach Heinrich Leo in seiner schneidigen Weise das Urtheil über den „Fürsten“: „Da die Fürstenthümer, welche Machiavelli vor Augen hatte, und zu deren Handhabung er die Methode an die Hand gab, nicht solche waren, die mit dem Volke selbst aus unabsehbarer Vorzeit geschichtlich erwachsen, oder durch irgend eine Gattung sittlicher Nothwendigkeit naturgemäß aus der Entwicklung derselben hervorgegangen waren: sondern vielmehr solche, die durch den Egoismus einzelner gegründet, von dem bürgerlichen Bedürfnisse der äußeren mechanischen Ordnung und Ruhe allenfalls gut geheißten und lediglich durch das Bedürfnis der Sicherheit gegen Nichtitaliener auf eine Erweiterung und auf eine Beziehung zu dem ganzen räumlichen Umfang der Nationalität hingewiesen waren, so konnte auch die ganze Methode der Gründung und der Erhaltung solcher Fürstenthümer weder einen nationalen, noch überhaupt einen sittlichen Inhalt haben. Die Mittel dieser Methode beschränkten sich fast ganz auf die Berechnung der Kräfte, welche politisch-mechanisch wirken, wie Geld, Kriegsmacht, Furcht vor sinnlichem Unglück, Sehnsucht nach sinnlichem Glück. Man würde die Methode sogar geistlos nennen können, wäre sie nicht mit einer Unerforschlichkeit vor Vertraulichkeit mit dem Sittlich-widrigen durchgeführt worden, deren Virtuosität Machiavelli eine ebenso große politische Bedeutung gewährt wie der Umstand, daß er den Krieg für sich (abgesehen von aller sittlichen Beziehung) zu seiner absoluten Macht klar entwickelt hat, der Napoleon eine welt-historische Fortwirkung sicherte.“

Schlegel. Friedrich Schlegel sagt über Machiavelli: „Im Stil und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht bloß unter den Italienern, sondern überhaupt unter den neueren, und den ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziele treffend wie Cäsar, ist er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geiste des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur Natur geworden, stark lebendig und angemessen zu schreiben. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. — Auffallend aber ist an ihm nicht allein der oft bestrittene Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, sondern darin, daß er mitten in dem neueren christlichen Europa

¹⁾ Anti-Machiavel ou Essai de critique sur le Prince de Machiavel, publié par Voltaire. Amsterdam 1741.

eine Politik aufstellte von solchem Inhalt und solchem Geist, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher als das Band der Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seien die Könige würdig und berechtigt, über die Menschen und Völker zu herrschen; in diesem Sinne seien sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesen, von der ganzen geistlichen Staats- und Lebensrichtung nimmt nun Macchiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht bloß wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne. — Und wie die Macht des alten Roms eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußerer Zierat oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die eigentlichen Hebel in Macchiavellis Politik. Von Gerechtigkeit ist dabei gar keine Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet.“

Übrigens hat es auch von je dem berühmten Florentiner nicht an Vertheidigern gefehlt. Schon sein erster Ankläger, der Cardinal Pole, schrieb: „Biele Vertraute Macchiavellis hätten ihm in Florenz gesagt, dieser habe ihnen erklärt, er sei nicht der eigenen Meinung gefolgt, sondern er habe sich nach dem Charakter des Lorenzo Medici gerichtet, welchem er das Buch gewidmet. Hätte dieser seinen Vorschriften gefolgt, so würde er in kurzer Zeit von selbst gestürzt worden sein.“ Dieser Ansicht ist auch Rousseau: der „Fürst“ sei das Buch der Republikaner und eine Schlinge, die er den Tyrannen gestellt habe. — Eine Entschuldigung, welche auf den Charakter des Schriftstellers den Vorwurf der Falschheit und des Verrathes wirft und die überdies nicht beachtet, dass die „Discorsi“ dieselben Gedanken aussprechen. Die geistreiche Frau von Staël¹⁾ schreibt: „Wahrscheinlich aus Abneigung gegen die italienische Übertreibung hat Macchiavelli eine so schreckliche Einfachheit in seiner Art, die Tyrannei zu analysieren, gezeigt. Er wollte, dass das Entsetzen über das Verbrechen gerade aus der Darstellung seiner Grundsätze hervorgieng, und indem er die Verachtung selbst gegen den Schein der Declamation zu weit trieb, hat er alles dem Gefühl des Lesers überlassen. Übrigens schreibt er, als ob es für ihn allein wäre. Er scheint gar nicht an die Wirkung zu denken, die er hervorbringen will; er scheint gar nicht an seine Leser zu denken und nur sich selber seine Gedanken auseinanderzusetzen zu wollen. Doch kann ich nicht glauben, dass ein Mann von solchem Genie die Theorie des Verbrechens sich dermaßen zu eigen gemacht habe, denn diese Theorie ist zu kurzichtig.“

Das „Buch vom Fürsten“ ist eine Naturgeschichte der rein monarchischen Gewalt. Es theilt die Regierungsformen in republikanische und monarchische und die Fürstenthümer wieder in neue und in angestammte. Wie sind neue dauerhaft zu machen? Durch gute Gesetze und durch Waffen. Die Kriegsmacht besteht aus Mietsoldaten, Hilfstruppen oder

1) La littérature considérée dans ses rapports avec les constitutions sociales. Vol. I, p. 10.

eigenen Unterthanen. Die Mietstruppen sind durchwegs unbrauchbar und gefährlich. Aber auch den Gebrauch der Hilfstruppen wird ein kluger Fürst verschmähen und lieber mit seinem Heere zugrunde gehen, als mit einem fremden siegen, denn der Fremde ist höchst gefährlich. Nur diejenige Kriegsmacht ist zuverlässig, die aus den Unterthanen der Fürsten besteht. Für den Fürsten ist Kriegswissenschaft hochwichtig, denn sie hat schon Private zu Herrschern erhoben.

Der Fürst härte seinen Körper und bilde seinen Geist für den Krieg und spreche immerdar fest seinen Willen aus. Es ist gut, wenn er von seinen Unterthanen geliebt wird, es ist aber noch besser, gefürchtet zu werden. Der Fürst regiere so, daß die Unterthanen seiner bedürfen, und verlasse sich nicht auf ihre Zuneigung. Er Sorge, daß er sich weder Haß, noch Verachtung zuziehe. Er wird verachtet, wenn er für veränderlich, leichtsinnig, verweichlicht, furchtsam und unentschlossen gilt. Er wird gehaßt wegen Beraubung der Güter und Entführung der Frauen. Er meide Freigebigkeit: Löbliches ist meist nur von den Fürsten vollbracht worden, die für geizig galten. Auch kummere er sich nicht um den Ruf der Sanftmuth. Grausamkeit, wenn sie nöthig ist, wende er an, aber so, daß sie in einem einzigen Zug sich ganz zeigt und nicht wiederholt werden muß. Wo er beleidigen muß, beleidige er auf einmal ganz. Die Wohlthaten hingegen theile er tropfenweise aus, damit die Menschen sie besser fühlen.

Schlechte
Grund-
sätze.

Treue ohne Trug ist allerdings schön, allein die Menschen sind treulos und der Fürst braucht sich auch nicht an sein Wort zu halten. Findet er, daß die gemachten Versprechungen seinem Interesse entgegen, oder die Gründe erloschen sind, die zum Abschluss eines Vertrages zwangen, so wird er sie ohne alle Bedenklichkeiten nicht erfüllen, nur muß er, um seine Rolle gut zu spielen, stets durch Heuchelei und Verstellung seine wahren Absichten verbergen. Aufrichtigkeit ist nicht nöthig, denn die Menschen sind einfältig und von der gegenwärtigen Nothwendigkeit so abhängig, daß es immer Leute gibt, die man betrügen kann.

Ein Fürst kann nicht all das beobachten, weshalb die Menschen gut genannt werden. Es ist nicht nöthig, daß er sanftmüthig, getreu, menschenfreundlich, gewissenhaft und redlich sei, wohl aber muß er es scheinen; wird es nothwendig, so muß er auch das Schlechte thun. Er darf überzeugt sein, daß jeder sieht, wie der Fürst scheint, aber wenige durchschauen, wie er ist, und diese wenigen haben selten den Muth, die Wahrheit zu sagen. Die Handlungen aller Menschen und namentlich der Fürsten werden nach dem Erfolg beurtheilt. Der Erfolg gibt Ehre, der Pöbel — und auf der Welt gibt es ja fast nichts als Pöbel — wird durch den Schein des Rechtes irreführt. Beachtet der neue Fürst diese Grundsätze recht, so wird er bald einem Erbfürsten ähnlich.

Das sind die leitenden Gedanken dieses welthistorischen Büchleins: handelt es sich um das Wohl der Gesamtheit, so braucht man nicht Rücksicht zu nehmen auf Recht, auf Milde, auf Grausamkeit, auf Schande. Der Erfolg rechtfertigt alles, der Zweck heiligt die Mittel. Furchtbare Sätze, die umjomehr befremden, da sie von einem Zuhörer Savonarolas kommen! Wie rein, wie erhaben, wie schön, wie göttlich ist dagegen das Gebot des Christenthums! — Übrigens finden sich Widersprüche genug im Leben Machiavellis. Er ist ein Republikaner und schreibt für einen Medici das „Buch vom Fürsten“. Und kaum fällt der Medici, so erwartet er Beförderung in der Republik. Übrigens gründen die Mittel, die er vorschlägt, niemals eine dauernde Macht. Macaulay spricht über den „Fürsten“ nebenbei das richtige Urtheil aus: „In seinem politischen Plan sind die Mittel tiefer erwogen, als die Zwecke. Der große Grundsatz, dass Gesellschaften und Geseze lediglich zu dem Zwecke bestehen, die Summe des Privatglückes zu vermehren, ist nicht mit hinlänglicher Klarheit erkannt. Das Wohl des Ganzen, geschieden von dem Wohl der Glieder und zuweilen mit dem Wohl der Glieder kaum vereinbar, scheint das Ziel gewesen zu sein, das Machiavelli sich vorsteckt. Von allen politischen Trugschlüssen hat dieser vielleicht die weiteste und die unheilvollste Wirksamkeit.“

griffe-

Leo¹⁾ verhöhnt die Behauptung, Machiavelli habe durch sein „Buch vom Fürsten“ Italien von den Barbaren befreien wollen, wenn auch mit Verlust der bürgerlichen Freiheit, die er sonst für das Schönste gehalten habe. Das Buch habe eine ganz andere Bedeutung. „Politische Gestaltungen können sich so gut wie einzelne Persönlichkeiten bis auf einen solchen Punkt durchbilden, dass ihnen ihr ganzer Inhalt ein Gegenstand klaren Bewusstseins wird; nothwendig ist es dann ein einzelner, der dies Bewusstsein über eine politische Gestaltung ausspricht, weil es in ihm am klarsten geworden und zum Worte gekommen ist, während nicht minder die ganze Zeit in diesem Bewusstsein mithandelt, nur nicht gerade mitspricht oder schreibt. Die Erscheinung eines solchen Aussprechens der Zeit über sich selber ist immer ein Zeichen, dass eine neue Zeit, das heißt neue Gestalten hereinbrechen und die alten ihrem Untergang nahe sind — denn eben, dass eine Richtung in ihrem ganzen Umfang zum Worte kommt, ist ihre geistigste Befriedigung — und eine befriedigte Richtung ist keine mehr. Was nun in dem Ausspruch der früheren Zeit diejenigen Verhältnisse in ihr betrifft, aus welchen sich die spätere Zeit unmittelbar entwickelt — das wird das A-B-C für die nächstkommenen Geschlechter.“

Abschluss
einer
Richt-
tung.

„So, als die Zeit des eigenthümlich italienischen Staatensystems zu Ende gieng und rohere Mächte jenes feine Spiel des Verstandes der älteren Mediceer, das Gleichgewicht in Italien, über den Haufen warfen, ward viel über politische Gegenstände gesprochen und geschrieben; das aber, was über die in Italien zuerst wieder, wenn auch nur im kleinen, für Europa erschienenen Monarchien (Lehensverfassungen können nicht dafür gelten, wenn auch nur einer Regent ist) Vorzüglichstes geschrieben ward — das Buch des Machiavelli „vom Fürsten“, das

1) In seiner Übersetzung der Briefe Machiavellis an seine Freunde. Berlin 1826. V.

Der
Fürst
und der
neue
Staat.

ward die Schule für die Politiker der nächstfolgenden Zeit, deren Aufgabe es war, die Uniform der durch das Lehenswesen constituirten Gewalten zu brechen und feste gediegene Regierungen an ihre Stelle zu setzen. Das Streben nach Absolvierung der Monarchie ward eine Zeit lang das Vorherrschende der Regenten und Minister in allen gebildeten Ländern Europas.¹⁾ Wem es am besten gelang mit diesem Streben, dem ward die Bewunderung der Zeitgenossen zutheil — denn, wenn es auch nur wenige wußten, alle fühlten es doch, es war dies der nothwendige Schritt, der einmal gethan sein mußte, wenn man weiter wollte. Bei dieser Geburt der Zeit hat Machiavelli Hebammendienste verrichtet, das ist sein welthistorisches Verdienst und wird ihm bleiben, schreibe man auch Gift und Übergift.“

Ro-
manen
und Ger-
manen.

Unser Grübeln über den höheren Plan der Befreiung Italiens, der hinter Machiavellis Schrift liege, und unser Verwundern, daß er so ungeschont solche Grundsätze aussprechen konnte, liegt in dem Übersehen des Unterschiedes germanischer und italienischer Anschauung.

Leo bemerkt darüber: „Das Verhältnis des Einzelnen zur Welt gestaltet sich vorzüglich auf zweierlei Weise. Nämlich entweder sind die Beziehungen des Einzelnen zur Welt zugleich Beziehungen seiner Seele in ihr selbst, oder aber dieser innerste Grund der Persönlichkeit bildet einen harten Punkt, einen Krystall, dessen Außenseite wohl in mancherlei Verhältnissen zur Welt stehen kann, dessen eigentlicher Kern aber ungebrochen und von der Welt unberührt ist, an ihr keinen Theil nimmt. Man wird die erstere Gestaltung bei den germanischen, die letztere bei den welschen Völkern, namentlich bei den Italienern, vorherrschend finden. Deutsche beurtheilen deshalb Italiener oft ganz falsch, weil sie entweder jenen harten Punkt welscher Persönlichkeit gar nicht kennen oder ihn mit dem rohen Egoismus auf gleichen Boden setzen; sogar da, wo ihnen jene Härte in so wunderbar großartigen Formen, wie sie der Held unserer Zeit bot, entgegentrat, haben sie bis auf diesen Tag nur selten zu würdigen vermocht. — Der Unterschied dieses welschen und germanischen Charakters wird im Handeln so hervortreten, daß jenem jede That und alles, was ihn betrifft, zugleich Bedeutung für sein geistiges Dasein hat, daß in allem, was er thut, sein Gemüth selbst mit im Spiele ist — bei diesem bleibt dagegen das Gemüth stets außer dem Spiele und die ganze Welt erscheint als ein Spiel mannigfacher Kräfte, mit dem sich der Mensch einläßt, welches er aber nie in sich hereinläßt. — So wie

¹⁾ „Die Zeit von 1550 bis 1656 ist die Zeit, wo das monarchische Princip am härtesten mit den Institutionen des Mittelalters, den großen Vasallen, dem Einfluß der Prinzen vom Saule, den Parlamenten, den Reichsständen kämpft. Überall fand sich das Streben nach Aufhebung der bloß äußeren Einheit der Staatsgewalt (wie sie in der Lehensverfassung lag), nach deren Umwandlung in eine innere, durchgreifende, und dabei war Machiavellis Buch in aller Händen. Karl V. studierte kein Buch fleißiger, Heinrich III. und Heinrich IV. hatten es immer in ihren Händen. Es kam zuletzt dahin, daß man meinte, Machiavelli habe niedergeschrieben, nicht was die Fürsten thun sollten, sondern was sie thaten; sie thaten es aber damals nicht bloß, weil sie ihre Lage dazu aufforderte, sondern vorzüglich weil Machiavelli sie gelehrt hatte, wie sie ihre Lage zu beurtheilen hätten. Es kommt nicht so sehr darauf an, inwieweit Machiavelli selbst den Gegenstand erschöpft hat, als vielmehr, wie weit seine Methode, diese Materie zu behandeln, zu weiterer Ausführung in der Politik des einzelnen Fürsten veranlaßte. Kein einziger Mann hat so viel zur Besiegung des Mittelalters beigetragen als Machiavelli.“

eine Schwachpartie, die er durchzuführen hat, sieht Machiavelli jede neue Aufgabe im Leben an — verständig faßt er die Aufgabe und auf das abstracteste führt er sie durch. Er soll heute die Mittel angeben, welche eine monarchische Regierung gründen und erhalten — und er gibt sie an, so sehr nur dieses Ziel im Auge habend, daß er Religion, Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit, kurz alles vergißt, was einem Deutschen als zu berücksichtigen dabei einfallen würde. Morgen soll er dasselbe angeben für Freistaaten und mit gleich verständiger Consequenz wird er dies thun. Die Religion — sie ist ihm eine Kraft nur und die Gerechtigkeit auch und die Liebe auch — Kräfte sind sie nur, aber nicht in dem Sinne, daß sie zugleich das Wesen des Menschen selbst seien, ohne welches dieser nicht bestehen könne, sondern Kräfte, die mit ihren Gegenständen ziemlich gleichen Wert haben und zwischen denen und ihren Gegenständen sich der Mensch mit Willkür bewegt.“¹⁾

Seine Geschichte von Florenz wurde fortgesetzt von Francesco Guicciardini,²⁾ doch nicht mit der gleichen Ruhe und Klarheit, denn seine Hand zittert noch von dem reichbewegten Leben, in das er in einemfort verflochten war.

Guicciardini (geb. 6. März 1482) stammt aus alter edler Familie in Florenz, dort und in Ferrara und Padua machte er seine Studien. Dreiundzwanzig Jahre alt, bestieg er 1505 den Lehrstuhl des römischen Rechtes in seiner Vaterstadt. Aber schon 1512 gieng er als Gesandter der Republik an den Hof Ferdinand's des Katholischen, 1518 ernannte ihn Leo X. zu seinem Statthalter in Modena und Reggio, 1521 auch von Parma, 1523 bestimmte ihn Clemens VII. zum Statthalter der Romagna, dann zum Befehlshaber des päpstlichen Heeres, mit dem er aber Rom vor dem Heranzug Bourbon's nicht zu schützen vermochte. 1531 bis 1534 war er Statthalter in Bologna. In Neapel sprach er für Alexander Medici vor Karl V. Nach dessen Tode arbeitete er eifrig für Cosimo I. Verdrossen über Undank zog er sich dann auf sein Landgut zurück und beschäftigte sich hier mit der Geschichte von Florenz von 1494 bis 1534. Im Mai 1540 überraschte ihn der Tod.³⁾ — Die ersten sechzehn Bücher seines Werkes wurden, um nicht zu verlesen, erst 1561 gedruckt und die vier letzten erst drei Jahre später, aber verstümmelt. Vollständig erschien das Werk erst in Basel. Der Stil ist etwas breit. Guicciardini ist Anhänger der Mediceer, sonst aber unparteiisch, noch immer ein Träger der politischen Bildung der Florentiner jener Zeit. Seine Betrachtungen sind die eines Staatsmannes, das Werk gehört zu den wertvolleren der italienischen Geschichtschreibung. Er hat einen richtigen Blick und war bei den Ereignissen theilhaftig, die er schildert. Seine Schilderungen sind oft glänzend, seine Entwicklungen großartig, nur kommt der Leser oft kaum zu Athem.

¹⁾ Rehberg sagt in seiner Uebersetzung des „Fürsten“, S. 41: „Machiavelli hat nicht etwa in einer großen Katastrophe seine Grundsätze verändert und ist zu einer Gegenpartei einmal übergetreten, sondern er hat sich bald der einen, bald der andern ergeben und nur darauf gedacht, für den Augenblick den Entschluß zu fassen, der ihm der klügste dünkte, weil er in den Verhältnissen des Tages der ausführbareste schien.“

²⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 47—48. — Flaminio, l. c. p. 42—57.

³⁾ Der Todestag wird verschieden angegeben. Gaspari, l. c. II, p. 889 sagt „im Mai“. Flaminio, l. c. p. 53 gibt den 22. Mai.

Wichtig, wenn auch nur Geschichtschreiber zweiten und dritten Ranges, sind die Florentiner Nardi, Nerli, Segni, Varchi, Scipione Ammirato.

Nardi. Jacopo Nardi¹⁾ (1476—1563) war aus vornehmer Familie, in hohen Ämtern, eifriger Republikaner, sehr thätig für den Sturz der Medici 1527, nach ihrer Rückkehr verbannt, in Venedig mit der Geschichte seiner Vaterstadt von 1494 bis 1531 beschäftigt. Sie ist ein Parteierwerk, seine Leidenschaft für die Republik reißt ihn oft über die Schranken der Wahrheit und Besonnenheit hinaus. Nardi hatte sich an Livius gebildet, von dem er auch eine vortreffliche Übersetzung herausgab.

Nerli. Philipp Nerli²⁾ (1485—1556) dagegen schloß sich ebenso eifrig den Medici an, deren gutes wie schlimmes Geschick er theilte und durch die er auch zu hohen Ämtern gelangte. Wer jedoch die Geschichte seiner Zeit schreibt, entgeht selten dem Rufe der Parteilichkeit. Dieser Vorwurf trifft auch seine „Geschichte von Florenz“,³⁾ obschon sie wichtige Dinge enthält, welche Guicciardini, Macchiavelli und Nardi übersehen haben; die Angaben sind genau und bestimmt.

Segni. Bernardo Segni (1504—1558)⁴⁾ ist ein Anhänger seines Verwandten Capponi, durch den er von 1527 an in hohe Stellenungen gelangte. Aber seine Liebe zur Freiheit gieng nicht so weit, daß er ihr seine Ruhe opferte: 1537 begrüßte er die Rückkehr der Medici, der Großherzog Cosimo I. vertraute ihm auch wichtige Gesandtschaften an. Daß aber seine Befehrung zur Monarchie nur eine äußerliche war, zeigt sein Geschichtswerk,⁵⁾ das er während seines Lebens sorgfältig verbarg und das erst 1713 gedruckt wurde. Da erscheint er als Anhänger Capponis, freimüthig, wahrhaft, ein Freund der Sache des Volkes. Sein Werk ist mehr Chronik, über der Fülle des Stoffes geht oft die Übersicht verloren. Übrigens mahnt er die Nachkommen, nicht allzu große Hoffnungen auf den Ruhm und die Süßigkeit des Lebens in der Freiheit zu setzen.

Varchi. Benedetto Varchi,⁶⁾ geboren 1502, anfangs für den Handel bestimmt, weil sein Erzieher ihn für unfähig zu einer höheren Laufbahn erklärte, dann aber solchen Eifer für seine Ausbildung bewährend, daß der Vater ihn auf die Universitäten zu Padua und Pisa sandte, war zuerst Notar in Florenz und Anhänger der Strozzi und für die Vertreibung der Medici 1527 thätig. Nach ihrer Rückkehr 1537 verbannt, lebte er in Venedig, Bologna, Padua, in Verbindung mit allen literarisch strebsamen Geistern und erwarb bald einen Namen durch seine Dichtungen. Dies bewog Cosimo I., ihn nach Florenz zurückzurufen, zum Mitglied der Akademie, zum Geschichtschreiber von Florenz zu ernennen, ihm wichtige Actenstücke mit der Weisung zukommen zu lassen, er möge nur freimüthig schreiben. Entweder sagte Varchi einflussreichen Männern zuviel oder zu wenig — eines Abends, als er vom Hofe zurückkehrte, wo er seinem Gönner nach gewohnter Weise ein Capitel seiner Geschichte vorgelesen hatte, wurde er von einem Mordmörder angefallen und schwer verwundet. Er kannte den Thäter, wollte aber aus Edelruth dessen Namen nicht nennen. Papst Paul III.

1) Tiraboschi, l. c. IV, p. 52. — Flamini, l. c. p. 327.

2) Tiraboschi, l. c. IV, p. 52. — Flamini, l. c. p. 330.

3) Commentarii. 1215—1537.

4) Tiraboschi, l. c. IV, p. 53. — Flamini, l. c. p. 335 f.

5) Storie fiorentine 1527—1556 con la vita di Capponi.

6) Tiraboschi, l. c. IV, p. 53. — Opere di Benedetto Varchi. 4^o. Trieste 1858.

bot ihm nun sichere und ehrenvolle Stellung in Rom an, doch Varchi blieb der Heimat getreu. Fortan lebte er auf Topia, einem Schlosse des Großherzogs, mit geistreichen Männern in Verbindung und bis zu seinem Tode 1565 mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Er schrieb Sonette, Reden, Komödien, Übersetzungen aus griechischen und lateinischen Classikern. Seine „Storia fiorentina“, welche erst 1721 in Druck erschien, umfaßt die Zeit von 1502 bis 1565 und ist in ehrenhaftem, unabhängigem Geiste, mit Vaterlandsliebe, wenn auch oft breit, geschrieben.¹⁾

Auch der Neapolitaner Scipione Ammirato (geb. in Lecce 1531, gest. 1601) erhielt nach einem bewegten Leben von Cosimo I. 1570 die Einladung nach Florenz und die Aufforderung, dessen Geschichte zu schreiben. Der Cardinal Ferdinand de' Medici verlieh ihm ein Canonicat und gab ihm Wohnung in seinem Palast und in seinen Villen. In dieser glücklichen, wenn auch nicht unabhängigen Stellung verfaßte Ammirato die „Storie fiorentine“, ein treffliches Werk, welches in 55 Büchern die Geschichte von Florenz bis 1574 umfaßt, und das Werk „Delle familie nobili fiorentine“.²⁾ — Giammichele Bruto ist zwar ein Venetianer, geboren 1515, aber früh — man weiß nicht mehr, warum, aus seiner Heimat verbannt, kam er auf seinen vielen Reisen durch Europa — von Spanien bis Polen — namentlich in Padua und Lyon oft mit verbannten Florentinern zusammen, die ihm Mittheilungen über die Geschichte ihrer Heimat machten und ihn mit ihrem Hass gegen die Medici erfüllten. So entstanden „Florentinae Historiae libri VIII priores“, die sehr wertvoll sind und bis 1492 gehen und eine herbe Sprache gegen die Medici führen. Darum suchten diese auch alle Exemplare des Werkes aufzukaufen. Bruto stand allgemein in hohem Ansehen, Stephan Báthory ernannte ihn zum Geschichtschreiber Siebenbürgens und nahm ihn mit nach Krakau, als er König von Polen wurde. Nach Báthorys Tod ernannte ihn Kaiser Rudolf II. zu seinem Geschichtschreiber. Bruto starb 1594 in Siebenbürgen.³⁾

Ammirato.

Bruto.

Auch Venedig hatte in diesem Jahrhundert Geschichtschreiber von Bedeutung.

Zu diesen gehört Paolo Paruta, geboren zu Venedig 1540, gestorben 1598. Als Gelehrter von Namen ward er 1562 einer Gesandtschaft nach Wien beigegeben; 1579 bekam er als Lohn für seinen „Krieg auf Cypern“ die Stelle eines Geschichtschreibers der Republik, und fortan häuften sich die Ehren und Ämter auf seinem Haupte, besonders nahm die Regierung ihn oft für wichtige Gesandtschaften in Anspruch, so mußte er 1599 nach Rom, wo ihn Clemens VIII. in den Ritterstand erhob. Seine „Storia Venetiana“ behandelt von 1513 bis 1552 die Geschichte des Freistaates selbständig, klar und anmuthig. Seine „Discorsi politici“ beweisen Vertrautheit mit der alten Literatur und staatsmännischen Geist.⁴⁾ — Den Namen Sanuto führen mehrere merkwürdige Schriftsteller. Ein Marino Sanuto, genannt der ältere oder Torfello, hat von Jugend auf, vom Geiste der Kreuzzüge geleitet, fünfmal den Orient bereist und nach

Paruta.

Sanuto.

¹⁾ Della filologia del secolo XVI e in particolare della vita e degli scritti di Benedetto Varchi — in den „Opere di Varchi“, I—XIX.

²⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 56. — Flamini, l. c. p. 465.

³⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 54. — Flamini, l. c. p. 329 f.

⁴⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 60 f. — Flamini, l. c. p. 549 f.

seiner Rückkehr 1306 in dem „Liber secretorum fidelium super terrae sanctae recuperatione“ Cypern, Rhodus, Aegypten, Palästina, Armenien beschrieben, namentlich auch den Handel und die Schifffahrt dieser Länder berücksichtigt. Seine Reisen an die europäischen Höfe, um zu einem Kreuzzug anzuspornen, hatten keinen Erfolg.¹⁾ — Ein jüngerer Marino Sanuto,²⁾ geboren 1466, gestorben 1535 in Venedig, ein Mann von großem Wissen, lebendigem Geiste und seltener Bescheidenheit, schrieb in italienischer Sprache eine umfassende Chronik der Republik von 1494 bis 1500 und „Vitae ducum Venetorum ab 421—1493“, „zu Ehren seines Vaterlandes und nicht für Lohn, wie manche andere thun, die doch nichts oder wenig schreiben“. Er legte seinem Werke Urkunden zugrunde und die sonst so mißtrauische Regierung gestattete ihm die Benutzung der Archive und der einlaufenden Berichte der Gesandten, sobald diese vor dem Großen Rathe gelesen waren und besondere Geheimhaltung nicht geboten schien.

Rela-
tioni.

Diese Berichte der Gesandten gehören unter die zuverlässigsten Quellen der neueren Geschichte. Der Gesandte oder Orator hatte nach einem Gesetz vom 9. December 1268 das aufzuzeichnen, was dem Staate nützlich sein könnte, das heißt, einen Bericht über seine ganze Gesandtschaft zu erstatten; daß über jedes wichtige Ereignis überdies ein besonderer Bericht augenblicklich verlangt wurde, besagen die Instructionen der Gesandten. Damit der Gesandte der heimathlichen Regierung nie entwachse, erfolgte ein Gesetz, welches die Dauer einer Gesandtschaft auf drei Jahre beschränkte. Daher gab es immer eine ziemliche Anzahl von Männern in Venedig, welche solche Posten bekleidet hatten, und war eine genaue Kenntniss auswärtiger Verhältnisse damals viel häufiger in Italien als heutzutage. Bei besonders wichtigen Anlässen fanden überdies besondere Gesandtschaften statt, meist aus mehreren bestehend. 1296 entstand das Gesetz, daß der Bericht über die Sendung an diejenige Behörde erstattet werden solle, von welcher der Auftrag ausgegangen war. Seit 1500 wurden diese Berichte in einem besonderen Archiv aufbewahrt; sie heißen Relationen, wenn sie am Schlusse einer Gesandtschaft systematisch Land und Leute, Regierung und Volk und ihre Hilfsquellen schildern. Tommaseo betont die Wichtigkeit dieser Berichte mit Recht darum, daß diese Diplomaten weder die Absicht hatten, menschliche Handlungen zu sehr zu verschönern, noch anzuschwärzen, daß ihre Kritik streng ist, aber nicht feindselig. Eine Fülle von politischer Weisheit, von staatsmännischen scharfen Urtheilen, von meisterhaften Charakterschilderungen, von Kenntnissen findet sich in diesen Berichten, „man glaubt in eine Gallerie von Bildnissen zu treten“, sagt Reumont treffend, „wo alles lebt und uns anredet“. Solche Berichte konnte Sanuto gebrauchen und dies erhöht den Wert seiner Arbeit.

Wert
der
Berichte.

Sarpi.

Der begabteste venetianische Geschichtschreiber ist jedoch Sarpi, eine vielseitige reichausgestattete Natur von ernstem Streben. Geboren am 14. August

¹⁾ Bergl. Bd. V, S. 749 dieses Werkes. 5. Auflage.

²⁾ Flamini, l. c. p. 339 f.

1552, der Sohn wenig bemittelter Eltern, besuchte Pietro eine Schule, an deren Spitze der Bruder seiner Mutter stand und die namentlich von Adelligen gern besucht wurde. Seine Talente, seine Fortschritte, der Ernst seines Wesens (nie aß er Fleisch, nie trank er Wein, die Schulkameraden nannten ihn nur die Jungfrau) erregten Aufmerksamkeit; die Kameraden, deren Bewunderung er erregte, waren später die Lenker des Staates. 1565 trat er in den Orden der Serviten und bekam den Namen Fra Paolo. Serviten.

Sieben adelige Kaufleute in Florenz fühlten sich 1233 begeistert, auf die Welt zu verzichten, ihre Güter zu verkaufen und den Erlös unter die Armen zu vertheilen und für die Verehrung Marias zu wirken; das Volk nannte sie Diener Gottes (Servi Dei). Der Bischof von Florenz gab ihnen die Regel des heil. Augustin, das Ordenskleid, den schwarzen Mantel; 1255 genehmigte Alexander IV. den Orden, der sich weit verbreitete, aus dem manche zur bischöflichen Würde aufstiegen und der heute noch in Ehren besteht, und dessen erste wissenschaftliche Größe Fra Paolo werden sollte.

Dieser machte seine Studien in Mantua und disputierte 1570 zur Erlangung des Doctorgrades mit so glänzendem Erfolge, daß der Herzog ihn zu seinem Theologen ernannte und der Bischof der Stadt ihm eine theologische Lehrkanzel anbot. Sarpi widmete sich mit großem Erfolg namentlich der Mathematik, Astronomie, der Physik: er soll schon die Circulation des Blutes, ein Vorgänger Harvey's, er soll die Erweiterung und Verengung der Pupille durch die Lichtwirkung, er soll die Abweichungen der Magnetnadel entdeckt, er soll lange vor Locke die Erfahrung als Quelle des Erkenntnisvermögens aufgestellt haben. 1572 legte er Professur ab, 1575 lehrte er Philosophie, 1578 Theologie bei den Serviten in Venedig, 1579 wurde er, obchon erst sechsundzwanzig Jahre alt, doch zum Provincial gewählt und reiste wegen einer neuen Fassung der Statuten seines Ordens nach Rom. Sixtus V. nahm ihn mit Huld auf, die ersten Gelehrten Roms behandelten ihn als eine Größe. In Neapel wurde er ob seines Geistes und seines Wissens bewundert, der berühmte Porta gestand, daß er ihm viel verdanke, Galilei nannte ihn seinen Vater und Lehrer. 1589 ward Sarpi nach Venedig zurückberufen und bald darauf zum Consultor der Republik ernannt und als solcher deren wichtigste Stütze in ihrem Streite mit Rom.¹⁾

Der Streit drehte sich um die Frage, welche Rechte die Kirche gegenüber dem Staate habe. Die Venetianer zogen den Zehnten von den Kirchengütern ein, nahmen Geistliche, welche gegen die Gesetze der Republik gefehlt, gefangen und bestrafte sie und erneuerten ein Gesetz, welches der Kirche die Erwerbung von Grundstücken untersagte und ihr den Verkauf solchen Grundeigenthums zur Pflicht machte, welches ihr durch letztwillige Verordnungen zuviel. Paul V. hielt dies für ungerecht und verlangte die Zurücknahme dieses Gesetzes und die Auslieferung zweier verhafteter Geistlichen. Als die Republik diese Mahnung nicht befolgte, sprach der Papst, 17. April 1606, das Interdict gegen sie aus, er verwarf, daß die Republik den Recurs nach Rom verbiete.

Venedig
und
Rom.

Interdict 1606.

¹⁾ Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte, II, S. 155—184.

Kirche
und
Staat.

Paolo Sarpi ermunterte zum Widerstand und verteidigte die Regierung in einer eigenen Schrift:¹⁾ die fürstliche Gewalt stamme unmittelbar von Gott und sei niemanden unterworfen, der Papst habe gar kein Recht zu untersuchen, ob die Handlungen des Staates sündhaft seien; von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit sei niemand ausgenommen; dem Papste stehe lediglich eine geistliche Jurisdiction zu. Vom Fürsten, als dem Schutzherrn der Kirche, hänge die Ernennung der Geistlichen, hänge die Publication der Bullen ab; in weltlichen Dingen erkenne die fürstliche Autorität keinen Obren als Gott.

Wenn der Clerus die Mahnung des Papstes befolgte, das Breve der Verdammung vor versammelter Gemeinde zu verkünden und es an den Kirchenthüren anschlagen zu lassen, so erlag die venetianische Regierung. Allein der Clerus hielt größtentheils zur Republik, nur die Jesuiten, die Theatiner und die Kapuziner folgten der Aufforderung des Papstes, entweder das Interdict zu verkünden oder den Staub von den Füßen zu schütteln, und wurden deshalb für ewige Zeiten von dem Gebiete der Republik verbannt. Einige Weltgeistliche, die dem Oberhaupt der Kirche gehorchten, sollen insgeheim hingerichtet worden sein. Die Spannung erreichte einen Grad, daß es zum Kriege zu kommen schien. Der Papst rüstete, Venedig drohte, protestantische Mächte zuhülfe nach Italien zu rufen. Spanien und Frankreich vermittelten. Die Venetianer lieferten die zwei gefangenen Geistlichen aus. Cardinal Joyeuse, der Gesandte Heinrichs IV., erhielt vom Papste die Vollmacht, das Interdict zurückzunehmen; die Regierung dagegen versprach, „sich mit gewohnter Frömmigkeit zu betragen“. Zur Zurückberufung der Jesuiten konnte sie aber nicht vermocht werden. Der Papst trat von seinen Forderungen zurück.

Concil
von
Trient.

Einen nicht minder feindseligen Geist bewies Paolo Sarpi in seiner „Geschichte des Concils von Trient“.²⁾ „Seine Arbeit“, meint Ranke von diesem Werk, „ist mißbilligend, verwerfend, feindselig; das erste Beispiel einer Geschichte, welche die ganze Entwicklung ihres Gegenstandes mit unaufhörlichem Tadel begleitet.“

entsteht.

Sarpi selber bestimmt das Ziel seiner Arbeit dahin: „Ich werde die Ursachen und Wechselfälle einer kirchlichen Versammlung erzählen, die im Laufe von zweiundzwanzig Jahren von den einen aus verschiedenen Gründen ersehnt und erstrebt, von den andern verhindert und verzögert, im weiteren Verlaufe von achtzehn Jahren bald verschoben, bald aufgelöst, stets zu den verschiedensten Zwecken gefeiert worden ist und welche eine Gestalt angenommen und ein Ergebnis herbeigeführt hat, die gänzlich im Widerspruche stehen, sowohl mit den Plänen derer, die selbe hervorgerufen, wie mit den Befürchtungen derer, die alles versucht haben, sie zu stören — zum offenbaren Zeugnis der Nothwendigkeit, wegen seiner Sünden sich Gott anheimzustellen und nicht zu vertrauen auf

1) Trattato del Interdetto.

2) Istoria del Concilio Tridentino.

menschliche Klugheit. Und wirklich hat dieses Concil, ersehnt und herbeigeführt von frommen Männern, um die Kirche, welche sich zu spalten begann, zu vereinigen, in dem Grade das Schisma befestigt und die Hartnäckigkeit der Parteien gesteigert, daß es die Zwistigkeiten unverföhnlich gemacht. Von den Fürsten hingeleitet auf die Reform des geistlichen Standes, hat es die größte Entartung zuzwege gebracht, welche je gewesen, seitdem der christliche Name besteht. Von den Bischöfen erhofft zur Wiedererlangung der größtentheils in die Hände des Papstes allein übergegangenen bischöflichen Gewalt, hat es veranlaßt, daß sie dieselbe fast gänzlich verloren, und hat sie in eine noch größere Dienstbarkeit gebracht. Dagegen gesüchtet und vermieden vom römischen Hofe, als ein wirksames Mittel zur Beschränkung seiner ausschweifenden, von kleinen Anfängen stufenweise zu einem schrankenlosen Übermaß gediehenen Macht, hat es dieselbe hinsichtlich des Rom unterworfen gebliebenen Theiles dermaßen begründet und befestigt, daß sie niemals so groß und so tief gewurzelt gewesen. Es wird darum nicht unpassend erscheinen, diese Versammlung die Aftas unseres Jahrhunderts zu nennen.“

Eine Fülle von Urkunden ist benutzt, namentlich Berichte von Venetianern; die eigenen Bemerkungen Sarpis dazu sind voll Geist und Bosheit. In der Kunst, seinen Stoff für seinen Zweck zu ordnen, ist Sarpi Meister; die Sprache jedoch hat Provincialismen, die Crusca nahm darum das Buch nicht unter die classischen auf.

Das Werk wurde zuerst in London gedruckt. Sein Freund De Dominis aus Arbe in Dalmatien, früher Professor der Mathematik in Padua, dann Bischof zu Segni und zuletzt Erzbischof in Spalato und Primas von Dalmatien, eine unruhige, ehrgeizige Natur, eitel und leichtsinnig, wurde von seinem eigenen Clerus als Anhänger antikatholischer Grundsätze in Rom verklagt und floh, das Einschreiten der Inquisition fürchtend, 1615 nach England, trat zu Sanct Paul feierlich zur anglikanischen Kirche über und gab hier 1619 Sarpis „Geschichte des Concils von Trident“ unter dem Namen Pietro Soave Polano, dem Anagramm von Paolo Sarpi Veneto, mit der Widmung an König Jakob I. und dem Titelzusatz heraus: „Hier werden alle Kunstgriffe des römischen Hofes, zur Verhinderung der Verbreitung der Wahrheit der Dogmen, sowie der Reform der Kirche und des Papstthums, an den Tag gebracht.“ — Sarpi erklärte, das Buch sei wider seinen Willen gedruckt, er habe es seinem Freunde nur zum Durchlesen überlassen, dieser aber insgeheim eine Abschrift genommen. De Dominis fühlte sich aber bald in der anglikanischen Kirche nicht behaglich und bat den spanischen Botschafter um seine Vermittlung und kehrte 1622 reuig nach Italien zurück. Gregor XV. nahm den Widerrufleistenden wohlwollend auf und wies ihm einen Jahresgehalt an. De Dominis verwickelte sich aber in neue Widersprüche, ward unter Urban VIII. verhaßt und starb in der Engelsburg 1624.

De Do-
minis.Gregor
XV.

Sarpis Buch erregte hohes Aufsehen, eine Auflage folgte der andern, es ward in die deutsche, in die französische Sprache übersetzt.

In Rom ward die Widerlegung desselben dem Jesuiten Sforza Pallavicini übertragen, welcher 1656 mit drei starken Quartbänden auftrat, in welchen er Sarpi nicht weniger als 361 Irthümer nachwies. Die römischen Archive, der Briefwechsel der Legaten und eine Menge anderer wichtiger Quellen standen ihm zu Gebote. Er ist ein Mann von Geist, aber er schreibt schwerfälliger und breiter

Palla-
vicini.

als Sarpi. Die Streitfragen zwischen beiden, die hier zu erörtern nicht am Plage ist, finden sich gelehrt und scharfsinnig bei Brischar entwickelt.¹⁾

Sarpi's
Gefinnung.

Aber woher Sarpi's Haß? Es wird erzählt, zweimal habe ihn die Republik für ein Bisthum in Vorschlag gebracht und jedesmal ihn Rom verworfen. Gewiß hegte Sarpi, obschon er täglich die Messe las, im Herzen Ansichten, die nicht katholisch waren.²⁾

Er stand im innigsten Verkehre mit den Häuptern der calvinischen Partei, so mit Duplessis-Mornay, welcher der Papst der Hugenotten hieß, so mit Burnet. Diodati erzählt, wie er aus Sarpi's Mund häufig protestantische Meinungen vernommen, wie er ihn dann zum offenen Uebtritt aufgefordert, dieser aber geantwortet habe, er glaube, dem Protestantismus nützlichere Dienste in der Mönchskutte zu leisten, als wenn er diese ablege. Domenico Passionei, welcher die ganze Correspondenz Diodatis in seine Hand bekam, schrieb über Sarpi: „Dieser schurkische, aber über allen Begriff gelehrte Mönch hatte die Absicht, den Calvinismus in Venedig einzuführen, das war das Ziel seines ganzen Handelns“ — und Briefe, in neuerer Zeit herausgegeben, haben diese Absicht sicher ins Licht gestellt. Es wird erzählt, damals seien unter dem Volke in Venedig mehr als 12.000 Personen gewesen, entschlossen, bei erster Gelegenheit mit der Kirche zu brechen, zum Theil Nachkommen alter Waldenser, zum Theile von Sarpi und seinem Genossen Fulgentio im Gespräche oder im Beichtstuhle bearbeitet. Die Sache war so stark, daß Heinrich IV. auf die Umtriebe Sarpi aufmerksam machte und daß Briefe Sarpi's an die Hugenotten in die Hände des Senates zu Venedig zurückkamen. Der Rath der Zehn lud ihn vor, gab ihm einen Verweis und vernichtete die Briefe. Fortan schrieb Sarpi nicht mehr eigenhändig, sondern durch andere an seine Gefinnungsgeoffen.

708-
carini.

Dieser Mangel an Offenheit, dieses heimliche Wühlen, während er doch täglich Messe las und Beichte hörte, gereichte Sarpi nicht zur Ehre, ebenso wenig sein Benehmen gegen Antonio Foscarini, auf welches neuerlich Reumont aufmerksam gemacht hat.

Foscarini Antonio war aus alter Familie, Mitglied des Großen Rathes, Botschafter in Frankreich, 1608 bis 1610 in England. Sein Scharfsinn im Ergründen von Staatsgeheimnissen war von den Höfen, bei denen er war, geschätzt. Sarpi, sein Freund, meldete ihm einmal, daß er zwar der berühmteste Botschafter sei, den die Republik seit lange besessen, daß er aber seine allzugroße Wißbegierde einigermaßen verstecken möge, um nicht die Zahl seiner Feinde zu vermehren. — 1622 wurde Foscarini in Venedig auf einmal als Staatsverrätther verhaftet, als er aus dem Hause des spanischen Gesandten trat, am 21. April im Gefängnisse erdroßelt und seine Leiche auf der Piazzetta öffentlich ausgestellt. Seinem Freunde Sarpi hatte er in seinem Testamente am Tage vor der Hinrichtung hundert Ducaten vermacht, damit er zu Gott für seine Seele bete. Sarpi aber wies in einem Schreiben an den Senat dieses Vermächtnis zurück, denn er wollte mit einem Verrätther weder im Leben noch im Tode etwas zu thun haben.

1) Brischar, Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Tridentinischen Concils. Tübingen 1843. 2 Theile.

2) Pietro Balan, Fra Paolo Sarpi. Venetia 1887.

Es war Verrath an dem Andenken eines unglücklichen Freundes und Angst vor der Staatsinquisition. 1623 wurde der Process Foscarinis umgestoßen und der Todte für schuldlos erklärt. Die Republik meldete sogar an fremde Höfe, daß am Namen der Foscarini kein Makel haße. Der wahre Grund dieses schrecklichen Justizmordes ist nie ans Tageslicht gekommen. Die Volkmeinung in Venedig ist: Foscarini habe seine frühere Verlobte, die aber ihr Vater während seiner Abwesenheit an einen andern vermählt hatte, besucht und habe, als ihr Gatte nahte, keinen andern Weg zur Flucht gefunden, als durch den Hofraum des spanischen Botschafter-Palastes. Nun hatten kurz vorher der spanische Botschafter Bedmar, der Statthalter von Mailand, Don Pedro de Toledo, und der Vicekönig von Neapel, Ossuna, einen Versuch gemacht, die Regierung der Republik zu kürzen, der aber entdeckt und durch die Hinrichtung vieler Mitverschworenen in Venedig bestraft wurde. Seitdem verhängte das Gesetz Todesstrafe über jeden Venetianer, der sich im spanischen Palast blicken ließ. Spione sahen Foscarini aus dem Palaste heraustrreten und er galt deshalb für einen Verräther. Um die Ehre seiner Geliebten nicht bloßzustellen, erduldet Foscarini lieber den Tod, als daß er den wahren Grund, warum er den Hofraum des spanischen Palastes betreten, angegeben hätte.

Sarpi starb 1623. Fünffmal wurde er von Neuchlern angegriffen, einmal verwundet. Weil er Rom haßte, so glaubte er, die Mörder seien von dort entjendet, und rief: „Ich erkenne den Stil der römischen Curie!“

Genuas Geschichte schrieb Agostino Giustiniani (1470—1536) kunftlos und aufrichtig; Alberto Foglietta (1518—1581) in schönem Latein („Historiarum Genuensium libri X“, bis 1529); er war aus vornehmer Familie in Genua, ward aber verbannt und fand Schutz in Rom, wo er die „Elogia clarorum Ligarum“ schrieb.¹⁾ — Die Geschichte des Freistaates von 1528 bis 1550 in elegantem Latein schrieb der für den Lehrstuhl der Philosophie nach Genua berufene Bonfadio. Er wurde 1550 im Gefängnisse erdrosselt, sein Leichnam verbrannt, nach den einen auf falsche Anklagen hin, weil er in seiner Geschichte gewisse Familien bloßgestellt habe, nach den andern wegen eines abscheulichen Vergehens gegen die Sittlichkeit.

Neapels Geschichte schrieb Costanzo²⁾ (1507—1591), „Le Istorie del regno di Napoli 1250—1489“, in zwanzig Büchern, nahezu die Arbeit eines ganzen langen Lebens. — Vielgenannt in jener Zeit war Paolo Giovio,³⁾ geboren in Como 1483, anfangs ein tüchtiger Arzt, der sich aber später der Darstellung der zeitgenössischen Geschichte widmete. Damit machte er sein Glück. Leo X. las einige Bruchstücke seines Werkes und erklärte, seit Titus Livius habe kein Geschichtschreiber so elegant geschrieben. Adrian VI. verlieh ihm ein Canonicat in Como. Clemens VII. gab ihm Wohnung im Vatican und ernannte ihn zum Bischof von Nocera. Weil Giovio von Paul III. das Bisthum Como nicht erhalten konnte, so zog er sich verdroffen nach Florenz zurück, wo er 1552 starb. Seine Grabchrift preist ihn als den Ruhm der römischen Sprache, nicht Callust, nicht Livius reiche an ihn hinan. Wahrscheinlich hat der eitle Mann sie selber verfaßt. Er stellt lebhaft dar, aber ohne sich um den wahren Verhalt

¹⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 80 f.

²⁾ Ibid. p. 88. — Flamini, l. c. p. 184.

³⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 43—47. — Flamini, l. c. p. 324 f.

viel Mühe zu geben. Seine Feder gehörte jedem, der sie kaufen wollte; sagte er doch selber, er habe zwei Federn, eine von Gold, die andere von Eisen, je nachdem ihn die Fürsten bezahlten. Er verschwieg oder erdichtete Großthaten, je nachdem er gestimmt war, und man verglich darum seine zahlreichen Geschichtswerke mit dem „Amadis von Gallien“. Übrigens ist er ein gewandter Darsteller und unter der Spreu seiner Lügen finden sich doch auch viele Goldkörner der Wahrheit.

Die Italiener jener Zeit kannten und beschriebten aber auch das Ausland. Lust an Abenteueruern trieb viele in die Fremde und sie machten mit ihrer Gewandtheit Glück.

Emilia. Paolo Emilio,¹⁾ ein Veronese, erhielt von Ludwig XII. 1499 die Anstellung als Redner und Geschichtschreiber des Königs und den Auftrag, im Geiste des Alterthums die Geschichte Frankreichs darzustellen. So entstand das Werk „De rebus gestis Francorum libri VI“ in reinem Latein, aber mangel-

Davila. Das ist die Kritik anlangt. — Ein Venetianer, Davila, dessen Vorjahre immer hohe Stellungen auf Cypern bekleidet hatten, floh vor den Türken von der Insel und fand wohlwollende Aufnahme in Frankreich. Katharina von Medici hob ihm 1576 ein Kind, nämlich den Geschichtschreiber, aus der Taufe (es bekam den Namen Arrigo-Catarino) und sorgte für dessen Erziehung. Der Knabe wurde Page und machte die Feldzüge unter Heinrich IV. mit, als Mann hat er diese Kriege in fünfzehn Büchern beschrieben — „Historia delle guerre civili di Francia“ — und 1630 herausgegeben. Er ist unparteiisch, ein bereiteter Erzähler, in Gesinnung ein Schüler Machiavellis, wenn auch sein Stil nicht so klar ist und seine Gedanken so tief; die Schrecken der Bartholomäusnacht schildert er mit der größten Kaltblütigkeit, sie entlocken ihm nur die Bemerkung, daß solcher Verrath und solcher Mord nie etwas nütze. Davila trat 1606 in venetianische Dienste, wurde Commandant von Cremona und 1631, als er eine Lieferung einforderte, von einem tollen Bauern getödtet.²⁾

Strada. Bentivoglio und Strada schrieben über den Aufstand der Niederlande.

Famiano Strada (1572—1649), ein Römer und Lehrer der Rhetorik al Gesù in Rom, schildert den Aufstand in den Niederlanden von 1555 bis 1590³⁾ in schönem, an Digressionen reichem Latein und unparteiisch; man darf ihm auf sein Wort glauben, wenn er sagt, er folge nur seinem Gewissen und habe seine Feder an keinen Fürsten verdingen.⁴⁾ Bentivoglio, aus einer berühmten Familie, geboren in Ferrara 1579, war 1607 bis 1616 Nuntius in Flandern, 1616 bis 1621 in Paris, 1641 Bischof von Terracina, und wäre 1644 wahrscheinlich Papst geworden, hätte ihn nicht der Tod hinweggerafft. Seine „Storia delle guerre di Fiandria“ erschien zu gleicher Zeit mit dem ersten Bande Stradas. Er war an Ort und Stelle und sein Werk liest sich darum leichter, weil er aus der eigenen Anschauung schreibt. Seine „Relazioni“ und „Memorie“ sind für die Zeitgeschichte von Bedeutung.

¹⁾ Flamini, l. c. p. 342.

²⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 533.

³⁾ „De bello Belgico, decades II.“

⁴⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 534.

Der Genuese **Conestaggio** gab 1585 die „Storia dell' unione del regno di Portogallo alla corona di Castiglia“ heraus. Der Sicilianer **Lucio Marineo**, Lehrer in Palermo, ward 1486 eingeladen, in Spanien über alte Literatur Vorträge zu halten, erlangte die Beachtung der Königin **Isabella** und schrieb hier: „De laudibus Hispaniae“, „De Aragoniae regibus“, „De rebus Hispaniae memorabilibus“. **Pietro Martire**¹⁾ aus Anghiera am Lago Maggiore, kam 1487 an den spanischen Hof, ward hier Lehrer der Pagen, geehrt und beschenkt von **Isabella**, als Gesandter von Ferdinand nach Agypten geschickt, kam mit Columbus in regen Verkehr und lebte in Granada in hohen Ehren. Seine Briefe, seine Schriften: „De legatione Babylonica“, „De rebus Oceanicis et orbe novo“ sind für die merkwürdige Zeit von 1488 bis 1525 eine der wichtigsten Quellen.²⁾

Die Fahrten nach Ostindien, die Verbreitung der christlichen Lehre daselbst, schilderte **Giovanni Pietro Maffei** — ein weitgereister Mann von seltenem Wissen.

Maffei, geboren in Bergamo 1535, Lehrer der Beredsamkeit in Genua 1563, Staatssekretär 1564, trat 1565 in den Jesuitenorden, lehrte in Rom sechs Jahre Rhetorik und widmete sich dann ganz der Geschichte. Um den Stoff zu seiner Geschichte Ostindiens zu sammeln, machte er eine Reise nach Portugal. **Philipp II.** ermunterte, unterstützte ihn und ernannte ihn zum Geheimschreiber des Rathes von Mailand. Seine Werke sind in schönem Latein geschrieben, stundenlang konnte **Maffei** an einem Satze sich abarbeiten, um ihn abzurunden. Er arbeitete sehr langsam und gründlich und doch brachte er sechzehn Bücher „Indischer Geschichten“, drei Bücher eines „Lebens des Ignatius von Loyola“ zustande, einen Band „Lebensbeschreibung der sieben Bekenner Christi“, zwei Bände „Annalen des Papstes Gregor XIII.“. Die beiden letztgenannten Werke sind in italienischer Sprache geschrieben. Eine „Geschichte Clemens' VIII.“ hatte er begonnen und eine „Geschichte der lateinischen Sprache“ hatte er im Plane, als ihn zu Livoli 1603 der Tod überraschte.³⁾

Ende der mittelalterlichen Kunst in Italien.

Diese ganze Zeit ist verklärt durch die höchste Blüte der Kunst; es ist, als ob der Genius der Schönheit auf die Erde herabgestiegen wäre, um sich den Menschen in seinem ganzen Zauber zu zeigen. Es ist eine Zeit des künstlerischen Schaffens, ähnlich dem Zeitalter des Perikles, und wie auf diesem ruht auch hier auf allen Schöpfungen der Schimmer einer unvergänglichen Jugend; sie begeisterten jene Zeit, sie begeistern die Gegenwart. Merkwürdig ist der Reichthum an genialen Naturen, merkwürdig ihr Wettstreit, merkwürdig, daß nicht einer allein das Höchste leistet und allein als Gipfelpunkt der ganzen Entwicklung bezeichnet werden kann, und merkwürdig, daß diese

¹⁾ Vergl. Bd. VII, S. 179, 244, 268 dieses Werkes. 5. Auflage.

²⁾ Tiraboschi, l. c. IV, p. 90 f.

³⁾ Ibid. p. 91 f. — Flamini, l. c. p. 462.

Genien auch geringere Kräfte zu meisterhaften Leistungen befeuerten. Diese Blütezeit verschmolz alle früheren Gegensätze.

Christliche
Kunst.

Der Weg dahin war lang und bewegte sich in großen Gegensätzen. Die ältesten Spuren christlicher Malerei finden sich in den Katakomben. Neben antiker Technik sehen wir darin schon das Princip der christlichen Kunst, überall in der dargestellten Form einen tieferen Inhalt ahnen zu lassen, überall das Gemüth des Beschauers zu eigener, mitschaffender Thätigkeit zu reizen. Durch den Sturz des Reiches, durch die Ankunft roher Völker erlosch die alte Kunst völlig; wie trotz der größten Ereignisse sich kein Geschichtschreiber mehr fand, so schien auch aller Sinn für Formenschönheit verloren. Die Umrisse werden dick und plump, die Farben grell.

Byzantinische
Kunst.

Nur im byzantinischen Reiche werden gewisse Reste der alten Handfertigkeit und des alten Formgefühls bewahrt. Aber es sind nur Formen, versteinert, mummienhaft, die Seele fehlt. Diese byzantinische Kunstweise ist jedoch, wie Wischer treffend bemerkt,¹⁾ die große Thesıs, der Vordersatz für alle weitere Entwicklung geworden. Und zwar fängt diese neue Entwicklung ganz anders an, als die griechische. Die äginetischen Bildwerke zeigen, wie die Hellenen schon lebensvoll und wahr den Körper zu gestalten verstanden, während sie noch immer die herkömmliche, leblose Form der Köpfe beibehielten; die neue Kunst dagegen belebt zuerst die Gesichtszüge, während Körper und Gewandung noch lange steif und roh bleiben.

Nicola
Pisano.

Die byzantinische Kunstweise hatte sich über das ganze Abendland verbreitet, bei den Russen dauert sie noch heute fort, byzantinische Muster wurden befolgt, byzantinische Künstler verwendet. Die Italiener haben in der plastischen, die Germanen in der malerischen Richtung zuerst diesen Bann gebrochen. Der stete Anblick einer schönen Natur, schöner Gestalten, der noch vorhandenen Kunstwerke des Alterthums, war den Italienern förderlich. Schon an Nicola Pisano²⁾ (1206—1278), dem Baumeister und Bildhauer Kaiser Friedrichs II., ist das Studium der Antike bemerkbar. Florenz ist es wieder, welches den Vortritt hat vor den übrigen Städten Italiens. Während noch bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auch in Toscana ein unerfreulicher Byzantinismus herrschte, so erweist sich im vierzehnten Jahrhundert gerade „Toscana als das lebenspendende Centrum“, von dem die übrigen Landschaften mehr oder minder ihre Kunst erhalten, und zugleich als das einzige Gebiet Italiens, in welchem eine kräftig fortschreitende Entwicklung wahrzunehmen ist; nacheinander übernahmen die bedeutendsten Städte — Pisa, Florenz, Siena — die Führung, und jede

Toscana.

¹⁾ Wischer, Ästhetik.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. II, p. 262 f. — Crowe-Cavalcafle, Geschichte der italienischen Malerei; deutsch von Jordan, I, S. 104 ff. Leipzig 1869. — Vollmann, Geschichte der Malerei, I, S. 412. Leipzig 1879.

bringt darin ein ihrer Eigenart entsprechendes Moment zum Ausdruck. Wenn die entscheidende Geltung fortan bei Florenz bleibt, so steht dies im Zusammenhang mit den geistigen und künstlerischen Kräften, welche diese Stadt in der Malerei zur Lehrerin ganz Italiens gemacht haben.¹⁾

Cimabue (geboren zu Florenz 1240, gestorben bald nach 1300)^{Cimabue.} zeigt in den von ihm noch vorhandenen Bildern in Florenz und Assisi das Ringen, der überlieferten byzantinischen Form eine Idee aufzuprägen, sie mit einer neuen Seele zu beleben. Die Zeichnung ist naturgemäßer, die Färbung weicher, der Ausdruck lebendiger, aus dem ganzen Bild weht uns ein hoher edler Sinn entgegen, obgleich die Nase, die Augen seiner Gestalten noch ganz byzantinisch sind, und jede Figur abgeschlossen für sich ohne jede Beziehung zur andern dasteht.²⁾

Schon der alte Vasari erzählt:³⁾ „Die damaligen Leiter von Florenz beriefen einige griechische Maler, welche die verlorene Kunst wiederherstellen sollten.“ Cimabue aus vornehmer Familie, statt sich den Wissenschaften zu widmen, entließ oft der Schule und sah den ganzen Tag diesen Malern zu und brachte es durch sein Talent und unablässige Übung dahin, daß er in Zeichnung und Farbe seine Lehrmeister übertraf: er malte Gewänder und Beiwerke lebendiger, natürlicher und weicher, und machte sich frei von jener harten und rohen Manier und erlangte dadurch großen Ruhm. Sein Bild der Mutter Gottes für die Kirche Maria Novella erweckte solche Bewunderung, daß es mit vieler Pracht und Trompeten in feierlicher Procession von seinem Hause in die Kirche getragen wurde und er dafür höchlich belohnt und geehrt wurde. Die Leistungen seines Schülers Giotto fiengen an, seinen Ruhm zu verdunkeln, wie Dante sagt:

„Als erster Stern im Kunstgebiet zu funkeln,
Wähnt Cimabue; nun strahlt Giotto's Sonne,
Den Glanz des großen Meisters zu verdunkeln.“⁴⁾

Ein alter Erklärer Dantes bemerkt zu dieser Stelle: „Cimabue war so stolz und leicht so unwillig, daß, wenn ihm jemand einen Fehler an seiner Arbeit zeigte oder er selbst einen gewahrte, er ein solches Werk sogleich zerstörte, ob es auch noch so kostbar war.“

Duccio di Buoninsegna⁵⁾ (gest. 1319), Sohn eines Bürgers in ^{Duccio.} Siena, war schon 1282 als Meister in seiner Vaterstadt ansässig, malte für den dortigen Dom (1308—1311) ein Altarbild um 3000 Goldgulden, das der

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. II, p. 268, 413.

²⁾ Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte, 12. Aufl., bearbeitet von Semrau, l. c. II, p. 268 f. Stuttgart 1901. — Kugler, Geschichte der Malerei, I, S. 290 ff. — Crowe-Cavalcaselle, l. c. I, p. 166—173.

³⁾ Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von Cimabue bis 1567, beschrieben von Giorgio Vasari, Maler und Baumeister. Aus dem Italienischen von Ludwig Schorn. Stuttgart 1832. Bd. 1, S. 47—59. — Daß wirklich griechische Meister in Italien gearbeitet haben, wird bezweifelt. Woltmann, l. c. I, p. 413. Sicher aber ist der Einfluß griechischer Manier.

⁴⁾ Purgatorio XI, v. 94.

⁵⁾ Vasari, l. c. I, p. 345 ff. — Kugler, l. c. I, p. 297 f. — Lübke-Semrau, l. c. II, p. 269. — Woltmann, l. c. I, p. 416.

Stolz Sienas und in Procession nach dem Dome getragen wurde. Cimabues Richtung ist darin weitergeführt, die byzantinischen Formen sind mit Empfindung durchdrungen. Klarheit, Tiefe, Innigkeit, sittliche Würde ist in seinen Gestalten sichtbar.

Das Streben nach Befreiung von der byzantinischen Manier zeigt sich besonders kräftig in den Werken des Giovanni Pisano (1250—1320).

Ein Sohn des schon genannten Niccola Pisano, wirkte er als Baumeister und Bildhauer in seiner Vaterstadt Pisa wie in Pistoja, Siena und Padua. In seinem Streben nach Ausdruck und Bewegung erinnert er vielfach an den späteren Meister Michelangelo. Zahlreiche Schüler folgten seinen Bahnen außer in Pisa noch in Siena und besonders in Florenz, wo Andrea di Ugolino da Pontedera, genannt Andrea Pisano, der Hauptvertreter dieser Pisaner Schule war. Er ist der letzte große Gothiker Italiens und zugleich der Erneuerer der seit mehr als hundert Jahren vergessenen Kunst der Erzplastik, welche er in seinem Hauptwerk, der zwischen 1330 und 1336 ausgeführten Bronzethür des Baptisteriums in Florenz zur Geltung brachte. Andrea starb als Dombaumeister zu Orvieto im Jahre 1349. Die Richtung der Pisaner Schule, in Florenz weiter vertreten von Andrea Cione, genannt Orcagna (gest. 1368), wirkte auch auf Oberitalien, besonders Mailand und Venedig, theilweise auch auf Unteritalien und Rom,¹⁾ bis sie einer neuen Florentiner Schule erlag.²⁾

Noch größer und staunenswürdig rascher als in der Schule der Pisaner zeigt sich nämlich der Fortschritt in Giotto, der nach dem Ausdruck seines Schülers Gennino „die Kunst aus dem Griechischen, (das heißt Byzantinischen,) ins Lateinische übersezt hat“:³⁾ Die Darstellung lebender Menschen in irdischer Umgebung, die Schilderung eines irdischen Geschehens an Stelle der herkömmlichen Symbolisierung überirdischen Seins, dabei Gedankentiefe, sittlicher Schwung, Zartheit des Gefühls, das sind die Vorzüge dieses von seiner Zeit hochgeehrten Künstlers. Giotto ist der Begründer der epischen Gedankenmalerei.⁴⁾

Giotto di Bondone (1276 [1266?] bis 1336) war, wie uns Vasari erzählt,⁵⁾ der Sohn eines schlichten Landmannes Bondone in dem florentinischen Dorfe Vespignano. Er hütete im zehnten Jahre die Schafe und, weil ihn die Neigung seines Herzens zur Zeichenkunst trieb, vergnügte er sich dabei, auf Steine, Erde oder Sand, immer etwas nach der Natur — oder was ihm sonst in den Sinn kam — zu zeichnen. Da gieng eines Tages Cimabue eines Geschäftes halber nach Vespignano und fand Giotto, der, während seine Schafe weideten, auf einer ebenen Steinplatte mit einem zugespitzten Steine ein Schaf nach dem Leben zeichnete. Cimabue blieb stehen, verwunderte sich sehr und

1) Lübke-Semrau, l. c. II, p. 404—413.

2) Ibid. p. 404—413. — Crowe-Cavalcajelle, l. c. I, p. 121 ff.

3) Humohr, Italienische Forschungen, I. p. 522. Berlin 1827.

4) Kugler, l. c. I, p. 305 ff. — Muther, Geschichte der Malerei, I, S. 20 ff. Leipzig 1899.

5) Thode, Giotto. Bielefeld 1899. — Vasari, l. c. I, p. 132—173. — Anders der anonyme Commentator Dantes bei Crowe-Cavalcajelle, l. c. I, p. 195.

fragte ihn, ob er mit ihm kommen und bei ihm bleiben wolle, worauf der Knabe antwortete: „Gern, wenn der Vater damit zufrieden ist.“ B o n d o n e, der Vater, willigte ein. Giotto kam nach Florenz und lernte nicht nur die Manier seines Meisters, sondern ahmte auch die Natur so getreu nach, daß er die plumpe byzantinische Art verbannte. — „Mit genialer Überzeugungskraft weiß er menschliches Empfinden und Handeln zu charakterisieren und darzustellen.“¹⁾

Giotto erlangte schnell großen Ruf: Städte, Fürsten, Könige, Päpste beriefen ihn. Er malte in Assisi, er malte in Rom, in Padua, Rimini, Florenz und Avignon; König Robert berief ihn nach Neapel und ernannte ihn 1330 zu seinem Vertrauten; dann malte er in Ravenna, Verona, Ferrara, Urbino. Florenz gab ihm das Bürgerrecht, einen Gehalt von 100 Goldgulden, ernannte ihn zum Obermeister aller Bauten, übertrug ihm die Leitung des Dombaues und Glockenthurmes. Giotto war der Freund Dantes und hat das Bild des großen Dichters auf die Nachwelt gebracht. Die Alten erzählen eine Menge Charakterzüge von Giotto, welche die Unabhängigkeit seines Charakters und seinen ethischen Scharfblick beweisen, und wie er fröhlich war und gern witzige und scharfe Reden führte.

König Robert.

Dante.

Einmal sagte König Robert: „Wäre ich du, ich würde jetzt nicht arbeiten, da es so heiß ist.“ — „Ich auch gewiß nicht, wenn ich Ihr wäre.“ — Auf die unzuverlässige Gefinnung der Neapolitaner machte er den König Robert durch das Bild eines Esels aufmerksam, der einen Sattel aufliegen hatte und einen Sattel beschnupperte, welcher zu seinen Füßen lag. „Deute mir dies!“ sagte der König. — „So ist dein Volk, sie wünschen alle Tage einen andern Herrscher“, entgegnete Giotto. — Der Papst wollte, ehe er Giotto die Ausmalung der Peterskirche übertrug, eine Arbeit seiner Hände sehen. Der Künstler nahm ein Blatt und einen Pinsel mit rother Farbe und zog damit einen Kreis so scharf und genau, daß alles erstaunte. Der Papst war damit zufrieden. Daher das italienische Sprichwort: „Du bist runder als das O des Giotto!“ — Er war aber nicht bloß ein guter Maler, sondern auch ein guter Christ. „Giotto malte mehr mit der Seele als mit der Hand. Seine Gedanken stehen frisch, groß, überzeugend und so einfach da, an die Worte der Heiligen Schrift: voll des höheren Geistes und abgründlicher Tiefe“²⁾ erinnernd.“³⁾

Giotto's Schule beherrschte ein Jahrhundert lang die Malerei in Italien. Seine besten Schüler und Nachahmer sind Andrea Pisano, Taddeo Gaddi (gest. 1366), Tommaso di Vancò, Giottino, Giovanni da Milano. — Für den Fortschritt, den in ihm die Malerei überhaupt machte, legen die Bilder im Campo Santo in Pisa heute noch ein glänzendes Zeugnis ab.³⁾

Giotto's Schule.

Neben der Florentiner Schule des Giotto behaupteten aber die Nachfolger Duccios als Malerschule von Siena eine selbständige und ehrenvolle Stellung. Diese Schule basiert in der Technik auf der byzantinischen Kunst, der Gefinnung nach aber steht sie der Schule von Köln am

Schule von Siena.

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. II, p. 415.

²⁾ Franke, Fra Bartolommeo della Giotto. Regensburg 1870.

³⁾ Kugler, l. c. I, p. 320 ff. — Lübke-Semrau, l. c. II, p. 409, 424 f. — Crowe-Cavalcaffelle, l. c. I, p. 280—354. — Woltmann, l. c. I, p. 460—465.

nächsten; sie bietet ergreifende Seelenmalerei mit zartleuchtenden Farben und reichem Goldschmuck.

Tiefe des Gefühls, ideale Stimmung zeigen die Bilder des Simone di Sienese. Martino (gest. 1344 in Avignon), wie überhaupt der Sienesen, des Pietro Lorenzetti, seines Bruders Ambrogio Lorenzetti, des Andrea Vanni und des Taddeo di Bartolo (gest. 1422).¹⁾

Der größte Meister gemüthvoller Auffassung und zugleich der letzte große Vertreter der mittelalterlichen Kunstströmung in Italien ist aber Beato Siesole. Fra Giovanni Angelico da Fiesole (geb. 1387, gest. 1455).²⁾

Er heißt eigentlich Guido, den Namen Angelico gaben ihm seine Zeitgenossen, weil keiner verkörperter die Engel malte; den Namen Beato gab ihm der Papst, ob seines engelreinen Lebens; den Namen Giovanni bekam er 1407 beim Eintritt ins Dominicanerkloster zu Fiesole. Seine Mitbrüder wanderten 1409 nach Foligno, 1414 nach Cortona aus, 1418 kehrten sie nach Fiesole zurück, 1436 bezogen sie das Kloster San Marco in Florenz.³⁾ An diesen Orten sind seine ersten Arbeiten; San Marcos Wände, wo er 1438 bis 1445 verweilte, sie sind noch geschmückt mit seinen Bildern. Eugen IV. berief ihn 1446 nach Rom, damit er die Kapelle im Vatican mit Fresken schmücke. Nach dessen Tod übernahm Fiesole die Ausmalung des Domes in Orvieto. Nikolaus V. berief ihn 1449 wieder nach Rom, wo er 1455 starb und wo in der Kirche S. Maria sopra Minerva heute noch sein Grabmal steht. Dem Gebet und der Kunst war sein Leben geweiht. Überirdische Reinheit und Innigkeit, der heilige Friede der Seele, welcher über allen Leidenschaften steht, weht uns aus seinen Schöpfungen an, die mit dem süßesten Liebreiz geschmückt sind.

Burckhardt sagt mit Recht von ihm:⁴⁾ „Eine ganze große ideale Seite des Mittelalters blüht in seinen Werken voll und herrlich aus; wie

¹⁾ Kugler, l. c. I, p. 343—353. — Lübke-Semrau, l. c. II, p. 420—424. — Crowe-Cavalcaffelle, l. c. II, p. 205 ff. — Woltmann, l. c. I, p. 450 ff.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 160. — Beissel, Fra Giovanni Angelico da Fiesole. Freiburg 1895. Woltmann, l. c. II, p. 151 ff.

³⁾ Die Klöster waren die großen Pflegestätten der Kunst. Ein gelehrtes und fesselnd geschriebenes Buch, worin eine Menge verkungener Namen wieder nach Verdienst gewürdigt sind, ist von Sebastian Brunner: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle. Das Wirken des Clerus in den Gebieten der Malerei, Sculptur und Baukunst.“ Wien 1863. Brunner sagt mit Recht (S. V—VI): „Die Bewohner der Klöster haben nicht allein durch das Wort, das aus dem Munde geht, gepredigt und gelehrt, sie haben auch durch Steine in erhabenen Tempeln, durch Marmor, Erz und Farbe, in Sculptur und Malerei, zum Volke von der Herrlichkeit Gottes, von der Liebe des Heilandes zur Menschheit, von der Seligkeit der Heiligen gesprochen — und so erbauen noch heutigen Tages viele dieser Meister durch ihre Schöpfungen den sinnigen Betrachter derselben, nachdem die Leiber derjenigen, welche diese Werke geschaffen, schon Jahrhunderte lang im Grabe liegen. So sind auch die Künste als Voten des göttlichen Wortes in die Welt hinausgezogen; in heiligen Melodien spricht die Musik vom Ewigen zum Zeitlichen, von der Glorie des Schöpfers zum Geschöpfe, und die bildende Kunst hat ihr Buch mit mächtigen Buchstaben in farbenreichen Bildern, in Statuen aus Erz und Marmor im Tempel Gottes aufgeschlagen, um von Gottes Macht und Herrlichkeit und von seiner unendlichen Liebe ein wunderbares Zeugnis abzulegen.“ — Über frühere Leistungen der Mönche für bildende Kunst s. Schrieber Springer, De artificibus monachis et laicis medii aevi. Bonn 1861.

⁴⁾ Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. von Geiger. Leipzig 1877—1878.

das Reich des Himmels, der Engel, Heiligen und Seligen im frommen Gemüth der damaligen Menschheit sich spiegelte, wissen wir am genauesten und vollständigsten durch ihn, so daß seinen Gemälden jedenfalls der Wert religiös-geschichtlicher Urkunden ersten Ranges gesichert ist.“

Einige merkwürdige Angaben über ihn finden sich im alten Vasari:¹⁾ „Fra Giovanni hätte mit Gemächlichkeit im Laienstand leben und durch seine Kunst, in der er schon jung erfahren war, sich zu dem, was er besaß, noch so viel verdienen können, als er nur wollte; als ein Mann von gutem und tiefem Gemüth jedoch, beschloß er zu seiner Befriedigung und Ruhe, und um seine Seele zu retten, in den Orden der Predigermönche zu treten. — Sich selber übertraf er in der Darstellung der Seligen und Engel, denn sie haben nicht nur Leben und einen zarten und lieblichen Ausdruck, sondern auch das Colorit des ganzen Werkes ist, als ob es von der Hand eines Engels oder Heiligen vollführt wäre, wie sie selbst sind. Ja es scheint, als ob jene himmlischen Geister, wenn sie von körperlicher Gestalt umkleidet wären, nicht anders anzuschauen seien. Der Papst wollte ihm das Erzbisthum von Florenz übertragen, als er sah, wie Fra Giovanni ein Mann sei von sehr heiligem Lebenswandel und friedlich und bescheiden. Allein Giovanni bat seine Heiligkeit dringend, es einem andern, einem tüchtigeren Ordensbruder zu verleihen, denn er selber verstehe nicht, die Völker zu regieren. Der Papst that so, der Vorgeschlagene wurde ein so würdiger Bischof, daß Hadrian IV. ihn heilig sprach.“²⁾

Fra Antonin.

„Fra Giovanni war ein Mann von so schlichtem Wesen und frommen Sitten, daß er eines Tages, als Papst Nikolaus V. ihm zu essen geben wollte, er sich ein Gewissen daraus machte, Fleisch ohne Erlaubnis seines Priors zu genießen, der Autorität des Papstes gar nicht gedenkend. Er verachtete alle weltlichen Dinge, lebte rein und fromm und war den Armen ein treuer Freund, weshalb ich gewiß bin, daß nun seine Seele ganz dem Himmel angehört. Unausgesetzt übte er sich in der Malerei und wollte nie andere als heilige Gegenstände darstellen. Er hätte reich sein können, kümmerte sich aber nicht darum, sondern behauptete vielmehr, wahrhaft reich sei nur der, wer sich mit wenigem begnüge. Er hätte viele beherrschen können, wollte es aber nicht, indem er sagte: andern gehorchen sei mit weniger Mühe und Gefahr verbunden. Es stand in seiner

Hierales Frömmigkeit

¹⁾ Vasari, l. c. II, 1, p. 312—334.

²⁾ Es war Fra Antonino: Von diesem wird erzählt, daß er, 13 Jahre alt, vom Prior Giovanni Dominici die Aufnahme begehrte. Dieser erwiderte, den zarten Körperbau des Knaben betrachtend, mit Lächeln: Er werde ihn aufnehmen, wenn er das canonische Recht gründlich erlernt haben werde. Die kindliche Seele nahm diesen Vorschlag als Ernst, verlegte sich auf dieses Studium mit Eifer, und kehrte dann mit seiner Bitte wieder. Nun wurden ihm die Pforten des Klosters geöffnet. Bald leuchtete er durch Gelehrsamkeit und Demuth. Der Papst wollte ihn zu hohen Würden berufen, er aber sträubte sich mit Beharrlichkeit dagegen, welche von andern oft gerade dafür angewendet wird. Als der Papst den Giovanni Angelico für den erzbischöflichen Stuhl von Florenz bestimmen wollte, wies dieser das Anerbieten ab, und gab seinen Rath für Antonin. Nach ernstlichem Widerstreben fügte sich dieser Gottes Willen, änderte aber nun nichts an seiner Lebensweise: er behielt das Ordenskleid, lebte nach der Regel, weihete seine Tage der Arbeit und Abtödtung und wurde geliebt als ein Apostel des Friedens und als ein Vater der Armen. Als er im 66. Jahre aus diesem Leben schied, rief er freudig die schönen Worte der Kirche aus: „Gott dienen, das heißt herrschen.“ *Servire Deo regnare est.* Der Einfluß der Freundschaft dieses heiligen Mannes auf Angelico mag kein geringer gewesen sein. — Brunner, l. c.

und Be-
gekke-
rung.

Willkür, unter seinen Ordensbrüdern und außerhalb Würden zu erlangen, er achtete ihrer jedoch nicht und sagte, er strebe nach nichts — als der Hölle zu entfliehen und dem Paradiese sich zu nähern. Welche Würde in Wahrheit aber läßt sich auch mit dieser vergleichen, nach der alle Geistlichen, ja alle Menschen streben sollten, die einzig in Gott und in einem tugendhaften Leben gefunden wird! Er war menschenfreundlich und mäßig, lebte keusch, fern von den Lockungen der Welt, indem er oft sagte, es solle, wer unsere Kunst übe, ruhig und ohne grübelnde Gedanken bleiben; wer die Werke Christi darstellen wolle, müsse immer bei Christo sein. Niemals wurde er unter seinen Ordensbrüdern zornig gesehen, eine große Sache, die mir fast unglaublich scheint; seine Freunde pflegte er einfach und mit großer Freundlichkeit zu vermahren. Mit größtem Wohlwollen sagte er jedem, der ein Werk von ihm wünschte, er solle den Prior darüber zufriedustellen, dann werde er es sicher nicht fehlen lassen. Kurz, dieser niemals genug zu rühmende Ordensbruder war demüthig und bescheiden in allem seinem Thun und Reden, in seinen Malereien gewandt und andächtig, und die Heiligen, die er malte, haben mehr das Ansehen und die Ähnlichkeit der Heiligen, als die irgend eines andern Meisters. Seine Gewohnheit war, das, was er gemalt hatte, niemals zu verbessern oder zu überarbeiten, sondern es stets zu lassen, wie es aufs erstmal geworden war, weil er meinte, so habe es Gott gewollt. Einige sagen, Fra Giovanni habe nie den Pinsel in die Hand genommen, ohne vorher gebetet zu haben, und nie ein Crucifix gemalt, ohne daß ihm die Thränen über die Wangen strömten; in den Angesichtern und Stellungen seiner Gestalten aber erkennt man seinen redlichen und starken Christenglauben.“ — Diese wenigen Sätze Vasaris schildern vollständig die Eigenart eines Gott und der Kunst geweihten, tiefen, reinen, demüthigen Geistes. Michelangelo urtheilte von seiner Darstellung der Verkündigung: in bloß menschlicher Kraft liege es nicht, ein so holdes und jungfräulich süßes Bild zu gestalten, es sei denn, der Meister habe das Urbild gesehen.¹⁾

Hierholts
Schule.

Im gleichen Geiste malten Vitale in Bologna, von der Schönheit seiner Marienbilder dasle Madonne genannt, Jacopo d'Avanzo und Lippo di Dalmasio, beide gleichfalls aus Bologna; Gentile da Fabriano, von dem Michelangelo sagte, Gentiles Bilder seien wie sein Name, das heißt edel, anmuthig, heiter.²⁾

Das Gemüth des Künstlers trat in seinem Bilde frei an den Tag, es galt jetzt auch in der Form vollständig frei zu werden. Damit sind wir aber angelangt an der Grenze der mittelalterlichen Kunst Italiens; es beginnt eine neue Epoche künstlerischen Schaffens.

Die Renaissance in der italienischen Kunst.

Renaiss-
sance.

Es wird heutzutage immer mehr üblich, mit dem Worte „Renaissance“ nicht bloß die „Wiedererweckung der Antike“ zu bezeichnen, diesen

¹⁾ Über Fra Angelicos Bilder vergl. Brunner, Die Kunstgenossen der Klosterzelle, S. 88—158.

²⁾ Kugler, l. c. I, p. 360 f., 381. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 190, 204, 207. — Wolfmann, l. c. II, p. 138 ff., 145 ff.

Ausdruck auch nicht mehr zu beschränken auf eine Seite der menschlichen Kulturthätigkeit, auf das künstlerische oder auch literarische Schaffen, man versteht vielmehr unter Renaissance jene mächtige Kulturströmung, welche vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, ja noch darüber hinaus, alle Seiten des menschlichen Wesens in allen Klassen der Gesellschaft erfaßte und die Umwandlung des mittelalterlichen zum neuzeitlichen Menschen bewirkte.

Ein Hauptmerkmal des letzteren ist die Geltendmachung seiner Individualität, verbunden mit dem Streben, dieselbe nach allen ihren Richtungen auszubilden und zugleich von allem herkömmlichen Formenzwang — sei es auf religiösem oder socialem, auf politischem oder wissenschaftlichem, auf literarischem oder künstlerischem Gebiet — zu befreien. Ein anderes Hauptmerkmal des neuzeitlichen Menschen besteht in seinem neuartigen Verhältnisse zur Natur. Der weltflüchtige Sinn des religiös durchgeistigten Mittelalters war der Natur und ihren Reizen gegenüber mißtrauisch und sah in diesen wohl gar eine Gefahr, die sein Vorwärtsschreiten auf der Bahn zum vorgesteckten Ziele, der Gottinnigkeit, bedrohte. Die mittelalterliche Naturbetrachtung hat daher zwar ganz herrliche poetische Ergüsse gezeitigt, so die Leistungen der Franciscaner-Dichter im Anschluss an ihren Meister, den heil. Franz von Assisi, aber sie blieb doch, mit einigen Ausnahmen in der Minnepoesie, stets eine religions-philosophische und fragte vor allem, ob und inwiefern die Natur zu Gott hinführe. Daher ist damals die Naturbetrachtung nicht zur Naturforschung geworden. Das wurde mit dem Eindringen der neuen Geistesrichtung anders. Die Freude am irdischen Dasein und an der Natur als solcher erwachte und damit auch die Erkenntnis, daß die Natur an und für sich — doch zunächst immer noch als Gottes Werk — so manches biete, das des liebevollen Studiums würdig sei. Die Betrachtung der Natur, um sie kennen und verstehen zu lernen, also die Naturforschung, welche im christlich-religiösen Mittelalter nur sehr vereinzelt betrieben wurde, kam jetzt zu allgemeiner Herrschaft und machte sich alsbald auch an die genaueste anatomische Untersuchung des menschlichen Leibes. — Ein drittes Merkmal des neuzeitlichen Menschen ist das Studium und die Pflege der klassischen Antike in ihrer ganzen literarischen wie künstlerischen Hinterlassenschaft. Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums auf literarischem Gebiet haben wir als Humanismus in einem eigenen Abschnitt schon kennen gelernt, und wir sehen im Humanismus „nur einen Theil, ein Symptom“¹⁾ der Renaissance im heutigen weiteren Sinne.²⁾

Individualität,

Naturstudium

und Antike.

Humanismus.

¹⁾ Pater, Die Renaissance; deutsch von Schölermann, S. 12. Leipzig 1902.

²⁾ Über den Humanismus vergl. noch besonders Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, IV, S. 373 f., 469 ff., 480 ff., 552 ff. — Roigt, Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums, 3. Aufl. von Lehnerdt. Berlin 1893.

Die
Renaissance
ein
Stück
Welt-
geschichte.

Wenn wir uns nun fragen, welche Factoren zusammengewirkt haben, um den neuzeitlichen Menschen zu schaffen, also die Renaissance im weiteren Sinne hervorzubringen, so müssen wir sagen, daß alles mitgewirkt hat, was seit dem dreizehnten Jahrhundert geschehen ist: die Geschichte der Renaissance ist das Stück der Weltgeschichte seit dem dreizehnten Jahrhundert. Die mächtige Erregung der Geister und der volkswirtschaftliche Aufschwung im Gefolge der Kreuzzüge wirkten ebenso, wie die Kämpfe zwischen Päpsten und Kaisern; die traurige Erscheinung des Avignoner Papstthums ebenso, wie der Wettstreit der italienischen Kleinstaaten und Tyrannen im Streben nach Ruhm und irdischer Unsterblichkeit; die ideal-humanistischen Bestrebungen eines Nikolaus V. oder Pius II. und anderer Päpste ebenso, wie die Ausbrüche geistreicher Frivolität eines Lorenzo Valla, Poggio Bracciolini, Beccadelli und anderer. Kurz, alle gleichzeitigen Erscheinungen haben zusammengewirkt in der Gestaltung jener Periode der größten Gährung, die das Menschengeschlecht seit dem Übergang vom Heidenthum zum Christenthum durchzumachen hatte. Diese Zeit der Gährung sah die größten Gegensätze unmittelbar nebeneinander reifen: das verfeinerte Gesellschaftsleben der Vornehmen, in welchem geistige Regsamkeit mit unverwüßlicher Genußfreude weit-eiferte, und daneben rohe Brutalität einer Reihe von Gewaltmenschen; der sittenlose Fra Filippo Lippi ist Zeitgenosse des engelhaften Fra Fiesole; Cesare Borgias Unthaten wie Leonardos und Raffaels holde Madonnen und Savonarolas hoher Idealismus erwachsen in demselben Italien in den gleichen Jahrzehnten.

Renaissance-
kunst in
Italien.

Mit diesen Bemerkungen über die Renaissance im weiteren Sinne müssen wir uns hier begnügen; der Rahmen dieses Werkes verbietet ein Eingehen in das nähere hochinteressante Detail, wie es in reichem Maße von der Specialliteratur geboten wird.¹⁾ Hier haben wir es aber noch zu thun mit der Renaissance im engeren Sinne, das heißt mit der Renaissancekunst in Italien.

gefördert
durch die
Verhält-
nisse

Das italienische Volk wurde vom Geiste der Renaissance in ganz besonderer Weise ergriffen. Dante, Petrarca und Boccaccio, die drei Bahnbrecher der neuen Richtung, gehörten ja Italien an und liebten ihr Vaterland mit aller Blut des südlichen Herzens. Sie haben ihrem Volke eine gewaltige Fülle von neuen Anregungen gegeben und dazu ein geistiges Bindemittel in der italienischen Schriftsprache, welche die politisch zerrissene Bevölkerung Italiens zu einem einheitlichen Volke unwandelte. Der gegebene Anstoß, der im Volke geweckte Geist der Renaissance wirkte gewaltig, doch bei der herrschenden Kleinstaaterie oder Fremdherrschaft konnte er sich nicht bethätigen durch politische Großthaten. Auf religiösem Gebiet äußerte er sich bald zwar in den bittersten Spöttereien über kirchliche Übelstände, aber für

¹⁾ Hauptsächlich Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien, 7. Auflage von Geiger, Leipzig 1899. — Fr. A. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, II, S. 1—82. 2. Abthlg., 1. Hälfte, Freiburg 1900. — Pastor, Geschichte der Päpste, I, S. 1—63. 4. Auflage, Freiburg 1901. — Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte, III, 12. Aufl., bearbeitet von Semrau, Stuttgart 1903. — Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, Berlin 1882.

einen förmlichen Abfall von der römisch-katholischen Kirche, für einen principiellen Kampf gegen das römische Papstthum war der Italiener im allgemeinen nicht zu haben. Umso mehr concentrirte sich aber die ganze reiche Schaffenskraft des italienischen Volkes auf das Gebiet der Kunst. Dieses Gebiet entsprach seiner Veranlagung am meisten, auf diesem Gebiet lebte noch die niemals ganz unterbrochene Erinnerung an den blendenden Glanz der alten Römerzeit, auf diesem Gebiet wurde der Schaffensdrang des italienischen Volkes von Seite der Potentaten nicht nur nicht gehemmt, sondern vielmehr in ruhmstüchtigem Wettstreit zu fieberhafter Thätigkeit gespornt. Es entstand jene herrliche Periode der italienischen Kunstthätigkeit, die sich der Glanzzeit eines Perikles an die Seite stellen kann und die wir meist kurzweg als italienische Renaissance bezeichnen.

und durch
die
Poten-
taten.

Diese charakterisirt sich durch die Emancipation der Kunstthätigkeit von der Einschränkung durch die mittelalterliche Weltanschauung und Formensprache unter gleichzeitiger Verwertung jenes Schönen, das uns in der Natur sowie in den Resten der antiken Kunst geboten ist. Die Künstler lösen sich allgemach los von den einst bindenden Traditionen in der Kunstübung, sie suchen jetzt frei und neuartig zu schaffen, entsprechend ihrer Individualität und mit jener Freude an Naturschönen, welche die ganze Gesellschaft jener Zeit beherrschte. Die neue Richtung in der Kunst gieng eben Hand in Hand mit dem oben geschilderten Geiste der Renaissance im Gegensatz zur mittelalterlichen Geistesrichtung.

Charak-
ter.

Der Geist des Mittelalters mit seiner weitaus überwiegenden, mitunter ausschließlichen Tendenz auf das Göttliche reifte die mittelalterliche Kunst, deren Aufgabe es war, sichtbare Symbole der christlichen Glaubens- und Sittenlehre zu schaffen. Die Kunst in diesem Mittelalter stand vollends im Dienste der Religion, sollte eine Predigt in Bildern sein, die das Abstreifen des Irdischen und das Aufgehen des Menschen in der Gottinnigkeit lehren sollte. — Anders denkt aber der Renaissancekünstler. Von der Schönheit des richtigen Verhältnisses zwischen Schöpfer und Geschöpf, wandte sich jetzt der forschende Blick des Künstlers der Schönheit des Geschöpfes an und für sich zu. — Dafs aber die bisherige mittelalterliche Formensprache diese Schönheit nicht zum Ausdruck brachte, lehrte der Augenschein; die Italiener aber sahen zugleich in den Resten der altclassischen Kunst, wie treu und ideal zugleich dieses Naturschöne wiedergegeben werden kann. Naturgemäß regte sich jetzt die Begeisterung für die altclassische Formengebung auf dem Gebiet der Kunst, wie sie sich in der Literatur der älteren Humanisten schon längst lebendig gezeigt hat. So hat also die durch den Humanismus zur Herrschaft gebrachte Weltanschauung den Naturalismus und das Studium der Antike in gleicher Weise geweckt und durch beide die neue Richtung auf dem Gebiet der Kunst, die Renaissance, geschaffen.

Mittel-
alter

und
Rennais-
sance.

Doch wie bei den Humanisten, so hat man auch bei den Künstlern der Renaissance zwei verschiedene Richtungen zu unterscheiden; wie in der Literatur, so vollzog sich in den bildenden Künsten allmählich der

Renaissance,
Christenthum
und
Kirche.

Übergang von der Begeisterung für die antike Formensprache zur Begeisterung für den Inhalt dieser Sprache, der nun freilich dem Geiste des Christenthums gar vielfach zuwider war. Gar manche obscöne, lascive „Schönheit“ wurde da von den späteren Renaissancekünstlern geliefert. Wollte man aber deswegen die ganze Renaissance als heidnisch und dem Christenthum feindlich verurtheilen, so würde man derselben doch unrecht thun. Wo die Kunst der Renaissance dem Geiste des Christenthums und der Kirche widerspricht, da liegt die Schuld nicht in ihrem System und Wesen, sondern in der Persönlichkeit des ausübenden Künstlers, dessen Schaffen wieder im allgemeinen den Geist seiner Zeit oder seiner Umgebung widerspiegelt. Mit Recht aber kann man die Renaissance als eine weltliche Kunstrichtung bezeichnen, insofern dieselbe nicht — wie die mittelalterliche Kunst — einem kirchlichen oder religiösen Bedürfnisse ihre Entstehung verdankt. Gleichwohl trat auch diese neue Kunstrichtung sofort, und zwar zunächst fast ausschließlich in den Dienst der Kirche; die Kirche hat diese neue Richtung nicht bloß aufgenommen, sondern aufs eifrigste gefördert, indem gerade sie die vornehmste Auftragegeberin der Künstler auch fortan blieb,¹⁾ und bis um das Jahr 1520 waren noch immer kirchliche und legendarische Stoffe vorherrschend.²⁾

Zwei
Perioden.

Die Renaissance ergriff in gleicher Weise Malerei und Plastik sowie die Baukunst und gerade an diese denkt man in der Regel, wenn von einem Renaissancestil die Rede ist. Im Baustil der Renaissance unterscheidet man aber wieder zwei Perioden: die Frührenaissance oder das Quattrocento im fünfzehnten Jahrhundert und die Hochrenaissance oder das Cinquecento im sechzehnten Jahrhundert. Beiden gemeinsam ist das Aufgeben der constructiven Gothik, die ohnedies in Italien nie recht heimisch geworden war, und der engere Anschluß an die altclassische Baukunst. Dieser Anschluß an die Antike geschah aber im Cinquecento anders als im Quattrocento.

Früh-
renaissance.

In der Frührenaissance, die man von 1400 bis 1500 rechnet, herrschte in der Verwertung antiker Bauformen noch ziemliche Willkür. Die Werke der antiken Baukunst lagen ja zumeist in Trümmern. Demgemäß boten sich dem forschenden Auge des Baumeisters der neuen Richtung wohl einzelne Glieder antiker Bauwerke, aber nicht die Gesamtgliederung des antiken Bauwerkes als eines vollendeten Ganzen.

„Man ahmte zwar, was man von antiken Denkmälern zu sehen bekam, getreulich nach, jedoch meist ohne klare Vorstellung von den zugrunde liegenden Verhältnissen, geschweige denn von den feineren Beziehungen der Glieder untereinander. Umso unbefangener waltet ein oft liebenswürdig phantastischer Zug in der Decoration, die an Frische, Naivität und Anmuth ebenso hoch über den

¹⁾ Kraus, l. c. p. 64 ff.

²⁾ Ibid. p. 39, 62 ff. — Thode, Mantegna, S. 5. Leipzig 1897. — Thode, Michelangelo, II, S. 74 ff. — Kraus, Die katholische Kirche und die Renaissance, 2. Aufl. Freiburg 1888.

gleichzeitigen Werken der späteren Gothik steht, wie die freie künstlerische Empfindung über verzapfter Handwerkspraxis. Daher üben gerade die Werke dieser Frührenaissance zumeist jene unwiderstehliche Anziehungskraft aus, welche ein schönes Vorrecht begeisterter Jugend ist.“¹⁾ Wenn auch an manchen Resten antiker Baukunst die richtige Gliederung wohl hätte gesehen werden können, so war doch das quattrocenäische Auge für dieses richtige Schauen noch nicht geschult, und die Baumeister des fünfzehnten Jahrhunderts waren sich gar nicht bewußt, daß sie im Gesamtaufbau von dem antiken Muster abwichen. Sie meinten, auch bei ihrer Zusammenstellung der Bauglieder noch immer echt antik zu sein.“²⁾

Dem ganzen Zeitgeist des Quattrocento entsprechend, suchten die Architekten der Frührenaissance ihren Bauwerken eine möglichst reiche Gliederung zu geben und die einzelnen Glieder wieder mit reichen Ornamenten auszustatten; der Grundcharakter ist heitere Prunktsucht. Das zeigt sich in den noch immer zahlreichen Kirchenbauten dieser Periode ebenso, wie in dem der Zeitströmung gemäß mehr und mehr in den Vordergrund tretenden Palastbau. Im Kirchenbau gieng man wieder auf die altrömische Basilika zurück, bereicherte dieselbe aber mit besonderer Vorliebe durch kühne Kuppelbauten. Im Palastbau zeigte sich die Vorliebe für die Rustica oder Bossage, das ist jene Bearbeitung der Quadern, wobei die Vorderflächen rauh gelassen, die Kanten aber abgestumpft werden, so daß die Fugen zwischen den Quadern recht deutlich zur Geltung kommen.

Heitere
Prunk-
sucht.

Rustica.

Die Wiege und der Hauptschauplatz der Frührenaissance war Florenz; von da verbreitete sie sich durch florentinische Meister nach Rom und Neapel, wie nach Oberitalien, wo besonders die Schulen von Mailand, Padua und Venedig Bedeutung erlangten, in welcher letzterer aber noch immer byzantinischer Einfluß sich geltend machte.

Die Periode der Hochrenaissance umfaßt das ganze sechzehnte Jahrhundert, das Cinquecento, und zeichnet sich aus durch strenge Anwendung der antiken Formen und Gesetze des Gesamtaufbaues, deren genaue Kenntnis man nicht mehr bloß aus dem Anblick der Reste antiker Baukunst schöpfte, sondern hauptsächlich aus dem Werke des Vitruvius, „De architectura“, das im Jahre 1511 von Fra Giocondo neu herausgegeben wurde. „Die Architektur wird gewichtig und ernst. Sie bindet die muntere Beweglichkeit der Frührenaissance zu gemessenerem Tritt. Das viele fröhliche Zierwerk, die weitgespannten Bogen, die schlanken Säulen verschwinden, und es kommen die schwer gehaltenen Formen, die würdevollen Proportionen, die ernste Einfachheit. Man verlangt das Weiträumige, den hallenden Schritt. Man will nur große Functionen und lehnt das kleine Spiel ab, und die feierliche Wirkung scheint sich nur mit der höchsten Geßmäßigkeit zu vertragen.“³⁾ —

Hoch-
renais-
sance.Vitru-
vius.Große
Func-
tionen.

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 17.

²⁾ Wölfflin, Die klassische Kunst, S. 232. München 1899.

³⁾ Ibid. p. 227 ff.

In der Decoration wird gebrochen mit der geschwägigen Buntheit des Quattrocento; in den Façaden verschwindet die Polychromierung ganz, in den Innenräumen erfährt sie die strengste Beschränkung. In der ganzen Hochrenaissance gilt der Grundsatz: „Schön ist nur, was den Eindruck des Ruhigen und Machtvollen gibt.“¹⁾

Antike
Bau-
gesetze.

Da der Hauptschauplatz dieser Hochrenaissance Rom ist, so heißt dieselbe auch römische Renaissance. — Im Palastbau strebt man nach Gewinnung großer, regelmäßiger und daher einfacher Innenräume unter genauer Anwendung der antiken Baugesetze. Die Rustica weicht dem einfachen Quaderbau, die Portale und Fenster haben ausschließlich antike Formen und zeigen in ihrem Abschluss nach oben oft anstatt des Rundbogens die horizontale Gerade, häufig überragt von einem Giebelfeld. — „Im Kirchenbau halten sich Langhaus- und Zentralanlagen ziemlich die Wage, doch sucht man in jedem Falle eine Kuppel, die immer mehr ein Hauptpunkt des kirchlichen Bauprogrammes wurde, damit zu verbinden. Im Aufbau bedeutet das Zurückgehen auf die schweren Pfeiler-Tonnengewölbe-Systeme der Römer constructiv nicht eben einen Fortschritt, zumal sie häufig nur als Scheingewölbe aufgeführt wurden. Sie bedingen eine Annäherung an die Profan-Architektur, die dem Ausdruck christlicher Empfindung nicht zugute kam. Ähnliches gilt von den Façaden, die zwischen der Anlehnung an die Formen des Palastbaues und der Nachahmung römischer Tempelfronten schwankend, selten zu einem reinen Ausdruck der Bestimmung des Gebäudes und der inneren Disposition gelangen.“²⁾

Plastik
und
Malerei.

Ein ähnlicher Unterschied wie in der Architektur herrscht auch in der Plastik und Malerei zwischen dem Quattrocento und Cinquecento.

natura-
listisch

Der bildende Künstler im Quattrocento ist im Anschluß an Giotto vor allem Epiker. Doch wird beim Quattrocentisten, im Gegensatz zu Giotto, die Erzählung meist zur Plauderei, indem er nicht wie Giotto an der Gedankeneinheit festhält, sondern in fast übermüthiger Laune gar vielerlei ohne inneren Zusammenhang zu einem Bilde vereinigt. Bei Giotto ist doch jede anwesende Person thätig oder leidend an der durch das ganze Bild zu erzählenden Handlung betheilig. Dem Quattrocentisten aber kam es meist nicht darauf an, einen geschlossenen Eindruck zu erzielen und den Beschauer sofort durch den Hauptgedanken zu fesseln. Er sucht vielmehr durch recht umständlich weitschweifige Erzählung, durch ein recht mannigfaltiges Vielerlei, durch die Fülle von launigen Einfällen das Publicum zu ergötzen.³⁾ Diese Einfälle entnimmt er aber unmittelbar und ohne beabsichtigte Änderung dem Kreise der Personen oder Dinge, die ihn umgeben. Der bildende Künstler des Quattrocento ist vor allem Naturalist; naturwahr will er sein und ist es auch, nur zumeist mit dem flatterhaften Sinn der Jugend, wie er in jener Zeit des eben erst freigewordenen Individualismus der ganzen Ge-

¹⁾ Wölflin, l. c. p. 223.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 42.

³⁾ Wölflin, l. c. p. 191 f., 199 f.

gesellschaft eigen war. Mehr als je war der Quattrocentist der Interpret dessen, was in der Seele seines Volkes vor sich gieng; niemals war aber auch das Schaffen des Künstlers so volksthümlich als damals.

und
volksthümlich.

Es ist nur eine Begleiterscheinung dieser Volksthümlichkeit, wenn die Künstler jener Zeit es liebten, Porträte von Zeitgenossen in ihre Bilder aufzunehmen und ganz besonders die mehr oder weniger splendiden Auftraggeber im Bilde zu verewigen. — Bei dem alles beherrschenden Streben nach urwüchziger Naturwahrheit darf es uns ferner nicht wundernehmen, wenn im Quattrocento auch die nackte Menschengestalt im Bilde nach Möglichkeit naturgetreu nachgebildet erscheint. Selbst in religiösen Compositionen fand man die Nacktheit nicht bedenklich, wenn sie nur der Naturwahrheit und dem darzustellenden Gedanken entsprach. Das war aber der Fall bei der Erschaffung des ersten Menschenpaares oder bei der Darstellung von Engeln in Gestalt von Kindern, deren Nacktheit in Italien doch nichts Auffallendes war und ist. Übrigens findet sich die nackte Menschengestalt auch früher schon in Plastik und Malerei, nur weniger naturwahr als jetzt. Dieses Streben nach Naturwahrheit als Reaction gegen den mittelalterlichen Gedanken- und Formenzwang gieng im Quattrocento mitunter so weit, daß manches für schön und darstellungswert galt, bloß weil es naturwahr ist. Das ist ganz und gar das Urtheil einer, wenn auch von Thatkraft überschäumenden, so doch unreifen Jugend. Aus derselben psychologischen Quelle floß aber auch die Thatfache, daß das Quattrocento im großen ganzen eine besondere Freude hatte an lebhaftem Farbenspiel sowie an der Darstellung recht lebhafter Bewegung. In letzterer Hinsicht kamen die bildenden Künstler dazu, einen in die Scenerie hineingedachten Wind zuhülfe zu nehmen, damit dieser ein übriges leiste, was die Personen allein nicht vermochten.

Porträte,

Nacktheit,

lebhaftes
Farben-
und Be-
wegung.

Wenn wir uns endlich noch fragen nach dem Verhältnisse des Quattrocento zur Antike, so müssen wir sagen, daß die damaligen Künstler an den Werken der Antike unmöglich gleichgiltig vorübergegangen sein können, daß aber in ihren Werken doch ein urwüchziger und vielfach unbeholfener Naturalismus viel mehr sich geltend macht als die Antike. Bezüglich der Auffassung und Behandlung spüren wir in den Werken der Malerei und Plastik des Quattrocento fast keinen Einfluss der Antike. Wohl aber begegnen uns einzelne Motive, Figuren, Compositionen nach Sarkophagreliefs, geschnittenen Steinen und Münzen. Am deutlichsten zeigt sich antike Einwirkung in der Decoration. Im ganzen stellt sich das Verhältniß so, daß wir in der Malerei am wenigsten, in der Plastik etwas mehr, in der Architektur am meisten das Studium der alten Reste merken. Nirgends ist eigentlich slavisches Nachahmen, sondern mehr freies Wetteifern mit der Antike.¹⁾

Quattrocento und Antike.

Wesentlich andern Charakter haben aber Plastik und Malerei im Cinquecento. War die Kunst bisher volksthümlich, so wird sie jetzt aristokratisch, sie zieht sich in die höchsten Kreise der Gesellschaft zurück. An die Stelle lustiger Beweglichkeit tritt gravitatische Ruhe, das Spiel mit Nebendingen

Das Cinquecento ist aristokratisch.

¹⁾ Kraus, l. c. p. 39.

hört auf, nur die Hauptsache wird dargestellt, der Beschauer soll nicht mehr durch ein launiges Vielerlei amüsiert, sondern sofort vom Hauptgedanken ergriffen werden. Auch jetzt ist die Formensprache naturwahr, aber nicht alle naturwahren Formen behagen dem Cinquecentisten, sondern er sucht mit seinem Geschmack diejenigen zu gewinnen, welche imstande sind, in ihrer Vereinigung die höchste Schönheit zu erzielen. So kommt es vor, daß der Cinquecentist im Interesse der schönen Gesamtwirkung Dinge bringt, wie sie von der Wirklichkeit in dieser Art oder Zusammensetzung nicht geboten werden. — In der Composition herrscht wieder, wie einst bei Giotto, strenge Unterordnung aller unvermeidlichen Einzelheiten unter den scharf ausgesprochenen Grundgedanken. Stets geht aber der Künstler des Cinquecento darauf aus, die Tiefendimension recht klar zum Ausdruck zu bringen, und die lineare wie die Luftperspective entwickelt sich jetzt zur höchsten Vollendung. „Die perspectivische Verkürzung gilt im sechzehnten Jahrhundert als die Krone des Zeichnens.“ — Ebenso gehörte es auf der Höhe der Renaissance-Kunst im Cinquecento zur selbstverständlichen Vorbedingung wahrer Künstlerschaft, daß der Künstler auch die Durchbildung der menschlichen Gestalt in Ruhe und Bewegung, ebenso wie alle rein technischen Mittel seiner Kunst, zum Beispiel die in Flandern schon altbekannte, durch die Brüder van Eyck um 1450 vervollkommnete und durch Antonello da Messina um 1473 nach Italien gebrachte Ölfarbentechnik vollständig beherrschte. Da nun die wissenschaftliche Theorie (Perspective, Anatomie u. s. w.) der bildenden Kunst, vor allem der Malerei, Mittel und Wege für ihre künstlerische Bethätigung an die Hand gibt, da sich der ausübende Künstler nach Leonardos Forderung über alle theoretischen Vorbedingungen seiner Kunst klar sein muß, so nennt letzterer die Malerei kurzweg eine „Wissenschaft“, die man durchaus nicht mit einer bloßen Handfertigkeit verwechseln dürfe.¹⁾

Ein weiterer charakteristischer Unterschied zwischen Quattrocento und Cinquecento liegt in der Farbengebung: dort die unbändige Freude an lebhaftem Farbenspiel, hier aber ruhige Mäßigung nach den Forderungen eines abgeklärten Schönheitssinnes. Erst jetzt, seit Leonardo, erstrebt man das feine Zusammenstimmen aller Farben eines Gemäldes auf eine einheitliche Wirkung, „das Colorit“ hin. Die höchste Vollendung wurde in dieser Beziehung bei den Venetianern erreicht. Gleichfalls Leonardo verdankt das Cinquecento die Verwertung von Licht und Schatten für Modellierung und Stimmung in früher nicht gekannter Weise. Correggios „Heldunkel“ ist hierin die höchste Leistung.

Im großen ganzen näherten sich Plastik und Malerei des Cinquecento der classischen Antike, aber nicht so sehr insolge eines eingehenderen Studiums

¹⁾ Leonardo da Vinci, Das Buch der Malerei, überjert von Ludwig, S. 1 ff. 1882.

und richtigerer Nachahmung dieser Antike, als vielmehr deshalb, weil die bildende Kunst Italiens nach dem Ringen und Suchen des Quattrocento jetzt im Cinquecento sich selbst zur vollen Classicität entwickelt hat. „Mit dem sechzehnten Jahrhundert kam die Kunst auf eine Höhe, daß sie der Antike eine kurze Weile Aug' in Auge sah. Das ist eigene, innere Entwicklung gewesen, nicht die Folge eines vorsätzlichen Studiums der alten Fragmente. Der breite Strom der italienischen Kunst gieng seinen Gang, und das Cinquecento müßte so geworden sein auch ohne alle antiken Figuren.“¹⁾

Cinquecento und Antike.

Die Annäherung an die Antike erfolgte aber nicht bloß in Ausbildung der Formensprache, sondern auch dem Inhalte nach. Mehr und mehr suchten die Künstler im antiken Heidenthum ihre Stoffe, und mythologisch-allegorische Darstellungen treten vielfach an die Stelle der christlich-religiösen. Damit entfernte sich aber die Kunst noch mehr von dem Boden der Volksthümlichkeit und mußte daher in Kürze verblühen. Denn nur dann, wenn sie im Sinnen und Empfinden des Volkes wurzelt, ist die Kunst in der Lage, stets neue Lebenskraft zu schöpfen.

Antike Stoffe

Schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts entweicht der große ideale Gedanke der italienischen Kunst. „Sie lebt nun mehr und mehr dem Genuß, sie begibt sich unmittelbar auf den Weg zum Barock, der in den großen Meistern, selbst in Raffael und Michelangelo, sich von fern ankündigt; sie zerreiht völlig das Band, welches die Früh- und Hochrenaissance sowohl mit dem kirchlichen Vorstellungskreis, der Allegorik und Ikonographie des Mittelalters, wie mit dem Idealismus Dantes zusammengehalten hatte.“ — „Von der Renaissance blieb Italien nur, was das wenigste Gute an ihr war, die slavische Nachahmung der Antike und die tyrannische Herrschaft einer Vorstellungswelt, die ihre Motive nicht mehr aus dem Bewußtsein eines gläubigen Volkes, sondern aus der Mythologie der Alten und der frivolen Dichtung der heidnischen Welt bezogen.“²⁾

zum Schanden der Kunst.

Während der ganzen Zeit der italienischen Renaissance behauptet aber unter den drei Zweigen künstlerischen Schaffens, Architektur, Plastik und Malerei, diese letztere den ersten Rang als eigentliche Hauptkunst, deren maßgebender Einfluß sich auch in den beiden andern Zweigen geltend macht, indem auch in diesen vor allem malerische Wirkung angestrebt wird. Umgekehrt zeigt sich wieder in Malerei und Plastik das feinste Gefühl für die durch den architektonischen Aufbau gegebenen Raumverhältnisse. Diese innige Wechselwirkung der drei Kunstzweige erklärt sich aus der Universalität der Künstler. „Bauen, Bilden und Malen wurden noch immer durchschnittlich in derselben Werkstatt gelernt, und so konnte es geschehen, daß die drei Hauptmeister — Leonardo, Michelangelo und Raffael — fast gleichmäßig auf allen drei Gebieten der bildenden Kunst Bedeutendes leisteten. Aber auch an geringern Talenten erwies sich diese Werkstatterziehung als segensreich;

Universalität der Künstler.

¹⁾ Wölflin, l. c. p. 233.

²⁾ Krauß, l. c. III, p. 81.

die Vertrautheit mit den Anforderungen der Plastik und der Architektur gab auch dem Maler jenes bewundernswerte Raumgefühl, jene völlige Beherrschung monumentaler Aufgaben, welche seitdem nur selten wieder erreicht worden ist.“¹⁾)

Aus diesem Grunde wollen wir auch in der folgenden biographischen Skizze ganz absehen von seiner strengen Sonderung der Meister nach den verschiedenen Gebieten der Kunst; das sei einer eigentlichen Kunstgeschichte überlassen.

Die Meister der Frührenaissance.

Unter den Meistern der Frührenaissance ist vor allem Filippo Brunelleschi zu nennen.²⁾ Geboren 1377 in Florenz, betrieb er zunächst die Goldschmiedekunst, gieng dann zur Plastik und endlich zur Baukunst über, in welcher er seine größten Triumphe feierte. Als im Jahre 1402 eine Concurrenz ausgeschrieben wurde für die Relieifarbeiten der Bronzethür am nördlichen Portal des Baptisteriums zu Florenz, ward der Entwurf seines Rivalen Ghiberti vorgezogen, weshalb er Florenz verließ, um in Rom die Reste der antiken Baukunst zu studieren. Was er hier lernte, vereinte er seit dem Jahre 1417 beim Dombau in Florenz, wo er zwischen 1420 und 1434 die gewaltige Kuppel vollendete. Indessen (1421) begann er auch den Bau der Basiliken San Lorenzo und (1436) San Spirito und stellte im Palazzo Pitti das Muster des neuen Palastbaues auf. Als Brunelleschi in Florenz im Jahre 1446 starb, war der maßgebende Einfluß der Florentiner Schule nach allen Seiten hin gesichert.

In seinem Sinne wirkten weiter Michelozzo di Bartolommeo (1396—1472), Bernardo Rossellini (1409—1464), der als Plastiker das mustergiltige Grabmal des Leon Bruni in Santa Croce schuf, und sein jüngerer Bruder Antonio Rossellini (1427—1478), einer der bedeutendsten Bildhauer seiner Zeit. Benedetto da Majano (1442—1497) begann den Bau des Palazzo Strozzi und hinterließ im Grabmal der Strozzi ein Meisterwerk seiner Plastik. Durch strengere Consequenz in der Durchführung antiker Baugesetze und Harmonie der Verhältnisse zeichnen sich aus die Bauwerke des Leo Battista Alberti (1404—1472) sowie der Brüder Giuliano da Sangallo (1445—1516) und Antonio da Sangallo (1455—1534), deren Einfluß sich über ganz Mittelitalien und Rom erstreckte. — Von den nicht-florentinischen Meistern ist der Myrier Luciano da Laurana (gest. 1479), der Erbauer des herzoglichen Palastes zu Urbino, der berühmteste.³⁾)

Als Rivalen Brunelleschis haben wir schon Lorenzo Ghiberti kennen gelernt. Geboren 1378 in Florenz, wurde er von seinem Stiefvater,

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 9 f.

²⁾ Fabriczy, Filippo Brunelleschi. Stuttgart 1892.

³⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 18—27.

einem Goldschmied, in die Metallarbeit eingeführt. Als Sieger im Wettbewerb gegen Brunelleschi führte er in den Jahren 1403 bis 1424 seine Bronzereliefs an der Thür des Baptisteriums in Florenz aus und eine zweite solche Thür in den Jahren 1425 bis 1452, von welcher Michelangelo erklärte, sie sei würdig, den Eingang ins Paradies zu schmücken.¹⁾ Geringere Bedeutung hat Ghiberti als Baumeister und Glasmaler erlangt; er starb 1455.²⁾ Während Ghibertis Arbeiten noch an der Grenze der mittelalterlichen Gothik und des Realismus der Renaissance stehen, erscheint Donatello als der eigentliche Pfadfinder der neuen Kunststrichtung. Donatello oder, wie der volle Name lautet, Donato di Niccolò Bardì³⁾ ist geboren zu Florenz 1386, betrat mit rücksichtsloser Energie die Bahn des Realismus und schuf in seinem „David“ die erste, ganz frei behandelte nackte Statue der Renaissance. Sein Realismus gieng aber so weit, daß er in seiner büßenden heil. Maria Aegyptiaca auch vor der Darstellung des Hässlichen nicht zurückschreckte.⁴⁾

Donatello.

„Als Donatello 1466 mit achtzig Jahren starb, hatte er die Plastik Italiens völlig neu gestaltet und indirect auch auf die Entwicklung der Malerei bestimmenden Einfluß geübt. Der unbestechliche Ernst seines Naturstudiums, seine treffende, ehrliche Charakteristik, sein Talent der dramatischen Schilderung, seine Art der plastischen Behandlung hatten auf die meisten Altersgenossen, auf alle jüngeren Künstler bestimmend eingewirkt: alle waren ihm gefolgt. Daß sie ihm fast alle in ihrer Weise folgten, daß jeder Neues und Großes schuf, ist nicht der geringste Triumph der Kunststrichtung des Donatello.“⁵⁾

Sowohl Ghibertis als Donatellos Einfluß zeigt sich in den glasierten Terracotta-Arbeiten der Familie della Robbia. „Nirgends tritt uns das fünfzehnte Jahrhundert anmuthreicher und naiver entgegen“ als in den Werken des Luca della Robbia (1399—1482).⁶⁾ Luca ist der Erfinder der Zinn-
glasur, welche den Terracottawaren größere Widerstandskraft und freundlicheres Aussehen verschafft. Lucas Arbeiten sind ebenso durch naive Naturwahrheit als durch religiöse Weihe ausgezeichnet.⁷⁾ Ein ähnliches Lob wird gegenwärtig auch dem lange verkannten Matteo Civitale (1435—1501) aus Lucca zutheil.⁸⁾ Donatellos Einfluß auf die Entwicklung der Plastik erstreckte sich weit über die Grenzen Toscanas. In der Lombardei fand er aber einen zähen Gegner in der noch immer fortwirkenden nordisch-gothischen Richtung. In Venedig dagegen brachten besonders Antonio Rizzo

della Robbia.

Civitale.

1) Kraus, l. c. II, 2, 1. Hälfte, p. 218.

2) Bazzari, l. c. II, 1, p. 99 ff.

3) Pastor, Donatello. Siehe 1892.

4) Kraus, l. c. II, 2, 1. Hälfte, p. 214—218.

5) Bode, Die italienische Plastik, S. 68. Berlin 1891.

6) Kraus, l. c. p. 219.

7) Lübke-Semrau, l. c. III, p. 129 f.

8) Bode, l. c. p. 102 f. — Kraus, l. c. p. 231.

Lombardi. (circa 1430—1498) und die Künstlerfamilie der Lombardi die neue Richtung zum Durchbruch.¹⁾

Quercia. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt Ghiberti's und Donatello's Zeitgenosse, der Sieneſe Jacopo della Quercia (1374—1438) ein. „Ohne Vorgänger und ohne eigentlichen Nachfolger steht der Künstler völlig eigenartig zwischen der Kunst des Trecento und der des Quattrocento und erscheint zugleich wie ein Vorläufer Michelangelos. In seiner Decoration noch vollständig gothiſch, in der ausgeſchwungenen Haltung ſeiner Figuren, in den weichen Falten der dicken Gewänder, in der oberflächlichen, wenig naturwahren Durchbildung der Formen noch abhängig von der Kunst des Trecento, erſcheint Quercia durch ſeine große Auffaſſung, die eigenthümlich großartige Belebung ſeiner Geſtalten, völlig neu und als echter Künstler der Renaissance. Wie bei Michelangelo iſt in Quercias Bildwerken das Leben, iſt die Handlung mehr im Körper als im Geſicht ausgedrückt.“²⁾ — „Jacopo della Quercias Bedeutung wird ſchon dadurch beſtätigt, daß Michelangelo unter allen Quattrocentiſten nur ihm und Donatello einen tieferen Einfluß auf ſein eigenes Schaffen einräumte. Von ihm hat er das Formengefühl übernommen.“³⁾

Maſaccio. Mit Brunelleschi und Donatello wetteifert an künſtleriſcher Größe und Bedeutung als Bahnbrecher ein etwas jüngerer Zeitgenosse, Maſaccio, oder, wie er eigentlich hieß, Tomaso di Ser Giovanni, geboren 1401 oder 1402 im oberen Arnthal, geſtorben 1428 in Rom. War Brunelleschi vor allem Baumeiſter, Donatello hauptſächlich Plaſtiker, ſo iſt Maſaccio der Schöpfer einer neuen Zeit in der Malerei. Auch dieſer Fortſchritt vollzog ſich in demſelben Florenz.⁴⁾ das im Mittelalter mehr große Männer hervorgebracht hat, als ganz Italien zuſammen. War es für Staatsmänner die hohe Schule der Diplomatie, für Gelehrte der Born gediegenen Wiſſens, ſo wurde es für die Maler die große Zeichnungſchule. Man ſtudierte hier die Antike und die Natur, man kam auf die Geſetze der Perspective, der Lichtwirkung. Maſaccio, obſchon er, vielleicht vergiftet, ſchon im ſechszwanzigſten Jahre hiſtarb, iſt der geniale Künſtler, der eine neue claſſiſche Richtung begründete⁵⁾ und von der typiſchen Auffaſſung zur naturgemäßen führte und von der hier naheliegenden Abirrung ins Gemeine durch hohen ſittlichen Ernſt gewahrt blieb.

Maſaccio. „Maſaccio“, ſagt Baſari,⁶⁾ „gewann die klare Einſicht, von der Malerei ſei nichts anderes zu fordern, als daß ſie durch einfache Zeichnung und Farben die lebendigen Gegenstände der Natur nachahme, wie ſie von dieſer hervorgebracht werden, und wer dies am vollſtändigſten vermöge, ſei am höchſten zu preiſen. Er gab den Geſtalten ſchöne Stellungen, Beweglichkeit, Kraft und Leben, und

1) Lübke-Semrau, l. c. III, p. 142—148.

2) Bode, l. c. p. 111 f.

3) Krauß, l. c. p. 233.

4) Kugler, l. c. I. p. 393 ff.

5) Schmarſow, Maſaccio, der Begründer des claſſiſchen Stiles der italieniſchen Malerei. Kassel 1900.

6) Baſari, l. c. II, p. 150—164. — Crowe-Cavalcaſelle, l. c. II, p. 95 ff.

den Gegenständen eine eigenthümliche und natürliche Rundung. Zudem ließ ihn sein richtiges Urtheil erkennen, alle Figuren, deren Füße auf den Spitzen zu stehen scheinen und sich nicht verkürzen, daß sie auf dem Boden ausruhen, seien im wesentlichen schlecht; — er zeichnete Verkürzungen in den verschiedensten Ansichten und brachte die Hautfarben der Köpfe und Gestalten mit den Farben der Gewänder in Übereinstimmung, die er mit wenigen Falten malte und leicht wie im Leben und in der Wirklichkeit.“ — Masaccio heißt der derbe Thomas; ganz dem Streben der Kunst zugewendet und in sich versunkenen Gemüthes, kümmerte er sich wenig um die Welt. Er war der Sohn des Notars Giovanni di Mone, geboren in der Nähe von Florenz.

Filippo Lippi.

Sein bester Nachahmer, aber ohne seinen sittlichen Ernst, war Fra Filippo Lippi (geb. um 1406, gest. 1469),¹⁾ Karmelitermönch, aber in seinem Leben ganz das Gegentheil von Fiesole; er entfloh aus dem Kloster und lebte ganz nach seiner Laune, und die Welt verzieh ihm seine Thorheiten, weil sie seine Kunstwerke bewunderte. Sein Leben ist ein Roman. Auf einer Lustfahrt bei Ancona wurde er von einem Seeräuber gefangen und als Sklave in die Barberei verkauft. Vierzehn Monate arbeitete er hier schon in Ketten, als ihm der Gedanke kam, seinen Herrn mit einer Kohle auf die weiße Wand zu zeichnen. Er mußte noch einige Bilder malen und erhielt dafür die Freiheit und Geld zur Heimfahrt. Fortan war er ein gesuchter Maler, seine Bilder sind so naturwahr, daß viele sagten, der Geist Masaccios habe in Fra Filippo seinen Wohnsitz genommen. In Spoleto wurde er vom Tode überrascht. Als Lorenzo Medici die Auslieferung der Leiche beehrte, verweigerten diese die Spoletiner, denn sie entbehrten mancher Trierden, namentlich ausgezeichneten Männer, Florenz dagegen habe Überfluß an Berühmtheiten.²⁾ Lippis beste Schüler sind Francesco di Pesello und Sandro Botticelli (geb. 1446, gest. 1500), und dessen Schüler wieder ist Lippis Sohn Filippino Lippi (geb. 1457, gest. 1504). Zur Schule Masaccios gehört auch Cosimo Rosselli (geb. 1439, gest. 1507).³⁾

Gozzoli.

In Benozzo Gozzoli (geb. 1420, gest. 1498) dagegen,⁴⁾ einem ge- liebten Schüler des Fiesole, erscheint außer dem reinen Gemüthe des Meisters eine wahre Freude an der Natur: Wiesen und Hügel, Gründe und Dörfer, Felsen und Blumen, die Fülle und Heiterkeit der Landschaft zeigen sich neben seinen anmuthigen Gestalten; er ist ein Geistesverwandter Hans Hemlings in der epischen Ausbildung des Gegenstandes. Wie Gozzoli an der Natur, so hat Domenico Corradi, genannt il Ghirlandajo,⁵⁾ seine Freude an Gestalten, die wie der Chor der griechischen Tragödie die Hauptpersonen bewundernd, oder richtend, oder helfend umgeben. Seine Bilder sind großartig und reizend, seine Gestalten frisch und lebendig, seine Köpfe so voll

Ghir-
landajo
1449
bis 1494.

1) Supino, Fra Filippo Lippi. Florenz 1902.

2) Vasari, l. c. II, 2, p. 1—21. — Rugler, l. c. I, p. 398—408.

3) Steinmann, Botticelli. Bielefeld 1897. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 166 f., 174 f.

4) Lübke-Semrau, III, p. 164 f. — Vasari, l. c. II, 2, p. 65—76. — Rugler, l. c. I, p. 408 f. — Wolfmann, l. c. II, p. 180 ff.

5) Sein Vater war Goldschmied in Florenz und erfand den Kopfsputz der florentinischen Mädchen, den man Ghirlanden nennt, daher Ghirlandajo. Rugler, l. c. I, p. 410—415. — Steinmann, Ghirlandajo. Bielefeld 1897.

Ausdruck und Leben, daß man aus jedem zu errathen glaubt, was dieser Mensch in diesem Augenblicke denkt oder empfindet.

Porträt. Ghirlandajo (geb. 1449, gest. 1494) war so eifrig im Arbeiten, daß er wünschte, man möge ihm auftragen, den ganzen Umkreis der Stadtmauern von Florenz mit Historien zu bemalen. Namentlich liebte er Bildnisse von Mitlebenden auf seinen Gemälden anzubringen, das Porträt tritt schon hervor.

Ca-
stagnò. Studium des Nackten, strenge Modellierung ist Sache des Andrea del Castagno, geboren 1390, seine Zeichnungen sind derb realistisch, aber seinem Colorit fehlt die Anmuth.¹⁾

Öl-
malerei. Antonello von Messina brachte damals das Geheimnis der Ölmalerei Johann van Eyck aus den Niederlanden, — die Italiener hatten bisher mit Temperafarben gemalt, mit einer Mischung der Farben mit Eigelb und einigen Harzen, sie trockneten schneller und ein schnellerer Auftrag war nötig. Antonello theilte das Geheimnis seinem Freunde Domenico Veneziano mit und dessen Bilder machten Aufsehen. Der Meid, so erzählt die unverbürgte Sage, ließ Andrea keine Ruhe: er schlich sich in das Vertrauen des Domenico, entlockte ihm sein Geheimnis und ermordete ihn dann meuchlings in der Nacht, um des Nebenbuhlers los zu sein. Erst auf dem Todtenbette, im Jahre 1457, gestand er sein Verbrechen.²⁾

Gips-
formen. Für den Fortschritt in der Formvollendung war es bedeutsam, daß zwei Florentiner Maler, Antonio Pollajuolo (geb. 1429, gest. 1498)³⁾ und Andrea Verrocchio (geb. 1436, gest. 1488), zugleich Bildhauer waren, letzterer nahm Gipsabgüsse von menschlichen Gliedern.⁴⁾ Das war damals neu.

Zobten-
masken. Vasari erzählt:⁵⁾ „Man pflegt diesen Gips aus einem sehr weichen Stein zu bereiten und fann ganze Figuren darin ausgießen. Mit solchem Stoffe pflegte Andrea natürliche Gegenstände abzuformen, um sie mit größerer Bequemlichkeit vor Augen zu haben und nachzuahmen: Hände, Füße, Knie, Beine, Arme und Rumpfe. Nachher fieng man in seiner Zeit auch an, mit wenig Kosten-
aufwand in dieser Art die Angesichter von Verstorbenen abzuformen, und es sind deshalb in allen Häusern zu Florenz über Kaminen, Thüren, Fenstergesimsen und andern Vorsprüngen eine unendliche Menge solcher Bildnisse zu sehen, so gut ausgeführt, daß sie der Natur gleich erscheinen. Von dem an wurden besser gearbeitete Bilder nicht nur in Florenz, sondern auch an allen Andachtsorten
Wachs-
figuren. stand, der in seiner Kunst ein geschickter Meister war, fieng er an, ihn zu unterrichten, wie er darin ganz vollkommen werden möge“ — der Anfang der Wachsfiguren-Cabinette.

¹⁾ Crowe-Cavalcafelte, l. c. III, p. 33 ff.

²⁾ So erzählt Vasari, l. c. II, 2, p. 37—41. — Vergl. Augler, l. c. I, p. 417f. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 160. Da Domenico den Castagno überlebte, so fann höchstens an ein mißglücktes Attentat gedacht werden.

³⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 135. — Wolfmann, l. c. II, p. 186.

⁴⁾ Malow'ski, Verrocchio. Bielefeld 1901. — Vode, l. c. p. 104 ff.

⁵⁾ Vasari, l. c. II, 2, p. 277. Verrocchio = Scharfbild.

Andreas Schüler sind Pietro Perugino, der Lehrer Raffaels, der Bildhauer Nanni Grosso — der, als man ihm in der Sterbestunde ein grob gearbeitetes Crucifix vorhielt, flehentlich bat, es hinwegzunehmen und ein schönes zu bringen, sonst müsse er in Verzweiflung sterben — und Leonardo da Vinci, für den Andrea in der Vielseitigkeit ein Vorbild war, denn er war Goldarbeiter, perspectiv-zeichner, Bildhauer, Holzschneider, Maler und Musiker.

Verrocchio's
Schüler.

Andrea Verrocchio hatte hohes Selbstgefühl. Die Venetianer bestellten bei ihm die Reiterstatue des Bartolommeo aus Bergamo, der viele Siege erungen. Schon hatte Andrea das Modell des Pferdes in Venedig vollendet, als durch Einfluss einiger, die ihm übel wollten, der Beschluss zustande kam, Andrea solle nur das Pferd, Bellano aus Padua aber die Figur machen. Empört darüber, zerstückte Andrea Kopf und Füße seines Modells und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, nach Florenz zurück. Die Venetianer ließen ihm nun sagen, er solle nie mehr wagen, nach ihrer Stadt zu kommen, wenn er nicht seines Kopfes verlustig gehen wolle. Andrea antwortete, er werde sich wohl davor hüten, denn es stehe nicht in ihrer Macht, den Menschen für abgeschnittene Köpfe neue aufzusetzen, noch auch jemals seinem Pferde einen zu verschaffen, der so schön wäre, wie der, welchen er anstatt des zerbrochenen ihm wieder hätte geben können. — Das brachte die Venetianer zur Besinnung, sie boten das Doppelte und überließen ihm die ganze Arbeit und er lieferte ein Meisterwerk: das Pferd schreitet dem Kampf entgegen, wie wenn es die Trompete blasen hörte, und die Gestalt des Reiters brüht Kampfbereitschaft aus.

Auch in Padua war eine Malerschule, welche das Studium der Form vorzugsweise pflegte und darum insbesondere auf die Antike zurückging.¹⁾

Schule
von
Padua.

Francesco Squarzone (geb. 1394, gest. 1474) sammelte auf Reisen durch Griechenland und Italien Denkmäler alter Kunst und legte zu Padua eine Studienammlung an, zu der aus ganz Italien Schüler (137 nach Rudolfi) strömten und durch die er um die Malerei viel mehr Verdienst sich erwarb, als durch seine eigenen Bilder.²⁾

Studium
der
Antike.

Squarzones bedeutendster Schüler ist Andrea Mantegna (geb. 1431, gest. 1506), der Meister perspectivischer Zeichnung und zugleich einer der ersten Kupferstecher Italiens.³⁾

Mantegna.

Mantegna hütete als Knabe die Herden um Mantua; Squarzone, der sein Talent erkannte, nahm ihn in seine Lehre und in sein Haus auf, ja nahm ihn sogar an Sohnesstatt an. Mantegna übte sich unablässig nach der Antike, da ihm sein Lehrer beständig sagte, es sei thöricht, das Schöne mit eigenen Augen in der Natur zu suchen, da die Griechen sich desselben schon längst bemächtigt hätten. Als aber Mantegna sich in die Tochter Bellinis, eines Gegners von Squarzone, verliebte, so brach dieser mit seinem Adoptivsohne und tabelte öffentlich

¹⁾ Kugler, l. c. I, p. 424 ff. — Crowe-Cavalcafelte, l. c. V, p. 313—371. — Woltmann, l. c. II, p. 258 ff.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 196. — Crowe-Cavalcafelte, l. c. V, p. 313 ff.

³⁾ Thode, Mantegna. Bielefeld 1897. — Kristeller, Andrea Mantegna. Berlin 1902.

dessen Bilder: er habe die antiken Marmorarbeiten nachgeahmt, an denen man die Kunst der Malerei nicht vollkommen erlernen könne; der Stein habe immer Härte und nicht die zarte Weichheit des Fleisches und der Gegenstände der Natur, die sich biegen und verschieden bewegen; weit besser würde er gethan haben, wenn er seinen Gestalten die Farbe des Marmors und nicht die der Natur gegeben hätte. Das wurmte den Künstler; er sieng an, lebende Personen darzustellen, und bald sah man, er verstehe das Gute nicht minder aus der Natur als aus den Werken der Kunst zu schöpfen. Mantegna blieb aber beständig der Ansicht, die alten Meister hätten in ihre Statuen aus vielen lebenden Gestalten alle Vollkommenheiten der Natur zusammengetragen, welche selten einer einzigen die ganze Schönheit verleihe.¹⁾

Da es nun aber auch für das größte Talent schwierig ist, sich nach zwei entgegengesetzten Seiten zu entwickeln, so bemerkt Goethe richtig, daß ein Gefühl nicht aufgebösten Widerspruchs uns bei dem Hauptwerke Mantegnas, dem „Triumph Cäsars“, erfasse: „Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten; das Ideale, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Wert und Würde des Ganzen, hier offenbart sich der große Sinn, Absicht und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltfamkeit herein, und wie der Bergstrom durch alle Fäden des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben. Indessen möchte es der höchste Conflict sein, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutlich Rechenschaft ablegen konnte.“

Vene-
tianer.

Die Strenge der Zeichnung der paduanischen Schule, die oft in Härte ausartete, vermieden die Venetianer,²⁾ ob schon sie im allgemeinen deren Weise beibehielten; dagegen erreichten sie einen hohen Grad von Vollkommenheit in der Farbenbehandlung, im Glanze, in der Verschmelzung derselben. Befruchtend wirkten hier, im Gegensatz zur byzantinischen Art, die am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hieher berufenen Meister Vittore Pisano aus Verona und Gentile da Fabriano aus Umbrien. Unter ihrem Einfluß entwickelten sich die venetianischen Malerfamilien der Vivarini und Bellini. Antonio Vivarini arbeitete lange gemeinsam mit seinem, wahrscheinlich deutschen Freunde Giovanni da Uffamagna, und ihre gemeinsamen Werke giengen unter dem Namen Johannes und Antonius da Murano. Die Kenntniß der Ölmalerei brachte Antonello von Messina (1473) zu ihnen, das eigentliche Haupt der venetianischen Schule aber ist Giovanni Bellini (1426—1516), sein bedeutendster Schüler ist Cima da Conegliano. Historienmaler ist Vittore Carpaccio.

Die
Vivarini
und
Bellini.

¹⁾ Nasari, l. c. II, 2, p. 281—302. — Kugler, l. c. I, p. 427 ff. — Goethes Werke, XXXI, S. 94. Stuttgart 1857.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 203—216. — Crowe-Cavalcajelle, l. c. V, p. 1 ff. — Woltmann, l. c. II, p. 275 ff.

Die männlichen Gestalten der Schule haben Kraft, Ernst und Würde, die weiblichen Liebreiz; die heitere Farbenpracht des Lebens tritt uns fast immer entgegen.

Die Schule von Umbrien¹⁾ bildet eine Art Gegensatz zu Verrocchio und Mantegna wie zu den Venetianern: sie will bei mangelhaftem Formensinn die Tiefen des Gemüthes eröffnen, die Glut des in Gott seligen Herzens darstellen, die fleckenlose Reinheit der Gottgeweihten. Zu dieser Richtung gehören Gentile da Fabriano (gest. vor 1450), Niccolò di Liberatore von Foligno, Benedetto Buonfigli, Fiorenzo di Lorenzo, Pietro Vanucci della Pieve (von seiner Heimat) oder Pietro Perugino (von dem Orte, wo er sich niederließ, so genannt).

Schule
von Um-
brien.

Pietro²⁾ (1446—1524) wuchs als armer Knabe auf, umgeben von Noth und Elend, wurde Ladensjunge bei einem Maler in Perugia und hörte da, wieviel Ehre und Gewinn die Malerei denen bringe, die zur Vollendung gelangten. Der Geist des Knaben entflammte sich, er wollte auch ein Meister werden; wen er aber auch fragte, wo die Meisterschaft zu Hause sei, der nannte ihm Florenz. „Denn in dieser Stadt“, sagt Vasari,³⁾ „werden sie von drei Dingen gespornt und getrieben: zuerst vom Tadel, der in vielfacher Weise von einer großen Zahl Menschen vorgebracht wird, weil die Lust hier freie Geister erzeugt, die sich nicht an mittelmäßigen Werken genügen und sie mehr zu Ehren des Guten und Schönen, als mit Rücksicht auf den betrachten, der sie schafft. Das zweite ist, daß, um in Florenz zu leben, es noth thut, betriebsam zu sein; dies aber heißt nichts anderes, als seinen Geist und Verstand immerdar anstrengen, in seinem Thun achtsam und schnell sein, und wissen, wie man Geld gewinne; denn diese Stadt habe kein weites und reiches Gebiet, daher kann sie denen, welche dort leben, nicht für geringen Preis ihren Unterhalt bieten, wie überall der Fall ist, wo viel Reichthum sich vorfindet. Das dritte, das vielleicht nicht geringere Macht ausübt, als die beiden andern, ist das Verlangen nach Ruhm und Ehre, welches jene Lust in hohem Maße bei denen erzeugt, die irgend Vollkommenes leisten, ein Verlangen, welches keinem Menschen von Geist erlaubt, mit denen, welche gleich ihm Menschen sind, ob sie auch als Meister erkannt sein mögen, auf gleicher Linie, oder vollends hinter ihnen zurückzubleiben; ja oftmals pflegt dies eine solche Begier nach eigener Größe im Gemüthe zu erwecken, daß, wer nicht von Natur gut und verständig ist, dadurch verleumderisch, undankbar und unempänglich für Wohlthaten wird. Wahr ist es aber, daß, wer in Florenz genugsam gelernt hat, und nicht Tag für Tag wie eine Bestie leben will, sondern reich zu werden verlangt, der muß von dort fortgehen und für seine trefflichen Werke und den Ruhm, den jene Stadt verleiht, an andern Orten Käufer finden, wie die Gelehrten von dem Ruhme ihrer Wissenschaft Nutzen ziehen.“ — Merkwürdige Worte! Ubrigens gieng Pietro bei Verrocchio in die Schule und gewann in kurzem großen Ruf, seine Gemälde wurden nicht bloß in Italien, sondern auch nach Spanien und Frankreich verkauft. Er malte in

Pietro
Peru-
gino.

Florenz
regt an.

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 190 ff. — Woltmann, l. c. II, p. 208 ff.

²⁾ Kugler, l. c. I, p. 466 ff. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 192 ff. — Crowe-Cavalcajelle, l. c. IV, p. 179 ff.

³⁾ Vasari, l. c. II, 2, p. 358 f.

Rom, in Florenz; in Perugia gründete er eine eigene Schule. Tiefe, Innigkeit, religiöse Glut, anmuthige Weichheit ist bei ihm vereint mit florentinischer Zeichnung und Composition, seine jugendlichen Köpfe sind von hinreißender Schönheit. Aus seiner Schule giengen hervor: Bernardino Pinturicchio und Andrea Alvigi, genannt l'Ingegno, und Giovanni da Pietro, genannt La Spagna.¹⁾

Francia. Viel Verwandtes mit Perugino hat Francesco Francia, geboren 1450, Münzmeister in Bologna, kunstreicher Goldschmied.

Vasari erzählt, auf der Höhe seines Ruhmes (1517) sei er gestorben aus Gram darüber, daß er in der Malerei nichts geleistet, und sei zu dieser Ansicht gekommen, als das Bild Raffaels — die heil. Cäcilia — nach Bologna kam. Früher schon habe er den herrlichen Jüngling, dessen Gemälde er nur aus Schilderungen von Bolognesen kannte, welche von Rom zurückkehrten, in einem Sonette begrüßt, in welchem er dessen volle Größe mit den Worten anerkennt:²⁾

„Du einzig mit des Himmels Guadenzeichen
Begabt, die andern alle zu bezwingen,
Lehr' uns, durch welche Kunst dir mag gelingen,
Dich jeglichem der Alten anzugleichen?
Glücksel'ger Jüngling, der in frühen Jahren
So vielen vorgeht, was wird erst geschehen,
Wenn du gereist noch Höheres wirst bereiten?
Natur, besiegt, wird deinen Reiz erfahren,
Beredt, voll Lobes wird sie dir gestehen:
Du seist allein der Maler aller Zeiten.“

So rasch war der Fortschritt, den Italien damals in der Kunst machte! Francesco Francia galt für einen großen Meister, ein Bild Raffaels aber zeigte ihm, daß, was er sonst gedacht oder wofür er gegolten hatte, zu einem Nichts in der Kunst herabgesunken sei! Mit der Schnelligkeit eines nordischen Frühlings brach die volle Blüte des Schönen empor. Was die alte Welt in der Plastik, das leisteten die Italiener in der Malerei und stellten ewig gültige Muster auf. Wischer bemerkt sinnig: „Die neuere Zeit hat nun zwei große Muster, die Antike und die großen Italiener. Dieser genommen, enthalten diese bereits jene in sich, stellen bereits eine angeeignete Antike dar. Der Rückgang auf die Antike selbst ist uns darum nicht erspart, wir sollen sie uns selbstthätig aneignen, aber zugleich ist es unendliche Förderung, daß wir bereits eine vollendete Form warmer und freier Anregung vor uns haben, daß es nicht ein einfacher, sondern ein getheilter Tact ist, durch den wir auf das Alterthum zurück und von da wieder zur Gegenwart herblicken.“³⁾

Die
Antike
und die
großen
Italiener

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 196. — Kugler, l. c. I, p. 472 ff. — Woltmann, l. c. II, p. 247 f.

²⁾ Vasari, l. c. II, 2, p. 335—355. — Kugler, l. c. II, p. 479.

³⁾ Wischer, Aesthetik.

Leonardo da Vinci.

Unter den drei Großmeistern der Kunst ist zunächst Leonardo da Vinci¹⁾ ins Auge zu fassen: er gehört zu jenen vielseitigen oder allseitigen Naturen, die, wahre Wunder der Schöpfung, hin und wieder in der italienischen Geschichte vorkommen und besonders in der florentinischen. Schon der alte Vasari sagt in seiner Lebensbeschreibung des Leonardo,²⁾ einer der schönsten unter den vielen, die er geschrieben, wie er überschwenglich von Gott beschenkt gewesen, von solcher Liebenswürdigkeit und solchem Kunstgeschick, daß er in jeder Handlung die andern Sterblichen weit hinter sich zurückließ: „Sein Körper war mit nie genugsam gepriesener Schönheit geschmückt, er zeigte in all seinen Handlungen die größte Anmuth und besaß ein so vollkommenes Kunstvermögen, daß er das Schwierigste mit Leichtigkeit löste, wohin auch sein Geist sich wandte. Seltene Kraft verband sich in ihm mit Gewandtheit, sein Muth und seine Kühnheit waren erhaben und großartig, und der Ruf seines Namens verbreitete sich weit durch die Mitwelt und Nachwelt.“ Leonardo ist Maler, Bildhauer, Dichter, Ingenieur, Architekt, Naturforscher, Philosoph; Lehre und That gehen bei ihm Hand in Hand, Größe als Künstler und Adel als Mensch sind bei ihm innig verbunden, Originalität der Seele und Schönheit der Gestalt und eine Kraft des Leibes, daß er imstande gewesen sein soll, mit bloßer Hand ein Eisen zur Schraube zu drehen.

Leonardo ist der Sohn eines Florentiners, des Ser Piero, Notars der Signoria, geboren im florentinischen Bergdorfe Vinci 1452. Der Knabe zeichnete viel und gut, und der Maler Verrocchio, dem der Vater einige Zeichnungen zeigte, staunte über die außerordentlichen Fähigkeiten und nahm ihn in seine Schule. Die Fortschritte waren wunderbar, schon 1472 galt Leonardo als Meister, aber nicht bloß im Malen, sondern auch in andern Künsten. Vasari erzählt:³⁾ „Er war ein trefflicher Geometer und Bildhauer, er entwarf die schönsten Grundrisse zu Gebäuden, er machte den Vorschlag, den Arnosfluß in einen Canal von Florenz nach Pisa zu fassen. Täglich verfertigte er Modelle und Zeichnungen, wie man mit Leichtigkeit Berge abtragen und durchbrechen könne, um von einer Ebene zur andern zu gelangen, wie mit Winden, Haspen und Schrauben große Lasten zu heben wären, in welcher Weise man Seehäfen reinigen und durch Pumpen Wasser aus tiefen Gegenden heraufholen könne. Solchen schwierigen Dingen sann er ohne Unterlaß nach. Unter diesen Modellen war eines, durch welches er mehreren geistreichen Bürgern, die damals die Regierung der Stadt Florenz verwalteten, darzuthun suchte, wie er die Kirche San Giovanni in Florenz (deren Äußeres wirklich das Gefühl der Gedrücktheit erweckt) erhöhen und ihr Treppen unterziehen wolle, ohne sie zu zerstören; er überredete sie dabei mit so starken

1) Müller-Walde, Leonardo da Vinci. München 1889. 3 Lieferungen. — Rosen-berg, Leonardo da Vinci. Viefefeld und Leipzig 1898.

2) Vasari, l. c. III, 1, p. 3 f. — Wölflin, l. c. p. 23 ff.

3) Vasari, l. c. III, 1, p. 6—10.

Gründen, daß ihnen die Sache glaublich erschien, obgleich jeder, wenn er fort war, für sich allein die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens einsah. In der Unterhaltung war Leonardo so angenehm, daß die Menschen sich zu ihm hingezogen fühlten. Er konnte jeden noch so kräftigen Geist durch seine Reden besiegen und durch seine Gründe verwirren; eine außerordentliche Darstellungsgabe verband sich mit einem klaren Verstand.“ — So der alte Vasari, der noch einen reizenden Zug beifügt, aus dem wir Schlüsse auf das innere Leben des Mannes ziehen können: „Obgleich er fast nichts besaß und wenig arbeitete, hielt er sich doch immer Diener und Pferde. Die Thiere hatte er sehr gern. Oft wenn er an Plätzen vorbeiging, wo Vögel verkauft wurden, nahm er sie aus dem Käfig, zahlte den geforderten Preis und ließ sie dann fliegen, um ihnen die verlorene Freiheit zu geben. — Es war ihm schwer, ein Gemälde zu vollenden: es schien ihm, die Hand könne der Vollkommenheit, die er mit dem Gedanken faßte, nichts mehr hinzufügen.“ — Mit andern Worten: er war in solchem Fortschreiten begreifen, daß ihm nichts genügte. Er selber sagte, daß er bei jedem Bilde, das er ausführte, nicht das vorliegende, sondern schon das nächste male.¹⁾ — Vasari erzählt weiter: „Seine Einfälle waren so vielfach, daß er auch über Naturgegenstände philosophierte, die Beschaffenheit der Kräuter zu lernen suchte und die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Gestirne nachzuahmen unternahm.“ — Die Museen zu Paris, Florenz und Parma besitzen noch Arbeiten aus dieser ersten Zeit seiner Entwicklung. Von seinem Lehrer aber wird erzählt: Andrea, als er sah, daß ein Kind mehr verstehe als er, mochte von dieser Zeit an nicht mehr mit Farben umgehen.

^{In}
Mailand.

Vielleicht schon 1482 mag Leonardo von Florenz nach Mailand gezogen sein,²⁾ wo der Herzog talentvolle Männer willkommen hieß. Vasari erzählt: „Lodovico Sforza (il Moro) fand großes Vergnügen am Lautenspiel, deshalb wurde Leonardo ehrenvoll zu ihm berufen. Er nahm sein Instrument mit, das er selbst fast ganz aus Silber in Form eines Pferdekopfes verfertigt hatte, eine seltsame und neue Gestalt, berechnet, dem Klang mehr Stärke und Wohlklang zu geben. Dadurch übertraf er alle Musiker, welche nach Mailand gekommen waren. Außerdem war er zu seiner Zeit der Beste derer, die in Reimen improvisierten. Der Herzog, durch die bewundernswürdigen Reden Leonardos erregt, verliebte sich in seine Talente so sehr, daß es fast unglücklich war; er bewog ihn durch Bitten, eine Altartafel zu machen, eine Geburt Christi, die als Geschenk vom Herzog an den Kaiser geschickt wurde.“ — Das Bild ist verschollen.

Cena-
colo.

Ein ungünstiger Stern waltete über mehreren von Leonardos größten Leistungen, namentlich über dem „Cenacolo“ oder dem „Abendmahl“, das er für den Speisesaal der Dominicaner in Santa Maria delle Grazie malte. Das 28 Fuß lange Bild, dessen Figuren anderthalb Lebensgröße haben, beschästigte ihn mehrere Jahre.

Der Prior klagte beim Herzog, daß die Arbeit so langsam fortschreite. Leonardo erklärte in der Bertheidigung, daß erhabene Geister bisweilen am meisten schaffen, wenn sie am wenigsten arbeiten, nämlich in der Zeit, wo sie erfinden und vollkommene Ideen ausbilden, welche der Verstand erfasset und die Hände darstellen. Zwei Köpfe wären es, die ihm fehlten, der des Erlösers, nach welchem

¹⁾ Grothe, Leonardo als Ingenieur und Philosoph. Berlin 1874.

²⁾ Woltmann, l. c. II, p. 518 f. meint „schwerlich vor dem Jahre 1485“.

er nicht auf Erden suchen wolle, von dem er nicht glaube, daß er seiner Phantastie in jener Schönheit und himmlischen Anmuth vorschweben könne, welche die menschengewordene Gottheit umkleiden müsse, der andere sei der des Judas. Ihm scheine es unmöglich, passende Gesichtszüge für jenen Jünger zu erfinden, dessen trotziger Geist nach so vielfachen empfangenen Wohlthaten des Entschlusses fähig gewesen sei, den Erlöser zu verrathen. Nach diesem letzteren wolle er suchen, und finde er ihn nicht, so bleibe ihm der des lästigen und unbescheidenen Priors gewiß.¹⁾

Im Jahre 1499 war das „Abendmahl“²⁾ vollendet, ein Meisterwerk der Charakteristik, — welche eine Stufenleiter von Charakterköpfen vom Judas bis zum süßen Bilde des Erlösers, vom greisen Simon bis zum jugendlichen Johannes! Kein Maler vor ihm verstand eine solche auf- und absteigende Tonleiter der Schönheit der Gestalt zu geben, die wieder nur der Spiegel des Inneren, des Geistes und Herzens und des Schwunges der Seele ist. Das Bild Christi ist das Ideal männlicher Schönheit, der höchsten Milde und Hoheit und zugleich der festesten Zuversicht, er ist der Lehrer, der Erlöser der Menschheit. Die ganze Composition ist dramatisch belebt, der unter die Jünger geworfene Vorwurf: „Einer unter euch wird mich verrathen“ ruft Schrecken, Entsetzen, Argwohn, Zweifel auf der einen Seite hervor, auf der andern herrscht stilles Klüstern und leise Beobachtung. Und bei allem Gegensatz der Gestalten, Gruppen, welche Harmonie im ganzen! Wie ist alles neu und gewaltig!

Franz I. wünschte die ganze Wand mit dem Bilde nach Frankreich zu bringen. Hätte er es nur gethan, es wäre wahrscheinlich erhalten! Jetzt ist nur ein Schatten von der alten Herrlichkeit noch vorhanden, Überschwemmung, Unverstand, Roheit haben dem Bilde geschadet, nur die Originalcartons des Meisters und die Copien seiner Schüler geben uns einen Begriff vom Werte dieser wunderbaren Arbeit. — Ein gleich ungünstiger Stern waltete über andern Arbeiten Leonardos, nur sechs oder sieben kleinere Gemälde sind als sicher von seiner Hand noch vorhanden. Sein Modell zu einer Reiterstatue des Herzogs Francesco I. Sforza wurde von den Franzosen zugrunde gerichtet! Zeitgenossen verschern, nie etwas Köstlicheres gesehen zu haben, namentlich machen sie auf das eifrige Studium der Anatomie aufmerksam, welche Leonardo mit dem Mediciner de la Torre trieb. Als Ludwig XII. in Mailand einzog, gieng ihm ein von Leonardo gefertigter Löwe mehrere Schritte entgegen, öffnete dann seine Brust, in welcher man lauter Lilien erblickte!

Leonardo war zugleich ein großer Meister im Porträtmalen. Besonders berühmt ist das in Florenz entstandene Porträt der Monalisa. Von 1499 an hielt er sich nämlich einige Jahre in Florenz auf. In diese Zeit fällt der Bettstreit mit Michelangelo.

In
Florenz.

Bett-
streit mit
Michel-
angelo.

¹⁾ Leonardo da Vinci, Buch von der Malerei, herausgegeben von Ludwig in den „Quellenchriften für Kunstgeschichte“. 3 Bde. Wien 1832.

²⁾ Wölflin, l. c. p. 26 ff. gibt eine interessante Zusammenstellung zwischen dem Abendmahl des Leonardo und jenen Darstellungen von Ghirlandajo und Raffael.

Der Rathhaussaal sollte Darstellungen aus der Geschichte von Florenz enthalten. Leonardo und Michelangelo entwarfen Cartons dazu, jener stellte eine Scene aus dem Siege bei Anghiari, dieser aus dem Siege gegen die Pisaner dar. Die Künstler aus ganz Italien wallfahrteten zu diesen Cartons, um an ihnen ihre Studien zu machen, sie hatten großen Einfluss auf die Entwicklung der Kunst. Die Dichter besangen sie in Sonetten, man datiert von ihnen die höchste Vollendung der Kunst, die Richter wagten keinem den Vorzug zu geben. Beide Cartons sind verloren gegangen, wir haben nur Bruchstücke und Nachzeichnungen von ihnen, die den Verlust des Ganzen als höchst schmerzlich empfinden lassen.¹⁾

In Rom. Im Jahre 1513 begab sich Leonardo zu kurzem Aufenthalt nach Rom. In diese Zeit fallen das Madonnenbild in San Onofrio, die Bilder der „Erscheidenheit“ und „Eitelkeit“ und das herrliche Gemälde, welches Christus in der Mitte von vier Schriftgelehrten darstellt. 1516 folgte der Künstler einer Bei
Franz I. Einladung Franz' I. nach Frankreich, wo er das reizende Porträt malte, das unter dem Namen „La belle feronnière“ berühmt ist, und die herrliche „Heilige Familie“, bekannt unter dem Namen „La vierge aux rochers“. Franz I. bewunderte und liebte längst Leonardo, er nannte ihn seinen Vater. Aber der Künstler konnte die Gemälde, die der geistreiche König von ihm wünschte, nicht mehr vollenden. Seine Lebenskraft gieng zur Neige, er bereitete sich wie ein frommer Christ auf sein Ende vor. Als der König ihn auf dem Schlosse Saint-Cloud besuchte, klagte ihm der Kranke, wie er gegen Gott und Menschen gefehlt, dass er in der Kunst nicht gethan habe, was seine Pflicht gewesen wäre. Dieser Tod. Kummer rief einen Paroxysmus hervor, und Leonardo verschied am 2. Mai 1519.²⁾ Frankreich blieb im Besitz seiner vielen Manuscripte, aus denen hervorgehen soll, dass er die meisten Entdeckungen der neueren Zeit im Gebiet der Physik und Mechanik schon angedeutet habe.³⁾ Nur seine Abhandlung über die Malerei ist gedruckt.

Leonardo da Vinci war ein Mann von erfinderischem, genialem Geiste und zugleich von edlem Charakter; Realität und Idealität, Anmuth, Tiefe und Erhabenheit wußte er in seinen Schöpfungen zu verbinden. Aus seinem Grabe stieg die französische Kunst hervor. In Italien waren seine Schüler Voltraffio, Sogliani und Bernardino Luini, Uggione, Salai, Melzi. Reinheit, Anmuth, Milde, Innigkeit, edle Heiterkeit ist der Ton ihrer Bilder. — In gewisser Beziehung sind aber auch Michelangelo und Raffael Schüler Leonardos, der als der eigentliche Lehrmeister der Blütezeit, als Schöpfer des vollendeten Stils bezeichnet werden muß.

Michelangelo.

Wir kommen nun an zwei Künstler, deren Größe menschliches Maß zu überragen scheint, die wie ihre Namen an himmlische Mächte erinnern,

1) Vasari, l. c. III, 1, p. 34 f.

2) Daß Leonardo in den Armen des Königs verschieden sei, berichtet Vasari, l. c. III, 1, p. 42 mit Unrecht, denn der König war nach seinem Tagebuch damals in Saint-Germain. Sein Testament ist aus Saint-Cloud datirt. S. 80 in Guhl, Künstlerbriefe.

3) Martin, Histoire de France, VII, p. 237 ff., 466, 476.

an Michelangelo und Raffael, an die Repräsentanten der höchsten künstlerischen Kraft und Schönheit.¹⁾

Michelangelo (auch Michelagnolo) Buonarrotti wurde am 6. März 1475 in dem toscanischen Städtchen Caprese geboren. Sein Vater stammte aus der edlen Familie der Grafen von Canossa; er war zu dieser Zeit Podestà der Städte Caprese und Chiusi und besaß das Gut Certignana, drei Meilen von Florenz, als Eigenthum; die Familie hat heute noch nicht unbedeutende Besitzungen in Toscana. Die Amme des Knaben war die Frau eines Steinmeßers, weshalb Michelangelo später scherzend sagte, er habe mit der Milch seiner Amme Meißel und Hammer eingefogen. Die Familie war zahlreich, die Kinder sollten sich deshalb dem Handel und Gewerbe widmen, und Michelangelo ward für die Seidenweberei bestimmt, aber seine Neigung und sein Geschick zum Zeichnen bewogen den Vater, ihn 1488 bei Domenico Ghirlandajo in die Lehre zu geben. Michelangelo war damals vierzehn Jahre alt, übertraf aber bald nicht bloß seine Mitschüler, sondern fertigte auch eine Zeichnung, bei deren Anblick sein Meister sagte: „Der kann mehr als ich.“ Jeder Tag, sagt sein Freund Vasari,²⁾ lockte göttliche Früchte aus seinem Geiste ans Licht. Aufsehen machte das Geschick, mit welchem er einen Kupferstich Martin Schongauers mit der Feder nachzeichnete und dann in Kupfer stach, das Geschick, mit dem er die Bilder alter Meister nachbildete, so daß sie dem Original gleichkamen.

Michelangelo.

Bildung.

Lorenzo der Prächtige hatte in seinen Gärten damals eine Menge Alterthümer gesammelt und gründete eine Schule für Bildhauer und Maler unter Leitung Bertoldos. Michelangelo, von seinem Lehrer ob seines Talentcs empfohlen, erhielt 1489 Zutritt zur Sammlung, und Lorenzo erkannte schnell den herrlichen Geist des Jünglings und behielt ihn von da an immer im Auge.

Günst des Lorenzo de' Medici.

Schon nach wenig Tagen bildete der fünfzehnjährige Jüngling, obgleich er nie Marmor oder Meißel in der Hand gehabt hatte, aus einem Stück Marmor einen alten, grinsenden Faun nach, dem er aber aus eigener Phantasie den Mund offen machte. „Du hättest doch wissen sollen,“ sagte ihm Lorenzo, „daß alte Leute nie ihre Zähne insgesammt haben, sondern daß ihnen stets einer fehlt.“ Kaum war der Herzog fort, so brach Michelangelo einen Zahn heraus und feilte den Gaumen in einer Weise, daß man meinte, der Zahn sei herausgefallen. Diese Gelehrigkeit gewann ihm die Zuneigung Lorenzos derart, daß er den jungen Künstler 1490 in sein Haus nahm, an seine Tafel zog, ihn zum Gesellschafter seiner drei Söhne Pietro, Giovanni (der später Papst Leo X. wurde) und Giuliano machte und für ihn wie ein Vater zu sorgen versprach. Michelangelo erhielt einen Gehalt von monatlich fünf Ducaten, die er aber meist seinem Vater abtrat, welchem der Herzog, um ihm aufzuhelfen, überdies eine Stelle bei der Maut übertrug.³⁾

Michelangelos Arbeitsamkeit war ebenso einzig als sein Fortschritt. „In allem Thun“, sagt Vasari,⁴⁾ „war er rascher als die übrigen und in allen

¹⁾ Thode, Michelangelo und das Ende der Renaissance, 2 Bde. Berlin 1902 bis 1903. — Springer, Raffael und Michelangelo. 3. Aufl. Leipzig 1895. — Grimm, Leben Michelangelos. 6. Aufl. Berlin 1890.

²⁾ Vasari, l. c. V, p. 263 ff.

³⁾ Thode, l. c. I, p. 13.

⁴⁾ Vasari, l. c. V, p. 267.

Dingen lebensfrisch und rüstig.“ Viele Monate zeichnete er in Carmine nach den Malereien Masaccios mit so viel Verstand und Geschick, daß sein Mitschüler Torrigiano aus Neid ihm mit der Faust ins Gesicht schlug. Michelangelos Nase blieb für sein Leben gezeichnet, Torrigiano aber wurde aus Florenz verbannt. In diese Zeit fallen die Reliefs „Centaurkampf“ und „Madonna an der Treppe“ aus Marmor und ein Crucifix aus Holz.

Mit Lorenzo dem Prachtliebenden starb 1492 dem jungen Künstler in der That ein Vater.

Pietro
Medici.

Pietro war nicht so hochsinnig, er behandelte Michelangelo zwar als Hausfreund, zog ihn an seine Tafel, fragte ihn um Rath, wenn er antike Cameen kaufen wollte, aber er äußerte doch, er habe zwei Merkwürdigkeiten in seinem Hause, einen spanischen Käufer, der jedes Pferd einhole, und Michelangelo! Auch hatten die Zustände keine Dauer. Weiterblickende sahen wohl den aufsteigenden Sturm. Condivi erzählt: dem Freunde Michelangelos sei Lorenzo zweimal im Traume erschienen, er solle Pietro sagen, daß er aus Florenz verjagt werde. Pietro machte sich lustig über den Traum, aber Michelangelo glaubte daran und entfloh über Bologna nach Venedig. Die Mißstimmung über Pietro kam 1494 zum Ausbruch, die Mediceer wurden verjagt.

In
Bologna.

Michelangelo fand in Venedig keine Arbeit und kehrte nach Bologna zurück, sollte aber hier eine bedeutende Strafe bezahlen, weil er ein Passzeichen vergessen hatte. Er besaß kein Geld, ein Aldovrandi nahm sich seiner an, behielt ihn ein Jahr in seinem Hause, liebte es, sich von ihm in seiner schönen Mundart Dante und Petrarca vorlesen zu lassen, und gab ihm Arbeit — aus dieser Zeit stammt die Statuette des heil. Petronius und der kniende Engel mit dem Candelaber an der Arca di San Domenico in Bologna. In Florenz, wohin sich Michelangelo im Sommer 1495 wieder begab, meißelte er einen „schlafenden Amor“, den der Käufer nach Rom brachte, vergrub und dann als antik an den Cardinal San Giorgio verkaufte. Der Amor galt in der That einige Zeit als Meisterwerk der alten Kunst. Als der Cardinal den wahren Sachverhalt erfuhr, konnte er den jungen Künstler nicht hoch genug bewundern und berief ihn 1496 nach Rom.¹⁾

In Rom.

Pietà.

In die Zeit des Aufenthaltes in Rom (1496—1500) fällt die „Pietà“ in St. Peter zu Rom aus Marmor, „Maria, den Leichnam des Sohnes in ihrem Arme haltend“.

Basari sagt mit Recht: „Man erkennt darin alle Kraft und alles Vermögen der Kunst. Zu den Schönheiten des Werkes gehört, außer den göttlichen Gewändern, der Leichnam Christi, dessen Glieder so herrlich, dessen Leib so kunstvoll ist, daß niemand wähne, eine nackte Gestalt finden zu können, bei der Muskeln, Adern und Nerven mit so richtiger Beachtung über die Knochen gelegt sind, noch einen Todten mit einer solchen Todtenähnlichkeit. In den Zügen des Angesichts spricht sich die höchste Sanftmuth aus. Sicherlich ist es ein Wunder, daß einem erst formlosen Stein in so kurzer Zeit eine solche Vollendung der Form gegeben wurde, wie sie kaum die Natur im Fleische erreicht.“ — Das anmuthvolle Antlitz der Mutter neigt sich in erhabenem Schmerze zum Sohne.

¹⁾ Basari, l. c. V, p. 272.

Man gestand wohl zu, daß Michelangelo die Meister des Alterthums in diesem Werke übertroffen habe, wandte aber ein, die Mutter Christi sei zu jugendlich schön. Der Künstler entgegnete: „Keusche Frauen bewahren ihre Schönheit, um wie viel mehr die Jungfrau, die nie ein irdisches Verlangen trug!“¹⁾

Fortan galt Michelangelo für den ersten Bildhauer Italiens. In diese Zeit fällt auch die Gruppe des „Bacchus“ in Marmor, eines trunkenen Jünglings mit fallendem Munde und eine Traube in der Hand, die ein kleiner Satyr zu naschen sucht, ferner ein „Cupido“ und ein „sterbender Adonis“.²⁾

Im Dombauhofe von Florenz, wo wir Michelangelo seit 1501 wiederfinden, lag ein großer Marmorblock, ein früherer Künstler hatte ihn verhauen. Der Block wurde Michelangelo überlassen, der daraus einen jungen David David. mit der Schale der weisste, eine ungemein schöne Statue, an der nicht bloß der Kopf höchst bewunderungswürdig ist. Der Künstler erhielt 400 Scudi dafür. Das im Jahre 1504 vollendete Bild wurde vor dem Palazzo vecchio aufgestellt, um anzudeuten, daß, wie jener Held sein Volk vertheidigt und gerecht beherrscht hat, auch die Regierung Muth und Gerechtigkeit zeigen möge. Der Gonfaloniere Soderini beauftragte ihn jetzt mit einem Bilde Davids aus Bronze. Wie sehr der Künstler vom Werte seiner Arbeiten überzeugt war, geht aus folgendem Zuge hervor: Angelo Doni hatte ein Gemälde, eine heilige Familie, bestellt, wollte aber, als er es bekam, statt der geforderten siebenzig Goldstücke nur vierzig geben. Der Künstler wies das Geld und forderte sein Bild zurück, und Doni erhielt letzteres erst wieder, als er hundertvierzig Goldstücke erlegte.

In das Jahr 1504 fällt der Wettstreit mit Leonardo da Vinci in einem Carton; Michelangelo soll nach dem Urtheil der Zeitgenossen nicht wieder etwas gleich Vollkommenes geschaffen haben.³⁾ Namentlich zeigte er alle Figuren in lebendigster Bewegung und bewies eine einzige Kenntnis des Nackten — hat er doch zwölf Jahre Anatomie studiert. Der Ruhm des Künstlers war schon so groß, daß Papst Julius II. von ihm sein Grabmal gebaut haben wollte. So kam Michelangelo im März 1505 Grabmal
Julius'
II. wieder nach Rom, das der Schauplatz seiner größten Leistungen werden sollte.

Sein Plan zum Grabmal ist großartig, der Papst genehmigte ihn, und Michelangelo verweilte acht Monate in den Steinbrüchen von Carrara, um die nöthigen Marmorblöcke zu beschaffen, und kam hier auf den Gedanken, einen ganzen Berg in eine Statue umzuwandeln, um ein ewiges Gedächtnis seiner zu hinterlassen — das Unmögliche zog ihn immer an; er ist der Künstler großer Massen. Das Grabmal ward nicht vollendet, meist durch Schuld des Papstes selbst, welcher den Künstler zu einer andern Arbeit berief; es ward nicht in St. Peter, sondern in Pietro in Vinculis in verkleinertem Maßstabe aufgestellt. Michelangelo vollendete vier Statuen dazu und skizzierte acht.

¹⁾ Bafari, l. c. V, p. 275.

²⁾ Thode, l. c. I, p. 16 f.

³⁾ Vergl. S. 881 f. dieses Bandes.

Das Meisterwerk, von keinem Neuern und keinem Alten übertroffen, ja vielleicht nur erreicht, ist die Marmorstatue des „Moses“. Vasari sagt mit Recht darüber: ¹⁾ „Das Angesicht ist von hoher Schönheit und hat den Ausdruck eines fürwahr heiligen und gewaltigen Fürsten; betrachtet man ihn, so glaubt man, er werde den Schleier fordern, damit er sein Angesicht verhülle, so strahlend und leuchtend erscheint es, so treu ist die Herrlichkeit darin dargestellt, welche Gott den Zügen jenes Propheten aufgedrückt hatte. Überdies sind die Gewänder in schönem Faltenwurf durchbrochen und gemeißelt, sind die Muskeln der Arme, die Knochen und Nerven der Hände von solcher Schönheit und Vollkommenheit, die Beine, die Knie, die Füße mit ihrer passenden Kleidung, kurz alle Theile so künstlich vollendet, dass man jetzt mehr wie je Moses einen Liebling Gottes nennen kann, da er ihm vor allen andern den Leib durch die Hand des herrlichen Michelangelo zur Auferstehung hatte bereiten wollen, und die Juden mögen nur fort und fort jeden Sonnabend zu ihm wallfahren und beten, sie beten nicht zu einem menschlichen, sie beten zu einem göttlichen Werke.“ — Ein jüngerer Biograph des großen Meisters — so einig sind die Stimmen — sagt über „Moses“: „Eine Hoheit erfüllt diese Gestalt, ein Selbstbewusstsein, ein Gefühl, als ständen diesem Manne die Donner des Himmels zu Gebote, doch er bezwänge sie, ehe er sie entseffelte, erwartend, ob die Feinde, die er vernichten will, ihn anzugreifen wagten. Der „Moses“ ist die Krone der modernen Sculptur! Nicht allein dem Gedanken nach, sondern auch in Anbetracht der Arbeit, die von unvergleichlicher Durchführung sich zu einer Feinheit steigert, die kaum weiter getrieben werden könnte. Welch ein Paar Schultern mit den Armen daran! Welch ein Antlitz! Die drohend sich zusammenballenden Stirnmuskeln, der Blick, als überflöge er eine Ebene voll Volkes und beherrschte es; die Muskeln der Arme, deren unbändige Kraft man empfindet! Was meißelte Michelangelo in diese Gestalt hinein! Sich selbst und Julius II.: beide scheinen drinzusteden. All die Kraft, die Michelangelo besaß, unverstanden von der Welt, zeigte er in diesen Gliedern und die dämonisch aufbrausende Gewaltthätigkeit des Papstes in seinem Antlitz.“ ²⁾

Künstler-
stolz.

Während Michelangelo am Grabmal arbeitete, verlangte er eines Tages, im April 1506, Audienz beim Papste, wurde aber nicht vorgelassen. Stolz und leicht aufbrausend, sagte er zum Thürsteher: „Wenn Seine Heiligkeit nach mir fragt, so sage nur, ich sei anderswohin gegangen“; — und fuhr in derselben Nacht aus Rom ab nach Florenz; vergebens sandte ihm der Papst Bitten und Briefe nach: er werde nicht mehr zurückkehren, da man ihn wie einen Elenden zurückgewiesen, seine treue Anhänglichkeit habe solches nicht verdient. Damals gieng Michelangelo mit dem Gedanken um, einer Einladung des Großkultans zu folgen, der von ihm eine Brücke von Pera nach Constantinopel gebaut haben wollte. St. Petri Dom und die Gemälde der Sixtina wären dann schwerlich entstanden. Der Papst forderte von der Republik die Auslieferung des Flüchtlings, und diese konnte es auf keinen Krieg antommen lassen. Deshalb beredete Soderini den Michelangelo, als Gesandter zum Papst nach Bologna zu gehen. Michelangelo fürchtete sich umsonst vor dessen Ungestüm. „Anstatt zu uns zu kommen, wartest du, daß Wir zu dir kommen“, redete ihn der hochfianige Julius II. an. Michelangelo ließ sich aufs Knie nieder und entschuldigte sich,

Julius
II.

¹⁾ Vasari, l. c. V, p. 292—293.

²⁾ „Michelangelo“ von Grimm.

er habe im Zorne gehandelt, und erhielt den Segen des Papstes und Geschenke und die Bestellung einer fünf Ellen hohen Bildsäule des Papstes aus Bronze für Bologna. In sechzehn Monaten war sie — ein Meisterwerk — vollendet. Die rechte Hand war so stolz erhoben, daß der Papst fragte, ob sie Segen gebe oder Fluch. „Sie warnt das Volk von Bologna, weise zu sein!“ — entgegnete der Künstler. „Soll sie aber in der Linken nicht ein Buch halten?“ — „Gib ihr ein Schwert, ich bin kein Gelehrter!“ entgegnete Julius II. — 1508 aufgestellt, wurde diese Statue 1511 von den Anhängern Bentivoglios umgeworfen und eine Kanone „Giulia“ daraus gegossen.¹⁾

Die Reider wollten Michelangelo das Grabmal nicht vollenden lassen und beredeten den Papst, es sei ein böses Anzeichen und beschleunige den Tod, wenn man bei Lebzeiten sein Grab baue; Michelangelo solle besser die Sixtina ausmalen; sie rechneten, im Fresco sei der Künstler wenig erfahren, und könne daher nichts Vollendetes leisten. Julius II. gab Michelangelo den Auftrag. Dieser weigerte sich vergebens und schlug Raffael dafür vor. Je mehr er sich aber weigerte, umso ungestümmer sprach der Papst sein Verlangen aus; um ihn nicht von neuem zu reizen, entschloß er sich im Mai 1508²⁾ zur Arbeit. 15.000 Goldstücke waren als Lohn ausgestellt.

Gerade die Schwierigkeit und der Zweifel an seiner Befähigung spornten Michelangelo jetzt zur That und reizten seinen Genius, seine höchste Kraft zu zeigen. Er ließ Maler aus Florenz kommen, um ihm im Fresco zu helfen. Als ihm aber ihre Arbeiten nicht gefielen, schlug er ihre Gemälde wieder herunter und machte alles allein, selbst das Weißer der Wand, das Reiben der Farben. Nach etwa drei Jahren³⁾ war die Decke der Sixtina mit den herrlichten Gemälden geschmückt, des Künstlers Auge aber auch vom steten auf dem Rückenliegen und nach Obenblicken so angegriffen, daß er einen Brief oder ein Buch lange hoch über das Auge halten mußte, um sie lesen zu können.

Als am 1. November 1512⁴⁾ unter ungeheurem Zudrang die Sixtina eröffnet wurde, war nur eine Stimme der Bewunderung über die Großartigkeit der Leistung. Wie war die Erwartung seiner Gegner getäuscht, sie hatten ihm nur Gelegenheit gegeben, seinen Genius in vollem Glanze unsterblichen Ruhmes strahlen zu lassen! Begeistert ruft Vasari aus: „Ja, in der That war und ist dies Werk die Leuchte unserer Kunst und hat der Malerei so viel Licht und Hilfe gebracht als Aufklärung der Welt, welche so viele Jahrhunderte im Finstern geblieben war. Wahrhaftig, kein Maler sorge mehr, um etwas Neues zu sehen an Erfindungen, Stellungen, Bekleidungen der Gestalten, Neuheit und Stärke des Ausdrucks und Mannigfaltigkeit der Darstellung, denn alle Vollkommenheit,

¹⁾ Thode, l. c. I, p. 24.

²⁾ Ibid. p. 24.

³⁾ Rügler, l. c. I, p. 528.

⁴⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 259. — „Am 1. September 1510 war die eine Hälfte der Malerei, am 14. August 1511 weitere Theile, im October 1512 der gesammte Freskenschmuck vollendet.“ — Thode, l. c. I, p. 25.

die man mit Hilfe der Kunst einem solchen Werk geben kann, hat Michelangelo diesem gegeben.“¹⁾)

Doch Vasari faßt meist nur das Formelle ins Auge, aber ebenso merkwürdig ist der ideelle Gehalt dieser Bilder. Welch schwere Aufgabe ist es, Gott darzustellen, den Unausprechlichen und Undenkbaren. Gibbon sagt einmal: „Der kühnste Pinsel muß zittern bei dem verwegenen Versuch, mit Form und Farben den unendlichen Geist, den ewigen Vater, der das Weltall durchdringt und erhält, zu bezeichnen.“ Aber es war die Freude dieser titanischen Kraft, immer an den Grenzen der Kunst zu streifen und mit dem Ungeheuren zu ringen. So schuf er das Bild von Gott dem Vater, und sein Bild ist bis auf diesen Tag der stehende Typus geblieben, auch Raffael hat ihn angenommen. Es ist höher als das Zeusideal des Phidias: dort ist der Beherrscher der Götter und Menschen, mit der hohen Ruhe und dem heiteren Blick, über dem jedoch als höhere Macht das Schicksal steht. Bei Michelangelo ist es der Allvater, der mit der einen Hand die Sonne, mit der andern den Mond berührt, der Allmächtige, Liebreiche und Milde, der lichte Gott, der das Chaos entwirrt, der majestätisch und schaffend die Welträume durchfährt, aus dessen Fingerspitze auf den werdenden Menschen das Leben überströmt. Übrigens herrscht bei Michelangelo die Majestät und der Ernst vor, bei Raffael die Güte und Liebe.

F ü ß l i sagt: „Unendlich erhaben, aber furchtbar zugleich, schwebt die Gottheit über uns in der Sixtinischen Kapelle. Väterlich wohlwollend, gnädig barmherzig, alles, was Athem hat, mit seiner Liebe umfassend, senkt sie sich hingegen zu uns herab in Raffaels Logenbildern.“ — A. W. v. Schlegel sagt darum schön von unserem Künstler:

„Nach Michael, der einst, von Muth beflügelt,
Siegthast den Drachen in die Tiefe warf,
Wird jener heißen, den die Furcht nie zügelt,
Und dessen Geist, wie Blitze, rasch und scharf;
Durch seines Pinsels Züge wird entsiegelt,
Was bange Sterblichkeit kaum ahnen darf:
Des Heilands Kunst, die weckenden Posaunen,
Des Todes Tod, und der Natur Erstaunen.“

und
Raffael. Dagegen sagt er von Raffael:

„Der Engel leihet den Namen einem holden Strahle
Der Lieb' und Kunst, den still ein Jüngling hegt;
Als ob mit Geist er, nicht mit Farben, male,
Wird tiefe Seel' in jeden Zug gelegt.
Dst ladet er die Andacht zu dem Mahle,
Wo hohes Antlitz, reiner Blick sich pflegt;
Wo jenes Weib erscheint, der Gottheit Freude,
Ihr Kind, die ihr, und aller Wesen beide.“

1) Vasari, l. c. V, p. 307.

Wie schön passen im Deckengemälde zum Bilde der Gottheit nicht die Geschichten der Genesis, um das Wesen des schaffenden Geistes auseinanderzusetzen! Welche Tiefe der Gedanken, welche Kühnheit, sie auszudrücken! Dazu die Propheten und Sibyllen in den Pendantis des gewölbten Randes! Bei den einen Trauer, Sorge, Nachdenken, bei den andern fester Blick, voll Hoffnung in die Zukunft. Bei allen aber eine Hoheit, daß man fühlt, Gott spricht durch ihren Mund. Die Schauer göttlicher Geheimnisse wehen uns an. Nicht minder sinnig und schön sind die vier Eckbilder auf den Tragbalken der Decke. „O wahrhaft glückliches Zeitalter“, ruft ein Schriftsteller jener Zeit aus, „glückselige Künstler, daß euch vergönnt ist, aus so klarem Quell Licht zu schöpfen für die umnebelten Augen, daß ihr durch einen so bewunderungswürdigen einzigen Meister alle Hindernisse eurer Bahn beseitigt seht!“¹⁾

Zulius II. starb 1513. Giovanni Medici, der Jugendgenosse, bestieg als Leo X. den heiligen Stuhl; er trug im Jahre 1516 Michelangelo auf, die Fassade von San Lorenzo in Florenz auszuführen, so gern dieser auch das Grabmal Zulius' II. vollendet hätte. Sein Entwurf war der beste, obgleich er sich so wenig für die Architektur als für die Malerei geeignet erachtete, ihm war nur wohl, wenn er den Meißel in der Hand hatte. Jahrelang beschäftigten ihn die Vorarbeiten und der Aufenthalt in den Bergen, wo der Marmor gebrochen werden sollte. Erst der Tod Leos X. gab ihm die volle künstlerische Freiheit wieder. Clemens VII., gleichfalls ein Mediceer, beauftragte ihn mit dem Baue der Familiengruft in Florenz und den Grabmälern für Lorenzo und Giuliano de' Medici.

San
Lorenzo.

Die beiden Statuen sind Meisterstücke, nicht minder aber die Statuen, die er über ihren Sarkophagen anbrachte, Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung. Die Nacht wurde namentlich bewundert,²⁾ man erkennt in ihr die Ruhe eines Schlafenden und den Schmerz und die Trauer dessen, der ein hohes und heiliges Gut verliert. Strozzi machte darauf die Verse:

Die
Nacht.

„Die Nacht, die du in süßem Schlummer hier
Erblickst, ihr hat ein Engel Form gegeben
Aus Stein, doch schläft sie, darum hat sie Leben.
Wenn du nicht glaubst, ruf ihr, sie spricht zu dir.“

Michelangelo antwortete mit den Versen:

„Lieb' ist der Schlaf mir, lieber Steines Weise,
So lange Schmach und bitterer Jammer währen;
Nichts sehen, nichts hören ist mein ganz Begehren,
So wecke mich nicht auf, o rede leise!“

Man hat daraus nicht mit Unrecht geschlossen, daß Michelangelo, indem er am Grabmale der Medici arbeitete, in Gedanken eigentlich das Grabmal der florentinischen Freiheit schuf, denn er liebte sein Vaterland und die Freiheit und war als Jüngling ein eifriger Zuhörer Savonarolas und der Predigten

¹⁾ Vasari, l. c. V, p. 315.

²⁾ Ibid. p. 327—328.

dieses Propheten; Dantes göttliche Komödie und die Bibel waren in den Zeiten der schrecklichen Anstrengung, da er die Decke der Sixtina und das Weltgericht malte, seine einzige geistige Erholung. Als echter Sohn von Florenz, entzog er seine Kraft dem Vaterlande nicht, als dieses bedrängt war; er leitete die Vertheidigung der Stadt (1529) gegen das Heer des mit den Medicern verbündeten Kaisers. Aber welcher Kampf mag da in seinem Innern stattgefunden haben! Er war den Medici verpflichtet — und das Vaterland gebot ihm, gegen sie zu kämpfen! In diesem inneren Widerstreite, da er zugleich über die Regierung der Fehn zu klagen hatte und Argwohn hegte, entfloh er am 21. September 1529 insgeheim nach Venedig.¹⁾

Bald bereute er seine Flucht, aber auch die Florentiner sandten Botschaft, daß er frei zurückkehren könne, um an der Vertheidigung wieder theilzunehmen. Er that es, und seinen umsichtigen Maßregeln ist namentlich die Erhaltung des Thurmes San Miniato zu verdanken, der ein Hauptziel für die Kanonen der Feinde war. Jeder Widerstand erwies sich jedoch fruchtlos. Florenz mußte sich am 12. August 1530 ergeben, und Michelangelo, welcher der Republik Geld vorgeschossen, welcher am Widerstande einen Hauptantheil genommen hatte, mußte die Rache der Sieger fürchten! Man suchte nach ihm, er hatte sich aber im Hause eines Freundes verborgen, bis die erste Erbitterung vorüber war. Doch Clemens VII. sah in ihm nur den Künstler und ließ ihm sagen, er möge zurückkehren und an seinen Arbeiten fortfahren, sein Gehalt solle ihm regelmäßig ausbezahlt werden. So entstanden die Arbeiten für die Bibliothek und für das Grabmal.²⁾

Das
Welt-
gericht.

Noch einen andern Wunsch hegte der Papst. Michelangelo sollte auf der Hauptwand der Sixtina das Weltgericht (Universale giudizio) darstellen. Sein Nachfolger, Paul III., beschwichtigte die Verwandten Julius' II., die gegen den Künstler klagten, daß er das Grabmal noch nicht vollendet habe, nur damit er das „Weltgericht“ zustande bringe.³⁾ Acht Jahre arbeitete Buonarrotti an diesem Riesenwerke, welches über 300 Figuren enthält. Als es um Weihnachten 1541 enthüllt wurde, priesen alle Lippen die Größe des Künstlers.

„Dieses Werk“, sagt ein Zeitgenosse,⁴⁾ „ist für unsere Kunst das Zeugnis, welches Gott den Menschen gegeben hat, damit sie sehen, wie das Schicksal wirkt, wenn Geister erster Größe auf die Erde kommen und Anmuth und göttliches Wissen als ihnen einwohnend mitbringen. Es legt alle in Fesseln, welche die Kunst zu verstehen meinen, und wer jene Wunderzeichen in Umrißen veranschaulicht sieht, der bebzt und besorgt, irgend ein mächtiger Dämon habe sich der Zeichenkunst bemeistert; und beachtet man allein die Mühen eines solchen Werkes, so erstarren die Gedanken, und man fragt sich, was andere schon ausgeführte oder noch auszuführende Malereien im Vergleich zu dieser sein könnten! Glücklich ist zu nennen und ein beseligendes

1) Rhode, l. c. I, p. 31 f.

2) Ibid. p. 32.

3) Wajari, l. c. V, p. 340.

4) Ibid. p. 352—353.

Andenken bewahrt in sich, wer dieses herrliche Wunderwerk unserer Zeit betrachtet! Glückselig und gesegnet bist du, o dritter Paul, da Gott zugelassen hat, daß unter deinem Schutze der Ruhm sich verbreite, welchen die Federn der Schriftsteller dir und ihm bewahren werden!"

Das riesige Gemälde zerfällt in elf verschiedene Gruppen, der vollendetste Theil ist die untere Hälfte. Es ist der Tag des Zornes, den der Maler schildert. Christus erscheint nicht als Erlöser, sondern als strenger Richter in erschreckender Majestät. Selbst Maria bebt beim Anblicke des Sohnes und wendet ihr Auge den Seligen zu, um sich an ihnen aufzurichten. Um beide thronen heilige Väter, Apostel, Propheten; Märtyrer zeigen die Marterwerkzeuge. Unter Christus stoßen Engel in die Posaunen und verkünden den Gerichtstag. Die Todten erstehen, aber zum Theile noch wie gefesselt von der Schwere irdischer Natur. Die Seligen steigen empor, je höher sie sind, umso freier scheinen sie zu athmen. Unter ihnen ist Dante, der Sänger des Paradieses und der Hölle, Dante, ein geistiger Bruder in Tiefe, in Kraft und in Kühnheit. Michelangelo ist ein Dante in Farben, Dante ein Michelangelo in Versen. Eltern umarmen ihre Kinder, Freunde ihre Freunde. Schrecklich ist der Anblick der Verdammten! Michelangelo hat mehr Talent zum Schrecklichen als zur Darstellung himmlischer Herrlichkeit, und dieses Talent zeigt sich in seiner riesigen Größe und Energie in den Gruppen der Verdammten oder Verworfenen, ob diese nun mit den Teufeln ringen oder sich wilder Verzweiflung überlassen. Die ganze Stufenleiter schrecklicher Gefühle: Befangenheit, Angst, Entsetzen, Grimm, Verzweiflung — alle aber in einer gewissen Großartigkeit — treten uns in diesem Bilde entgegen; Michelangelo scheint es erst wohl zu sein im Schrecklichen. Unvergeßlich ist jedem der Anblick dieses Gemäldes! Ein inneres Entsetzen, ein Schrecken über die Furchtbarkeit des Gerichtes weht jeden an. Der Maler ist bis an die äußersten Grenzen der Kunst vorgeedrungen.

Michelangelo
und
Dante.

Der Tod des Baumeisters Gallo (1546) warf Michelangelo in das Gebiet der Architektur. Der Papst trug ihm nämlich (1547) die Leitung des Baues der Peterskirche auf, so sehr sich auch Michelangelo dagegen sträubte.¹⁾

Die alte Peterskirche drohte schon 1450 beim ersten Erdbeben zusammenzustürzen. Papst Julius II., magnarum semper molium avidus, beschloß, sie niederzureißen und eine großartigere an ihre Stelle zu setzen. Bramante, der damals für den größten Baumeister galt, legte ihm einen Plan vor zu einem Neubau, welcher der Größe des päpstlichen Namens und der Majestät der Apostel würdig wäre. Leicht entflammt und immer von einer Leidenschaft des Bauens geleitet, ließ der Papst, trotz des Widerspruchs der Cardinäle,

St.
Peter.

Bra-
mante.

¹⁾ Vasari, l. c. V, p. 356—360.

die alte Basilika, an welche sich so viele große Erinnerungen knüpften, niederreißen und im Jahre 1506 die Fundamente zu einem neuen Baue legen.

Nach dem Plane Bramantes sollte sich eine Kuppel über einem griechischen Kreuze wölben. Julius II. ließ zu rasch bauen, und bald zeigten sich drohende Risse. Bramante starb 1514, und der Plan kam in Hände anderer, bis der Papst 1547 dem zweiundsiebzigjährigen Michelangelo und Bramante. Michelangelo die Leitung des Baues übertrug. Er verbesserte am Plane, und zwar war sein Modell in vierzehn Tagen fertig und kostete nur fünfundschwanzig Thaler, während das Modell San Gallos mehrere Jahre und 4000 Thaler gekostet hatte. Aber Freiheit wollte Michelangelo haben, und der Papst mußte ihm in einem Motuproprio Vollmacht geben, nach Gefallen zu schaffen und einzureißen, hinzuzufügen, fortzunehmen und zu verändern; auch sollte die ganze Baubehörde von seinem Willen abhängig sein. Dagegen versprach Michelangelo, den Bau, „um Gottes und des Heiles seiner Seele willen“, ohne jegliche Entlohnung zu leiten, und hat sieben Jahre diesem Bau gewidmet und auch jedes Geschenk, das ihm die Päpste schickten, zurückgewiesen.

Er fand, die Hauptpfeiler Bramantes seien zu schwach, und verstärkte sie; er fand, Gallos Plan lasse das Innere zu dunkel, und gab ihm mehr Licht. Der Bau ist sein ewiges Ruhmesdenkmal. — Burckhardt bemerkt: „Auch hier liegt seine wahre Größe in den Verhältnissen, die er nirgends, auch nicht von den antiken Bauten, copiert, sondern aus eigentlicher Machtfülle erschafft, wie sie der Gegenstand gestattet. Sein erster Gedanke ist nie die Einzelbildung, auch nicht der constructive Organismus, sondern das große Gegeneinanderwirken von Licht- und Schattenmassen, von einwärts und auswärts tretenden Partien, von oberen und unteren, mittleren und flankierenden Flächen. Er ist vorzugsweise der im Großen rechnende Componist. Vom Detail verlangt er nichts als eine scharfe, wirksame Bildung.“

Die Arbeiten schritten rasch voran. Paul III. jah vor seinem Tode (1549) noch die Form der Basilika feststehen. Als Julius III. 1550 den heiligen Stuhl bestieg, hielten die vielen Neider den Augenblick für gekommen, Michelangelo zu stürzen, — allein es gelang nicht. Julius III. hatte wie Michelangelo's Feinde. Paul III. ein unbegrenztes Zutrauen zu dem großen Künstler, und Michelangelos Vollmacht wurde von jedem neuen Papst bestätigt. „Könnte ich vor Ärger sterben, so wäre ich schon lange todt“, schreibt Michelangelo über die Umtriebe seiner Gegner. Seine Ausdauer ist umso rühmlicher, als ihm gerade damals vom Großherzog von Florenz, der ihn anbetete, in einensort die glänzendsten Anerbietungen gemacht wurden, als ihn Venedig und Ferrara um jeden Preis haben wollten, Frankreich ihm 3000 Thaler Jahresgehalt bot. Aber Wirken ins Große war die Leidenschaft seines Lebens. Er hielt aus und hätte auch die Kuppel dieses welthistorischen Baues vollendet gesehen, wäre es besser um die päpstliche Casse gestanden.

Daneben fallen noch viele andere Arbeiten, die jede eine ganze Menschenkraft in Anspruch zu nehmen schienen, so die schöne und zweckmäßige Einrichtung des Capitols, wie sie jetzt ist, so der Ausbau des Palastes Farnese, so die Herstellung des „Toro Farnese“. Merkwürdig, dem bekanntesten „Herkules des Glykon“ fehlten die Beine, und Michelangelo entwarf einen Plan zur Ergänzung: 1560 wurden die echten Beine gefunden, die ergänzten erwiesen sich aber schöner! Ferner war Michelangelo bei der Befestigung von Rom beschäftigt. Wir begreifen, daß in dieser riesenhaften Thätigkeit Augenblicke der Erschöpfung und Entmutigung kamen. Er suchte dann Kräftigung in der Einsamkeit. „Aber,“ meint Vasari, „er war nie weniger einsam als wenn er allein war.“ So floh er 1556 in die Berge von Spoleto zu den Einsiedlern und schrieb nach der Rückkehr: „Fürwahr, nur in den Wäldern wohnt der Friede.“ Die Freude seiner einsamen Stunden war die Bibel oder Dante, welchen er mit vielen Handzeichnungen verzierte. Den letzten Jahren seines Lebens gehört noch der Bau der schönen Kirche und des Klosterhofes Santa Maria degli Angeli an, den er aus den Trümmern der Thermen Diokletians mit nachahmungswürdiger Schonung der Alterthümer errichtete. Zeichnungen von Michelangelo sind unzählige noch vorhanden, in Florenz allein mehr als 200.

Capitol.
Toro
Farnese.

Aber auch als Dichter¹⁾ ist er von Bedeutung. Seine Sonette, Madrigale, Capitoli und Stenzen sind nicht nur merkwürdig wegen der Reinheit der Sprache, und darum auch von der Crusca unter die Sprachmuster aufgenommen, sondern sie sind auch merkwürdig durch ihren Inhalt, originell wie der Mann selber, der sie nicht schrieb, um als Dichter zu glänzen, sondern um seinem vollen Herzen Luft zu machen; ohne Ziererei geben sie die Stimmungen seiner Seele wieder, bald wie sie erhoben, bald wie sie entmuthigt ist, einfach, oft rauh, in männlichem Ernst, meist edel und von kühnster Originalität. Auch über das Verhältnis der Malerei zur Bildhauerkunst hat er geschrieben, endlich mit einer Abhandlung sich befaßt, in welcher er alle menschlichen Bewegungen, wie sie äußerlich sich darstellen, auseinanderzusetzen wollte; — die kühne Stellung der Gestalten in seinen Bildern zeigt, wie gründlich er Anatomie studierte.

Gebichte.

Michelangelo kam nicht mehr dazu. Ein Fieber begann seine Lebenskraft aufzuzehren. Er bereitete sich wie ein frommer Christ auf den Tod vor, welcher uns nicht mißfällig sein dürfe, da er von der Hand desselben Meisters komme, der uns das Leben gegeben hat. Sein Testament lautet einfach: „Ich übergebe meine Seele Gott, meinen Leib der Erde und mein Vermögen meinen nächsten Verwandten.“ Michelangelo starb, beinahe neunundachtzig Jahre alt, am 18. Februar 1564.

Tob.

Papst Julius III. hatte oft den Wunsch ausgesprochen, er könnte von seinem Leben einige Jahre für Michelangelo opfern. Papst Pius IV. befohl, an dem Plan Buonarrottis für die Peterskirche strengstens festzuhalten; er wollte den großen Künstler in Sanct Peter bestatten lassen. Die Florentiner aber meinten, sie seien schon um die Leiche Dantes gekommen, sie dürften darum nicht auf die Leiche Michelangelos verzichten, und der Herzog forderte im Namen der Verwandten die Auslieferung der sterblichen Reste. Florenz

Bestattung.

¹⁾ Die beste Ausgabe seiner Gedichte von Sophie Hasenclever deutsch, mit italienischem Text von Guasti. Leipzig 1875. Jubiläumsausgabe. — Thode, l. c. II, p. 105 ff.

feierte in großartiger Weise seine Exequien. Varchi hielt die Leichenrede. Die Künstler wetteiferten um den Ruhm, die Gebeine des größten Meisters getragen zu haben. Der Zudrang des Volkes, denn auch unter dem Volk hatte er einen Namen, war so gewaltig, daß die Kirche Santa Croce geschlossen werden mußte.¹⁾

Basari, der ihn so genau kannte, sagt:²⁾ „Michelangelo besaß eine so gewaltige Einbildungskraft, daß seine Hände die großen und schrecklichen Gedanken nicht darstellen konnten, die sein Geist in der Idee erfaßte, und daß er oft seine Arbeiten im Entstehen ließ, oder richtiger viele verdarb, wie ich denn weiß, daß er kurz vor seinem Tode eine Menge Cartons und Zeichnungen verbrannte, damit niemand sehe, welche Mühe er aufgewandt und wie er seinen Geist geprüft hat, um nur Vollkommenes ans Licht zu bringen.“ — Dabei jagte er aber immer, man müsse den Zirkel in den Augen und nicht in den Händen haben, hin und wieder konnte er einen Marmor in Stücke schlagen, während er daran meißelte, weil ihm ein höherer Gedanke gekommen war. Er war dienstfertig gegen Kunstgenossen, im Leben hin und wieder zornmüthig, nie aber rachsüchtig, bescheiden in seinen Sitten, verständig im Sprechen, seine Antworten waren meist sinnreich und scharf. Als Mann geistiger Bestrebungen war er sehr mäßig, nahm in der Jugend mit ein wenig Brot und Wein vorlieb und lebte gleich einem Armen, obschon er reich war; wegen seiner Mäßigkeit bedurfte er wenig Schlaf. In der Stille liebte er, Armen zuhülfe zu kommen. Als sein Diener krank wurde, pflegte er ihn in den Nächten selber, als wenn er sein Bruder wäre. Vermählt war er nie. Ein Priester, der sein Freund war, sagte ihm: „Es ist schade, daß Ihr nicht eine Frau genommen habt, Ihr hättet Euren Kindern Ehre und Vermögen hinterlassen können.“ — Michelangelo erwiderte: „Ich habe nur zuviel mit einer Frau zu schaffen gehabt, das ist die Kunst, die mich stets gequält hat, und meine Kinder sind die Werke, die von mir zurückbleiben, die, wenn sie auch nichts eintragen, doch eine Zeitlang leben werden.“³⁾

Raffael Santi.

Nicht minder stockt die Sprache, wenn es gilt, Raffael zu schildern. Tanto nomini nullum par elogium! Basari, der Bewunderer Michelangelos, muß doch von seinem Nebenbuhler Raffael, als einem zweiten Wunder der Natur, sagen: „Wie freigebig und liebevoll der Himmel bisweilen einem einzigen Menschen den unendlichen Reichthum seiner Schätze, alle Anmuth und seltenen Gaben spendet, welche er sonst in langem Zeitraum unter viele zu vertheilen pflegt, sieht man deutlich an dem ebenso herrlichen als annuthigen Raffael Santi von Urbino. Die Natur war durch

¹⁾ Ascario Condivi, Leben des Michel Angelo, herausgegeben von Eitelberger, Wien 1874, berichtete die erste Auflage von Basari. — Den edlen Sinn des Michelangelo für Religion, Vaterland und Familie zeigen am schönsten die erst 1875 von Milanese herausgegebenen „Lettere di Mich. Angelo“. Firenze.

²⁾ Basari, l. c. V, p. 419 f.

³⁾ Ibid. p. 433.

die Hand Michelangelos von der Kunst besiegt und schenkte Raffael der Welt, um nicht nur von ihr, sondern auch von der Sitte übertroffen zu werden, denn in ihm ließ sie die seltensten Vorzüge des Herzens widerstrahlen, von so viel Anmuth, Fleiß, Schönheit, Bescheidenheit und trefflichen Sitten begleitet, daß sie genügt hätten, jedes noch so schlimme Laster, jeden noch so großen Fehler zu verdecken.“ So Vasari.

In Raffael tritt die vollendete Harmonie vor uns, die innige heilige Liebe, wie in Buonarrotti der große tiefe Gedanke.¹⁾ — „Michelangelo war der grandiose Denker und himmelstürmende Gigant,“ sagt Schaden, „Raffael war der Sanfte, Gottgeliebte. Er dachte harmonisch und fühlte rhythmisch. Gleichsam ohne sein Wissen flossen seine Werke aus ihm hervor. Er wollte nicht dieses oder jenes machen; er machte so, wie es kam; seine ‚Geburt‘ war ein leiser Schauer, weiter nichts — und sie stand da.“ — Raffael sah mit dem Auge des Griechen und fühlte mit dem Herzen des Christen. Kein Maler hat in so kurzer Lebenszeit so viel und so viel Vollendetes geschaffen; bei keinem Maler ist die Kunst in jeder Stufe seines Lebens mehr der Ausdruck seiner innersten Stimmung und die Offenbarung seines ganzen Menschen; kein Maler ist, wie er, dabei mehr in stetem Fortschritt begriffen.

Größe.

Burckhardt sagt ganz richtig: „Die höchste persönliche Eigenschaft Raffaels war nicht ästhetischer, sondern sittlicher Art: nämlich die große Ehrlichkeit und der starke Wille, womit er in jedem Augenblick nach demjenigen Schönen rang, welches er eben jetzt als das höchste Schöne vor sich sah. Er hat nie auf dem einmal Gewonnenen ausgeruht und es als bequemen Besitz weiter verbraucht. Diese sittliche Eigenschaft wäre ihm bei längerem Leben auch bis ins Greisenalter geblieben. Wenn man die kolossale Schöpfungskraft gerade seiner letzten Jahre sich ins Bewußtsein ruft, so wird man inne, was durch seinen frühen Tod auf ewig verloren gegangen ist.“

Raffael (Raffaello Santi oder Sanzio) wurde geboren zu Urbino am Charfreitag den 28. März oder am 6. April 1483, sein Vater war Giovanni Santi, ein Maler nicht ohne Geschick, er starb 1494, die Mutter Maria Ciarla starb schon 1491. Ihr Bruder nahm sich des Knaben an, der 1499 bei Pietro Perugino in die Lehre gegeben wurde.²⁾ Die Fortschritte waren rasch. Zwischen dem Lehrer und Schüler muß ein inniges Verhältnis obgewaltet haben, denn der Lehrer bringt auf seinen Gemälden gern das Bild des Schülers an und umgekehrt zeichnet Raffael gern den Kopf Peruginos. In den Bildern Peruginos haben wir die ersten Arbeiten Raffaels zu suchen, denn er eignete sich die Art seines Meisters so schnell und so vollständig an, daß man ihre Bilder nicht voneinander unterscheiden kann. Die zarte schwärmerische Wehmuth, die süße Schönheit und Frische, der ganze Idealismus der umbriischen Schule ist auch auf seinen Bildern aus dieser Zeit.

Jugend.

Pietro Perugino.

¹⁾ Passavant, Raffael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. 2. Aufl. Paris 1860. — Springer, Raffael und Michelangelo. 3. Aufl. Leipzig 1895.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 268.

Die ersten selbständigen Arbeiten lieferte Raffael in seinem siebzehnten Jahre für Città di Castello. 1503 entwarf er einige Fresken für die Bibliothek zu Siena. Im folgenden Jahre entstanden „Christus im Olgarten“, „Der heilige Georg“, „Die Vermählung Marias“ (Sposalizio), in der sein Emporstreigen über die Befangenheit der umbrischen Schule schon deutlich sich zeigt. Adel, Schönheit, Bescheidenheit Marias sind entzückend, auch die Nebenfiguren sind schön. In Siena hörte er von dem Wettstreit Leonardos da Vinci und Michelangelos in den Cartons zu Florenz und, von Liebe zur Kunst und vom Verlangen nach Vollkommenheit ergriffen, ließ er die Arbeit zu Perugia liegen, vergaß jedes Nutzens und jeder Bequemlichkeit und begab sich 1504 nach Florenz.¹⁾

In
Florenz.

Der Aufenthalt in dieser ruhmestwerten Stadt war von großer Bedeutung für ihn. Er fand schmeichelhaften Empfang, und ihm hingegen gefiel die Stadt und ihre Kunstwerke: er lernte insbesondere aus den Arbeiten Masaccios und Leonardos da Vinci — ihr Naturalismus war der Gegensatz zum Idealismus der umbrischen Schule.

Studien.

Basari behauptet:²⁾ „Als er die Werke Leonardos sah, der im Ausdruck der männlichen wie der weiblichen Köpfe nicht seinesgleichen hatte, der in Bewegung und Anmuth der Gestalten alle andern Maler übertraf, gerieth er in Erstaunen und Bewunderung und sieng an, die Manier dieses Meisters zu studieren, da sie ihm besser gefiel — als irgend sonst eine, die er je gesehen hatte. Mit großer Mühe nur machte er sich allmählich von der Methode Pietros frei und suchte so sehr als möglich den Leonardo nachzuahmen. Wie viel Fleiß und Studium er indes auch aufwandte, konnte er doch in einigen Schwierigkeiten diesen Meister niemals übertreffen. Vielen scheint zwar, er sei in Zartheit und einer gewissen natürlichen Leichtigkeit vorzüglicher gewesen, keineswegs überlegen aber war er ihm in einer gewissen kraftvollen Grundlage der Entwürfe und Größe der Ausföhrung, worin wenige dem Leonardo gleichgekommen sind; mehr als irgend ein anderer Maler jedoch hat Raffael sich ihm genähert, besonders in der Lieblichkeit der Farben. Ein großes Hindernis, das ihm viele Mühe bereitete, war diesem Künstler die Manier Pietros, welche er in frühester Jugend annahm, und sehr leicht annahm, weil sie klein, trocken und in der Zeichnung mangelhaft war; er konnte sie nicht vergessen und lernte daher mit vieler Anstrengung die Schönheit nackender Körper und richtiger Verkürzungen nach dem Carton Michelangelos im Rathssaal zu Florenz. Ein anderer, dem der Muth gesunken wäre, in der Meinung, er habe seine Zeit bis dahin verloren, würde, wenn auch mit herrlichem Geiste begabt, doch nimmer vollbracht haben, was Raffael leistete, der die Manier Pietros von sich warf, um die in allen Theilen so schwierige des Michelangelos sich anzueignen, und fast vom Meister noch einmal zum Schüler wurde. Ein Mann schon, zwang er sich, durch unglaubliches Studium in wenigen Monaten zu lernen, was ein zarteres, für Aneignung aller Dinge empfänglicheres Alter und einen Zeitraum von vielen Jahren bedurft hätte.“

Bil-
dungs-
gang.

Doch brach er nicht plötzlich mit der bisherigen Richtung, dies zeigt die „Madonna del Granduca“ — so genannt, weil der Großherzog Ferdinand III. sie auf all seine Reisen mitnahm.

¹⁾ Rugler, l. c. I, p. 554—565.

²⁾ Basari, l. c. III, 1, p. 240 f.

Ein Bild jedoch, das er vor seiner Reise nach Florenz in Perugia begonnen hatte und jetzt nach seiner Rückkehr daselbst vollendete, zeigt den Übergang: „Die heilige Jungfrau“ mit dem Jesuskind, umgeben von den Heiligen Petrus, Paulus, Katharina und Dorothea; „Petrus und Paulus“ sind noch in der alten Weise gemalt, „Die heil. Katharina“ und „Die heil. Dorothea“ jedoch zeigen schon den Einfluß der Florentinischen Schule. „Seine Methode veränderte und vervollkommnete sich also,“ sagt Vasari, „daß sie der früheren in keiner Weise mehr ähnlich war, ja es schien, als rührten seine ersten Werke von einer andern, in der Malerei minder geschickten Hand.“

Für San Francesco in Perugia arbeitete Raffael damals die „Grablegung“ (jetzt in der Borghesischen Gallerie in Rom), in welcher er zum erstenmale eine historische Gruppe in vollständig dramatischer Entwicklung zeichnete. Das Bild Christi, eine würdevolle Menschenhülle des Gottes, ist mit einer Frische und Liebe ausgeführt, daß es erst jetzt gemalt zu sein scheint. In den herrlichen Köpfen des Johannes, des Petrus, zeigt sich ein erhabener Schmerz, in dem der Magdalena ein unaussprechliches Herzeleid, in dem ganzen Bilde eine gewaltige Empfindung.¹⁾ Aus dieser Zeit stammt auch das Selbstporträt des Künstlers, der Spiegel reinen, jugendfrischen Seelenlebens, lieblich und bescheiden, der schöne Kopf mit dem Schwanenhals und den langen Locken.

Im Jahre 1505 gieng Raffael wieder nach Florenz und blieb hier bis 1508. Er verband sich namentlich mit Fra Bartolommeo di San Marco (genannt Vaccio), in dessen Werkstätte er die ersten Maler von Florenz kennen lernte und wahrscheinlich auch zum erstenmale mit Michelangelo zusammentraf.

Fra
Barto-
lommeo.

Fra Bartolommeo wohnte früher in eifriger Verehrung den Predigten des Savonarola bei und, als dieser gegen die obscene Kunst eiferte, trug er all seine Studien und nackten Gestalten zum Verbrennen herbei. Er war einer der Fünfhundert, welche das Kloster San Marco gegen den rasenden Böbel zu vertheidigen unternahmen. In der Todesgefahr that er das Gelübde, in den Dominicanerorden einzutreten, wenn er aus dieser Bedrängnis erlöst werde. Als er von der Hinrichtung Savonarolas heimkam, zog er um sein Bildnis einen goldenen Streif, um ihn als Märtyrer und Heiligen zu bezeichnen. Er ward 1500 Dominicaner, wollte aber nicht mehr malen, so sehr hatte ihn der Tod des Propheten erschüttert. Mit Mühe war er zu bewegen, zur Kunst zurückzukehren.²⁾ — Raffael — beide zogen einander an — soll es über ihn vermocht haben; er lehrte den guten Vater die Regeln der Perspective und lernte von ihm im Colorit.

Desgleichen verkehrte Raffael viel mit Ridolfo Ghirlandajo, dem Sohne des Domenico, und machte sich in kurzer Zeit die Vorzüge der Florentiner zu eigen.

Aus dieser Zeit stammen die herrlichen Madonnenbilder „Die heilige Familie mit der Fächerpalme“, „Die Jungfrau im Grünen“ (in Wien), dann „Die schöne Gärtnerin“ (la giardiniera, jetzt im Louvre), ein Bild von unbefchreiblicher Anmuth und Goldseligkeit, dann die „Madonna

¹⁾ Wölflin, l. c. p. 78 macht auf die Schwächen der „Grablegung“ aufmerksam.

²⁾ Vasari, l. c. III, 1, p. 110 ff. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 254.

del Cardellino“,¹⁾ „Die heil. Katharina“. Auch entstand damals „Die heilige Familie“, welche jetzt in München sich befindet, und in welcher jeder Farbenstrich in den Köpfen, Händen und Füßen wie mit Fleisch gemalt ist.²⁾

Im Jahre 1506 machte Raffael eine Reise nach Urbino. Der dortige Hof war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister Italiens. Der Künstler lernte hier das feine Leben der höheren Classen kennen. Fern vom Stolz und Trotz Michelangelos, gewann er, wie kein anderer, die Gunst der Großen, doch blieb sein Benehmen immer gerade und rein. Hier schloß er auch enge Freundschaft mit Bembo und Castiglione.

Julius II. Für den Herzog Guidobaldo malte er damals das Bild des heil. Georg mit dem Hosenband, welches dem König von England geschenkt wurde und jetzt in St. Petersburg ist. 25. September 1506 war Julius II. in Urbino und sah ohne Zweifel Raffael. Wahrscheinlich war es damals, daß der Papst, überwältigt von so viel Genie, Schönheit und Jugend, dem Künstler, der vor ihm niederkniete, die Hand auf die Locken legte mit den Worten: „So empfang denn du, den Gott so reich gesegnet hat, auch den Segen eines alten Mannes. Mögest du stets deine Gaben zum Preise des Gebers und zur Verherrlichung seiner heiligen Kirche gebrauchen.“³⁾

In Rom. Papst Julius II. berief, durch Bramante veranlaßt, im Sommer 1508 unsern Künstler nach Rom, damit er die Säle des Vaticanus mit seinen Kunstleistungen schmücke. Jetzt folgen zwölf Jahre der angestrengtesten Thätigkeit, der höchsten Vollendung und unvergänglichen Ruhmes.⁴⁾

Die Stangen. Zunächst besorgte er die Ausmalung von drei Zimmern (stanze) und einem großen Saale, den sogenannten „Stanzen Raffaels“. Das erste Zimmer ist die Camera della Segnatura, weil hier die Breven unterzeichnet wurden. Außer den schon von andern Meistern hergestellten Deckenbildern erhielt jetzt (1508—1511) dieses Zimmer durch Raffael vier großartige Rundmedaillons: „Die Theologie“ (oder La disputa del Sacramento), „Die Poesie“, „Die Philosophie“ (oder die Schule von Athen) und „Die Jurisprudenz“. Die Gedanken sind ebenso erhaben, als die Ausführung schön.⁵⁾

Schaden sagt darüber: „Es ist ein einfaches Zimmer, ungefähr 40 bis 50 Fuß lang und 30 Fuß breit. Nach oben wölbt es sich in ein Kreuzgewölbe, so daß vier Halbkreise entstehen, die nun die vier Hauptbilder fassen. In ihnen ist dargestellt, wie die Hauptrichtungen der menschlichen Geisteskraft im Dienste der Religion und Cultur das Geschlecht der Menschen durchdringen und zur höheren Vollendung und Vergöttlichung emporführen. Dieser Hauptrichtungen sind nun vier: Religion und Theologie, Kunst im weitesten Sinne des Wortes, Philo-

¹⁾ Vom Stieglitz so genannt, den darauf der kleine Johannes dem Jesuskinde überreicht.

²⁾ Kugler, l. c. I, p. 570—577.

³⁾ Springer, Raffael und Michelangelo, S. 67 ff.

⁴⁾ Ibid. p. 141—187.

⁵⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 273 f.

jophie mit Einschluß der Naturwissenschaften und Gerechtigkeit sammt ihrer Wissenschaft. Du siehst, wie hier das Höchste geistiger Tiefe zur sinnlichen Verbildlichung gebracht wird . . . Das, worin das Faszliche der Religion am meisten zur Sinnlichkeit herabsteigt, ist vor allem bei der katholischen Lehre von der Transsubstantiation des Abendmahles. Denn in ihm erscheint das Höchste und Tiefste wie in körperlicher Verhüllung.

„An diesen verhüllten Gott knüpft nun Raffael an und stellt das heilige Inhalt.
Gefäß mit der Hostie auf einen architektonisch schön, aber einfach, in der Mitte des Bildes aufgerichteten Altar. Über dieser Hostie schwebt der Geist und über ihm ein zarter Wolkenflor. Auf diesem thront in voller himmlischer Glorie, von weißem Gewand umflossen, Christus der Herr, das wunderbarste Christus-Ideal. Zu seiner Rechten sitzt in anbetender Stellung Maria, seine jungfräuliche Mutter, zur Linken der ernste und strenge Täufer. Diesem zu beiden Seiten sitzen je sechs heilig erhabene Männer, als da sind: der Evangelist Johannes, Elias, Paulus, Petrus, David u. s. w. Über diesem ganzen heiligen Kreis schwebt in erhabener, aber milder Würde der ewige Vater, den sechs wunderbar liebliche Engel in kleinerem Kreise umschweben. Unten aber umgibt im größten Halbkreis den heiligen Altar die bewegteste und heiligste Versammlung: alle großen Väter, Heiligen, Theologen, Päpste und Ordensstifter, von Jünglingen und Schülern umgeben. Sie sind theils in heiliges Staunen, theils in tiefes Nachdenken, theils in lebhafteres Besprechen des Wunders versunken. Die Versammlung der Heiligen und Väter ist das Menschlichste am Bild. Hier sind die lebhaftesten Gruppen, die bewegtesten Formen, die das Ringen des Geistes in ihnen ausdrücken. Alles ist in und trotz der höchsten Schönheit Charakter und Individualität. Es geht der Inhalt des Bildes noch über seinen speciellen Gegenstand hinaus: man sieht das tausendjährige Ringen der Menschheit hier in ehrwürdigen Vätern verkörpert, die sich die Tiefe der religiösen Gedanken zur höchsten Klarheit aufhellen wollen. Trotz alledem aber die erhabenste, himmlische Ruhe, der Frieden einer heiligen Kirche; es ist das Harnspiel, nicht der Kanonendonner des Streitens und der wechselseitigen Meinungen. Es mag dies der Grund sein, warum man dies Bild im ganzen unrichtig „Disputa“ genannt hat. Disputa.
In der Gruppe darüber nichts von dieser Bewegung. Hier geht alles im Vollzug des Wunders und im bewussten Bewundern desselben auf, sowohl der heilige Ernst des Petrus und das scharfsichtige Durchschauen des Paulus, wie die süße Schwärmerei des Lieblings des Herrn. Hier ist eine höhere Ruhe, ein tieferer Frieden ausgebreitet, deren Kern aber die Kraft und das Vermögen ist. Etwas noch Höheres ist in der obersten Gruppe, vor allem in dem ewigen Vater zu finden. Er ist, daß ich so spreche, selbst über die heilige Wandlung erhaben. Er weiß es, daß er alles in allem ist, daß er alle Dinge mit seinem kräftigen Wort geschaffen hat und daß alles wie an Fäden an seinem Willen hängt. Und das wissen auch die Engel, die ihn umgeben. In erhabener, göttlicher Trunkenheit fliegen sie auf ihn zu und drücken wie in lieblichen Gestalten das geheime Spiel, den verborgenen Tanz des göttlichen Gedankens aus. Je länger man dies Bild betrachtet, umsomehr wird es dem Beschauer zum Leben, zur Wirklichkeit, und man sieht lebendige, volle Geister vor sich schweben, die wahrhaftig keine Gespenster sind. Mir war es beim längeren Ansehen, als wenn mir aus herrlicher Frühlingsgegend weiche Luft, Wärme und Licht um Wangen und Haare spielten. Doch ich verzichte darauf, den Eindruck des Bildes mit Worten wiederzugeben, und wende mich dem zweiten Gemälde zu, das weniger mythisch und tief und daher dem Worte auch leichter zugänglich ist.

Der
Parnass.

„Es ist dies die sinnliche Verbildlichung der Kunst und ihres ätherischen Zauberreiches. Dies wird durch den Parnass der Griechen auf das lieblichste dargestellt. Auf einem sanften, blumigen Hügel sitzt der jugendliche Apollo. Ein Lorbeerkrantz schmückt sein schönes Haupt, und heiter und fröhlich spielt er auf einem Instrument. Er ist ganz heitere Begeisterung, die weder im Sturm der Leidenschaft, noch in sanften Thränen ausbricht. Er, der fröhliche Gott aller Dichtung, ist ganz Freudigkeit und stilles Maß, in seiner rhythmischen Genügsamkeit ist jeder Gegensatz aufgehoben, und er ist eben nur ganz selig, weil seine eigene Existenz nur ein zarter Melodiengesang, ein liebliches Gedicht ist. Um ihn her schwingen sich zum Theil in jungfräulicher Schwesterlichkeit, leicht und reizend bekleidet, die Musen, theils scheinen sie sich stehend in mächtigem Rhythmus zu bewegen. Was in dem Gott vereint in stiller heiterer Größe erscheint, das fließt in ihnen in leichter Trennung sanft auseinander. Bald unterscheidet man die tragische Muse, den Tanz, die Historie, die Musik. Alles aber horcht auf sein Saitenspiel und fühlt sich in seinen Tönen zur schönsten Einheit verbunden. Um diesen herrlichen Mittelpunkt her bewegen sich nun in bunter Mannigfaltigkeit jene Männer und Frauen, die der Gott während ihres Lebens mit seiner Kraft beseelt hat. Hier siehst du alles, was durch seine Töne das Menschengeschlecht erregt und erfreut hat: den erhabenen, greisen, blinden Homer, von göttlicher Begeisterung ergriffen; den jugendlichen, stillen und ernsten Virgil; die glühende Sappho; den muthwilligen Boccaccio; den strengen, herben, großartigen Dante; den üppigen und leicht beweglichen, aber auch historisch würdigen Ariost, den schwermüthigen, sentimental-edlen Tasso — sie alle meist, wie der Gott selbst, mit dem dunklen Lorbeer bekränzt. Man fühlt recht, wie der Ernst heiter und die Schalkhaftigkeit tiefinnig ist. Aber hier wie dort in der Darstellung der Religion die gleiche Dreitheilung, die von dem Gott als Centrum ausgeht und in dem von ihm ergriffenen Menschen endet. Hier auf dem Parnass, wie dort in der Theologie, gleichsam dasselbe, aber bei der letzteren in die ehrwürdigen Falten des Ernstes und des Tiefsinns gehüllt, bei andern Bildern aufgeklärt zu der reinen Menschengestalt der Fröhlichkeit und der Wonne.“

Stanza
d'Elia-
doro.

Der zweite Raum heißt la Stanza d'Eliodoro von dem großen Wandgemälde, welches die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel zu Jerusalem darstellt.¹⁾ Die drei andern Wandbilder stellen dar die heilige Messe zu Bolsena (1263), die Befreiung des heil. Petrus aus dem Gefängnis und die Zusammenkunft Attilas mit Leo I. in der Nähe von Mantua (452). Es sind großartige historische Bilder voll dramatischer Lebendigkeit! Diese Stanza wurde in den Jahren 1512 bis 1514 vollendet.²⁾

Dritte
Stanze.

Der dritte Raum — die Stanza del Incendio — enthält Begebenheiten aus dem Leben Leos III. und Leos IV., zunächst den Brand im Borgo, dann den Sieg bei Ostia über die Sarazenen, den Schwur Leos III. und die Krönung Karls des Großen. Für jedes dieser vier Bilder erhielt Raffael 1200 Goldstücke oder 10.000 Frances, eine für seine Zeit große Summe. Vollendet wurde die Bemalung 1514 bis 1517.³⁾

¹⁾ Springer, l. c. p. 190—208.

²⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 274.

³⁾ Ibid. p. 276 f. — Kugler, l. c. I, p. 593—597.

Ein vierter Saal — Sala di Constantino — hat den Namen von dem Hauptgemälde, dem Sieg des Constantin über Magentius an der Milvischen Brücke: es ist die größte Composition Raffaels, ein herrliches Schlachtgemälde, sowohl was den Gedanken und die dramatische Lebendigkeit des Ganzen, als was die Vollenbung der einzelnen Figuren anlangt. Von Raffael ist aber nur der Carton; sein talentvollster Schüler, Giulio Romano, führte das Werk nach dem Tode Raffaels erst aus. Auch die drei andern Wandgemälde dienen zur Verherrlichung Constantins; die Erscheinung des heiligen Kreuzes, die Taufe Constantins und die Schenkung Roms an den Papst.

Der Con-
stantin-
saal.

Während der Arbeiten für die Stenzen wurde Raffael vom Papste auch noch anderweitig in Anspruch genommen. Leo X. wünschte nämlich den unteren Theil der Wände in der Sixtinischen Kapelle mit Tapeten zu bekleiden, und Raffael fertigte 1515 auf 1516 zehn historische Darstellungen zu denselben, die alle durch Tiefe des Gedankens, durch Schönheit der Form, durch dramatische Lebendigkeit zum Schönsten gehören, was die historische Malerei geleistet hat.¹⁾ Diese Cartons — jedoch nicht bloß gezeichnet, sondern mit Wasserfarben gemalt — wurden nach Arras geschickt, damit danach genau in ihrer Form und Größe Tapeten gewirkt würden. — 70.000 Scudi kosteten diese Webereien. Raffael hatte 1519 die Freude noch, sie aufgehängt und ganz Rom davon entzückt zu sehen.

Die
Tapeten.

Ein Zeitgenosse sagt darüber: „Es ist ein erstaunliches Werk, denn man begreift nicht, wie es möglich war, Haare und Bart so zu weben, durch Ineinanderschlingen der Fäden dem Fleische Weichheit zu geben.“ — Diese Teppiche heißen in Rom Arrazzi della scuola vecchia gegenüber andern, theilweise auch nach Raffael'schen Zeichnungen gefertigten, welche Franz I. dem Papste schenkte und welche die Arrazzi della scuola nuova genannt werden. Diese Tapeten — zwölf an der Zahl, Scenen aus dem Neuen Testament, namentlich aus der Apostelgeschichte darstellend — wurden bei der Plünderung Roms (1527) geraubt, in Lyon vom Connetable Anne von Montmorency aufgekauft und 1555 an Julius III. zurückgestellt.

Arrazzi.

Die eigenhändigen Cartons Raffaels aber wurden in Rom vergessen — nur der Tod Leos X. und Raffaels läßt dies begreifen; sie wurden in Arras in Stücke geschnitten, Rubens entdeckte noch sieben und rettete sie, indem er Karl I. von England bewog, sie anzukaufen. Nach der Hinrichtung Karls I. wurde jedoch die königliche Kunstsammlung versteigert, Cromwell kaufte sie um 300 Pfund und erhielt sie so für England, wo sie jetzt eine Zierde der Sammlung zu Hamptoncourt bilden.

Zwischen 1517 bis 1519 entwarf Raffael die Zeichnungen zu den Deckengemälden der Loggien (so heißen die offenen Hallen, welche den älteren Theil des vaticanischen Palastes zu drei Seiten umgeben).

Die Wände sind mit den reizendsten und sinnreichsten Arabesken, mit Blumen und Fruchtgewinden geschmückt, zu denen Raffael die Zeichnungen fertigte.

¹⁾ Springer, l. c. p. 249—291.

Raffaels
Bibel.

Die Deckengemälde stellen Scenen aus dem Alten Testamente nach seinen Zeichnungen vor, daher der Name: die „Bibel Raffaels“. Sein Talent zeigt sich hier in schönstem Glanze: eine rührende Einfachheit, Schlichtheit, Innigkeit fesselt uns. Das erste Bild, wie der Ewige das Licht von der Finsternis scheidet, ist auch gemalt von Raffaels Hand: die Großartigkeit ist unvergleichlich. Die Schönheit dieser Entwürfe war Ursache, daß Raffael zum Aufseher über alle Bauten und Malereien im Palast gesetzt wurde.

In die Zwischenzeit fallen eine Reihe vollendeter anderer Arbeiten: die Porträte von Julius II. (um 1512), von Leo X. (1518), von Castiglione (um 1515), Tomaso Inghirami, von Friedrich von Mantua, von den Cardinälen Bibbiena und Alidosi. Das einzige sichere Frauenporträt von Raffaels Hand ist die sogenannte „Donna velata“, vielleicht die Geliebte des Künstlers.¹⁾

In diese Zeit fällt auch der „Jesaias“ (1512) in der Kirche St. Agostino in Rom und die „Sibyllen“ (1514), welche beide offenbar im Wettstreit mit Michelangelo entstanden sind. Vasari sagt davon: „Den Gestalten Raffaels fehlte bis dahin noch eine gewisse Größe und Majestät. Die Anschauung der Bilder Michelangelos brachte ihn dahin. Bramante hatte ihn nämlich, während Michelangelo von Rom geflohen war, die Bilder der Sixtina sehen lassen.“²⁾

Ein Thema aber kehrt in Raffaels Bildern immer wieder, es begleitete ihn von frühester Jugend bis in die letzten Stunden: die Madonna. Von den zahlreichen Madonnenbildern sind freilich einige von Raffaels Schülern, Francesco Penni und Giulio Romano, ausgeführt worden, doch sind alle Raffaels geistiges Eigenthum. Außer den schon genannten Madonnenbildern seien hier noch die wichtigsten erwähnt.

Die Ma-
donnen.

Die im Jahre 1512 entstandene „Madonna di Foligno“. Maria ist hier als Königin der Engel dargestellt, ganz erfüllt von der Gottheit des Knaben, den sie in ihren Armen hält. Späth sagt darüber: „Was sie auf Erden war, Jungfrau und Mutter, und Mutter und Jungfrau, und Himmelkönigin jetzt, Demuth und Majestät, begnadigt und begnadigend, das alles erscheint sie hier, in unbeschreiblicher Einigung, die wunderbarste, die bedeutungsvollste von allen, ein ewiger Typus für alle. Stellung und Bewegung sind bewunderungswürdig. Mit mehr Anmuth hat sich wohl nie ein weibliches Haupt so seitwärts geneigt, wie dieses; milder und holdseliger sich kein Augenpaar zur Erde gesenkt; nie hat ein Mund so keusch und süß von überströmender Huld geschwellt die Lippen, mehr Gnade verkündet wie dieser.“ — Bald darauf entstand die „Madonna mit dem Fisch“,³⁾ jetzt in Madrid; die „Madonna della Sedia“ (um 1516) zeigt die edle Mutterwürde, die „Madonna del Sisto“, gemalt um 1515 (jetzt in Dresden), zeigt die Verkörperte. Schönere Madonnen als Raffael hat noch kein Maler gezeichnet. — Keratry sagt: „Aus den Madonnen Raffaels wird man nie etwas anderes machen können — als Madonnen. Der erhabene Charakter, den er ihnen gegeben, ihr großartiger Stil, die Würde des

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 280. — Kugler, l. c. I, p. 631—635.

²⁾ Vasari, l. c. III, 1, p. 204 f.

³⁾ Springer, l. c. p. 215.

Ausdrucks, gleich edel und anmuthig, ihre ehrfurchtgebietende Ruhe in den liebenswürdigsten Sorgen der Mütterlichkeit, der tiefe Gedanke, den ihre reine und heitere Stirn enthält, die bedeutende Miene, durch welche sie uns oft in die Mysterien eines geopferten Gottes eingeweiht zu sein scheinen; — alles lehrt uns, daß der Künstler, indem er dergleiche Gegenstände behandelte, seine Ideen in zwei verschiedenen Ordnungen der Dinge schöpfte. Das Lächeln seiner Madonnaen gehört noch der Erde und den süßen Gewalten der Natur, ihr Blick dem Himmel an und der Zukunft.“

Daneben entstanden eine Menge anderer Arbeiten, meist unschätzbare Leistungen der Kunst: darunter „Die heilige Familie“ im Museum von Madrid, genannt „Die Perle“ (1518), weil Philipp IV., als er sie aus der Kunstsammlung Karls I. von England ersteigert hatte, ausrief: „Das ist meine Perle!“; „Die heilige Familie“, die Raffael 1518 für Franz I. von Frankreich malte; „Der Erzengel Michael“ (1517), wie er über den Satan siegt, ^{Michael.} der ein Ideal der Bosheit ist, wie Michael ein Ideal himmlischer Tugend; Michael ist das Bild vollendeter männlicher Schönheit und für die neue Malerei, was der vaticanische Apollo für die alte Bildhauerei; ferner „Die heil. Cecilia“ (1516), „Der Triumph der Galathea“ (1514), das herrlichste mythologische Bild; „Die Kreuztragung Christi“ (il spasimo di Sicilia), entstand zwischen 1516 und 1518, meisterhaft das Ganze und jeder einzelne Theil.

Raffael war überdies Architekt von höchster Genialität. Er kannte ^{Architekt.} Vitruv, verstand und erläuterte ihn zum Staunen der Gelehrten. Sein Plan, das neue Rom auf Grundlage des alten umzugestalten und zu verschönern, entzückte Leo und die Römer, so daß sie ihn wie einen Boten des Himmels betrachteten.¹⁾ Leo X. machte ihn nach dem Tode Bramantes (1514) zum Bauleiter von St. Peter und im Jahre 1515 zum Aufseher über alle Ausgrabungen antiker Bauten und Kunstwerke.²⁾ Sein Ruf verbreitete sich schnell durch Europa. Albrecht Dürer schickte ihm als Zeichen der Anerkennung sein Bild, mit Wasserfarbe auf Leinwand gemalt. Raffael dankte durch ein Geschenk von mehreren Zeichnungen aus eigener Hand. „Wenn dieser Deutsche“, ^{Urtheile über Dürer.} meinte er, „in Rom gebildet wäre, so würde er uns alle übertreffen.“ — Marc Antonio, Dürers Schüler, verbreitete damals die Werke Raffaels durch Kupferstiche.

Der Schwanengesang Raffaels ist das Bild der „Verklärung“³⁾ (jetzt im Vatican). Mit dem Jesuskind hat er seine Laufbahn begonnen, mit dem verklärten Gottmenschen schloß er sie. ^{Berklärung.}

„Wer Raffaels ‚Verklärung‘ gesehen,“ schreibt Wessenberg, „der wird nach keiner zweiten fragen, denn er hat wirklich die Verklärung gesehen, soweit menschliche Kunst sie darstellen, das menschliche Auge sie erfassen kann. Dieses große Meisterwerk, vielleicht das erhabenste, herrlichste und vollendetste der ge-

¹⁾ „Ut quasi caelitus demissum numen ad aeternam urbem in pristinam majestatem reparandam omnes homines suspiciant“, schrieb damals Calcagnini an den Deutschen Biegler.

²⁾ Lübke-Semrau, I. c. III, p. 276.

³⁾ Springer, I. c. p. 359.

sammten Malerei, entzückt die Einbildungskraft des Betrachtenden so sehr, daß er, von jeder materiellen oder irdischen Idee geschieden, sich, man möchte sagen, in die heiligen Wohnungen der Glorie und des Friedens entrückt glaubt.“ — Raffaels Zeitgenosse Vasari bemerkt: „Es ist, als habe dieser seltene Geist alle Kraft aufgeboden, die er besaß, um in dem Angesicht des Heilandes die Macht und Gewalt der Kunst zu offenbaren; denn nachdem er es vollendet hatte, als das letzte, was zu vollbringen ihm oblag, rührte er keinen Pinsel mehr an, und überraschte ihn der Tod.“

Tob.

Raffaël starb nach kurzer Krankheit am Fieber, das die Ärzte schlecht behandelten, siebenunddreißig Jahre alt, am Charfreitag, seinem Geburtstag, 6. April 1520. Die Trauer über seinen Verlust war in Rom, wie in Italien, eine große.¹⁾ Der Papst vergoß bittere Thränen um ihn. Die Leiche lag unter dem Bilde der „Verkündigung“, als unter dem Gemälde, „worin wir das Elend der Erde, den Trost edler Männer und die Glorie des Himmereiches in so herrlicher Vereinigung dargestellt sehen“. Seine Ruhestätte fand er im Pantheon. Bembo setzte ihm die Grabchrift:

„Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori.“

Nachruf.

Vasari aber weihet ihm den schönen Nachruf: „Glücklicher und seliger Geist, gern redet ein jeder von dir, feiert deine Thaten und bewundert jede Zeichnung, die du hinterlassen hast. Wohl konnte beim Tode dieses edlen Künstlers auch die Malerei sterben, denn als er die Augen schloß, blieb sie fast blind zurück. Uns aber, die wir noch leben, steht es zu, die gute oder vielmehr vollkommene Weise nachzuahmen, welche er uns zum Vorbild gegeben hat, sein Andenken dankbar im Herzen zu bewahren, wie unsere Pflicht und seine Verdienste es fordern, und durch Wort und Rede ihm ehrenvolles Gedächtnis zu stiften. Er war es, der Ausführung, Farben und Erfindung vereint zu einem Grade der Vollkommenheit brachte, welchen man kaum erreicht zu haben hoffen durfte, und kein Geist achte für möglich, daß er ihn je überreffen könne.“

Ch-
rafter.

Michelangelo lebte einsam, um Raffaël drängte sich immer die Menge der Bewunderer. Wie er der Maler der Liebe war, so war er auch im Leben die verkörperte Lebenswürdigkeit. Vasari erzählt: „... Und außer der Wohlthat, welche er der Kunst als ihr wahrster Freund erwies, lehrte er uns durch sein Leben, wie man im Umgang mit den Großen der Welt, wie mit Menschen mittleren Standes, und wie mit Menschen ganz geringen Standes sich betragen müsse; auch halte ich unter seinen seltenen Gaben eine so wunderbar, daß sie mich in Staunen versetzt, die nämlich, daß der Himmel ihm Kraft verlieh, in unserem Kreise zu erwecken, was wider die Natur der Maler streitet; denn alle — nicht nur die geringen, sondern auch die, welche den Anspruch

¹⁾ Springer sagt gegenüber der Lasterung, als hätte Ausschweifung den gewaltigen Mann gebrochen: „Die Wollust des Schaffens hat ihm Mark und Bein versehrt, das Übermaß der Arbeit die Lebenskraft geraubt.“ — Vergl. Münz, Raphael, p. 628. Paris 1881.

machten, groß zu sein (wie die Kunst deren unzählige hervorbringt) — waren einig, sobald sie in Gesellschaft Raffaels arbeiteten; jede üble Laune schwand, wenn sie ihn sahen, jeder niedrige Gedanke war aus ihrer Seele verschwunden. Eine solche Übereinstimmung herrschte zu seiner Zeit, als zu der seinigen; dies kam daher, daß sie durch seine Freundlichkeit, durch seine Kunst, und mehr noch durch die Macht seiner schönen Natur sich überwunden fühlten, welche so anmuthsvoll und liebevoll war, daß nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere ihn ehrten. Man sagt, daß, wenn irgend ein Maler, den er kannte oder auch nicht kannte, eine Zeichnung von ihm begehrte, habe er seine Arbeit liegen lassen, um jenem Hilfe zu leisten. Er hielt stets eine Menge Künstler in Arbeit, half ihnen und belehrte sie mit einer Liebe, wie sie nicht Künstlern, sondern eigenen Kindern erwiesen wird. Hiedurch kam es, daß er nie von seinem Hause nach Hofe gieng, ohne wohl von fünfzig guten und vorzüglichen Malern umgeben zu sein, die ihn durch ihr Geleite ehren wollten; kurz, er lebte wie ein Fürst und nicht wie ein Künstler.“

Man hat von Michelangelo gesagt, er habe zu lange, und von Raffael, er habe zu kurz gelebt. Gewiß ist, daß die überschwengliche Verehrung vor Michelangelo seine Anhänger¹⁾ verleitete, das Starke, Gewaltige, Seltsame Schüler. in seinen Werken nachzuahmen, während sie nichts von seinem schöpferischen Sinne besaßen. — Raffael hatte eine große Anzahl von Schülern; solange er unter ihnen war, schufen sie Herrliches; allein als sein Schönheitsgefühl ihre Arbeiten nicht mehr beherrschte, ahmten sie die äußeren Formen des Meisters nach, ohne seinen Geist und sein Gefühl nachzuahmen.²⁾

¹⁾ Michelangioleschi.

²⁾ Das Beste, was bis jetzt über Raffael und Michelangelo geschrieben wurde, ist von Professor Anton Springer, „Raffael und Michelangelo“, Bd. II in Dohme's „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit“. Leipzig 1878. Er bemerkt in der Vorrede: „Man lernte bisher durch die Vorführung der Abbildungen vollendeter Werke den Stil, die Frucht der Entwicklung und die zu Fertigkeit ausgebildeten Eigenschaften des Meisters kennen, aber nicht die Gesetze begreifen, welche seine persönliche Entwicklung bedingten und der Entstehung der Einzelwerke vorstehen. Erst als der unendlich reiche Schatz von Handzeichnungen und Skizzen, bis dahin in den Sammelwerken vergraben und schwer zugänglich, gehoben wurde durch die Photographie, konnte die historisch-genetische Methode nachdrücklich betont und der Kunstgeschichte eine tiefere wissenschaftliche Grundlage gegeben werden. Ähnlich wie der Gebrauch des Mikroskops die äußerliche Naturbeschreibung in eine organische Naturgeschichte verwandelt, so hat das Heranziehen der Handzeichnungen zum Studium der neueren Kunstgeschichte erst erfüllt, was der Namen verheißt und die letztere zu einer wahrhaft historischen Disciplin erhoben. — Es muß die Möglichkeit gegeben sein, die Handzeichnungen in jedem Augenblick zur Hand zu haben, sie stets zu vergleichen und unter den verschiedensten Gesichtspunkten immer wieder neu ordnen zu können. Dann erst lassen sie sich für den wissenschaftlichen Dienst verwenden. Diese Möglichkeit gewähren aber erst die Facsimilebrude der Photographie. — Prinz Albert von England faßte der erste den Gedanken, die kunsthistorischen Studien auf diese neuen Hilfsmittel zu gründen und führte ihn in glänzender Weise aus, indem er in der Bibliothek zu Windsor das ganze Werk Raffaels in Kupferstichen und Photographien wohl geordnet, jedes Gemälde von den dazu gehörigen Skizzen und Studien begleitet, aufstellen ließ und schuf auf diese Art ein unvergleichlich treues und vollständiges Bild von Raffaels Wirksamkeit und Entwicklung.“

Eine sehr sinnreiche „Kunstherrachtung über Raffaels Madonnen“ enthalten die „Historisch-politischen Blätter“ von Dr. Steypler in Tübingen, Bd. 96, 1. Heft. Die Raffael-Monographien von Passavant, Förster, Grimm, Müntz enthalten viel Interessantes. — Vergl. auch Charles Clement, Michel Angelo, Leonardo, Raffael.

Der talentvollste Schüler Raffaels ist neben Giovanni Francesco Penni (1488—1528) der in Rom geborene Giulio Romano (1492 bis 1546); er hat mehrere Arbeiten des Meisters in seinem Sinne vollendet.¹⁾ Aber bald merkte man, daß Raffaels Geist ihn nicht mehr zügelte, ihm fehlte die Grazie und Keuschheit des Meisters; als er 1529 in Mantua seinen Aufenthalt nahm, wo viele Bilder und Bauten von ihm herrühren, fühlte man sogleich auch, daß die Anschauung der alten Kunst ihn vor Verfall in Wildheit nicht mehr schützte. Nur in uneigentlichem Sinne kann als Schüler Raffaels bezeichnet werden Pierino Buonaccorsi, genannt Perino del Vaga; er zeigt in seinen Madonnen Raffaels Stil, aber nicht dessen Tiefe und Schönheit. Auch der talentvolle Andrea Sabbatini von Salerno verflachte, als er nicht mehr unter Raffaels Leitung stand (gest. 1543). Von des großen Künstlers Einfluß zeigt sich noch etwas in den besten Gemälden der Ferraresen Benvenuto Tisio (gest. 1559), bekannt unter dem Namen Garofalo und Dosso Dossi (gest. 1542). — Unter dem Einflusse Leonardos da Vinci dagegen steht in seinen höchsten Leistungen Gianantonio Bazzi (1477—1549), gewöhnlich il Sodoma genannt; seine besten Gemälde sind in Siena; in der Composition ist er schön, in der Ausführung oft flüchtig.²⁾ Lanzi sagt von seinen Werken treffend, sie zeigten die Spuren eines tüchtigen Künstlers, der nicht gut arbeiten will, aber nicht schlecht arbeiten kann. Basari gibt seinem Beinamen die schlimmste Deutung; Leo X. ernannte ihn übrigens zum Ritter. Auch Gianfrancesco Carotto aus Verona (1470—1546) zeigt in seinen schönen Arbeiten zu Verona, daß er sich an den Werken Leonardos da Vinci gebildet hat.

Correggio.

Ganz selbständig steht Correggio³⁾ da, der wie Raffael und Murillo von der Nachwelt den Namen „Divino“ oder „der Göttliche“ bekam. Die Mitwelt scheint ihn weniger gewürdigt und sich um ihn bekümmert zu haben, denn wir haben nur Sagen über sein Leben. Nach den einen war er armer Eltern Sohn, hatte sein ganzes Leben viel mit Noth zu kämpfen, war er schwermüthig, hat er im vierzigsten Jahre den Lohn von 60 Scudi für ein Gemälde in Parma nur in Kupfer ausbezahlt bekommen, hat bei großer Hitze das Geld nach Correggio getragen und, von der Sonne durchbraunt, sich an einem Trunk Wasser erfrischt, der ihm aber ein Fieber und den Tod brachte. — Übrigens heißt er eigentlich Antonio Allegri, ist geboren 1494 im modenesischen Städtchen Correggio und scheint an den Werken Mantegnas und Leonardos da Vinci sich gebildet zu haben. Man weiß nicht sicher, ob er je Rom oder Venedig besucht und wann oder wo er beim Publikum eines Bildes von Raffael,

Deutsch bearbeitet von C. Claus. Leipzig 1879. Grueyx, Les vierges de Raphael, Paris 1869, sagt sinnigwer: „Raphael est le peintre de la vierge et la vierge est pour l'art la plus sainte incarnation de la beauté.“

¹⁾ Lübke-Semrau, l. c. III, p. 285 f.

²⁾ Ibid. p. 290.

³⁾ Wolfmann, l. c. II, p. 703 ff. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 296 ff.

halb in Bewunderung, halb im Selbstgeföhle seiner eigenen Kraft, das berühmte Wort gesprochen hat: „Anch'io sono pittore“. Gewiß, auch er ist Maler von originaler Kraft. Nicht umsonst rief Annibale Caracci, hingerissen von Bewunderung über so viel Schönheit, die Worte aus: „Welche Wahrheit, welches Colorit, welcher Charakter! Alles, was ich sehe, überwältigt mich! Wir andere malen wie Menschen, Correggio malt wie ein Engel.“ — Seine Bilder haben etwas einzig Heiteres, eine hinreißende Innigkeit und Naivität, eine Glut der Empfindung, welche die Franzosen mit *transport de tendresse* bezeichnen. Alles ist bei ihm Leben und Bewegung; dem Correggio gebührt das Lob, sagt Vasari, daß er in der Fresco- wie in der Malerei die höchste Stufe des Colorits erreicht hat. Er ist der Meister des Hellsdunkels, der Meister in der Perspective, der Maler verklärter Augen und schwärmerischer Empfindung.

Hellsdunkel.

„Das Hellsdunkel ist bei ihm“, wie Kugler bemerkt, „das eigenthümliche Spiel von Licht und Schatten, welches über das Ganze seiner Werke wiederum eine harmonische Ruhe ausbreitet. Dies Element des Hellsdunkels ist zunächst ebenfalls in jenem feineren Empfindungsvermögen des Künstlers begründet, in jener lebhafteren Beweglichkeit, welche alle leiseren Spiele der Form verfolgt und sie in einer weicheren Modellierung herzustellen weiß. Correggio mußte Licht und Schatten in unendlichem Grade abzumessen, er wußte solchergestalt den höchsten Glanz hervorzubringen, ohne zu blenden, das tiefste Dunkel, ohne das Auge durch ein todes Schwarz abzustößen. Mit gleicher Meistererschaft sind die Verhältnisse der Farben beobachtet, so daß eine jede an sich gemildert und doch im Verhältnis zu den andern höchst kräftig erscheint.“¹⁾ — Die berühmtesten Werke Correggios sind die Ausmalung der Kuppel von San Giovanni (1520—1523), dann der Kuppel des Domes von Parma (1526—1530). „Die Vermählung der heil. Katharina“, „Die Madonna della Scodella“, so genannt von der Schale, welche Maria in der Hand hält, „Die Kreuzabnahme“, „Die Nacht oder die Anbetung der Hirten“ — alles Licht strahlt hier von dem Kinde aus. Correggio erhielt für dieses Meisterwerk 40 Zechinen, es gehört zu den hundert Bildern, welche Franz III., Herzog von Modena, an Kurfürst August III., König von Polen, für 130.000 Zechinen verkaufte, und ist ein Juwel der Gallerie zu Dresden. Dann sind berühmt „Der heil. Sebastian“, „Der heil. Hieronymus“, auch „Der Tag“ genannt, wegen seiner Farbenklarheit und lachenden Anmuth. Der Künstler erhielt dafür 47 Goldstücke, die Stadt Parma bot 1796 dem General Buonaparte eine Million, wenn er es ihr lasse. Berühmt ist ferner und mit Recht die „Sitzende Magdalena“, welche Schlegel treffend „die schönste und wahrste Grazie der Neue“ nennt. Zu seinen reizendsten Bildern gehören seine Darstellungen aus der antiken Mythologie: „Diana“, „Leda mit dem Schwan“, „Io“ und dergleichen. Correggio starb 1534. Vasari sagt: „Er hatte keine große Meinung von sich selbst, noch bildete er sich ein, die Kunst, deren Schwierigkeiten er kannte, mit der Vollkommenheit zu üben, die er gern erreicht hätte; er begnügte sich mit Wenigem und lebte als ein guter Christ.“²⁾ — Unter seinen

Kuppel von San Giovanni.

¹⁾ Kugler, Malerei, II, S. 9 f.

²⁾ Vasari, l. c. III, 1, p. 60—74.

Schülern ist der berühmteste Francesco Mazzuola, genannt il Parmegianino (1503—1540), der aber in der Nachahmung des anmuthigen Formenspieles seines Meisters oft in affectierte Ziererei verfällt.

Die Venetianer Giorgione, Tizian, Tintoretto und Paolo Veronese.

Bene-
tiani-
sche
Schule.

Eine Größe wie Correggio ist Tizian, aber eigenthümlich wie die venetianische Schule überhaupt, deren König er ist, und diese Schule ist eigenthümlich üppig in Farbenpracht wie die Lagunenstadt selber. Kugler sagt: „Die Farbe ist das Element der Venetianer. Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft wissen sie das warme Leben des Nackten, die Pracht und den Schimmer der mannigfaltigen Stoffe nachzuahmen und, ich möchte sagen, mit Licht im Lichte zu modellieren. Es ist die Freude an dem Leben und an dem Glanze des Lebens, was sich in allen edleren Leistungen der Schule ausdrückt. Und dabei wissen sie doch das Leben nach allen Seiten und bis in seine Tiefen zu durchdringen und wiederum die großartigsten Aufgaben zu erfüllen.“¹⁾

Giorgione.

Die Glanzperiode der venetianischen Schule ward von zwei Schülern des Bellini herbeigeführt, von Giorgione und Tizian.

Giorgione ist 1478 zu Castelfranco im venetianischen Gebiete geboren und heißt eigentlich Giorgio, bekam aber den Namen Giorgione „wegen der Schönheit und Kraft seiner Gestalt und seines reichen Geistes und seines unternehmenden Wesens“. Seine raschen Fortschritte erregten bald die Eifersucht seines Lehrers. — Vasari erzählt:²⁾ „Er widmete sich mit vieler Liebe der Zeichnung, und die Natur war ihm hierin sehr günstig. Von Liebe zu ihrer Schönheit ergriffen, wollte er nichts in seine Werke aufnehmen, was er nicht nach ihr abgebildet hatte; er unterwarf sich ihr so und ahmte sie so eifrig nach, daß er nicht nur höher als Bellini, sondern mit den Meistern gleichgestellt wurde, welche in Toscana die Schöpfer der neuen Methode wurden. — Er bereicherte die Kunst durch mehr Leben, Weichheit, Einheit und zarte Übergänge der Schatten; selbst treffliche Meister gestanden, er sei geboren, den Gestalten Geist einzuhauhen und die Frische des lebendigen Fleisches nachzuahmen.“

Schorr bemerkt: „Giorgione erreichte die Kunst, das Fleisch zu malen, vermittelst eines pastosen, breiten, in den Tönen einfachen und harmonischen Farbauftrages, der nicht sowohl durch die Schatten, als durch die Farbentöne und durch kühne Gegensätze des Hellen und Dunklen wirkte. Mit ihm beginnt die eigentliche venetianische Art zu malen, nimmt die Kunst, durch die Bewegung des Pinsels selbst der Farbe Leben und Modellierung zu geben, die Flächen anzudeuten und das Gefühl der Form aus den leichten und breiten Pinselstrichen hervorleuchten zu lassen, ihren Anfang. Nach ihm verliert man allmählich die glatten Gründe und malt, statt auf Holz, auf körnige, zuweilen geköpernte Lein-

¹⁾ Kugler, l. c. II, p. 24. — Vergl. auch Moimenti, Die Venetianer, Preisschrift; übersetzt von Bernardi, S. 248 f. Hamburg 1886.

²⁾ Vasari, l. c. III, 1, p. 49—59.

wand, welche das Modellieren des Pinsels und das Nebeneinandersetzen heller Farbentöne erleichterte; die Farben wurden feiner, breiter und körperlicher hingefügt und mehr mit einer allgemeinen Lasur übergangen, weshalb sie mehr das Licht reflectierten, während bei der Malweise des Leonardo sie es mehr einsaugten. Diese Malart hat Tizian ausgebildet, Tintoretto aber verdorben, indem er sich statt der weißen der dunklen Gründe bediente, die er zu den Mittelönen benutzte.“

Wegen seiner Farbgelut ist das Wort *fuoco Giorgionesco* im Gebrauch. Seine Bilder waren sehr gesucht, und heute noch ist keine größere Gallerie, die nicht einige Giorgione besitzen will. Sind alle diese Bilder wirklich von ihm, so muß man umso mehr staunen über diesen Reichthum, als Giorgione nur dreiunddreißig Jahre alt wurde und an so vielen Festlichkeiten der Patricier theilnahm. Er war Maler, Sänger, Musiker, Dichter, eine glänzende, überall willkommene Erscheinung und gieng wie ein Meteor vorüber. Der Kummer über den Tod oder die Untreue seiner Geliebten stürzte ihn in der Blüte seines Lebens, auf der Höhe seiner Entwicklung (1511) ins Grab.¹⁾

Fuoco
Giorgi-
onesco.

Vasari²⁾ erzählt von einem anziehenden Streit über den Vorzug der Malerei oder Bildhauerkunst. Als Andrea Verrocchio zu Venedig das Bronzepferd arbeitete, sei Giorgione mit einigen Bildhauern in Unterredung gekommen, welche meinten, ihre Kunst übertreffe die Malerei, sie lasse zu bei einer einzigen Figur, wenn man sie rings umgehe, verschiedene Stellungen und Ansichten zu sehen, während jene nur eine Seite zeige. Dieser Meinung entgegen behauptete Giorgione: in einem Bilde könnten, ohne daß man nöthig habe den Standpunkt zu verändern, auf einen einzigen Blick alle möglichen Ansichten und Bewegungen menschlicher Gestalten vor Augen geführt werden; dies vermöge die Bildhauerei nicht, ohne den Betrachtenden seinen Platz wechseln zu lassen, und habe daher nicht eine, sondern verschiedene Ansichten. Ja mehr noch, er versprach, eine Figur zu malen, bei der man die vordere und Rückseite und beide Profile sehen solle — ein Vorschlag, der jene außer sich brachte. Dies that er auf folgende Weise: er malte die nackte Gestalt eines Kriegers, mit dem Rücken dem Beschauer zugewendet, ihm zu Füßen einen klaren Quell, aus dessen Wasser sich die vordere Seite abspiegelte; ein goldener Brustharnisch, den er abgelegt hatte, stand an seiner Seite, auf seiner glänzend polirten Seite erkannte man deutlich das linke Profil, das rechte zeigte ein auf der andern Seite hingestellter Spiegel. Durch diesen seltsamen Einfall wollte er mit der That beweisen: die Malerei sei kunstvoller und schwieriger und lasse auf einen Blick mehr überschauen als die Bildhauerei; sein Werk wurde sehr gerühmt und für sinnreich und schön gehalten.

Wett-
streit.

Tizian stand durch den frühen Tod seines Mitschülers allein auf der Bahn des Ruhmes und vollendete, was jener begonnen.³⁾

Tizian.

¹⁾ Kugler, l. c. II, p. 26—30. — Lübke-Semrau, l. c. III, p. 305 f.

²⁾ Vasari, l. c. III, 1, p. 57 f.

³⁾ Northcote, The life of Tizian. London 1830. — Crowe und Cavalcajelle, Tizians Leben und Werke. 2 Bde. Deutsch von Max Jordan. Leipzig 1877. — Knackfuß, Tizian. Bielefeld und Leipzig 1897.

Wit-
bungsgang.

Tiziano Vecellio ist 1477 zu Pieve di Cadore, unweit der Grenze Deutschlands geboren, seine Familie gehörte zum alten Adel des Landes. Man hat nicht mit Unrecht von ihm gesagt, er sei vom Mutterleibe an Maler gewesen, denn acht Jahre alt, noch in Cadore, malte er ein Tabernakel. Im zehnten Jahre kam er zu seinem Oheim, einem angesehenen Bürger zu Venedig, der ihn, seinem Talente Raum gebend, bei Gian Bellini in die Lehre that. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre blieb hier Tizian und eignete sich zuerst die Manier seines Meisters, dann die seines Mitschülers, vollständig an. Einige Zeit hindurch konnte man seine Bilder von denjenigen Giorgiones gar nicht unterscheiden. Giorgione malte die vordere Seite am Tuchgewölbe der Deutschen bei der Rialto-Brücke und Tizian die Seitenwand. Viele, die es nicht wußten, wünschten Giorgione Glück zu diesen Bildern, daß er sich selber übertroffen habe, und dieser empfand darüber so viel Verdruß, daß er sich von seinem bisherigen Freunde zurückzog. — Kenner meinten damals, wenn Tizian in Rom die Arbeiten Raffaels und Michelangelos gesehen hätte, so würde er weit Bewunderungswürdigeres geleistet haben. Nach dem Tode Bellinis (1516) ward ihm der Auftrag zuteil, im Rathssaal das Bild, welches die Aussöhnung Alexanders III. mit Barbarossa darstellt, zu vollenden, und der Senat gab ihm zum Danke das Amt der Senserie in der Tuchhandlung der Deutschen, welches jährlich 300 Scudi trug. Tizian mußte sich dagegen verpflichten, sobald ein neuer Doge gewählt werde, dessen Bild für den Palast von San Marco um den Preis von acht Scudi zu malen.

In
Ferrara.

Damit war Tizian zum Maler der Republik ernannt. Aber auch Fürsten überhäuften ihn mit ihrer Gunst. Herzog Alfonso I. berief ihn nach Ferrara, daß er ein Gemälde Bellinis vollende. Dort schuf Tizian das berühmte Bild „Bacchus und Ariadne“, das jetzt eine Zierde der National-Gallerie zu London ist; dort „Die Liebesgötter“, wegen deren Domenichino bittere Thränen vergoß, als er hörte, daß sie außer Landes giengen, denn ihn und Poussin und Fiammingo hatten diese herrlichen Bilder in den Stand gesetzt, ihre schönen Kindergestalten zu malen; dort die berühmten Bilder des Herzogs und seiner Gemahlin; dort das bewunderungswürdige Brustbild Christi, dem ein Schriftgelehrter den Zinsgroßchen zeigt: „Christo alla moneta“. Der Gegensatz zwischen dem einfach edlen Antlitz des Heilandes, der die Herzen durchschaut, und der Verschmittheit des in seiner Arglist gefangenen Schriftgelehrten ist einzig; dort schloß er Freundschaft mit Ariosto, der ihn in seinem „Rafenden Roland“ verherrlichte.

In
Venedig.

Nach Venedig zurückgekehrt, malte er 1518 die berühmte „Himmelfahrt Marias“, die von einigen Kunstkennern über alle Bilder dieser Gattung von andern Malern gesetzt wird, für die Kirche Santa Maria de Frari (jetzt in der Akademie). Maria ist hier nicht ideale Schönheit, wie in den Bildern der umbrischen Schule, aber ihr Ausdruck hat etwas unendlich Seliges, eine freudige Andacht. Dann folgten mehrere herrliche Madonnenbilder; im Jahre 1530 „Die Ermordung des Petrus Martyr“, von welchem herrlichen Gemälde Algarotti bemerkt, daß die größten Meister keinen Fehler darin finden konnten — eine lebendige Darstellung von ergreifender Wirkung, bei welcher auch das Landschaftliche schon eine Rolle spielt. Leider ist dieses Meisterwerk 1867 durch einen Brand zugrunde gegangen. Vom „Kreuztragenden Christus“, den er damals für die Kirche San Rocco malte, erzählt Basari: „Diese Gestalt wird heutigentags in Venedig für sehr heilig gehalten und hat

mehr Scudi als Dpfergabe empfangen, als Tizian und Giorgione ihr ganzes Leben hindurch verdienen konnten.“

Im Jahre 1530 wurde der Künstler zu Karl V. nach Bologna be-<sup>Tizian
und
Karl V.</sup> rufen und gewann den Kaiser durch dessen lebensgroßes Bild zu Pferd derart für sich, daß er fortan nur von Tizian sich malen lassen wollte. Als man dem Künstler in Murano für ein bestelltes Gemälde, „Maria Verkündigung“, nicht die bedungenen 500 Scudi zahlen wollte, sandte er es an die Kaiserin Isabella und erhielt sogleich 2000 Scudi dafür. Als Karl V. zum zweitenmale in Bologna mit Clemens VII. zusammentraf und wieder sich malen ließ, fiel Tizian der Pinsel aus der Hand. Karl hob denselben mit den Worten auf: „Tizian verdient, auch vom Kaiser bedient zu werden.“

Im Jahre 1533 (in Bologna) erhob ihn der Kaiser in den Adelsstand und wies ihm einen Jahresgehalt von 2000 Scudi auf die Kammer von Mailand an. So oft Tizian fortan des Kaisers Bild malte, erhielt er ein Geschenk von 1000 Goldstücken. 1548 und 1550 wurde der Künstler nach Augsburg an den Hof des Kaisers berufen; so oft er mit dem Kaiser ausritt, hatte der Künstler den Ehrenplatz. 1550 stellte Tizian den Kaiser zu Pferd in der Schlacht bei Mühlberg dar. Für den Kaiser schuf er 1546 das große Gemälde, das unter dem Namen „Die Glorie Tizians“ einen Namen hat, das den Kaiser nach San Juste begleitete und dort seine letzte Freude war. 1553 ernannte ihn der Kaiser zum Pfalzgrafen, zum Ritter von San Jago und zum Reichsfürstherrn. „Ich kann einen Herzog machen,“ pflegte Karl V. zu sagen, „aber keinen Tizian.“

Tizian war der Liebling der Habsburger. Auf der „Gloria“ (jetzt in ^{„Gloria“.} Madrid) sieht Maria mit dem Christuskinde, ober ihr schwebt die Taube, der ganze Grund ist Feuer, um die Liebe zu verjünglichen, und den Vater umgeben glühende Cherubim. An einer Seite sieht man die Kaiserin knien, an der andern den Kaiser — in mönchischer Tracht. Auf der Höhe des Sieges dachte Karl V. schon an den Rückzug ins Kloster.

Auch Philipp II. ließ sich am liebsten von Tizian porträtieren und stand bis zum Tode des großen Künstlers mit ihm in brieflichem Verkehr und beschäftigte ihn großmüthig; er wies ihm gleichfalls einen lebenslänglichen Gehalt an, desgleichen Ferdinand I. und Maximilian II. Auch Pescara, Bembo, Franz Sforza, der Kurfürst von Sachsen wollten, daß, von Tizians Hand gemalt, ihr Bild in der Anschauung der Nachwelt fortlebe. Die Naturwahrheit, das Reale, das Porträt ist charakteristisch für Tizians Richtung. Als ein Porträt Pauls III. in Lebensgröße in Rom am Fenster zum Trocknen ausgestellt wurde, kniete das Volk nieder, meinend, es sei der leibhaftige Papst, und erwartete, er werde den Segen spenden. — 1545 gieng Tizian auf Einladung des Papstes nach Rom und wurde dort wie eine Größe empfangen und gefeiert. Als König Heinrich III. von Polen durch Venedig kam, nahm er Wohnung auf der Villa des Künstlers. Vasari sagt: „In Tizians Hause sah man alle Fürsten, Gelehrten und vorzügliche Personen, die zu seiner Zeit nach jener Stadt kamen oder dort lebten; denn nicht nur war er trefflich in der

Kunst, sondern auch sehr liebenswürdig, war vorzüglich durch Sitten und zeichnete sich durch ein gefälliges Wesen und Betragen aus.“ — Tizian lebte wie ein Fürst und war erhaben über den Meid. — Jünglinge, in denen er einen höheren Funken wahrzunehmen glaubte, ermutigte und unterstützte er.

Tizian's
Alter

und Tob.

Sein Leben war ein langer Triumph. Auch mit dem Alter erlosch seine Schöpferkraft nicht; er hatte nur zu klagen, daß sein Auge schwächer werde, und jetzt erst fasse er, was Malerei sei. Gerade in seinen späteren Jahren entstanden mehrere seiner herrlichsten Bilder. Ihre Zahl und Art aufzuzählen — ist Sache einer Geschichte der Malerei. Neunundneunzig Jahre alt, noch in ganzer Künstlerkraft und Schöpferlust, erlag Tizian im Jahre 1576 der Pest. Obgleich wegen der Ansteckung alle öffentlichen Leichenbegängnisse verboten waren, so wurde doch wegen Tizian eine Ausnahme gemacht. Seine Leiche wurde nicht verbrannt, sondern mit allem Pompe bestattet. Er ruht in der Kirche Santa Maria de Frari und erhielt auf Kosten des Kaisers Franz Josef 1852 ein würdiges Denkmal.

Por-
denone.

Tizian hielt keine eigentliche Schule — er war zu viel beschäftigt, um sich mit dem Unterricht in der Malerei viel abzugeben. Sein Bruder Franz, sein Sohn Drazio, sein Nefte Marco Vecellio sind seine eigentlichen Schüler, kommen aber als selbständige Künstler kaum in Betracht,¹⁾ die andern meist nur Nachahmer, so der tüchtige Bonifazio Veneziano, Andrea Schiavone, Giovanni Cariani, Alessandro Bonvicino, gewöhnlich Moretto di Brescia genannt, Moroni, Girolamo il Romanino.²⁾ — Giovanni Antonio Vicinio di Pordenone³⁾ (1483—1539) jedoch rang Tizian als Nebenbuhler nach. Er bildete sich in Udine nach Pellegrino, verlegte sich dann auf den Stil Giorgiones und erreichte namentlich eine wunderbare Weichheit und Zartheit des Nackten. In Venedig wurde sein „Curtius“ im Hause Martin d'Annas sehr bewundert. Ein Zeitgenosse sagt:⁴⁾ „Pordenone hoffte, durch unausgesetztes Studium, durch kühnes Verfahren und Raschheit im Frescomalen den Ruhm an sich zu reißen, welchen Tizian durch seine schönen Werke erworben hatte. Und dieser Wettstreiter war für ihn von großem Gewinn, denn er veranlaßte ihn, auf all seine Arbeiten möglichst viel Fleiß zu verwenden, und sie wurden dadurch dauernden Lobes würdig.“ — Paris Bordone (1500—1571),⁵⁾ ein Trevisaner, Schüler des Tizian und Racheiferer Giorgiones, zeichnet sich durch zartes, rosiges Colorit aus; seine Köpfe sind voll Charakter, seine größeren Compositionen sind aber ohne Bedeutung; seine Stärke sind Porträte von Frauen.

Bordone.

Alles echt Venetianische hat ein zähes Leben. Auch die venetianische Malerschule wahrte lange ihre Originalität, wohl am meisten, weil sie ein gesundes Princip, die Nachahmung der Natur, befolgte. Ihre Entartung beginnt mit Tintoretto, einem übrigens hoch befähigten Manne.

Tinto-
retto.

Vasari, der ihm nicht wohl will, muß ihm doch ein Zeugnis geben, daß — unter Tadel gemischt — viel Lob enthält:⁶⁾ „Tintoretto ist ein Meister

1) Lübke-Semrau, l. c. III, p. 319.

2) Kugler, l. c. II, p. 51—56. — Woltmann, l. c. II, p. 762 ff.

3) Crowe-Cavalcajelle, l. c. VI, p. 296—348. — Lübke-Semrau, l. c.

III, p. 322.

4) Vasari, l. c. III, 2, p. 44.

5) Woltmann, l. c. II, p. 766.

6) Vasari, l. c. V, p. 53.

aller schönen Künste, vornehmlich der Musik und im Spiel verschiedener Instrumente; überdies wohlgefällig in all seinem Thun, in der Malerei aber auschweifend, sonderbar, rasch entschlossen und der tollste Kopf, der sich je dieser Kunst gewidmet hat; ja, er war mehr als wunderbarlich in neuen tollen Einfällen und seltsamen Erfindungen und arbeitete nach Laune, ohne Zeichnung, fast als wollte er sagen, die Kunst sei ein Scherz. Bisweilen ließ er kaum aus dem Größten gearbeitete Entwürfe für vollendet stehen, so daß man Pinselstriche vor sich sieht, die mehr durch Zufall und Kühnheit, als nach Zeichnung und Absicht gezogen sind. Er fertigte alle Arten Malerei, in Fresco, in Öl und Bildnisse nach der Natur und um jeden Preis, so daß er in dieser seiner Weise den größten Theil seiner Gemälde ausführte und noch ausführt, die überhaupt in Venedig gearbeitet werden. Schon in seiner Jugend zeigte er sich talentvoll bei vielen schönen Werken und würde einer der besten Maler Venedigs geworden sein, hätte er die großen Anlagen erkannt, welche ihm von der Natur verliehen waren, sie durch Studium und Einsicht ausgebildet, wie diejenigen thaten, welche der schönen Weise seiner Vorfahren folgten, anstatt den Weg der Praxis zu wählen, wie er that. Dies hindert bei alledem nicht, daß er ein kühner, guter Künstler ist, aufgeweckten Geistes, wunderbarlich und artig.“ — Dieser Maler (geb. 1519) heißt eigentlich Giacomo Robusti, den Beinamen Tintoretto¹⁾ bekam er vom Gewerbe seines Vaters, der ein Färber war. Tizian entließ ihn aus seiner Werkstatt, weil der Schüler dem Meister sich nicht fügen wollte. Tintoretto machte sich fortan selbständig und schrieb über seine Werkstatt: „Die Zeichnung von Michelangelo, das Colorit von Tizian.“ Zwei schwer zu vereinende Charaktere! Er studierte Anatomie, er zeichnete bei Lampenlicht nach Gipsabgüssen antiker und florentinischer Sculpturen und vereinte so bald mit Tizianischem Colorit eine große Kraft der Schattengebung. Seinen großen Bildern fehlt es nicht an Lebendigkeit der Handlung, wohl aber an Ruhe, an Harmonie, an Maß.

Von der Schnelligkeit, mit der er arbeitete, erzählt Bajari: „Die Bruderschaft des heil. Rochus wünschte Zeichnungen zu einem Bilde der Verklärung ihres Heiligen und verhiess dem Maler die Bestellung, welcher die beste Zeichnung liefere. Tintoretto nahm schnell das Maß für die Größe des Bildes und brachte statt der Zeichnung sogleich das Gemälde mit: — das wäre seine Weise zu zeichnen — anders könne er es nicht, wenn sie seine Mühe nicht belohnen wollten, so lasse er es ihnen als Geschenk.“ — Dieses Gemälde ist trotz der schnellen Arbeit sehr gelungen, von vielen andern aber sagte Caracci mit Recht, daß Tintoretto unter Tintoretto stehe. Die Zahl seiner Bilder ist groß, fast jede Gallerie hat eines oder das andere. Seine geschickte Tochter Marietta unterstützte ihn, wie sein Sohn Domenico, und hätte vielleicht bei längerem Leben seinen Ruhm verdunkelt. Als sie 1560 starb, beilte sich der trostlose Vater, nach der Leiche ihr Porträt zu zeichnen. Tintoretto selber starb in Venedig 1594.

Der vollendetste Maler des äußeren Scheines und der äußeren Herrlichkeit ist Paolo Veronese²⁾ oder Paolo Caliari, geboren in Verona 1528, gestorben in Venedig 1588. Er erhielt seine erste Bildung in Verona, zeichnete die Kupferstiche Albrecht Dürers nach und machte zuerst Aufsehen

Schnelle Arbeit.

Paolo Veronese.

¹⁾ Thode, Tintoretto. Viesefeld und Leipzig 1901.

²⁾ Meißner, Veronese. Viesefeld und Leipzig 1897.

durch seine für Mantua bestimmte „Versuchung des heil. Antonius“. 1555 kam er nach Venedig und nahm sich Tizian zum Vorbilde, den er in der Pracht der Farben, besonders der Gewandungen, zu übertreffen suchte. Im Glanze der Farben, im Reichthume des Costümes, in der Großartigkeit der Haltung seiner kräftigen, schönen Gestalten ist er unleugbar ein Meister ersten Ranges. Seine Lust ist es unter anderem, im religiösen Rahmen den Glanz und die Pracht seiner Zeit darzustellen. Religiöse Erhebung ist nicht seine Sache, aber Schilderung irdischer Herrlichkeit.

Realist.

Eines seiner berühmtesten Gemälde zum Beispiel ist „Die Hochzeit zu Kana“ (jetzt im Louvre). Wir sehen hier eine Menge reicher Venetianer und schöner Venetianerinnen bei Tisch, prachtvolle Gewänder, kostbares Geräth, eine Menge von Dienern. In den Personen selber finden wir Zeitgenossen porträtiert: Karl V., Franz I., Eleonore von Oesterreich, Maria von England, Pescara, Vittoria Colonna, Soliman II. Auch ein Orchester erheitert die Gäste. Der Maler porträtiert sich selber auf dem Gemälde, wie er die Violine, Tizian, wie er den Contrabaß spielt. Der Anblick des Ganzen ist bezaubernd, aber nur paßt das Gemälde nicht zu einem Altarbild. Das religiöse Element fehlt, statt dessen haben wir volle Verweltlichung. Seine Gemälde sind sehr zahlreich. Die Lust darauf ist so frisch, die Natur so wahr, die Architektur so glänzend, die Köpfe voll Charakter und oft voll Großartigkeit.¹⁾ Der Maler selber war eine ehrenhafte, reine Natur, unermüdllich thätig, der Freund Tizians, dem er nacheiferte. Ein Fieber raffte ihn 1588 hinweg. — Nachahmung der Natur, auch der gemeinen, übte besonders die Schule der

Bassani.

Bassani. Ihr Haupt ist Jacopo da Ponte (1510—1592)²⁾ aus Bassano, der Genremaler seiner Zeit.

Manier.

Im ganzen fand in Italien nach Michelangelos Tod ein rascher Verfall der Kunst statt. Die Manier der einzelnen großen Meister wurde von ihren Schülern und Bewunderern nachgeahmt, aber ohne ihre Genialität und ohne ihren Schönheitsinn.

Bafari.

Eine ehrenvolle Ausnahme hievon macht nur Giorgio Bafari (1512 bis 1574), ein tüchtiger Architekt und geschickter Frescomaler, wie der Palast der Uffizien in Florenz beweist. Bedeutsam ist er für die Kunstgeschichte jener Zeit geworden durch sein Werk: „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti“,³⁾ welches 1515 in erster, 1568 vollkommen umgearbeitet in zweiter Auflage erschien und als Hauptquelle italienischer Kunstgeschichte und wegen treffender Wahrheit, Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung künstlerischer Gegenstände, als ein meisterhaftes Werk betrachtet werden muß, auch wegen der reinen Sprache von der Crusca in das Verzeichniß der Musterwerke aufgenommen worden ist.

Als bedeutsam für die Kunstgeschichte jener Zeit kann nach Bafari in erster Linie nur bezeichnet werden: „La Vita di Benvenuto Cellini

¹⁾ Veronesi-Album mit Text von W. Lübke. Berlin bei Schauer. — Augler, Geschichte der Malerei, II, S. 69.

²⁾ Wolfmann, l. c. III, 1, p. 24 f.

³⁾ Deutsch von Schorn. Stuttgart und Tübingen, 1832. 6 Bde. Dagegen Condrivi.

da lui medesimo scritta.“ Benvenuto ist der Gil Blas seiner Zeit. Er entkleidet uns die größten Geister und stolzesten Charaktere des Jahrhunderts und zeigt sie in ihren Schwächen. „Für Kammerdiener gibt es keine Helden“, sagt das Sprichwort. Übrigens spricht Benvenuto von sich selber mit einem Stolz, als wenn er der Größten und Edelsten einer gewesen wäre.¹⁾

Benvenuto
Cellini.

Dürfen wir ihm glauben, so hat er die Kugel entzündet, welche Karl von Bourbon bei der Erstürmung Roms (1527) tödtete, so hat er den Prinzen von Oranien verwundet, welcher nach dem Falle des Connetable den Oberbefehl in der Armee übernahm. Ja, als er wegen Entwendung päpstlicher Juwelen verdächtig, als Gefangener in der Engelsburg saß, wagte er zu behaupten, daß ein Licht wie um das Haupt eines Heiligen seinen Kopf umstrahlt habe. Benvenuto ein Heiliger! während er doch selber erzählt, an wie viel Schlägereien er theilgenommen, wie gewandt er seinen Dolch zu handhaben wußte, wie viel Mädchen und Frauen er verführt, bei wie vielen Tafeln er geschwelgt habe. Aber sein Buch fesselt doch durch die Naivität, durch die plastische Kraft der Darstellung, durch die Fülle wichtiger Nachrichten. Benvenuto ist eine vielseitige Krafnatur: Bildhauer, Kupferstecher und ein ausgezeichnete Goldschmied. Dabei hat er den ganzen unbändigen Stolz der Künstler jener Zeit. Sein Leben ist ein fortlaufendes Abenteuer.

Geboren in Florenz 1500,²⁾ mußte Benvenuto wegen eines Zweikampfes aus seiner Vaterstadt fliehen und lief nun von Stadt zu Stadt, von einem Goldschmied zum andern, bis er in Rom zu einem der ersten Goldarbeiter sich herankbildete. Dort vertheidigte er 1527 die Engelsburg. In Florenz traf er nach seiner Rückkehr die Pest, vor der er nach Mantua floh, wo ihn Giulio Romano dem Herzog vorstellte. Bald finden wir ihn wieder in Rom, wo er unter den Augen Michelangelos arbeitete und als geschickter Goldschmied von Clemens VII. in der Münze verwendet wurde. Nach kurzem Dienst unter Paul III. begab er sich 1537 nach Frankreich und bot sich Franz I. an, konnte jedoch nicht zum König gelangen und kehrte deshalb nach Rom zurück, wo er unter Paul III., des Juwelenraubes verdächtig, wieder in die Engelsburg kam. Franz I. vermittelte seine Freilassung und schenkte ihm den Thurm von Nesle zur Werkstätte. Dort fertigte Benvenuto einige der berühmten Arbeiten, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Stampes, war aber seine Gegnerin. Nach vergeblichem Bemühen, ihre Gunst zu gewinnen, kehrte der Künstler nach Florenz zurück, wo ihn der Herzog Cosimo beschäftigte. Die Statue des Perseus — ein Bronzefigürchen, reich an wunderbarer Schönheit — auf dem Marktplatze ist von ihm und der Christus in der Kapelle des Palastes Pitti. Hier schrieb er sein Leben, hier wollte er 1558 Mönch werden, wurde aber nach zwei Jahren reuig und verheiratete sich. Hier starb er ganz vergessen im Jahre 1571.

Immer unbeständig, blieb er nur standhaft in seiner Liebe zur Kunst und in seiner Verehrung für Michelangelo.

¹⁾ Benvenuto mochte den Vasari nicht leiden und redet übel von ihm, dieser aber spricht von Benvenuto mit der Würde eines Geschichtschreibers, III, 2, S. 298; IV, S. 168; VI, S. 209—210.

²⁾ Bacci, Vita di Benvenuto Cellini. Firenze 1900.

Die Schule der Eklektiker.

Stilen
der
Malerei. Michelangelo sagte einmal ganz richtig voraus, er werde manchen zur Eselsbrücke dienen müssen. Es gab Bildhauer und Maler, die nur ihn priesen, nur seine Kühnheit in Stellungen für künstlerisch erklärten. Ebenso wurde Raffael knechtisch nachgeahmt. Jene brachten Grimassen, diese eine seelenlose Annuth auf die Leinwand. Die Anhänger Correggios zeigten in allen ihren Gestalten einen drastisch stürmischen Ausdruck. Die Phantasie verlangt immer etwas Neues, und das Neue suchten diese unfähigen Schüler in der Übertreibung der Eigenthümlichkeit der Meister — und so stand in Italien nach den Leistungen so hochbefähigter Geister die Kunst auf einmal an ihrem Ende.

Eklektici-
smus. Bei dieser Verirrung konnte es bei einem so begabten Volke, wie die Italiener sind, nicht lange bleiben. Auch bei der Verweltlichung nicht, in welche die Malerei verfallen war, denn ein ernster religiöser Geist durchdrang wieder die Gesellschaft.¹⁾ Die neue Richtung, welche sich jetzt anbahnte, ist die eklektische oder die der Caracci. Den letzten Namen hat sie von einer Die
Caracci. Familie, welche diese Richtung insbesondere vertrat. Lodovico Caracci stellte gegen diese fessellose Willkür der Manieristen einmal den Grundsatz der Nachahmung und dann die Regel auf:²⁾ man muß in der Farbenbehandlung die Venetianer, im Colorit die Lombarden, das heißt Leonardo da Vinci, in der Natürlichkeit den Tizian, in der Großartigkeit den Michelangelo, in der edlen Symmetrie den Raffael, im reinen und erhöhten Stil den Correggio, in der Wohlstandigkeit den Tibaldi, in der Erfindung den Primaticcio, in der Annuth den Parmigiano nachahmen.

Lodovico Caracci³⁾ heißt der Gründer dieser Richtung. Er ist geboren zu Bologna 1555, der Sohn eines Fleischer's. Seine Lehrer in der Malerei waren Fontana und Tintoretto. Aber damit nicht zufrieden, studierte er die großen Meister der verschiedenen Schulen, in Venedig den Tizian und Paul Veronese, desgleichen die Meister von Florenz, in Parma den Correggio. Sein Entschluß war jetzt gefaßt: er wollte eine neue Kunstrichtung beginnen, der Kunst feste Regeln geben. Lodovico fühlte aber wohl, daß er allein gegen die vielen Gegner nicht stark genug sei, und sah sich darum nach Verstärkung für den bevorstehenden Kampf um. Sein Bruder, ein Schneider, hatte zwei talentvolle Söhne, Agostino (1557—1602) und Annibale (1560—1609). Diese erzog Lodovico für die Malerei und mit ihnen eröffnete er eine Kunstakademie in Bologna, die den Namen hatte „Incamminati“, der auf

¹⁾ Die Beweisstellen dafür in Reumont's Briefen heiliger und gottesfürchtiger Italiener. Freiburg 1877.

²⁾ Kugler, Malerei, II, p. 353 ff.

³⁾ Woltmann, l. c. III, 1, p. 117 f.

dem rechten Wege Wandelnden. Hier waren Gipsabgüsse, Zeichnungen, Kupferstiche, hier wurde Unterricht im Zeichnen, Malen, in der Perspective, in der Anatomie gegeben, hier wurden die Schüler mit Liebe und Geschick behandelt, und in kurzer Zeit, allerdings nach heftigen Kämpfen, waren die Caracci siegreich in Bologna und bald darauf in einem großen Theile Italiens.

Lodovico war weniger ausübender Künstler, als großer und anregender Kenner. Er erkannte Talente und förderte sie. Er theilte Preise aus für die besten Leistungen und befeuerte seine Schüler, und in der That giengen ausgezeichnete Männer aus seiner Schule hervor. Er hatte nicht bloß gegen Reid und Mittelmäßigkeit den Kampf zu führen, sondern es machte ihm auch die Eifersucht seiner beiden Ressen zu schaffen. Beide hatten große Anlagen, waren aber so verschiedenen Charakters, daß sie sich miteinander nicht vertragen und doch auch auf die Dauer nicht voneinander getrennt bleiben konnten. Lodovico blieb die Seele, das Orakel der Schule. Augustin war mehr Kunsttheoretiker, er verfertigte für jedes Fach in der Schule das Lehrbuch. Annibale ist als Künstler unter den drei Caracci der größte. Er machte in seiner Jugend die raschesten Fortschritte. Er reiste dann auf Kosten seines Oheims und lernte den Wert der verschiedenen Schulen kennen. Seine eigenen Gemälde wurden schnell berühmt wegen ihrer richtigen Zeichnung, wegen der Großartigkeit des Entwurfes, wegen des Adels und der Wahrheit im Ausdruck und wegen der Harmonie der Farben. In Madonnen und heiligen Familien ist er namentlich anmuthig. Sein Hauptwerk ist der große Cyklus von Frescomalereien im Palast Farnese in Rom. Acht Jahre widmete er diesem Werke, welches Poussin als eines der Wunder der Kunst bezeichnete, er fand aber nicht die wahre Anerkennung beim Besteller, und dies stürzte ihn in eine Schwermuth, welche er durch eine Reise nach Neapel vergebens zu verschuchen suchte und die nach seiner Rückkehr nach Rom für ihn tödlich wurde. Er ruht im Pantheon an der Seite Raffael's. Annibale lebte ganz und uneigennützig der Kunst und bei seiner unermüdelichen Thätigkeit schuf er eine Menge Gemälde, die jetzt, durch ganz Europa zerstreut, Zeugen seiner Tüchtigkeit sind. Zeichnung, Faltenwurf, Farbe, Hell Dunkel, alles ist nach sicheren Gegebenen entworfen, nur lassen seine Gemälde, mit jenen Michelangelos verglichen, eine gewisse Kälte zurük.

Agostino.
Annibale.

Die Caracci hatten wieder auf den rechten Weg geleitet. Ihre Schüler Domenichino (1681—1641) und Guido Reni überflügelten sie jedoch in ihren Leistungen.¹⁾

Domenichino.

Domenichino²⁾ ist der Sohn eines Schuhmachers in Bologna, namens Zampieri. Seine erste Schule machte er bei einem Flamänder, Calvaert, der ihn aber eines Tages mißshandelte, weil er ihn über der Nachzeichnung eines Caracci fand. Dies führte zum Bruche zwischen beiden, und Domenichino wurde jetzt ein Schüler Caraccis und ein sehr fleißiger. Er zeichnete in eifrigem Eifer und löschte seine Zeichnungen wieder aus, seines dunklen Dranges sich noch wenig bewußt. 1604 gieng er nach Rom. Bald erregten seine eigenen Leistungen Auf-

Calvaert.

¹⁾ Kugler, l. c. II. p. 361. — Domenichino = der kleine Dominik.

²⁾ Bolognini-Amorini, Vita del celebre pittore Domenichino. Bologna 1839. — Woltmann, l. c. III, p. 146.

sehen: „Die Susanna im Bade“, „Der heil. Franciscus in Verzückung“. 1614 entstand sein Hauptwerk, „Die Communion des heil. Hieronymus“, in welchem er zwar einem Entwurfe des Augustin Caracci folgte, aber in der Ausführung durch Adel und treuen Ausdruck wahrer Empfindung seinen Vorgänger übertraf. Der Neid regte sich sehr gegen ihn, Domenichino brachte ihn durch Leistungen zum Schweigen. Gregor XV. nahm ihn in seinen Schutz und ernannte ihn zum Architekten des Vatican. Zu seinem Unglücke übernahm der Künstler die Ausschmückung der Kathedrale zum heil. Januarius in Neapel. Als er zwei Pendentifs seiner neuen Arbeit enthüllte, wurde so viel Neid und Haß gegen ihn regte, daß er Frau und Kinder dem Schutze seiner Freunde überließ und nach Rom entfloh. 1636 ließ er sich zur Rückkehr nach Neapel bewegen, stieß aber wieder auf so viel Haß und Feindseligkeiten, daß er für sein Leben fürchten mußte und immer den Dolch bei sich trug, wenn er malte, daß er seine Nahrung sich selber bereitete, weil er vergiftet zu werden fürchtete. Die stete Angst und der Kummer stürzten ihn ins Grab, und seine Feinde wütheten auch noch gegen seine Gemälde und entzogen der Tochter einen Theil des mühsam verdienten Lohnes. Domenichino entwarf langsam und führte mit peinlichem Fleiße aus: „Ich bin dies mir, ich bin dies der Kunst schuldig!“ pflegte er zu sagen. Sein Colorit ist zart und harmonisch, er ist der beste Zeichner der ganzen Schule. In seinem Leben war er still und bescheiden, in seinen Sitten tadellos, dabei sehr fromm. Wie er bei diesen Eigenschaften so vom Haße verfolgt werden konnte, ist nur durch den Neid über seine Leistungen zu erklären.

Aus der Schule der Caracci gieng ferner hervor: Francesco Albani (1578—1660), der Maler der Zierlichkeit; sein tüchtigster Schüler ist Andrea Sacchi und dessen Schüler wieder Carlo Maratta. Der berühmteste aber, welcher unter den Caracci sich bildete, ist Guido Reni¹⁾ (1575—1642).

Guido
Reni.

Er ist der Sohn eines Musikers in Calvenziano bei Bologna und lernte zuerst bei Calvaert, einem Niederländer, welcher in Bologna eine Kunstschule hielt; im zwanzigsten Jahre gieng er in die Schule der Caracci. Lodovico nahm den fähigen, schönen, eifrigen Schüler mit offenen Armen auf, gewann ihn ob seiner Bescheidenheit und seiner Fortschritte jeden Tag lieber und theilte ihm alle Geheimnisse der Kunst mit. Doch genügten Guido Reni auch die Caracci nicht, er suchte nach etwas Neuem, was ihm dunkel vorjwebte, was er aber nicht finden konnte, bis ihm Annibale eines Tages sagte, man müsse der Roheit Caravaggios die Anmuth, seinem ungewissen und flimmernden Licht den hellen Tag entgegensehen und seine gemeinen Formen in zierliche umwandeln. Als bald machte sich Guido Reni an die Arbeit, deren Ziel die Anmuth war. Er gieng sogleich nach Rom.

Dort war damals ein heftiger Streit zwischen zwei Kunststrichtungen, deren eine von Caravaggio, die andere von Cesari vertreten wurde.

Caravaggio.

Ein Maurer, Michelangelo Amerighi aus Caravaggio (1569 bis 1609) hatte für die Frescomaler die Hände gemeißelt und dabei selber Geschmack am Zeichnen gefunden.²⁾ Ohne eine Schule durchgemacht, ohne die Kunstwerke der Alten, gegen die er offen seine Abneigung aussprach, studiert zu

¹⁾ Kugler, l. c. II, p. 366. — Woltmann, l. c. III, p. 136 ff.

²⁾ Kugler, l. c. II, p. 381 ff. — Woltmann, l. c. III, p. 172 ff.

haben, sieng er an zu malen. Die Natur war seine einzige Führerin, und sie machte er ohne Wahl und Geschmac nach, aber getreu, daher seine Fehler und Vorzüge. Seine Bilder fanden Beifall wegen einer gewissen Großartigkeit bei aller Gemeinheit. Man warf ihm vergebens vor, daß sein Colorit roh sei in den Schatten wie im Lichte, daß er in einem Keller male, allein es war eine gewisse Kraft und Wahrheit darin, und um diese Wahrheit der Lichtwirkung zu erreichen, malte er in der That in einer Werkstätte, deren Mauern schwarz waren, und in welche das Licht nur durch eine kleine Öffnung von oben einfiel. So wurde es ihm möglich, diese grellen Bilder, Räuberscenen bei der Nacht, Wachtposten, Zaubereien, Falschspieler, aber auch eine berühmte Grablegung Christi darzustellen. Wie so oft Männer, welche ohne Schule sich geholfen haben, war auch Caravaggio stolz, unverträglich und eifersüchtig. — In Rom vertheidigte damals ein Giuseppe Cesari, meist nur der Ritter von Arpino oder Josepin. Natura-
liemul. das ideale Princip in der Malerei in einer Weise, wie etwa Marini das ideale Princip in der Poesie vertheidigte. Gregor XIII. hatte ihm die Mittel gegeben, sich auszubilden, denn er zeigte wirkliches Talent. Seine Entwürfe waren reif, seine Gestalten hatten Seele und Reiz. König Heinrich IV. hatte ihn in den Ritterstand erhoben und Clemens VIII. ihm den Christus-Orden verliehen.

Diesen Cesari forderte jetzt Caravaggio aus Reid zum Zweikampfe heraus. Josepin aber wies die Aufforderung zurück, weil sein Gegner nicht ritterlichen Standes sei. Als bald reiste Caravaggio nach Malta, um sich dort mit dem Pinsel den Ritterorden zu verdienen. Kaum aber hatte er sein Ziel erreicht, so wurde er gefangen gesetzt. Mit Lebensgefahr entran er nach Sicilien und von da nach Neapel, von wo er mit spanischen Soldaten gegen Rom fuhr. Im Augenblicke, wo er landen wollte, wurde er mit einem andern verwechselt und wieder festgenommen. Als der Irrthum sich herausstellte, war das Schiff mit seinem Gepäck schon weitergefahren. Um dasselbe wieder zu erhalten, machte der leidenschaftliche Mann in der glühendsten Hitze einen Weg nach dem nächsten Landungspunkt und bekam davon ein Fieber, an dem er 1609 starb. — Besser antwortete Annibale Caracci, als ihn Josepin zum Zweikampfe herausforderte: „Die Waffe, mit der ich kämpfe, ist der Pinsel und mit dem fordere ich ihn heraus!“

So heftig waren die künstlerischen Gegensätze im damaligen Rom, als Guido Reni dahin kam. Die alte Schule gedachte, ihn dem Materialisten Caravaggio entgegenzustellen. Albani empfieng ihn darum mit Liebe — Guido aber meinte, man bekämpfe einen Gegner am besten mit den ihm eigenen Waffen, und malte das „Martyrium des heil. Petrus“ im Vatican ganz in der Weise des Caravaggio, nur mit größerem Gedankenreichthum und mit mehr Adel der Ausführung. Caravaggio, der anfangs durch die Jugend und die Anmuth seines Gegners wie entwaffnet war, benahm sich nun in einer Weise, daß Guido für sein Leben fürchtete und aus Rom floh. Paul V. versicherte ihn seines Schutzes und trug ihm die Wandmalereien Paul V. auf Monte Cavallo auf.

Unablässig war Guido Reni thätig, bei Nacht mit Zeichnen, bei Tag mit Malen. Mit dem Beifall stieg sein Stolz. Wegen einer Mißshelligkeit mit dem

päpstlichen Schatzmeister wurde er so verletzt, daß er sich nach Bologna zurückzog und erklärte, er werde gar nicht mehr malen, sondern lieber mit den Bildern anderer handeln. Allein der Papst setzte alle Mittel in Bewegung, seinen Liebling nach Rom zu bringen, machte das Unrecht des Schatzmeisters wieder gut, sandte ihm Fürsten und Cardinäle im Wagen bis zum Ponte Molle entgegen, empfing ihn aufs huldvollste und ertrug auch sonst den verletzenden Stolz des Künstlers, wenn dieser nur Kunstwerke schuf. Daran fehlte es nicht. Eine gewisse Anmuth und Majestät ist unverkennbar auf seinen Bildern, sie zeigen, daß er zu Hohem berufen war, lassen aber bei aller Schönheit, bei aller Anmuth, bei allem Farbenglanz doch auch die kalte Berechnung des Verstandes herausmerken.

Guido Reni war, wie wenige, der Künstler der Nobleſſe. Ein Cardinal war stolz darauf, daß Guido Reni eine Einladung zur Tafel bei ihm annahm. Ja, der Künstler soll sogar aus Respekt für seine Kunst seine Kopfbedeckung aufbehalten haben, als der Papst seine Werkstatt besuchte. Aber es kam auch eine noble Passion über ihn, nicht für Frauen, nicht für Pferde, sondern für das Spiel.¹⁾ Albani, früher sein Freund, jetzt sein Weider, soll ihn dazu verleitet haben. Guido Reni spielte nicht aus Liebe zum Gelde, sondern aus Bedürfnis nach Aufregung. Als er einmal in einer Nacht 4000 Goldstücke gewann, wurde ihm unheimlich zu Muth und wurde er lässig in der Arbeit, bis er das Geld wieder verspielt hatte. Besaß er kein Geld mehr, so konnte er wochenlang rastlos Tag und Nacht arbeiten. Freunden, die ihn warteten vor dem Spiel, antwortete er kurz, er spiele um sein eigenes Geld. Angebote von Fürsten wies er stolz zurück. Das Spiel aber wurde zur dämonischen Leidenschaft für ihn. Er verlor Summen, die ihm für ein Gemälde vom Papste vorausgegeben waren, verlor den Kopf, zerstörte, was er schon geschaffen hatte, entfloh aus Rom und arbeitete nun in andern Städten schnell und flüchtig, nur um Geld zusammenzubringen, und starb zu Bologna am 18. August 1642 in Elend und Verachtung.

Sein bedeutendstes Werk ist das große Deckengemälde im Palaste Rospigliosi. Berühmt ist ferner seine „Madonna della Pietà“, seine „Maria Himmelfahrt“, sein „Bethlehemitischer Kindermord“. Den Unterschied zwischen ihm und Raffael zeigt sein „Sieg Michaels über Satan“. Die Engelsfigur ist schön und geistreich, ein Bild der ewigen Jugend und jungfräulichen Reinheit, aber es fehlt das Feuer Raffaels, und Tadler haben ihn einen zierlichen „Theaterengel“ genannt. Die „Himmelfahrt Marias“ ist ein Bild von ungemeiner Lebendigkeit, das Antlitz zeigt die höchste Himmelswonne der Uberseligen. Das Brustbild Christi, genannt „Lo Christ du Roseau“, zeigt den innigsten Schmerz und die liebevollste Hingebung. Unter der Leitung eines Raffaels wäre Guido Reni vermuthlich eine der ersten Kunstgrößen geworden.

Guercino.

Noch gieng von der Schule Caraccis aus Giovanni Francesco Barbieri,²⁾ genannt Guercino (der Schielende) da Cento (1590 bis 1666); er zeigt edlen Ausdruck lebendiger Empfindung; von Caravaggio nahm er die Vorliebe für die kecken Contraste von Licht und Schatten an.

Er war der Sohn eines armen Holzhackers in Cento und zeigte zuerst seine Anlage für Malerei durch eine Madonna, die er über die Thür der väter-

¹⁾ Kugler, l. c. II, p. 369.

²⁾ Ibid. p. 370 ff. — Wolfmann, l. c. III, p. 155 ff.

lichen Hütte malte. Die ersten Lehrer, zu denen er kam, verstanden wenig von der Kunst, 1612 erregte er durch ein „Bild der Cardinalltugenden“ Aufsehen: sein „Heil. Matthias“ (1615) galt schon für ein Werk der Caracci, unter denen er jetzt eine tüchtige Schule machte. Er zeichnete ebenso schnell als ausdrucksvoll und eröffnete 1616 selbst eine Schule und wurde bald reich. Über den Wert und Preis seiner Bilder ließ er Kenner, meist Nebenbuhler, urtheilen, denn es war ihm nicht ums Geld zu thun, er lebte ärmlich und, was er nicht für seine dürftigen Verwandten nöthig hatte, schenkte er den Armen. Lodovico Caracci, aufgefordert, den Wert seines „Heil. Rochus“ zu bestimmen, meinte jedoch, es könne mit Geld gar nicht bezahlt werden.¹⁾ Heiterer und edler Seelenstimmung, ließ Guercino sich durch die Angriffe der Neider nie zur Wiedervergeltung reizen. 1619 führte ihn, als wolle er erst die Malerei recht erlernen, ein Freund bei Palma in Venedig auf. Als aber Palma die Zeichnungen seines vermeintlichen Schülers sah, unarmte er ihn mit den Worten: „Du kannst mehr als ich.“ 1621 berief ihn Gregor XV. nach Rom. Sein „Heil. Wilhelm von Aquitanien“ erregte allgemeines Aufsehen, desgleichen sein „Thomas, der die Wundmale küßt“, sein „Heil. Bruno“, seine „Heil. Petronilla“, seine „Propheten und Sibyllen“. Von 1642 an blieb Guercino in Bologna, wo er hohe Ehre genoß. Christina von Schweden küßte hier ehrerbietig seine Hand, die so viel Schönes geschaffen habe. Die Werke seiner letzten Zeit zeigen eine Sentimentalität ähnlich der des Guido Reni. Die Zeitgenossen nannten ihn wegen der schnellen Vollendung seiner Arbeit „den Zauberer in der Malerei“. — „Ich hinterlasse keine Arbeit unvollendet“, tröstete sich Guercino sterbend. — „Ja,“ entgegnete ihm Tiarini, „Ihr, Herr, thatet was ihr mochtet: wir thun nur, was wir können.“

Anderer Künstler aus der Schule der Caracci sind Lanfranco (1581 bis 1647), dessen zahlreiche Gemälde Paul V. hochschätzte, den Urban VIII. in den Ritterstand erhob; ferner Tiarini, Spada, Cavedone, Schedone, Salvi (gest. 1685), genannt Saffioferrato von seinem Geburtsort in der Mart Mucona, ein Schüler Domenichinos, dem er in vieler Beziehung nahekommt.

Saffio-
ferrato.

Das Streben der Caracci ward auch in andern größeren Städten nachgeahmt. Eine ähnliche eklektische Schule gründeten die Campi in Cremona, die Procaccini in Mailand, ihr bedeutendster Schüler ist Crespi (1557—1653), genannt il Cerano von seinem Geburtsort. Federigo Baroccio (1528—1612) aus Urbino nahm die alten Meister, insbesondere Correggio, zum Vorbild.²⁾

Zu seinen Nachfolgern gehört Lud. Cardi da Cigoli (1559—1613), der Michelangelo und Correggio nachahmte; seine Zeichnung ist correct, sein Colorit voll Feuer: Paul V. erwirkte seine Ernennung zum Ritter von Malta. Christofano Allori (1577—1621) aus Florenz bildete sich nach Cigoli, während sein Vater Alessandro dem Michelangelo nachahmte. Sein Fleiß war unermüdetlich, von seinem ersten größeren Gemälde erklärte sich sein Lehrer selber für überwunden. Berühmt ist sein „Heil. Julian“, noch berühmter seine „Judith“, in der er seine stolze Geliebte, Mazzafirra, abgebildet haben soll, während er sich Haar und Bart wachsen ließ, um von sich selber das Bild des „Holofernes“

Allori.

¹⁾ Che non vi era danaro che lo pagasse.

²⁾ Kugler, I. c. II, p. 374—376. — H. Mengs, hinterlassene Werke. Bd. I.

abzunehmen. Carlo Dolce,¹⁾ geboren 1616 und gestorben 1686 in Florenz, ein sentimentalerer Sassoferrato, beschränkte sich auf wenige Stoffe, Madonnen, heilige Familien und einzelne Züge aus der Leidensgeschichte, seine Bilder waren und sind heute noch gesucht; Ruhe, Einfachheit, ein tiefes Gefühl, Anmuth und Zartheit charakterisiren dieselben. Sein „Christus, der den Kelch segnet,“ zeigt die schöne Begeisterung der Liebe.

Die Schule der Naturalisten.

Aber auch die Schule der Naturalisten setzte sich fort, besonders in Neapel.²⁾

Ribera. Ein Spanier, Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto³⁾ (1593 bis 1656), geboren in Kativa im Königreich Valencia, verließ die Universität, um sich in Italien ganz der Malerei zu widmen. Die Bilder Raffaels, Correggios machten Eindruck auf ihn, am meisten aber Caravaggio. In Neapel gewann er einen kunstbegeisterten Edelmann so vollständig für sich, daß dieser ihm seine Tochter zur Frau gab. Als er auf dessen Balkon das Bild des „Heil. Bartholomäus“ zum Trocknen ausstellte, sammelte sich das Volk in Masse vor demselben. Auch der Vicekönig kam und ward derart für den Künstler gewonnen, daß er ihn zum Hofmaler ernannte und mit Wohlthaten überschüttete. Der Papst verlieh ihm den Christusorden. Ribera malte viel und leicht. Eine kühne, abenteuerliche Einbildungskraft, die Poesie des Gräßlichen, zeigt sich oft in seinen Bildern.

Ribera ist ein Zeuge, wie die Spanier ihre künstlerische Ausbildung in Italien suchten. Spanien hat keine Kinderjahre der Malerei aufzuweisen, keine allmähliche Entwicklung von den ersten Anfängen bis zur Vollendung; es hat keinen Johann von Messina, keinen Cimabue. Sie lernten die Kunst gleich in ihrer Vollendung kennen und leisteten dann über ein Jahrhundert lang Vortreffliches. Das hatten sie der Machtstellung und Kunstliebe ihrer Könige zu danken, wie ihrem eigenen Sinn für das Schöne und ihrem Eifer für Vollendung.

Joanes. Vincente Joanes (fälschlich Juan de Juanes), geboren um 1507 oder 1523, gestorben 1579,⁴⁾ eilte nach Rom, um nach Raffaels Werken zu lernen, und eignete sich von der Correctheit seiner Zeichnung und der Schönheit seiner Formen und der Kraft seines Ausdruckes so viel an, daß man seine besten Gemälde seinem Meister zuschreiben möchte. Er ist es, der den neuen Geschmack der römischen Schule sammt der gründlichen Kenntniß der materiellen Arbeiten der Kunst in seine Heimat brachte und in Valencia eine eigene Schule gründete. Die habsburgischen Könige liebten die

¹⁾ Kugler, l. c. II, p. 379.

²⁾ Woltmann, l. c. III, p. 180 ff.

³⁾ Kugler, l. c. II, p. 385. — Viardot. Notice sur les principaux peintres de l'Espagne.

⁴⁾ Woltmann, l. c. III, p. 48 f.

Künste und hatten Mittel genug, die schönsten Gemälde zu kaufen, und legten eine Sammlung an, welche zu den großartigsten der Welt gehört.

Der Franzose Biardot, der Spanien durchforschte, schreibt: „Fühlt ihr in eurem Busen die heilige Liebe zu der Kunst entbrennen, so geht in das Museum von Madrid! Alle großen Künstler wurden den Habsburgern zinsbar und die andern europäischen Fürsten erhielten nur diejenigen Arbeiten, welche diesen nicht zum Kaufe anstanden. Man findet dort nicht bloß Gemälde von Künstlern zweiten Ranges, wie von den Bellini, Bassano, Caracci, Andrea del Sarto, Guercino, Giordano, Caravaggio, Salvator Rosa, sondern die ersten Meister haben hieher ihren Tribut geliefert: Leonardo da Vinci, Paul Veronese, Guido Reni, namentlich hat Tizian die Wunderwerke seines Ateliers ihnen überlassen. Auch der göttliche Jüngling Raffael zeigt sich und herrscht im Museum zu Madrid. Nach den Italienern kommen die ausgezeichneten Werke der Niederländer und Deutschen.“ — So hatten denn die Spanier die größten Vorbilder vor Augen und leisteten so Treffliches, daß Biardot beim Anblick der spanischen Gemälde bedauert, nicht die Worte zu finden, um seine Bewunderung auszudrücken und seine Gefühle in ihrer leidenschaftlichen Lebendigkeit wiederzugeben.¹⁾

Hier noch ein Zug der Kunstliebe eines Habsburgers und der feinen Art, wie er Künstlerstolz zu ehren und zu schonen wußte, nämlich Karl V. Karl V.

„Für den 7. März 1530, als dem Festtag des großen Kirchenlehrers Thomas Aquin, hatte Clemens VII. einen vollkommenen Ablass am Altar dieses glorreichen Heiligen in der Dominicanerkirche verliehen. Der Papst und die Cardinale begaben sich zum feierlichen Hochamt in diese Kirche. Auch Kaiser Karl V. erschien mit Herzog Alfons I. von Este und seinem ganzen Gefolge. Nachdem die beiden Fürsten ihr Gebet verrichtet, begaben sie sich zum prachtvollen Sarg des heil. Dominicus, bewunderten nochmals die einzelnen Figuren an dem Grabmal und lobten die schönen Glasmalereien, in welchen die Wunder des heiligen Patriarchen dargestellt sind. Je nach der Tageszeit wechselte ein wunderbarer Farbenschimmer, der durch die Fenster in die Kapelle seine flammenden Blüten ergoß. Dann sahen sie auch die wunderbaren Holzmosaiken des Goresan, welche Karl V. schon öfter betrachtete und über die er sich stets beifällig aussprach.“²⁾ Dann begaben sie sich auch zu den Grabmälern berühmter Männer aus Bologna, die sich in Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnet. In Bezug auf die Werke des Fra Damiano in der Holzmosaik, wozu er im Convent ein eigenes Gemach (officina) angewiesen bekam, dürfen wir nicht jene merkwürdige Begebenheit übergehen, welche dem Herzog Alfons von Este in Begleitung Karls V. begegnete. Giordani führt nun die verschiedenen Handschriften und Krönungsberichte an, die sich in Bologna befinden und welche diese Begebenheit auch erzählen.³⁾

¹⁾ Biardot, Studien zur Geschichte der Staatseinrichtung, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste Spaniens, S. 180. Leipzig 1847.

²⁾ Intarsia ist Holzmosaik, Intaglia ist Steineinlegungsarbeit.

³⁾ Marchese. Memorie dei pittori, scultori ed artisti Dominicani. 2 voll. Firenze 1878. 4. Auflage.

Museum
in
Madrid.

Intarsia.

Damiano.

„Der Kaiser wollte einst den Fra Damiano in seiner Officin arbeiten sehen und beschloß nun eben am 7. März nach dem Gottesdienste mit dem Herzog Alfons I. von Este sich dorthin zu begeben. Sie wollten den Künstler bei seiner Arbeit überraschen. Das Gefolge stand im Gange. Karl V. meinte dem Herzog einen Gefallen zu thun, wenn er ihn auch ins Zimmer des Bruders mitnahm; er klopfte an die Thür an und es kam die Frage heraus: ‚Wer ist’s?‘ Die Antwort des Kaisers: ‚Karl von Osterreich‘. Die Thür öffnete sich, der Kaiser trat ein; der Herzog wollte nachfolgen und hatte eben den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er von Fra Damiano kräftig zurückgehoben und ihm mit klaren Worten bedeutet wurde, daß er hier nicht eintreten dürfe. Als nun der Kaiser dem Klosterbruder sagte, daß dieser der Herzog von Ferrara sei, erwiderte Damiano dem Kaiser: ‚Gehheiligte Majestät, ich kenne Seine Excellenz den Herrn Herzog sehr gut; ich habe einen ganz gerechten Grund, ihn zurückzuweisen, ich gebrauche mein Hausrecht im Bereich meiner Jurisdiction, er soll mit seinen Baronen weitergehen!‘ — ‚Sagt mir nur, was ist denn das, mein guter Frater?‘ erwiderte der Kaiser, ‚laßt ihn doch ins Zimmer hereinkommen, ich will die Sache hier schlichten.‘ — Damiano erwiderte: ‚Wenn Euer Majestät die Sache ausgleichen wollen, dann soll der Herr Herzog nur draußen bleiben, und ich werde mein Benehmen erklären.‘ — Karl V. lächelte, wintte dem Herzog, er solle zurückbleiben, und hörte nun die Klage des Bruders an, der auseinandersetzte, wie er einmal durchs Land des Herzogs gereist sei und rüch-sichtslos gezwungen wurde, für seine eisernen Werkzeuge, die er zu seiner Kunst nothwendig brauchte, Zoll zu zahlen, da er in den Ländern anderer Herren, die großmüthige Beschützer der Kunst sind, nirgends etwas zahlen durfte. Da habe ihn nun die Expresung (angheria) so sehr geärgert, zudem er meinte, sie sei auf Befehl des Herzogs geschehen, daß er sich in den Kopf setzte, wenn je eine Gelegenheit sich darbieten sollte, wollte er die Quäkerei dem Herzog zurückzahlen. Eine solche Gelegenheit sei nun gekommen und er könne sie nicht unbenuzt vorübergehen lassen.

„Als der Kaiser diese Auseinandersetzung des Fraters angehört hatte, sagte er ihm, er solle nun in sein anderes Zimmer sich zurückziehen; dann rief er den Herzog von Este, der auf dem Gange herumgieng, zu sich, entdeckte ihm, warum er Gegenstand der Abneigung und Zurückweisung geworden — und so wurde nun das Vergleichsverfahren eingeleitet. Der Herzog versprach, den auf seinem Gebiet bezahlten Zoll zurückzugeben und stellte eine Urkunde aus, die allen Künstlern, besonders denen aus dem Predigerorden, freien Durchzug mit ihren Werkzeugen durch sein Land gewährte, und alles das sollte ein Zeichen seiner Achtung sein, die er vor einem so ausgezeichneten Holzmoiaiker hege.

„Damit war nun Fra Damiano sehr zufriedengestellt und erwiderte: ‚Jetzt habe ich auch die gerühmte Großmuth und Liberalität des Herrn Herzogs kennen gelernt; er hat durch diese Handlungsweise mich zu seinem Diener gemacht, er möge nun nach Belieben in mein Zimmer eintreten, und ich will als ein Zeichen meiner Hochachtung und Verehrung ihm eine Arbeit von mir zum Andenken geben.‘ — Somit hatte das Haus Este durch seine edle Großmuth in diesem Falle nicht nur die Verehrung des Fraters, sondern auch ein schönes Werk ausgezeichneten Kunstfleißes gewonnen. Nachdem nun der Zwiespalt ausgeglichen war, betrachteten die beiden Fürsten die Zelle des Bruders, und wunderten sich, daß mit dem Zusammensetzen von Holz eine so große Wirkung hervorgebracht werden könne, wie mit der Malerei. Er stellte nun vor ihren Augen eine nur

Alfons
von Este.Edle
Söhne.

bis aufs letzte Polieren fertige Darstellung des Leidens Christi auf — und da sahen sie noch an manchen Contouren die Holzcomposition. Nachdem er eine Zeit lang poliert hatte, trat das Bild wie mit Farben gemalt in seiner ganzen Helle hervor; der Künstler verehrte dieses Bild dem erlauchten Kaiser, der es mit Dank annahm, und so endete diese anfangs leidige Geschichte zu aller dabei Beteiligten Wohlthat.

„Diese Geschichte mit Kaiser Karl V. ist unserer Wissenschaft in Deutschland noch nicht veröffentlicht worden, sie hat ein derartiges originelles Gepräge und zeigt den armen Klosterbruder als so einen prächtigen Gesellen, der im gerechten Gefühle der in ihm gekränkten Kunst kühn und freimüthig aufzutreten wußte, daß anzunehmen ist, diese Geschichte gefalle jedem noblen Menschen, der sie liest oder hört, und es werde selbige keiner, dem sie mitgetheilt wurde, wieder vergeffen.“¹⁾

Aus Niberas Schule giengen Massimo Stanzioni (1585 bis 1656), Aniello Falcone (1600—1665) und Salvator Rosa (1615 bis 1673) hervor.²⁾

Salvator Rojas Leben ist sehr bewegt.³⁾ Er war der Sohn eines Feldmessers im Dorfe Arenella bei Neapel. Schon als Knabe stammelte er Verse, spielte er mit der Laute und zeichnete. Zum Geistlichen bestimmt, wozu er aber keinen Beruf hatte, entfloß er aus dem Kloster und lebte in Neapel ganz nur der Musik. Bald war er dort als Lautenspieler und Liederdichter für Serenaden sehr gesucht. Seine Schwester heiratete einen Maler und in dessen Werkstätte fieng er an ernstlich zu zeichnen. Im achtzehnten Jahre (1633) faßte er den Entschluß, nur einem Lehrer zu folgen, dem Anblick der Natur. In den Ruinen, in den Wäldern, in den Bergen, da suchte er den Stoff für seine Bilder. Aber er kam damit eines Tages in die Gewalt der Banditen und wäre ermordet worden, hätte nicht das Weib eines Räubers sich seiner angenommen. Er wurde der Kamerad, der Mitschuldige der Bande. Hier sammelte er die Eindrücke zu seinen wunderbaren „Räuber-scenen“, bis es ihm gelang, nach Neapel zu entkommen. Aber hier wäre er verhungert, hätte nicht Lanfranco eine Zeichnung bei einem Trödler bemerkt, die Salvator Rosa um eine Kleinigkeit verkauft hatte, und sich nach dem Verfertiger erkundigt. Jetzt ward Salvatoriello als Zeichner bekannt und kam in die Werkstätte des Spagnoletto. Aber seine unbändige unstete Natur wollte sich der Zucht unter dem stolzen Spanier nicht fügen — er suchte in Rom sein Glück zu machen. Arm kam er hier an, Michelangelos und Raffaels Bilder erfüllten ihn mit Begeisterung, aber er konnte sich mit keiner der damals in Rom bestehenden Malerschulen befreunden und wäre bald wieder verhungert oder der Malaria erlegen, hätte nicht ein Cardinal sich seiner angenommen und ihm Arbeit gegeben.⁴⁾ Der Weg zum Ruhm war jetzt offen für ihn, aber beharrlich nach einem Ziel zu wandeln, das war nicht Salvator Rojas Sache. Er verließ seinen Patron und kehrte nach Neapel zurück. Eine Zeichnung, die er für die öffentliche Ausstellung in Rom an einen seiner Freunde sandte, mit dem Auftrag, sie zu verkaufen, hatte ungeheuren Erfolg und

1) Sebastian Brunner, Kunstgenossen der Klosterzelle.

2) Woltmann, l. c. III, p. 187—198.

3) Rügler, l. c. II, p. 387.

4) Es war Brancacci, Bischof von Viterbo.

bahnte ihm noch einmal den Weg nach Rom und zum Ruhm. Salvator Rosa war jetzt ein gemachter Mann. Er mietete ein Haus in der Straße Babboina. Das Glück lächelte ihm. Der Carneval 1639 öffnete ihm den Zutritt in alle vornehme Gesellschaften. Ein Wagen fuhr durch den Corso, gezogen von Ochsen mit vergoldeten Hörnern, Masken auf dem Wagen sangen köstliche Lieder, die noch niemand gehört hatte. Der Hauptspaßmacher auf dem Wagen nannte sich Signor Formica. Alle Welt sprach von dem Wagen und, als Signor Formica die Maske abnahm, erkannte man Salvator Rosa. Er war auch Dichter und ein guter, eigenthümlicher Dichter. Seine Gemälde giengen reizend ab, so sehr er auch ihren Preis erhöhte. Jetzt brach aber der Aufstand Masaniello's aus, und Salvator gieng in seine Heimat zurück, um gegen die Spanier zu kämpfen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen — der Künstler fand wieder eine Zuflucht in Rom, aber alle Unbändigkeit seiner Seele war wieder rege geworden, und er stellte zwei satirische Bilder aus, die alles verhöhnten, was Rom damals Großes und Mächtiges hatte. Nur Flucht konnte ihn retten. Seine Ankunft in Florenz jedoch war ein Triumph. Ferdinand II. empfing ihn als Künstlergröße und war entzückt von seinem Wesen. Salvator machte wieder ein großes Haus und spielte nebenbei Theater. Aber auch in Florenz ließ es ihm keine Ruhe. Er gieng in die Wälder, in die Wildnisse, die seine Phantasie befruchteten. Zuletzt durfte er wieder nach Rom, dem steten Ziel seiner Wünsche. Seine Feinde waren todt, und sein Ruhm warf einen Schleier über sein Vergehen. Er kaufte ein Haus auf dem Monte Pincio und lebte wie ein großer Herr. Eines seiner letzten und berühmtesten Bilder ist „Die Verschwörung des Catilina“. Porträts, aber in der Weise der Naturalisten, namentlich wilde Gebirgsgegenden, einsame Schluchten mit Räubern, Soldaten, Einsiedlern, sind ihm in hohem Grade gelungen. Salvator Rosa starb in Rom 1673.¹⁾ In seiner Landschaftsmalerei hatte er Beziehungen zu Poussin. Doch über die französische und deutsche Malerei an einem andern Orte!

Wenn wir die Geschichte der italienischen Malerei noch einmal überblicken, welch ein Reichthum schöpferischer Geister tritt uns nicht entgegen, und wie einzig ist nicht die Kunstbegeisterung eines ganzen Volkes, welches die Schöpfungen seiner Künstler wie Gaben Gottes verehrte²⁾ und großartige

¹⁾ Eine Biographie Rosas lieferte ein Zeitgenosse Baldinucci. (Neue Ausgabe, Benedig 1830.)

²⁾ Im Schaffen des Schönen ahmen wir Gott nach, so behauptet der alte Vasari — in der Einleitung zum „Leben der ausgezeichneten Maler und Bildhauer“ (Bd. I. S. 13): „Als der allmächtige Gott das Weltall geformt und den Himmel mit glänzenden Lichtern geschmückt hatte, stieg er hernieder auf die Erde, den Menschen zu bilden, und sein erschaffender Geist enthielt das erste Vorbild der Bildhauer- und Malerkunst, das Vorbild, nach welchem allmählich Statuen und Bildhauerwerke geformt, schwierige Stellungen und Umrisse und für die ersten Malereien Weichheit, Uebereinstimmung und Abstufungen von Licht und Schatten gefunden worden sind. Das erste Modell, aus welchem das erste Menschenbild sich gestaltete, war demnach aus Erde geformt, denn der göttliche Baumeister der Zeit und des Raumes wollte, als allvollkommen, durch die Unvollkommenheit des Stoffes den Weg bezeichnen, hinwegzunehmen und hinzuzufügen, gleichwie gute Bildhauer und Maler durch Hinzufügen und Wegnehmen ihre mangelhaften Entwürfe zu der Vollendung führen, welche sie ihren Werken geben wollen. Diese Gestalt schmückte Gott mit lebendigen Farben, und dieselben Farben sind später von der Malerkunst aus den Schichten der Erde gewonnen worden, um alle Dinge nachahmen zu können, welche in ihr Gebiet gehören.“

So machte die Ansicht jener Zeit Gott selbst zum Lehrer der Malerei und Bildhauerkunst. Vasari unterläßt aber auch nicht, hin und wieder in seinem großen Werke zu

Gemälde in Procession aus der Werkstatt des Künstlers in die Kirche trug! Scheint Italien nicht heute noch das Vaterland des ewig Schönen zusein!?! Die neue Geistesrichtung in Deutschland hat in jener Zeit die Bilder aus den Tempeln geworfen und alle bildliche Darstellung göttlicher Dinge für Entweihung des Himmlischen erklärt. Italien aber blieb der alten Richtung treu und schmückte seine Tempel von neuem mit den herrlichsten Gemälden! Rom, die Hauptstadt der alten Religion, ist auch das große Pantheon der Kunst, und die Wohnung des Oberhauptes der Kirche enthält eine Sammlung von Kunstwerken, wie keine andere in der Welt vorhanden ist. Es heißt: wo der Geist Gottes ist, da ist die Freiheit! Wir dürfen aber gewiß auch sagen: wo der Geist der Kirche weht, da ist die Schönheit! Die Kirche gab den Künstlern nicht nur Beschäftigung, sondern auch die höchste Begeisterung. Am Altar fand die Kunst immer eine Zuflucht! In Italien selbst ist es merkwürdig, daß in Umbrien, wo der heil. Franciscus gelebt hat, auch die idealste Richtung später in der Malerei gepflegt wurde. Mögen andere Völker stolz sein auf den Ruhm der Schlachten, auf die Größe ihrer Flotten, auf die Fülle ihres Reichthums — Italien kann immer hinweisen auf die schönste Zierde des Menschen, auf den Schmuck der Schönheit!

Italien
und das
Schöne.

bemerken, wie der Künstler, wolle er wahrhaft Schönes gestalten, in veredelter Stimmung sein müsse (l. c. I. p. 260): „Niemand glaube (denn es ist kaum möglich, wie tägliche Erfahrung uns lehrt), daß man ohne Gottesfurcht und Gottes Gnade und ohne edle Sitten zu einer ehrenvollen Stufe wird gelangen können.“

Aber nicht bloß die Künstler, sondern ihre Zeitgenossen sahen in der Bildung des Schönen einen Gottesdienst, auch von Seite derer, welche die Künstler bloß unterstützten. Ein alter Chronist, Limon, berichtet gelegentlich des Kirchenbaues von Tutbury: „Es ist gewiß zu verwundern, wenn man von Geburt aus mächtige, stolze und reiche Leute sieht, die sich an einen Wagen spannen, um Steine, Kalk, Holz und andere zum Werke nöthigen Dinge dem Gottesbaue zuzuführen. Ofters zogen an tausend Personen, Männer und Frauen, an einem Wagen mit einer ungeheuren Last, und doch herrschte dabei das tiefste Stillschweigen. Wenn sie rasteten, so bekannte der eine oder der andere unter bitteren Thränen der Reue öffentlich seine Sünden und verlangte öffentlich die Losprechung und das Trostwort des Priesters. Wer sich dem Schweigen und der Arbeit im Bußgeist nicht unterziehen wollte, der wurde nicht gelitten und von den andern fortgeschickt.“ — (Caumont, Histoire sommaire de l'Architecture religieuse. Chap. VIII. Paris 1836. Vergl. Brunner's „Kunstgenossen der Klosterzelle“, IV.) Ohne diese Anschauung wäre uns nicht so viel Schönes überliefert worden.

Register.

- A.**
- Alfist 563, 564.
 Argau 39.
 Abbas I., der Große, von Persien 284.
 — Mirza 283.
 Ahen Abu 493, 494.
 — Gumeja 493.
 Abendmahl, heil. 18, 19, 24, 37, 42, 45, 47, 49, 95, 119, 132, 138, 190, 200, 204, 206, 207, 302, 337, 389, 393.
 „Abendmahl“, von Leonardo 880, 881.
 Akerbeem 34.
 Akeissinen 596.
 Achtein, niederländische 504.
 Academia della Crusca 810, 820, 849.
 — Fama 820.
 — Verq. Akademie.
 Accajo 821.
 Accommodationsstreit 423.
 Acqui 96.
 Aca 277, 471.
 Acre, Saint-Jean d' (Ptolemais) 238—240, 242, 246.
 Act of Supremacy 11.
 — — uniformity 331 f.
 Actium, Schlacht bei 263.
 Adam, Erzvater 389.
 Adams Sünde 41.
 Adalia 251.
 Addison 708, 741.
 Adel in Aragon 637.
 — Deutschland 112, 202, 516.
 — Frankreich 299, 300, 302, 303, 602, 622, 624, 640, 714, 717.
 — innerösterreichischer 451, 458, 459.
 — niederländischer 497, 498, 502, 504 ff., 517, 522, 575.
- Adel Nordenglands 312.
 — in Portugal 592, 593.
 — — Schottland 31, 32, 33, 34, 35, 49, 338, 347, 373, 614.
 — — Spanien 488.
 — Valencia 662.
 Adelheid von Manden 498.
 Adheidschan 283.
 Adiphora 138.
 Admont 456.
 Adolf von Holstein 334.
 — — Schaumburg, Erz-
 bischof von Köln 118, 442.
 Adorf, Schlacht bei 116, 119.
 „Adoptivschwester des Königs“ 21.
 Adriani 274.
 Adriatisches Meer 187.
 Adventurier 687—690.
 Agina 67.
 Agypten 187, 240, 241, 245, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 265, 403, 749, 846.
 Amiliani, Hieronymus 479.
 Amterverkauf 694.
 Aerschot, Herzog von 514, 617, 522, 574, 576.
 Aethiopien 786.
 Atna 783.
 Afnra 146, 230, 401, 431, 435, 476, 491, 492, 494, 496, 663, 686, 747, 754.
 Afnra 146.
 Agende für Österreich 199.
 Agesslavs 437.
 Agnes von Mansfeld 442.
 Agam 279.
 Agricola, Michael, Hosprediger 123, 132.
 Agrippa v. Nettesheim, Heinrich Cornelius 213 f., 220.
 Agro Colonna 404.
 Aguilar, Graf 663, 760.
 Ahmed I. 290.
 Aidin, Landschaft 241.
- Aignos 293.
 Aignes Mortes 556.
 — — Zusammenkunft zu 71.
 Aichylos 737, 748, 761, 765.
 Aik 66, 629, 653.
 Akademie de los Nocturnos 760.
 — der Crusca 810, 820, 849.
 — im Vatikan 394.
 — in Florenz 844.
 — kaiserliche, in Peking 418.
 — „platonische“ 820.
 Akademien in Italien 814, 816, 819, 820, 826.
 Affon 238—240.
 Al Gesti in Rom 401, 852.
 Alamanni, Luigi 811, 813, 817, 824, 826, 830.
 Alarcon, Juan Ruiz de 761.
 Alava 522.
 Alba, Ferdinand, Herzog von, Feldherr und Statthalter 82, 84, 114, 121—123, 141, 162, 164, 222 f., 224, 226, 272, 274, 310 f., 318, 368, 369, 370, 484—486, 492, 500, 508, 524 ff., 565 f., 569, 575, 586, 593 ff., 744, 747, 754.
 — Don Fadrique, Sohn des Statthalters 537, 540.
 — Don Ferdinand, Sohn des Statthalters 526.
 Albani, Francesco, „Maler der Zierlichkeit“ 918 f.
 Albanien 250.
 Albani, Herzog von 32, 33, 34.
 Albas, die, Morgenlieder 742.
 Albain 492.
 Albert, Cardinal 596.
 Alberti, Leo Battista 870.
 Alberto von Este 801.
 Albiß, Paß 88.
 Alboin 813.
 Albornoz 769.

- Albrecht, Erzherzog 485, 655, 656, 670, 672, 673, 674, 695, 699, 719.
 — V. von Bayern 156, 280, 441, 445, 459.
 — von Brandenburg-Culmbach, Markgraf 112, 118, 122, 153f., 160f., 164f., 198f.
 — — — Mainz 97.
 — — — Preußen 97. 185.
 — — — Mansfeld 123, 140.
 Albrecht, Johanna b' 75—77, 304, 313, 316, 319.
 Albuarras 494.
 Alcabala 534, 536, 538, 543, 667.
 Alcalá de Henares, Universität 270, 436, 478, 493, 570, 583, 746, 754, 778, 789.
 Alcantara 594, 773.
 Alcazar 487, 595, 797.
 Aciati 40, 54.
 Alcobaça 595.
 Alcuin 40.
 Albedonde, Herr von 513; *siehe* Marrix.
 Aldobrandi 884.
 Alençon, Franz, Herzog von, Sohn Heinrichs II. 292, 317, 318, 374, 550 bis 554, 556—559, 562, 574, 579.
 — Karl von 56, 57.
 Aleppo 435.
 Alessandro v. Florenz; *siehe* Medici.
 Alexander III., Papst 243, 244, 245, 910.
 — IV., Papst 847.
 — VI., Papst 404.
 — VII., Papst 169.
 — der Große 667, 768.
 — Jarneje 266, 270, 375, 484, 493, 577, 581 ff., 589, 590, 600 f., 610, 612, 614, 625, 627, 633, 639, 640, 643, 671.
 Alexandrien 241, 253.
 Alexandrinervers 760.
 Alexios, „König“ von Cyprien. 254.
 Alfonso II. von Asturien, der Fleusche 771.
 — V. v. Asturien-Leon 596.
 — VII. von Castilien 767.
 — X. von Castilien, „der Gelehrte“ 742, 751, 769, 771
 — XI. von Castilien 771.
 — del Castro 169.
 — I. von Ferrara (Este) 385, 801, 802, 803, 910, 923f.
 Alfonso II. von Ferrara 452, 806, 807, 818.
 — Bastard Ferdinands I. v. Neapel 259f.
 Algarbien 594.
 Aligarotti 910.
 Algier 77, 80, 82, 103, 187, 232, 262, 277, 744, 747, 748.
 Alguazil des Heiligen Amtes 636.
 Ali Mirza 283.
 — Pascha 265.
 Alidossi 902.
 Alimant, göttliches 42.
 Aliz Barnham 711.
 — von Champagne 238f.
 Aljaseria 636.
 Alismaar 537, 542.
 Almagna, Giovanni da 876.
 Allegorien 729.
 Allegri, Antonio 907.
 Alleinslehre 290.
 Allen, Dr., Wilhelm 373, 614.
 „Allgemeine Chronik“ von Sebastian Franck 215.
 Allobroger 43.
 Alori, Christofano 921.
 Alumbrosos, Secte der 408.
 „Almagest“ 178.
 Almenaras 636.
 Alnovigi, Andrea 878.
 Alpujarras 492.
 Alt-Castilien 464, 753, 767, 791.
 Altarsacrament 109, 646.
 Altenburg 165.
 Alterthum, classisches 12, 798, 834; *siehe* Antike.
 Atliadi 119.
 Awa 534.
 Alvarez, Luiz, Prediger 596.
 Amadeus V. von Savoyen 44.
 — VIII. von Savoyen 44.
 „Amadis von Gallien“ 405, 465, 500, 751 f.
 Amalrich von Lusignan 236, 237.
 — — — Cyprien 237, 240.
 Amanguchi 415.
 Amasia 228.
 Amazonenstrom 427, 432.
 Amboina 414, 469.
 Amboise, Friede von 307, 308.
 — Jacques d' 651.
 — Schloß 296.
 Ambrogini, Angelo 799.
 Ambrosius, heil. 394, 402, 481.
 Amerika 423 ff., 435, 483, 666, 667, 685, 741.
 Amerikaner 424.
 Amiens 651, 656, 672.
 „Aminta“ 807.
 Ammirato, Scipione 844, 845.
 Amnestie 31.
 Amphiktyonenbund, neuer 718.
 Amstorf 102, 104, 204.
 Amsterdam 541, 543, 578, 579, 580, 668.
 Anagni 222.
 Anafrene 791.
 „Anales de la Corona de Aragon“ 778.
 Analogie, Methode der 710.
 Anastro 589.
 Anatomie 54, 55, 861, 868, 881, 885, 913.
 Andjeta 426.
 Ancona 244, 873.
 Andalusien 492, 494, 667, 748, 766.
 Andelot, Franz von Coligny, Herr von 225, 297, 316.
 Andernach 54.
 Andrea, Jakob 207.
 Andreas II. 238.
 Andronicus, Lehrer des Ambrogini 799.
 Andronikos IV., Gegenkaiser 249.
 Angela Merici 478.
 Angelus, Frater 611.
 Anghiari, Sieg bei 882.
 Anghiera 853.
 Anglicanismus 332, 337, 373 f., 696, 698.
 Anjo, Jean 53.
 Angola 435.
 Angoulême, Herzogthum 89.
 — Bastard von 317.
 — Karl von 64, 65, 67.
 Angrogne 147.
 Anquilara, Gianandrea 813.
 Anhalt 92, 183, 640.
 Ancicier 393.
 Anjou, Franz von 374; *siehe* Franz.
 — Herzog, Heinrich v. 277 f., 312, 314—316, 318 bis 324, 370, 371, 542, 550; später Heinrich III. von Frankreich.
 — Herzogthum 148, 558.
 — in Neapel 149, 221.
 Anna Askew 25.
 — Boleyn 4 ff., 15, 17, 57, 331, 342.
 — Gemahlin Lranien's 548.
 — Maria von Osterreich, Gemahlin Philips II. 272, 485, 594, 763.
 — von Bretagne 385, 629.
 — von Cleve 20, 86.
 — von Egmond 499.
 — von Sachsen 500.

- Anna von Schauenburg 787.
 Annaberg 118.
 Annapolis 713.
 Annaten 10, 300.
 Anneck 467, 468.
 Anjerus, heil. 768.
 Antichrist 95.
 Antigone 737.
 Antigonus 88.
 Antike, classische 12, 798, 834, 854, 860ff., 863, 864, 867, 868, 869, 872, 875, 878; vgl. Classifier.
 Antillen 435.
 Antiochien 236, 238, 239.
 Antitrinitarier 387, 388.
 Anton von Navarra (Bourbon) 86, 293, 294—296, 298, 300, 303, 304, 306.
 — von Schauenburg 442.
 Antonello da Messina 868, 874, 876.
 Antonio, Fra 859.
 — Prior von Crato 592, 593, 594, 595, 596.
 Antonius, Triumvir 263.
 Antwerpen 489, 496, 503, 505, 509, 516, 519, 521, 523, 526, 531, 532, 538, 539, 545, 564, 574, 575, 578, 584, 586, 589, 590, 600, 612, 667.
 Anvers 318.
 Anwartschaften 191.
 „Apologie“ der Augsburger Confession 193.
 — Orantens 531.
 Apoplexie 212.
 Appellation nach Rom 11.
 Apulejus 801.
 Apulien 813.
 Aqua felice 404.
 Aquaviva, Cardinal 747.
 Aquitanien 556.
 Araber 408, 407, 771, 778.
 — in Spanien 742.
 Arabien 187, 235, 675.
 Araceli 267.
 Aragona 804.
 Aragonien 50, 176, 181, 182, 252, 257, 271, 478, 633, 635, 637, 639, 662f., 672, 774, 778.
 Aramont 163.
 Aranjuez 525, 658, 662, 797.
 „Araucana“ 267, 787.
 Araucaner 428, 788.
 Arauco 787.
 Arbe 849.
 Arca di San Domenico in Bologna 884.
 Archimedes 55.
 Architektur der Renaissance 864ff., 870.
 Archiv zu Simancas 486.
 Arcilla 596.
 Ardres 655, 658.
 Arelat, Königreich 66.
 Arenberg 312, 507, 514, 523, 528, 695.
 Arenella 925.
 Arequipa 481.
 Aretino, Pietro 814ff.
 Arezzo 815.
 Argamassilla 750.
 Argensola, Bartolome Leonardo de 760, 779, 791.
 Argos 250.
 Argyll 34.
 Argyle 342, 346, 352, 353, 361, 363.
 Argynopolus 799.
 Arias 792.
 Arrier 749.
 Arima 416.
 Aringhi 462.
 Ariosto, Lodovico 728, 802ff., 811f., 814, 824.
 Aristarch von Samos 209.
 Aristophanes 830.
 Aristoteles 387, 401, 760, 768, 817.
 Aristoteliker 390.
 Arlechino 813.
 Arles 66.
 Arley 498.
 Arlon 84.
 Armada „unüberwindliche“ 612ff., 643, 679, 684f., 687, 689, 748, 754.
 — zweite 680.
 Armenien 286, 240, 252, 846.
 Armenier 237, 435.
 Armenversorgung in England 26, 692.
 Arminius 676f.
 Arnauld, Anton 652.
 Arnfels 457.
 Arona 393.
 Arpino, Ritter von 919.
 Arques 624.
 Arran, Graf 35, 334, 336, 373.
 Arras 501, 502, 508, 574, 584, 667.
 Arschot, Herzog von; sieh Herschot.
 Artevelde 72.
 Arthur, das Urbild des Ritterthums 240, 728, 811.
 — Prinz 2, 9.
 Artieda, Andres de 760.
 Artikel, Buch der zehn 17.
 — die neununddreißig 332.
 — Statut der sechs 19, 24, 26.
 Artikel, die zweiundvierzig 28, 332.
 — schmalcaldische 95.
 Artillerie 72, 225.
 Artißen-Collegium 440.
 Artois 67, 72, 89, 153, 163, 182, 496, 501, 515, 565, 584, 585.
 Arundel, Graf von 26, 334.
 Ascalon 242.
 Aschaffenburg 117.
 Ascoli 402.
 Aslam, Roger 327.
 Asien 435, 667, 694, 768.
 „Asinaria“ 812.
 Aske, Robert 16.
 Assew, Anna 25.
 Asolo 260.
 Asperg 61.
 „Asseruation“ vom Jahre 1571 200, 280.
 Assisen 237, 260.
 Assisi 855, 857.
 Association 376.
 Assuncion 428, 429, 481.
 Asti 63, 64.
 Astorga 768.
 Astronomie 210, 417ff., 709.
 Astronomen, sinesische 420.
 Atheismus 390, 391.
 Athen 765, 886.
 Athener 768.
 Athol 361.
 Athos, Berg 776.
 Atlantisches Meer 435.
 Atschin 690.
 Attila 900.
 Aubigny, Herr von 378.
 — Vater 721.
 Auersperg, Herbart von 282.
 — Andreas von 285.
 Augier 437.
 Augsburg 59, 61, 92, 101, 116, 118, 126, 129, 131, 134, 135, 137, 139, 143, 153, 154, 155, 185, 386, 395, 398, 400, 401, 439, 689, 796, 911.
 Augsburger Confession 97, 130, 161, 171, 183, 186, 190, 194, 198, 199, 200, 207, 280, 281, 400, 443, 499f., 517, 521.
 — Edict 106.
 — Interim 132; i. Interim.
 — Religionsstiftung 170—173, 183, 184, 186, 189, 441, 443.
 August von Sachsen, Kurfürst 165, 171, 195, 203, 206, 207, 516.
 — III. von Sachsen-Polen, Kurfürst 907.

- Augustin, heil. 177f., 464, 466, 847.
 Augustiner 387, 422, 427, 432, 579, 785, 820.
 Augustus 489.
 Aulen 46.
 Aumale, Herzog von 619, 621, 640, 651.
 Auneau 606.
 Auslegung des Neuen Testaments 24.
 Aussee 456.
 Auto-da-fé 489.
 „Autos sacramentales“ 743, 746, 759, 765.
 Auvergne 325, 715.
 Avanzo, Jacopo d' 860.
 Avellaneda 751.
 Avenelles, des 296.
 Avicenna 212.
 Avignon 66, 472, 480, 555, 857.
 Avignoner Papstthum 862.
 Avila, Don Luis de 154, 178, 544, 564.
 — Gaspar de 760.
 — Stadt 464, 465, 466, 754.
 Avon, Fluß 732.
 Avmoren 426.
 Azaveda, Rodriguez de 486.
 Azbedo, Enriquez von 648.
 Azincourt, Schlacht von 225.
 Azoren 595, 596, 687.
 Azzo V. 800.
 — VI. 800.
 — VII. 800.
- B.**
- Babington 376, 377.
 Baboia 285.
 Babylon 768.
 Baccio 897.
 Bacon von Verulam, Francis, Philosoph 399, 424, 437, 638, 704—711.
 — Nicholas, Vater des Philosophen 330, 367, 704.
 Badajoz 792.
 Baden 170, 183, 198.
 — Markgraf von 315, 316.
 Baffin, William 685.
 Baffo, Geschlecht der 275.
 Bagdad 283, 290, 435.
 Baglioni 264.
 Bahia 425, 426.
 Baifo, 242, 246.
 Bajefid, Sohn Suleimans II. 228, 229, 283.
 Bajerzese 526.
 Balanzoni 813.
 Balbi von Urbino, Bernardo 824.
 Balduin v. Ibelin-Rama 237.
 Balduin V. von Jerusalem 236.
 Balfour 356.
 Baliol Johann 32.
 Balladen, englische 726, 770.
 Ballard 377.
 Balihafar, Fürst-Abt 441.
 Bamberg 164.
 Bamberger Recht 215.
 Banco, Tommaso di 857.
 Banditen (Banditi) 401 f.
 Bann 10, 18, 71, 490.
 Bannrecht 42, 91, 205.
 Bantam 668, 669, 670, 674, 690.
 Banza 435.
 Baptisterium in Florenz 856, 870, 871.
 Barage 433.
 Barbara Blomberg 180.
 Barbareken 262, 268.
 Barbarijo 265.
 Barbarossa, Kaiser 910.
 — sieh Chaireddin.
 Barbas 146, 147.
 Barbieri, Giovanni Francesco 920.
 Barcelona 72, 142, 263, 407, 493, 525, 742.
 Barden 726.
 Bardibivernio, Giovanni 819.
 — Donato di Niccolò 871.
 Barents, William 668.
 Barfüßerinnen 758.
 Barlaäus 677.
 Bar-le-Duc 59.
 „Barmherzigen Brüder“, die 478.
 — Schwestern“, die 476.
 Barnabas, heil. 480.
 Barnabiten 480.
 Barnham, Alfiz 711.
 Barnim XI. von Pommern 62, 92.
 Baroccio, Federigo 921.
 Barod 869.
 Baromet 694.
 Baronius 462, 463, 654.
 Barretto, Alfonso 436.
 Barricadentag 609, 614.
 Bartholomäusnacht 277, 320ff. 326, 372, 539, 540, 542, 549, 551, 552, 556, 558, 559, 562, 621, 807.
 Bartolo, Taddeo di 858.
 Bartolommeo, Fra 897.
 Barton, Elisabeth 11.
 — aus Bergamo 875.
 Bartich, Zacharias 145 f.
 Bafel 37, 40, 44, 49, 50, 54, 55, 95, 212, 213, 215, 386.
 „Basilicon doron“ 697.
 Basilika, altrömische 865.
 — San Lorenzo 870.
 — San Spirito 870.
 Bassano 250, 914, 923.
 Bassi, Matthäus 478.
 Baisompierre 719.
 Bafia, General 288.
 Bafia 146.
 Baille 632, 716.
 Bataver 495.
 Batavia 670.
 Båthor 144.
 Båthory Andreas 288.
 — Christoph 287.
 — Sigismund 287, 288.
 — Stephan 202, 278, 287, 403, 845.
 Bauernstand in England 692.
 — in Frankreich 712—714.
 Baukunst; sieh Architektur.
 — altklassische 864 f.
 — römische 797.
 Bayern 59, 60, 69, 98, 102, 111, 114, 156, 170, 194, 280, 324, 437, 440, 441, 443, 718.
 Bayonne 74.
 Baza, Maria de 788.
 Bazzi, Gianantonio 906.
 Béarn 296, 314, 480, 550, 600, 638, 653, 654, 721.
 Beaton, David, Cardinal 336, 357, 712.
 Beatriz von Savoyen-Portugal 63.
 Beaumont 578, 733, 740.
 Beaune, Renaud de 381.
 Beauvais 651.
 Beccabelli 862.
 Beccari, Agostino 817.
 Becker, Balthazar 220.
 „Bede“ 534.
 Bedmar 851.
 Beduinen 663.
 Beichte 63, 138.
 Beirut 238, 253.
 Beja, Herzog von, Lui 592.
 Bekenntnis, Augsbürgisches 500; sieh Augsbürger Confession.
 Bèses, Caspar 278.
 Belem 594, 595.
 — Thurm zu 780.
 Belgen 495.
 Belgien 84, 307, 600, 641, 717.
 Belin 649.
 Bellarmin 818.
 Bellay, Cardinal du 55.
 Bellini, Giovanni 875 f., 908, 910, 923.
 Belluno 250.
 Belmonte, Luis de 762, 785.
 Belriguardo, Villa 807, 808.

- Beltram auf Loyola, Ritter 405.
 Beltramo von Mailand 813.
 Bembo, Marco 259.
 — Pietro, Cardinal 260, 387, 802, 821—823, 898, 904, 911.
 Benedict, heil. 405.
 — XIII. 33.
 — XIV. 381.
 Benedictiner 54, 479, 482, 627, 779, 825.
 Benefert 187.
 Beneficienhäufung 191, 300.
 Bentivoglio, Guido, Bischof 852.
 — Cardinal 330.
 — Ercole, Catyrifer 824.
 Benvenuto Cellini 53, 915 ff.
 Berberei 873.
 Berberfürsten 492.
 Berbern 494.
 Berceo, Gonzalo von 767.
 Berg 85.
 Bergamo 250, 804, 810, 813, 824, 853.
 Bergen 271.
 — Abriaen van den 671.
 — Kloster 207.
 — Markgraf von 515, 535.
 Bergerac 562, 597, 598.
 Bergwerke 713.
 Berlaymont 501, 514, 515, 522.
 Bern 36, 37, 39, 44, 45, 64.
 Berner 38.
 Bernabo von Mailand 251.
 Bernaldez, Andreas 772.
 Bernard-Castle 369.
 Bernescho 824.
 Berni, Francesco 802, 824 f.
 Berquin 57.
 Berry 558, 601.
 Bertius 677.
 Bertoldo 883.
 Berulle, Pierre 463, 472.
 Bejançon 192, 501, 508, 509, 590.
 Bethlen, Gabriel 288.
 Bethune, Maximilian de 712.
 Bettler in England 26, 692.
 Bewässerung der Sierras 664.
 Beza, Theodor 41, 51, 295, 302, 305, 307, 387, 516, 602, 641, 642.
 Bibars, Sultan 239.
 Bibbiena, Cardinal 814, 825, 902.
 Bibel 45, 147, 178, 215, 300, 336, 387, 396, 696, 725.
 — Rassaels 902.
 Bibellesen 18, 21, 24.
 Bibelstudium 40.
 Bibel-Übersetzung 18.
 Biberach 152.
 Bibliothek, ambrosianische 395.
 — im Escorial 489.
 — vaticianische 404.
 Bibliotheken der Klöster 16.
 Bibassoa 310, 793.
 Bidlis 283.
 Bihacz 285.
 Silber, Gebrauch der 17.
 Silberstürmerei 45, 383, 519 ff.
 Binch 578.
 Biraque 322.
 Biron 313, 626, 715.
 Biscaya 176.
 Biscayer 745.
 Bischöfe, anglicanische 696, 701.
 — deutsche 130, 132, 191.
 Bischöfliche Gewalt 849.
 Bischofswahlen 397.
 Bistümer in den Niederlanden 502.
 Bladwater 681.
 Blanca von Castilien 631.
 Blancard 67.
 Blanchet, Pierre 48.
 Blandrata, Georg 388.
 Blank verse 730.
 Blarer 61.
 Blaubart, neuer 21.
 Blavet 658.
 Blois 53, 58, 62, 295, 296, 317, 319, 371, 560, 597, 612, 616, 617, 619, 621, 827.
 Blomberg, Barbara 180.
 Blount, Elizabeth 4.
 „Blutartifel“ oder sechs Artifel Heinrichs VIII. 19, 24, 26.
 Bluthochzeit 371.
 Blutrath 526.
 Bobadilla 408, 436.
 Boccaccio 241, 727, 782, 798, 804, 821, 862.
 Bocconio, Marino 248.
 Boeslan, Georg 235.
 — Stephan 287, 288, 289.
 Böhmen 12, 116, 119, 120, 125, 143, 191, 193, 196, 197, 200, 202, 288, 432, 665, 718, 720.
 „Böhmische Confession“ 200.
 Boemund V. v. Antiochien 238.
 Börde von Sevilla 797.
 — zu London 691.
 Boethius 178.
 Boetie, Etienne de la 150.
 Bohémiens 749.
 Boileau 760.
 Bois-le-Duc 503.
 Bojardo, Matteo Maria 800 f., 803.
 Boleyn, Anna 331; sieh Anna.
 Bologna 91, 92, 127, 128, 129, 130, 131, 210, 386, 399, 402, 403, 436, 439, 808, 813, 820, 843, 844, 860, 878, 884, 911, 916, 917, 918, 920, 921, 923.
 — Concil 135, 136, 139.
 — Univerſität 9.
 Bolsec 49.
 Boljena 900.
 Bolswaerd, Kloster 497.
 Boltraffio 882.
 Bombastus, Philippus Aureolus 211.
 Bommel 547.
 Bonaventura, heil. 466.
 Bondone 856, 857.
 Bonifazio 851.
 Bonifaz VIII. 399, 403, 834.
 — IX. 801.
 Bonifazio Veneziano 912.
 Bonn 105.
 Bonner, Bischof v. London 25.
 Bonnet 642.
 Bonomi, Nuntius 443.
 Bonvicino, Alessandro 912.
 Bonzen 418, 421.
 Book of discipline 337.
 Bordeaug 74, 149, 560, 601, 653, 657.
 Bordone, Paris 912.
 Borghesische Gallerie 897.
 Borgia, Cesare 827, 828, 862.
 — Franz heil. 179.
 — Lucrezia 385, 801 f., 822.
 Borgo felice 401.
 Borgo in Rom 900.
 — XI. auf Malta 231 f.
 Borromeo, Carlo 393 ff., 398, 465, 820.
 — Friedrich 395.
 Borso von Este 801 f.
 Boscan, Juan 744, 783.
 Boſco 398.
 Boſjo 463.
 Boſcoli 823.
 Bosniaken 278.
 Bosnien 278, 285, 718.
 Bosphorus 145.
 Boffage 865.
 Boſſu 537.
 Boſſuet 444, 477.
 Botanik 54, 55.
 Botelli, Leonard 589.
 Bothwell 345, 348—359, 362, 363, 366, 367.
 Botticelli, Sandro 873.
 Boucher 623.
 Bouchet 416.
 Boucicault 253.
 Bouques 580.
 Bouillon 717.

Bouillon, Herzog von 715.
 Boulogne 58, 88, 89, 147,
 150, 553, 604, 624, 680.
 Bourbon, Anton: *siehe* Anton
 v. Navarra-Bourbon.
 — Charlotte 254.
 — Johann von 225.
 — Karl von, Comtesse 223,
 843, 915.
 Bourbonen 293, 297, 298, 301,
 655, 711.
 Bourbonnais 89.
 Bourg 715.
 Bourges 40, 52, 54, 381, 645,
 647.
 Boubines 578.
 Boyd 363.
 Brabant 72, 495, 496, 516,
 565, 574, 576, 612.
 Bracciolini, Poggio 835, 862.
 Braga 591.
 Bragadino 264.
 — Marc Antonio 261.
 Braganza 592.
 — Herzog von 593, 671.
 Brahmanen 415.
 Bramante 891, 892, 898, 902,
 903.
 Brandenburg, Kur 85, 96,
 101, 104, 114, 124, 137,
 140, 143, 152, 171, 183,
 194f., 205, 720.
 — Bisthum 97.
 — Fürstin 96, 137, 195.
 — Culmbach 112, 114, 118,
 122, 153f., 160, 164,
 193f., 203.
 Brandmarkung 26.
 Brantôme 274.
 Brasilien 53, 425, 426, 435,
 669, 674.
 Braunsberg 401.
 Braunschweig 98, 104, 112,
 123, 140, 165, 252.
 — Calenfeld 123.
 Braunschweiger Frage 108.
 Bredin 34.
 Breda 498, 513, 547, 671.
 Brederode 512, 513, 514, 515,
 516, 517, 519, 520, 523,
 524.
 Breibort 672.
 Bremen 123, 140, 205.
 Bremgarten 39.
 Brenner, Paß 156.
 — Martin 453, 456, 457, 458.
 Brescia 250, 478, 820.
 Brescianer 249.
 Breslau 101.
 Brest-Litowsk 389.
 Bretagne 601, 615, 621, 629,
 656.
 Bretonen 53.

Brignonnet 57.
 Brief 612, 636, 637.
 Briſſar 850.
 Briſſac 609, 610, 649, 650.
 Briſſon 632.
 Briſſot 54.
 Brixen, Diözeſe 188.
 Brodhuis 529.
 Brodley 706.
 Broglio, de 231.
 Brouage 560.
 Bruce, Haus 32.
 Bruch an der Mur 232.
 — Landtag zu 279, 281, 443,
 445.
 — Vertrag (Libell) von 279,
 444, 446, 452.
 Brudzewſch, Albert 210.
 Bruderschaft der heiligen Drei-
 einigkeit 460.
 Brüder, böhmische 200.
 Brüggel 72, 73, 421, 496, 503,
 505, 509, 590.
 Brüssel 77, 142, 167, 170, 174,
 176, 194, 224, 293, 370,
 496, 499, 502, 508, 511,
 513, 514, 515, 520, 525,
 526, 528, 529, 531, 533,
 535, 539, 544, 546, 563,
 568, 570, 574, 575, 578,
 584, 651, 672, 676, 719.
 Brür 120.
 Brunelleschi, Filippo 870f.
 Bruni Aretino, Lionardo 835.
 Bruni, Leon 870.
 Bruno, Giordano 387, 390.
 Brusquet 75.
 Bruto, Gianmichele 845.
 Buccleugh 363.
 — Lady 356.
 Bucentoro 245.
 Bucer 37, 95, 96, 99, 105, 133.
 Buchanan 352, 374.
 Buchdruckerei in Graz 445 f.,
 449.
 — in Paris 55.
 — Vgl. Druckerei.
 Buckingham, Herzog von 703,
 707.
 Budaſch 282.
 Bubiſchia 137.
 Bühnen, ſiehende 725; *siehe*
 Theater.
 Buelna, Graf von 773.
 Buen Retiro 764.
 Buenos Ayres 481.
 Büren, Maximilian v. 67, 116.
 — Stadt 547.
 Bürgerleid, katholischer 449.
 Bürgerſchaft in Genf 43.
 Bürgerthum in Deutschland
 37, 190, 200f., 202, 204,
 280f.

Bürgerthum in England 688.
 — in Frankreich 299f., 714.
 — in der Schweiz 37.
 Bugenhagen 61, 93.
 Bugia 83.
 Buhi, Schloß 642.
 Bulgaren 245.
 Bulgarien 278.
 Buonaccorſi, Pierino 906.
 Buonarrotti 811, 883, 890,
 895.
 Buoncompagni 399, 400.
 Buondelmonti 830.
 Buonfigli, Benedetto 877.
 Buoninsegni 834.
 Burgau, Markgraſſchaft 193.
 Burgoß 176.
 Burgund 181, 317.
 Burgund, Graſſchaft 672, 717;
siehe Franche-Comté.
 — Herzogthum 65, 76, 601,
 619, 642, 644, 653, 673,
 715.
 — Königreich 77.
 Burgundischer Kreis 127, 496.
 Burleigh, Lord 328, 679, 681.
 Burnett 850.
 Burrough, Stephan 685 f.
 Burtenbach 113, 114, 115.
 Bus, Caſar de 480.
 Busbecq, Auger Ghislain de
 186 ff.
 Buſchgeuſen 528.
 Buſſeto 106.
 Butler 648.
 Bye, the 695.
 Byron 761.
 Byzantinismus 854.
 Byzanz 242, 243, 258, 286.

C.

„Caballero determinado“
 178.
 Cabot, Sebastian 685, 686.
 Cabreres 146.
 Caccini 819.
 Cadix 467, 672, 679, 687.
 Cadore 791, 910.
 Caen 305, 306.
 Caſar, Caj. Jul. 178, 500, 532,
 775, 838.
 Caſaropapiſmus 697, 698.
 Cahier du tiers état 300.
 Cahors 598.
 Caithneß 34.
 Cajetaner 479.
 Calabrien 85, 87, 385, 813.
 Calahorra 767.
 Calais B, 86, 225, 226, 227,
 305, 338, 655, 658, 672.
 Calatahud 634.
 Calatrava 773.

- Calderon de la Barca 467, 734, 739, 762 ff., 795.
— Page 661.
- Callart, Paolo 913.
- Californien 435.
- Calbaert 917, 918.
- Calvin, Gerard 39.
— Johann 39 ff., 109, 147, 204, 295, 302, 308, 336, 373, 386, 387, 408, 677.
- Calviner 390, 468, 473, 586, 696.
- Calvinismus in England 588.
— in Frankreich 310, 598, 641.
— in den Niederlanden 311, 505, 509, 517, 519, 521, 523, 542, 543, 547, 573, 575, 578, 580, 584, 613, 676.
— in der Pfalz 186, 193 f., 205, 207.
— in Schottland 336, 696.
— in Ungarn 201.
— in Venedig 850.
- Cambrai 87, 103, 182, 226, 503, 600, 653, 672.
— Friede zu 52, 59.
- Cambriage 328, 705, 728, 740.
- Camera della Segnatura 893.
- Camerin 139, 479.
- Camillus 38.
- Camoëns 787.
- Campagna 223.
- Campanella, Thomas 484 f., 666, 718.
- Campeggio, Cardinal 7 f.
- Campi, die 921.
- Campfi 223.
- Campostrefo, Pietro 251.
- Campo Santo in Pisa 857.
- Campovecchio 824.
- Camus, Melchior 436.
- Can de Munno 773.
— — Roa 773.
- Canada 53.
- Canal 615.
— Briare 713.
— du Midi 713.
- „Cancioneros generales“ 770.
- Candi 669.
- Candia 264.
- Candiba Casa 34.
- Cangorima 415.
- Canigiani 821.
- Canisius, Petrus 192, 195, 199, 411, 412, 438 bis 440.
- Cannes de Zurita 773.
- Canstatt 61.
- Canon der Bibel 396.
- Canossa 883.
- Canterbury 2, 3, 10, 11, 14, 17, 24, 169, 684.
„Canterbury Tales“ 727.
- Canzonen 783, 785, 801.
- Cap Breton 53.
- Cap der Guten Hoffnung 668, 674, 690.
— Komorin 414.
- Capelle, La 658.
- Capello 68.
- Capi 244.
- Capitol 893.
- Capodistria 70, 139.
- Caporali, Cesare 824.
- Capponi, Gino u. Neri 828, 835, 844.
- Capreje 883.
- Capverdische Inseln 669, 687.
- Caraccas 481.
- Caracci, Agostino 916 f.
— Annibale 907, 913, 916 f., 918, 919, 923.
— Lodovico 916 f., 921.
- Caraccioli 53.
- Caraffa, Johann Peter, Cardinal, päter P. Paul IV. 221, 392, 409, 479.
- Caravaggio 918, 919, 922, 923.
- Carberry Hill 359.
- Carbano, Girolamo 23.
- Cardinale 597.
- Cardinals-Collegium 130.
- Carducci 792.
- Cariani, Giovanni 912.
- Carignan 88.
- Caripunas 426.
- Carlisle 16, 330.
- Carlos, Don 141, 167, 177, 196, 262, 269—274, 310, 342, 485, 493, 525, 660, 761.
— Sohn Lopez 755.
- Carlowitz, Stanzler 133.
- Carthyle 741.
- Caro, Annibale 822.
- Carofi, Bartolommeo 813.
- Carotta, Gianfrancesco 906.
- Carpaccio, Vittore 876.
- Carpentras 147.
- Carpio, Don Bernardo del 770, 771.
— Miquel de 754.
- Carr, Robert 703.
- Carranza, Bartolome, Erzbischof von Toledo 399, 490.
- Carrara 885.
— Franz von 249.
- Carreuno 792.
- Carriedo 753, 763.
- Carrou, Fluss 33.
- Cartagena in Darien 430 f., 481, 687.
— in Spanien 83.
- Cartier, Jacques 53.
- Casa, Giovanni della 824.
- Casjettenbriefe 349, 351, 362, 366, 367.
- Castagno, Andrea del 874.
- Castalbo 144, 145, 146.
- Castelfranco 908.
- Castello 49.
- Castello 792.
- Castelnau 296, 307.
- Castiglione, Baldassare 783, 823 f., 898, 902.
- Castilien 176, 181, 182, 268, 494, 543, 592, 633, 634, 635, 637, 653, 662, 663, 664, 667, 754, 761, 778, 782.
- Castillejo, Christoval de 786, 787.
- Castillo, Diego Enriquez de 772.
— Juan de 794.
- Castres 657.
- Castro, Alfonso del 169.
— Don Guiller de 760.
— Stadt 67.
- „Castruccio Castracani“ 831.
- Catalanen 779.
- Catalina de Palazios Salazar, Donna 747.
- Catalonien 179, 271, 406, 431, 638, 662, 668, 664, 763, 780.
- Cateau Cambresis, Friede zu 227, 293, 294, 299, 600, 658.
- Catechismus Romanus 191.
- Catelet, Le 225, 653, 658.
- Caterina Cornaro 258—260.
- Catesby, William 698 ff.
- Catone 38.
- Catull 825.
- Cauébec 640, 643.
- Caudenberg, Schloß 174.
- Caupolitan 783.
- „Cautio criminalis contra sagas“ 216, 218.
- Cavaliere, Emilio del 819.
- Cavedone 921.
- Cazes 792.
- Cayley 13.
- Cecil, Robert 681, 695.
— William 328, 337, 341, 343, 348, 360 f., 364, 368, 370; sieh Burleigh.
- Cecils, die 705.
- Celebes 415.
- Celle 138.
- Cellini, Benvenuto 53, 915 ff.
- Ceneda 250.
- Censur 205, 445, 446.
„Centiloquio“ 782.
- Cento 920.

- Cerano 921.
 Cercamps, Friede zu 226, 499.
 Cerezo 792.
 Cerines 252, 256, 257.
 Cerisola, Schlacht bei 83.
 Cerralvo, Marquis von 643.
 Cervantes Saavedra, Miguel de 266, 745 ff., 760.
 Cervini, Marcello 398.
 Cesare Borgia 827 f., 862.
 Cesari, Giuseppe 918, 919.
 Ceuta 595.
 Ceux de la religion 293.
 Ceylon 669.
 Chablais 468.
 Chailloit 610.
 Chaireddin Barbarossa 63, 67, 68, 78, 82, 85, 87.
 Chaldäer 237.
 Chalkis 243.
 Challon 498.
 Chalons 304.
 Chambers 356, 357.
 Chambery 468.
 Chambord, Schloß 53, 153.
 Chambre ardente 632.
 — de l'Edit 657.
 Chambres mi-parties 657.
 Chamiten 749.
 Champagne 65, 88, 304, 310, 477, 601, 629, 651.
 Champlain 713.
 Chancellor, Richard 685.
 Chantilly 75.
 Charité, La 316.
 Charlemont 574.
 Charles, der Henker in Troyes 325.
 Charlotte von Bourbon 254.
 — v. Cyprien 255, 256, 258, 259.
 — Montmorency 719.
 — von Montpensier 548.
 Charny 498.
 Charolais 76, 658.
 Charpentier 324.
 Charlsey 376, 377.
 Chartres 313, 611, 612, 630, 649.
 Chassef Chirrem 228.
 Chaffeneux 54, 147.
 Châstel, Jean 652, 722.
 Chateaubriand, Edict von 294.
 Chateau-Thierry 89, 374, 598.
 Châtelbellein 493.
 Châtelerault, Herzogthum 35, 89, 861.
 Chatillon 297, 473, 474.
 Chaucer 32, 726 ff., 768.
 Chauvny 225.
 Chemie 212.
 Chicha-Wurzel 432.
 Chichimeken 427.
 Chierochitia, Schl. bei 254.
 Childerich 561.
 Chile 428, 481, 686, 787.
 Chimay 578.
 Chinarinde 422.
 Chinon 54.
 Chios 233, 243.
 Chirurgie 55.
 Chiust 883.
 Chlodwig 560, 598.
 Chrastrowitz 285.
 Christaudins 293.
 Christenclaven 747.
 Christi, Gottheit 388.
 Christian III. von Dänemark 78.
 Christina von Hessen 98.
 — von Lothringen, Herzogin 154, 174, 499, 500, 617.
 — von Schweden 921.
 Christine von Steiermark, Gemahlin des Sigismund Bathory 287.
 Christoph von der Pfalz 544.
 — von Oldenburg 123, 160.
 — von Wirtzburg 123.
 — von Württemberg 59, 183, 195.
 Christusglauben 390.
 Christusorden 922.
 „Chronik Alfonsos XI.“ 782.
 — „Allgemeine“ 771.
 — des Turpin 801.
 Chroniken 770.
 Chronist von Indien 767.
 Chyträus 199, 207, 281.
 Cicala Rajcha 286.
 Cicero 327, 781, 823.
 Cid 767, 770, 787.
 Cigoli, Lud. Cardi da 921.
 Cilli 457.
 Cimabue 855, 856, 922.
 Cinaloa 427.
 Cinquecento 864, 865, 866, 867, 868, 869.
 Cipada 825.
 Cione, Andrea 856.
 Circulation des Blutes 50.
 Cisneros, Schauspieler 271.
 Cistercienser 482, 787.
 Cithar 290.
 Città di Castello 896.
 Ciudad Rodrigo 786.
 Civita-Vecchia 837.
 Civitale, Matteo 871.
 Civitella 223.
 Clanschaft 702.
 Clansverfassung 31.
 Clara Eugenia (Isabella) 485, 623, 625, 629, 644 f., 658, 670, 672.
 Clarence, Herzog von 18.
 Classicität 869.
 Classiker 463, 740, 747, 820; vergl. Antike.
 Claudia von Challon 498.
 — von Frankr. Lothringen 292.
 Claver, Petrus 431 f.
 Clavicembalo 819.
 Clavijo 773.
 Clemens V. 240.
 — VI. 241.
 — VII. 5, 6, 9, 10, 11, 55, 92, 93, 94, 135, 404, 479, 480, 654, 823, 824, 832, 836, 843.
 — (VII.), Gegenpapst 44.
 — VIII. 479, 642, 648, 654, 659, 823, 845, 853, 919.
 — IX. 476.
 Clement, Jakob 622.
 Clerical-Seminarien 397.
 Clermont 653.
 Clerus in England 9 f., 12, 24, 331.
 — in Frankreich 56, 58, 299, 300, 559.
 — in Innerösterreich 279.
 — in Osterreich 188 f., 199.
 — in Portugal 592.
 — in Schottland 32, 337.
 — in Spanien 659, 663.
 — römischer 224.
 Cleve 20, 85 f., 105, 317, 720.
 Clidy 472.
 Coadjutoren 410.
 Coccaio, Merlino 825.
 Cochläus, Johannes 100.
 Coconas 552.
 Cölestin III., Papst 237.
 Cölibat 19, 25, 91, 188, 190; vergl. Priesterehe.
 Coello, Claudio 792.
 — Don Alfonso Sanchez 797.
 Coello, Juana 634.
 Cognac 316.
 Coimbra 255, 592, 594.
 Coligny, Caspar, Admiral 49, 225, 277, 297, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 313, 315, 316, 317 ff., 323, 325 f., 516, 539, 549, 556.
 — Franz von, Herr v. Andelot 225, 297, 316.
 Collège royal 55.
 Collegium der Christkirche 4.
 — englisches in Rom 401.
 Collegium Germanicum 191, 401, 436.
 Collegium, griechisches i. Rom 401.
 — Montaigu 408.

- Collegium Montalto 403.
 — Santa Barbara 408.
 — von Clermont 436.
 — von Navarra 315.
 Coloma 780.
 Colonien, portugiesische 595, 668.
 — spanische 666.
 Colonna, Fabrizio 831.
 — Marco Antonio 228, 262, 267.
 — Vittoria 824, 914.
 Colonnas, die 403.
 Colorit 868, 874, 907, 913, 918, 921.
 Columbus 667, 772, 853.
 — der Katafomben 462.
 Columna rostrata 267.
 „Commedia dell'arte“ 813.
 — erudita“ 814.
 Comin 519.
 Comines 178, 834.
 „Comedias a fantasia“ 744.
 — a noticia“ 744.
 „Commedie dell'arte“ 812.
 — erudite“ 812.
 Commendone, Legat 199.
 „Commentaire de la langue grecque“ 55.
 Commercij 88.
 Common-prayer-book 24, 331, 387.
 Comunidades 406.
 Communion unter beiden Gestalten 119; vergl. Abendmahl, heil.
 Como 398, 835, 851.
 Compactaten 200.
 Compagni, Dino 833.
 Compromißs 513, 517, 521, 527, 535.
 Concessio Carolina 76.
 Concil, allgemeines 137, 143, 155, 190, 301, 302, 396, 603.
 — lateranisches 210.
 — protestantisches 49.
 — unabhängiges 152.
 — zu Basel 44.
 — zu Bologna 139.
 — zu Constanz 129.
 — zu Paris 58.
 — zu Pisa 214.
 — zu Toledo 746.
 — zu Trient 103, 106, 108 f., 110, 127 f., 131, 135, 139, 151, 185, 190, 191, 199, 303, 391, 392, 395, 400, 439, 440, 441, 443, 490, 509, 512, 608, 612, 648, 654, 848, 849.
 — Vergl. Synode.
 Concilsbeschlüsse 70.
 Concilsfrage 64, 65, 69, 71, 92, 95, 100, 126 ff., 131, 139.
 Concordie, wittenbergische 96.
 Concordien-Formel 207, 208, 443.
 Concubinat 189.
 Conde, Heinrich v. 314, 315, 320, 323 f., 533, 549 f., 553, 557 f., 560 f., 597, 600, 603, 654, 716, 719.
 — Ludwig I. von 293, 295, 296, 298, 300, 304 f., 306, 307, 309, 310, 312, 314, 516.
 — Prinzessin 555.
 Condivi 884.
 Condottieri 831.
 Conegliano, Cima da 876.
 Coneftaggio 593, 853.
 Conferenz zu Hamptoncourt 695.
 Conferenzen zu München 445.
 Confession, Augsburger 97, 130, 161, 171, 183, 186, 190, 194, 198—200, 207, 280 f., 400, 443, 499 f., 517, 521.
 — Böhmishe 200.
 Confutationsbuch 183.
 Congo 435.
 Conjuratation d' Amboise 296.
 Congreß in Mantua 257.
 Connaught 681.
 Conquista 426, 774.
 Conseil général in Genf 45.
 — in Paris 631.
 Consensus Tigurinus 49.
 Consistorium Calvinis 42, 48, 51.
 Constantin der Große, 92, 405, 901.
 Constantinopel 68, 77, 78, 79, 81, 83, 87, 134, 144, 145, 163, 186, 229, 233, 234, 245, 256, 261, 265, 267, 268, 275, 276, 277, 283, 399, 435, 614, 691, 773, 886.
 Constanz 36, 129, 137.
 Consulate 691.
 Contarini, Andrea 248, 249.
 — Caprar 101, 102.
 — Jakob 248.
 „Contra fueros!“ 635, 636.
 Contra-Hemonstranten 677.
 Convocation 20, 21, 332, 698.
 Copernicus, Nikolaus 208 ff.
 Copus, Rektor Nikolaus 40.
 Corbeil 650.
 Cordova 481, 464, 667, 745, 782, 786.
 Corfu 250.
 Cornaro, Andrea 258, 259.
 — Caterina 258—260.
 Corneille 734, 742, 762.
 Coro 481.
 Corradi, Domenico 873.
 Correa, Peter 426.
 Correggio 794, 868, 906 ff., 916, 921.
 Corfaren 662, 679.
 Corfi, Jacopo 819.
 Corficia 146, 163, 476.
 Corregiano 783, 823.
 Cortes von Aragon 635, 638.
 — in Portugal 592, 593.
 — in Spanien 467, 487, 488.
 — zu Tarragona 638.
 Cortez, Ferdinand 83, 774.
 Cortona 858.
 Corunna 679.
 Corvinus, Johann 78.
 — Matthias 278.
 Cosimo I., Großherzog 201, 843, 844, 845, 915.
 Coße 552, 553.
 Costanzo 851.
 Cotton, Peter 714, 722.
 Couch 717.
 Coulißen 745.
 Court of delegates 11.
 Courtenay 166, 167.
 Courtray 76, 519.
 Coutras, Schlacht bei 605.
 Covenant 336, 337.
 Coventry 369.
 Craigmillar 355.
 Cranmer 10, 15, 16, 18, 19, 20, 23, 24, 25, 26, 28, 29, 49, 169, 386.
 Crato 592.
 Crawford 363.
 Creditwesen 691.
 Creesers 73.
 Cremona 820, 852, 921.
 Crepi il Gerano 921.
 Creßph, Friede von 89, 90, 107, 147.
 Crön, Thomas 453, 458.
 Cromwell, Oliver 477, 484, 573, 726, 901.
 — Thomas 9, 14, 19, 20.
 „Cronica general“ 769.
 Crusca 810, 820, 849.
 Cubillo de Aragon, Alvaro 766.
 Cuenca 760.
 Cüstrin 137.
 Cujas 54.
 Cujus regio, ejus religio 172, 443, 452, 459.
 Cumberland 679.
 Cuzle 377, 378.
 Curtius, Quintus 179.
 Cuzco 481.

- Cypern 235 ff., 249, 250, 251, 255 f., 258 f., 262, 845, 846, 852.
- 2.
- Dabo 146.
- d'Achern 479.
- Dänemark 60, 78, 86, 116, 211, 301, 316, 329, 342, 362, 363, 383, 384, 483, 718, 749.
- Dänen 83.
- Daghistan 284.
- Daguerres 793.
- Dalmasio, Stippo di 860.
- Dalmatien 68, 242, 244, 249, 250, 279, 849.
- d'Amboise, Jacques 651.
- Damiano, Fra 923, 924.
- Damiette 239.
- d'Amour, Gabriel 642.
- Dampville 561, 553, 554, 556, 561.
- Dandolo, Francesco 248.
- Heinrich 245, 248.
- Dante 55, 735, 781, 782, 798, 799, 804, 807, 821, 822, 829, 830, 833, 855, 857, 862, 869, 884, 890, 891.
- Dardanellen 260.
- Dargaut 381.
- Darien 431, 687.
- Darius 768.
- Darnley, Heinrich 343—356, 358—360, 363, 366, 373.
- Dati, Goro 834.
- Dauphiné 553, 555, 556, 603, 629, 633.
- d'Auvergne, Bastard Karls IX. 717.
- David, Advokat 560.
- II. 32.
- Davidischer Ehebruch 41.
- Davila 852.
- Davis, John 685.
- Dawison, Sekretär 380, 381.
- „De autonomia“ 443.
- „clementia“ 40.
- De Heze 564.
- „De incertitudine scientiarum“ 214.
- „monarchia hispanica“ 484.
- „philosophia occulta“ 214.
- „revolutionibus orbium coelestium libri rex“ 210.
- De Thou 274, 325, 452, 592.
- „De trinitatis erroribus“ 50.
- „Decamerone“ 56, 727, 748.
- Defensor fidei 3.
- „Defensoren“ 201.
- Def. Jakob van 674.
- Delfini, Legat 395.
- Delft 544, 562, 678.
- Delfzijl 671.
- Delvin, Lord 703.
- „Démonologie de la Sorbonne“ 648.
- Demosthenes 327, 768.
- Dendermonde 522, 590, 600.
- Demia, Marquez von 661.
- Derbend 284.
- Derry 702.
- Derwische 290.
- Deti 821.
- Deutsche als Söldner 558, 564 f., 566, 579, 582, 583, 593, 602, 603, 604, 605, 606.
- „Deutsche Geschichte“, von Sebastian Franck 215.
- Deutschen, die 87, 88, 385, 495, 689.
- Deutschland 12, 36, 56, 68, 82, 86, 182 ff., 191, 221, 253, 285, 307, 312, 314, 316, 329, 388, 398, 410, 479, 496, 514, 641, 677, 717, 720, 722, 725, 736, 741, 742, 812, 828.
- Deutschlands Einigung 126.
- Deutschorden 160, 185.
- Deventer 503, 671.
- Devereux, Robert 680.
- Devonshire 26, 166, 686.
- Deza 772.
- Diamante, Juan Baptista 766.
- Diana von Poitiers 55, 76, 148, 154.
- Dianowik 323.
- Dionysos, Fest des 723.
- Diaz del Castillo, Bernal 775 f., 781.
- „Dictionnaire de l'Académie“ 821.
- Dider de la Cour 479.
- Diego de Mendoza 467.
- Dieppe 53, 624.
- Dieft 493, 576, 578, 590.
- Dietrich, Rupert 450.
- Dietrichstein, Adam von 271.
- Cardinal Franz von 478.
- Dietrich I. von Holland 538.
- Diez (Dieß), Grafen von 100, 498.
- Dijon 295, 310.
- Dillenburg 498 f., 528.
- Diocletian 177, 178.
- neuer 119.
- Diodati 850.
- Diöcesan-Synoden 397.
- Directorium in Böhmen 120.
- Disciplinar - Verordnungen 398.
- „Discorsi sulla prima Deca di Tito Livio“ 829.
- Dispensen 300.
- Disputa, la 898, 899.
- Doctor, der estatische 467.
- Doctrinarius 480.
- Dogenwahl 243, 245, 247.
- Dogmen 389, 396.
- Dohna 605, 606.
- Dolci, Carlo 922.
- Dole 214.
- Dollé, Louis 652.
- Dom von Parma 907.
- Dombovar 89.
- Domenico Veneziano 874.
- Domenichino 910, 917, 921.
- Domingo 481, 674.
- Dominicaner 390, 398, 405, 416, 422, 427, 428, 430, 439, 482, 484, 490, 622, 634, 665, 858, 880.
- Dominicus, heil. 406, 923.
- Don Carlos 196; sieh Carlos.
- Juan 484; sieh Juan d'Autria.
- — Tenorios 761.
- — „Quirote von la Mancha“ 750, 751, 752.
- Donatello 871, 872.
- Donauwörth 113, 214.
- Doni, Angelo 885.
- Doppelhehe Philipps 98.
- Doria, Andrea 67, 82, 149, 163, 176, 183, 580, 823.
- Gianettino 149.
- Johann Andrea 260 f., 265, 266.
- Palast der 263.
- DOrte, Viconte 324.
- Dortrecht 587, 538, 677.
- Dossi, Doffo 906.
- Donay 401, 510, 565, 584, 585.
- Douglas, Familie 31, 356.
- George 346.
- James 356.
- William 33.
- -Lochleven, George 363.
- — William 351.
- Dourlens 653, 658.
- Dover 20.
- Dovizi, Bernardo 814.
- Dragsholm 362, 363.
- Dragut, Seeräuber 146, 149, 163, 231, 232.
- Drake, Franz 595, 615, 679, 686 f., 691.
- Drakenburg an der Weiser 123.
- Drama, das 723 ff.
- der Alten 742.
- in England 730 ff.

- Drama in Italien 812 ff.
 Dramen in Spanien 741 ff.,
 753 ff.
 Dreieinigfeit 50, 388 f.
 Dresden 100, 118, 206, 500,
 902, 907.
 Deux 306, 557, 646.
 Drontheim 34.
 Druckerei, Altdinkische 822.
 — vaticaniſche 404.
 — Vergl. Buchdruckerei.
 Drufen 403.
 Dyerbe 188.
 Dichtgangir 228.
 Dichtlo 414.
 Du Perron, Biſchof 647.
 Duaren 54.
 Duarte, Sohn Manuels I. 592.
 Dubois 54.
 Dubourg, Anna 294.
 Duccio di Buoninsegna 855,
 857.
 Dudley, Edmund 2.
 — Guildford 29, 168.
 — Robert 334.
 Dünkirchen 226, 590.
 Düren 86.
 Dürer Albrecht 903, 913.
 Duſamel 55.
 Duisburg 539.
 Duibeland 548.
 Dunchurd 699.
 Dunbar 348, 350, 351, 357.
 Dunbarton 368.
 Dunblane 34.
 Dunkel, Biſchof 34.
 Dupleſſis-Mornay 621, 850.
 Duprat 57.
 Durance 146.
 Durazzo, Schlacht bei 241.
 Durchfahrt, nordweſtliche 685.
 Duret 652.
 Durham 369.
 Duſſingdale 26.
 Dwina 635.
 Dyk, van 792, 794.
- É.**
- Eber der Ardennen 531, 536.
 Ebionitiſmus 388.
 Eboli 485, 486, 571, 580,
 633, 634.
 Eck, Leonhard, Manſler 69,
 101, 133.
 Echter von Weſpelbrunn,
 Julius 441.
 Ecuador 427.
 Edict, Augsburg 106.
 — von Chateaubriand 294.
 — Ewiges 569, 570.
 — für Reformen des Rechts-
 weſens 311.
 Edict Rudolfs II. 689.
 — von Nantes 657, 711, 721.
 — von Nemours 601 f.
 — von Rouen 611, 714.
 — Toleranz, in China 422.
 — — in Frankreich 303 f.
 Edinburgh 337, 340, 344,
 346, 347, 348, 450, 351,
 553, 355, 358, 359, 361,
 363, 369, 372.
 Edinburgher Friede 337 f.,
 341.
 Édít de Romorantin 297.
 Eduard III. von England 32,
 726.
 — VI. 20, 23 ff., 31, 35, 49,
 150, 165, 226, 328, 331,
 332, 688.
 Effiat, Geſandter 711.
 Eger 120.
 Egmond, Lamoral 167 f.,
 225 f., 499, 501, 506 ff.,
 509, 521, 522, 525, 526,
 528, 529, 530, 531, 535,
 625.
 — Philipp 531, 626.
 Ehe 396.
 „Ehekrone“ 345, 346, 347,
 353, 354.
 Ehrenberger Klaus 113, 156.
 Eichſtätt 156.
 Eid der Treue unter Hein-
 rich VIII. 11.
 Eidgenoſſen 44, 96, 293;
 vergl. Schweizer.
 Eindhoven 590.
 Einigung in Nürnberg, chriſt-
 liche 97 f.
 Eijenach 122.
 Eifenberg 165.
 Eijenerz 452, 456.
 Eisleben 110.
 Eſſogen 745, 783, 817.
 Eibertus, Dr. 540.
 Elbing 689, 690.
 Elegen 825.
 Eleonore von Cyprien 251, 252.
 — von Oeſterreich (Frankreich-
 Spanien), Gem. Franz I.
 von Frankreich, Schweſter
 Kaiſer Karls V. 5, 71,
 174, 180, 914.
 Eletto 545.
 Elevation der Poſte 96.
 Elicio, Schäfer 747.
 Elinor, ſchön 726.
 Eliſabeth, heil. 97.
 — Barton 11.
 — Blount 4.
 — von England 10, 15, 27,
 28, 80, 167, 168, 203,
 226, 277, 295, 305, 309,
 314, 317, 325, 327—338,
 341, 342, 343, 344, 346,
 348, 449, 351, 352, 355,
 358, 359 f., 361, 362, 364
 bis 382, 399, 533, 536,
 548, 362, 567, 571, 577
 bis 579, 586, 589, 600,
 601, 602, 608, 612—615,
 638, 652, 656, 657, 679 ff.,
 684, 685, 686, 687, 688,
 689, 690, 601, 692, 693,
 694, 695, 705, 719, 727,
 732 f.
 Eliſabeth v. Oeſterreich Frank-
 reich, Gemahlin Karls IX.
 317, 549.
 — von Spanien (Valois),
 Gemahlin Philipps II.,
 Tochter Heinrichs II. von
 Frankreich 150, 227, 270,
 274, 292, 310 f., 485, 623,
 797.
 — Tochter Jakobs I., Prin-
 zeſſin 699, 703.
 — von Nothlit 96, 119.
 Elſaß 155.
 Emanuel I. von Portugal 141,
 583, 591 f.
 — Philibert von Savoyen
 592.
 Emden 524, 688, 689, 690.
 Emilio, Paolo 852.
 Empſon, Richard 2.
 „Encamisada“ 539, 544.
 Encheiridion catholicum
 440.
 Encina, Juan del 743, 817.
 Enciso, Diego Jimenez de 761.
 Engelbert I. v. Raſſau-Dillen-
 burg 498.
 Engelram VII. von Coucy 717.
 Engelsbrücke 402.
 Engelsburg 400, 403, 849,
 915.
 Enghien 88.
 Engländer 88, 668, 670, 689,
 691, 697.
 England 1 ff., 33, 49, 57, 68,
 96, 109, 116, 117, 150,
 165, 174, 203, 214, 221,
 225, 269, 277, 295, 305,
 307, 303, 314, 316, 317,
 327, 336, 338, 341, 343,
 344, 360, 364, 368, 369,
 372, 373, 383, 387, 388,
 401, 459, 483, 514, 516,
 524, 533, 536, 542, 543,
 548, 550, 567, 572, 579,
 586, 589, 590, 634, 639,
 641, 654, 656, 661, 671,
 674, 677, 679 ff., 686, 687,
 692 ff., 695, 702, 718, 723,
 725 ff., 742, 748, 778, 779,
 812, 823, 901.

- England-Schottland 329, 348.
 Enkhuizen 537.
 Ennemoer 213.
 Ennius, der spanische 782.
 Enthez, Warthold 586.
 Entrevue de Bayonne 310.
 Epernai 89.
 Epernon 607, 608, 620.
 — Herzog von 471.
 Epif, altspanische 769.
 Epiker in der Malerei 866.
 Epistot 394, 710.
 Epilepsie 212.
 Epische Gedankmalerei 856.
 Episkopal-Kirche 332; s. h. Anglicanismus.
 Epoden Spaniens 787.
 Epos, englisches 725, 727, 730.
 — italienisches 818.
 — spanisches 781.
 Erasmus von Rotterdam 14, 24, 72, 220.
 Erbfolge-Eid 12.
 Erbherr in Böhmen 126.
 Erbsünde 204, 396.
 Ereilla y Zunñiga, Alonso de 267, 787, 788, 789.
 Ercole I. da Este, von Ferrara 800.
 — II. da Este Ferrara 385.
 Erdödn 285.
 Erdumseglung, zweite 687.
 Ericeira, Graf von 667, 670.
 Erich der Ältere von Braunschweig 98.
 — von Braunschweig-Calenfeld 128.
 — von Schweden 334.
 Erin 702.
 Erivan 284.
 Erlais von Nemours 601 f.
 — Vergl. Edict.
 Erlau 146, 233, 234, 286.
 Erlöjung 396.
 Ermeland 196.
 Ernst, Erzherzog 202, 271, 450, 451, 630, 646, 651, 653, 672.
 — von Bayern 442, 443.
 Erskine, Maria 351.
 Erwählten, die 42.
 Erzplastik 856.
 Escalante 792.
 Eschatologie, Zwinglis 38.
 Esche, van 438.
 Eschiva 237, 238.
 Escorial 225, 439, 581, 658, 659, 777, 778, 797, 798.
 Escovedo 269, 571, 572, 573, 580, 633, 635.
 Espeville, Charles d' 40, 386.
 Espinar, Markgraf von 780.
 Espinosa, Cardinal 271, 485 f.
 — Maler 792.
 Esquivias 747, 752.
 Esjet 68.
 Esser 638, 639, 640, 679, 680, 681, 683, 687, 693, 705, 706, 716.
 Estlingen 152.
 Este 249, 798, 800, 801, 809, 924.
 Esthland 173.
 „Estoria de Espanna“ 771.
 Estrées, Gabriele d' 652, 656, 716.
 Estremadura 494, 667.
 Estyky 78.
 Etaples, Lefèvre d' 56 f.
 Etampes, Herzogin von 75, 88, 915.
 Etienne, Robert 55.
 Etoile, Pierre de l' 40, 54.
 Eugen IV. 465, 858.
 — Sohn Jakobs II. v. Cypem 258.
 Euklid 55.
 „Euphuës, die Reisen eines jungen Atheners“ 727.
 Euripides 744, 783, 813.
 Evangelium 147.
 „Evoe“ 290.
 „Euvre“ 468, 647.
 Exercitia spiritualia 409.
 Exeter 26.
 Experimental = Philosophie 708.
 Eyck, Brüder van 868.
 — Johann van 874.
- F.**
- Faber, Peter (Le Fèvre) 408 f., 438.
 Fabius Cunctator 222.
 Fabriano, Gentile da 860, 876, 877.
 Fackelschlacht 284.
 Fadrice, Don 537, 540.
 Falcone, Aniello 925.
 „Fall Parry“ 375.
 Fallstaff, Ritter 733, 738.
 Famaçosta 237, 241, 251, 252, 256, 257, 259, 261, 262.
 Familienvertrag vom Jahre 1551 143.
 Fara, Häuptling 403.
 Farbengebung 868.
 Farel 44, 45, 46, 51, 147.
 Farnese, Alexander, später Paul III. 69.
 — — Herzog von Parma 583, 612; s. h. Alexander.
- Farnese, Ottavio 114, 130, 139, 150, 499, 582.
 — Pier Luigi 139.
 — Palast 893.
 — Ramuccio 592.
 Fasten 132, 138, 385, 893.
 Fatime, Prinzessin 267.
 „Fausti“ 812.
 Fawkes, Guy 699.
 „Feenkönigin“ 728.
 Feier der Leidensgeschichte 723.
 Feldkirche 350.
 Feliz V., Gegenpapst 44.
 Feltre 250.
 Fenelon 477.
 Ferdinand der Heilige 746, 767.
 — I., Kaiser 36, 52, 59, 61, 68, 69, 75, 79, 80, 81, 85, 89, 90, 91, 96, 98, 100, 103, 104, 116, 119, 120, 122, 125, 138, 143, 144, 145, 151, 155, 157, 162, 164, 170, 171, 172, 176, 183—193, 194, 196, 197, 202, 221, 133, 279, 329, 334, 395, 439, 440, 486, 911.
 — von Innerösterreich, Erzherzog, später Kaiser Ferdinand II. 142, 219, 289, 450, 459, 480, 659, 665, 926.
 — der Katholische 2, 181, 405, 480, 743, 749, 772, 779, 786, 843.
 — I. von Neapel 259.
 — von Tirol, Erzherzog 198, 195, 197, 445.
 — III. von Toscana, Großherzog 896.
 — Sohn Albas 526.
 Ferdinandisches Bündnis 37.
 Ferdinandum zu Prag 192.
 Fère, La 597, 639, 651, 655.
 Fergus 692, 702.
 Ferhad Pascha 284.
 Feria, Herzog von 486, 644, 650.
 Fermo 402, 304.
 Fernel 55.
 Feronnerie, La 720.
 Ferrara 40, 114, 210, 249, 386, 452, 554, 798, 800, 801, 802, 803, 806, 807, 808, 809, 817, 822, 843, 852, 857, 892, 910, 924.
 — Universität 9.
 Ferrari, Bartholomäus 480.
 Ferreras, Juan de 779.
 Ferrer 54.
 Fèvre, Pierre le 408, 438.
 Fiammingo 910.

- Ficinus, Marfilus 799.
 Fieschi, Gian Luigi de' 149.
 Fiesole, Fra Giovanni Angelico da 744, 796, 858, 862, 873.
 Figueira, Ludwig 427.
 Figueroa, Christoval Suarez de 760.
 Findelhaus 474.
 Finé 55.
 Fiorenzo di Lorenzo 877.
 Firdusi 765.
 Firmung 138.
 Fischer, Johannes, Bischof von Rochester 12 f., 333.
 Fikroy, Heinrich 4.
 Fiume 279.
 Flacius, Illyricus 138, 204 bis 206.
 Fladenkrieg 104, 105.
 Flagellanten 555.
 Flamänder 497.
 Flamininus 154.
 Flanderer 495.
 Flandern 19, 67, 72, 73, 75, 76, 77, 89, 149, 153, 159, 163, 182, 214, 226, 272, 317, 496, 501, 509, 516, 519, 524, 535, 563, 564, 565, 574, 576, 583, 587, 612, 625, 673, 852, 868.
 Flabanico, Domenico 243.
 Flèche, La 721.
 Fletcher 740.
 Flodden, Schlacht bei 33.
 Flöte 290, 819.
 Florenz 53, 69, 114, 188, 201, 249, 385, 387, 436, 460, 596, 798, 808, 814, 818, 819, 820, 824, 825, 826, 827, 835, 836, 837, 843, 845, 847, 854, 855, 856, 857, 859, 865, 870, 872, 874, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 890, 892, 893, 896, 897, 914, 915, 916, 921, 922, 926.
 Florida 53, 435, 687.
 Floris, Nikolaus, Nuntius 339.
 Flotte, französische 85, 87, 163.
 — hanseatische 639.
 — kaiserliche 149.
 — türkische 85, 87, 146, 163.
 Foglietta, Alberto 851.
 Folembrai 654.
 Folengo, Teofilo 825 f.
 Foligno 858, 877.
 Folleville 473.
 Folter 215, 217, 218.
 Fonteca, Juan 480, 792.
 Fontaine 416.
 Fontainebleau 53, 74, 89, 297, 304, 715.
 Fontaine-Française 653.
 Fontana 404, 480, 916.
 Formensprache, antike 863 f.
 — mittelalterliche 863.
 — der Renaissance 868, 869.
 Formenzwang, mittelalterlicher 861, 867.
 Forrest, Heinrich 34.
 Forst, Peter van der 95.
 Fortsetzung 713.
 Foscarini, Antonio 850.
 Fossana 65.
 Fotheringhay 378.
 Franche-Comté (Grafschaft Burgund) 76, 89, 153, 498, 525, 570, 590, 591, 625, 653, 672, 717.
 Francesco I. Sforza 881; s. Sforza.
 Francia, Francesco 878.
 Francisca Gray 29.
 Franciscaner 54, 70, 214, 386, 392, 402, 405, 416, 422, 427, 471, 478, 479, 482, 665.
 — Dichter 861.
 Franciscus, heil. 7, 406.
 Franck, Sebastian 214 f.
 Franco, Nicola 815.
 „Franco-Gallia“ 551.
 Franken 202, 203, 495.
 Frankfurt 47, 61, 92, 109, 117, 160, 161, 164, 188, 197, 387, 890.
 — am Main 98, 110, 138 184.
 Frankfurter Meeres 183.
 Frankreich 2, 3, 4, 5, 23, 33, 34, 35, 40, 49, 56, 57, 58, 60, 68, 73, 77, 94, 96, 106, 107, 108, 109, 116, 117, 123, 127, 133, 134, 136, 144, 146, 150, 153, 154, 159, 161, 163, 164, 170, 182, 185, 194, 221, 224, 226, 227, 253, 260, 277, 278, 286, 292 ff., 310, 317, 327, 329, 336, 337, 338, 340, 360, 261, 364, 363, 370, 371, 372, 374, 381, 383, 384, 385, 386, 388, 391, 398, 403, 406, 410, 479, 483, 488, 489, 500, 502, 506, 510, 514, 516, 524, 530, 537, 538, 539, 542, 543, 544, 548, 549 ff., 551, 552, 554, 572, 579, 582, 586, 589, 590, 594, 595, 600, 612, 616, 617, 628, 634, 637, 641, 643, 645, 647, 648, 653, 661, 662, 663, 671, 674, 677, 691, 711 ff., 718, 725, 742, 749, 762, 817, 831, 848, 850, 852, 877, 892, 915.
 Franz von Assisi, heil. 476, 479, 861, 927.
 — Borgna, heil. 179, 436, 466.
 — vom Kreuze, heil. 430.
 — von Paula, heil. 479.
 — von Sales, heil. 467 ff., 471, 575.
 — Solano, heil. 428.
 — Xaver, heil. 408, 413 ff., 429, 467.
 — I. von Frankreich 4, 5, 18, 35, 38, 40, 52 ff., 57 bis 71, 73—78, 83—90, 93, 94, 106 f., 125, 130, 146, 174, 214, 307, 312, 480, 623, 749, 815, 881, 882, 914, 915.
 — II. von Frankreich 292, 298 f., 329, 335.
 — von Anjou, später von Anjou, Sohn Heinrichs II. 292, 317 f., 374, 550 bis 554, 556, 557, 558, 559, 562, 574, 579.
 — von Anjou, früher von Anjou 374, 579, 583, 584, 586, 589, 590, 598.
 — von Medici 201; s. Medici.
 — III., Herzog von Modena 907.
 — Sforza 480, 911; s. Sforza.
 — von Watbek 105.
 — Josef, Kaiser 912.
 Französische, das 23, 328, 374.
 — Furie 590.
 Franzosen 88, 222, 286, 737, 828.
 Fregosi 77.
 Freiberg in Sachsen 116, 118.
 Freiburg in der Schweiz 44, 45, 214, 440.
 Freiland 72.
 Freising 443.
 Friebe zu Bergamo 562, 597.
 — von Feix 593.
 Friedrich, Pfalzgraf von Zweibrücken 183.
 — von Mantua 902.
 — von Wied 442.
 — I., Kaiser 243, 244.
 — II., Kaiser 190, 239, 854.
 — III., Kaiser 801.
 — II. von der Pfalz, Kurfürst, der Weise 109, 117, 137, 194, 207.

Friedrich III. von der Pfalz, Kurfürst 186, 195, 198, 207.
 — IV. von der Pfalz, Kurfürst 207.
 — V. von der Pfalz, Kurfürst 703.
 — II. von Siegnitz 90.
 — III. von Neapel 817.
 — II. von Preußen 888.
 — Wilhelm I. von Preußen 749.
 Friesen 495.
 Friesland 318, 496, 516, 520, 524, 535, 537, 538, 540, 584, 587, 613.
 Friß, Samuel 432.
 Frobißer, Martin 685.
 Frohndienste 713.
 Frohleichnamstage 132, 435, 445, 447, 743.
 Frohleichnamstage 743, 759, 764.
 Froiſſart 834.
 Frührenaissance 864, 865, 870.
 — französische 53.
 Fünftürchen 87.
 Fuente la Higuera 792.
 Fuentes, Graf von 643, 671, 672.
 Fueros 635, 637, 638.
 „Fürst, der“ 837 ff.
 Fürst ist Papst, jeder 41.
 Fürsten, deutsche 108, 113, 202, 277, 305, 314, 602, 717.
 — lutherische 329.
 Fürstenthum 173.
 Fürstentag zu Heidelberg 194.
 Fürstenthum und Kirche 206.
 Füßen 113.
 Fugger 211.
 Fulgentio 850.
 Fulda 117, 441.
 Fuoco Giorgionesco 909.

G.

Gabelle 149.
 Gabriele d'Estrees 652, 656, 716.
 Gachard 643.
 Gaddi, Taddeo 857.
 Gaëta 407.
 Gaetano, Legat 625.
 Gaetano von Thiene 479.
 Galarza, Don Antonio de 760.
 „Galathea“ 747, 750.
 Galenus 54, 212.
 Galera, Festung 494.
 Galicia (Galicien) 494, 687.
 Galilei, Galileo 211, 847.

Galilei, Vincenzo 819.
 Gallandi 462.
 „Gallikanische Artikel“ 133.
 Gallo, Dr. 195.
 — Baumeister 891.
 Galloway 34.
 Gambia 436.
 — Herzog von 179, 663.
 Ganges 414.
 Gap 45.
 Garcilasso de la Vega 66, 783, 787.
 Gardiner, Bischof 16, 17, 24, 30, 168.
 Garfagnana 803.
 Gargantua und Pantagruel 54, 55.
 Garnet, Jesuiten-Provincial 698 ff.
 Garofalo 906.
 Garotta 535.
 Garrick 741.
 Gascoigne 471, 604.
 Gaster 39.
 Gauer, Fürst von 501.
 Gavelfind 702.
 Gebhard, Truchseß von Waldburg 441 f.
 — von Mansfeld 442.
 Gedicht, episches 811.
 Geete 532.
 Gegenreformation 441 ff.
 — in Innerösterreich 443 ff., 459.
 Gegenreichstag in Raumburg 171.
 Gehorſam, passiver 509, 697.
 Geiser von Kaisersberg 250.
 Geistlichkeit; ſieh Clerus.
 Geiblerer 83.
 Geibeland 587.
 Gelben 85 f., 107, 182, 496, 501, 537, 539, 584, 585, 671, 675.
 Gelnhausen 237.
 Gelsomino 813.
 Gelübde, feierliche 192.
 Gemblours, Schlacht bei 577, 581.
 Gemeinen, Haus der 703.
 Gemdarmen 72.
 General-Congregation 410.
 General-Lieutenant v. Frankreich 312, 319.
 — — der Grenzen in England 345, 353.
 „Generalordnung“ von 1567 199.
 Generalrath in Genf 48.
 — in Paris (Großer Rath) 620, 625, 631.
 Generalfstände 298, 644.
 — in Vlois 620.

Generalversammlung, schottische 701.
 Geneston, Prediger 48.
 Genf 39, 43 ff., 45, 64, 214, 255, 293, 336, 386, 390, 467, 468, 499, 516, 525, 696.
 — Grafen von 43.
 Genfer Bibliothek 642.
 Gent 71, 72 ff., 75, 84, 496, 497, 502, 503, 509, 516, 523, 526, 529, 564, 565, 568, 574, 575, 576, 579, 580, 583, 600.
 — Vicomte von 717.
 Gente inconsolabile 83.
 Genter Friede 566, 584.
 Gentillet 838.
 Genua 52, 58, 63, 66, 142, 149, 188, 227, 246, 249, 250, 251, 256, 257, 263, 269, 387, 391, 525, 571, 718, 790, 820, 851, 853.
 Genuesen 163, 241, 242, 664.
 Georg, heil. 893.
 — von Mecklenburg 140.
 — von Sachsen, Herzog 96, 98.
 — von Wirttemberg 60.
 — I. von Pommern 62.
 Georgien 284, 596.
 Georgier 484.
 Georgsbank 253.
 Gerard, Bathasar 590 f.
 Gerbil 480.
 Gerhard Rouffel 58.
 Germanen 384 f., 833, 854.
 Germanicum, Collegium 191, 401, 436.
 Geronimo, Jugendname des Don Juan 180.
 Gertrudenburg 671.
 „Gerusalemmе conquista-ta“ 810.
 „Gerusalemmе liberata“ 810.
 Gerwinus 832.
 Gesandtschaftsberichte 827, 846.
 Geschichtschreibung in Italien 826.
 „Gesellschaft, fruchtbringende“ 821.
 — moskowitische“ 685.
 — Vereinigte holländ. 669.
 Geusen 515, 516, 517, 519, 520, 586.
 Gewerbe in Frankreich 713.
 Gewissensfreiheit 826, 510.
 Gewürznelken 669.
 Ghiberti, Lorenzo 870 ff.
 Ghirlandajo, Domenico 873 f., 883, 897.

- Ghirlandajo, Ridolfo 897.
 Ghislieri, Michele 398.
 Giangurgulo 813.
 Gibbon 886.
 Gibraltar 678.
 Giengen 116, 117, 123.
 Gifford, Gilbert 376, 377.
 Gil Vicente 744.
 Giocondo, Fra 865.
 Giordani 923.
 Giordano 923.
 Giorgione 908, 910, 911, 912.
 Giottino 857.
 Giotto di Bondone 744, 856 ff., 866.
 Giovanni da Milano 857.
 — da Pietro 878.
 — de' Medici delle Bande nere 179, 777, 815; vergl. Medici.
 Giovo, Paolo 851.
 Gipsabgüsse 874, 913.
 „Gitanilla. La“ 748.
 „Gitanos“ 749.
 Giuliano Medici 829; s. h. Medici.
 Giulio Romano 815, 902, 905, 915.
 Giustiniani, Agostino, Geschichtschreiber 851.
 Glarus 39, 220.
 Glasgow 34, 336, 350, 353, 355, 362.
 Glaube allein 56.
 Glaubensbekenntnis, anglikanisches 332.
 Glaubenssachen auf Reichstagen 134 ff.
 Gleichgewicht in Europa 718.
 Glencairn 361, 363.
 Gloucester, Herzog von 32.
 Gloriana, Feenkönigin 728.
 Glottocrisio Ludimagistro, Fidenzio 825.
 Glymes 564.
 Gmünd in Nürnten 458.
 Gnade, göttliche 42.
 „Gnadenact“ 662, 663.
 Gnadenlehre 215.
 Gnadenwirkungen 389.
 Gnostiker 290.
 Goa 414.
 Godinez, Felipe 762.
 Godinho, Manuel 436.
 Göblin 38.
 Görz 197, 279.
 Goethe 734, 735, 739, 762.
 Goldbulle vom Jahre 1084 242, 245.
 Goldenes Nies 174, 488, 499, 501, 513, 529, 535, 593.
 Goldoni 762.
 Goldschmiedekunst 870.
 Goletta 268, 269, 277.
 Gomar 676, 677.
 Gomez, Gutierre Diez de 773.
 — de Sylva, Ruy 485 f., 525.
 Gondi, Gräfin 473, 476.
 — Graf 472.
 Gongora y Argote, Luis de 786.
 Gongorismus 786.
 Gonzalez, Pater 429.
 Gonzalvo von Cordova 484, 773.
 Gonzaga, Familie 249.
 — Ferdinand 130, 139.
 — Francesco II., Marsche von Mantua 823.
 — Ottavio 566.
 — Scipione 805.
 Gonzalez, Fernan 770.
 Gora 285.
 Gordon, Jane 358.
 Goresan 923.
 Gorigos 255.
 Gorfum 537.
 Goslar 101, 103, 104.
 Gorha 116, 122, 203.
 Gothen 771.
 Gothik, constructive 364,
 — letzte Zeit der 53.
 — mittelalterliche 371.
 Gothischer Italiens 856.
 Gottfried von Bouillon 147.
 — von Lusignan, „Großsah“ 236 f.
 Gottheit, Idee der 391.
 Gouda 339.
 Goujon, Jean 53.
 Gozzoli, Benozzo 873.
 Grab, heil. 268.
 Gradenco, Pietro 246.
 „Graf Lucanor“ 769.
 Grafenstein 76.
 Graham, Robert 32.
 Gramond 391.
 Gran 81, 87, 163, 187, 285, 288.
 Granada 179, 478, 492, 494, 664, 743, 764, 776, 777, 783, 853.
 — Luis von 791.
 Grange 363, 372.
 Granvella, Anton, Cardinal-Minister Karls V. und Philipps II. 176, 226, 485, 499, 501, 504, 506 bis 508, 510, 521, 526, 529, 534, 540, 633, 658.
 — der ältere, Vater des Cardinals 88, 100 f., 105, 501, 506.
 Gras, Le 475.
 Graue Schwestern 475.
 Grave 613.
 Gravelingen, Schlacht bei 226, 501, 510.
 Graj 59, 279, 280, 281, 401, 443, 445, 446, 447, 448, 452, 457, 458.
 Grassini, Antonio Francesco 821, 825.
 Greene, Robert 731.
 Greenwich 20.
 Gregor von Tours 774.
 — VII. 206.
 — XI. 177.
 — XIII. 193, 326, 372, 373, 399, 400, 401, 403, 445, 447, 463, 490, 582, 600, 853, 919.
 — XIV. 630, 631, 633, 642.
 — XV. 466, 849, 918, 921.
 Grenoble 213, 214, 653, 657.
 Gresham, Thomas 691.
 Griechen und Lateiner 237.
 Griechenland 278, 667, 723.
 Griechische Sprache 23, 328, 336, 387.
 Grillenzoni 820.
 Grimma, Vertrag von 104.
 Grümmenstein 203, 205.
 Gritti, Andrea, Doge 407.
 — Ludovico 68.
 Gröbming 456.
 Grönungen 496, 503, 528, 531, 534, 586, 671, 672, 675.
 Groof 672.
 Großbritannien 383, 692.
 Großer Rath in Venedig 244, 247, 248, 258, 850.
 Grojjo, Rani 875.
 Großpensionär 675.
 Großriegelbewahrer 707.
 Großwarden, Friede zu 69, 78, 81.
 Grotius, Hugo 677—679.
 Gruetius 50.
 Grumbach, Wilhelm von 203.
 Gruter, Bischof 193.
 Grynäus, Simon 55.
 Guadelupe, Frauen von 794.
 Guaitazen 426.
 Guarani 429.
 Guardia, Donna Juana de 754.
 Guarini, Battista 808, 818.
 Guasto, Marsche del 67, 77, 87, 88, 815.
 Guatemala 427, 431, 775.
 Guatimozin 781.
 Guaherius 429.
 Gubel, Berg 38.
 Guelfen 800, 826.
 Günderode, Kanzler 124.
 Güns 81.
 Günther 54.

Guercino (der Schielende) da Cento 920, 923.
 Guerini, Marc Antonio 261.
 „Guerre des amoureux“ la 597.
 Guevara, Antonio de 777.
 Guicciardini 826, 837, 843.
 Guido von Lusignan 235, 236.
 Guidobaldo 898.
 Guignard 652.
 Guildhall 167.
 Guinea 669, 670.
 Guinegate, Schlacht bei 2.
 Guines 655.
 Guion, Franz 590.
 Guipuzcoa 405.
 Guise, Franz 35, 148, 162, 221, 222, 223, 225, 226, 293, 296, 299, 301, 305, 306, 310, 311, 321.
 — Heinrich von 311, 315, 317, 321, 323, 373, 374, 559, 561, 602 ff., 606, 608—612, 631, 705.
 — Karl, Cardinal 222, 226, 293, 298, 310, 603, 622, 642, 646, 651, 655.
 Guisen, die 147, 149, 150, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 300, 304, 311, 317, 318, 320, 322, 323, 325, 338, 484, 556, 560, 561, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 616, 617, 650, 651, 656, 688.
 Gitarre 745.
 Gumenika 263.
 Gundelfingen 155.
 Gurf 195.
 Gustav Adolf 722.
 — Wafa 78.
 Guyenne 392, 558, 603, 605.
 Guzman, Fernan Perez de 772.
 — de Silva 352.
 Gypsies 749.



Haag 587, 675.
 Haarlem 503, 537, 541, 579.
 Habsburg, Haus 52, 69, 81, 83, 103, 105, 157, 163, 174, 182, 441, 576, 632, 712, 717, 719, 791, 911, 923.
 Habsburger, die österreichischen 193 f., 197, 227, 483.
 Hadrian IV., Papst 859.
 — VI., Papst 851.
 — Kaiser 238.
 Häresie 1.

Häufigkeitskrieg 44.
 Häufung von Beneficien 191; sieh Beneficienhäufung.
 Hafispasscha 290.
 Hagen, Stephan van der 670.
 Hagenau 47, 50, 100, 155.
 Hahn-Hahn 465.
 Halberstadt 112, 122.
 Hall in Schwaben 720.
 — in Tirol 288.
 Hallam 13.
 Halle 118, 122 f.
 — Capitulation von 161.
 Hallstadt 197.
 Ham 651, 653, 655.
 Hamburg 92, 123, 183, 689.
 Hamilton, Familie 342.
 — Patria 34.
 — Stadt 360.
 Hammes, Nikolaus von 513.
 Hamptoncourt 695, 901.
 Hamza, Mirza 283.
 „Handbuch der Katholiken“ 440.
 Handel der Niederlande 496.
 Hannibal 222.
 Hannover 92.
 Hans v. Brandenburg-Eüstrin 96, 137, 195.
 Hansa 201, 685, 687—689.
 Hardegg 285.
 Harfner, sächsische 726.
 Harlequinaden 812.
 Harmenjen (Hermanns oder Arminius) 676 f.
 Haro, Graf 773.
 Hassan Aga 82.
 — Statthalter 285, 287.
 Hasslar, Kenau 541.
 Hathaway, Anna 732.
 Hatvan 89, 287.
 Havelberg 97.
 Havre, Le 305, 309, 651.
 Hawkins, John 686 f.
 Heath, Erzbischof 327, 330.
 Hebräisch 336, 387.
 Hebriden 34.
 Hegemonie in Europa 718.
 Heideck 113.
 Heidelberg 142, 194, 294, 676.
 Heidelberger Bund 194.
 — „Katechismus“ 186, 207.
 Heidenheim, Herrschaft 60.
 Heidenthum 729.
 Heilige Land, das 744.
 — Schrift 337; sieh Bibel.
 — von Kent 11.
 „Heiligen von Gorkum“, die 537.
 Heiligenverehrung 17, 132.
 Heiligertee 528.
 Heinrich VI., Kaiser 237.

Heinrich VII., Kaiser 249, 833.
 — II. von Castilien 771.
 — III. v. Castilien 772, 773.
 — IV. v. Castilien 772, 782.
 — VII. von England 1 f., 5, 38, 688, 692, 823.
 — VIII. v. England 1 ff., 28, 29, 31, 33, 34 f., 55, 58, 64, 71, 85, 86, 88, 89, 98, 147, 165, 173, 327, 328, 333, 688.
 — II. von Frankreich 35, 58, 123, 147—150, 153, 154, 155, 162—164, 174, 185, 187, 188, 194, 222, 224, 225, 227, 292, 294, 307, 315, 329, 485, 499, 629.
 — III. von Frankreich 277, 292, 307, 311, 326, 372, 373, 549, 552, 589, 595, 596, 602 ff., 607 ff., 614, 616—622, 630, 679, 807, 818, 842, 911.
 — IV. von Frankreich 57, 277, 286, 314, 437, 472, 480, 589, 602, 623, 638 ff., 663, 672, 679, 695, 700, 711—722, 842, 848, 850, 852, 919.
 — I. von Cypern 238, 241.
 — II. von Cypern 240, 241.
 — d'Albret 57.
 — von Anjou, später Heinrich III. von Frankreich 278, 312, 314 f., 316, 318 bis 324, 370 f., 542, 550.
 — Bolingbroke 727.
 — von Bourbon = Navarra = Bearn, später Heinrich IV. von Frankreich 314—316, 317, 319, 320, 323, 549, 550, 552, 553, 555, 557, 558, 574, 597, 598, 602 ff., 607, 610, 621, 623, 627.
 — von Braunschweig „der Jüngere“ 98, 101, 104, 108, 124, 140, 165.
 — von Champagne 236.
 — Condé 314; sieh Condé.
 — Dauphin, später Heinrich II. 74, 84.
 — Fitzroy 4.
 — v. Guise-Lothringen; sieh Guise.
 — von Lusignan 254.
 — III. von Nassau = Dillenburg 498.
 — II. von Navarra 75.
 — von Orleans 63, 67; später Heinrich II. von Frankreich.
 — von Pfalz-Neuburg 105.

- Heinrich (Henrique) v. Portugal 591—594.
 — von Sachsen, Herzog 96, 97.
 — Prinz von Wales, Sohn Jakobs I. von England 703, 720.
 Held, Gesandter 95, 96, 97.
 Helbing, Michael 132.
 Helena von Cypern, Paläologin 254, 255.
 Heliobors Vertreibung 900.
 Hellenen 854.
 Helmitadt 390.
 Heloise v. Braunshweig 252.
 Hemsfeer, Jakob 668, 674.
 Henneberg 183.
 Hennegau 86, 163, 495, 496, 516, 537, 565, 584, 585.
 Hennuyer, Johann 325.
 Henrique v. Portugal 591 ff.
 L'heptaméron ou l'histoire des amants fortunés 56.
 Herberstorf, Andreas von 456, 457.
 Hertules, Heros 38.
 — I. von Ferrara 801.
 Hermann von Wied 105, 109, 118, 442.
 Hernes, Trismegistos 214.
 Hermigny 539.
 Herodot 801, 833.
 Herrera, Antonio, Geschichtschreiber 635, 643, 779.
 — Fernando de, Chrifer 267, 785 f.
 — el Viejo, Franzesco de, Maler 792.
 — Juan de, Baumeister 797.
 Herries 365.
 Herrscherrecht in England 23.
 Hertford, Graf 23.
 Herzogenboich 586.
 Heffen 59, 60, 96, 111, 153, 183, 195, 548, 578; vergl. Philipp von Heffen.
 Heßhus 205, 206.
 Herrurien, Großherzog von 201.
 Heuterus, Pontus 176.
 Heywood 730.
 Hi Tsong 418.
 Hidalgo 792.
 Hierarchie 191, 405, 696.
 — neue 91.
 Hieronymiten 177, 179, 482, 489, 778, 810.
 Hieronymus, heil. 177 f.
 Hildesheim 237, 443.
 Hind Sales 749.
 Hindostan 416.
 Hinrichtungen Andersgläubiger 25.
 Hippocrates 54.
 Hippolyt, Cardinal 825.
 Hirten drama 817, 819.
 Hirtenlied 785.
 Hirtenroman 817.
 Hirsch, Kaspar 443.
 „Histriones“ 812 f.
 Hita, Erzpriester von 769.
 Hittin, Schlacht bei 236.
 Hoai-Tsong 419.
 Hochrenaissance 864, 865, 866.
 Hofämter in Cypern 238.
 Hofmann, Hans Friedrich 444.
 — Melchior 497.
 Hohe Lied, das 785.
 Hohenasperg 118.
 Hohenheim 211.
 Hohenlohe, Capitelsdecan 57.
 Hohentwiel 117.
 Holbeachhouse 700.
 Holbein 20.
 Holland 220, 318, 495, 496, 501, 516, 520, 521, 537, 538, 541, 542, 547, 562, 564, 565, 566, 569, 570, 575, 578, 584, 285, 587, 588, 599, 613, 641, 671, 675.
 — Lord 742.
 Holländer 435, 640, 668, 669, 674, 690, 695, 713.
 Holzstein 334.
 Holzrood 338, 340, 350, 355, 359, 360.
 Holzmosaiken 923.
 Homberger, Jeremias 447 f.
 Homer 735, 787, 789, 799, 804, 833.
 Homilien 24.
 Homöopathie 212.
 Honorato, Juan 270.
 Hoogerbeets 678.
 Hoogstraten 521, 523, 524, 532.
 Hoorne 501, 506, 509 ff., 521, 522, 523, 526, 528, 530, 535.
 Hôpital, Michael de l' 297, 299 f., 302, 311, 313.
 Horaz 824.
 Horath, Marcus 187.
 Rosenband-Orden 334, 601, 898.
 Hosius, Bischof 196.
 Hospitaliter 240, 241.
 Hotman, Franz 551.
 — Karl 599.
 Houtman, Cornelius 668, 674.
 — Frederik 668.
 Howard, Charles 615, 679, 687.
 — Familie 366.
 Ho3, Juan de la 766.
 Bradschin 126.
 „Hu“ 290.
 Hudaji 290.
 „Hudibras“ 648.
 Hudson, Henry 685.
 Hugenotten 226, 227, 233 ff., 299, 338, 371, 480, 483, 506, 516, 525, 533, 539, 549, 550, 551, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 579, 598, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 610, 612, 617, 621, 624, 629, 630, 642, 645, 652, 656, 657, 662, 711, 712, 717, 807, 850.
 Hugenottenkriege 53, 292 bis 326, 549 ff., 550 ff., 596, 597, 602.
 Hugo, Capet 560.
 — von Antiochien 239.
 — I. von Cypern 238.
 — II. von Cypern 239.
 — III. von Cypern 239 f.
 — IV. von Cypern 241.
 — IX. von Lusignan 236.
 Huldigungstreit 450, 452.
 Hull 16.
 Hulst 671, 672.
 Humanisten 798, 863.
 Humanismus 861.
 Humieres 560.
 Humiliaten 394.
 Huntly 342.
 Hunyadi 68.
 Huizer 213.
 Husiten 33, 749.
 Husitismus 119.
 Hyder Mirza 283.
 Hyper-Souveränität 697.

3.

- Jacatra 670.
 Jachman, Charles 686.
 Jacopo Tiepolo 247.
 „Jahu“ 290.
 Jakob, heil. 467.
 — I. von Cypern (Lusignan) 252.
 — II. von Cypern (Apostolo) 255—258, 259.
 — III. von Cypern 259.
 — I. von England 639, 648, 685, 690, 692—704, 706 f., 719 f., 733, 740, 849.
 — I. von Aragon, der Oberer 774.
 — I. von Schottland 92, 34.
 — II. von Schottland 33.
 — III. von Schottland 83.
 — IV. von Schottland 2, 28, 33.

- Jakob V. von Schottland 34, 351.
 — VI. von Schottland 348, 350, 352, 373, 374, 376, 377, 379, 381, 615, 684; später Jakob I. von England.
 Jakobiten 237.
 Janitscharen 228, 264, 275, 286.
 Janus, Kral 68.
 — v. Cypern 252—254, 258.
 „Jao“ 290.
 Japan 401, 415, 416.
 Jaramilla 177.
 Jarnac, Schlacht bei 314.
 Jauregui 589.
 Java 668, 690.
 Jay, Claudius le 439.
 Jbestir 233f.
 Jberer 742.
 Abraham, Bey von Karaman 254, 255.
 — Großvezier 283.
 Jchtershausen 113.
 Idealismus 869, 896.
 Idealität 730.
 Idelette von Vikren 47.
 Idiaquez 634.
 Jean le Maire 253.
 Jean, Paul 790.
 Jeanne d'Albret; s. Johanna.
 Jeannin 630.
 Jeddburgh 353, 354.
 Jemningen 531, 532.
 Jena 122, 162, 173, 205.
 Jerusalem 33, 148, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 251, 407, 408, 414, 437, 550, 768.
 — das befreite“ 805.
 — neues 39.
 Jesuiten 179, 192, 195, 199, 216, 218, 280f., 287, 405, 459, 460, 461, 478, 479, 482, 627, 763, 804, 848, 853.
 — in Bayern 441.
 — in Deutschland 437 ff.
 — in England 700.
 — in Frankreich 436, 651, 652f., 714, 721, 722.
 — in Graß 446, 447, 448, 453.
 — in Italien 436.
 — in Magensfurt 458.
 — in Wien 442, 443.
 — in den Niederlanden 578.
 — in Portugal 436.
 — in Spanien 436.
 Jesuitenkolonien 281, 437, 778.
 Jesus Christus 50.
 Igaz-hit 201.
 Ignatius, heil., von Loyola 50, 191, 302, 402, 405 ff., 459, 467, 853.
 „Ishiat“ 290.
 Immaculata Conception, Reduction der 429.
 In coena Domini 399.
 „Inbegriff der christlichen Lehre“ 440.
 „Incaminati“ 916.
 Inder, schwarze 749.
 Inder 392, 838.
 Indianer 182, 423 ff., 427, 429, 434, 435, 480, 481, 482.
 Indien 415, 600, 658, 675, 722.
 Individualität 861, 863, 866.
 Indulgenzen 11.
 Indus 187.
 Industrie, englische 691.
 Ingegno 878.
 Inghirami, Tommaso 813, 902.
 Ingolstadt 115, 116, 437, 439, 440, 451.
 Innerösterr. 279, 282, 443 ff.
 Irishowen 702.
 Innocenz VIII. 34, 219, 812.
 — IX. 643.
 — X. 793.
 Innsbruck 59, 142, 153, 154, 155, 156, 162, 192, 270.
 Innungen 730.
 Inquisition 50, 51, 224, 388, 392f., 504, 608, 631, 743, 761, 766, 778, 785, 797, 849.
 — in den Niederlanden 505, 507, 509, 510, 512, 513, 514, 518.
 — kirchliche in Venedig 390.
 — spanische 166, 304, 385, 408, 490, 507, 516, 636, 637, 659.
 Inquisitionstribunal in Rom 392, 808.
 Inseln, molukkische 414.
 „Instauratio magna“ 706, 711.
 „Institutio religionis christianae“ 40, 50.
 „Institution chrétienne“ 47.
 „Institutum societatis Jesu“ 409.
 Inspiration, göttliche 41.
 Intaglia 923.
 Intarsia 923.
 Interdict 659, 847, 848.
 Interim, Augsburger 131 ff., 135, 136, 137, 138, 139, 140, 152, 170.
 Interim, Leipziger 138, 152, 170.
 — in Frankreich 301.
 Interimsreligion 136.
 Joachim von Anhalt 92.
 — von Ortenburg 441.
 — I. von Brandenburg 96.
 — II. von Brandenburg 85, 96, 101, 104, 124, 137, 140, 143, 152, 171, 194, 195.
 Joanez, Vincente 922.
 Jodovigne 578.
 Johnson, Samuel 741.
 Johann von Admont 456.
 — von Antiochien 251.
 — II. von Aragonien 257.
 — Herr von Weirut 238.
 — von Bourbon 225.
 — II. von Castilien 772, 781, 782, 783.
 — III. v. Cleve, „der Friedfertige“ 85.
 — von Coimbra 255.
 — I. von Cypern 240.
 — II. von Cypern 254.
 — von Gott 478.
 — von Jbelin 239.
 — vom Kreuze 467, 791.
 — v. Luxemburg, Böhmenkönig 249.
 — von Messina 922.
 — del Monte 139.
 — von Oranien 584.
 — I. v. Portugal 255, 751.
 — III. v. Portugal 141, 334, 413.
 — von Schottland 32.
 — Albrecht v. Brandenburg, Magdeburger Erzbischof 140.
 — von Mecklenburg 153.
 — Baptist von Toledo 489, 792.
 — „Bastard“ v. Savoyen 44.
 — Friedrich I., „der Großmüthige“, Kurfürst von Sachsen 20, 95, 96, 101, 104, 105, 106, 108, 112, 114—120, 137, 155f., 157, 161, 165, 171.
 — — II. v. Sachsen, Herzog 183, 203, 205.
 — Georg von Anhalt 92.
 — Jakob von Salzburg 441.
 — Kasimir, Pfalzgraf in Lautern, Administrator der Kurpfalz 207, 312, 557f., 573f., 583f., 602.
 — Ludwig von Savoyen 44.
 — Sigismund von Zápolya 144; s. Zápolya.
 — Wilhelm von Cleve 86.

Johanna Bocher 25.
 — d'Albret 75, 76, 77, 86, 304, 313f., 316, 319.
 — „die Wahnsinnige“ 181.
 — Francisca Freilin v. Chantal 469.
 — Graf 29, 168.
 — Philipp's II. Schwester 269f.
 — Seymour 15, 20.
 — von Béarn 313; s. Johanna d'Albret.
 — von Navarra 316; s. Johanna d'Albret.
 Johannes von Gaunt 727.
 — V., Kaiser 249.
 Johanniter 230, 757.
 Joinville 600.
 Jona 34.
 Jonson Ben (Benjamin) 705, 740.
 Jooris, Tapezierer 73.
 „Jornadas“ 744.
 Josef von Calasanza 478.
 Joseph II., Kaiser 750.
 Josephus, Flavius 776.
 Josephin 919.
 Jovius, Paul 179, 777, 851.
 Joveste, Admiral 605, 606, 655.
 — Cardinal 848.
 — Heinrich von, Kapuziner 611.
 Joyeuse Entrée 589.
 Jppolito von Este 802, 803.
 Jpswich 3.
 Jrenäus, heil. 305.
 Irländer 680, 681.
 Irland 56, 614, 615, 636, 675, 682, 683, 702, 728.
 Isaac II., Angelus 245.
 Isabella, Clara Eugenia 672; s. Clara Eugenia.
 — die Katholische 2, 181, 637, 666, 743, 772, 773, 853.
 — (Solantha) v. Jerusalem 238f.
 — Kaiserin, Gem. Karls V., 141, 166, 179, 592, 911.
 — von Polen-Siebenbürgen 78ff., 144, 187.
 — von Valois, Gemahlin Philipp's II. 270, 797; s. Elisabeth von Spanien (Valois).
 Ischt 197.
 Isenburg 441, 442.
 Islam 41, 103, 389, 686.
 Ismael II. 283.
 Isokrates 327.
 Israhah 435.
 Israeliten 681.

Istrien 197, 242, 250, 824.
 Italien 49, 52, 58, 59, 77, 82, 83, 103, 106, 128, 135, 149, 159, 163, 182, 201, 211, 214, 307, 311, 383, 384, 385, 405, 410, 436, 448, 480, 718, 743, 749, 754, 762, 798ff., 832, 841, 877.
 — und Spanien 922.
 Italiener 84, 87, 387, 854.
 Italienische Sprache 23, 825; s. Sprache.
 Italiens Einheit 828.
 — Unabhängigkeit 222, 224.
 Juan d'Austria, Don 180, 261—269, 372, 373, 484, 493f., 543, 562f., 566, 583, 634, 643, 747, 785, 812.
 — Manuel, Don, Infant 769.
 — von Portugal, Prinz 176.
 Juana, Mutter Sebastians 272.
 — Tochter Karls V. 168, 176.
 Juanes, Juan de 792, 922.
 Jubiläumswallfahrten 385, 834.
 Judas, Verrath des 41.
 Juden 110, 238, 725.
 — in Portugal 664.
 Judenburg 281, 443, 449, 453, 454, 456.
 Judenthum 723.
 Jütich 85, 86, 156, 194, 720.
 Julia d'Aragona 804.
 Giuliano (Giuliano) Medici 883; s. Medici.
 Julius Medici, später Paps Clements VII. 832.
 — von Wolfenbüttel 207.
 — II., Paps 5, 6, 130, 222, 823, 827, 885, 886, 887, 889, 890, 891, 892, 898, 902.
 — III., Paps 139, 150, 195, 392, 401, 440, 892, 893, 901.
 Jungfrau von Orleans 305.
 Junius, Franz 517.
 Jurisdiction, bischöfliche 171, 172.
 Jus divinum regum 697.
 Justicia mayor 635f., 638.
 Justinian I. 235, 405.
 Justiniani, Fürstenhaus auf Chios 233.
 Justizwesen 215.
 Juvenal 710, 790, 824.
 Jvret 641.
 Jvru, Schlacht bei 626, 628.
 Jwan IV. Wassilijewitsch, „der Schreckliche“ 185, 201.

N.

Naaben, Friede zu 61, 91.
 Nabbala 214.
 Närnten 189, 197, 279, 454, 455, 457, 458, 718.
 Nassa 241.
 Nainachgebiet 457.
 Nairo 254, 256, 259.
 Kaiser und Paps 129.
 Kaiserlager 532.
 Kaisermacht 173.
 Kaiserthum 90, 142, 143, 160, 184f., 202, 718.
 — lateinisches 245, 246.
 Kalefeld 108.
 Kalender, neuberbesserter 210, 400, 466.
 — sinesischer 419, 421.
 Kammergericht 91.
 Kanaaniten 681.
 Kanada 476.
 Kang-Hi 421, 422.
 Kancha 287.
 Kanton 417.
 Kappel, Friede von 37.
 — Schlacht bei 38.
 Kapuziner 386, 479, 611, 651, 848.
 Karamanien 253—255.
 Karische See 686.
 Karl V., Kaiser 1, 4f., 6, 9, 14, 18, 25, 29, 31, 39, 52, 55, 59, 61, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 73—78, 80, 82—92, 98, 100, 102, 103, 106, 110—118, 119—144, 146, 147, 149, 151—184, 188, 193, 194, 202, 214, 215, 221, 262, 270, 271, 301, 385, 386, 478, 480, 483, 487, 488, 490, 491, 493, 495, 496, 497, 498, 499, 501, 503, 505, 509, 514, 516, 527, 565, 567, 568, 570, 578, 581, 652, 744, 749, 761, 773, 776, 777, 779, 783, 787, 791, 803, 804, 815, 824, 843, 911, 914, 923, 924.
 — I. von England 699, 901, 903.
 — VI. von Frankreich 725.
 — VIII. v. Frankreich 479, 835.
 — IX. von Frankreich 277, 278, 292, 299—326, 334, 338, 351, 361, 362, 370, 372, 401, 537, 538, 539, 542, 549, 550, 552, 553, 554, 715, 716, 717.

- Karl X. von Frankreich 623, 625, 628, 629, 630.
 — I. von Savoyen 259.
 — III. von Savoyen 44, 45, 63, 64, 70, 386.
 — II. von Spanien 767.
 — Emanuel I. von Savoyen 617, 633, 820.
 — von Alençon 56 f.
 — von Angoulême 64 f., 67; später Herzog von Orleans, dritter Sohn Franz' I.
 — von Anjou-Neapel 239.
 — von Baden 183.
 — von Bourbon, Cardinal 320, 599, 600, 601, 605, 612, 618, 622, 623.
 — von Bourbon, Connetable von Frankreich 223, 843, 915.
 — Erzherzog 443 ff., 660.
 — der Große 40, 92, 129, 130, 148, 219, 559, 560, 561, 800, 811, 900.
 — von Guise 631.
 — der Kühne 178, 181, 498.
 — von Lothringen, Cardinal 226, 293, 299, 302, 311, 313, 372, 555.
 — Herzog von Mayenne 559.
 — von Orleans, dritter Sohn Franz' I. 67, 71, 74, 76, 79, 84, 89, 147.
 — von Innerösterreich, Erzherzog 193, 197, 279 bis 282, 287, 334, 342, 532.
 Karlinen 435.
 Karlschule 732.
 Karlstadt 173, 279, 285.
 Karmeliter 467, 482, 873.
 Karmeliterinnen 465.
 Karnatik 416.
 „Karolina“ 215.
 Karpjov, Jurist 220.
 Karte des Amazonasstromes 432.
 Karthago 269, 396.
 Kassel 124.
 Katafomben 259, 854.
 Katchismus Calvins 46.
 — Cranmers 24.
 — Genfer 337.
 — römischer 192, 394.
 — von Rakow 389.
 Katharina von Braganza, Prätendentin für Portugal 592.
 — von England (= Aragon), Gemahlin Heinrichs VIII. 2, 4—14.
 — Howard 21.
 — von Medici 58, 64, 67, 148, 154, 292, 294, 297, 298, 299, 300 f., 304, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 315, 316, 318, 320, 321, 323 f., 338, 342, 360, 388, 542, 549, 550, 551, 552, 553, 555, 556, 558, 562, 579, 589, 595, 597, 599, 600, 601, 604, 607, 608, 609, 610, 612, 618, 619, 652.
 Katharina von Navarra 638.
 — Paar 21, 27.
 — von Portugal, Schwester Karls V., Gemahlin Johanns III. von Portugal 273.
 — von Spanien = Savoyen, Tochter Philipps II. 485.
 Katholicismus in Böhmen 200.
 — in Deutschland 97, 102, 104, 105, 183, 220.
 — in England 26 f., 328, 330 f., 343, 364, 366, 368, 373, 375, 599, 603, 614, 693, 695, 698, 700, 701, 739.
 — in Europa 341.
 — in Frankreich 57, 297, 303, 305, 308, 311, 312, 313, 314 f., 320, 322, 324, 551, 556, 557, 559, 561, 597 bis 599, 601 f., 603, 605, 612, 623 f., 626, 629, 630, 631, 644, 645, 647, 711.
 — in Genf 45.
 — in Innerösterreich 280.
 — in Irland 681, 682, 702.
 — in den Niederlanden 500, 517, 521, 543, 547, 548, 575, 578, 579, 580, 583, 584, 589, 599, 678.
 — in Osterreich 188 ff., 200, 280 f., 439.
 — in Schottland 336—339, 344 f., 346, 360, 361, 362, 372, 373, 376 f.
 — in der Schweiz 37 ff.
 — in Spanien 765.
 Katholikenverfolgung in England 21, 700.
 Katholische Liga in Frankreich 559 ff., 599, 600, 602, 603, 607, 610, 617; s. f. Liga.
 Katschbergpass 458.
 Katzenellenbogen 105, 498.
 Kabianer 68.
 Kaufbeuren 155 f.
 Kaukasusländer 245.
 Kelten 195.
 Kempten 92.
 Kenilworth 732.
 Kepler, Johann 210, 457.
 Keresztes 286.
 Ket, Verber 26.
 Ketteler, Gotthard von, Landmeister 185.
 Kegergericht 38.
 „Kegerhammer“ 453.
 Keuschheits-Gelübde 19.
 Khevenhiller, Graf 282, 452, 661, 665.
 Kilavum 240.
 Kio-Tschin, Mandarin 418.
 Kirche, anglicanische 3 f., 332, 337, 373 f., 696, 698.
 — äußere 215.
 — englische 11, 14, 16.
 — katholische 483 ff.
 — nach Calvin 42.
 — Schottlands 33.
 — und Staat 434, 490, 739, 847, 848.
 — und Theater 723, 746.
 Kirchenbußen in England 25.
 Kirchengebetbuch in England 331.
 Kirchengüter 14, 16, 24, 80, 90, 91, 97, 132, 151, 156, 161, 170, 171, 172, 184, 189, 279, 299, 302, 348, 360, 383, 443, 593.
 Kirchenordnung für Brandenburg 96.
 Kirchenmusik 791.
 Kirchenstaat 67, 128, 130, 223, 224, 335, 403, 697, 717.
 Kirchenväter 404, 463, 696, 823.
 Kirchenvisitationen 397.
 Kirchenwesen nach Luther, Zwingli und nach Calvin 41.
 — protestantisches 94, 127, 156.
 Kirchheim 118.
 Kirk-of-Field 350, 355.
 Kirschin 331.
 „Klage Spaniens“ die 771.
 Klagenfurt 281, 443, 452, 458.
 Klausenburg 187, 288.
 Kleinasien 241, 254.
 Kleiner Rath in Venedig 247; s. f. Rath.
 Kleinfürstenthum 160.
 Kleinsobming 456.
 Kleinseite 119.
 Kiez 279.
 Klöster 858.
 Klösteraufhebung 14, 16, 26, 34, 692.
 Klöstergüter 61.
 Klostersgelübde 132, 188.

„Klosterrath“ i. Oesterreich 199.
 Mittelfeld 456.
 Knor, John 49, 336 ff., 340,
 342, 346, 360, 372, 701.
 Koch, Matthias 504.
 Koburg 122.
 Köln 105, 109, 118, 213, 214,
 437, 438, 439, 441, 442,
 503, 585, 720, 778.
 „König der Campagna“ 402.
 Königin von Saba 694.
 Königliche Visitation in Eng-
 land 24.
 Königsberg in Franken 210.
 Königsbuch 21.
 „Königschronik“ 772.
 Königsmord 356, 652.
 Königthum in England 696 ff.,
 701.
 — in Frankreich 714.
 Koevorden 671.
 Koffler, Andreas 420.
 Kolav 418 f.
 Koloman von Ungarn 242.
 Kolosvar 401.
 Komödien 730, 743, 744, 753,
 754, 757, 758, 761, 766,
 813, 816, 824, 830.
 Krongutse 423.
 Konia 229.
 Konrad IV., König 239.
 — Reichszkanzler 237.
 — von Montferrat 236.
 Konradin 239, 835.
 Kopenhagen 83.
 Kopp, Wilhelm 54, 56.
 Kopten 237, 238.
 Korbavia 278.
 Korfu 67, 263, 276.
 Kortryk, Handwerker 73.
 Kostajnica 68, 187.
 Krämer (Injitor), Heinrich
 219.
 Krafft, Adam 97.
 Krain 187, 189, 197, 279,
 282, 454, 455, 458, 718.
 Krakau 210, 278, 320, 553,
 718, 845.
 Krafow, Kanzler 206.
 Krapfer, Kaspar 446.
 Kreis, niederländischer 123.
 Kreta 246, 249, 256.
 Kreuzbulle 82.
 Kreuzzüge 239, 242, 862.
 Kreuzzug, erster 805.
 — vierter 245.
 — sechster 239.
 — gegen Ezzelin 800.
 Kreuzzugsidde 82, 241, 747,
 845.
 Kriegswissenschaft 840.
 Krim 284.
 Krishna 723.

Kroatien 68, 89, 187, 234,
 282.
 Kulemborg 520, 524, 525.
 Kulemborgischer Hof 514 f.,
 528.
 Kulpa 285.
 Kunst, antike 863.
 — byzantinische 854—857.
 — christliche 854.
 — in Italien, mittelalterliche
 853 ff., 863.
 — und Religion 723, 724.
 — Verfall der 914.
 — Vergl. Renaissance, Ma-
 lerei, Architektur.
 Kunstakademie in Bologna
 916.
 Kunstichtung, mittelalterliche
 858.
 Kunstwerke, kirchliche 17.
 Kupferstiche 875, 913.
 Kuppel von San Giovanni
 907.
 Kuppelbau 865, 866, 870.
 Kurflufs, Schlacht am 284.
 Kurfürsten 143, 161, 195 f.,
 412, 481.
 — die geistlichen 133, 143.
 Kurland 173, 185.
 Kurpfalz 198.
 Kyd, Thomas 731.
 Kyngston, Lady 15.

g.

La Capelle 658.
 La Charité 316.
 Lacio 337.
 Lacoirdaire 469.
 La Coste 146.
 La Fére 597, 639, 651, 655.
 La Feronnerie, Straße 720.
 Lavin 715.
 La Flèche 721.
 Lafiente 666.
 Lagerpejt 66.
 Lago Maggiore 393.
 Lahore 416.
 Laibach 281, 443, 453, 454,
 458.
 Laintelch 132, 190, 191, 441.
 Lainez 302, 408, 409.
 Lambert 18.
 Lambrecht 456.
 Lancaster, James 690.
 Landaff 331.
 Landesbischöfe 151.
 Landeskirchenthum 127, 156.
 Landfriede, deutscher 204.
 Landrecht 86, 87.
 Landshut 114, 115.
 Landsknechte 72, 114.
 — deutsche 262, 316.

Landtag zu Freiberg 116.
 — zu Neusohl 81.
 Lanfranco 921, 925.
 Langensfeld 216.
 Langobardi 418, 419.
 Langjide 363.
 Languedoc 553, 556, 602, 629,
 655.
 La Noue, François de 579.
 Lanzi 906.
 Laon 632, 651.
 Laorhe 423.
 La Plata 481.
 Lardher 632.
 Larebo 176.
 La Renaudie 306.
 Larnata 235.
 La Rochefoucauld 323.
 La Rochelle 84, 313, 316, 319,
 326, 350.
 La Sague 298.
 Las Casas 776.
 Lasca 825.
 Lascaris, Constantin 822.
 La Spagna 878.
 Laszky Hieronymus 78 f.
 Latein 23, 81, 327, 336 f.,
 374; s. Sprache.
 La Balette, Stadt 231, 233,
 399.
 Latimer 169.
 Lauffen 60, 61.
 Launing 116.
 Launceston 26.
 Laurana in Dalmatien 68.
 — Luciano da 870.
 Laurentius, heil. 797.
 Lavagna 149.
 Lavant 453.
 Labigne, Gesandter 163.
 Layenburg 450.
 „Lazarillo de Tormes“ 177,
 776.
 Lazaristen 476.
 Le Catelet 225, 653, 658.
 Lefebvre d'Etaples 56 f.
 — Pierre 408 f., 438 f.
 Le Gras 475.
 Le Havre 309.
 Le Jay, Claudius 439.
 Lebus 97.
 Lecce 845.
 Lectons-Juder 446.
 Ledenberg 678.
 Lee, Heinrich 834.
 — William 691.
 Leganos 180.
 Legende 725.
 Legion 831.
 Lehen des römischen Stuhles
 592.
 Lehenshjem, germanisch. 31.
 Lehrgedichte 826.

- Leibniz 444, 457.
 Leicefter 334, 338, 342, 343, 344, 372, 375, 589, 612, 613, 680, 732.
 Leiden 676, 678.
 Leinfter 681.
 Leipzig 97, 118, 138, 153, 213.
 Leipziger Interim 138, 152, 170.
 Leith 338.
 Leitmeritz 119.
 Lemos, Graf von 663, 753, 754.
 Lennox 343, 345, 346, 350, 355, 357, 360, 361, 370, 371, 374.
 Leo I., Papst 900.
 — III. 900.
 — IV. 900.
 — X. 130, 480, 744, 815, 822, 823, 828, 830, 831, 832, 851, 883, 889, 901, 902, 903, 906.
 — VI. von Armenien 252.
 — Heinrich 838.
 Leoben 456.
 Leon 744, 746, 772, 778, 786.
 — Luis Ponce de 785 f., 791.
 Leonardo, spanischer Maler 792.
 — Bartolommeo 791.
 — da Vinci 53, 868, 869, 879 ff., 896, 906, 916.
 Leonidas, der ungarische 234.
 Leonora von Ferrara 806 ff.
 Lepanto, Schlacht bei 263, 265 ff., 318, 372, 399, 494, 544, 566, 567, 568, 571, 583, 747, 750, 785, 812.
 Lerida 478.
 Lerma, Herzog von 661, 663, 665, 778.
 Lesage 762.
 Lescot, Pierre 53.
 Lesbiquieres 629.
 Lethington 352.
 Leti, Gregorio 274.
 Lettrillas 791.
 Letzte Nung 138.
 Leuwarden 503.
 Levante 496.
 Leviratsche 5.
 Lehden 537, 544, 545, 546.
 Leyba, Antonio von 64, 65, 66, 67.
 Li-tse-ichung 420.
 Liberatore, Niccolo di 877.
 „Liberliner“ 48, 49, 50.
 Lichtwirkung 872.
 Liegnitz 90.
 Liga von Cambray 479.
 Liga, katholische in Frankreich 559–561, 599–611, 616 f., 619, 622 f., 625, 626, 628 f., 630, 631, 632, 637, 640, 642, 647, 649, 651, 653 bis 655, 715.
 — der Sechzehn 605; s. ieh Sechzehn.
 — von 1511, heilige 2.
 — von 1571, die heilige 261 f., 268.
 Ligist 456.
 Ligisten 286, 603, 604, 605, 607, 609, 611, 616.
 Ligne 514.
 Lignieres 296.
 Ligny, 88.
 Liffa 278.
 Lilla 584, 585, 667.
 Liltz 727, 730.
 Lima 428, 430, 481.
 Limasol 237, 239, 253.
 Limburg 496.
 Limouzin 315.
 Lincoln 3.
 Lincolnshire 16.
 Lindau 152.
 Lindau 361.
 Lindshotten 668.
 Lingen 672.
 Lintz 155, 289.
 Lionardo di Alexz 835.
 Lionello v. Este, Markgraf 601.
 Lippa 81, 145, 146.
 Lippi, Filippo 862, 873.
 — Filippino 873.
 Lippius, Justus 508.
 Lissabon 413, 427, 594, 614, 668, 670, 679, 687, 762.
 Lisseur 325.
 Literatur, alte 439.
 — deutsche 204.
 — spanische 484.
 Litauen 389, 550.
 Liturgie, anglicanische 331.
 — Cranmers 24 f., 26.
 — lutherische 96.
 Livius Spaniens 778.
 — Titus 327, 829, 830, 834, 844, 851.
 Livland 173, 185, 201, 338.
 Livron 556.
 Loanja, Erzbischof 428.
 Lofkowitz 288.
 Lochleben 343, 351, 359, 360, 386.
 „Loci theologici“ 40.
 Loehauer Heide 121.
 — Vertrag 152.
 Loches 74.
 Lodge 731.
 Lodovico Sforza (il Moro) 880.
 Lodron 68.
 Löffstein 678.
 Löwen 501, 505, 510, 527, 539, 540, 569, 570, 578.
 Loggion 901 ff.
 Logiz 23.
 Loignac 618.
 Lotharden 18, 24, 32.
 Lombardei 64, 386, 698, 717 f., 720, 871.
 Lombarden 243.
 Lombardi, Künstlerfamilie der 872.
 Lonado 250.
 London 11, 12, 17, 25, 27, 30, 214, 320, 330, 334, 362, 369, 370, 373, 374, 377, 379, 386, 390, 391, 526, 615, 639, 682, 683, 688, 689, 690, 695, 700, 711, 726, 727, 728, 732, 733, 740, 849, 910.
 Longueville, Herzogin v. 20.
 Loos (Loßaus) 220.
 Lope de Rueda 745.
 — de Vega 488, 734, 742, 753, 763, 764 f., 778, 789, 795, 796.
 Lopez de Ayala, Pedro 772.
 — Louis 745.
 Lordprotector 23.
 Lords der Artikel 35.
 — von der Congregation 336, 337.
 Lorenzana 482.
 Lorenzetti, Ambrogio 858.
 — Pietro 858.
 Lorenzo, Frau 516.
 Lorenzo von Medici, „der Prächtige“ 798 f., 800, 813, 820, 821, 883 f., 889.
 — der Jüngere 829, 830.
 Lorenzstrom 53.
 Loreto 401, 429, 436, 452, 810.
 Los Palacios 772.
 — Velez, Marquis von 493.
 Lothringen 148, 154, 174, 292, 304, 477, 499, 551, 558, 570, 599, 605, 606, 617, 629, 646.
 Louis, Abdofat 603.
 — de Granada 467, 543, 752.
 Louise Marillac 475.
 — von Savoyen-Frankreich 57.
 — von Raubemont 556.
 Louvre 53, 62, 321, 323, 324, 448, 566, 608, 609, 610, 717, 720.
 Loyola, Junigo von 405 ff.; s. ieh Ignatius, heil.

- Lucan 788, 834.
 Lucina 82, 387, 718.
 Lucian 710, 801.
 Lucretia Borgia 385, 801,
 801, 802, 822.
 — von Ferrara 806 ff.
 Ludovico Sforza, il Moro
 880.
 Ludwig IX. von Frankreich,
 „der Heilige“ 38, 289,
 603.
 — XI. von Frankreich 257,
 828.
 — XII. von Frankreich 2,
 5, 29, 40, 64, 307, 385,
 823, 827, 852, 881.
 — XIII. von Frankreich 472,
 476, 477, 480.
 — XIV. von Frankreich 422,
 484, 660, 793.
 — VI. von der Pfalz 207.
 — von Anhalt 821.
 — Beltran, heil. 427.
 — von Condé 304; s. h. e.
 Condé.
 — von Granada 467, 543,
 752.
 — von Guise, der Cardinal
 559, 618.
 — von Nassau 317, 318, 513,
 514, 523, 528, 531, 537,
 538, 540, 544, 613.
 — von Savoyen-Öpern 255,
 256, 259.
 — von Ungarn, „der Große“
 249.
 Lübeck 123, 183.
 Lüneburg 183.
 Lüttich 143, 495, 503.
 Luftperspective 868.
 Luigi d'Este, Cardinal 806,
 807.
 Luini, Bernardino 822.
 Luis, Don 179.
 Lull, Raimund 390.
 Lullen, Volk der 424.
 Lumen 531, 536, 537, 542.
 Luna, Alvaro de 773, 781.
 Lupercio 791.
 Lujigau, Gejchlecht der 236,
 239 f., 251.
 Luther 3, 9, 16, 17, 34, 38,
 39, 40, 41, 42, 43, 51,
 57, 70, 90, 93, 94, 95,
 96, 99, 100, 101, 102, 103,
 104, 105, 109, 132, 173,
 211, 212, 213, 215, 219,
 276, 279, 383, 337, 396,
 497, 505, 509.
 Lutherner 18, 21, 37, 65,
 84, 138, 172, 200, 205,
 299, 386, 390, 443, 500,
 586.
 Luthers Grab 122.
 Lutherthum 12, 205.
 Lugemburg 83, 84, 88, 226,
 249, 495, 496, 566, 568,
 583.
 Luzern 36.
 Luzerner 38.
 „Lufurg von Genf“ 47.
 Lyon 53, 55, 214, 310, 388,
 390, 391, 437, 554, 555,
 560, 604, 611, 618, 629,
 645, 648, 667, 715, 845,
 901.
 Lyrik 725, 730, 812.
 Lys 519.
- M.**
- Maasfeld 442.
 Mabilon 479.
 Macao 416, 417.
 Macassar 415.
 Macaulay 328.
 „Maccaronica“ 825.
 Macchiavelli 9, 125, 178, 319,
 596, 814, 821, 824, 826 ff.,
 835 ff., 852.
 Macerata 417.
 Macip, Vicente Juan 792.
 Madagascar 53.
 Madrid 74, 263, 267, 318,
 326, 370, 487, 489, 493,
 512, 525, 532, 535, 571,
 572, 574, 580, 583, 633,
 643, 661, 662, 671, 745,
 746, 747, 748, 754, 757,
 761, 762, 763, 764, 766,
 773, 779, 785, 789, 791,
 794, 795, 797, 902, 923.
 — Friede zu 5, 52, 64, 75.
 — Schloß 53.
 Mähren 49, 120.
 Märkte 190, 200, 280, 281.
 Märtyrer, englische 332 f.
 Massa 421.
 Massai, Giovanni Pietro 853.
 Magdalena da Alva 180.
 — von Schottland (=Frank-
 reich), erste Gemahlin
 Jakobs V. 34.
 Magdeburg 112, 120, 122,
 123, 138, 140, 152, 183,
 205, 207.
 Magelhänsstraße 669, 686.
 Magia Ciarla 895.
 Magie 214.
 Magister artium 408.
 Magna charta 17, 694.
 Magnesia 275, 276.
 Magnetismus, thierischer 213.
 Magyar-hit 201.
 Magyaren 201.
 Mahmud von Sfutari 290.
 Mahone 252, 253.
 Mahrenberg 457.
 Mailand 23, 52, 54, 58, 61,
 63, 64, 65, 66, 67, 71, 76,
 77, 89, 106, 123, 130,
 142, 174, 182, 249, 250 f.,
 311, 385, 394, 395, 401,
 480, 481, 483, 524, 543,
 570, 633, 653, 667, 717,
 718, 719, 720, 763, 764,
 796, 819, 820, 823, 851,
 853, 856, 865, 880, 881,
 911, 921.
 Main, the 695.
 Mainz 97, 103, 116, 117,
 137, 164, 194, 218, 667.
 Mailand von Sethington 341,
 345, 349, 352—354, 356,
 361—363, 372.
 Majano, Benedetto da 870.
 Majorate in Spanien 667.
 Majorca 82.
 Maffabäer 627.
 Mafrosomos 212.
 Maktasib 238.
 Malacca 414, 669, 690.
 Malara, Juan de 746.
 Malaspina 833.
 Malassise 313.
 Malcontenten 580.
 Maldonat 437, 447.
 Male, van 777.
 Maler, spanische 791 ff.
 Malerei 812, 854 ff., 866,
 867, 868, 878.
 Malipiero, Marino 251.
 „Malleus maleficarum“
 219.
 Malpica, Marques 754.
 Malta 146, 188, 229 ff., 277,
 309, 401, 472, 493, 919.
 Maltejer 82, 146.
 Malvasia 68.
 Malvezzi, Botichaster 145,
 186.
 Mamelucos 429.
 Mameluken 257, 293.
 — in Genf 44.
 Mancha, La 494.
 Mandarinen 417, 419.
 Mandſchu 418.
 Manduit 416.
 Manfredi 813.
 Manieristen 916.
 Manifest der Schmalkaldner
 113.
 Manifestacion 635, 636.
 Mannersdorf 450.
 Manreia, Höhle von 406.
 Manrique, Geronimo 754.
 — Don Luis 487, 659.
 Mansfeld, Albrecht 123, 140.
 — Agnes von 442.

- Mansfeld, Gebhard 412.
 — Karl von 285.
 — Peter Ernst I. 522, 529, 651, 671 f.
 — Wolfрад von 316.
 Manfo 810.
 Mansurah 239.
 Mantegna, Andrea 875, 876, 877, 907.
 Mantès 645, 650.
 Manuel Diaz 419.
 — Kaiser 242.
 Manutius, Aldus 820, 822.
 Mantua 70, 92, 94, 197, 207, 249, 257, 554, 718, 823, 809, 810, 812, 820, 823, 825, 826, 847, 875, 900, 906, 914, 915.
 Manzanares 750, 761.
 Mar, Graf 361, 371.
 Marannon 432.
 Marat 341.
 Maratta, Carlo 918.
 Maraviglia 58, 59.
 Marburg in Hessen 97, 138.
 — in Steiermark 457.
 Marc Antonio, Schüler Dürrers 903.
 Marcel 323.
 Marcella, Tochter Lopez 758.
 Marcellus II. 221, 398.
 Margareta von Osterreich, Tochter Maximilians I. 214.
 — von Osterreich = Spanien, Gem. Philipps III. 660 f.
 — von Parma 499, 506 ff., 508, 512—528, 582.
 — Plantagenet 18.
 — von der Saal 99, 100.
 — von Schottland, Gemahlin Jakobs IV. 28, 33.
 — von Valois, Schwester Franz' I., Gemahlin Heinrichs II. von Navarra 40, 56 f., 75 f.
 — von Valois, Tocht. Heinrichs II., Gemahlin Heinrichs IV. 292, 310, 316 f., 319 f., 472, 574, 716.
 — von Valois, I. Franz' I., Gem. Emanuel Philiberts von Savoyen 227.
 Maria, heil., Aegyptiaca 871.
 — von Antiochien 239.
 — von Bayern, Gem. Karls von Innerosterreich 280, 445, 450, 660.
 — Bolesyn 4.
 — von Burgund 575.
 — von Cleve 324.
 — von England, die Katholische 5, 15, 25, 64, 165 bis 170, 224, 226, 270, 327, 328, 330, 336, 386, 485, 688, 797, 914.
 Maria von Frankreich (-England), Gem. Ludwigs XII. 2, 29.
 — von Medici 716 ff., 719, 720.
 — von Osterreich, Tochter Karls V., Gemahl. Maximilians II. 89, 142, 195.
 — von Portugal, Gemahlin Ferneses 583.
 — von Portugal, erste Gem. Philipps II. 141, 269, 485, 797.
 — von Reigersbergen 678.
 — von Schottland (-Guise) 35, 150, 337.
 — Stuart 28, 35, 150, 272, 292, 293, 298, 304, 319, 329, 335—382, 399, 567, 571, 572, 604, 613, 614, 683, 684, 701, 702, 779.
 — von Ungarn, Schwester Karls V. 67, 72 f., 76, 80, 84, 111, 142 ff., 174, 176, 180, 499.
 — Anna a Jesu de Paredes 481.
 — Jolantha von Jerusalem 238.
 — Novella 855.
 — Sinsiedeln 211.
 Mariana, Juan de 721, 778 f.
 Marignano, Schlacht bei 130.
 Marillac, Charles de 297.
 — Louise 475.
 Marin, Rizzo di 260.
 Marini 919.
 Marineo, Lucio 853.
 Marjorn, Robert I. Brucés Tochter 32.
 Mark, Grafschaft 85, 531.
 — Wilhelm von der 536.
 „Markgrafen von Burgau“ 193.
 Marlowe 731.
 Marnix = Addegonde, Philipp von 513, 523, 538.
 — von Thoulouze 523.
 Marocco 596.
 Maroniten 238, 401, 435.
 Marot, Clemens 57, 386.
 Marotta, Erasmo 818.
 Marseille 58, 66, 87, 471, 473, 601, 655.
 Marsico, Graf von 239.
 Martene 479.
 Martin von Tours 305.
 — V., Papst 33.
 Martinengo 264.
 Martino, Simone di 858.
 Martinus, Reisender 424.
 Martinuzzi 73, 79, 80, 81, 144, 145.
 Martyre, Pietro 302, 853.
 Masaccio 872, 884, 896.
 Masaniello's Aufstand 926.
 Mascarenhas 413.
 Massario 387.
 Massinger 740.
 Mastricht 523, 532, 544, 564, 570, 578, 586.
 Mastropiero, Orto, Doge 245.
 Matchappy van Verre 669.
 Matelief, Cornelius 670.
 Materialismus 390.
 Mathematik 55, 210, 709.
 Matthäus Bassi 478.
 Matthias Corvinus 278.
 — Erzherzog (Kaiser) 285, 287, 289, 575, 576, 577, 578, 579, 585, 586, 588.
 Matthiesen 497.
 Mattheu 274.
 Matifus, Vorgebirge 82.
 Matos Fragojo 766.
 Maubeuge 578.
 Maulbeerbäume 403.
 Mauren 83, 491, 494, 543, 662, 743, 771.
 Maurevert oder Maurevel 321.
 Maurienne, Grafen von 43.
 Mauriner 398, 479.
 Maximilian I., Kaiser 2, 91, 175, 182, 214, 219, 827.
 — II., Kaiser 142, 143, 144, 151, 184, 191, 193—204, 207, 221, 233, 234, 235, 271, 273, 278—280, 317, 318, 325, 485, 516, 528, 529, 530, 532, 539, 554, 665, 788, 818, 901, 911.
 — Erzherzog 285, 286, 289, 451.
 — von Bayern 451.
 Mayenne, Karl von 603, 604, 610, 619, 620, 624, 625, 626, 628, 630, 631, 632, 640, 642, 743, 644, 645, 646, 648, 749, 651, 653, 654, 655, 656.
 Mazarin 477.
 Mazzafira 921.
 Mazzuola, Francesco 908.
 Meaurg 57, 298, 304, 305, 312, 322, 623, 649.
 Meckeln 75, 125, 496, 503, 504, 516, 539, 540, 563, 565, 574, 581, 586, 587, 612.
 Mecklenburg 140, 153, 156, 183.

- Medici, Haus 58, 798, 809, 827, 828, 834, 836, 841, 843, 844, 884, 890.
 — Alexander 825, 843.
 — Cosimo der Ältere 836.
 — Cosimo I. Großherzog: s. Cosimo.
 — Ferdinand de, Cardinal 808, 845.
 — Franz, Großherzog 201, 388.
 — Gianangelo de' 393.
 — Giuliano, Br. Lorenzos des Prächtigen 889.
 — — Sohn Lorenzos des Prächtigen 829, 888.
 — Johann von 828, 889; später Papst Leo X.
 — Katharina; s. Katharina.
 — Lorenzo der Prachtige 798, 799, 800, 818, 820f., 836, 837, 839, 883, 889.
 — — der Jüngere, Herzog von Urbino 829f.
 — Pietro 829f., 836, 883f.
 — delle Bande nere 815.
 Medicin 55.
 Medina Celi 536, 542.
 — Sidonia 615.
 Meer, Adriatisches 250.
 Meghem 514, 523.
 Mehdije 146.
 Mehltag 63.)
 Mei, Girolamo 819.
 Meißer 97, 104, 120.
 Meisterfinger 496.
 Mekka 260.
 Melanchthon 17, 40, 41, 47, 51, 62, 93, 95, 99, 100, 101, 102, 105, 109, 121, 133, 138, 151, 152, 153, 170, 195, 204, 206, 209, 211, 386.
 Melchioriten 497.
 Mellingen 39.
 Melo, Don Francisco Manuel de 780.
 Melun 300, 302, 625.
 Melvil 343, 357, 360, 361.
 Melzi 882.
 Mena, Juan de 744, 781, 782.
 Menander 754, 761.
 Mendoza, Antonio de 766.
 — Bernardino de 373f., 601, 620, 623.
 — Diego Hurtado, Gesandter 129, 776f., 780.
 — Franz de, Admiral 672f.
 — Garcia de 788.
 — Junigo Lopez de, Marquis de Santillana 782.
 Mendoza, Junigo Lopez de, Marquis de Mondejo 492.
 — Johann Manrique de 197.
 Menendez 792.
 Menestrier, menestrel 726.
 Mengs, Rafael 794.
 Menin 519.
 Menschenfresserei 425, 426, 432.
 Menschenhandel 241.
 Mercenarier 482.
 Merchant adventurers 687.
 Mercoeur 286, 621, 629, 633, 656.
 Merckheim 160.
 Merici, Angela 478.
 Mericourt, Ludwig von 471.
 Merida 797.
 Merindol 146.
 Merinoherden 667.
 Merowinger 617.
 Merseburg 97, 104, 119.
 Meru 551.
 Mesa, Christoval de 760.
 Mespelbrunn 441.
 Messe, heilige 25, 26, 37, 46, 97, 105, 132, 138, 173, 191, 207.
 Messina 237, 262, 263, 439, 747, 822, 922.
 Metastasio 762.
 Mey 88, 152, 153, 154, 155, 162, 163, 164, 173, 185, 214, 221, 307, 503, 557, 558.
 Mewlew 290.
 Mexia, Pietro 777.
 Mexiko 182, 427, 481, 482, 483, 686, 764, 767, 774, 775.
 Mey, Wilhelm de 73.
 Mejeres 558.
 Miaofo 415.
 Michael VIII. 246.
 — von der Walachei 288.
 — von Salzburg 195.
 Michelangelo 792, 827, 856, 860, 869, 871, 872, 889, 896, 897, 904, 910, 913, 915, 916, 921.
 Michelozzo di Bartolommeo 870.
 Middelburg 503, 544.
 Middlesex 705, 709.
 Mignet 181.
 Mikrokosmos 212.
 Milhaud 553.
 Militärgrenze 278 ff., 282.
 Milner 332.
 Milwische Brücke 901.
 „Mimi“ 812.
 Minart 295.
 Mindelheim 155.
 Minden 105, 508.
 Ming-Dynastie 420 f.
 Minimen 482.
 Minnepocie 861.
 Minoriten 578, 579.
 Minstrelsdichtung 726.
 Mira de Mescua 760.
 Miramonten 426.
 Mirandola, Stadt 88.
 Miroir de l'ame pécheresse 56.
 Mithra 254.
 Mißbräuche 92, 191.
 Missionen der Jesuiten 413 ff. — in America 423 ff.
 Mitnberger, Bürgermtr. 450.
 Mittelalter 729, 739, 769, 823, 842, 861.
 Mitterndorf 452.
 „Mocedades del Cid“ 760.
 Moceno 625.
 Mocumba 435.
 Modena 436, 718, 800, 801, 808, 820, 837, 843.
 „Moderation“ 516.
 Modon 268.
 Mühler 41.
 Mumpelgard 59, 238.
 Mönche 191, 192.
 Moeurs 672.
 Mogor 416.
 Mohács, Schlacht bei 234.
 Mohammed, Prophet 389, 682.
 — II. Sultan 256, 286.
 — III. 286, 290.
 — Chodabende 283.
 — Paicha 80.
 — Sohn Mustafas 228.
 — Sofli 145, 235, 275, 276.
 Mohammedaner 419, 491, 755.
 Molbau 187, 285, 749, 750.
 Molé 552.
 Molière 742, 761, 762.
 Molina, Tirjo de 761.
 Molitor 220.
 Molukken 435, 669, 779.
 Monatsia 881.
 Moncaba, Francesco de 779.
 Mondesfinsternis 212.
 Mondovi 88.
 Mongolen 245.
 Monomotapa 435.
 Monophysiten 237.
 Monopol der Judensahrt 600.
 Monopole in England 691 f., 694, 705.
 Monoso 89.
 Monroy, Christoval de, Dichter 766.
 — Missionär 428, 429.

- Mons 520, 537, 538, 539,
 542, 579, 583.
 „Monsieur“ 558.
 Mont-Cenis 525.
 Montaigne 408.
 Montalto 403.
 Montalvan, Juan Perez de
 761.
 Montaperto, Schlacht bei 826.
 Montargis 386.
 Montauban 316, 326, 550.
 Montbrun 555.
 Montcontour, Schlacht bei
 315 f., 553.
 Monte, Johann del 139.
 Monte-Cassino 460.
 — Cavallo 919.
 — Johannes Maria del 392.
 — Oliveto 810.
 — Pincio 404, 926.
 — Pulciano 799.
 Montecatini 808.
 Montecuculi 67.
 Montesquieu, Hauptmann
 314.
 Montfaucon 479.
 Montgommery 306, 553, 733.
 — Graf 227.
 Montigny 271, 507, 515,
 516, 535, 652.
 Montluc, Feldherr 88.
 — Jean de, Bischof 297.
 Montmartre 408.
 Montmédy 84.
 Montmorency, Anne de, Con-
 netable von Frankreich 62,
 66, 74, 75, 77, 147, 148,
 149, 152, 155, 221, 222,
 225, 226, 293, 294, 297,
 299, 301, 304, 306, 307,
 312, 317, 516, 535, 551,
 552, 553, 602, 629, 719,
 901.
 — Charlotte de 719.
 Montmorin, Statthalter 325.
 Montpellier 54 f., 213.
 Montpenier 323, 548, 553,
 607, 651, 716.
 Montreuil 67, 88.
 Montserrat 263, 406, 580.
 Monzon 271.
 Moor 544.
 Moore 174.
 Mor, Holländer 797.
 Moral, politische 828, 840.
 Morales, Ambrosio de 777 f.
 — Luis 792.
 Moralitäten 496, 724, 730,
 742, 812.
 Moray 34.
 „Morderation“ 516.
 More, Thomas 12 ff., 333.
 Morea 250, 258, 268, 278.
 Morelli 834.
 Moreto y Cabanna, Augustin
 766.
 Moretto di Brescia 912.
 „Morgante Maggior“ 800.
 Morigia, Jakob 480.
 Morisken 316, 430, 502,
 662 ff., 719, 777.
 Moriz von Hessen 718,
 719.
 — Prinz von Nassau-Dranien
 612 ff., 627, 669, 670, 671,
 673, 374, 675, 676, 677,
 679.
 — von Sachsen 96, 104, 109,
 111, 112, 116, 118, 119,
 120, 121, 123, 124, 153,
 137, 140, 143, 146, 150
 bis 157, 160 f., 164 f.,
 194, 500.
 Morizburg 124.
 Mornay, Philipp 642.
 Morone, Johannes, Legat
 103, 171, 191, 395.
 Moroni 912.
 Morosina 822.
 Morosini, Domenico 242.
 Mortolojen 279.
 Morton, Graf von 345, 346,
 350, 356, 361, 363, 364,
 372, 373.
 Morus, Margareta 14.
 — Thomas 12 ff., 333.
 Mosajischer Staat 41.
 Moskau 685.
 Moskitoz 433.
 Moskowiter 278.
 Moulins 311.
 Mounteagle, Lord 699.
 Moura 634.
 Moxos 433.
 Mozart 739, 761.
 Mühlberg, Schlacht bei 121,
 124, 125, 129, 134, 140,
 911.
 Müller, Johannes 210, 779.
 München 142, 445, 449, 795,
 898.
 Münchner Conferenzen 450.
 Münster 62, 105, 443, 497,
 503.
 Mützen in England 30.
 Musii 275, 276.
 Muley Mohammed Aben
 Gumeya 492.
 „Mummerei“ 97.
 Muntaner, En Ramon 774,
 780.
 Murad III. 275—277, 284,
 285, 290.
 — IV. 290.
 Murano, da 876, 911.
 Muratori 807.
 Murcia 663, 664, 769.
 Muref 457.
 Muret 401.
 Murillo, Bartholomäus Ste-
 phan 792, 794 ff., 906.
 Murray, Jakob 338, 340,
 341, 342 f., 344, 346, 347
 bis 350, 352—354, 356,
 361—370.
 Musäus 205, 783.
 Musculus 205.
 Musik 24, 812, 819.
 Mustafa-Bajcha 231, 232, 261,
 264, 583.
 — Sohn Euseimans II. 228.
 Muzio, Girolamo 817.
 Myserien 496, 724, 725,
 730, 742, 812, 813, 817.
 Mysticismus 728.
 Mythik 215.
 Mythologie 328.

N.

- Naarden 540, 543.
 Nadasdy, Franz 285.
 Nadin 68.
 Naharro, Torres 744 f.
 Najera, Herzog von 405 f.
 Nacten, Studium des 867,
 874.
 Namur 163, 495, 496, 503,
 511, 565, 574, 580, 581,
 582.
 Nancy 88, 498, 607, 608.
 Nanfan, Richard 3.
 Nanqasafi 401.
 Nanjing 418, 421.
 Nantes 295, 626, 657, 827.
 Napoleon I. 476, 836.
 Napoli di Romania 68.
 Narbonne 471.
 Nardi, Jacopo 844.
 Nassau 66.
 — Dillenburg, Heinrich III.
 498.
 — Otto II. von 498.
 — Moriz 627; s. Moriz.
 Nassauer 498.
 Nationalbibliothek zu Paris
 51.
 National-Concil 70, 106, 111,
 155, 297, 302.
 Naturalismus 728, 730, 861,
 863, 866, 867, 896.
 Naturforschung 709, 861.
 Naturwahrheit 739.
 Naturwissenschaften 54, 55,
 208 ff.
 Nau 376, 377, 878.
 Naumburg 103, 123, 131,
 170.
 Nauplia 250.

- Nagavero, Andrea 783, 822.
 Nagarete 750.
 Navarra 40, 57, 75 f., 298,
 300, 314, 413, 554, 558,
 560, 561, 574, 602, 603,
 617, 630, 645, 646, 747.
 Nagera 791.
 Nagos 67, 435.
 Neapel 1, 50, 52, 58, 61,
 64, 66, 89, 114, 128,
 148, 162, 163, 174, 182,
 222, 223, 259, 263, 297,
 385, 386, 387, 390, 391,
 436, 463, 483, 528, 596,
 661, 717, 718, 764, 781,
 789, 804, 810, 815, 817,
 820, 827, 847, 851, 857,
 865, 917, 918, 919, 922,
 925.
 Neapolitaner 630.
 Nebukadnezar 682.
 Negersclaven 430, 432.
 Negropote 250.
 Nelli, Pietro 824.
 Nelson, Kammerdiener 856.
 Nemet-hit 201.
 Nemours 629, 648.
 — Herzog von 626.
 Neograd 89.
 Nepotismus 400.
 Neppen, Pierre 53.
 Nerac 597, 598.
 Nerli, Philipp 844.
 Nestorianer 237.
 Nettlesheim 213.
 Neuberg 456.
 Neuburg an der Donau 116.
 — am Inn 197.
 Neuenburg 37.
 Neuschatel 147.
 Neu-Frankreich 53.
 — Granada 427.
 Neuhäufel 288.
 Neuhäufen, Stift 198.
 Neuholland 741.
 Neuilly 611.
 Neumark 96.
 Neujohl 81.
 Neutra 80.
 Neustadt 119.
 Nevers 322.
 — Herzog von 225.
 New-York 741.
 Niederlande 6, 30, 49, 67,
 76, 84, 116, 127, 139,
 142, 151, 153, 161, 174,
 182, 211, 227, 269, 270,
 271, 272, 273, 311, 317,
 318, 335, 668, 372, 373,
 374, 375, 383, 384, 388,
 401, 451, 483, 487, 489,
 495 ff., 548, 550, 562 ff.,
 598, 599, 600, 601, 604,
 613, 614, 616, 628, 630,
 634, 651, 656, 661, 671 ff.,
 673, 674, 677, 686, 699,
 717, 718, 749, 779, 780,
 793, 852, 874.
 Niederländer 88, 680.
 Nieder-Navarra 600.
 Nieuport (Nieuwport) 564,
 673, 590.
 Nikolaus V., Papst 34, 853,
 859, 862.
 — van Gsche 438.
 — III. von Gste 801.
 Nitomedia 178.
 Nitopolis, Schlacht von 253.
 Nitofia 236, 237, 239, 240,
 241, 251, 254, 255, 256,
 259, 261.
 Nimes 71, 326, 550.
 Ninno, Pero 773.
 Ninové 589.
 Nivelles 578.
 Nizza 65, 70, 71, 87, 783.
 No bishop, no king 696.
 Noailles, Franz von 166, 277.
 Nobilität in Venedig 247,
 250.
 Nocera 851.
 Nördlingen 129.
 Noircarmes 523, 537.
 Nola 390.
 Nombre de Dios 686.
 Nonnen 191.
 Noort 669.
 Norbertiner 482.
 Nordsee 749.
 „Nordweſterg“ 685.
 Nores, Walthar de 256.
 Norfolk, Herzog von 21, 26,
 366, 368—370.
 Normandie 306, 553, 601,
 607, 624, 642, 651, 658.
 Normannen 726.
 — Herzoge 305.
 Norris 595.
 Northumberland 28, 29, 30,
 31, 163, 367, 369.
 Norton 369.
 Norwegen 211, 675, 749, 786.
 Nostradamus 589.
 Notabeln 297, 655.
 Notre-Dame 74, 381, 607,
 650, 721.
 Nottingham, Gräfin von 683.
 Noue, François de la 579.
 Novara, Dominicus Maria
 210.
 „Novelas exemplares“ 748.
 Novellara 823.
 Novellen 748, 750.
 Noviziat 410.
 „Novum organum“ 707,
 711.
 „Novum organum scien-
 tiarum“ 706.
 Nowaja Zemlja 668, 674,
 686.
 Noyon 39, 225, 651.
 Nozeron 493.
 Nürnberg 10, 87, 97, 121,
 137, 183, 215, 387.
 Nürnberger Bund (christliche
 Einigung im Jahre 1537)
 97 f.
 — Religionsfrieden 91, 96,
 97, 98, 103.
 „Numancia“ 748.
 Numantia 550.
 Nunnez de Billaizan, Juan
 772.
 Nuntius am Grazer Hof 417.
 Nur-Banu 276.
 Nutz, Stamm der 749.
 Nuza, Don Martin de la
 637.
 — Juan de la 637.
 Nyinwegen 438, 671.

S.

- S des Giotto 857.
 S'Dogherth 702.
 S, Franz von 624.
 S'Neal 681.
 Sb 685.
 Sbelist 404.
 Oberammergau 724.
 Obergespanwürde 286.
 Oberkirchenrath, anglikanischer
 332.
 Oberyffel 496, 516, 537, 585,
 587, 671, 675.
 Ocampo, Florian de 777 f.
 Odjino, Bernardino 386 f.
 Ochrída 276.
 Odelen 86.
 Octavian 263.
 Octavio Farnese 499; ſieh
 Farnese.
 Odenwald 60.
 Oſolampad 37.
 Oſfarbentechnik 868, 874, 876,
 907.
 Ölung, letzte 138.
 Öſterreich 36, 38, 60, 61, 68,
 79, 81, 85, 114, 181, 182,
 188, 189, 197, 199, 200,
 203, 233, 255, 276, 278,
 285, 287, 289, 439, 440,
 441, 453, 550, 673, 718.
 — Haus 329.
 Ofen 79, 80, 81, 103, 187,
 233, 285, 287, 803.
 Ohrenbeichte 19.
 Oſba 415.

Oldenbarneveldt, Juan van
613, 671, 674, 675, 677,
679.
— Rainer 678.
— Wilhelm 678.
Oldenburg 123, 160.
Oldenzaal 672.
Oliva 744.
Olivarez, Minister 790, 792,
794.
Olmütz 401.
Olon 46.
Omaguacas 428.
Omejjaden, Haus der 492.
Omura 416.
Oper 318.
Opium 219.
Oppede, Baron von 147.
Oppeln, Herzogthum 144, 235,
287.
Oran 187, 663.
Orangenbaum 178.
Oranten, Johann von 584.
— Prinz Philibert von 915.
— Wilhelm 151, 176, 498,
506 ff., 509 ff.; s. **Wil-**
helm.
— Haus 498 ff.
Oratorianer 460, 461, 463,
472.
Oratorien 819.
Orcagna 856.
Orchies 565, 584, 585.
Orden von Alcantara 773.
— von Calatrava 766, 773.
— Christus- 922.
— deutscher 160, 185.
— vom heil. Johann von
Jerusalem 766.
— von Maria Heimfuchung
469.
— von Osterreich 484.
— der Piaristen 478.
— von San Jago 763, 773,
793.
— neue 405 ff.
Ordnungsband v. Pl. Geiste 649.
Ordnungszucht 224.
Ordination 42.
Ordonnance de Moulins
311.
Ordonnanz von Blois 597.
— von Orleans 300.
„Orfeo“ 812.
Orlano, Michele 168.
Orluben 34.
Orlney 368.
Orlando da Laffo 280.
„Orlando innamorato“ 825.
Orleans, Karl, Herzog von,
dritter Sohn Franz' I.
67, 71, 74, 76, 79, 84,
89, 147.

Orleans, Heinrich von; später
Heinrich II. von Frankreich
58, 64 f., 67.
— Rechtsschule zu 40, 52.
— Stadt 74, 298, 300, 305 f.,
312, 303, 621, 631.
Ormus 670.
Orsius, Paulus 834.
Orrente 792.
Orseolo II., Doge 244.
Orsinis, die 403, 594.
Orsino, Wacharbeiter 874.
Orte, Antonio Decio da, ital.
Dichter 813.
— v' Vicomte 324.
Ortega, Juan de 177.
Orthodoxie, lutherische 215.
Orvieto 490, 856, 858.
Orchim von Armenien 240.
Orlander 10, 205, 211.
Osman Pascha 284, 285.
— II., Sultan 290.
Osmanen 67, 261, 275, 290.
Osmanbrück 105, 503.
Osona, Graf von 779.
Osporio, Diego de Sanisteban
783.
Ossuna, Herzog von 789, 851.
Ostende 590, 673.
Osterfeier 725.
Ostia 223, 900.
Ostindien 413, 414, 496, 668,
669, 670, 674, 690, 723,
741, 749, 853.
Ostindiensfahrer 687.
Ostindische Handelscompagnie
der Engländer 422, 690 f.
— Handelsgesellsch. in Frank-
reich 713.
— Compagnie der Holländer
669, 674, 690.
Ottadin 491.
Ottarium 671.
Otranto 67, 391.
Ottavio Farnese 582; s. **fich**
Farnese.
Otterburn, Schlacht bei 726.
Otto II., Kaiser 259.
— Heinrich, Pfalzgraf 194,
207.
— Truchsess, Bischof von
Augsburg, Cardinal 171,
439.
Ottonen, die 129.
Ottomische Linie von Nassau
498.
Oumba 776.
Oubendarde 76, 523, 589.
Oudewater 548, 676.
Ovid 754, 829.
Oxford 3, 4, 328, 387.

P.

Baar, Katharina 21, 27.
Bacheco, Don Juan, Marquis
643.
— Francisco, Maler 792.
— Ingenieur 537.
„Pacification“ v. Jahre 1572
280, 281.
— von Gent 565, 568, 569,
574, 578.
Paß 456.
Paderborn 503.
Padilla, Martin de 661.
Padua 9, 210, 213, 249, 250,
390, 391, 468, 501, 804,
809, 817, 818, 820, 822,
835, 843, 844, 845, 849,
856, 857, 865, 875.
Paischaften 694.
Paix de Monsieur 558.
Palacio, Los 772.
Palästina 236, 268, 409,
846.
Palastbau 865, 866, 870.
Palatin 289.
Palazzo dei Convertendi 259.
— Farnese 917.
— Pitti 870, 915.
— Rospigliosi 920.
— Strozzi 870.
Palencia, Alfonso de 772.
Palermo 1, 820, 853.
Palsch, Niklas 285, 286.
Palma 921.
Palota 233, 285, 286, 288.
Palsgrave 55.
Pamplona 406, 407.
Panama 481.
Pantalone 813.
Panthelismus 90, 215, 387,
391.
Panthelion in Rom 210, 904,
917.
Paolo Veronese (Cassari) 791,
913, 916, 923.
Papa 285, 286.
Papillot 293.
Paphos 237, 257.
„Papiers d'Etat“ 508.
Papismus 698, 701.
Papisten 299, 505.
Paps und Kaiser 201.
— wittenbergischer 90.
Papstthum 24, 29, 63, 93,
95, 132 ff., 134, 140, 183,
188, 276, 396, 718, 832,
849.
— anglicanisches 332.
— Selbstreform des 392 ff.
— Papswahl 129.
Paracelsus, Theophrastus
211 ff.

- Paraguay 424, 428 ff., 432, 433.
 Paramatta 741.
 Parana 428, 430.
 Paraven 414.
 Paré 45.
 Pareja, Juan, Mulattenclave 793.
 Parifer 236.
 Paris 749.
 Parini 807.
 Paris 89, 40, 50, 52, 53, 56, 57, 58, 62, 77, 86, 88, 135, 154, 213, 223, 225, 296, 298, 304, 305, 309, 312, 316, 319, 320, 322, 356, 381, 390, 408, 413, 436, 467, 468, 475, 477, 501, 522, 556, 558, 559, 595, 598, 599, 603, 604, 605, 608, 609, 610, 611, 612, 619, 620, 621, 622, 624, 625, 626, 627, 628, 631, 732, 639, 641, 642, 645, 646, 647, 651, 652, 657, 705, 718, 719, 720, 721, 778, 807, 827, 852, 880.
 Pariser 607.
 Parter, Matthias 331.
 Parlament in Aix 653.
 — in Bordeaux 653.
 — zu Dijon 295.
 — in England 9, 10, 11, 14, 16, 20, 21, 22, 24, 28, 29, 227, 330 f., 334, 349, 372, 375, 278, 679, 692, 696, 697, 699, 703, 704, 707.
 — in Frankreich 57, 58, 147, 300, 303, 559, 601, 631, 645, 721.
 — in Grenoble 653.
 — in Paris 308, 309, 436, 603, 620, 632, 646, 657, 778.
 — in Rennes 653.
 — in Rouen 309, 653.
 — in Schottland 32, 35, 337, 346, 347, 357, 358, 362, 368.
 — in Toulouse 313.
 — in Tours 630.
 Parma 130, 139, 149, 150, 266, 375, 376, 528, 572, 582, 584, 589, 592, 625, 627, 628, 633, 639, 641, 643, 718, 820, 843, 880, 906, 907, 916.
 Parma, Herzog von 615.
 Parmegianino, il 908, 916.
 Parmenides 391.
 Parnass von Raffael 900.
 Parochial-Versammlung 701.
 Paros 67.
 Parry 375.
 Paruta, Paolo 845.
 Passau 155.
 — Fürstencongress in 156, 158—161.
 — Vertrag zu 155 ff., 161, 164, 170, 184.
 Passionei, Domenico 850.
 Passionsspiele 724.
 „Pastor fido“ 818.
 Pastorella 742.
 Pastoretta 742.
 Patane 669.
 Paternidad 177.
 Patriarchen 7.
 Pau 638.
 Paul-Vi 419.
 Paul Speratus 188.
 — Veroneje 791, 913, 916, 923.
 — von Segovia 790.
 — II., Papst 258, 801.
 — III. 12, 18, 55, 65, 67, 69, 70, 71, 93, 106, 127, 129, 130, 131, 136, 139, 210, 333, 392, 399, 404, 409, 410, 478, 480, 481, 823, 844, 851, 890, 892, 911, 915.
 — IV., Papst 184, 185, 190, 220 f., 224, 226, 329, 393, 398, 404, 409, 479, 503, 582, 838.
 — V. 469, 478, 480, 700, 847, 919, 920.
 Paulaner 480.
 Pauler, Annas 376, 378, 379, 381.
 Paulette 713.
 Pauli Befehung 41.
 Pauliner 78.
 Paulus, heil. 204.
 Pavia 77, 142, 214, 336, 393, 820.
 — Schlacht bei 57, 63, 64, 84, 142.
 Payerne, Vertrag von 44.
 Pedro de Toledo 797, 851.
 — II. 427.
 Pele 731.
 Peking 418, 419, 420, 422.
 Pelano 771.
 Pellissier 55.
 Pembroke 733.
 Penni, Giovanni Francesco 902, 906.
 Penthievre 498.
 Pepoli, Graf 403.
 Peralaba 774.
 Percon 468.
 Percy 4, 699.
 Laperdida de Espanna 771.
 Pereda 792.
 Peretti 402.
 Perez, Antonio 508, 525, 570 ff., 580, 633 ff., 643, 779.
 — Gonzalo 570.
 Perigord 295.
 Perilles 853, 863.
 Pernambuco 426.
 Peronne 66, 560, 601.
 Perpignan 84, 141.
 Perpirier 236.
 Perter 287, 403, 484.
 Persien 229, 282—285, 435, 596, 749, 768.
 „Persiles und Sigismunda“ 752.
 Perspektive 872.
 Perth 374.
 Peru 182, 428, 433, 435, 483, 679, 686.
 Perugia 436, 815, 824, 877, 878, 896, 897.
 Perugino Pietro 875, 877, 878, 895.
 Pesaro 804.
 Pescara 911, 914.
 Pescatore, Enrico, Seeräuber 246.
 Peschiera 250.
 Pessello, Francesco di 873.
 Pest, Stadt 79, 85, 287.
 — in Genf (1542/43) 48.
 — im Jahre 1348 743.
 — — 1552 440.
 — (1576) 394.
 — in Sissabon (1581) 594.
 — (1630) 395.
 Pest, Arthur 686.
 Petala 267.
 Petarden 598.
 Peter von Castilien, „der Grausame“ 772.
 — Martin 302, 853.
 — I. von Cypern 241, 251, 252, 255.
 — II. von Cypern 251, 252.
 — II. von Savoyen 43.
 Peterborough 380, 381.
 Peterlingen 44.
 Peterskirche 404, 654, 857, 891, 893.
 Petrarca 626, 762, 799, 804, 821, 823, 829, 862, 884.
 — Spaniens 785.
 Petraristen 822 ff.
 Petrinia 285.
 Petrowitsch 81, 144.
 Petrus von Alcantara 466.
 Petshora 686.
 Pettau 457.
 Peucer, Arzt 206, 207.
 Peurbach 210.

- Wfalz, Kur= 137, 183, 186, 194 f., 199, 207, 294, 312, 325, 544, 719, 720.
 — Neuburg 105.
 — „Simmern (Lautern) 207, 312, 578, 583.
 — „Zweibrücken 137, 183.
 Wfauser, Johann Sebastian 195.
 Wfennigmeifter 80.
 Wfingftift 414.
 Wflug, Julius v. 104, 123, 131.
 — v. Habenstein, Caifar 120, 125, 126.
 Wforte 145.
 Wfaruabaqus 437.
 Wfbias 888.
 Wfilanthropen 476.
 Wfilibert Emanuel von Bayern 225 f., 301, 434, 554.
 Wfilipp II. v. Spanien 76 f., 86, 128, 140 ff., 151, 166 bis 170, 174—176, 179, 180, 188, 193, 195, 196, 221, 222, 224, 226, 227, 230 f., 260—262, 267 bis 274, 277, 292—295, 297, 310, 311, 316, 317, 329, 334, 342, 345, 355, 370, 372, 373, 376, 377, 385, 395, 397, 399, 402, 433 ff., 490, 495 ff., 562, 566, 567, 569, 570, 571, 572, 573, 575, 576, 577, 579, 580, 581, 582, 587, 592, 593, 594, 596, 599, 600, 603, 604, 611, 613, 614, 615, 620, 625, 626, 628, 629, 630, 632, 635, 636, 638, 643, 644, 645, 646, 648, 656, 658 f., 668, 669, 671, 672, 673, 679, 680, 744, 746, 747, 748, 761, 763, 777, 778, 779, 787, 788, 789, 796, 797, 817, 853, 911.
 — III. v. Spanien 485, 639, 660 ff., 665, 666, 667, 670, 673, 680, 695, 698, 717, 719, 750, 760, 763, 778, 779.
 — IV. v. Spanien 760, 763, 764, 767, 779, 791—794.
 — der Schöne von Öfterreich 496.
 — Edmond 531, 626.
 — von Weffen 59, 60, 95, 96, 97, 98, 104—106, 108, 111, 112, 114, 115, 117, 123 ff., 125, 137, 151, 153, 156, 158, 161, 162, 171, 183, 195, 517.
 — von Zebelin 238, 239.
 Wfilipp von Naumburg, Wifchof 103.
 — von Meri 402, 460 ff., 477.
 — I. von Bonnern 62, 92.
 Wfilippine Welfer 193.
 Wfilippinen 435.
 Wfilippſland 548.
 Wfilo 50.
 Wfilologie 55.
 Wfilonifche Ideen 214.
 Wfilofophie, das wahre Ziel der 708 f.
 — englifche 704.
 — griechifche 55.
 „Wfilothea“ 468.
 Wffift 24.
 Wfienza 92, 130, 139, 149, 499.
 Wfiak 187, 188, 231, 233, 262.
 Wficardie 65, 225, 226, 227, 318, 477, 538, 558, 560, 597, 601, 644.
 Wficering, Wifhelm 334.
 Wfiemont 43, 44, 64, 65, 66, 67, 77, 83, 88, 149, 150, 301, 385.
 Wfierno 251.
 „Wfieta“ 884.
 Wfietro in Vinculis 885.
 — Wferugino 438.
 — II. Medici 829, 830, 836, 883, 884.
 Wfiève, Citta della 877.
 — di Cadore 910.
 Wfieneiro 416.
 Wfiignon de Bellez 230.
 Wfiarditen 126.
 Wfiandar 785.
 — chriftlicher 467.
 Wfiuken, Schlacht bei 35.
 Wfiinto, Feftung 634.
 Wfiinturichio, Bernardino 878.
 Wfiipin „der Kurze“ 130, 561.
 — neuer 617.
 Wfiipine 38.
 Wfiija 242, 818, 835, 844, 854, 856, 879.
 Wfiiano, Andrea 856, 857.
 — Giovanni 856.
 — Nicola 854, 856.
 — Wfitore 876.
 Wfiiftratus 705.
 Wfiitoja 856.
 Wfiitocco Wimerno 826.
 Wfius II. 256, 257, 762.
 — IV. 185, 190, 191, 197, 339, 393, 395, 397, 893.
 — V. 192, 201, 260, 261, 268, 370, 498, 399, 402, 478, 490, 519, 524, 571, 659.
 — IX. 440, 469, 481.
 Wlacate in den Niederlanden 505, 509, 512, 514, 565.
 Wlaciencia 767.
 Wlan, großer 717.
 Wlantagenet, die letzte 19.
 Wlafencia 177.
 Wlafit 866, 867, 868, 870, 878.
 Wlato 424, 709.
 Wlantus 799, 802, 814, 820.
 Wleffis 642.
 — les Tours 586, 621.
 Wlinius d. N. 55, 708.
 Wlutarch 327, 737.
 — ipanifcher 772.
 Wlymouth 690.
 Wlodocatero 254.
 „Wloena de Alexandro Magno“ 768.
 „Wloesia pedantesca“ 825.
 Wloggio Bracciolini 835, 862.
 Wloiffen, Religionsgefpräch zu 302, 387, 436.
 Wloitiers 315.
 Wloitou 236, 237, 553, 556, 603, 605.
 Wlole, Reginald, Cardinal 18 f., 26, 139, 168, 169, 392, 898, 899.
 Wlofen 49, 126, 185, 202, 278, 287, 288, 320, 326, 387, 388, 397, 410, 448, 479, 542, 550, 551, 552, 553, 554, 557, 675, 718, 807, 818, 845, 907, 911.
 Wlolitifer, Partei der 315, 317, 325, 551, 620, 628, 643, 650.
 Wlofiziano 799, 812, 821, 827, 834.
 Wlofajulfo, Antonio 874.
 Wloftrot de Méré 306.
 Wlofydromierung 866.
 Wlolygamie 387.
 Wloynnern 61, 92, 183.
 Wlompozazzo, Pietro 886.
 Wlompontus Wätus 812, 820.
 Wlont à Mouffon 401.
 Wlonte, Jacopo da 914.
 — Wolle 920.
 Wlontinifche Sümpfe 403.
 Wlontioje 302.
 Wlontus Wain 509.
 Wlonza 782.
 Wlonziviubius 220.
 Wlopanan 481.
 Wlope 741.
 Wlordenone, Giovanni Antonio Vicinio di 912.
 Wlorta 847.
 Wlorto-Carrero 656.
 Wlorträt 911.
 Wlorträte von Zeitgenoffen 867.
 Wlort-Royal 713.

- Portugal 63, 68, 141, 168, 311, 397, 410, 426, 436, 486, 591 ff., 664, 668, 669, 670, 672, 675, 747, 764, 774, 853.
 Portugiesen 374, 416, 668, 669, 674, 687, 690.
 Porzia de Rossi 804.
 Posja, Gespräch zu 389.
 Potosi 430.
 Poulain 605.
 Poussin 910, 926.
 Prado 658.
 Prädestination 41, 42, 43, 49, 146, 677, 701.
 Prädicanten in Kärnten 457.
 — in Krain 458.
 — in Innerösterreich 443, 446, 458.
 — in Steiermark 453.
 Prälaten, französische 630.
 Præmunire, Statut 8.
 Prag 119, 120, 125, 126, 192, 196, 287, 288, 289, 390, 401, 440, 689.
 Pragmaticum 492.
 Predigerorden 924.
 Pregabi 243, 244, 250.
 Presbyterianer 360, 373.
 Presbyterium Calvins 42, 48.
 — schottisches 696, 701.
 Presbyrer 80, 81, 87, 196, 286, 451.
 Preußen 97, 171, 173, 383, 401.
 Priesterche 24, 63, 132, 191, 192; vergl. Cölibat.
 Briefermangel 188.
 Briefterthum 135, 191, 215.
 — allgemeines 215.
 Primas von England 20.
 Primat, päpstlicher 11.
 Primaticcio 53, 916.
 „Principe“ 829.
 Prinzessin von Wales 10.
 Privilegia impressoria 446.
 Procaccini 921.
 Procession, Ehre der 793, 855, 856, 927.
 Proffesi 410.
 Programm der Reformpartei 350.
 Projet de David 560.
 Promissione ducale 248.
 „Propaladia“ 744.
 Propheten 701.
 Protector 699.
 Protestanten in der Concilsfrage 70, 103, 108, 110, 112, 139 f.
 Protestantismus in Böhmen 200.
 — in Brandenburg 96.
 Protestantismus in Braun-
 schweig 105.
 — in Cleve 105.
 — in Deutschland 85, 90 ff., 100, 118, 183, 185, 220, 441, 632.
 — in Frankreich 89, 557.
 Protestantismus in Inner-
 österreich 443 ff.
 — in Irland 383.
 — in Wien 105, 109, 118.
 — in Mainz 97.
 — in den Niederlanden 502.
 — in Merseburg 109.
 — in Österreich 183 ff., 195, 199.
 — in Pfalz-Neuburg 105, 109.
 — bei den Romanen 384.
 — in Spanien 489.
 — im Herzogthum Sachsen 97.
 — in Ungarn-Siebenbürgen 201, 288 f.
 Protonotar 757.
 Protokoll 242.
 Provence 65, 66, 87, 146, 147, 148, 301, 557, 629, 633, 644, 655, 663, 783.
 Provincial-Concilien 397, 701.
 Provincialismen 849.
 Provincialstaaten 676.
 Ptolemäus, Geograph 50, 178.
 Ptolemäus 242, 246; s. f. St. Jean d'Arce.
 Pulci, Brüder 799 f., 811, 827.
 Pulcinello 813.
 Pulgar, Fernando del 772 f., 782.
 Pulververschwörung 698 ff.
 Puritaner 329, 376, 484, 588, 648, 682, 693, 695, 696, 698, 701, 726.
 Pyrenäen 633, 637, 639, 663, 720.
- D.**
- Dualach 429.
 Quarantie 244, 247.
 Quaternität 50.
 Quattrocento 864, 865, 866, 867, 868, 869, 872.
 Quebec 713.
 Quercia, Jacopo della 872.
 Quebedo y Villegas, Fran-
 cisco Gomez de 665, 789 f.
 Quirinal 404.
 Quito 430, 481.
 Quixada 180, 262, 493, 494.
- R.**
- Raab, Stadt 187, 234, 285, 286.
 Raabgebiet 457.
 Rabelais, Franz 54 ff.
 Racine 734.
 Radfersburg 452, 457.
 Radicalismus der Reformation 497.
 Radul von der Walachei 288.
 Rafael Peregrino 638.
 Raffael Santi 438, 489, 791, 792, 796, 862, 869, 875, 878, 882, 883, 888, 894 ff., 903, 904, 906, 910.
 Raquia 243, 276.
 Rais, Unterrichter 238.
 Raittenau 441.
 Rakow 389.
 Raleigh, Walter 334, 670, 679, 691, 695, 703, 728.
 Rama 237.
 Rambouillet, Schloß zu 146.
 Rammekens 612.
 Ramon, Doctor 760.
 Ramuccio Farnese 592.
 Ramus, Petrus 324.
 Raugone, Hugo 92.
 Ranquines 471.
 Rapperdwyhl 39.
 Rarier 426.
 Rasats 557.
 Rath der Fünfundzwanzig in Genf 48.
 Rath der Sechzig i. Genf 48, 51.
 — der Zehn in Venedig 248, 850.
 — von Castilien 486, 766.
 — von Indien 486.
 — von Mecheln, Großer 75.
 — Großer in Genf 48, 51.
 — — in Venedig 244, 247 f., 258, 850.
 — Kleiner in Venedig 244.
 — — in Genf 48.
 Rathspensionär 675.
 Ratibor 235, 287.
 Ravailac, Franz 720 f.
 Ravenna 820, 822, 857.
 Ravensberg 85, 152.
 Rawley 711.
 Raynald 462.
 Realismus in der Kunst 793, 871.
 Recht, Bamberger 215.
 — canonisches 400.
 — römische 215.
 Rechtfertigungslehre 42, 63, 94, 183, 205, 396.
 „Rechtgläubigkeit“, neue 90.
 Rechtswissenschaft in Frank-
 reich 54.
 Recusanten 695, 698, 739.
 Rederflerz 496.
 Redondillas 768, 770.
 Reductionen von Paraguay 429, 433 ff.

Reform an Haupt u. Gliedern 191, 224, 396.
 — des geistlichen Standes 849.
 Reformatio legum ecclesiasticarum 28.
 Reformation, englische 1 ff., 16, 24, 165, 168, 740.
 — in den Niederlanden 497.
 — in der Schweiz 36.
 — in Deutschland 36 ff.
 — in Frankreich 56 ff.
 — in Innerösterreich 279.
 — in Schottland 336 ff., 337.
 — in Württemberg 52, 61.
 — Rom's 94.
 — Vergl. Protestantismus.
 Reformations-Commission 456, 457, 458.
 Reformatoren und Copernicus 211.
 Reformentwürfe 106, 108.
 „Regale“ 446.
 Regensburg 47, 79, 80, 101, 109, 111, 114, 115, 183, 204, 210, 289.
 „Regimini militantis“ Buße 409.
 Reggio 800, 801, 802, 820, 843.
 Regiomontanus 210.
 Regla, Juan 180.
 Regnier de Giblet 237.
 Reichsadmiral, deutscher 201.
 Reichsfeldherr, deutscher 140.
 Reichsflotte, deutsche 201.
 Reichshilfe 85, 87, 88, 89, 103, 157.
 Reichshofrath 204.
 Reichskammergericht 61, 101, 104, 127, 158, 165.
 Reichsrafte 127.
 Reichskrieg 106, 140.
 Reichskrone 176.
 Reichsritterschaft 202, 203.
 Reichszepter 176.
 Reichsstädte 172.
 „Reichsstände“, deutsche 190.
 — in Frankreich 297.
 — Spaniens 467.
 Reichstag zu Augsburg 59, 92, 126, 129, 131, 134, 139, 140, 143, 170 ff., 185, 198, 398, 689, 796.
 — zu Frankfurt 47, 188.
 — zu Hagenau 47.
 — zu Nürnberg 87.
 — zu Regensburg 196.
 — zu Regensburg 47, 80, 101, 111, 184, 204, 689.
 — zu Speier 85, 88, 103, 104, 106, 202.
 — zu Worms 47, 108, 689.
 Reichsverfassung 90, 161.

Reichsbicar 153, 249.
 Reichs-Vicenzler 212.
 Reiffenberg 156.
 Reigerzbergen 678.
 „Reines Wort“ 97.
 Reischach 80.
 „Relaciones“ von Perez 638.
 „Relazioni“ der Venetianer 827, 846.
 — v. Bentivoglio 852.
 Religioneires 298.
 Religions-Angelegenheit in Deutschland 134 ff., 161, 173.
 — -Assicuranz 451.
 — -Commissionen 449.
 — -Freiheit in England 695.
 — -Friede zu Augsburg 170 bis 173, 183 f., 186, 189, 441, 443.
 — -Friede in den Niederlanden 579, 584, 585.
 — -Gespräch, von den Protestanten verlangt 127.
 — -Gespräch zu Hagenau 100.
 — -Gespräch zu Regensburg 109.
 — -Gespräch zu Poissy 302, 387.
 — -Gespräch zu Worms 101, 183.
 — -Krieg 110, 123, 129, 134.
 Reliquienverehrung 385.
 Rembrandt 737, 792.
 Remigius, Richter 219.
 Remonstranten 677.
 Renaissance 52, 56, 860 ff.
 — Christenthum u. Kirche 864.
 Renaissancekunst in Italien 862 ff.
 Renaissancestil 864.
 Renard, Simon, Gesandter 31, 166, 168, 506.
 Renat von Dranien 498.
 Renata v. Ferrara, Tochter Ludwigs XII 5, 40.
 Renaudie, Jean de la 295, 296.
 René 885.
 Renti, Guido 791, 917, 918, 919, 923.
 Renneberg, Graf 584, 586.
 Rennes 653.
 Renti 163.
 Reutlingen 152.
 Reutte 156.
 Rheims 149, 301, 373, 555, 556, 614, 649.
 Rheinbergen 672.
 Rheingraf 315.
 Rhetorik 410.
 Rho, Jakob 419.
 Rhodijer 146, 241, 254, 256, 259.

Rhodus 230, 241, 253, 255, 256, 257, 259, 846.
 Ribakta 792.
 Ribabeneyra, Pedro de 778.
 Ribera (Ribeira), Giuseppe, Maler 792, 922.
 — Jesuit 394.
 — Patriarch 663.
 Ribier 148.
 Ricci, Matthäus 417 ff.
 Riccio, David 345 ff., 348, 349, 352, 355.
 Richard Löwenherz 235, 236.
 — II. 727.
 Richardson 741.
 Richelieu 8, 477, 716.
 Richter, Heinrich 432.
 Riden, Bischof 30, 169.
 Ridolfi 370.
 Riga 97.
 Rigorismus, sittlicher 43, 740.
 Rimini 857.
 Rincon 77, 79, 84.
 Rinuccini, Ottavio 819.
 Rio de Janeiro 426.
 Rio, Dr. Lays dal 527.
 Ripaille 259.
 Ripperda 541.
 Rithovius 529.
 Ritter von Alcantara 773.
 — von Calatrava 766, 773.
 — des heil. Johannes von Jerusalem 766.
 — von Malta 82, 146, 921.
 — von Rhodos; s. Rhodijer.
 — von San Jago 763, 766, 773, 793, 911.
 Ritterbücher 751.
 Nitterepöde 768.
 Nitterromane 406, 488, 752.
 Nitterpoejie 799, 801.
 Nitterstand 190, 199, 200, 201, 280, 281.
 — in Frankreich 302.
 Nitterthum 769.
 Riva di Trento 250.
 Rivelkirche 45.
 Rizzo, Antonio 871.
 — di Marin 259.
 Robbia, Familie della 871.
 Robbia, Luca della 871.
 Robert de Bobitibus 416.
 — König von Neapel 857.
 — Mylord 363.
 — I. von Schottland 32.
 — II. von Schottland 32.
 — III. von Schottland 32.
 Roberval 53.
 Robin Hood 726.
 Robusti, Domenico 913.
 — Giacomo 913.
 — Marietta 913.
 Roche-Abeille 315.

- Rochefoucauld, La 323.
 Rochelle, La 84, 313, 316f.,
 319, 326, 350, 617.
 Rochester, Bisthum 12.
 — Graf von 703.
 Rochlitz 96, 119, 120.
 Rocroy 484.
 Roderich, Christoph 195.
 Rodomonte 801.
 Rodriguez de Azavedo, Simon
 408, 413.
 Roelas 792.
 Römer 725, 742, 761, 831.
 Roeremonde 86, 508, 539.
 Roeriz, Graf 73.
 Roerz, Stadt 578.
 Roger de Flor 780.
 — von Saint-Severin 239.
 — II. von Sicilien 242.
 Roggenborf 79, 80.
 Rojass, Agostin de 743.
 — Fernando de 744.
 — Francisco de 766.
 — Bilandrando, Augustin de
 746.
 Roland 76, 800.
 Rom 1, 10, 11, 16, 58, 64,
 133, 135, 147, 210, 223,
 259, 262, 297, 318, 319,
 326, 330, 370, 373, 387,
 391, 400, 402, 404, 407,
 439, 452, 460, 463, 477,
 478, 490, 491, 560, 594,
 603, 633, 643, 653, 667,
 744, 764, 777, 778, 792,
 793, 801, 804, 807, 808,
 809, 810, 813, 820, 822,
 825, 830, 834, 837, 845,
 847, 849, 853, 857, 865,
 866, 872, 878, 882, 884,
 885, 886, 893, 897, 901,
 903, 906, 915, 917, 921,
 922, 925, 926.
 — der Niederlande 495.
 Romagna 843.
 Roman in England 727.
 — in Spanien 488, 752.
 „Romanceros generales“
 770.
 „Romances pastoriles und
 jocosos“ 770.
 — Romane, metrische 726.
 Romanen 384 f.
 Romanino, Girolamo il 912.
 Romano, Julio 811.
 Romanzje 745, 747, 758, 770,
 781.
 Romanzo, das 767.
 Romero, Julian 539.
 Romnitschel 749.
 Romorantin, Erlaß von 297.
 Rondelet 55.
 Ronjard 292, 310, 807.
 Roja da Lima 428, 481.
 — Salvador 923, 925.
 Rosenfranz-Sonntag 267.
 Rosny, Baron von 644, 712;
 s. Sully.
 Ross, Bisthum 34.
 — Prediger 169.
 Rosselli, Cosimo 873.
 Rossellini, Antonio 870.
 — Bernardo 870.
 Rossi 821.
 Rosso 53.
 Rostok 199, 207.
 Rota 465.
 Rothenburg an der Fulda 99.
 Rottenmann 456.
 Rotterdam 537, 678.
 Rottweil 40.
 Rouen 305, 306, 309, 639,
 640, 651, 653.
 Rousseau, Jean Jacques 588,
 793, 839.
 Ruffel, Gerhard 58.
 Rouffillon 83, 84.
 Rovere, Francesco Maria della
 823.
 Rowe 741.
 Roxburgh 33.
 Roxolane 228.
 Rubens 792, 794, 811, 901.
 Rucellai, Bernardo 835.
 — Giovanni 813, 826, 830.
 Rudolf von Habsburg 190.
 — II. 271, 279, 285, 287,
 288, 289, 450, 451, 459,
 575, 576, 689, 710, 845.
 Rueda 564.
 Ruel 54.
 Ruggieri 417.
 Ruinari 479.
 Ruiz, Juan 769.
 Rumelien 145.
 Ruffen 245.
 Rußland 185, 201, 211, 278,
 483, 550, 686, 418.
 Rußta 865, 866.
 Ruthven 345, 346, 355.
 Ruward 576.
 Rym, Steven 73.
 Rhyjel 565.
- S.**
- Sabbatini, Andrea 906.
 Sabellico, Marc Antonio 922 f.
 Saccarelli 462.
 Sacchi, Andrea 918.
 Sachsen, Herzogthum 96, 98,
 133, 203, 652, 675.
 Sachsen, Kur- 20, 61, 92, 95,
 96, 111, 115, 118, 120,
 137, 165, 183, 194f., 516,
 675, 911.
 Sachsen, Stamm 495.
 Sachsenburg 165.
 Sachsenfeld 457.
 Sachsenthum 741.
 Sachville 730.
 Sacramente 3, 17, 37, 42,
 132, 191, 337, 389, 396.
 Sacramentierer 61.
 Sadoler, B. v. Carpentras,
 Cardinal 47, 69, 147, 820,
 822 f.
 Sague, La 298.
 Saint-André, Marichall 226,
 301, 306.
 — Albans, Viscount v. 707.
 — Andrews 33, 34, 336.
 — Cloud 305, 641, 882.
 — Denis 312, 646, 647, 654,
 720.
 — Dijier 88, 498.
 — Germain l'Auxerrois 323.
 — Germain en Laye 302,
 316, 604.
 — — Friede zu 316.
 — Gilles 556.
 — Hidulph 479.
 — Honoré, Vorstadt 629.
 — Jean d'Angeli 316.
 — Julien 44.
 — Lazare 476.
 — Malo 53.
 — Mareau, Vorstadt 304.
 — Marthe, Denis de 479.
 — Omer 503, 511, 519.
 — Pol 66, 67.
 — Quentin 75.
 — Schlacht bei 228, 225,
 489, 499, 501, 583, 797.
 — Neal, Abbé 274.
 — Trond 518, 519.
 — Vanne 479.
 — Venant 66.
 Sajolader Kloster 78.
 Sala di Constantino 901.
 Saladin 236.
 Salai 882.
 Salamanca 195, 407, 408,
 436, 664, 743, 744, 747,
 754, 763, 776, 785, 786,
 791.
 Salentin von Hsenburg 441,
 442.
 Salerno 213, 804, 815, 906.
 Salsianerinnen 469.
 Salsingerra 800.
 Salisbury 706.
 Salsches Geseß 599, 644, 646.
 Salsuff 834, 851.
 Salm, Graf 144.
 Salmeron 408, 409.
 Salomon 694.
 Salona 178.
 Saluzzo 66, 617.

- Salvator Roja 923.
 Salvatoriello 925.
 Salvi 921.
 Salviani, Leonardo 821.
 Salz 445.
 Salzbürg 98, 156, 195, 441.
 Salzburger Provinzial-Synode 189.
 Salzsteuer 84, 149.
 Samarland 773.
 San Agostino, Kirche 902.
 — Angelo 231, 232.
 — Casciano 828.
 — Domingo 687.
 — Eimo 231, 232.
 — Germano 222, 460.
 — Giorgio, Cardinal 884.
 — Giovanni in Florenz 879, 895.
 — Jago 65.
 — Ignatio, Reduction 429.
 — Juan de la Cruz 467.
 — Lorenzo in Florenz 889.
 — Marco in Florenz 460, 853, 897.
 — Marco in Venedig 910.
 — Michael 231, 232.
 — Miguel 428.
 — Miniato 890.
 — Osofrío 811, 882.
 — Paolo, Reduction 429.
 — Saba, Kirche von 246.
 — Salvador 425.
 — Sebastian 460.
 — Spirito 820.
 — Juste 177, 179, 180, 181, 182, 225, 270, 490, 796.
 Sanazzaro, Jacopo 817, 835.
 Sancerre 550.
 Sanchez, Miguel, Vicenciat 760.
 Sancho Panja 752.
 Sanci 622.
 Sandoval, Alfons de 431.
 — Prudencio de 778 f.
 — y Rojas, Francisco Gomez de 661.
 Sangallo, Antonio da 870.
 — Giuliano da 870.
 Sankt-Annen-Spital 909.
 — Johann und Paul, Kirche 265.
 — Peter in Rom 404, 903.
 — Petersburg 898.
 Sanseverino, Ferdinand 804.
 Santa Chiara 263.
 — Cruz, Admiral 614.
 — de la Sierra in Bolivia 433, 481.
 — Fe de Bogota 481.
 — Maria de Frari 910, 912.
 — degli Angeli 893.
 — delle Grazie 880.
- Santa Maria Maggiore 404.
 — Marta 481.
 Santarem 594.
 Santillana, Markgraf von 782.
 Santo Ufficio 636.
 Sanuto, Marino d. N. 845.
 — — d. J. 846.
 Sanvitale von Scandiano, Gräfin 818.
 Sanzian 415.
 Saracenen 236, 257, 725, 801.
 Sardinien 303, 718.
 Sarpi, Paolo 385, 846 ff.
 Sarto, Andrea del 53, 923.
 Salsoferrato 921, 922.
 Sastrow 142.
 Satire 813.
 Satiriker, spanische 789.
 Satirische Poesie 824.
 „Satyre Ménipée, La“ 648.
 Saumur 642.
 Sauge 549.
 Savage, John 376, 377.
 Savonarola 460, 462, 828, 841, 862, 889, 897.
 Savoyen 43, 44, 45, 64, 76, 77, 88, 225, 227, 255, 256, 257, 259, 345, 386, 484, 485, 554, 570, 592, 623, 629, 633, 666, 715, 717, 718, 720.
 — Piemont 63, 70.
 Scala, Alberto della 249.
 — Bartolommeo della 834 f.
 — Cane della 249.
 — Mastino della 249.
 Scaliger, Julius C. 56.
 Scaligeri 249.
 Scandiano 801.
 Schäferpoesie 745, 783, 817.
 Schäferromane 727, 747.
 Schärtlein v. Burtenbach, Sebastian 113—116, 118, 128.
 Schaffhausen 37.
 Schall, Adam 419 ff.
 Scharbau, Bailly 73.
 Schaumburg 442.
 „Schauspiel von Ponza“ 782.
 Schauspiele, geistliche 743, 765.
 Schauspieler 731.
 Schauspielergesellschaften 725, 733, 746.
 Schauspielhaus i. Ferrara 803.
 Schedone 921.
 Schelmenromane 776.
 Schemjaptscha 276.
 Schepfer 68.
 Scherifbeg 283.
 Schiavone, Andrea 912.
 Schiefer, Wolfgang August 195.
 Schiller 274, 382, 732, 734, 739.
 Schin-Tsong 418.
- Schirwan 284.
 Schisma 1, 849.
 Schismatiker 407.
 Schladming 456.
 Schlatau 387.
 Schlegel, Heinrich 838.
 Schleiermacher 51.
 Schlesien 120, 387, 675.
 Schlic 68.
 Schließung des Großen Rathes 247.
 Schlüsselgewalt 42.
 Schmalcalden 17, 83, 95.
 Schmalcaldbner (Schmalcaldbner Bund) 37, 62, 71, 85, 91, 92, 93, 96 ff., 101, 105, 109, 126.
 Schmalcaldbischer Krieg 113, 118 ff., 128, 134, 154.
 Schmidt, Hans 446.
 Schnepf 61.
 Schönborn, Domherr 218.
 Schönheit 728, 729.
 Scholasticismus 204.
 Scholastiker 410.
 Schongauer, Martin 883.
 Schorndorf 118.
 Schottland 2, 28, 31 ff., 49, 71, 86, 150, 272, 307, 309, 316, 335—382, 383, 384, 484, 567, 588, 614, 615, 616, 692, 696, 701, 702, 749, 779.
 Schouwen 548, 563.
 Schrift, Heilige 45, 178, 300; s. i. d. Bibel.
 Schriftsprache, italienische 862.
 Schubart, spanischer 766.
 Schütt, Imel 80.
 Schule der Vassani 914.
 — der Caracci 918, 920, 921.
 — der Ekkehter 916 ff., 921.
 — der Naturalisten 922.
 — der Pisaner 856.
 — der Venetianer 876, 908, 912.
 — Friejoles 860.
 — Florentiner 857, 870, 897.
 — Giotto's 857.
 — Masaccio's 873.
 — Raffaels 905.
 — Ribera's 925.
 — Verocchio's 875.
 — von Fontainebleau 53.
 — von Köln 857.
 — von Padua 875, 876.
 — von Siena 857.
 — von Umbrien 876.
 — von Valencia 792.
 Schun-Tschi 420, 421.
 Schung-ti 420.
 Schwaben 202.
 Schwäbisch-Hall 117.

- Schwäbischer Bund 59, 60, 91, 127.
 Schwarzenberg, Adolf 286.
 Schwarzer Tod 249.
 Schwarzes Meer 245.
 Schweden 78, 83, 109, 201, 211, 334, 342, 383, 384, 448, 483, 718.
 Schweißkrankheit 7.
 Schweiz 36 ff., 146, 147, 150, 295, 316, 322, 386, 401, 441, 585, 677, 717, 718.
 Schweizer (Eidgenossen) 44, 83, 88, 96, 109, 293, 305, 311, 312, 316, 602, 605, 606, 607, 609, 620, 622, 624, 640, 831.
 Schweizergeschichte 779.
 Schwendi, Lazarus 156.
 Schwenkfeld 90, 91.
 Schwertorden 252.
 Schwyz 36.
 Scipione 38, 777.
 Claveri 26, 83, 147, 245, 426, 429, 430, 431, 471, 476, 481, 491, 686, 873.
 Scone 363.
 Scrofa, Graf Camillo 825.
 Scadabdin 276, 286.
 Sebastian von Portugal, Don 168, 176, 272, 391, 594, 785.
 Sebastiane, Falsche 595.
 Sechzehn, Verbindung der 605, 608, 116, 620, 625, 630, 631, 632, 639, 649.
 Seckau, Schloß 457.
 „Secten“ 198.
 Seeland 176, 318, 362, 496, 501, 516, 537, 538, 540, 542, 543, 547, 562, 564, 565, 566, 569, 570, 575, 584, 585, 587, 588, 599, 613, 675.
 Seelenmessen 19.
 Seemacht, englische 684.
 Seeräuber 63, 873.
 Seerose, Bund der weißen 419.
 Segni, Stadt 223, 849.
 — Bernardo 844.
 Segovia 512, 518, 754.
 Segura, Juan Lorenzo 768.
 Seidenfabriken 53, 403.
 Seid, Nicausius 124, 176.
 Selim I. 228.
 — II. 228, 229, 234, 235, 262, 268, 275, 276.
 Selner 206, 207.
 Semgallen 185.
 Seminarien, bischöfliche 191, 373, 375.
 Seminar, englisches, zu Rheims 373, 614.
 Semlin 233.
 Senar, jambischer 730.
 Senat zu Venedig 243 f., 850.
 Seneca 40, 710, 761, 812.
 Senlis 622, 627.
 Septuaginta 404.
 Sepulveda, Juan Ginez de 179, 777.
 Serben 278.
 Serbien 278.
 Serlio, Sebastian 53.
 Serrignana 883.
 Servet, Michael 50 ff., 386.
 Serviten 847.
 Setuval 594.
 Sevilla 435, 489, 744, 745, 746, 748, 764, 772, 785, 792, 794, 795.
 Seymour, Thomas 27.
 Scaffija 275.
 Sforza, Francesco I. 881.
 — Francesco II., Sohn des Moro 59, 63, 480, 911.
 — Ludovico, il Moro 880.
 — Maximilian 130.
 — Pallavicini, Markgraf 145, 849.
 Shakespeare 703, 726, 731 ff., 764.
 Sharer 732.
 Siam 670.
 Sibylle von Jerusalem 236.
 Sichern 578.
 Sicilien 128, 148, 149, 176, 230, 231, 242, 261, 385, 717, 718, 778, 781, 789.
 Sidney, Philipp 728.
 Sidon 253.
 Siebenbürgen 69, 81, 144, 145, 186, 187, 188, 202, 278, 279, 285, 287, 288, 289, 388, 718, 845.
 Siebenbürger 235.
 Siena 163, 386, 388, 402, 814, 820, 854, 855, 856, 857, 896.
 Sierra Morena 667.
 Sierte Partidas 771.
 Siervershausen, Schlacht bei 165.
 Sigismund August von Polen 278.
 — Kaiser 44, 250.
 — Polenkönig 79.
 Signoria in Florenz 879.
 — in Venedig 165, 244, 251, 260.
 Sigonius 820.
 Sigüenza, Bisthum 486.
 Sigüenza, Joze de 778.
 Siflös an der Drau 37, 233.
 Silberflotte 679.
 Silius Italicus 788.
 Simancas 486, 643.
 Sina 415, 416 ff., 669, 695.
 Sinan Paicha 234, 285.
 Sinclair, Thomas 361.
 Sinesen 419.
 Sinsheim 198.
 Siroffo 265.
 Sisebut 742.
 Siffel 285.
 Sittard, Schlacht bei 86.
 Sittenstreige, calvinische 48.
 Sixtus IV. 210, 259.
 — V. 379, 401, 403, 404, 603, 614, 622, 625, 847.
 Sixtina (Sixtinische Capelle) 886, 887, 890, 901.
 Skalden 726.
 Skadeforo 253.
 Skyros 67.
 Slavonien 89.
 Sleidan, Johann 152, 179.
 Slaus 678.
 Smyrna 241.
 Snyders „Prophet“ 497.
 Soave Polano, Pietro 849.
 „Societas Jesu“ 409.
 Socinianismus 337 f.
 Soderini 885, 886.
 Sodoma, il 906.
 Soffi-Fürsten 283.
 Sogliani 882.
 Soignies 578.
 Soissons 608, 626, 644.
 Sokrates 38.
 „Sola“ 101.
 Soldatenmeuterei 563.
 Soliman II. 783, 914.
 Solis y Ribadeneyra, Antonio de 767, 780 f.
 Solothurn 39.
 Solway Bucht 364.
 Solwaymoor, Schlacht bei 35.
 Somašco 480.
 Somaster 480.
 Someriet, der Protector (Regent) 23, 26—28, 35, 49, 150.
 — Grafchaft 703.
 Sonnenambulismus 219.
 Sonette 747, 758, 733, 801, 822, 823.
 „Sonetti intrecciati“ 824.
 Sonnabender 453.
 Sonnenjüngern 212.
 Sonoy 541, 548.
 Sophia (Joc) von Morca 258.
 Sophocles 327, 765.
 Sora 463.
 Sorbonne 57, 58, 63, 302, 391, 607, 625, 627, 651, 721.
 Sorranzo 798.

- Corrento 804, 808.
 Sosiego 168, 488.
 Coto, Juan de 269, 571.
 Courie, Jakob, Seeräuber 426.
 Southampton, Stadt 168.
 — Graf von 27, 733.
 Sozialismus in Paraguay 434.
 Cozzini, Fausto 388.
 — Vello 388.
 Spaa 574.
 Spada 921.
 Spagna, La 878.
 Spagnoletto 792, 922, 925.
 Spalato 849.
 Spanien 2, 3, 4, 6, 49, 59,
 66, 68, 82, 86, 112, 142,
 143, 150, 167, 168, 175,
 176, 177, 180, 188, 193,
 194, 221, 226, 227, 262,
 269, 277, 278, 310, 312,
 316, 318, 319, 320, 321,
 329, 368, 371, 374, 383,
 384, 385, 392, 399, 403,
 405, 410, 418, 436, 467,
 480, 481, 482, 483, 484,
 539, 600, 614, 616, 625,
 631, 639, 643, 656, 658,
 661, 662, 664, 666, 667,
 670, 673, 674, 675, 678,
 679, 694, 695, 698, 712,
 715, 717, 718, 722, 723,
 725, 741 ff., 812, 848, 877,
 922.
 Spanier 86, 87, 88, 114, 121,
 141, 168, 222, 563, 564,
 565, 566, 568, 577, 592,
 616, 630, 633, 669, 682,
 686, 687, 690, 831.
 Spanische Jurie 563, 565.
 Spavento 813.
 Spee, Friedrich 216 ff., 220.
 Speier 85, 86, 88, 92, 100,
 103, 106, 111, 155, 164,
 202.
 Spens, John 356.
 Spenser, Edmund 728.
 Sperone Speroni 813.
 Spiegel, Stadtrichter 450.
 Spielberg, Georg 669.
 Spinola, Ambrosio 673.
 Spinoza 387, 391.
 Spigbergen 674.
 Spoleto 387, 873, 893.
 Sporenjacht 2.
 Sposalizio del mare 244.
 Sprache, arabische 54, 55.
 — chaldäische 55.
 — deutsche 54.
 — französische 23, 55, 141,
 328, 374, 821.
 — griechische 49, 54, 55, 799,
 801.
 — hebräische 54, 55, 138.
 Sprache, italienische 23, 54,
 55, 141, 781, 798, 801,
 819, 820, 821, 825.
 — lateinische 23, 54, 81, 141,
 327, 336 f., 374, 799,
 801, 853.
 — provençalische 781.
 — spanische 23, 54, 781.
 Sprachen, amerikanische 433.
 Sprenger, Jakob 219.
 Squarzone, Francesco 875.
 Staat und Kirche 484, 490,
 739, 847 f.
 Staatengericht, europäisches
 718.
 Staatenpartei 613, 676, 677.
 Staatsinquisition in Venedig
 248, 851.
 Staatsrath, niederländischer
 675.
 Stade 689, 690.
 Städte, deutsche 190, 200 f.,
 202, 204, 280 f.
 — schwäbische 37.
 — Vgl. Bürgerthum.
 Städtecantone 37.
 Stael, Frau von 839.
 Stände in Blois 560, 561,
 576, 616 ff.
 — in Frankreich 300.
 — in Paris 644.
 — in den Niederlanden 502,
 675.
 — katholische 134.
 — österreichische 189.
 Stahlhof 688, 690.
 Stambul 234.
 Stammtafel der Bourbonen
 293.
 — der Familie der Guisen 148.
 — der portugiesischen und
 spanischen Königsfamilie
 269.
 — der Tudors 29.
 — des Hauses Stuart 693.
 Stanza d'Eliodoro, la 900.
 — del Incendio 900.
 „Stenzen Raffaels“ 898 ff.
 Stanzioni, Massimo 925.
 Starckenberg, Erasmus v. 787.
 Statthalterpartei 613, 676,
 677.
 Staufer 128.
 Stechappel 220.
 Steele 741.
 Steenwyf 589, 671.
 Steiermark 81, 189, 197, 279,
 444, 455, 458, 718.
 Stella, Peter 40.
 Stephan Balthorn 202; s.ich
 Balthorn.
 Stephanskirche in Wien 188,
 440.
 Sternkammer 694.
 Steuern in den Niederlanden
 593 f., 538.
 — in Spanien 488.
 Steuerbewilligung 587.
 Stewart, Gme 373.
 — James 373.
 Steyer, Stadt 197.
 Stiergefechte 488.
 Stift zu Graz 280, 446, 449,
 456.
 Stiftskirche in Graz 447, 455,
 456.
 Stiftsschule in Graz 448.
 Stil Francois I. 53.
 — der Renaissance 864.
 Stirling 35, 347, 350, 353,
 357, 358.
 Stobäus, Georg 453.
 Stockem 532.
 Stockholm 83, 459.
 Stoiker 709.
 Straalen, Van 526.
 Strada, Famiano 274, 530,
 852.
 — Gut Macchiavellis 828.
 Straelen 539.
 Straßengeß Jakobs I. 700.
 Straßburg 37, 47, 57, 105,
 118, 138, 152, 155, 162,
 215, 387, 443, 553.
 Stratford 732, 733.
 Strauch 121.
 Strombeck 216.
 Strozzj, Orabmal der 870.
 — Partei der 844.
 — Philipp 53, 163, 318,
 595, 816.
 — Pietro 819, 830, 889.
 Strumpfwirkerstuhl 691.
 Stuart, Walter 32.
 Stuarts, Haus der 32, 343,
 694, 697.
 Stuhlweißenburg 87, 163, 285,
 287.
 Stuttgart 61.
 Stuttgarter Concordia 61.
 Successionspläne Karls V.
 140 ff.
 Sudburg 176.
 Suez 403.
 Suffolf, Herzog von 31, 168.
 Sugar 647.
 Suleiman II. 66, 67, 68, 69,
 78, 79, 80, 81, 85, 87,
 89, 90, 144, 145, 186,
 187, 188, 192, 227 ff., 275,
 283, 776.
 Sulfatar-Chan 283.
 Sully 324, 641, 655, 656,
 694, 695, 712 ff., 717,
 718, 719.
 Sumatra 53, 669, 690.

- Summa des Canisius 440.
 „Summe christlicher Lehre“
 192.
 Super-Intendenten 199.
 Supra-Naturalismus 387.
 Supremat in England 9, 323,
 330, 332.
 Suprematseid 12, 13, 331, 332.
 Sureſne 644, 645.
 Susanna, Tochter Shake-
 speares 732.
 Swinburne 382.
 Synode von Angrogne 147.
 — zu Breſt 389.
 — zu Dortrecht 677.
 — von Nippo 396.
 — von Karthago 396.
 — Vergl. Concil.
 Syrer 238.
 Syrien 236, 238, 240, 245,
 252, 253, 435.
 Szathmár 233.
 Szegedin 146.
 Szefely, Moles 288.
 Szerencs 233.
 Sziget 187, 234.
 Szolnok 146.
- 2.
- Tabak 687.
 Tacitus 327, 678, 780, 836,
 838.
 Tábris 283, 284.
 Tai Loſama 416.
 Tailbois, Gilbert 4.
 Talavera 778.
 Tamasp 229, 283.
 Tamerlan 749, 773.
 Tango 416.
 Tanistry 702.
 Tanner 220.
 Tapeten 901.
 Tapia, Gonjalvo de 427.
 Tarasken 427.
 Tarbes, Biſchof von 5.
 Tardif 632.
 Tarragona 638.
 Tarrega, Canonicus 760.
 Tasso, Bernardo 804, 811.
 — Torquato 787, 803 ff., 811,
 812, 813, 818, 821, 824.
 Tataren 284, 420, 435, 749.
 Taters 749.
 Taufe 337, 389.
 Tauler 462.
 Taurisano 391.
 Tavañnes, Gaspard de 310,
 313, 315 f., 322.
 Tefflenburg, Konrad von 96.
 Teheran 773.
 Tellez, Gabriel 761.
 Temesvár 146.
- Temperafarben 874.
 Tempſer 236, 239, 240.
 Tenedos 249, 250.
 Teniers 792.
 Tenzone 742.
 Ter Goes 540.
 Terceira 595, 754.
 Terenz 761, 799, 802, 814.
 Teresa de Jeſu 464 ff.
 Termez, Marſchall 226.
 Ternate 414, 669.
 Terra ferma 249.
 Terracina 852.
 Terracotta-Arbeiten 871.
 Terzinen 758.
 „Terrapolitana“ 37.
 Teufel 217, 219, 220.
 Teufelsmale 218.
 Theate 479.
 Theater 754.
 — de la Cruz 746.
 — del Principe 746.
 — in London 731.
 — in Madrid 764.
 — ſtändiges 744, 746.
 — ſpaniſches 484.
 — und Kirche 723.
 — zu Ferrara 817.
 — Repertoire 731, 762.
 Theatinerorden 409, 479, 848.
 Theiner 460.
 Theiſten 387.
 Theodor von Miſiſtra 254.
 Theodorich, Diſtgothe 813.
 Theokratie 41, 47.
 Theofrit 824.
 Theophrastus 212.
 Theresia, heil. 751.
 Thermen Diocletians 893.
 Therouanne 2, 67, 163, 503.
 „Thesaurus linguae la-
 tinae“ 55.
 Theſeus 38.
 Theſſalien 776.
 Theſſalonich 435.
 Thetis 768.
 Thionville 226, 525.
 Thomar 594.
 Thomas von Aquin 3, 665,
 785, 813, 923.
 — Beket v. Canterbury 17 ff.,
 206, 727.
 — Lord 726.
 — von Kempen 462.
 — von Morea 258.
 Thomastus 220.
 Thoré 551.
 Thorn 210.
 Thorne, Robert 685.
 Thoulouſe, Marnig von 523.
 Throgmorton 360.
 Thronfolge Ordnung in Eng-
 land 13, 29, 682.
- Thuanus 125.
 Thüringen 165.
 Thutychides 178, 595, 833.
 Thumſhien 120.
 Thurm, ſchwarzer 145.
 Tiarini 921.
 Tibalbi 916.
 Tiberius 489.
 Tibull 829.
 Tidore 669.
 Tiefendimension 868.
 Tiemen 578.
 Tiepolo, Bajamonte 248.
 — Jakob 248.
 — Paolo 272, 404.
 Tiſernus 59.
 Tiſtis 284.
 Tinbury 615.
 Tindal 18.
 Tintoretto 816, 909, 912,
 913, 916.
 Tirlmont 578.
 Tirol 128, 189, 197, 198,
 211, 288, 445, 717.
 Tiſio, Venvenuto 906.
 Tiſnacq 564.
 Tivoli 222.
 Tixall, Raſt von 377.
 Tizian 177, 181, 267, 488,
 489, 791, 794, 796 f.,
 908 ff., 912, 913, 914,
 916, 923.
 Tlemcen 663.
 Toblach 156.
 Todtentanz 743.
 Tokaj 144, 233.
 Toledo 71, 179, 487, 490,
 661, 745, 746, 756, 763,
 764, 766, 778, 783, 787,
 824, 827.
 — Don Pedro von, Vicekönig
 163.
 — Garcia de, Sohn des Vice-
 königs 163.
 — Jeſuit 654.
 — Juan Baptiſta de, Maler
 und Baumeiſter 489, 792.
 Toleranz, Princiſ der 621,
 623, 641, 717.
 — in England 682.
 — Edict in Sina 422.
 — in Frankreich 303 f.
 Tolo 415.
 Tommaſeo 846.
 Tonnerre 498.
 Topia 845.
 „Torbefitz, der Burgfriede
 von“ 773.
 Torgan 153.
 Toribio 428, 481.
 Torigiano 884.
 „Toro Farneſe“ 893.
 Torquemada 776.

- Torre, Baccalaureus, Francisco de la 790.
 — bei Vadajoz 744.
 — de la, Mediciner 881.
 Torriano, Ingenieur 178.
 Torfello 845.
 Tortur 216.
 Toscana 201, 388, 617, 645, 654, 718, 824, 854, 871, 883.
 — Ferdinand v. 622.
 Totis (Tata) 87, 187, 233.
 Toul 152, 153, 154, 162, 164, 173, 185, 221, 307, 557, 558.
 Toulon 87.
 Toulouse 313, 391, 471.
 Touraine 538.
 Tournay 2, 502, 503, 519, 565, 589.
 Tours 293, 558, 625, 630, 631, 827.
 Tovar, Fernan Sanchez de 771.
 Tower 10, 27, 331, 369, 381, 683, 695, 727.
 Tradition 63, 896.
 Tragödie 730, 765, 812.
 Tragödien, griechische 813.
 Trajan 489.
 Tranchee 656.
 Transsubstantiation 337, 759.
 Trapani 1.
 Trapezunt 245, 773.
 Travancore 414.
 Trebinje 276.
 Trecento 872.
 Tremellio 387.
 Tresham 699, 700.
 Trevisani 407.
 Treviso, Mark 249f., 260.
 "Tribagia" 744.
 Trient 103, 108, 113, 127, 129, 131, 142, 151, 152, 153, 185, 199, 392, 394, 439, 512, 651, 718, 776, 838.
 Trier 164, 194, 503.
 Triest 197, 245, 249, 250.
 — Concil 185, 139; s. Concil.
 Trinitätslehre 50, 388f.
 Trinitarier 482, 747.
 Trinqueau 53.
 Tripolis 146, 187, 188, 253, 262.
 Trissino 812.
 Tritheim, Abt 211.
 Triumvirat 301.
 Troja 768.
 Tronto 223.
 Troubadour 800.
 Trouvères 729.
- Trojes 325.
 Trujillo 481.
 Trupmacher 497.
 Tschitbir 284.
 Tjong-Tsching 419.
 Tucuman 428, 429.
 Tudela 50.
 Tübingen 61, 446.
 Tübinger Theologen 400.
 Türkei 81, 187, 202, 311.
 Türken 39, 64, 65, 67, 70, 82, 83, 85, 87, 88, 89, 105, 106, 112, 137, 142, 144, 145, 146, 149, 157, 159, 161, 163, 173, 182, 199, 202, 250, 251, 252, 261, 262, 268, 276ff., 282, 287, 288, 317, 318, 401, 407, 483, 484, 493, 632, 656, 717, 718, 783.
 Türkenfahrt 93, 190, 281, 441, 444, 451, 455.
 Türkenhilfe 104, 106.
 Türkenkrieg 96, 409, 454.
 Tuilerien 610.
 Tunis 1, 63ff., 82, 178, 187f., 262, 268, 277, 303, 571, 582, 754, 783.
 Tupiniquin 426.
 Turibius 423, 481.
 Turin 64—67, 214, 257, 554, 809, 815, 818, 820.
 — Friede von 246, 250, 252.
 Turkomanen 284.
 Turkopulen 236, 238.
 Turnhout 672.
 Tutbury 376.
 Tyrnau 80.
 Tyrone 682.
 — Graf 681.
 Tyrus 239f., 242.
- II.**
- Ugione 882.
 Ugolino da Pontedera, Andrea di 856.
 Umana 283.
 Ulm 113, 117, 118, 137, 162, 215.
 Ulrich von Wirtemberg 59, 60, 61, 115, 117, 118, 137.
 Ulster 681, 702.
 Ultramontane 632.
 Uluç, Ali 262, 265, 268.
 Umbrien 876, 817, 927.
 Umurbeq 241.
 Unfehlbarkeit 397.
 Ungarn 49, 69, 77, 78, 79, 81, 82, 85, 87, 89, 112, 114, 144, 150, 161, 163, 174, 186, 187, 191, 193, 196, 197, 201, 211, 235, 238, 249, 287, 288, 289, 384, 656, 665, 718, 749, 750, 803.
 Ungnad 282.
 Uniformitätsacte 332.
 Union, Klausener 719, 720.
 — Brüsseler 568, 576.
 — englisch-schottische 701, 702, 706.
 — verbesserte 563.
 — von Urrecht 584, 586.
 — zu Delft 562.
 Unitarier 389.
 Universalpatricier 430.
 Universität der Künstler 869.
 — Alcalá 270, 436, 493, 570, 583, 778, 789.
 — zu Besançon 192.
 — Bologna 9, 210, 386, 399, 402, 403.
 — in Bourges 52.
 — Cambridge 328, 705, 728, 740.
 — Coimbra 592, 594.
 — Douay 510.
 — Fermo 404.
 — Ferrara 9, 210, 402, 801, 818, 820, 843.
 — Florenz 843.
 — Gandia 436.
 — Glasgow 34, 336.
 — in Graz 448.
 — Heidelberg 294.
 — Jena 162, 205.
 — Ingolstadt 437, 439, 451.
 — zu Innsbruck 192.
 — Köln 438, 442.
 — Krakau 210.
 — Leyden 546, 676.
 — Leipzig 97, 213.
 — in Lignitz 90.
 — Löwen 505, 510, 527, 569.
 — Mantua 847.
 — in Montpellier 54, 213.
 — Orleans 40, 52.
 — Oxford 3f., 387.
 — Padua 9, 210, 213, 804, 818, 822, 843, 844, 849.
 — Paris 39f., 52, 74, 213, 324, 413, 436, 721.
 — Pavia 393.
 — Rimini 402.
 — Pisa 818, 844.
 — zu Rom 404, 820.
 — Saint-Andrews 33.
 — Salamanca 407, 436, 743, 763, 785, 791.
 — Salerno 213.
 — Siena 402.
 — in Tübingen 61, 207.
 — Wiener 183, 199, 213, 439.
 Universitäten, deutsche 9, 437.

- Unsterblichkeit der Seele 386.
 Unterdrauburg 457.
 Unterthanen 455.
 Unterwalden 36.
 Urban von Gurf 195.
 — IV. 743.
 — V. 399.
 — VIII. 476, 849, 921.
 Urbina, Donna Isabella de 754.
 Urbino 478, 804, 822, 857, 870, 894, 895, 898.
 — Guidobaldo von 823.
 Urcontone 37.
 Urpel 478.
 Uri 36.
 Urfulmerinnen 478.
 Uruguay 428.
 Ustoten 279.
 Utjeschenitsch, Georg 78; *siehe* Martinuzzi.
 „Utopia“ 12, 13.
 Utopien 709.
 Utraquisten 119, 125, 200.
 Utrecht 495, 496, 501, 502, 503, 520, 521, 534, 537, 538, 547, 565, 578, 584, 587, 588, 671, 675, 678, 687, 797.
 Uzeda, Herzog von 665.
- B.**
- Baga, Perino del 906.
 Balangen 46.
 Balcourt 578.
 Balbes, Fernando, Großinquisitor 490.
 — ippanischer Feldherr 545.
 — Juan, Reformator 385 bis 387.
 Baldivia, Jesuit 428.
 Balence 297.
 Valencia 271, 478, 638, 661, 662, 663, 664, 718, 746, 754, 760, 764, 766, 774, 777, 792, 922.
 Valenciennes 75, 509, 519, 523, 565.
 Valentina Visconti, Gemahlin Peters II. v. Cypren 251.
 Valerius 834.
 Valerius, Zusammenkunft in 312.
 Valette, Jean Parisot de la 230 ff.
 — la, Stadt 231, 233, 399.
 Valignani, Vater 416 f.
 Valla, Lorenzo 862.
 Valladolib 176, 262, 270, 489, 665, 685, 797.
 Valois, Haus 58, 174, 596, 622, 652.
 Valor, Don Fernando de 492.
 Valpo 87.
 Valtellin 386.
 Van Del, Jakob 674.
 Van den Hammen, Lorenzo 274.
 Van Straalen 526.
 Vanini, Giulio Cesare 391.
 Vanni, Andrea 858.
 Vanucci, Pietro 877.
 Varaz, Graf 672.
 Varchi, Benedetto 837, 844, 894.
 Vargas, Monjo de 637.
 — Juan de 527, 543.
 — Luis de 792.
 Vasallen Polens 185.
 — des römischen Stuhles 592.
 Vasari 855, 872, 874, 877, 878, 879, 880, 883, 884, 887, 888, 893, 894, 896, 902, 904, 906, 907, 908, 911, 912, 914.
 Vasco de Lobeira 751.
 Vasquez, Rodrigo 634.
 Vassn, Blutbad von 304 ff., 305, 306.
 Vaterunser 220.
 Vatican 224, 435, 858, 898, 903, 918, 919.
 Vaucelles, Waffenstillstand 164, 221 f.
 Vaudemont 556.
 Vecchio, Crazio 819.
 Vecellio, Franz 912.
 — Marco 912.
 — Crazio 912.
 — Tiziano 910.
 Vedhoris, Advocat 620.
 Vedas 415.
 Vega 494.
 Velasco, Ferdinand von 653.
 — Pedro Fernandez de 773.
 — Velasquez Diego de Silva 792 ff.
 Velaz de Guevara, Luis 760.
 — Marquis von Los 493.
 Velika 89.
 Vellano aus Padua 875.
 Velluti 834.
 Vels, Leonhard 79.
 Venajjin 480.
 Vendôme, Cesar von 656.
 — Anton von Bourbon, Herzog von 75, 86.
 — Heinrich v. Bourbon, Herzog von Vendôme, später Heinrich IV. von Frankreich 314.
 Venedig 67, 77, 235, 241, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 265, 267, 278, 283, 318, 385, 386, 390, 394, 399, 402, 403, 407, 409, 413, 436, 452, 479, 496, 554, 596, 625, 654, 666, 667, 675, 717, 718, 776, 783, 789, 792, 807, 809, 810, 815, 818, 820, 822, 844, 845, 846, 847, 848, 850, 856, 865, 871, 876, 884, 890, 892, 906, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 916.
 Venetianer 68, 241, 401, 601, 685, 813, 868.
 Venetien 250.
 Venezia 427.
 Veniero 262, 265, 267.
 Venloo 86, 539, 613.
 Venosa, Herzog von 764.
 Verazzano 53.
 Verbiest, Ferdinand 421 f.
 Verböczy 78.
 Vercelli 64.
 Verden 140.
 Verdun 152, 153, 162, 164, 173, 185, 221, 307, 503, 557, 558.
 Verein für Krankenpflege 474.
 Verfolgung Andersgläubiger 11 ff., 169.
 Vergerius, Peter Paul 70, 93, 189.
 Vermählung des Dogen mit dem Meere 244.
 Vermigli, Pietro Martyr 302, 387.
 Vernebo, Vincenz 430.
 Verneuil, Marquise von 717, 722.
 Verunft, „des Teufels Braut“ 110.
 Verona 249, 250, 386, 496, 820, 852, 857, 876, 906, 913.
 Verrochio, Andrea 874, 875, 877, 879, 909.
 Verschöpfung von Amboise 652.
 Vertrag, Großwardeiner 79.
 Verwins, Friede zu 657 f., 672.
 Vestalius 55.
 Vespasian 489.
 Vespignano 856.
 Veiviu 708.
 Vespriin 146, 233, 285, 286, 288.
 Veto in Aragon 638.
 Vettori 830.
 Vezelay 52.
 Via felice 404.
 Viane 513.
 Vanden, Adelheid von 498.
 Viardot 923.

- Vicenza 249, 820, 825.
 Widamat in Genf 44.
 Viehzucht bei den Moros 433.
 Vieilleville 149, 152, 155, 812.
 Vielweiberei 99, 227, 432.
 Villa 50, 297.
 Viglius 501, 510, 512, 521, 534, 536, 562, 564.
 Vignaiuoli 825.
 Vignole 53.
 Villa, Marquese von 810.
 — Nueva 50.
 Willach 156, 160, 161.
 Willafraanca 70.
 Willagarcia 180.
 Willalar, Schlacht bei 484, 637.
 Willalobas 744.
 Willani, Filippo 833.
 — Giovanni 833.
 — Matteo 833.
 Willars, Admiral 640, 651.
 — Otto von 44.
 Willavicencio, Lorenzo 524.
 Willenfans 590.
 Willegas, Güevan Manuel de 760, 791.
 Willena, Heinrich Markgraf von 781.
 Williers, Georg 703.
 Willvorde 590, 600.
 Wimory 606.
 Vincenz von Paula, heil. 471 ff., 477.
 Vinci, Leonardo da 53, 868 ff., 879 ff., 896, 906, 916.
 Viola da Gamba 819.
 Virgil 743, 781, 787, 788, 789, 799, 804, 824, 826, 834.
 Virgilius, Marcellus 826.
 Virginia 691.
 Visconti 249.
 Visegrad 79, 89, 285, 288.
 Visitantinnen 649.
 Visitationen, kirchliche 189.
 Vitale in Bologna 860.
 Vitalis, Michele II. 243, 244.
 Vitelli, Cesare 532, 537 f.
 Viterbo 820.
 Vittoria Colonna 824, 914.
 Vitruvius 865, 903.
 Vivarini, Antonio 876.
 Vives, Ludwig 214.
 Vites, goldenes 174, 488, 499, 501, 513, 529, 535, 593.
 Vlißingen 502, 537, 589, 612, 613.
 „Vocabulario degli Accademici della Crusca“ 821.
 Voegen 479.
 Vofinger 38.
 Volkshooveränität 778.
 Volkswirtschaft in Frankreich 712 f.
 Voltaire 324, 476.
 Vorbehalt, geistlicher 184.
 Vorberösterreich 198.
 Vorherbestimmung 41 f.
 Vorlande, österreichische 197, 665.
 Vossius 677.
 Vota simplicia 410.
 Vulgata 396.
 Vulkan, Don 768.
- W.**
- Waadt 43, 44, 45, 46, 64.
 Waagthal 81.
 Wachfiguren-Cabinette 874.
 Wachtendonck 539.
 Waes, Wald von 614.
 Waffenstillstand, zwölfjähriger 670, 674.
 Waiblingen 207.
 Waigath-Jusel 686.
 Waiken 79, 285.
 Walachei 187, 245, 285, 288, 749, 750.
 Walcheren 318, 537, 544, 612, 623.
 Waldburg, Gebhard, Truchseß von 441 f.
 Waldeck 105.
 Waldenier 146, 301, 385, 850.
 Waldshut 36.
 Wales 751.
 Wallfahrt der Gnade 16.
 Wallfahrten 385.
 Wallonen 495, 540, 564, 582, 641.
 Wallramische Linie 498.
 Wallingham 376, 377, 378.
 Walther de Nores 256.
 — von Wömpelgard 238.
 Wang-Lie, Kaiser 418.
 Wansee 283.
 Warasdin 279.
 Wardlaw, Heinrich 33.
 Warham, Wilhelm 10.
 Warleton 498.
 Warnsdorf, Nikolaus von 195.
 „Warnungen“ Draniens 531.
 Warwick 26, 27, 28.
 Warwickshire 732.
 Wassergeusen 536.
 Wasserleitung 404.
 Weert, Sebald de 670.
 Weimar 122, 765.
 Weißen, Partei der 833.
 Weißenburg i. Elsaß 61, 155.
 — Vertrag von 144.
 Weitmühl, Sebastian von 119.
- Welfen 800, 826.
 „Weisches Wesen“ 385.
 Welfer, Philippine 193.
 Weltanschauung, mittelalterliche 739, 863.
 Weltseele 391.
 Werke, gute 204.
 Werth, Chorherr 45.
 Wesen 39.
 Westfalen 118.
 Weistriesland 675.
 Weistgothen 742.
 Weisthof, Marmeliter 138.
 Westindien 277, 318, 480, 669, 670, 686, 687, 690.
 Westminster 18, 367, 378, 381.
 Westmoreland 367.
 Weyer 220.
 Weistone 730.
 Wicif 727.
 Wiclisten 33.
 „Wider das Papstthum“ 107, 108.
 Widmannstetter, Georg 449.
 Wich 105, 109, 118, 442.
 Wiedertäufer 18, 40, 62, 73, 188, 279, 387, 497, 605.
 Wien 59, 68, 81, 86, 188, 192, 213, 272, 289, 401, 437, 439, 440, 446, 480, 554, 576, 679, 783, 787, 818, 845, 897.
 Wiener-Neustadt 787.
 Wiganat 206.
 Wildeneck 197.
 Wilhelm IV. von Bayern 112, 115.
 — V. von Bayern 451.
 — von Brandenburg 97.
 — von Cleve - Jülich - Mark 77, 85 f.
 — von Hessen 153.
 — I. von den Niederlanden, König 591.
 — von Oranien 151, 174, 226, 274, 318, 374, 498, 548, 550, 562 ff., 671, 675.
 — von Sicilien 242.
 Wille Gottes, verborgener 41.
 Willbroef 523.
 Willensfreiheit 208, 213.
 Willoughby, Hugh 685.
 Wimpfen 194.
 Winchester 24, 168.
 Windischgraz 457.
 Windor, Schloß 9, 27.
 Wirsberg 123.
 Wirtemberg 52, 59, 60, 61, 92, 113, 117, 152, 155, 156, 170, 183, 194, 195, 197.
 — Herzogthum 91.
 Wisshard, Georg 336.

Wittelsbacher 441.
 Wittenberg 90, 93, 95, 102,
 109, 110, 116, 119, 120,
 122, 133, 383, 390.
 Wizel 505.
 Wohlfahrts - Ausschufs von
 Zehn 632.
 Wolf Dietrich von Raittenau
 441.
 Wolfenbüttel 206, 207.
 Wolfgang von Pfalz - Zwei-
 brüden 137, 138.
 Wollwebereien 403.
 Wolmar, Melchior 40, 52.
 Wolsey 3 ff.
 Wood 365.
 Worms 47, 101, 108, 109,
 155, 164, 183, 193, 689.
 Wormser Edict 497.
 Wriothesley, Kanzler 23.
 Würzburg 164, 203, 216, 218,
 220, 441.
 Wurzgen 104.
 Wyatt, Thomas 167, 168.
 Wynorbergen 590.

X.

Xativa 922.
 Xejny, Fiuß 429.

Xingu 427.
 Xitvella 774.
 Ximenez 8, 486.

Y.

Yang, Mandarin 418.
 Ybarra 672.
 York 3, 8, 34, 342, 366.
 Ypern 72, 503, 511, 519,
 523, 529.

Z.

Zabern 155.
 Zaccaria, Anton 480.
 Zampieri 917.
 Zanchini 821.
 Zapolha, Familie 144.
 — Johann 68, 69, 78.
 — — Sigismund 78, 79,
 144, 186, 188, 233,
 278.
 Zara 245, 249, 250.
 Zaragoza 634, 637, 638, 639,
 778.
 Zafius, Dr. 162, 170.
 Zehnte, der 657.
 Zengg 81, 279.
 Zeusideal 888.

Ziani, Sebastiano 244 f.
 Ziegenhain 108, 124.
 Zieridsee 563.
 Zigeuner 748, 749.
 Zingaris 749.
 Zips, Herzogthum 69.
 Zither 819.
 Zobel, Melchior 203.
 Zrinyi, Georg 285.
 — Niklas 68, 233 ff.
 Zsitva-Torol 289.
 Zünfte 730.
 Zürich 37, 39, 49, 386, 387,
 388.
 Züricher 38.
 Zütphen 182, 496, 540, 590,
 671, 675.
 Zug 36, 38.
 Züdersee 537.
 Zulima 471, 472.
 „Zunniga“ 178.
 — Hofmeister 141.
 — Rino de 582.
 Zurbaran 792.
 Zurita 773, 777, 778.
 Zwangsanlehen 556, 694.
 Zweibrüden 315.
 Zwingli 36, 37, 38, 39, 40,
 43, 51, 57, 387.
 Zwinglianer 61, 95, 279, 390.

Verbesserungen.

Seite 115,	Zeile 5	von oben	lies	Wilhelm IV.	statt	Wilhelm III.
" 378,	" 4	" "	"	Fotheringhay	"	Fotheringay.
" 378,	" 4	" unten	"	"	"	"
" 557,	" 6	" oben	"	Johann Kasimir	"	Kasimir.
" 558,	" 4	" unten	"	" "	"	"
" 579,	" 12	" oben	"	" "	"	"
" 584,	" 7	" "	"	" "	"	"
" 602,	" 10	" unten	"	" "	"	"
" 578,	" 12	" oben	"	Pfalzgraf in Lautern	"	Pfalz-Zweibrüden.
" 584,	" 7	" "	"	" "	"	"
" 592,	" 9	" unten	"	Manuels I.	"	Manuels VI.



